Kritische

Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Vicepräsidenten des Oberconsistoriums, Oberhofprediger und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

Ein und zwanzigster Band. Erstes Heft.

Neustadt a. d. O. und Schleiz,
bei Johann Karl Gottfried Wagner.
1840.

1. Symbolik aller christlichen Confessionen. Von Dr. Eduard Köllner, Licentiaten und außerordentlichem Professor der Theologie. Erster Theil: Symbolik der lutherischen Kirche. Hamburg, bei Perthes. 1837. Auch unter dem zweiten Titel: Symbolik der lutherischen Kirche. XLVIII u. 692 SS. 3 Thlr. 18 Gr.

2. Allgemeine christliche Symbolik. Eine vergleichende quellengemäße Darstellung der verschiedenen christlichen Confessionen von lutherisch kirchlichem Standpuncte. Von Heinrich Ernst Ferd. Guerike, Theol. D. Leipzig, bei Köhler. 1839. XXVIII und 595 SS. 2 Thlr. 12 Gr.

Bei dem wieder erwachten Streite zwischen den verschiedenen christlichen Confessionen kann man sich über das erneute Leben der Wissenschaft der Symbolik nur freuen. Denn da so Viele über die Gegensätze jener Confessionen ohne nähere Kenntniß derselben zu sprechen wagten, Andere hingegen, wie neulich Rudelbach die Union als das allerunchristlichste Werk verschrieen, noch Andere aber die erneuten Anmaßungen der Hierarchie in Schutz nahmen oder den Katholicismus noch immer für höchst nothwendig erachteten, weil hier die Liebe, im Lutherthume aber der Glaube vorherrschend erscheinen soll: so ist es an der Zeit,

 auf

auf den Grund aller Zwietracht und alles Streites, auf die öffentlichen Bekenntnißschriften, auf welche es hier ankommt, zurückzugehen, um zu erforschen, ob eine Einigung möglich oder wenigstens ein Friede denkbar sei. Lange Zeit hindurch hatte eine scheinbare Ruhe geherrscht. Man wußte nicht, ob sie für das Zeichen einer erhöhten Civilisation zu halten sei, welche den alten Haber überwunden und eine endliche Erledigung von selbst herbeigeführt habe, oder eines Ignorirens der Gegensätze, oder einer indolenten Toleranz. Zur Zeit des ersten Jubelfestes unserer Kirche erwachte aber der alte Haß von Neuem, weil man da ernstlich daran dachte, sich mit der auf demselben Grunde und Boden erwachsenen reformirten Kirche zu vereinigen. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich 1830, wo die gleiche Erinnerung beider Kirchen an die Gleichheit ihres Glaubens mahnte, Männer aber, wie Scheibel, Guerike, Steffens und Huschke die lutherische Abendmahlslehre für den Kern des Christenthums erklärten, von welchem die Reformirten nur die Schale haben sollten. Als endlich in unsern Tagen die katholische Kirche die Bannflüche von Trident wiederholte, sahe man sich genöthigt, auch nach dieser Seite hin unsere Grundsätze zu prüfen und den katholischen comparativ entgegenzustellen, zumal da Möhler in seiner in 5 Auflagen vorliegenden Symbolik der Dogmatik seiner Kirche durch rednerischen Schmuck, dialektische Gewandtheit und nicht selten durch Verunstaltung des eigentlichen Thatbestandes eine glänzende Außenseite zu geben versucht hatte. Daher kam es, daß nicht nur Baur's Gegenschrift gegen Möhler in der zweiten Auflage zu einem förmlichen Buche anwuchs, sondern daß auch, neben Winer und Rettberg, Köllner und Guerike der Etwas vergessenen Symbolik von Neuem aufzuhelfen beschlossen. Geschieht die Bearbeitung dieser Wissenschaft so, wie es protestantischen Gelehrten zukommt, parteilos, ohne Vorurtheil und vorgefaßte Meinung, und ohne dogmatische Umdeutung

lung der Begriffe: so muß der Haß gegen die Union gemildert und ein gründliches Urtheil über unsere Symbole befördert werden. Vor Allem wäre es aber nöthig, diese Wissenschaft selbst historischer zu fassen, so daß, was Planck in seiner Fortbildung des protestantischen Lehrbegriffs zu Tage gefördert hat, bei der Darstellung der symbolischen Dogmatik unserer Kirche nicht ignorirt wird. Aber noch einen Schritt weiter müßte man zu gehen sich nicht verdrießen lassen. Zeigen müßte man nämlich, was die Gründer unserer Kirche aus der alten Dogmatik des Mittelalters sich angeeignet und wogegen sie angekämpft haben, so daß auf diese Weise die Dogmengeschichte benutzt, aber auch diese selbst, weil sie, wie uns dünkt, zu wenig auf den symbolischen Lehrbegriff Rücksicht nimmt, gefördert wird. Dadurch würde man den Grund und das Wesen der verschiedenen Kirchen deutlicher einsehen und begreifen, wie sie entstanden, wie ihr Charakter sich aus dem Chaos der im Mittelalter oft widersprechend neben einander liegenden Meinungen herausbildete, wie er oft zufällig geändert und häufig ganz inconsequent abgerundet wurde. An der Hand der Geschichte müßte der Symboliker bei einer grammatischen Erklärung der alten Bekenntnißschriften nach einer pragmatischen Methode das Zufällige von dem Nothwendigen, das minder Wichtige von dem Entscheidenden, das Wesentliche von dem zufällig Hinzugegebenen zu scheiden wissen. Ein solches Buch, dessen Verfasser über die alten Urkunden des Glaubens, wie über kirchliche Monumente urtheilt, scheint unserer Literatur zur Zeit noch zu fehlen. Denn, um von der Schrift des Dr. Köllner zuerst zu reden, so umfaßt dieselbe zwar Alles, was von der Veranlassung, dem Zwecke, dem Ansehen unserer symbolischen Bücher gesagt werden kann; aber Theils ist in ihr die Darlegung der eigentlichen dogmatischen Symbolik zu dürftig ausgefallen, Theils behandeln die historischen Notizen nur das Aeußerliche der Symbole, nicht die nothwendige Entwickelung des

des innern Lehrgehalts. Die Schrift des Dr. Guericke aber ignorirt den Aufbau des alten lutherischen Lehrgebäudes ganz, da er und seine Partei gewohnt sind, Alles zu unterschreiben, was Luther und die Verfasser der Eintrachtsformel je ausgesprochen haben, ja diese selbst über allen Widerspruch erhaben zu achten, weil sie voraussetzlicher Weise gleich den tridentinischen Vätern infallibel waren. „Ueberhaupt steht ja, nach Dr. Guericke, die ursprüngliche lutherische Kirche nicht als eine Abschwächung zweier kräftiger Elemente (welcher denn?) da, sondern als die gesunde Einheit des im Grunde der Extreme schlummernden Wahren, als die ruhige Fülle zwischen Ueberfülle und Mangel, als die einen zweifachen, schreienden Mißton der Extreme von sich scheidenden, wie durch sich in Lauterkeit und Wahrheit einenden Harmonie" (S. 34.), daher sie denn auch „am Beßten die rechtgläubige Kirche zu nennen ist." Auch die Entwickelung des katholischen und reformirten Lehrbegriffs wird von diesem Verf. durchaus nicht historisch genug in's Auge gefaßt, und dort die Sätze der Viel zu selten benutzten Professio Trident. mit den Dogmen des tridentinischen Concils, so wie die Aussprüche der verschiedenen reformirten Bekenntnißschriften in eine und dieselbe Kategorie geworfen, obwohl es am Tage liegt, daß unter den katholischen Symbolen eben jene Professio den Culminationspunct römischer Anmaßung erreicht hat und unter den reformirten Bekenntnißschriften sich wenigstens 4 verschiedene Perioden derselben geschichtlich nachweisen lassen. Diese progressive, bisweilen auch regressive Steigerung der Bekenntnißschriften muß der Symboliker nebst ihren historischen Gründen und Veranlassungen vor Allem herausstellen, was, wie wir meinen, bis jetzt noch nicht geschehen ist. Endlich müßten, wie es bei Köllner und theilweise auch bei Guericke allerdings geschehen ist, nicht bloß die eigentlich dogmatisch differirenden Puncte herausgestellt, sondern auch das ganze Gebäude jedes symbolischen Lehrbegriffs ent=

entwickelt werden, und jedoch so, daß bei einer comparativen Darstellung, wie sie Guericke gegeben hat, auch die Differenzpuncte in der Methode nicht übersehen würden, z. B. in der Lehre von Gotte, der Vorsehung, der Erhaltung und in der Dämonologie. Aus diesen Puncten namentlich, in welchen keine eigentliche Differenz der Kirchen Statt findet, läßt sich am leichtesten auf die Theorie der symbolischen Bücher überhaupt schließen, die sie auch dann handhaben, wo sie eigentliche Trennungspuncte zu entscheiden versuchen. Daraus wird Das, was auf die ganze Gestaltung des Lehrbegriffs bedeutend einwirkte, ersichtlich, daß die Verfasser der katholischen Symbole nach scholastisch-mystischen Grundsätzen arbeiteten; daß die lutherischen vor Allem das praktische Interesse im Auge behielten, dabei aber namentlich die Aeußerungen frommer Mystiker des Mittelalters nicht verschmähten; daß die der reformirten Kirche in der Regel sich auf den Standpunct des einfach philosophirenden, in einem einzigen Puncte auf den des speculirenden Menschenverstandes sich stellten, und daß endlich die der griechischen an der Einfachheit der alten Zeit festhielten.

Guericke's Standpunct zu den lutherischen Symbolen war zwar bisher schon ziemlich bekannt, aus seiner Symbolik ist sie aber ganz unzweifelhaft zu erkennen. Kann man auch schon annehmen, daß der irgendwo aufgestellte Satz: hodie nullus exstat theologus orthodoxus, durch die schwankenden Urtheile der Glaubenseiferer unserer Tage, wie Tholuck's und Hengstenberg's, vielfach bestätigt werde, so läßt er sich doch nicht auf Guericke anwenden. Denn obwohl er in seinem Buche nirgends ein bestimmtes Urtheil über das Ansehen und die Verbindlichkeit der symbolischen Bücher abzugeben, noch die Gegenreden Anderer zu widerlegen sich die Mühe nimmt: so gilt ihm doch Alles, was im 16. Jahrh. Luther und Melanchthon und die Urheber der Eintrachtsformel Dogmatisches zu Tage gefördert haben, für baare Wahrheit. Da, wo es ihm

ihm mit dem Inhalte jener Bücher doch vielleicht Etwas zu arg wurde, z. B. in der Lehre von dem Teufel, worin bekanntlich Luther dem grassesten Volksaberglauben anhing, schweigt er lieber ganz, nennt aber doch zur Beruhigung seiner Leser dieß Dogma das unbestrittenste und unbekritteltste, und ärgert sich über die Swedenborgianer, daß sie keinen persönlichen Teufel annehmen (S. 204.). Auf einen ganz andern Standpunct hat sich dagegen Hr. Dr. Köllner gestellt. Zwar mißbilligt auch er das Streben Derer, die die Symbole nur als historische Denkmäler betrachten wollen (S. 114.), indem er aber ganz richtig eingesteht, daß die Symbole in vielen Stücken den wahren Sinn der Schrift nicht darstellen (S. 147.), erscheint die Ansicht als gerechtfertigt, daß die alten Bekenntnißschriften nur als ehrwürdige Denkmale des ursprünglichen, nicht für alle Zeit befohlenen Glaubens der lutherischen Kirche und zwar nur so lange zu betrachten sind, bis man zu dem unbestreitbaren Resultate gekommen seyn wird, daß unsere Zeit neuer Bekenntnißschriften bedarf. Köllner ist daher weit entfernt, Alles gu zu heißen, was die Symbole aufstellen, er weist vielmehr nicht selten auf ihren innern Widerspruch hin, z. B. in der Lehre von der Prädestination (S. 635.) und anderwärts. Vielleicht hätte aber seine Beurtheilung des Gegebenen noch umfassender, schärfer und häufiger geübt werden sollen. Als besonders empfehlenswerth erscheint an dem köllner'schen Buche die Umsicht und Gelehrsamkeit, womit der isagogische Theil desselben bearbeitet ist. Dieser handelt von den 3 ältesten Bekenntnißschriften (bis S. 93.), ihrem Ursprunge, ihrer Bedeutung, Geltung, kritischen Beschaffenheit, ihrem Zwecke und Werthe; dann ist in gleicher Weise (bis S. 596.) von den lutherischen Symbolen, Theils im Allgemeinen (bis S. 147.), Theils von den einzelnen die Rede. Man findet hier nicht nur Alles, was zur äußern Kunde der symbolischen Bücher unserer Kirche beitragen kann, sondern auch die Literatur mit einer dankenswerthen Genauigkeit aufgeführt.

ſirt. Aber in einigen Puncten iſt der Verf. zu weitläufig geworden, namentlich da, wo er über den Text der augsburger Confeſſion in's Breite und Kleinliche verfällt (S. 267—321.). Eben ſo hätte die Unterſuchung über die Handſchriften (S. 322—356.) mehr in's Kurze gezogen werden ſollen. Ferner hätte der ganze Artikel über die Confutatio pontificia (S. 398—435.) entweder nur kurz erwähnt, oder lieber in den zweiten Band, wo der Verf. die katholiſche Symbolik darſtellen wird, verwieſen werden können. Zwar hat jene Widerlegungsſchrift hauptſächlich wegen ihrer Jämmerlichkeit kein ſymboliſches Anſehen in ihrer Kirche erlangt; aber ſie iſt doch ein zu wichtiges Zeugniß für die damalige Geltung des katholiſchen Glaubens, als daß ſie bei der katholiſchen Symbolik übergangen werden könnte. Für die Concordienformel, von welcher (S. 523—696.) eben ſo weitläufig gehandelt wird, ſcheint der Verf. zu günſtig geſtimmt zu ſeyn, indem er behauptet, daß in derſelben dem einmal beſtehenden Glauben in keiner Beſtimmung widerſprochen wurde (S. 582.), was jedoch (S. 591.) dahin ermäßigt wird, daß die Entſcheidungen derſelben Theils den frühern Symbolen gemäß gegeben, Theils wenigſtens paſſend an dieſe angeſchloſſen wurden. Allein bei der hyperlutheriſchen Rauhheit, mit welcher man das ſtrenge Dogma von der Erbſünde verfolgte, war ein ſolcher Widerſpruch gegen die frühern entweder ausgeſprochenen Behauptungen oder doch nicht ausgeſchloſſenen Conſequenzen nur zu leicht möglich, und trat auch wirklich ein. So, um nur Eins anzuführen, iſt in der augsburger Confeſſion durchaus nicht behauptet, daß der Menſch aus eignen Kräften **nichts** Gutes thun wolle und könne, ſondern nur (Art. XVIII.), daß er die Gerechtigkeit ohne Mitwirken des Gottesgeiſtes **nicht** erlangen könne. In der Apologie wird (Art. 3.) **wenigſtens** die Sehnſucht nach einem beſſern Zuſtande dem **Menſchen** durchaus nicht abgeſprochen, ſondern nur behauptet (S. 85.), daß die menſchliche Natur zu

ſchwach

schwach sei, um aus eignen Kräften dem Teufel widerstreben zu können. Bekannt ist, daß in der Variata Conf. diese Meinung noch gemilderter erscheint. Alles Dieß aber war den Verfassern der Concordienformel Viel zu synergistisch oder pelagianisch, und sie verwarfen mit der Strigel'schen Meinung auch die frühern mildern Bestimmungen mit näherer Bezeichnung der termini technici: hominem ex naturali nativitate adhuc aliquid boni, quantulumque etiam et quam minutulum, exiguum atque tenue id sit, reliquum habere: capacitatem videlicet, aptitudinem, habilitatem, potentiam et vires aliquas in rebus spiritualibus aliquid inchoandi, operandi aut cooperandi, indem sie (S. 640.) zu behaupten wagten, daß jedes Gefühl und jeder Gedanke von Natur, also absolut nothwendig, e diametro mit Gotte und seinem heiligen Willen stritten. Eben so hatte Melanchthon noch in der Apologie behauptet, daß Gott die Aeußerungen der nicht geradezu boshaften Menschennatur, die äußerlich ehrbaren Handlungen der Menschen, belohne (so auch in s. locis: de pecc. actualibus fol. 63.). Dagegen geht die Concordienformel so weit, jedes Ueberbleibsel aus dem Ruine der ursprünglichen Menschennatur für nichtssagend bei Gotte zu erklären (S. 641.): et quidem haec ipsa quantulacunque per morbum illum haereditarium veneno infecta sunt atque contaminata, ut coram Deo nullius momenti sint. Soll nun hier kein Widerstreit seyn? Wohl muß man zugestehen, daß schon Luther und Melanchthon eine harte Theorie eingeleitet hatten, weil ihnen der Mensch mit seinem Thun und Handeln Nichts, Christus aber durch sein Verdienst und Wort Alles galt, damit das unselige Dogma von den guten Werken, welches die katholische Kirche in so grundlose Irrthümer gestürzt hatte, leichter abgethan werden könne. Aber zu beachten bleibt immer, daß sie jene Theorie in der Praxis meistens verließen und die harten Consequen-

zen

zen derselben ganz zu umgehen suchten. Sie redeten durchaus die fromme Sprache der Demuth, die Nichts für sich seyn will, sondern Alles durch die Gnade Gottes. Bei alle dem stellten sie jedoch den natürlichen Menschen nicht auf die Stufe, auf welcher in seiner Seele Nichts als Bosheit und Unsinn ist. Dieß konnten erst die Verff. der Concordienformel über sich gewinnen. Es ist daher nicht zu verkennen, daß dieselben ihre harten Schlüsse nicht selten absichtlich zum Abschlusse des kirchlichen Gebäudes zögen, und daß sie nach den frühern symbolischen Büchern eben so leicht und folgerichtiger eine größere Milde dabei hätten eintreten lassen können. Wir wollen keinesweges das Gute verkennen, welches der Verf. dieser letzten Bekenntnißschrift nachrühmt, aber Theils müssen wir uns denselben Ruhm für die eben so famöse Formula consensus Helvetici erbitten, Theils können wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß es, was Köllner S. 592. mit sehr schwachen Gründen zu widerlegen sucht, um die Gestaltung und die Fortbildung unserer Kirchenlehre weit besser gestanden hätte, wenn die freiere melanchthonische Richtung darin nicht unterdrückt worden wäre. Unsere Kirche versank in Folge dessen in eine traurige Stabilität, die ihren freien Gang hemmte; in einen Scholasticismus, der todter war, als der katholische des Mittelalters, weil es ihr an innerer Kraft und Frische fehlte, in die todten Formeln auch nur einen Schein des Lebens zu bringen. Wir wissen aus der Geschichte der Dogmatik, daß die Scholastiker unserer Kirche, Hollaz, Hutter, Quenstedt u. A. diesen scholastischen Wust mit noch feineren Distinctionen aufputzten, bis alle lebendige Regung in unserer Kirche fast erstarb, und daß es fast zwei hundert Jahre bedurfte, um jenen Ballast, wenn auch nicht über Bord zu werfen (denn unsere Dogmatik *schleppt* sich leider noch immer mit ihm), so doch wenigstens zurückzudrängen und ihn nur als historische Denkwürdigkeit aufzuführen. — Diese Zeit erneuter Freiheit und lebenskräftiger

Um-

Umbildung nennt Guericke (S. 36.) die des Indifferentismus, der, immer tiefer Wurzel schlagend, ein trauriger Vorbote neuerer und neuester Geschichte, aber auch des völligen Endsieges geworden sei. Er meint, daß „alle jene Züchtigung und Bedrängung der Kirche zur Heiligung und Läuterung gedient hätten, damit sie in erneueter, wahrhaftiger Gestalt sich aus dem Grabe erhebe, um in dem letzten Davidskampfe gegen den Goliath der widerchristlichen Zeit das göttliche Zeugenamt zu verwalten und den Pfeiler zu bilden, nach dem Streite, zu dem herrlichen Tempel des ewigen Gottesreichs im Triumphe." Verstehen wir diesen Satz recht, so schmeichelt sich Guericke mit der Etwas vorschnellen Hoffnung, daß jener herrliche Sieg schon errungen sei, d. h. daß die alte Dogmatik wieder erstanden und Fleisch und Blut von Neuem angethan habe, um als papierner Papst die alten Zeiten wieder herbeizuführen, die neuen Ergebnisse vernünftiger Forschung zu vernichten, und daß auf diese Weise das ewige Gottesreich herbeigeführt sei, wo die Kirche zu streiten aufhört und auf immer zu triumphiren beginnt. Das zu glauben oder auch nur für die nächste Gegenwart zu hoffen, dazu gehört mehr als Augen- und Ohrenverschließen, wenn nicht etwa der gute Mann geglaubt hat (und in sofern wäre seine Prophezeihung schon zu Wasser geworden), daß jener Triumph (mit Hilfe des berüchtigten Bischofes Stephan) von Nordamerika ausgehen werde. Er ist jedoch noch vernünftig genug, es zu mißbilligen (Vorr. XI.), daß die in ein überseeisches Paradies flüchtenden Sachsen solch Verfahren zum Schibboleth lutherischer Rechtgläubigkeit machten.

Was die äußere Oekonomie des guericke'schen Werkes anlangt; so gibt es das Nöthige, was über die äußern Verhältnisse der symbolischen Bücher zu wissen Noth thut, ebenfalls in einem isagogischen Theile, aber kürzer als Köllner, und das ist zu loben, da der Kern der Symbolik der dogmatische

tische

tische Theil seyn soll. Der Verf. theilt die historischen Grundzüge der Entwickelung der Kirchengemeinschaften vor der Reformation (S. 13—26.) der katholischen und griechischen Kirche, so wie der Waldenser und böhmischen Brüder, dann der Kirchen seit der Reformation mit, einschließlich der kleinern Secten (S. 26—56.), dann behandelt er die Bekenntnißschriften der einzelnen Kirchen und kleinern kirchlichen Parteien (S. 57 bis 134.). Köllner dagegen hat, wie schon bemerkt, dem isagogischen Theile seine Aufmerksamkeit vorzugsweise gewidmet, indem derselbe 596 Seiten umfaßt, während der systematische Abriß des symbolischen Lehrbegriffs der lutherischen Kirche nur 88 Seiten enthält, was, wie er wohl selbst zugestehen wird, kein harmonisches Verhältniß ist. Auch hätte bei einer gedrängteren Darstellung manche Wiederholung vermieden werden können (wie S. 567 und 588. bei Darlegung des Inhalts der Concordienformel, S. 218 und 219. bei wiederholter Aufführung der durch die Verlesung der augsb. Conf. günstig gestimmten Fürsten). Sein Styl ist übrigens deutlich und klar, nur oft Etwas einförmig. Dagegen leidet Guericke's Styl an einer grenzenlosen Unbehilflichkeit und schwülstigen Ueberladung. Es kommen seitenlange Sätze vor, an deren Ende man den Anfang lange vergessen hat, namentlich dann, wenn er an polemische und dogmatische Erörterungen geht; z. B. S. 390.: „Die Buße ward Anfangs von Luther, selbst im größern Katechismus, wiewohl nur gewissermaßen und bloß dem Namen nach, noch als Sacrament anerkannt, oder wenigstens geduldet, ja sie oder hier vielmehr die Absolution wird selbst im 7. Art. d. Apol. der augsb. Conf., zumal im lateinischen (weit minder klar, vielleicht gar nicht entschieden im autorisirten deutschen Texte) mit der vorgängigen Erklärung, daß auf die Bestimmung der Zahl der Sacramente an sich nicht Viel ankomme, als wirkliches Sacrament aufgeführt; und ebenda erklärte man sich nicht abgeneigt, auch die Ordination wohl als Sa-

Sacrament anzuerkennen; wenn man darunter die Weihe zum Predigtamte verstände; späterhin aber ward die Buße, sei es die eigentliche, als eine innere Handlung und eines bestimmten von Christo eingesetzten äußeren Zeichens ermangelnd, oder sei es die Absolution als Sacrament von der lutherischen Kirche in vollkommener Uebereinstimmung stillschweigend aufgegeben, die Ordination ward nie als Sacrament anerkannt, und die lutherische Kirche, wie die reformirte, jene nur ohne Eifer für diese Zählung und gegen die Ueberzahl nahm mithin nur Taufe und Abendmahl (erstere allerdings auch nach lutherischem Grundsatze unwiederholbar), von denen nun auch allein als Sacramenten (als „von unseren zweien Sacramenten von Christo eingesetzt" nach dem Gr. Katech. Eingang zur Taufe) die beiden Katechismen Luther's absichtlich handeln, als wahrhaft christliche, von Christo selbst angeordnete, auch von der ältesten Kirche allein erweislich anerkannte Sacramente an." — Auf diese Weise muß man sich oft durch aus einander gezerrte und wieder in einander gezogene Sätze hindurcharbeiten, die bei größerer Aufmerksamkeit und Gewandtheit in mehrere getheilt, die Lectüre des Buches, welches so gestaltet ein ordentliches Studium erfordert, erleichtert haben würden. Aber wie die Gedanken zu keiner rechten Klarheit gekommen sind; so auch die Darstellung.

Die historischen Puncte, welche die Kürze des Raumes hier zur Sprache zu bringen gestattet, möchten etwa folgende seyn. Köllner behauptet (S. 50.), indem er Walch folgt (histor. controv. de process. Sp. S. Jen. 1737. §. 1.), als hätten bereits die ältern griechischen Väter das Ausgehen des Geistes auch vom Sohne geglaubt und gelehrt. Allein alle die Stellen, die man beibrachte (Athanas. ad Serap. I. 24, Epiph. haeres. 57, 4. Cyrill. de orat. I. 9.), um das lateinische Dogma zu stützen, beweisen zu Viel und daher Nichts. Jene Väter behandeln den heil. Geist durchaus nicht als Hy-

posta-

[illegible], nicht als dritte Person der Trias, sondern sie verstehen die Gabe des Geistes, das Charisma, und dann konnten sie auch recht gut sagen, daß diese Geistesgaben vom Vater und Sohne zugleich ausgehen, wie denn hierin Augustin tract. 99. zu Joh. XVI. 13. gerade so spricht, als Cyrillus. Wenn also die lateinischen Kirchenlehrer sich auf jene Stellen beriefen; so bedachten sie nicht, daß, was von der Gabe des Geistes gilt, nicht sofort auch von der Person desselben verstanden werden dürfe. Als auf dem Concile zu Florenz 1439 durch die Nachgiebigkeit der Griechen eine Union herbeigeführt wurde, urtheilte man über die Stellen jener Väter ganz richtig und eben so richtig versteht sie auch Metrophanes Critopulus in s. Confess. p. 20. Später aber mißverstand man sie von Neuem und warf sich daher gegenseitig Verfälschung der alten Väter vor. Darnach muß auch berichtigt werden, was Lenz in seiner Dogmengeschichte (I. S. 323.) über jene Stellen sagt. — Eine übertriebene Wichtigkeit ertheilt Kölner S. 86. der Lesart in carne und in Deo im athanasianischen Symbolum, wie sehr alte Mss. statt in carnem und in Deo haben. Der Sinn jener Variante soll nach Waterland der seyn: Einer ist Christus, denn das Göttliche ist nicht in das Menschliche aufgenommen, sondern das Menschliche in die göttliche Natur, woraus man folgerte, daß dieß den Eutychianern ja gar nicht widerspreche, da auch sie nur Eine, nämlich die göttliche Natur annähmen, was eben auch das Symbol aussage. Dagegen sei nun die Lesart mit dem Ablativ vorzuziehen; denn durch sie werde die Unvermischtheit beider Naturen gewahrt; in der Art nämlich: als schon die göttliche Natur sich mit der menschlichen vereinigt hatte, da sei das Göttliche nicht verändert worden, sondern habe das Menschliche nur zu sich genommen. Diese letztere Lesart drückt allerdings die orthodoxe Meinung noch gewichtiger aus, aber die erstere wurde, wie wir glauben, falsch verstanden. Denn assumtione huma-

humanitatis in Deum heißt nicht durch Aufnahme d. h. Erhöhung bis zur Absorption der Menschheit in Gotte, sondern durch Dazunahme des Menschlichen zum Göttlichen, und der Gedanke ist eben so orthodox: Christus ist eine numerische Einheit; denn nicht ist die Gottheit gewandelt in das Fleisch, sondern sie hat die Menschheit an sich genommen; ganz wie es sonst überall heißt: Divinitas assumsit humanitatem. Eben so gebrauchten ja auch die griechischen Väter ihre πρόςληψις nicht für exaltatio Erhöhung, sondern für adjunctio: Hippol. contr. Noet. 16. λαβὼν ψυχὴν ἀνθρωπίνην. Jene zweite Lesart scheint bloß Aenderung eines um die Orthodoxie der Formel und um Mißdeutung der assumtio ängstlichen Abschreibers gewesen zu seyn. Auch erwartet Niemand einen Ablat. bei den Subst. conversio und assumt., sondern nur den Accus., weil der Gedanke auf eine Bewegung und Verwandlung führt. Immer bleibt die Polemik gegen Eutyches dieselbe, zumal da das Symbol, um die assumtio humanitatis in Deum deutlicher auszudrücken, das bekannte Gleichniß der Vereinigung der Menschenseele mit dem Körper hinzufügt. — Guericke sagt von dem athan. Symbole, es stelle die rechtgläubige Lehre von der Trinität und dann vornehmlich von der Person Christi in reinen, scharfen, präcisen Formen vest, und richte abweichende Irrlehren, indem es die Seligkeit an die reine Lehre knüpfte, mit nicht ungerechter Strenge. Köllner dagegen macht S. 42. ganz richtig darauf aufmerksam, daß wer jene Dogmen als unrichtige Ausdeutung biblischer Ausdrücke und mit den übrigen menschlichen Denkgesetzen unvereinbar und nicht für wahre göttliche Offenbarungen zu halten vermöge, in jenem Symbole nur das Fortschreiten zur kirchlichen Formel anerkennen könne, welche den Geist in die Fesseln des starren Buchstabens geschlagen und die Grenzen der Glaubensfreiheit eingeengt habe, welche das Wort Gottes in der Schrift selbst Jeglichem nach seinem Bedürfnisse gestattet. —

Um

Um von den historischen Notizen nur noch Eins zu erwähnen, so scheint Köllner nicht eben günstig gegen Karl V. gestimmt zu seyn. Zwar war es eine Zeitlang bei protestantischen Schriftstellern Sitte, den Charakter jenes Fürsten zu verdächtigen, weil er nicht selten manches den Reformatoren Ungünstige veranstaltete. Eben so fuhren französische Geschichtsschreiber über ihn her, weil er einen ihrer berühmtesten und tapfersten Könige demüthigte. Allein Köllner wägt die historische Wahrheit sonst so genau ab, daß wir uns wunderten, wie er S. 213. behaupten konnte: der Kaiser habe deßhalb gewünscht, daß das lateinische Exemplar der augsb. Conf. verlesen werde, um das Verständniß derselben zu erschweren. Das ist gewiß eine durchaus falsche Ansicht und ein Verkennen des kaiserlichen Charakters. Der Kaiser war, wenn er auch die Einheit Deutschlands durch theologische Zerwürfnisse ungern zerrissen sahe, doch wenigstens gerade und offen, und dergleichen Nebenabsichten sind ihm nicht zuzutrauen. Es ist dagegen bekannt, daß er der deutschen Sprache nicht eben sehr mächtig war; daß, wenn er sprach, er höchstens in niederdeutscher Mundart sich auszudrücken pflegte, und daß es ihm daher nur willkommen seyn konnte, wenn das Glaubensbekenntniß in der ihm geläufigeren lateinischen Sprache verlesen wurde. Als er sich später auch das deutsche gefallen ließ, hörte er gespannt zu, und ließ sich beide Exemplare zustellen; das lateinische aber behielt er für sich. Aehnliches geschahe auch auf dem Reichstage zu Worms. Nachdem Luther seine Vertheidigungsrede erst deutsch gehalten, verlangte sie der Kaiser noch ein Mal lateinisch zu hören.

Es ist jedoch nun Zeit, noch Einiges über die systematische Darstellung des symbolischen Lehrbegriffs zu sagen, welche sich in beiden Schriften findet. Bei Guerike sowohl, als bei Köllner zerfällt dieselbe in die gewöhnliche Eintheilung der Dogmatik. Nur Köllner aber hält sie streng vest und handelt daher von der Eschatologie zuletzt, welche Gue-

rike theilweise bei andern Puncten unterbringt. Da dieses Vfs. Darstellung eine comparative ist, so hätte eine Vergleichung der Lehre von den letzten Dingen viel Interessantes darbieten müssen, und es ist zu bedauern, daß dieses ganze Capitel hierin vernachlässigt wurde. Zum Schlusse hat Guerike das sogenannte Glaubensbekenntniß Luther's aus seinen Werken besonders abdrucken lassen, von welchem Feuerlin vermuthete, es sei ein Theil des großen Bekenntnisses vom heil. Abendmahle. In den Prolegomenen handelt Köllner von der heil. Schrift, in wiefern sie allein princip. cognoscendi und norma fidei und codex revelationis inspiratus sei, in wiefern in ihr allein die Offenbarung niedergelegt und sie das vollkommenste Mittel zur Erreichung des Zweckes der Offenbarung sei; wozu dann die Lehre von dem Kanon der Schrift und ihre Auslegung kommt (S. 640 ff.). Natürlich konnten hier bloß einzelne Aussprüche der Symbole als Belege angezogen werden, da die Verfasser derselben keine Glaubenslehre in systematischer Form, sondern nur ihre praktische Ueberzeugung den Irrthümern der katholischen Kirche gegenüber aufstellen wollten. Daher hätte auch der Verf. vielleicht nichts Unzweckmäßiges gethan, wenn er hierbei auch auf die Privatschriften der Reformatoren Rücksicht genommen und aus ihnen manches hierher Gehörige beigebracht hätte. So ist die Frage, wie sich die Reformatoren das Verhältniß der Vernunft und Philosophie zur Schrift dachten, zwar vom Verf. berührt, aber keineswegs erledigt worden, weil aus den symbolischen Büchern durchaus keine vollständige Beantwortung gegeben werden konnte. Wären nun hier Privatäußerungen Luthers und Melanchthons angezogen worden, so würde dieß für das Verständniß des symbolischen Dogma selbst sehr instructiv seyn, und es würden bei aller Härte in der Theorie jener Männer doch auch so freisinnige Aeußerungen derselben zur Sprache gekommen seyn, daß es zu einer sehr erklärlichen Erscheinung wurde, wie sich in

unserer

unserer Kirche auch eine sehr milde Ansicht von jenem Dogma bildete, obgleich sie später dem überstrengen Supranaturalismus weichen mußte, welchen erst die Socinianer und Arminianer zu brechen anfingen. Ueberhaupt mußte bemerkt werden, daß wenn Luther die Vernunft oft sehr herabsetzte, er entweder nur gegen die Anmaßungen der speculirenden Verstandes-Scholastik sprach, welche das göttliche Wort verachtet, oder daß er damit sich gegen die Regungen seiner eigenen gesunden Vernunft bei dem Unbegreiflichen mancher von ihm angenommenen Dogmen sicherstellen wollte. Dabei durfte übrigens nicht übersehen werden, daß namentlich Melanchthon in der Apol. Art. 2. höchst ehrerbietig von den Bestrebungen der alten Philosophen spricht. Eben so umsichtig mußte der Art. inspiratio behandelt werden, da Luther bekanntlich auch von einer allgemeinen Inspiration unter den Frommen oft in fast mystischen Ausdrücken sprach. Zudem war dabei vestzuhalten, daß die Väter unserer Kirche auch über diesen Punct weit milder dachten, als die Dogmatiker der Folgezeit, daher denn sehr zu bezweifeln ist, was der Verf. aus Stellen der Symbole hierüber zu erhärten sich getraut (S. 642.): daß es für symbolische Ansicht zu halten sei, daß, was die Schrift enthalte, nicht aus der Vernunft erkannt werden könnte, sondern der Schrift geglaubt werden müsse, und daß darum die Vernunft der Schrift sich zu unterwerfen habe (Art. Smalc. S. 317.), und endlich, daß in den Symbolen bereits eine inspiratio realis und verbalis gelehrt werde. Denn alle für diesen letzten Punct angeführte Stellen geben nur den allgemeinen Sinn, daß die Schrift ein Werk des Geistes Gottes sei, nicht aber, daß dieser sich der heiligen Schriftsteller wie todter Maschinen bedient, um ihnen Worte und Sylben einzugeben. Am Gefährlichsten klingt unter den angeführten Stellen Apol. S. 81., wo Melanchthon steigernd so schreibt: Num frustra putant, toties idem repeti? num arbitrantur, excidisse Spiritui Sancto non animadvertenti

has voces? Lösen wir diese rednerische Formel auf, so bekommen wir den einfachen Gedanken, daß den Aposteln bei der Verabfassung ihrer Schriften ein höherer Sinn inwohnte, daß sie weder leichtsinnig, noch ohne Vorbedacht so schrieben, wie sie schrieben, daß sie also auch, wie jeder verständige Schriftsteller thut, das Wort abwogen und nicht ohne Ueberlegung wählten. Was aber den ersten Gedanken anlangt, so wird nirgends ausdrücklich behauptet, daß die Vernunft die Schrift nicht durch sich selbst verstehen könne, und diese allerdings aus dem Dogma von der Erbsünde leicht zu ziehende Consequenz findet man wenigstens nirgends ausgesprochen. Die Stelle Art. Sm. S. 317. sagt im Gegentheile das Entgegengesetzte aus. Denn wenn der Mensch in seinem stolzen Selbstgefühle die Tiefe seines Verfalls nicht selbst einsehen will, und die Kenntniß seines Elends nur der Schrift verdankt; muß er diese nicht erst verstehen, um zu jener Kunde zu gelangen? Wozu hätten auch die symbolischen Bücher so viele Zeugnisse aus der Schrift beigebracht, um ihre Gegner zu schlagen, wenn sie nicht vorausgesetzt hätten, daß diesen das Verständniß der Schrift durch das Licht ihrer natürlichen Vernunft möglich wäre? — Ueber alle diese Fragen, die in den Prolegomenen besprochen werden mußten, geht Guerike ganz hinweg, wiewohl ihre tiefere Erledigung zur Würdigung des symbolischen Lehrgehalts unumgänglich nöthig war. Erst über die Frage nach den Apokryphen treffen beide Verff. zusammen (Guerike S. 144., Köllner S. 614.). Hier mußte aber von Beiden Einiges über die tieferen Gründe angegeben werden, warum unsere Väter die apokryphischen Schriften verwarfen, namentlich von Guerike, warum die Katholiken es sich so angelegen seyn ließen, sie in die Reihe des Kanon aufzunehmen. Denn die Väter von Trident entschieden sich nicht bloß aus dem Grunde für den Kanon des Augustin, weil Luther den des Hieronymus vorgezogen hatte, sondern aus dem dogmatischen Grunde, weil ihnen jene Bücher Beweisstellen

len für ihre Dogmen, namentlich für die Verdienstlichkeit der sogenannten guten Werke und für die Heiligenanbetung geben. Auch fehlte es den katholischen Stimmführern Viel zu sehr an Kenntniß des Originals der heiligen Bücher, und daher an philologischer Basis, um einen Unterschied zwischen kanonischen und apokryphischen Büchern zu machen. Endlich hatte ja auch die Vulgata diese schon aufgenommen, und da man dieselben mit der sogenannten Authentie weihte; so mußte man auch ihren gesammten Inhalt ohne kritische Prüfung mit hinnehmen. Hätte Guerike sich mit der Geschichte des tridentiner Concils bekannt gemacht; so würde er gefunden haben, daß die zur Anordnung jenes Kanons gewählten dreißig Mönche, die noch Nichts auf dem Concile gethan, als gepredigt hatten, namentlich solche Stellen aus Luther's Werken ziehen sollten, in denen er sich über den alt- und neutestamentlichen Kanon freier geäußert hatte, und daß daher jene Aufzählung der authentischen Schriften des Kanons per saturam, wie sie sess. IV. geschahe, namentlich gegen die kritischen Urtheile Luther's gingen. Denn eben durch die Verwerfung dieser glaubte man auch seinen dogmatischen Ansichten am Besten beikommen zu können. Bekannt ist nun, daß in unsern symbolischen Büchern dennoch zwei Stellen aus den Apokryphen sich finden, beide in der Apol. S. 117. 224. Guerike erwähnt dieß, kann sich aber dabei nicht helfen. Köllner dagegen macht S. 614. mit Recht darauf aufmerksam, daß Tob. IV, 6 ff. nur deßhalb citirt werde, weil die Gegner in der Confut. 20. Art. ein besonderes Gewicht auf diese Stelle gelegt hatten; die zweite Stelle, meint er, werde nur so von Melanchthon angeführt, daß man zugleich sehe, er lege eben kein Gewicht darauf. Allein aus dem Texte der Apologie sieht man dieß durchaus nicht, und die Citation dieser zweiten Stelle (2 Makk. XV, 11.) bleibt immer, was sie ist, nämlich die einer Beweisstelle. Es verhält sich aber mit ihr, wie mit der ersten.

Denn

Denn auch auf sie hatten sich die Verfasser der Conf. pont. berufen. Darum schlägt sie auch Melanchthon mit ihren eignen Waffen, ohne freilich, was ihm ferner lag, das Princip aufzustellen, daß er gar kein Zeugniß aus den Apokryphen annehmen könne. Endlich könnte man noch in den Prolegomenen eine Erörterung des Punctes wünschen, wie die Reformatoren, welche überall die heil. Schrift als alleinige Richtschnur des Glaubens betrachtet wissen wollten, sich auch auf die Aussprüche der Väter berufen konnten, und wie sie sich das Verhältniß beider Beweisführungen denken mochten. Ungenügend und mit einer seltsamen Bemerkung geht Guerike auch über diesen Punct hinweg (S. 161.), indem er spricht: „Erst Luther — mit der menschlichen Sünde überhaupt auch den sündlichen Entwickelungsverlauf der Menschheit tief erkennend — setzte die heil. Schrift als die einzige fortdauernd reine Erkenntnißquelle der christlichen Wahrheit wieder in ihr volles Recht ein, und führte die Tradition, ohne ihre ursprüngliche Lauterkeit und ihren steten, hohen Werth zu verkennen, und ohne sich hochmüthig über das Glaubenszeugniß aller Jahrhunderte hinwegzusetzen, in bescheidnere Grenzen zurück." — Auch auf den Unterschied mußte aufmerksam gemacht werden, welcher sich zwischen unsern und den reformirten Symbolen darin herausstellt, daß diese sich Viel weniger auf die Aussprüche der Väter berufen, als jene; zugleich war anzugeben, aus welcher Ursache dieß geschehen sei.

In der Theologie behandelt Köllner zwei Artikel 1) von Gotte in seinem Verhältnisse zur Welt betrachtet, 2) von Gotte seinem innern Wesen nach. Zu jenem rechnet er namentlich die Lehre von Gottes Eigenschaften, zu diesem die Lehre von der Dreieinigkeit. Beides aber gehört doch dem göttlichen Wesen an, und das um so mehr, da die alte Kirchenlehre auch die Dreieinigkeit als ein attributum Dei auffaßte. Noch sonderbarer als diese Eintheilung ist aber Das, daß Köllner in

in der Anthropologie von der Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt handelt, ohne nur ein Mal Rechenschaft davon zu geben, und daß er die Lehre von Engeln und Teufeln, welche sogleich darauf folgt, nicht mit der Theologie verknüpfen zu können glaubte. Richtiger handelt Guericke in der Theologie von dem Wesen Gottes und seinem Verhältnisse zur Welt und von der Dreieinigkeit, dann von den Gegenständen der Beziehung außer Gott, nur hätte er die Lehre von der Weltschöpfung, Erhaltung und Regierung nicht ganz übergehen sollen. Denn wenn auch unsere symbolischen Bücher nur die gewöhnliche praktische Ansicht hierüber geben; so würde doch ein genaueres Studium der katholischen Symbole das interessante Resultat liefern, daß ihre Verfasser sehr Vieles aus der Scholastik und Mystik aufnahmen, daß sie, namentlich der Catechismus romanus, ein gewisses System weit strenger verfolgen, und daß schon in diesen harmlosen Lehren die Grundlagen praktischer Irrthümer aller Art bei ihnen verborgen sind, während die Unsrigen überall auf das praktisch Gefährliche, was sich in die Kirche eingeschlichen hatte, aufmerksam machten, wenn sie auch nicht hierin auf bestimmte Principien zurückzugehen suchten. Uebrigens ergab sich das Resultat, das Guericke findet, leicht, daß die lutherischen Bekenntnißschriften, überall das Praktische verfolgend, die moralischen Eigenschaften Gottes geflissentlich herausstellten, während die katholischen, philosophischer räsonnirend, das mit den metaphysischen thun. Jene heben die Liebe als das Höchste in Gotte heraus, diese führen Alles auf die Idee der Vollkommenheit zurück. Dasselbe gilt auch von dem Dogma der Trinität. Auch hier hat namentlich der Catech. Rom. der speculativen Deutung der Dreiheit in der Einheit fast unbegrenzten Raum gelassen, um das größte aller Geheimnisse dem Menschengeiste näher zu bringen. Ja er scheut sich nicht, sogar ausdeutend zu verfahren, und so genau genommen das kirchliche Dogma zu destruiren. Denn was

was war es anders, als eine Vernichtung des eigentlich orthodoxen Lehrbegriffs, wenn man behauptete, daß der Sohn durch eine Selbstanschauung des Vaters und der Geist aus der immer gleichen Liebe des Vaters und Sohnes entstanden sei? Hätte nun der Verf. dergleichen Ausdeutungen mit den übrigen Erscheinungen der Philosophie und Mystik im Katholicismus zusammengehalten; so würde er die Verwandtschaft, aber auch die Verschiedenheit der philosophischen und orthodoxen Lehre leicht gefunden und begriffen haben, wie die Verfasser des römischen Katechismus in die Lehre desselben die Elemente der Scholastik und Mystik aufnahmen, um Allen zu genügen und der einmal constituirten Kirchenlehre auch ein äußerlich feines Ansehen zu geben. Außerdem mußte auch hier manches Interessante über die Verschiedenheit der biblischen Beweisführung durch eine Vergleichung der verschiedenen Symbole an's Licht treten. So ist z. B., um nur die Stelle 1 Joh. V, 7. zu erwähnen, nicht zu verkennen, daß, weil Luther an der Echtheit derselben so lange und so nachdrücklich gezweifelt hatte, dieselbe in unsern symbolischen Büchern auch nirgends angeführt wird, daß daher, weil die bescheidenen Einreden des Erasmus dagegen wieder zum Schweigen gebracht worden waren, die Conf. Gallic. 6. auf sie verweist und daß der unkritische Cat. Rom. §. 35. ed. Danz sie geradezu als authentisch anzieht. Ferner mußte Guerike bemerken, daß auch die reformirten Symbole gerade bei'm Dogma von der Trinität sich eine philosophische Deutung desselben erlauben, wie schon die Mystik des Mittelalters es auf dem Grunde der Stelle 1 Joh. IV, 16. nach platonischen Formeln gethan hatte (Conf. Gall. 6. Helv. II. 6.), indem man die Trias so stellte: Gott, Weisheit und Liebe, oder Gott, Wort und Kraft (Helv. III. 1.)

Die wichtigsten Puncte der Dämonologie führt Köllner klar und übersichtlich auf, meist, was sehr zu loben ist,

nach

nach dem deutschen Texte des größern Katechismus. Dazu bemerkt er, daß die namentlich in den Katechismen vorgetragenen volksthümlichen Meinungen über den Einfluß und die Macht der Taufe nicht als symbolisch anzusehen seien. Die Grundansicht sei so zu fassen, wie es S. 624. geschehen. Der Vf. führt aber keinen Grund dafür an, nur S. 603. hat er die kurze Regel hingestellt, daß man als wahren Grund und als wahre Quelle des kirchlichen Lehrbegriffs alles Das anzusehen habe, was positiv und negativ von den Verfassern der Symbole als Lehr- und Glaubenssatz ausgesprochen ist. Allein damit ist doch nicht auszukommen. Denn es wirft sich dann wieder die Frage auf, was denn als Glaubenssatz aufgestellt sei und woran wir es zu erkennen haben? Zwar hat auch Bretschneider in seiner neuesten Ausgabe der Dogmatik ähnliche Ansichten aufgestellt; aber nach der Formel: docemus und confitemur den Lehrgehalt und die Grundansichten der Symbole suchen zu wollen, ist Viel zu äußerlich, da es doch ganz zufällig geschehen seyn könnte, daß die Symbole jene Formel übergangen und die Grundsätze ihres Glaubens weniger äußerlich herausgestellt hätten. Daher wissen wir auch in der Lehre vom Teufel keinen Rath als den, Alles für symbolische Lehre zu halten, was in den Symbolen steht, selbst das gelegentlich Bemerkte und Hingeworfene. Um die symbolische Lehre von Gotte zu erhalten, müssen wir auch die hin und wieder zerstreuten Bemerkungen für das System benutzen; und eben so müssen wir auch in der Teufelslehre verfahren, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, Manches zu übergehen, was Glaube jener Zeit war. Wie wir bei andern Schriftstellern bemerken, daß der Glaube an diabolische Besitzungen, Beschwörungen rc., wenn auch nicht als Grund, doch als Schmuck- und Nebenwerk zum Gebäude ihres Glaubens gehört habe; so muß es auch im Systeme der Symbole geschehen. Auf diese Weise bleibt nun auch den strenggläubigen Symbolikern keine Wahl.

Was

Was in den Gesetzbüchern ihres Glaubens geschrieben steht, das müssen sie mit ihrer einmal gefangen genommenen Vernunft glauben und sollte es auch der baarste Unsinn seyn. Guerike hat dieß auch schweigend zugestanden. Denn indem er über diese ganze Lehre trocknen Fußes hinweggeht, so nimmt er sie zugleich mit allen übrigen Dogmen der alten Zeit, die er uns unbedingt anpreist, mit in den Kauf.

Was wir oben bemerkten, daß die geschichtliche Fortbildung des Lehrbegriffs in einer Symbolik scharf hervortreten müsse, das hat namentlich Guerike in Bezuge auf die Darstellung des katholischen Lehrbegriffs versäumt. Und doch wäre es besonders hier sehr interessant gewesen, und hätte uns zugleich ein anschauliches Bild von der Taktik der katholischen Kirchenlehrer gegeben. Diese Taktik war vor 3 Jahrhunderten, wie sie noch jetzt ist. In offenbar praktischen Dingen oder wo ihnen sonst aller Grund durch die Reformatoren entzogen war, gaben die tridentinischen Väter nach, oder schwiegen; daher man ihre Liberalität bisweilen lobenswerth finden könnte. Wer aber ihre Art zu streiten näher erforscht hat, wird ihnen nimmer trauen. Die gefährlichen Puncte verstecken sie, oder berühren sie mit einem zweideutigen und gutmüthigen Worte, oder umschanzen sie mit schönen Redensarten, um recht geflissentlich zu täuschen. Plötzlich aber tritt ihr Jesuitismus an das Licht, und wenn sie vorsichtig genug ihre Blößen verhüllt haben, donnern sie mit grobem Geschütze hervor und lassen ihr Anathem erschallen. Auch gestehen sie wohl ein, daß manches Irrthümliche in ihre Kirche eingedrungen sei, das beseitigt werden müsse, nur müsse das auf mildem Wege geschehen. So wollen sie z. B. nur das Zugeständniß, daß man den Heiligen eine Anrufung gestatte (§. 468. b. Danz), nicht aber, daß man sie, wie Christum, als Mittler betrachten solle; daß man durch Bilder die religiöse Erregung befördern und stärken und dem Ge-

Gedächtnisse zu Hilfe kommen könne, ja daß dadurch dem alleinigen Gotte erst die wahre Verehrung und Danksagung gespendet werde; kaum haben sie aber den Leser hiermit zu bestechen gesucht; so brennen sie auch den Blitz ihrer Verdammungsformel los (§. 471.), indem sie sprechen: si quis autem his decretis contraria docuerit, aut senserit, anathema sit. Schon durch die Stellung dieses Anathems suchen sie ihrer Sache zu dienen. Denn kein Mensch weiß, ob es gerade auf die letzten, von denen die Rede war, oder auf alle Decrete zu beziehen ist, die vorhergingen. So wird es hier der mildere Theolog gern bloß auf die gegen Bilderstürmerei gerichteten Decrete beziehen, der strengere aber auf alle früheren, in denen von der Heiligenverehrung sammt allen Zuthaten menschlicher Satzungen die Rede ist. Letztere hat in der That die Synode selbst gemeint, und so nicht nur mit dem geschickt angebrachten Fluche alle frühere Irrthümer wieder sanctionirt, sondern auch durch jene Zweideutigkeit die Geister gefangen. In andern Fällen läßt das Tridentinum Lücken, aber so, daß jeder bigotte Katholik sie im hierarchischen Geiste bequem ausfüllen kann. Da, wo die heiligen Väter sich Trotz grober Schmähreden und Thätlichkeiten, die so weit gingen, daß sie sich wie auf den polnischen Reichstagen bei den Bärten zausten, nicht vereinigen konnten; wo sie die Kraft der Wahrheit so tief empfanden, daß sie die Bestrebungen der Reformatoren gut heißen mußten; da gehen sie über gewisse faule Flecke ihrer Kirche, z. B. über den Ablaß ganz leise hinweg. Dann bauen sie aber wenigstens vor, damit ihre Nachfolger zu gelegener Stunde leicht nachholen können, was sie zu verabsäumen gezwungen waren. So geht in der Regel der Cat. Rom. schon mehr, wiewohl noch immer vorsichtig auf den mißlichen Punct ein, läßt noch Einiges zur Begründung fallen, bricht aber auch wieder ab, indem er genug gethan zu haben meint, wenn er die Schneeflocke von der Spitze der Berge löst. Die Prof. fid.

Trid.

Trid. plumpt aber derb heraus, und schlägt, wie eine Lawine, alles Ketzerische darnieder. Auf diese künstliche Progression muß der Symboliker vor Allem sein Augenmerk richten und sie als ein wahrhaft diplomatisches Schauspiel darstellen. So ist das tridentinische Concil nur darauf bedacht, die Bibel aus dem gewöhnlichen Gebrauche der Menschen zu entfernen und den Grundtext derselben in den Hintergrund zu stellen, ohne ihre Lesung geradehin mißgünstig zu betrachten. Aber sie erschwert wenigstens die Anfertigung und Einführung der Bibelübersetzung, so daß Jeder mit leichter Mühe schließen konnte, an einem von allen Seiten so sehr verschränkten Buche müsse doch wohl viel Tadelnswürdiges, Mangelhaftes und Gefährliches seyn. Dieß weiß die Prof. fid. Trid. meisterhaft zu benutzen, indem sie (S. 340. ed. Danz) erklärt, was man zur Zeit noch nicht ausgesprochen hatte: confitemur, sacr. scr. esse imperfectam et litteram mortuam, quousque a summo pontifice ea non fuerit explicata et laicis ad legendum concessa. Zwar hat man immer gesagt, was im strengsten Sinne des Wortes auch wahr ist, daß die Curie ein eigentliches Bibelverbot sich nicht getraut habe ausgehen zu lassen, immer aber haben die Katholiken so gehandelt, als sei ein solches wirklich vorhanden. Und das mit Rechte. Denn was schließen jene Worte: quousque — laicis ad legendum concessa, Anderes in sich, als das Decret, daß der Laie die Bibel nicht lesen dürfe, als nach erlangter Dispensation vom Statthalter Christi; da diese aber nicht ertheilt ist und auch nicht leicht erwartet werden darf, so ist das Buch der Bücher jedem katholischen Laien in der That verschlossen. Den Grund davon gibt dieselbe Prof. S. 333. an: confitemur, lectionem scr. sacr. ortum esse haeresium et sectarum, scaturiginemque blasphemiae. Auf diese feinen Täuschereien, die sich fast in jedem Dogma wiederholen, hat uns Guerike durchaus nicht aufmerksam gemacht, und wir müssen erst erwarten,

ten, ob ein anderer Symboliker in dieser Hinsicht künftig mehr leistet.

(Der Beschluß folgt im nächsten Hefte.)

Predigten zur Beförderung des thätigen Christenthums von Karl Wilhelm Fäsi, Diakon an der St. Peterskirche in Zürich. Zweite Sammlung. Zürich, bei Schultheß. 1839. XVI u. 461 SS. in gr. 8. Preis: 2 Thlr.

Die erste Sammlung dieser Predigten ward vor fünf Jahren Bd. XVI. Hft. 5. dieser Blätter mit dem wohlverdienten Lobe der homiletischen Gediegenheit von uns angezeigt. Der Verf. ist sich treugeblieben, und konnte es um so mehr, als seine Reden nicht in gesuchter Originalität und wechselnder, falscher Kunst ihre Stärke haben, sondern zu jenen gewissenhaften Arbeiten gehören, denen man die ruhig veste Ueberzeugung ihres Urhebers, so wie die stete, durch keinen andern Redezweck zurückgeschobene, Seelsorge ansieht, in deren Dienste er seine Stimme erhob. Die Sache eines solchen Redners mußte es denn auch seyn, seine Heerde durch die Tage zu begleiten, die in der jüngsten Vergangenheit bewegt und bewegend genug über sein Vaterland, die Schweiz, gekommen waren. Und darf man von einer guten Predigt, mehr noch von einer Sammlung guter Predigten, fordern, daß sie nicht nur den Gesetzen der heil. Redekunst überhaupt Genüge leiste, sondern in's Besondere ein Bild des Bodens, auf dem sie in's Daseyn trat, und der Zeit, aus der sie stammt, dem Leser darbiete: so dürfte die vorliegende Sammlung, wenn auch als Erzeugniß der homiletischen Kunst nicht höher stehend, als die erste, so doch als Zeitstimme ein gesteigertes Interesse auch dem deutschen Leser

Leser anregen, dem die bürgerlichen, sittlichen und religiösen Zustände seiner nachbarlichen Brüder unmöglich gleichgiltig bleiben konnten. Das aber sei zugleich der nächste und Haupt-Gesichtspunct, den, wir bei unserer Anzeige nehmen. — Eine Reihe von neun Predigten behandelt das Vaterunser. Auch hier schon schimmert das Casuale in obiger Bedeutung durch, und wo sich ungesucht eine Veranlassung bot, bestrebte sich der Redner die besondern Bedürfnisse der Seinen zu berücksichtigen. So in der Predigt über die vierte Bitte, die am Vorbereitungssonntage 1834 gehalten ward. Er betrachtet das Fest als Vaterlandsfest und sagt im Eingange: „Zwar würden wir uns sehr täuschen, wenn wir behaupten wollten, bereits sei jeder Stoff zu Besorgnissen beseitigt, bereits sei in alle Gemüther Ruhe und Friede zurückgekehrt, bereits lache über unserm Haupte ein Himmel ohne alle Gewitter drohende Wolken; aber billig preisen wir Gott schon dafür, daß während des letzten Sommers nicht Blut innerhalb der eidgenössischen Grenzen vergossen, daß nicht zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe zu den Waffen gegriffen ward. Aber wir sind nicht nur mit dem Traurigsten, was einem Volke widerfahren kann, verschont geblieben: wir lernten auch mehr brüderliches Vertrauen zu einander fassen; wir sahen immer Mehrere auf die Bahn der Besonnenheit zurückkehren; wir sahen immer Mehrere zu der Ueberzeugung gelangen, daß Geschwister, welche Ein Haus bewohnen müssen, nicht verkehrter handeln, nicht augenscheinlicher ihren wahren Vortheil verkennen können, als wenn sie jede verhaßte Erinnerung festhalten und die gegenseitig erlittenen Kränkungen einander täglich vorrücken; wir überzeugten uns, daß Verwandte, welche in Zerwürfnissen lebten, nicht weiser zu Werke gehen können, als wenn sie mit aufrichtigem Herzen und ohne allen Vorbehalt vergessen, was hinter ihnen ist und sich ausstrecken nach Dem, das vor ihnen liegt." Gewandt kommt nun der Redner auf

seinen

seinen Text, die in der Reihe folgende Bitte um's tägliche Brod, und stellt den Satz auf: Daß wir dem Vaterlande nichts Heilsameres wünschen können, als daß die Gesinnungen, welche uns Christus in der vierten Bitte aussprechen lehrte, allgemein werden. Diese Gesinnungen sind: a. die Demuth, welche sich mit Allem, was sie ist und hat, von Gotte abhängig fühlt; b. der Brudersinn, welcher die Bitte um seine Erhaltung nie von der Sorge für Andere trennt; c. die Redlichkeit, welche jeden ungerechten Besitz verabscheut; d. die Genügsamkeit, welche nur um das wahre Bedürfniß bittet; e. und das fromme Vertrauen, welches alle seine Sorgen auf den Herrn wirft. Nur eine Stelle zur Probe: „Von den Segnungen, welche diese Genügsamkeit uns selbst verschafft, von dem Schutze, welchen sie unserer Zufriedenheit, Thätigkeit und Sittlichkeit bereitet, will ich heute nicht sprechen; nur als vaterländische, den Flor des gemeinen Wesens erhöhende, Tugend werde sie jetzt mit wenigen Worten bezeichnet. Ist es wichtig für ein Land, daß es sich einer großen Zahl wohlhabender, selbstständiger und unabhängiger Bürger erfreue: was kann demselben dieses Glück mehr sichern, als die Genügsamkeit seiner Bürger? — Ist es wichtig für ein Land, daß seine Bewohner reichlich zu geben im Stande sind, so oft die Ehre des Ganzen, so oft seine edelsten, geistigen Interessen ungewöhnliche Beiträge erheischen: was kann demselben dieses Glück mehr sichern, als wenn es Söhne und Töchter besitzt, die nicht Alles, was ihnen Gottes Güte schenkt, dem lüsternen Gaumen und der glanzsüchtigen Hoffart opfern, sondern mehr noch für Andere, als für sich sparen und sammeln? Ist es wichtig für ein Land, daß es tapfere, an Leib und Seele gesunde Bürger besitze: was kann demselben dieses Glück mehr sichern, als wenn seine Bewohner der Genügsamkeit huldigen und sich in ihrer ganzen Lebensweise einer Sitteneinfalt befleißigen, bei welcher

cher sie so manches schleichende, aber darum nicht minder zerstörende Gift, das in den Adern des Weichlings wüthet, gar nicht kennen lernen, bei welcher sie ihrer geistigen und körperlichen Kraft allezeit mächtig und zu jeder die Freiheit des Vaterlandes schirmenden, oder die Blüthe der Künste und Wissenschaften fördernden Anstrengung tüchtig sind?" Wir müssen hier abbrechen, um der folgenden Predigt in obiger Beziehung zu erwähnen über die Bitte: Vergib uns unsere Schuld, oder unsere Sünden, wie es in der Kirchenbibel des Verfs. lautet. Sehr passend wurde der Text für den eidgenössischen Bettag oder Bußtag benutzt und vom Verf. das Thema: Daß wir heute Alle das Bedürfniß empfinden, um Vergebung unserer Sünden zu bitten, aufgestellt und so abgehandelt, daß zuerst die Allgemeinheit jenes Bedürfniß nachgewiesen und sodann die Bedingung angedeutet ward, unter der Gott unsere Bitte erhören werde. Hier heißt es unter Anderem, wo von den Sünden des bürgerlichen Lebens die Rede ist, daß es zu den Eigenthümlichkeiten der Zeit gehöre, außer den öffentlichen Angelegenheiten auch die Personen, welche handelnd in denselben erscheinen, mit einer Freimüthigkeit zu behandeln, von welcher man früher keinen Begriff gehabt habe. Den Werth dieser Freiheit verkennt der Vf. nicht, aber den Mißbrauch Dessen, was bei vorsichtiger Anwendung sehr heilsam werden könne, zu rügen, das werde man dem Diener Christi weder verargen noch verbieten können. „Und da muß sich wohl Jedem, der nicht geflissentlich von Allem, was die Zeit zu Tage fördert, sein Auge abwendet, die Bemerkung aufdrängen, daß jene Schreibfreiheit nicht nur da, wo das Vaterland in Gefahr ist, wo die Vortheile einer größern oder kleinern Gemeinschaft bedroht sind, benutzt, daß sie oft nur von den elendesten Privatleidenschaften mißbraucht wird, um an Gegnern, die man aus den unwürdigsten Gründen haßt, heimtückischen Meuchelmord zu üben; das wird kein Unbekan-

befangener leugnen wollen, daß die Bitterkeit, welche auf diese Weise genährt wird, auch auf Diejenigen übergeht, welche am Lautesten gegen jeden Mißbrauch der Oeffentlichkeit eifern, daß sie ein vorschnelles Urtheilen, eine unglückliche Heftigkeit in der Mißdeutung fremder Worte und Handlungen hervorbringt, welche nicht nur die Schreibenden ergreift, sondern sich unvermerkt den Bürgern aller Stände, Geschlechter und Bildungsstufen mittheilt. Nein, unser bürgerliches Leben bietet keinen erfreulichen Anblick dar, wenn wir den Leichtsinn, mit welchem wir Andern böse Gerüchte nacherzählen, wenn wir die Schadenfreude, mit welcher wir von unserem Gegner das Schlechteste anhören, wenn wir die durchaus nicht zu leugnende Verleumdungssucht, die unter uns im Schwange geht, betrachten.“ Wir geben noch eine Stelle aus der Schilderung, die dem kirchlichen Leben galt. „Gepriesen sei Gott,“ sagt da der Verf., „daß es noch nicht an Solchen unter uns fehlt, die mit Ueberzeugung sprechen: Herr, ich habe lieb die Stätte —. Fahret fort, ihr Theuern, die ihr also gesinnet seid, uns auch ferner durch euere Aufmerksamkeit zu ermuntern und, ob auch Tausende zu euerer Rechten und euerer Linken anders denken möchten, die Einfalt des göttlichen Wortes höher zu achten, als die Weisheit der Welt. Aber noch ist es bei Vielen, die nicht eben Verächter der öffentlichen Andacht sind, mehr das Menschliche, als das Göttliche, mehr die Nahrung für einen gewissen Kunstsinn, als die Befriedigung des religiösen Bedürfnisses, was sie in der Kirche suchen. Wir achten viel weniger darauf, was uns gesagt wird, als wie es uns gesagt wird. Wir erwarten unsere Erbauung im Heiligthume Viel zu einseitig vom Prediger und bedenken nicht, wie Viel auf die Stimmung und Vorbereitung, welche wir mitbringen, ankommt. Wir klagen und jammern, wenn Andere Gesinnungen äußern, welche der öffentlichen Religiosität Gefahr bringen, als seien die letzten Tage gekommen, und bedenken nicht, daß, wenn wir selbst

weniger lau wären, weniger selten in frommen Zusammenkünften erschienen, Andere gar nicht den Muth hätten, so zu sprechen und zu handeln. Wir schlagen voll Entsetzen die Hände über unserem Haupte zusammen, wenn wir ein Blatt lesen, in welchem dem Glauben der Christen der baldige Untergang angekündigt wird, und denken nicht, wie viele Schwache wir ärgern, und wie viele eingebildete Starke wir in ihren Vortheilen bevestigen, indem wir uns nicht nur in unsern Arbeiten, sondern in Vergnügungen, welche auch später veranstaltet werden konnten, über allen religiösen Anstand hinwegsetzen und so verfahren, als wäre Christi Tag nur dazu da, um Das, wozu uns in der Woche die Zeit reut, zu besorgen." — Als eine rechte Zeitpredigt im allgemeinern Sinne ist auch die dreizehnte zu betrachten, die über Marc. 14, 1—11., die Salbung Jesu in Bethanien und das materiale Urtheil der Jünger, das Thema hat: Daß die Gewohnheit, den Gesichtspunct der Nützlichkeit zum herrschenden in allen unsern Bestrebungen zu machen, eine in jeder Beziehung verwerfliche sei. Das Verwerfliche wird wie aus innern Gründen, so aus dem Nachtheile der Folgen dargethan. Wir geben eine Probe aus dem letzten Untertheile des zweiten Theiles, wo auf den Untergang der geistigen Güter und der höhern Bildung unsers Geschlechts als auf eine der traurigsten Folgen jener Gewohnheit in kräftiger Rede hingewiesen wird. „Allerdings muß sich die wahre Weisheit dadurch als solche erweisen, daß sie das Leben der Menschen verschönert und segnend in die verschiedenen Verhältnisse eingreift; nie dürfen wir aber bei der Anwendung dieses an sich wahren Grundsatzes vergessen, daß der Mensch nicht vom Brode allein lebt, daß sein Glück nicht allein vom Gelderwerbe abhängt, sondern weit mehr von seiner Empfänglichkeit für das geistig und sittlich Schöne; nie dürfen wir vergessen, daß uns der stille Friede eines wohlangebauten

Gemüths

Gemüths eine Genugthuung gibt, die wir im Besitze aller Schätze des Südens und Nordens bei innerer Rohheit nicht finden. Möget ihr Das beherzigen, Jünglinge, die ihr —."
Auch die Aeltern apostrophirt der Redner, und wendet sich dann zum Schlusse: „Und welche Zukunft dürfen wir dem Vaterlande und der Menschheit weissagen, wenn alle Aeltern so denken, wenn die ausgezeichnetsten Talente nur auf die Bahnen gestellt werden, auf denen man, wie wir im gemeinen Leben uns ausdrücken, sein Glück in der Welt am Schnellsten machen kann? Dann muß nothwendig auf die geistige Uebersättigung unserer Tage früher oder später die klägliche Armuth an höherer Seelennahrung folgen; dann werden wir Trotz aller die Unzerstörbarkeit unserer Cultur verbürgenden Erfindungen die traurigsten Rückschritte in alle Dem machen, was dem Gewerbfleiße nicht unmittelbar dient, aber dem Geiste Flügel gibt, sich über den qualmenden Dunstkreis der Alltäglichkeit zu erheben. Man wird nur diejenigen Wissenschaften pflegen und üben, deren Pflege dem Götzen des Zeitalters dient und handgreiflichen Gewinn bringt. Dem noch immer steigenden Wohlstande der Begünstigten wird eine immer begehrlicher werdende Genußsucht auf dem Fuße nachfolgen; die immer weniger Beschränkung findende Genußsucht wird ihre Sklaven der sittlichen Erschlaffung immer mehr Preis geben; die sittlich Erschlafften aber werden, weil sie die Einsicht in ihr wahres Heil verscherzten, den Dienern des Aberglaubens und einer Religion der Sinne zur Beute werden; und so könnten Erscheinungen, die man gar nicht mehr für möglich hält, zur Wirklichkeit gelangen, so könnten Knechtschaft der Geister und die Barbarei früherer Jahrhunderte in wenigen Menschenaltern auf eine Erde zurückkehren, von welcher ihr finsteres Gezücht für immer verbannt schien." — Daß eine vollendete Vaterlandsliebe nur in einer frommen Seele gedeiht, ist eine über Luk. 18, 51—35. im Jahre 1886 gehaltene beziehungs-

 reiche

reiche und überaus wackere Predigt. a. Nur eine fromme Seele vermag über das Glück des Vaterlandes richtig zu urtheilen; b. nur sie wird die Vaterlandsliebe nicht in sündliche Uebertreibungen ausarten lassen; c. nur sie ist aufopfernder Selbstverleugnung zum Heile des Vaterlandes fähig; d. nur sie im Stande, jede unheilige Neigung zu besiegen, welche dem Vaterlande Verderben bereitet; e. nur sie endlich wird nicht müde, auch einem undankbaren Vaterlande wohl zu thun. Dieß Letztere weist der Verf. vorzüglich schön aus dem Texte und an dem Beispiele Jesu nach, der für das Vaterland, das ihn verstieß, noch die Thräne der Wehmuth hatte. Im anwendenden Theile der Predigt fordert der Redner die Seinen zu einer Prüfung auf, ob auch ihre Vaterlandsliebe eine fromme sei und aus der rechten Quelle komme. In diesem Falle ruft er dem Mitbürger zu: „Zu deinem Besitze kann sich das Vaterland Glück wünschen, denn Niemand gibt dem Vaterlande gewissenhafter, was des Vaterlandes ist, als wer zuerst treu seinem Gotte gibt, was Gottes ist." „Würdest du dagegen entgegengesetzte Entdeckungen an dir machen, müßtest du dir gestehen, daß du nicht nur ohne Gott und Glauben dahinlebst, sondern daß du auch bei Andern Gleichgiltigkeit gegen das Heilige förderst; daß ein geheimer Wunsch deines Herzens erfüllt wäre, wenn die öffentliche Gottesverehrung ganz im Staube läge, wenn von Religion und Christenthume gar keine Rede mehr wäre: dann möchtest du im Uebrigen noch so Viel für das öffentliche Wohl thun, du würdest die Grundvesten des Glückes deines Vaterlandes untergraben, du würdest die tiefsten Quellen, aus denen seine Kraft strömt, so Viel an dir liegt, verschütten, du würdest einst zu spät erkennen, welchen unersetzlichen Schaden du dem Lande deiner Väter zufügtest, zu spät erkennen, daß ein Volksglück, das nicht auf warme, lichtvolle Frömmigkeit erbaut ist, in das Reich des Unmöglichen gehört."— In solchen Andeutungen sind wir bereits der Katastrophe

Kunde von Strauß näher gekommen und ihr gehört, wie zu erwarten stand, mehr als eine Predigt der Sammlung an. Schon in der Vorrede kündigt der Verf. dieselben an und sagt im Bekenntnisse seines Glaubens: „Mir könnte eine Allegorie nie die Begeisterung mittheilen, deren ich zum Abfassen und Halten einer christlichen Festpredigt bedarf, und Christus als Genius, wenn auch noch so hoch gestellt, ist nicht der Hocherhabene, der mich zu der, meinem Gemüthe allein gnügenden, Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater zu erheben vermag." So benutzte er denn zunächst die Osterpredigt 1837, auch die Gemeinde im Glauben zu stärken und schilderte: die Ruhe des weisen Christen bei den neuesten Angriffen auf die Wahrheit der evangelischen Geschichte. Diese Angriffe seien nichts Neues, sondern so alt, als das Christenthum selbst, und sagt der Redner nach Erwähnung der ältesten: „konnten aber solche Einwendungen und Spöttereien die zarte Pflanze der werdenden Kirche nicht zerstören, wie Viel weniger vermöchten die Angriffe der Zweifelsucht das Daseyn der zu einem kraftvollen, seine Aeste und Zweige nach allen Himmelsgegenden ausbreitenden, Stamme gewordenen Gemeinde des Herrn zu gefährden?" Solche Angriffe lassen uns Zweifelnde gerade am Lebhaftesten empfinden, wie sehr Christus und seine Geschichte unserem Herzen Bedürfniß sind. „Nie werden wir vergessen, heißt es da, welchen Eindruck das neueste Werk eines den größten Theil der evangelischen Geschichte in das Reich der Dichtung verweisenden Unglaubens bald nach seiner Erscheinung hervorbrachte. Ein großer Schmerz durchdrang Alle, welche gewohnt sind, bei Christo Worte des ewigen Lebens zu suchen. Ein heiliger Unwille, wie wir ihn nur gegen Diejenigen empfinden, welche unsere köstlichsten Lebensgüter antasten, beseelte Menschen der verschiedensten Stände und Bildungsstufen." Ein dritter Grund der Beruhigung weist auf die eben so ehrenvolle, als glückliche

Thä-

Thätigkeit hin, welche die erwähnten Angriffe unter den Gottesgelehrten hervorgebracht haben. „Aus allen Schulen der Gottesgelehrten sind Streiter für Christi Geschichte und Ehre hervorgegangen und unter ihnen finden wir die unbefangensten Ausleger, die gründlichsten Schriftforscher, die freisinnigsten Denker. Und wie verschieden hin und wieder der Standpunct seyn mag, auf welchem diese Streiter stehen: in gewissen Hauptseinwürfen treffen sie Alle zusammen." Der Darstellung derselben ist der zweite Theil der Predigt gewidmet, und wenn derselbe sich der Abhandlung mehr nähert als der Rede, so mußte der Verf. in dem Interesse der Sache, wie in der zu erwartenden gespannten Aufmerksamkeit seiner nach Einsicht und Ueberzeugung ringenden Zuhörer gerechtfertigt erscheinen. — Bestimmter mit der durch Strauß in der Schweiz veranlaßten Bewegung haben es die drei letzten Predigten zu thun, deren wir noch gedenken müssen. Auf den in der Einleitung trefflich benutzten Text Jos. 24, 14—18., wo Josua das Volk zur Erklärung, welchem Gotte es dienen wolle, auffordert und die eigene hinzufügt: ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen, gründet der Verfasser: Ermunterungen zu einer wohlerwogenen religiösen Entscheidung. Ihrer Ehre — ihrer Ruhe — dem Heile des Ganzen, dem sie angehörten, seien seine christlichen Mitbürger solche Entscheidung schuldig. In Bezuge auf den letzteren Punct heißt es unter Anderem: „Soll aber die Religion wirklich Reiz und Segen in alle unsere Verhältnisse bringen, soll sie uns gewissenhaft im Halten unserer Verträge, redlich im Handel und Wandel, wahrhaft im geselligen Umgange, barmherzig gegen die Unglücklichen, milde gegen die Schuldner, treu in unsern Ehen, weise in der Erziehung unserer Kinder, schonend in der Behandlung unserer Dienstboten, soll sie uns namentlich tapfer in der Bezwingung unseres schlimmen, so verderblich in die Ruhe der Mitbürger eingreifenden

Theiles

Theiles machen: so muß sie nicht nur ein sieches, ihr durch gleichmüthige Duldung zugestandenes, Daseyn unter uns haben; nicht nur durch matte Erzählung von einem Geschlechte zum andern sich fortpflanzen, sondern Herzensangelegenheit werden, die Jeder als das kostbarste Kleinod seines Hauses schirmt, für welche Jeder, mit Allem, was er ist und hat, einsteht, auf welche er schwerer verzichten würde, als auf bürgerliche Ehre, Reichthum und Lebensglück." — In der folgenden Predigt im Februar 1839 schildert der Verf. Eingangs das Außerordentliche der apostolischen Zeit und fährt dann fort: „Zwar kann man nicht sagen, daß in unserer Zeit gerade eine neue Religion oder auch nur eine wesentliche Umgestaltung der alten in's Leben trete; ja, schon der Gedanke an solche Absichten hat Bewegungen unter uns hervorgebracht, an deren Möglichkeit noch vor Kurzem nur Wenige glaubten. Aber gerade diese Bewegungen, wie sehr verdienen sie doch die Aufmerksamkeit des denkenden Christen! Wie bedenklich wäre es, wenn wir sie nicht —." Darum die Frage: *Wie sollen wir uns in den Tagen der Begeisterung, welche unser Volk ergriffen, verhalten?* Die *richtige Würdigung* und zwar nach *Ursprunge*, wie nach *Wirkung* sei das Erste. Hier heißt es zur Abwehr etwaiger verwerfender Urtheile: „Nein, so sehr wir schon den würdevollen Kampf um die bürgerliche Freiheit zu ehren wissen, so aufrichtig wir ein Volk bewundern, wenn es sich einmüthig erhebt gegen Tyrannen, welche seinen Kindern Sklavenketten schmieden und seinen Enkeln Kerker bauen, in denen jedes kühnere Aufstreben des Geistes erstickt wird: größer noch und ehrwürdiger ist ein Volk, welches mitten im Genusse aller Segnungen der Freiheit und des Friedens sich von den marterndsten Besorgnissen durchdrungen fühlt, wenn es genöthigt wird zu denken: dasjenige unserer Güter, ohne welches alles andere Erdenglück nur glänzendes Elend ist, will man antasten, den Grund unseres allerheiligsten Glaubens, die un-

unverstümmelte Geschichte und Lehre unseres Herrn Jesu Christi will man allmälig unsern Religionsüberzeugungen entrücken." Der Redner aber warnt auch nicht weniger nachdrücklich vor dem Mißbrauche und den Verirrungen jener Begeisterung und sagt: „Die Bestrebungen der Zeit gehören zum Theile auch dem Geiste dieser Welt an, und dieser Geist kann unter einem Geschlechte von sinnlich vernünftigen Geschöpfen, wie die Erfahrung lehrt, dem Geiste des Evangeliums, auch wenn die äußern Verhältnisse günstiger geworden zu seyn scheinen, mächtige Hindernisse entgegenstellen." Und weiter unten: „Nie thut es dringender Noth, daß der Mensch durch besonnenes Nachdenken sich Dessen, was der Wille des Herrn sei, bewußt werde, als in Tagen, in welchen ein frommer Unwille über verwegene Angriffe auf das Heilige sich der Gemüther bemächtigt. Da wirft sich der edle Eifer, Statt bei der großen Hauptsache stehen zu bleiben, sehr leicht auf Nebendinge — oder es schließt sich Fremdartiges an das in seinem Ursprunge Reine — oder man vergißt, daß man auch für das Gute nur mit den Waffen der Wahrheit und der Liebe kämpfen soll. Ueber diese Puncte spricht sich der Verf. eines christlichen Predigers würdig im letzten Theile aus. Doch geht durch die Predigt immer wieder jener Glaube und jene Freudigkeit des Sieges und der Hoffnung, wie sie sich in Stellen, wie die folgende, und in ähnlichen aussprechen: „Glückliches, drei Mal glückliches Volk meines Vaterlandes, wenn bald in deinen Gauen Kirche und Schule und Familie auf dieselbe Liebe zu Christo, als dem allein vesten Grunde alles Menschenwohles, gebaut werden! Wie lieblich wird es sich auf deinen Höhen und in deinen Thälern wohnen! Wie beseligend wird deine Freiheit dann seyn, wenn sie geschützt und geläutert ist durch die höhere Freiheit, welche der Sohn Gottes gebracht hat." — In nämlicher Weise feiert die letzte Predigt das Osterfest 1839. Dieß Fest bringe immer eine frohe Botschaft. „Es gibt indessen

dessen Zeiten, welche einer solchen Feier mehr als gewöhnlichen Schwung geben, und ich glaube, für die Bewohner unsers engern Vaterlandes sei gerade jetzt eine solche erschienen. Denken wir nämlich an Dasjenige, was seit dem Anfange dieses Jahres, was namentlich seit den letzten zwei Monaten unter uns vorging, denken wir an die Unruhen, Befürchtungen, Wünsche und Hoffnungen, in denen wir leben, und an die Erfolge, zu denen Solches führte; so werden wir bekennen müssen: Auch unter uns ist Christus neu auferstanden, und es gibt nicht wohl Eine Gemeinde unsers Kantons, in welcher nicht deßhalb das dießjährige Osterfest mit erhöheter Innigkeit gefeiert würde." So hat denn die Predigt eine: Vergleichung der Lage, in welcher sich die Jünger Jesu nach seiner Auferstehung befanden, mit derjenigen, in welcher wir uns bei'm Hinblicke auf die neulich geschehene Auferstehung des Herrn unter unserem Volke befinden. In Absicht auf die Gemüthsstimmung, wie in Absicht auf die Verpflichtungen wird die durchaus casuale Vergleichung wahrhaft biblisch durchgeführt. Nur eine Probe aus dem Vergleichungspuncte, nach welchem die Jünger durch Jesu Auferstehung sich zu einem neuen geistigen Leben verpflichtet fühlten. „Kein Besonnener wird erwarten, daß über ein Kleines oder je gar kein Aergerniß mehr unter uns anzutreffen und Alles vollkommen seyn werde. Wenn aber von den so eben erwähnten Versprechungen Nichts in Erfüllung gehen, wenn man an unsern Sonn- und Werktagen gar Nichts von einem wohlthätigen Umschwunge unter uns wahrnehmen wollte, wenn wir nicht beten und arbeiten würden, daß über uns, die wir euch predigen, und über euch, die ihr uns höret, ein höherer Geist der Kraft und der Weihe ausgegossen werde: Barmherziger Gott! wie würden wir dann vor dem Himmel und vor der Erde dastehen! Zu welchem armseligen Schauspiele würde dann Alles,

was

was wir seit einigen Wochen gethan haben, herabsinken! Wer müßte sich dann nicht schämen, irgendwie an jener Bewegung Theil genommen zu haben? Nie wollen wir darum an die christliche Osterfreude überhaupt, nie an unser diesjähriges Auferstehungsfest in's Besondere denken, ohne das paulinische Wort zu beherzigen: Gleichwie Christus ist auferweckt worden durch die Herrlichkeit seines Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln." — Auf Das, was später in der Schweiz geschahe, konnte in der Sammlung nicht Rücksicht genommen werden, da die Vorrede vom Mai 1839 datirt ist.

Übrigens bemerken wir, daß der Leser neben diesem Zeitgeschichtlichen und Besonderen auch das allgemein Menschliche und überall Christliche wohl bedacht finden werde. Wir dürfen nur Themata, wie die folgenden herausheben, um das zu verbürgen. Vom Segen, den fromme Aeltern ihren Kindern hinterlassen. Die fortdauernde Gemeinschaft des Erlösers mit seinen Gläubigen. Von den vorübergehenden Berührungen im irdischen Leben. Daß Gottes Fürsehung sich auf das Kleinste wie auf das Größte beziehe. Daß durch unsere Kinder alle unsere Verbindungen vester und inniger werden. Wie suchen wahre Christen die Erhebung des Geistes über außerordentliches Unglück zu gewinnen, vom Verfasser gehalten, als er seinen Sohn bei'm Baden verloren hatte. Daß der erhabenste Lohn der Liebe nur Dem wird, der keinen Lohn sucht. Daß die Liebe, die sich in der Sendung Jesu offenbarte, eine in jeder Hinsicht anbetungswürdige sei, wo der Text zur Disposition trefflich benutzt ist. Unsere Todten als unsere Lehrer am letzten Tage des Jahres. Der Predigten dieser Sammlung überhaupt sind dreißig.

Kein

Kein Symbolzwang und nur das Schriftwort; oder: Würdigung der gegen die Erklärung der Pfarrer der Dortmunder Kreis-Synode erschienenen Schriften, von einem Mitgliede der Dortmunder Kreis-Synode. Dortmund, 1838. Bei Krüger. 160 SS. in 8.

Die gegen die bekannte Erklärung der Pfarrer in der Dortmunder Kreis-Synode bis zur Abfassung vorliegenden Buchs erschienenen Schrift waren 1. Kirchenrechtliche Prüfungen von Snethlage, 2 Randglossen von Möller, 3. Vier Sendschreiben von Riexmann, Schütte und Gräve, und endlich 4. Die symbolischen Bücher der evangelischen Kirche als unbedingte Lehrnorm für alle Diener derselben. „Diese Schriften," heißt es S. 1., „haben Das mit einander gemein, daß sie alle durchweg im Geiste der evangelischen Kirchenzeitung, des brandt'schen homiletischen Correspondenzblattes und der bekannten Tractätlein aus dem Wupperthale, d. h. mit stark aufgetragener pietistischer Färbung, geschrieben sind, weßhalb der Kundigere von Vorn herein schon weiß, wessen er sich von den Theologen aus dieser Schule zu versehen hat." Es folgen nun Proben, die allerdings augenverdreherisch genug sind, um erkennen zu lassen, daß es unser Verf. zu thun hatte mit „Glaubenseiferern und Zionswächtern, die nun einmal ihren gewohnten Passus gehen, hinter ihrem hohlen und leeren Wortgeklingel Nonsens verbergen und durch kategorische Machtsprüche und ungeziemende Ausfälle zu ersetzen suchen, was ihrer Darstellung an Klarheit und Bündigkeit in der Beweisführung abgeht; weßhalb der Mangel an Logik, die Ungeübtheit im folgerechten und klaren Denken, die Nichtanwendung der einfachsten und allbekanntesten Prinzipien nicht weiter auffallen dürfe." Bei der Unbelehrbarkeit dieser Leute, würde der Verf., nach seiner Versicherung, auch

auch geschwiegen haben, wenn nicht, nach der gewöhnlichen Taktik, die Arroganz so weit getrieben worden wäre, daß auch hier wieder von Verdächtigung bei Regierung und Gemeinden, von Beschuldigung der Mentalreservation und des Jesuitismus die Rede erhoben und zuletzt der gute Rath ertheilt worden wäre, aus dem Dienste der Kirche auszuscheiden, deren Symbole man nicht buchstäblich beschwören wolle. „Die rechtliche Freiheit der Exegese, oder die sogenannte Prüfungsfreiheit, die in der vollkommenen Glaubens- und Gewissensfreiheit wurzelt und nur die recht verstandene heilige Schrift als Grundlage des religiösen Denkglaubens kennt, also eigene Prüfung der Glaubenssätze zuläßt und ein theuer errungenes Recht und Eigenthum der evangelischen Kirche ist, soll nach den Machtsprüchen und Forderungen der Zionswächter nun einmal nicht Statt finden, daher sie für unveränderliche symbolische Bücher wie pro ara et focis kämpfen, versteht sich in majorem Dei gloriam, um die Sache blinder Kirchengläubigkeit, symbolgerechter Schrifterklärung, so wie eine unerschütterliche Beharrlichkeit bei einmal vestgesetzten Schuldogmen auf den Thron zu bringen." Charakteristisch ist es bei solchem Eifer, daß bei diesen Verfechtern der Symbole eben im Betreffe der Bekenntnißschriften noch die höchste Unsicherheit und Begriffsverwirrung herrscht. Die Verff. der Schrift Nr. 4. wollen, ohne genügenden Grund, die Zahl derselben auf Zwei, nämlich auf die augsburgische Confession und auf den heidelberger Katechismus, eingeschränkt wissen, während die Verff. der übrigen Nummern von sämmtlichen Bekenntnißschriften beider Kirchen sprechen. Unser Verf. bezweifelt aber, daß sie die Schriften alle, für die sie so leidenschaftlich in die Schranken treten, auch nur gelesen, geschweige studirt haben, und da in diesen Schriften die Norm liegen solle, nach der sogar auch die Presbyterien die Predigten ihrer Pfarrer zu beurtheilen und zu überwachen hätten; so gibt sich der Verf. die Mühe S. 104. nach Baumgarten und andern

dern Quellen die Bekenntnißschriften der lutherischen sowohl, als der reformirten Kirche aufzuzählen, die allesammt das für sich haben, daß sie so oder anders, da oder dort einmal als Symbole gegolten oder doch wenigstens mit gegolten haben und sagt dann: „Das sind ja zusammen 46 gelehrter Schriften verschiedenen, größten Theils polemischen Inhalts, mit deren Studium unsere Presbyterien sobald nicht fertig seyn werden. Die Sache hat ihre großen und eigenthümlichen Schwierigkeiten, die doch vorab erwogen und beherzigt werden sollten, um nicht so ohne alle Ueberlegung in's Gelag hinein zu reden. Manche der genannten Schriften, die sammt und sonders für eine gewisse Zeit in der evangelischen Kirche ein symbolisches Ansehen und den Endzweck hatten, den kirchlichen Lehrbegriff nach der Confession zu bestimmen, dürften im Buchhandel gar nicht mehr zu haben seyn, weßhalb vorab wohl die Buchdruckerpressen in Thätigkeit gesetzt werden müßten, um die verschollenen Reliquien aus dem Staube der Vergessenheit hervorzuziehen und als Wache am Heiligthume in die Bücherrepositorien der Presbyterien aufzustellen." Und wenn nun die Presbyterien, nach allem Studiren, fänden, was Planck gefunden hatte, als er von jenen Symbolen sagte: „Ein Mal weiß man doch, daß beide Parteien, so lange sie auf dem Kriegsfuße mit einander standen, mehrere Vorkehrungen trafen, die zwar ihrem Vorgeben nach nur defensiv seyn sollten, aber doch zum Theil eine sehr merkliche offensive Tendenz hatten. So hatten z. B. die eine wie die andere ihre Parteilehre im Gegensatze gegen die Parteilehre der andern in eigene Symbole gefaßt, denen sie eine verbindende Kraft für alle Mitglieder oder doch für alle ihre Lehrer beigelegt hat. Jede hat in diesen Symbolen die Lehre der andern für falsch und irrig, ja wohl für gottlos und abscheulich erklärt." Man sieht das Absurde eines Symbolzwanges, dessen Fesseln ihren freiwilligen Sklaven zu gleicher Zeit binden und auch lösen, so daß er am Ende selbst

nicht

nicht weiß, wie er gehalten wird, noch woran er sich ten soll.

Wir können nicht in das Einzelne gehen und müssen dem Leser überlassen, dem Verf. auf seinem Zuge gegen vier gegnerischen Schriften über Berg und Thal, über S und Wasser zu begleiten. Wir verweilen nur noch einige unten bei der Basis seiner Operationslinie, nämlich bei d Doctrinal- und Ritualgrundsatze der protestanti evangelischen Kirche von einer fortwährend organisch fortsch tenden Entwickelung und Ausbildung ihres Lehrbegriffs u evangelischen Gestaltung ihrer Gebräuche nach dem immer ri tiger erkannten Inhalte der heil. Schrift. Dieser Doctrin und Ritualgrundsatz, sagt mit vollem Rechte der Verf., ist d große Agens in dem Fortbildungs-Princip der evangelisch Kirche, das ihr inneres und äußeres Leben bedingt und de wir so vieles Große, Gute und Herrliche und auch Das verdanken haben, daß die äußere Gottesverehrung, der öffen liche Cultus eine immer würdigere Gestaltung gewinnt. Oh das Daseyn und die Anwendung dieses Grundsatzes wäre, w die Lehre, so auch der äußere Cultus stereotyp; ein ewiges e müdendes Einerlei; die Anbetungsweise der Reformatoren not wendig die unsere; und kein neues Element zur Anregung un Belebung der äußeren Andacht mit Berücksichtigung des Zei bedürfnisses dürfte aufgenommen werden; denn der Höhepun aller Vollendung wäre bereits erreicht. „Die Reformatoren," heißt es weiter unten, „haben durch Wort und That das Fort bildungsprincip im Protestantismus anerkannt, befördert un befolgt. Sie haben sich über diese leitende Grundidee im Chri stianismus mit einer solchen Klarheit und Bestimmtheit in ih ren Declarationen ausgesprochen, daß es nicht anders, als zu verwundern ist, wie hierüber noch der mindeste Zweifel obwal ten und die Verehrer des Stabilitätssystems die Behauptung wagen können, es habe dieß Princip seit dem Reformations-

Zeit-

sündiger in der Kirche geruhet, da es im Gegentheile mit der Reformation recht zum Bewußtseyn gelangt und in's Leben eingetreten ist und sich durch das Leben und Wirken der Reformatoren selbst offenbart hat." Dafür und daß man dabei einzig und allein von der Schrift auszugehen habe, werden viele zum Theil bekannte, aber immer noch nicht genug erwogene Zeugnisse vorgebracht. So die Erklärung Luthers: Meine Bücher sollst du lesen, mit der Gegner Schriften vergleichen, beide mit der Schrift zusammenhalten und sie nach dieser als nach einem Probiersteine beurtheilen. An einer andern Stelle: Ich wünsche eben nicht, daß meine Bücher länger als dieses Jahrhundert hindurch, denn sie gedient haben, dauern mögen; Gott wird zu andern Zeiten auch seine Arbeiter senden, gleichwie er allezeit gethan hat. Dann wieder: Diese Kaiserin — die heilige Schrift — soll herrschen und regieren, und alle andere, sie heißen auch, wie sie wollen, ihr unterthan und gehorsam seyn; es sei gleich der Papst, Luther, Augustinus, Paulus oder ein Engel vom Himmel herab. Und an Spalatin schreibt der geniale nicht vor Symbolen, vor der Schrift sich beugende Mann: Und gesetzt — was ihr doch durch Christi Gnade nicht thun werdet — daß ihr Etwas wider's Evangelium zulesset und also etwa den Adler in einen Sack (der Menschensatzung) beschlösset; so wird Dr. Luther kommen und den gefangenen Adler wieder herrlich los machen, so wahr Christus lebt. — Fast scheinen die Gegner unsers Vfs. den Sack auch lieber zu haben, als den Adler, da, nach S. 82, Einer von ihnen von dem verrufenen wöllnerischen Edicte — vom 9. Jul. 1788 — sogar behauptet, „dieses Edict sei mit der größten Weisheit entworfen und sicher geprüft worden. Er begreife nicht, wie dasselbe in so großen Verruf gekommen, wenn es nicht bekannt wäre, daß der Unglaube Alles, was ihm entgegentrete, auf eine schnöde Weise zu begeifern und mit Schmutze zu besudeln pflege. Der König

nig Friedrich Wilhelm II. habe in Promulgirung dieses Religionsedictes ein Recht ausgeübt, was er ausüben konnte, und auch als rechtlicher Monarch ausüben mußte." Der Verf. bemerkt hiezu, richtig geschlossen müßte aus letzterer Behauptung folgen, daß alle Monarchen, die keine Religionsedicte erlassen, nicht zu den rechtlichen gehören, und wir setzen hinzu, daß, wenn der Schluß richtig ist, es auch mit der Rechtlichkeit des Königs übel stehen mußte, der nach seiner Thronbesteigung es eine seiner ersten und wohlthätigsten Handlungen seyn ließ, das verrufene Edict, das den Geist der Zeit so wenig begriffen hatte und noch weniger überwältigen konnte, abzuschaffen. — Der Verf. will keinen Symbolzwang und nur das Schriftwort. Zwang ist nirgends gut, am Wenigsten auf freiem Felde. Ob aber bei der Beschaffenheit der Bibel, die von Mosis Büchern bis zu Johannis Offenbarung ein ähnliches Aggregat von Schriften ist, wie das obige Corpus juris symbolici des Verfs., ob da der evangelischen Kirche nicht ein einfaches Symbol, als der allgemeine Glaubensausdruck der Gegenwart, zu wünschen und zu vermitteln wäre, diese Frage fanden wir in dem Buche nirgends berührt.

Relation des Solennités qui ont eu lieu le 13. et le 14. Août 1838 a l'occasion de la troisième fête séculaire du Gymnase Protestant de Strasbourg, par *Charles Henri Boegner*, Professeur au Gymnase. Publiée par ordre de l'Administration de cette école. Strasbourg, chez Frédéric Charles Heitz, Imprimeur du Gymnase. 1838. 180 SS. 8.

In Bezuge auf das Geschichtliche, welches vorstehender Bericht über die, am 13. und 14. August 1838 Statt gehabte,

habter, dreihundertjährige Säcularfeier des protestantischen Gymnasiums zu Straßburg in ziemlicher Ausführlichkeit enthält, beschränken wir uns auf folgende wesentliche Angaben. Schon der berühmte vaterländische Gelehrte Jakob Wimpheling (geb. zu Schlettstadt im Elsasse 1450, † das. 1520), „welcher die Morgenröthe der Kirchenverbesserung wohl ahnete, aber nicht mehr auf der Erde schauen konnte," empfahl die Errichtung einer zeitgemäßen Lehranstalt der Obrigkeit Straßburgs um so angelegentlicher, da man die Unzulänglichkeit einiger Klosterschulen, womit man sich bis dahin hatte begnügen müssen, auf das Lebhafteste empfand. Erst im Jahre 1538 aber ward, nachdem die Reformation 1529 in jener Stadt, vornehmlich durch die Bemühungen und Verdienste Martin Buzer's († 1551), Wolfgang Capito's († 1541) und Caspar Hedio's († 1552) eingeführt worden, das in Rede stehende Gymnasium gegründet und zwar an der Stelle des einst durch Tauler († 1361) berühmt gewordenen vormaligen Klosters der Dominicaner-Mönche (frères prêcheurs). Die Anstalt bestand aus zwei Abtheilungen, deren untere neun Classen umfaßte, in welchen die gelehrten Sprachen, ingleichen Rhetorik und Dialektik, vor Allem jedoch die Religion gelehrt wurden, in der oberen Abtheilung aber neben den alten Sprachen Logik, Physik, Geschichte, Mathematik, Theologie, Jurisprudenz und Medicin, so daß das Gymnasium in der Gestalt einer Akademie in's Leben trat. Ein ganz besonderes Verdienst erwarb sich der damalige Stettmeister (Bürgermeister) Jakob Sturm von Sturmeck, ein Schüler des vorhin genannten Jak. Wimpheling und Geiler's von Kaisersberg († 1510) und ein treuer Gehilfe an dem Reformationswerke in Straßburg, um diese gelehrte Schule dadurch; daß er den, als einen der namhaftesten Gelehrten seiner Zeit bekannten, Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften an der Pariser Universität Johann Sturm von Sleida bei Cöln als Rector

des zu organisirenden Gymnasiums berief, welcher diesem Rufe denn auch, im Jahre 1537, folgte. Die Berühmtheit dieses Mannes (der in seinen späteren Lebensjahren „den Verfolgungen einiger unduldsamen Glaubenszeloten unterlag und von schwachen, undankbaren Oberen seines Amtes entsetzt wurde“) und der meisten Lehrer, unter welchen sich ein Buzer, Capito, Hedio, Peter Martyr (Vermigli), Paul Fagius und selbst Calvin befanden, der, nach seiner Vertreibung aus Genf, die Professur der Theologie an der neuen Anstalt von 1538—1541 verwaltete, verschafften derselben bald einen bedeutenden Namen selbst im Auslande, so daß Sleidan († 1556) in s. Commentt. de statu religionis et reipublicae Germanorum sub Carolo V., L. XII. sagen konnte: Hoc anno (scil. 1538) Collegium est institutum Argentorati, seu schola juventutis, autore potissimum Jacobo Sturmio, senatore primario; et brevi tempore sic effloruit diligentia doctorum, ut non solum extremi Germani, sed externae quoque nationes eo confluerent, — und Johann Sturm selbst bekannte: Missos ad se fuisse juvenes ex omnibus prope Europae christianae partibus: nimirum Bohémos, Moravos, Ungaros, Transylvanos, Belgos, Polonos, Lithuanos, Danos, Anglos, Scotos, Suecos, Gallos, Lotharingos, Italos, Hispanos; non humili solum atque obscuro, sed etiam celso illustrique loco natos: Duces, Principes, Comites, Barones, Nobiles, Patricios, qui non turpe sibi duxerunt frequentare classes, lectiones audire, orationes memoriter recitare, disputationibus interesse, et respondendo opponendoque sese exercere, quin imo etiam personas agere in Comoediis et Tragoediis (S. 130.). Dadurch, daß der Magistrat der Stadt (1566) vom Kaiser Maximilian II. die Erhebung des Gymnasiums zu dem Range einer Akademie nebst dem Rechte Baccalaureen und Magister der freien Künste und der

Phi-

Philosophie zu ertheilen erlangte, gewann dasselbe an intensivem und extensivem Umfange mehr und mehr. Eine noch weit wichtigere und einflußreichere Veränderung ging jedoch im J. 1621 damit vor, wo durch ein Decret des Kaisers Ferdinand II. die straßburger Akademie zur Universität mit vier Facultäten und dem Privilegium die Doctorwürde zu verleihen, erhoben wurde. Von dieser Zeit an erhielt das eigentliche Gymnasium, das bis dahin einen Bestandtheil der Akademie ausgemacht hatte, eine für sich bestehende Einrichtung, wurde der Universität untergeordnet und beschränkte sich lediglich auf die Vorbereitung junger Leute für die akademischen Studien. Bis zum Jahre 1793 blieben, Trotz den mancherlei traurigen Einflüssen der Zeit, die es zu erfahren hatte, die Organisation und der Zustand des Gymnasiums im Ganzen die früheren. Den Stürmen der Revolution glücklich entronnen, ward es unter Napoleons Herrschaft, mit dem „barbarischen" Titel einer „école secondaire ecclesiastique protestante," der Oberaufsicht des „Directoire du Consistoire général de la Confession d'Augsbourg" übergeben. Durch die Restauration in seine vorigen Gerechtsame wieder eingesetzt, wurde es 1828 in ein „Collége mixte" verwandelt und der Inspection der königl. Universität unterworfen.

Es würde uns zu weit führen und den für diese Anzeige uns vergönnten Raum überschreiten, wollten wir in eine detaillirtere Beschreibung der betreffenden Säcularfeier, wie sie die „Relation" enthält, eingehen. Nachstehende kurze Angaben werden genügen, um die Leser zu überzeugen, daß der Verlauf der Feier selbst auf würdig entsprechende Weise vor sich gegangen sei. — Die Vorbereitung zu dem Feste wurde schon gegen Ende des Jahres 1837 von der Administration und den Professoren des Gymnasiums getroffen und die Herausgabe des Einladungs-Programms (S. 127—136. des Berichts abgedruckt) eingeleitet. Zu demselben Zwecke schrieb

 der

der Prof. Strobel eine Geschichte des Gymnasiums (Straßb. bei Heitz, 1838) und ein früherer Schüler des Letzteren dichtete eine, im Anhange der „Relation" ebenfalls abgedruckte Cantate. Eben so ließ man eine Medaille zu Ehren des ersten Rectors der Schule, Joh. Sturm, prägen. Obschon das Gymnasium am 22. März 1538 eröffnet worden war, zog man es, um den Schulcursus nicht zu unterbrechen, doch vor, die Jubelfeier auf die angegebenen Tage zu verlegen. Nachdem bereits am 11. August der feierliche Act der Classenversetzung der Schüler Statt gefunden hatte, wurde der erste Tag des Jubiläums mit einem erhebenden Gottesdienste in der „Neuen Kirche," die sich zunächst dem Gymnasium befindet, begangen, an welchem die Bevölkerung der Stadt den lebhaftesten Antheil nahm; der zweite war zur Vertheilung von Preisen, größten Theils aus Medaillen bestehend, unter die Zöglinge der Schule bestimmt, wobei mehrere Lehrer ansprechende Reden hielten (S. 73—102.). Den übrigen Theil des Tages füllten andere sinnige Festlichkeiten aus.

Die beregte solenne Jubelfeier mußte übrigens um so mehr an Würde und Bedeutung und somit an Interesse gewinnen, da eine solche im J. 1738 wegen mannigfacher Bedrückungen, welche die evangelischen Einwohner namentlich in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes (22. Oct. 1685) fortwährend zu erdulden hatten, nicht begangen worden und die Zeit, in welche die dießmalige Feier fiel, ganz besonders geeignet war, unter den Protestanten der Stadt die regste Theilnahme daran zu erwecken und ihnen das fortgesetzte segensreiche Wirken eines Institutes stärker als je fühlbar zu machen, welches, unmittelbar aus dem Schooße des Protestantismus hervorgegangen, im echt evangelischen Geiste gegründet, fort und fort in demselben geleitet worden war und deßhalb auch den günstigsten und nachhaltigsten Einfluß auf die Wissenschaft übte, da, wo diese nicht gepflegt wird, „Vorurtheil und Aberglaube leicht

der

der menschlichen Seele sich bemächtigen und das wahre Licht des Geistes, Jesu Evangelium, alsdann ebenfalls, wie die Geschichte lehrt, bald verdunkelt wird (S. 34.)." — Es ist eine sehr wahre Bemerkung, welche der Verf. des in der 2ten Note dem Schriftchen beigegebenen Aufsatzes („Le Gymnase de Strasbourg. Sa troisième fête séculaire") Seite 121. macht: „Le protestantisme — et c'est là un fait incontestable, historique — partout où il s'est montré, a developpée au plus haut degré, dans les populations, l'esprit d'ordre, le sens moral; il s'est fait puritain, et pour une très-bonne raison; en s'affranchissant des pratiques minitieuses, journalières, qui règlent l'existence du chrétien catholique, il fallait bien que ses adhérents vinssent à prouver, par une vie austère, qu'ils étaient capables de se conduire eux-mêmes, sans être menés en lesse;" und mit besonderem Hinblicke auf Straßburg setzt der Verf. hinzu: „A la suite de la réforme, le puritanisme (je prends ce terme dans sa bonne et noble acception) s'empara de Strasbourg, et inprima un sceau indélébile aux institutions et aux habitudes sociales de notre vieille cité," — wie denn auch dieser Stadt der unbestreitbare Ruhm gebührt, die durch Luther angeregten reformatorischen Ideeen mit einer Begeisterung, wie vielleicht keine andere, aufgenommen zu haben, so daß in Kurzem die neue Lehre daselbst vesten Fuß faßte und allgemeiner Glaube wurde (S. 91.).

Es bleibt uns nun noch übrig, der bei der Feierlichkeit gehaltenen Reden und Ansprachen an die Festversammlung kürzlich Erwähnung zu thun. — Wenige, aber eindringliche Worte richtete der Director des Gymnasiums und Dekan der theologischen Facultät, Bruch (Verfasser des trefflichen, bald anzuzeigenden Werkes: „Etudes philosophiques sur le Christianisme. Paris 1839.") bei Gelegenheit der Promotion

der

der Schüler, in deutscher Sprache an die letzteren, und schließt mit einem kraft- und schwungvollen Gebete, worin er Gott für die lange und glückliche Erhaltung des Gymnasiums dankt und um seinen ferneren Segen für die Anstalt bittet (S. 18. 19.). In der darauf folgenden, ebenfalls kurzen, aber zweckmäßigen (französischen) Anrede des Prof. der Geschichte Engelhardt werden die Schüler auf die Verpflichtungen hingewiesen, wozu sie sowohl die bevorstehende Jubelfeier selbst, als auch die vorhabende Promotion aufferdere, — an welchen Vortrag der Director noch einige anderweitige passende Ermahnungen knüpft. — Beachtenswerth nach Inhalt und Form sind jedoch insonderheit die am ersten Jubeltage gehaltenen beiden kirchlichen Vorträge der Herren Edel (Pastor und geistlicher Inspector) und Berneaud (Gymnasialprofessor). Ersterer behandelt (S. 30—47.), nach dem gut gewählten Texte: Joel 2, 23. in deutscher Sprache das aus dem Texte geschöpfte Thema, welches zugleich die beiden Haupttheile der Predigt bildet: Wir freuen uns heute, aber lasset uns fröhlich seyn im Herrn, unserem Gotte. Nach einem herzlichen Gebete geht der Redner auf seinen Text über, den er jedoch, ohne eigentlich davon auszugehen und die Situation desselben auch nur einigermaßen zu erörtern, als bloßes Motto hingestellt, nur als Anknüpfungspunct des Thema benutzt hat, auf welches er, nach vorausgeschickter Entwickelung der Wahrheit, daß jeder edle und große Gedanke, angeregt durch Gott in einem hellen, frommen Geiste, auf Jahrhunderte hinaus Segen zu stiften vermöge (mit specialer Hinweisung auf die Gründung des Gymnasiums), ungezwungen übergeht. Die Fassung des Hauptgedankens selbst, womit sich die Predigt beschäfftigt, hat darum etwas Unbequemes, weil er keine rechte Einheit bildet, der zweite Theil zudem in der Ausführung schon im ersten enthalten ist, da der Verf. so disponirt: Wir freuen uns heute; denn unser ehrwürdiges Gymnasium ist a. gegründet

de werden und wurde geleitet nach des Herrn Willen, b. während dreier Jahrhunderte auch sichtbar geschützt von dem Herrn und c. durch ihn mit unberechenbaren Früchten gesegnet. Zweckmäßiger hätte vielleicht der Hauptsatz so ausgedrückt werden können: **Unsere heutige Freude** müsse seyn ein Fröhlichseyn **im Herrn**, so, daß der zweite — praktische — Theil die aus dem ersten ganz natürlich herfließenden und daraus nothwendig abzuleitenden Folgerungen enthielte; nämlich: a. darum vor Allem zu **Gotte** empor unserer Herzen Preis und Dank; b. darum aber auch Ehre und Dank den Gründern, Schirmherren und **Lehrern** unseres Gymnasiums; c. darum auch von Alten und **Jungen** christlich-treue Benutzung unserer Lehranstalt, und endlich d. lasset uns die lebendige Hoffnung bewahren, daß der **Allmächtige** durch unsere Schule auch späteren Geschlechtern noch zur Erleuchtung, Besserung und Beseligung, also zur **Förderung** seines und Jesu Christi Reiches verhelfen werde. — **Die** ganze Predigt ist im Uebrigen eine äußerst wohlgelungene, durch tiefes Eingehen in den Gegenstand, Fülle und Kraft der **Gedanken**, Anschaulichkeit der Darstellung und blühende **Diction** gleich ausgezeichnete zu nennen. Es sei Ref. vergönnt, nur einige Stellen aus derselben anzuführen. In dem zweiten **Subpers** des 2ten Theiles heißt es z. B. (S. 40.): „Längst schon sind die Gebeine der edlen Stifter unserer Anstalt des **Moders** Raub geworden; aber das Werk, das sie vollbracht haben, besteht noch zum Ruhme ihres Andenkens, zum sprechenden Beweise des herrlichen Geistes, der sie beseelt hat. **Ehre** deinem Gedächtnisse, du großherziger, **Stettmeister** unserer Vaterstadt, du biederer Jacob **Sturm von Sturmeck**, bei Kaiser und bei Bürger gleich lieb, im ganzen deutschen Reiche und in der freien Stadt, welcher du vorstandest, gleich hochgeachtet: du strebtest den Gedanken deiner **Lehrer** in's Leben zu rufen, unternahmst das große Werk und es ist dir gelungen, dir und deinen treuen Ge-

Gehilfen, deren Namen wir hier nicht aussprechen, die aber bei uns in dankbarer Erinnerung stehen. Ehre und Dank aber vorzüglich auch dir, du gelehrter und berühmter Johannes Sturm, — der du die eigentliche Seele des trefflichen Gebäudes warest. Deine dankbaren Enkel haben zum gegenwärtigen Feste dein Bild in Erz gegraben, von Mund' zu Munde ertönt heute dein Name mit Ruhme, und was du gewirket, was du als herrliche Saat ausgestreut, das trägt nun Früchte seit Jahrhunderten. Deine hohen Verdienste um unser Gymnasium sind wohl die schönsten Perlen in der Siegerkrone, welche jetzt im Lande des ewigen Lichts und aller Seligen dich schmückt."

Die trefflichen, salbungsvollen Schlußworte lauten (S. 44 ff.): „Mit Rührung, mit Freude und Danke schließen wir heute einen großen und dennoch engen Kreis um dich, protestantisches Gymnasium Straßburgs, du Pflanzschule, aus der so viel Licht und Segen schon hervorgegangen ist; Gott segne dich; blühe, blühe noch lange; bringe noch viele Frucht hervor! Heil der Stadt, Heil dem Lande, wo solche Anstalten gepflegt werden! Da ist keine Geistesverfinsterung möglich, wohlthätiges Licht verbreitet sich dadurch; da kann das Böse nicht siegen, Recht und Tugend haben kräftige Lehrer und Stützen; da können Mangel und Armuth nicht Statt finden, für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe sind die Menschen erzogen; da kann keine Willkür, keine Unruhe, keine Zwietracht, keine Empörung gegen Obere und Gesetz Nahrung finden, zum Frieden, zur Eintracht, zum Gehorsame gegen Obrigkeit und Gesetz wird die Jugend gebildet; da kann des Evangeliums hehrer Geist nicht mehr aus den Herzen vertrieben werden, Jesu Christi göttliche Religion in ihrer Lauterkeit wird gelehrt und empfohlen; da wird nicht für die Sinne, nicht für die Erde nur, es wird für den Geist, für den Himmel gelebt. Und so gehe über, theures Gymnasium, gehe über unter Gottes Segen in dein viertes Jahrhundert; keine Stürme mögen dich umtosen, aber edle

edle Stürme erwecke dir der Herr, wie er bisher that, auch fernerhin! Amen." Nicht minder erhebend ist das der Predigt angehängte „Gebet," welches als Muster in dieser Gattung bezeichnet zu werden verdient. — Der nun folgende Kanzelvortrag des Hrn. Berneaud steht dem vorgenannten zwar an Gründlichkeit der Ausführung, nicht aber an Wärme der Begeisterung, lebendiger Darstellung und Würde der Sprache nach. Auf Anlaß des Textes Ps. 118, 24. nimmt der Redner Gelegenheit von den Gefühlen zu sprechen, welche die freudige Feier des Tages in den Herzen der Feiernden erwecken müsse: 1. ein Gefühl des Dankes a. gegen Gott für den reichen Segen, den er auf die Anstalt gelegt habe, und b. gegen Alle, die sich um dieselbe verdient gemacht; 2. ein Gefühl froher Hoffnung für die Zukunft und 3. eines warmen Eifers für alles Gute im Leben. Der letzte Theil ist in der Ausführung offenbar zu oberflächlich und dürftig gerathen. Zum Belege, wie schön der Verf. zu sprechen verstehe, geben wir nur eine Stelle aus dem zweiten Theile (S. 67 fg.): „Où sont ces hommes pieux qui fondèrent le Gymnase? où sont ces neuf générations qui prirent, l'une après l'autre, place dans cette enceinte? En vain vous les chercheriez autour de vous, il n'est rien resté d'eux que le bien qu'ils ont fait et qui se perpétue d'âge en âge; en vain vous les demanderiez à la terre, la terre n'a eu d'eux que leurs dépouilles. Tournez donc vers le ciel vos regards; là sont les générations éteintes; là sont nos pères, et ceux dont une perte récente a mis le deuil dans nos âmes. Voyez-les qui vous encouragent à fournir dignement la carrière de la vie! Oui, nous vous entendons, hommes chèrs à nos coeurs; nous vous entendons, quand vous nous criez de ne pas nous attacher à un monde qui passe, et de nous amasser ces trésors que ni les

vers,

vers, ni la rouille ne rongent. Vous êtes présents à notre souvenir; nous vous convions à cette fête, et nous faisons monter vers Dieu nos adorations et nos louanges, pour les mêler à l'encens de vos prières."— Ohne uns bei den übrigen kürzeren, im Ganzen wackeren Reden, die an dem zweiten Tage des Jubiläums im großen Saale des Gymnasiums gehalten worden sind, aufzuhalten, gedenken wir nur noch des anziehenden, tüchtig gearbeiteten Vortrages des Directors Bruch (S. 88—102.), der sich vorzugsweise über den Geist verbreitet, welcher die Anstalt vom Anfange an beseelt habe und fort und fort beseelen müsse, wenn sie ihrer hohen Bestimmung eingedenk bleiben wolle. „Le Gymnase" — sagt Hr. B. unter Anderem S. 98. — „est école protestante, et il le restera. Mais pour être véritablement protestant, il tiendra éloigné tout esprit exclusif, intolérant; il admettra dans son sein les lumières que le protestantisme tend sans cesse à développer et à répandre. — Le mouvement religieux qui donna naissance au Gymnase, exigeait aussi qu'il fût école savante. Car, résultat des lumières qui s'étaient développées dans le cours des siècles, le protestantisme est naturellement ami des lumières; il s'en nourrit; c'est pourquoi il pousse partout aux études fortes et savantes, et ses adversaires mêmes ne lui contesteront pas le mérite d'avoir puissamment contribué à la culture des lettres et à l'amélioration de l'enseignement public;" und S. 96.: „Que toujours les études fortes, les études classiques surtout, y trouvent un asyle sacré! Qu'en se familiarisant avec la brillante littérature d'Athènes et de Rome, nos élèves développent leur intelligence, forment leur goût et se pénètrent de sentiments généreux, afin qu'en entrant dans la vie ils se distinguent par leur ardeur pour

tout

tout ce qui est bien et sacré, et dédaignent de s'agenouiller devant les autels des intérêts matériels, auxquels tant d'autres rendent un culte idolâtre. — Mais le Gymnase ne sera-t-il pas obligé de suivre le mouvement du siècle, de se plier aux exigences du temps? Oh certainement; car c'est là encore une condition d'existence de toutes les institutions humaines etc." Unter den Gelehrten, welche aus der Anstalt hervorgegangen sind und der Stadt zur Zierde gereichten, werden aus neuerer Zeit genannt: Schöpflin, Oberlin, Spielmann, Ehrmann, Hermann, Schweighäuser, Lauth, Blessig, Haffner, Dahler, Fritz, Arnold, Emmerich und Redslob —, Namen, die auch im Auslande einen guten Klang haben.

Da es nicht in dem Plane des Schriftchens lag, in das Einzelne der bisherigen Leistungen des Gymnasiums einzugehen, womit sich wahrscheinlich das oben angeführte Buch des Prof. Strobel: Histoire du Gymnase protestant de Strasbourg, ausführlicher beschäfftigt, so genügen allerdings die zunächst gemachten allgemeineren deßfallsigen Resultate.

Ein Anhang zu der Broschüre gibt von mehreren Verff. zu dem Feste gedichtete Gesänge und Lieder (sämmtlich in deutscher Sprache), 23 an der Zahl, deren zum größeren Theile lobend gedacht werden kann.

Wir schließen unsere Anzeige mit dem von Hrn. Bruch (S. 99.) ausgesprochenen Wunsche: „Que l'ère dans laquelle le Gymnase est entré, soit pour lui une ère de prospérité toujours croissante. Que la quatrième fête séculaire le trouve encor plein de vie, — répandant sur une jeunesse nombreuse les trésors du savoir et la formant aux bonnes moeurs, à l'amour de la patrie et à une piété sincère et éclairée!"

Pre-

Predigten, im Jahre 1835 gehalten von Dr. Ernst Gottfr. Adolph Böckel. Biblische Sittengemälde. Zweiter und letzter Band. Bremen, bei Heyse. 1836. VI u. 386 SS. 8.

Der Verf. vorliegender Predigten hatte im Jahre 1835 Charakterschilderungen, der neutestamentlichen Geschichte entlehnt, vor seinen Zuhörern aufgestellt und nur an den Festtagen Materien anderer Art bearbeitet, wie er dieß auch in den vorhergehenden Jahren zu thun gewohnt war. Hr. B. bemerkte, daß das Interesse seiner Zuhörer nicht vermindert schien, was wir ihm gern glauben, da Charakterschilderungen gar sehr die Theilnahme der Zuhörer in Anspruch nehmen. Er gibt sich darum der Hoffnung hin, Gott werde aus der von ihm gestreuten Saat auch Früchte wahrer Erbauung, Glauben und Frömmigkeit hervorgehen lassen, obgleich „die Feinde der Wahrheit nicht müde werden, ihr Unkraut zu säen." Mit diesen letzteren Worten zielt der Verf. unfehlbar auf die Mystiker und Dunkelmänner, welche in B. ihr Haupt gar sehr erheben und dem geehrten Hrn. Verf. wohl oft das Leben trübe gemacht haben mögen. — Es sind in diesem Bande besonders mehrere Auftritte aus dem Leben Jesu benutzt, um die erhabene Gesinnung Jesu daraus zu entwickeln. Das ist allerdings um so zweckmäßiger, da eine vollständige Charakteristik Jesu noch von Niemandem versucht worden ist. — Die vorliegenden Predigten empfehlen sich durch das Religiös-Praktische, was überall berücksichtigt ist. Nie behandelt der Verf. ein bloßes speculatives Thema, und wenn er selbst ein Mal einen Hauptsatz aufstellt, der mehr der Speculation, als dem praktischen Leben anzugehören scheint, so weiß er der Sache die praktische Seite abzugewinnen und sie so dem Leben zugänglich zu machen. Der Text steht nie als bloßes Motto da, sondern wird in der Regel in allen seinen Theilen recht gut vom Redner benutzt. Die

Sprache

Sprache ist edel und populär, so daß jeder einigermaßen an das Denken gewöhnte Zuhörer leicht dem Verf. folgen kann. Eine gewisse Wärme und lebendiges, religiöses Gefühl geht durch das Ganze, und Geist und Gemüth des Hörers wird gleichmäßig in Anspruch genommen. Trotz dem, daß in Bremen die Lichtscheuen ihr Wesen arg treiben, hat sich der Hr. Verf. nicht verlocken lassen, zu reden, wie es diesen Vernunfthassern beliebte; er ist vielmehr der vernünftigen Auffassung des Christenthums treugeblieben. In mehreren Predigten spricht der Verf. gegen die Mystiker und zeigt, auf welchem verderblichen Wege sie wandeln. Wer wäre indessen im Stande, einen Mohren weiß zu waschen? — Wir führen nur einige Stellen an, wo er es mit ihnen zu thun hat. So sagt er in der 2ten Predigt: „Die Gleichgiltigkeit gegen die Freuden und Güter der Erde, die zuweilen in Verachtung derselben übergeht, ist die unglücklichste Verblendung, ist schnöde Undankbarkeit gegen Gott, ist tadelnswürdige Entweihung seiner Gaben; sie ist sündlich und lasterhaft, wenn ihr nichts Anderes zu Grunde liegt, als geistlicher Stolz, der sich nicht scheut zu beten: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute." In derselben Predigt heißt es: „Wer mit starrem Eifer seine religiösen Ansichten sucht geltend zu machen, wer, uneingedenk des Looses der Menschheit, über den Irrthum erhaben zu seyn wähnt, wer Andersdenkende mit liebloser Härte schmäht, und nur durch seine Ohnmacht gehindert wird, den Scheiterhaufen des Ketzergerichtes anzuzünden, der ist ein Frömmler, kein Frommer." —

Die Charakterschilderungen, welche in diesem Bande vorkommen, sind: Simeon — die Weisen aus dem Morgenlande — die Samariter — der reiche Jüngling — der Herr im Zorne — die Freundinnen des Herrn — die Hoheit und Größe des Erlösers in seiner tiefsten Erniedrigung — die Zeugen der Auferstehung Jesu — die Freunde des Auferstandenen —

nen — die erste christliche Gemeinde — Stephanus — die Bekehrung des Saulus — der Apostel Paulus — der Herr im Kreise froher Menschen — der Herr unter den Trauernden — der Herr in der Einsamkeit — Jesus als Muster der Freundschaft — Jesus als Muster der Vaterlandsliebe — Jesus als Muster der Feindesliebe — die Mutter Jesu. — Der Leser sieht leicht, daß interessante Charaktere hier besprochen werden und es fehlt dem Verf. durchaus nicht das Talent, für die bezeichneten Hauptpersonen ein gewisses Interesse dem Hörer und Leser einzuflößen. Die Dispositionen sind in der Regel ganz der Logik gemäß. Wir erlauben uns indessen, auf manches Einzelne aufmerksam zu machen. In der zweiten Predigt wird „Simeon als ein nachahmungswerthes Beispiel echter Frömmigkeit" dargestellt. Die Disposition ist: „Die Frömmigkeit ist 1. vertrauter Umgang mit Gotte im Gebete, 2. reiner Sinn für höhere Güter, 3. treuer Gehorsam gegen Gottes Gebote, 4. herzliche Liebe zu den Menschen, 5. veste Zuversicht zur göttlichen Weisheit und Gnade, und 6. kindliche Ergebenheit in Gottes heiligen Willen. Jeder dieser Züge ist an Simeon sichtbar." Theil 5 und 6 fallen unverkennbar in einander und konnten gar leicht mit einander verbunden werden; denn es ist doch gewiß, wer veste Zuversicht zur göttlichen Weisheit und Gnade hat, der wird auch kindliche Ergebung in Gottes heiligen Willen haben. — In der fünften Predigt wird der reiche Jüngling geschildert; zunächst seine liebenswürdige, dann seine tadelnswerthe Seite. In dem letzteren Theile heißt es: „er verräth 1. Unklarheit des Urtheils, 2. Schwäche des Willens, 3. Abhängigkeit von dem Besitze äußerer Güter." Der zweite und der dritte Theil sind einander sehr ähnlich, denn eben der Abhängigkeit von dem Besitze äußerer Güter wegen war der Wille des Jünglings so schwach. Daher kommt es auch, daß im zweiten Theile schon Etwas vorkommt, was unverkennbar in den dritten Theil gehört, nämlich die Stelle:

„es

ich habe keinen Zweifel, daß die Aufforderung: Gehe hin, verkaufe Alles, was du hast und gib's den Armen, ihn für immer zurückgeschreckt habe." — Am Charfreitage hat der Verf. den Hauptsatz: „die Hoheit und Größe des Erlösers in seiner tiefsten Erniedrigung. 1. Er wird behandelt wie ein Verbrecher und ist dennoch unschuldig und ohne Sünde; 2. er wird vom Hasse verfolgt und ist selbst nur von Liebe beseelt; 3. er scheint von Gotte verlassen und ist mit ihm auf's Innigste verbunden; 4. er wird mit unverdienter Schmach überhäuft, aber der dunkle Weg führt ihn zur höchsten Herrlichkeit." — Hier fallen Theil 1 und 4 in einander und konnten gar leicht mit einander verbunden werden. — Am ersten Pfingstfeiertage: „das Bild der ersten Christengemeinde. 1. Sie ist gegründet auf freie Ueberzeugung von der evangelischen Wahrheit; 2. sie trennten sich von den Feinden des Herrn durch ein öffentliches Bekenntniß; 3. sie hatten Eifer in den Uebungen der gemeinschaftlichen Andacht; 4. sie war ausgezeichnet durch wahre Frömmigkeit und Tugend; 5. sie war fest verbunden durch innige Liebe." Abgesehen von der Ungenauigkeit, daß nämlich bald in der Einzahl, bald in der Mehrzahl von der ersten christlichen Gemeinde geredet wird, ist nicht zu verkennen, daß Theil 3 und 4 zusammengehören und daß der 5te Theil nur eine natürliche Folge vom 4ten Theile ist. — In der 5ten Predigt werden „die Weisen aus dem Morgenlande in ihrer Gesinnung und Handlungsweise" betrachtet. Da heißt es denn 1. sie sind ungläubig, doch ohne ihre Schuld u. s. w. Möchte das aber zusammenstimmen mit dem Interesse, das sie für Jesum und seine Erscheinung an den Tag legten, und noch mehr mit dem, was der Verfasser in derselben Predigt sagt: „Wer ihnen (den Weisen) gleicht rc. — o, der gelte uns nie für einen *Ungläubigen*." — Wie herrlich der Verf. den *Text zu benutzen* verstehe, zeigt er besonders in der 16ten Predigt, wo er über Apostg. 22, 3—21. die Bekehrung des Apostels

stels Paulus bespricht. Er geht diesen Text homilienartig durch und macht von demselben die überraschendsten und passendsten Anwendungen auf das Leben. Aus den Worten des Apostels: „ich bin ein jüdischer Mann, geboren zu Tarsus in Cilicien," macht der Verf. die Anwendung: „Habet ihr es schon ernsthaft erwogen, wie Viel ihr dem Orte verdanket, wo ihr eure Kindheit und Jugend verlebtet? Oder habet ihr vielleicht nie darüber nachgedacht, was ihr unter dem Einflusse anderer Umgebungen hättet werden können, werden müssen? rc. Ueberhaupt ist die ganze Predigt ein wahres Muster der Textbenutzung. Eine schöne Stelle findet sich in der 16ten Predigt, welche ebenfalls den Apostel Paulus zum Gegenstande hat. Hier sagt der Verf.: „Du sollst uns unvergeßlich bleiben, ehrwürdiger Zeuge der Wahrheit, den Nichts von dieser Liebe zu scheiden vermochte. Deine Weisheit soll uns vorleuchten auf unserem Pfade, dein edler Sinn soll unsere Selbstsucht beschämen, deine Demuth soll unsern Stolz besiegen, deine Treue soll unsern Eifer entflammen, bis wir an dem herrlichen Ziele sind, an dem wir dich mit Bewunderung erblicken, bis auch wir den guten Kampf gekämpft und den Lauf vollendet, und Glauben gehalten und die Krone der Gerechtigkeit errungen haben" rc. — Noch eine Kleinigkeit bemerken wir: In der ersten Predigt beginnt der Verf., nach dem Verlesen des Textes, mit dem Wörtlein: „denn." Nachdem aber der Text verlesen ist, tritt eine kleine Pause ein, worauf sodann ein neuer Abschnitt der Predigt beginnt, der nicht mit dem Bindeworte: „denn" in Verbindung mit dem Vorausgegangenen gebracht werden kann.

Mehrere dieser Predigten schließen mit Ausführung des letzten Theiles; man vermißt bei mehreren einen förmlichen Schluß. Das tadeln wir, da der Redner im Schlusse der Rede sich oft in seiner ganzen Kraft zeigen kann. Der Eindruck, welchen die Predigt auf den Hörer oder Leser macht, ist

auch

auch um so gewaltiger, je mehr noch ein Mal im Schlusse Geist und Herz in Anspruch genommen werden. Selbst der unvergeßliche Reinhard schließt gewöhnlich mit dem letzten Theile der Predigt und gar oft vermißt man bei ihm einen förmlichen Schluß des Ganzen.

Die Sprache haben wir schon oben gerühmt. Wörter, wie: Phantasie, Matrone rc. hätten sich gewiß leicht vermeiden lassen. Desto weniger Lob verdient das Etwas graue Druckpapier dieses Buches.

Die Religion nach ihrer Idee und geschichtlichen Erscheinung in einer Uebersicht der vorzüglichsten Religionen, besonders des Christenthums und der christlichen Kirche nach ihren verschiedenen Erscheinungsformen. Ein Handbuch für Gebildete, zur Orientirung über die wichtigste Angelegenheit der Menschheit. Von August v. Blumröder (Landrath und Obristlieutenant). Sondershausen, bei Eupel. 1839. 429 SS. in 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Das Verdienst dieser Schrift ist, daß sie überall einem vernunftgemäßen Glauben das Wort redet, die Wanderung durch manches sonst sterile Feld mit erfrischender Darstellung belebt, und die Wahrheiten des Denkers in einer Sprache mittheilt, die populär genug erscheint, um einem gebildeten Leserkreise verständlich zu seyn, und edel genug, um ihn anzusprechen. Wir sind überzeugt, daß das Buch eine gute Wirkung thun werde. Selbst der Standpunct des Verfs. dürfte dazu beitragen. Er schrieb über Religion, ohne Theolog zu seyn.

Als Einer der Ihren steht er dem Kreise der gebildeten
sten nahe, unbefangen, frei von theologischer Schule, abe
ein Mann, dem das Religiöse als das Höchste im Mens
geiste und das Christliche wiederum als das Höchste im
giösen gilt. Mit der allgemeinen wissenschaftlichen Bil
ausgerüstet, ward er nach S. XII. in die militärische
bahn geworfen und nahm an den Kriegen von 1806 — 1
Theil. „Wieder zur Ruhe gekommen, beschäfftigte ich
unter Anderem auch mit philosophischen und geschichtlichen S
dien, und da die Religion die Krone aller Philosophie und
Kirchengeschichte ein Theil der allgemeinen Geschichte ist,
ich allmälig auf meine alte Liebhaberei an theologischen Ge
ständen zurück, aber nur in sofern sie von allgemeinem
teresse für jeden religiösen Menschen sind; und da die F
mein Nachdenken begleitete und es zu fixiren suchte, entst
den nach und nach Aufsätze, Abhandlungen, Excerpte und se
ausführliche Schriften über diesen Gegenstand. Die verschi
nen Ansichten und Meinungen über Religion und Christenth
wurden in einer langen Reihe von Jahren durchgeprüft,
genommen oder verworfen, und da ich jetzt in einem Alter st
wo ich diese Beschäfftigung wahrscheinlich nicht lange mehr f
setzen werde, entstand der Gedanke in mir, die Ergebnisse
ser Prüfung dem Publicum vorzulegen, um zu erfahren,
sie gewichtige Beistimmung erhalten möchten oder nicht.“ S
nes Glaubens übrigens ist der Verf. gewiß. Denn weiter
ten wird von ihm erklärt: „Es wäre traurig, wenn über d
Wesen der Religion und des Christenthums unter vernünf
gen Menschen Streit seyn könnte. Alle Differenzen, worüb
sich in dieser Beziehung die christliche Welt zu beklagen ha
kommen daher, daß man den Kern mit der Schale, oder d
Idee mit der sinnlichen Hülle verwechselt und auf diese ei
eben so großes oder noch größeres Gewicht legt, als auf jen
Wenn diejenige Religion die beste ist, welche uns am Ein

bring

[illegible]lichsten den Urtypus des **Wahren**, Guten und Schönen verhält, diese am Erfolgreichsten den Verstand erleuchtet, den Willen bessert und das Herz beruhigt, so haben wir dieselbe an dem Christenthume." Den richtigen Standpunct der Prüfung zu gewinnen, hielt der Vf. mit Recht eine gedrängte Entwickelung der **Hauptwahrheiten der Vernunftreligion** nicht für undienlich. Die darauf folgenden **Notizen von den vorzüglichsten Religionsformen** sollten gleichsam als Folie dienen, um die Schönheit und Erhabenheit des Christenthums durch den Contrast besser hervorzuheben. „Der darauf gerichtete philosophische Blick," sagt er weiter, „wird auch in diesen unvollkommenen Formen die Spuren einer Uroffenbarung nicht verkennen, und die engherzige Ansicht, welche in den Heiden eine von dem Kreise der göttlichen Liebe ausgeschlossene Menschenclasse erkennt, wird somit verschwinden; es wird durch diese Betrachtung klar werden, daß die Idee des höchsten Gottes von Jeher in der menschlichen Vernunft gelegen hat und nur nicht immer vollkommen entwickelt hervorgetreten ist." Den Unterschied der **historischen** und der **rationalistischen** Partei auf dem Gebiete des Christlichen faßt der Verf. so, daß, während er die erste sagen läßt: „diese oder jene Lehre muß geglaubt werden, weil sie von Gotte geoffenbart werden, obgleich sie vielleicht in den Augen der menschlichen Vernunft als ungereimt und widersprechend — Tertullian sagte sogar: credo quia absurdum est — erscheint;" die andere nach ihm das Gegentheil behauptet: „Was von Gott geoffenbart ist, muß seiner in der Vernunft niedergelegten Uroffenbarung entsprechen, und kann demnach eine Lehre, welche in ihren Folgerungen auf Ungereimtheiten und Widersprüche führt, nicht als göttliche Offenbarung geglaubt werden." Die Parteien würden schwerlich vereinigt werden können. Aber die historische könne ihren Standpunct nicht behaupten, sobald ihr ein Anhänger einer nicht christlichen Re-

 ligion,

ligion, etwa ein gläubiger Moslemin, entgegentrete und seinen Glauben mit demselben Grundsatze unterstütze. Der Vf. will Duldung. „Der Hauptzweck indeß, den ich mir bei der Abfassung dieser Schrift vorsetzte, ist, dahin zu wirken, daß das immer noch herrschende Vorurtheil, nach welchem der dogmatische Glaube als die Hauptsache und die Sittlichkeit nur als etwas Beiläufiges und Zufälliges im religiösen Leben gedacht wird, wo möglich ganz ausgerottet werde. Leider werden noch immer von Zeit zu Zeit Stimmen laut, welche dieses Vorurtheil predigen und die Meinung aussprechen, daß das sittlich-gute Handeln ohne jenen Glauben, wozu auch der Wunderglaube gerechnet wird, gar keinen Werth habe und der gläubige Sünder weit über den edelsten und rechtschaffensten Menschen, dem der dogmatische Glaube fehlt, zu stellen sei." — Doch es wird Zeit, dem Inhalte des Buches selbst näher zu treten. Die erste Abtheilung hat zur Ueberschrift: **Die Religion nach den Forderungen der Vernunft**, und gibt das Bekannte, aber, wie wir schon oben bemerkten, in ansprechender Form, in der auch das Philosophische dem gebildeten Leser wohl verständlich wird. So heißt es da, wo von den Beweisen für das Daseyn Gottes die Rede ist: „Will man einen Führer zu Gotte haben, so nehme man nicht den philosophischen Stolz, der Alles verachtet, was nicht demonstrirt werden kann, sondern die sittliche Einfalt, welche allein Zutritt erhält vor den Herrn, der mit dem Glanze seiner Majestät den Himmel erfüllt. Die Welt, die mit ihrer Lust so Vielen den Himmel verbaut, wird in ihrer Schönheit und Zweckmäßigkeit für den reinen Sinn eine Leiter, um dem Throne Gottes wenigstens näher zu kommen. Das Auge des Glaubens wird von seinem Glanze nicht geblendet, obgleich er für das leibliche Auge in einem Lichte wohnt, zu welchem Niemand kommen kann. Je mehr wir uns bestreben, gute Menschen zu seyn, desto fähiger werden wir, in ihm den Quell alles

Guten

Guten und Schönen zu erkennen und daraus zu schöpfen. Aus Erfahrung sprach der göttliche Lehrer: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." Weiter unten: „Der Glaube an Gott ist kein Wissen, aber die unsichtbare Wurzel am Baume des Wissens und der Erkenntniß; er würde unfruchtbar bleiben oder verdorren, wenn er von dieser Wurzel getrennt würde. Die Ueberzeugung, welche dieser Glaube gewährt, ist stärker, als alles Wissen; denn sie geht hervor aus der geheimnißvollen Tiefe unserer Vernunft, welche man nicht mit Unrecht das intellectuale Gewissen nennen könnte. Diese Vernunft hat freilich ihre Schranken, aber mit den Schranken ist zugleich der Begriff eines jenseits der Schranken liegenden Gebiets und somit die Idee von etwas Unbeschränktem gegeben, und wenn der dieser Idee entsprechende Gegenstand in jenem Jenseits gesucht wird, so ist das so wenig eine unbefugte Ueberschreitung der Schranken (Transcendenz), als wenn wir die Quelle eines Flusses, die nicht innerhalb der Grenzen des Landes liegt, wo er fließt, außerhalb zu suchen uns genöthigt sehen." Selbst den Schmuck poetischer Schilderung verschmäht der Verf. nicht, und der Leser fühlt sich in solchen Oasen wohl erquickt und dankbar. So heißt es da, wo von der Stärkung und Belebung des Glaubens an Gott durch die Betrachtung der Natur die Rede ist, unter Anderem S. 17.: „Jede Frage nicht allein nach der Ursache, sondern auch nach dem Zwecke eines Dinges führt den forschenden Geist zuletzt zu Dem, der diesen Zweck setzte und dessen Congruenz mit seinen Mitteln abmaß. Das gläubige Gemüth findet den Namen Gottes geschrieben auf jedem Blatte des Baumes, auf jeder Knospe des Frühlings, jeder Aehre des Sommers, jeder Frucht des Herbstes, jeder Schneeflocke des Winters. Aber die Schrift gleicht einem Transparente; sie wird nicht eher sichtbar, als wenn das rechte Licht sich anzündet; und dieses Licht befindet sich in der Vernunft, in dem magischen Spiegel

des

des Gewissens." Nach Abweisung der Irrthümer des Materialismus und Pantheismus, schildert der Verf. im fünften Abschnitte das Verhältniß Gottes zu den Menschen. Da heißt es unter Anderem: „Der Standpunct, worauf sich der Mensch während seines Erdenlebens befindet, ist ohne die ideale Verknüpfung mit einem höhern durch das Band der Religion wahrhaftig ein trostloser; wenn auch die Gegenwart ihn mit Blumen schmückt, so drohen doch schauderhafte Abgründe in der Nacht der Zukunft. Man denke sich selbst einen Günstling des Glücks in einem mit den schönsten Blüthen und Früchten der Freude erfüllten Paradiese, wo reizende Genüsse ihn von allen Seiten anlocken; man stelle ihn zugleich auf die höchste Staffel der Macht und der Ehre, lasse alle Strahlen von der Sonne des Ruhms auf ihn fallen und ihn als Herrscher walten über Millionen gehorchender Sklaven; dennoch spielt er als Naturwesen keine beneidenswerthe Rolle auf dem Welttheater. Auch über dem Mächtigsten der Sterblichen steht eine höhere Macht, die Macht der Natur, und der höhnende Dämon der Vergänglichkeit hält wie über des Damokles Haupte, so über dem seinen ein scharfes Schwert an einem Haare aufgehangen. Ein Gewittersturm, von finstern Schicksalsmächten zusammengetrieben, erhebt sich, das Haar zerreißt und der Stolze stürzt herab von dem Gipfel seiner Größe." Nur aus dem vernünftigen Gottesglauben komme die Hilfe. „Siehe, da naht sich die Religion mit ihren himmlischen Offenbarungen und gibt der Hoffnung ihren Anker, damit sie nicht verzage, wenn Sturm sich erhebt und die Lebensbarke auf empörten Wogen treibt." Weiter unten hat es der Verf. mit den Einwürfen gegen die Wahrheiten der Religion zu thun. Die Zweifel an dem Weltplane Gottes weist er unter Anderem so zurück: „Wenn ein mikroskopisches Auge einen erhabenen Tempel oder ein kolossales Standbild in der Entfernung von drei Spannen betrachtet und aus der unschönen Form des wahrgenommenen Theil=

Theilchens auf die Häßlichkeit des Ganzen schließen wollte, so würden wir einen solchen Schluß höchst lächerlich finden; und wir, die wir von dem großen Weltplane nur einige Puncte übersehen, sollten uns des Wahnsinns schuldig machen, von der scheinbaren Unordnung, die in dieser fragmentarischen Wahrnehmung vielleicht liegen mag, einen Schluß auf das Ganze zu ziehen?" Die Rechtfertigung Gottes wegen des moralischen Uebels in der Welt folgert der Verf. aus dem im ganzen Weltplane nothwendigen Entwickelungsgesetze, nach welchem der sittlich freie Mensch als unverständiges Kind und nicht als geistig starker Mann auf die Welt komme, oder wonach ein vernünftiges Wesen erst ein sinnliches, d. i. ein Mensch seyn müsse, bevor es als Engel glänzen könne. Und da man nicht von Erbtugend rede, solle man auch aufhören von Erbsünde zu reden. — Von S. 46. an folgt eine Prüfung der gewöhnlichen Zeugnisse, welche neben der natürlichen die geoffenbarte Religion, deren die Menschheit allerdings bedürfe, in der Regel für sich in Anspruch nehme. Sinnlich wahrnehmbare Erscheinungen der Gottheit, Theophanieen. Von ihnen heißt es: „So freundlich und zusagend für eine mit Bildern spielende Phantasie auch diese Ansicht seyn mag, so muß ein aufgeklärter Verstand sie doch in das Gebiet der Poesie zurückweisen, weil das Unendliche und Ewige nicht im Raume und in der Zeit erscheinen, das Unbeschränkte nicht in den Umrissen einer sinnlichen Gestalt erscheinen kann. Was mit der Hülle der Sinnlichkeit bekleidet uns entgegentritt, ist ein Geschöpf; der Schöpfer kann aber doch nicht auch zugleich Geschöpf seyn. Stiege eine wunderbare Erscheinung vom Himmel herab, erfüllte sie mit Sonnenglanze unsere Augen, spräche sie mit Engelzungen zu unsern Ohren, überträfe sie an Schönheit Alles, was Himmel und Erde umfaßt, was unsere Phantasie auf ihrem kühnsten Fluge nur erreichen kann; dennoch müßten wir das Urtheil fällen, ein Geschöpf Gottes, nicht aber Gott

Gott selbst zu sehen," und, setzen wir hinzu, zuletzt doch mit dem Einen, wodurch es möglich ist, mit unserer Vernunft prüfen, ob das von der Erscheinung Gesprochene auch Wahres sei. In ähnlicher Weise wird von Orakeln und schriftlicher Kundmachung gehandelt. „Ein vom Himmel gefallener oder von Engelshänden überbrachter Brief, wovon manche Chronik des Mittelalters mit naiver Treuherzigkeit zu erzählen weiß, oder steinerne Tafeln mit Gesetzen beschrieben, die ein begeisterter Prophet mit der Versicherung, sie unmittelbar von Gotte empfangen zu haben, von einem donnernden Berge herabträgt — schöne, tröstliche Bilder; aber woran soll der denkende Mensch die Handschrift Gottes erkennen und von Menschenwerke unterscheiden? Wenigstens fordert der vernünftige Glaube noch eine anderweite Begründung, als die bloße Versicherung des Propheten." Inspiration. Gegen sie in ihrem grassen Sinne sagt der Verfasser: „Nein, ein auf den Schauplatz göttlicher Offenbarungen hervortretender heiliger Seher kann nicht gedacht werden wie ein roher Schauspieler, dem der verborgene Gott seine Rolle einzublasen sich herabläßt, sondern als ein seine Ideeen beherrschender Geist." Die Möglichkeit der Wunder gibt der Verf. zu, legt aber mit Recht das Gewicht auf die inneren Kennzeichen der Wahrheit einer Offenbarung, und lehrt, daß durch das Probehaltige jener Kennzeichen die Ueberzeugung von der Wirklichkeit einer Offenbarung allerdings zum vernünftigen Glauben werde. Auch nach rationalistischen Ansichten behalte der Begriff der Offenbarung seine Giltigkeit, wenn man darunter die Wirksamkeit Gottes verstehe, die Menschheit der Idee der moralischen Weltordnung gemäß auf ihrem Entwickelungsgange zu leiten und sie dem Ziele näher zu bringen, welches als ein moralisches Gottesreich vor dem Auge unseres Glaubens steht. Die Art der Wirksamkeit Gottes bei diesem geistigen Bildungsprocesse müsse jedoch, wegen der Schranken unseres Wissens, unbestimmt bleiben. — Die zweite Abthei-

theilung des Buchs stellt, wie schon der Titel andeutete, die Religion in ihrer geschichtlichen Erscheinung dar, handelt zunächst von den verschiedenen Religionsformen im Allgemeinen, dem Polytheismus, dem Monotheismus und Pantheismus, und führt im folgenden Abschnitte dem Auge des Lesers die vorzüglichsten Religionen, welche sich vor und neben dem Christenthume bildeten, in kurzer, für den gebildeten Laien gleichwohl hinlänglicher und instructiver, Darstellung vorüber. Die Religionen der Indier eröffnen den Zug, mit dem Islam wird er geschlossen, und in Abtheilungen ist er gebracht durch die Ueberschriften: Die Naturreligion des Orients — die vorzüglichsten polytheistischen Religionen des Abendlandes — die rein monotheistischen Religionen außer dem Christenthume; in welchem letztern Abschnitte die jüdische Religion, als Wurzel der christlichen, eine ausführlichere, wenn auch vielleicht nicht überall ganz gerechte, Würdigung gefunden hat. Die Galerie dieser Religionen wird der gebildete Leser aber nicht betrachten können, ohne sich eines Doppelten bewußt zu werden, ein Mal, wie ganz unentbehrlich der Vernunftgebrauch auf dem Gebiete des Religiösen überhaupt und der sich als Offenbarungen ankündigenden einzelnen Formen desselben in's Besondere ist, und sodann Zweitens, wie hoch unser Christenthum über den übrigen Religionen eben dadurch steht, daß es vor dem Lichte der prüfenden Vernunft unter allen allein nicht nur Nichts verliert, sondern vielmehr Alles gewinnt. Vermag irgend Etwas der guten Sache des Rationalismus das Wort zu reden, so thut es die Geschichte der offenbarten Religionen. Die Uroffenbarung, die Gott dem Menschen gab, ist die Vernunft, durch eine zweite, die der ersten widerspräche, widerspräche sich Gott selbst, und somit kann auch in einer geschichtlichen Offenbarung nur Das göttlich seyn, was vernunftgemäß ist. — Das deutet auch der Verf. vielfach in dem folgenden Abschnitte: Das Christenthum in seiner Reinheit,

heit, an. Aus der Ideenmasse der alttestamentlichen Religion allein, bemerkt er, könne man das Christenthum nicht ableiten, man müsse es als das Ergebniß einer höheren Offenbarung betrachten. Dieser Glaube aber werde um so weniger Gegner finden, je mehr man darauf bedacht sei, den reinen Kern des Christenthums von der äußern Schale, in welcher es als Zeitfrucht dargeboten wurde, abzusondern und die schöne Harmonie zu zeigen, in welcher das Christenthum mit der ursprünglichen Offenbarung Gottes durch die menschliche Vernunft stehe. Und solle das Christenthum in seinem Anspruche auf dereinstige allgemeine Giltigkeit gerechtfertigt werden, so müsse es als die vollständigste Entwickelung der allgemeinen Menschenvernunft sich darstellen lassen. Aber nicht der individuellen Vernunft gelte es, sondern eben der allgemeinen und idealen, welche durch die außerordentliche Offenbarung Gottes zum vollendeten Bewußtseyn ihrer selbst gebracht werde. „In keinem begeisterten Seher aber ist diese ideale Vernunft so glänzend hervorgetreten, als in Jesu, dessen Lehren von solcher allgemein anzuerkennenden Wahrheit sind, daß wir uns wohl berechtigt halten können, in ihm eine ewige Mustervernunft (den Logos) zu verehren." Neben der Lehre erkennt der Verf. auch die persönliche Bedeutung Jesu für sein Christenthum und in's Besondere für seine Kirche an. „Als Mittelpunct und Muster seines Gottesreichs oder seiner Kirche fordert Jesus mit Recht den Glauben an sich, wiefern dieß zugleich der Glaube an jenes Muster sittlicher Vollkommenheit und an die Möglichkeit, ihm nachzukommen, ist. Diese Forderung liegt in der Natur der Sache und derjenige Rationalismus, der in Jesu weiter Nichts sehen will, als einen Rabbi oder Judenschulmeister, dessen Lehre allenfalls, nicht dessen Person Berücksichtigung verdiene, muß als ein flacher zurückgewiesen werden. Nach Allem, was wir von ihm wissen, stellte sich im Leben Jesu das ursprüngliche Menschenleben mit einer Kraft, Klarheit und Herr=

Persönlichkeit dar, daß wir dieses Leben dem Ideale sittlich-religiöser Vollkommenheit gleich setzen müssen, und wenn Jesus sich mit Vorliebe den Menschensohn nennt, so wollte er damit vielleicht sagen, daß in ihm ein geistig aus Gotte geborner Mensch, welcher aller sittlichen Zwecke geistig mächtig ist und daher auch Gottessohn genannt wird, zur Anschauung gebracht werden sollte." — Zu den Grundsätzen einer rechten Auslegung der heiligen Urkunden, wovon der sechste Abschnitt handelt, fügt der Verf. einige treffende Aussprüche Luther's über die h. Schrift und bemerkt zum Schlusse: „Es ist wirklich zu bewundern, wie dieser alte Reformator, in allen Vorurtheilen und Aberglauben seines Zeitalters erzogen, allein durch die Kraft seines Geistes sich zu einem so hohen Grade von Freisinnigkeit erhoben hatte. Wie sehr beschämt er in dieser Beziehung unsere neuen krebsgängigen Reformatoren aus der mystischen Prophetenschule, welche, die Vortheile einer liberalen Bildung von sich stoßend, ihre Vernunft absichtlich verstümmeln und gleichsam castriren, um das Lied vom alten Glauben recht laut und kreischend singen zu können, welche Disharmonie auch bei dem jetzigen Stande der Wissenschaften daraus hervorgehen möge." — In der folgenden Partie des Buchs wird das Christenthum in seiner Ausartung und Entstellung geschildert und ein Abriß einer Kirchengeschichte gegeben, welche ebenfalls die Bedürfnisse und Interessen der Gegenwart auf eine dem gebildeten Leser nur willkommene Weise berücksichtigt. Das Bild der römischen Hierarchie tritt scharf hervor. „Wir müssen gestehen," heißt es S. 275., „daß diese Theorie, in welchem das Wesen des Katholicismus, gemäß einem neuern Apologeten desselben, sich ausspricht, auf den ersten flüchtigen Blick sich gar nicht übel ausnimmt. Wischen wir uns aber den Staub aus den Augen, den alte Vorurtheile so reichlich um sich werfen, so finden wir, daß hier eine Hypothese auf die andere gebaut, Ideales und Reales verwechselt,

und

und das Zeugniß der Geschichte gänzlich ignorirt worden ist." Der heilige Geist, den Aposteln verheißen, sei ein ganz anderer gewesen, als der, den die Concilien und Synoden im Siegel führten. Weiter unten und näher der Reformation spricht er sich unter Anderem in starker Weise über die Erfindung des Ablasses aus: „Wenn eine Akademie der Wissenschaften in der Hölle existirt und Satanas, dieser Doctor aller Facultäten des Bösen, als Präsident derselben, einmal auf den Gedanken gerathen ist, die Preisaufgabe zu stellen, durch welche Mittel und Wege die Sündenzucht unter der Christenheit zu dem erwünschten Flore emporgebracht werden möchte; so konnte der tiefsinnigste Teufel wahrlich keine bessere Beantwortung dieser Frage aufstellen, als der römische Stuhl mit der Lehre vom Ablasse praktisch gegeben hat." Eine ähnliche Bewandtniß habe es mit den Seelenmessen, „diesen mystischen Seelenbädern, wodurch selbst abgeschiedene Geister noch nachträglich rein gewaschen und für den Himmel präparirt werden sollten." Das Christenthum, den Menschen zu Heil' und Segen gegeben, würde in seiner römisch-katholischen Form zum Fluche geworden seyn, wenn der in ihm lebende göttliche Geist nicht dennoch stärker gewesen wäre, als die entstellende Form. Boccaccio habe, sagt der Verf. in einer Note, eine Novelle, worin ein Jude zum Christenthume bekehrt wird, nachdem er den Gräuel des Verderbens gesehen, der am römischen Hofe herrschte, indem er schloß, daß eine Religion, die unter solchen Oberpriestern, wie die Päpste damals waren, nicht ganz zu Grunde gerichtet würde, eine göttliche Kraft in sich tragen müßte. Dem Leser, als Freunde der Menschheit, hebt sich das Herz wieder, je näher ihn der Verf. der Reformation entgegenführt. Die Vorläufer werden geschildert. Endlich tritt unser Luther auf. „Da grub eines Bergmanns Sohn eine Mine, die, ohne daß er es selbst wußte und wollte, sich nach dem Grunde dieses Baues hinzog. Mit der schwachen Lampe

der

der Klostergelehrsamkeit diesen Grund beleuchtend, fand er ihn zu seinem Erstaunen hohl gegraben von den im Stillen wirkenden Minengräbern des Zeitgeistes; da that der kräftige Mann, nicht achtend die Gefahr, unter den rollenden Trümmern begraben zu werden, einige starke Schläge an das Fundament und an die verwitterten Stützen des Gebäudes, und siehe da, dessen Einsturz erfolgte wenigstens theilweise, zu aller Welt Erstaunen und zur Freude der Christenheit, die nicht mehr geneigt und willig war, zur Aufführung und Erhaltung eines solchen Baues die schmählichsten Frohndienste zu leisten, wie einst im grauen Alterthume das Sklavenvolk der ägyptischen Pharaonen beim Baue der Pyramiden." Nicht weniger gut werden die Bestrebungen Roms, den Schaden auszubessern, bis auf die neuesten Zeiten herab mit den Verhältnissen geschildert, die denselben bei uns in Deutschland leider günstig sind. „Die protestantischen Regierungen," heißt es S. 346., „werden wegen ihrer Humanität nicht sehr gefürchtet; haben sie doch von jeher den Ultramontanismus als Gast weit höflicher behandelt, als die katholischen, die mit ihm, als einem alten Bekannten, oft wenig Umstände machen. Schwärmerische Dichter werden gewonnen, um den deutschen Enthusiasmus, der schon so oft Großes leistete, für den ehrwürdigen gothischen Dom der mittelalterlichen Hierarchie zu begeistern. Der mystische Hang des Zeitalters findet Pflege und der Fanatismus Entschuldigung, und gelegentliche Aufmunterung unter jesuitischen Händen. Der protestantischen Orthodoxie wird geschmeichelt, um sie wo möglich dahin zu bringen, einen papiernen Papst gegen einen wirklichen, der sich doch stattlicher ausnimmt, aufzugeben. Kurz, Nichts bleibt unversucht, um dem päpstlichen Throne in Deutschland die Basis wieder zu verschaffen, die er in den Ländern lateinischer Zungen, selbst in dem sonst so treuen Spanien und Portugal verloren hat, und dabei kommen die sonderbarsten Experimente vor, um die Macht des Aberglau-

glaubens, welche diese Länder nicht mehr wollen, in das geduldige Deutschland zu spediren." — Daß auch die Verirrungen unserer neuesten Philosophie zur Sprache kommen, versteht sich von selbst. Der Verf. hat das Verdienst, den Sinn, oder Unsinn der hegel'schen Weisheit den Leuten, so Viel möglich, in's Verständliche zu übersetzen, und den Leser für die Kunstsprache dieser Schule, wo die Uebersetzung nicht möglich war, wenigstens mit dem Troste zu versehen, daß er, der Vf., sie selbst nicht verstehe. Und das ist ein wirklicher Trost für den Leser, da er bis daher an der Schrift des Verfs. merken mußte, daß derselbe doch auch ein Mann sei, der denken könne. Nachdem er den Gottesbegriff Hegel's in seiner Unchristlichkeit dargestellt, redet er von dem hegel'schen Gottessohne, und sagt da unter Anderem: „Es ist gewiß eine nicht wenig auffallende Thatsache, daß die Resultate dieser tiefen Speculation mit den Beschlüssen der ersten Kirchenversammlung (im Artikel von Christo) so harmonisch zusammenstimmen, sei es nun, daß die heil. Väter, ohne es zu wissen, hegel'sche Philosophen wären, oder daß die kurzsichtigste Beschränktheit in ihrer somnambülen Kreisbewegung oft zu denselben Resultaten führt, welche sonst nur dem höchsten Scharfsinne zu gewinnen vergönnt ist. Der Begriff eines Gottmenschen kann freilich in einer Philosophie keinen Anstoß finden, welche den überweltlichen Gott nur in dem Menschengeiste zum Bewußtseyn kommen läßt; wir Andern haben aber einen zu hohen Begriff von der selbstständigen Größe Gottes, als daß wir glauben könnten, das winzige und gebrechliche Gefäß, Mensch genannt, vermöge diese Größe in sich aufzunehmen." Ist nun Jesus unserem Verf. nicht der hegel'sche Gottmensch, so glaubt er doch gern an das Außerordentliche und Wunderbare in der Erscheinung desselben, und sagt unter Anderem S. 419.: „Wenn wir in den künstlerischen Schöpfungen Raphael's, Guido Reni's und Michel Angelo's etwas Ideales erkennen, warum sollten wir in manchen

Schö-

Schöpfungen Gottes nicht noch eine höhere ideale Vollkommenheit erblicken? Sollte es denn ein unvernünftiger Gedanke seyn, daß Gott einst die Verhältnisse so geordnet, so günstige Umstände herbeigeführt habe, daß sich ein Mustermensch ausbilden konnte, welcher dem Ideale sittlich-religiöser Vollkommenheit gleich zu setzen war? Nein, der Glaube, welcher in Jesu diesen Idealmenschen, der in höherem Sinne, als wir Andern, der Natur mächtig war, freudig erblickt, ist nicht irrational, wie der dogmatische, der in ihm nur ein blutiges Sühnopfer, einen Träger und Ableiter des allgemeinen Sündenschmutzes der Menschheit sieht, sondern ein vernünftiger, ja man kann sagen, es ist der allein wahre und seligmachende." Diese Kraft, selig zu machen, weist der Verf. nun auf psychologischem Wege nach und sagt zum Schlusse: „Was hingegen die Folge seyn würde, wenn die Ansichten der jetzigen Stimmführer des protestantischen Logospapismus, des katholischen Transmontanismus, der muckenden und schwebelnden Muckerei, und wie die verschiedenen Formen des mystischen Unsinns, die sich jetzt Bahn zu brechen suchen, heißen mögen, allgemeine Aufnahme und praktische Wirksamkeit erhielten, darüber kann keine Frage seyn, da die Kirchengeschichte auf tausend blutigen Blättern die Antwort darauf vor aller Welt Augen aufgestellt hat und die meisten Erscheinungen in diesem Felde der Erfahrung zur Genüge beweisen, daß die starre dogmatische Orthodoxie sich zu allen Zeiten gleich bleibt." —

Die äußere Ausstattung ist anständig und der Preis von 1 Thlr. 12 Gr. nicht zu hoch. Wir glauben dem Amtsbruder versichern zu dürfen, er werde sich den Dank der Gebildeten in seinem Kreise verdienen, denen er das Buch zur ernsten Lectüre empfiehlt.

Dispu-

Disputatio de Christo, pane vitae, sive de l evang. Joann. VI, 51 — 59. coenae sac potissimum ratione habita. Ex decreto bilissimi instituti de Ammoniani legitimo pr mio ornata. Scripsit *Lobeg. Frid. Co Tischendorf,* Dr. Ph. AA. LL. M. societ. stor. theol. Lips. sodalis. Lipsiae, sumti Koehleri 1839. 79 SS. 8.

Mit vollem Rechte hat der in Städteln bei Leip lebende Verf. dieser Abhandlung den aus der v. Ammon'sc Stiftung bestimmten Preis davongetragen. Denn sie ist n nur mit lobenswerther Kenntniß der Sache, der Sprachen der Literatur, sondern auch mit einer solchen Unbefangenheit schrieben, daß man in dem Verf. nicht den sklavischen Jün einer Schule, sondern einen angehenden Gelehrten, welcher eigenen Füßen stehen kann, entdeckt; welche letztere Auszei nung in einer Zeit, in welcher so viele junge Männer sich leichtsinnig dem oder jenem Parteiführer hingeben, besond hoch anzuschlagen ist. Uebrigens bespricht der Verf. das belwort mit Ernst' und Achtung, so daß keine Partei an nem Vortrage Anstoß nehmen wird, wenn gleich seine Ansi ten nicht allgemeinen Beifall finden können; da in solche dun Stellen der heil. Schrift Viele Das hineintragen, was Meisten ihrem einmal angenommenen Systeme entspricht.

In dem Proëmium sucht der Verf. die Zweifel an Authentie des Evang. Joh. zu beseitigen. Er hat hier Bekannte zweckmäßig zusammengestellt. Indessen werden über die Entstehung der vier Evangelia wohl immer in Ung wißheit bleiben. Sie traten zu einer Zeit in die christlich Gemeinden ein, in welcher diese Alles bona fide hinnahme was ihnen unter einem verehrten Namen geboten ward, ob

üb

über den Ursprung derselben mühsame Untersuchungen anzustellen. Als nachher Kirchenlehrer diese Untersuchung vornahmen, war der Faden verloren, welcher sie auf den Ursprung hätte leiten können. Man mußte nehmen, was man fand, ohne zu entscheiden, wie es entstanden war; und so wird es nach Recens. Dafürhalten bleiben. Nur einer besondern Bemerkung des Vfs. in dieser Einleitung wollen wir gedenken. Er will nämlich die Möglichkeit, daß Johannes lange Reden Jesu wörtlich habe wiedergeben können, durch das Beispiel des Hrn. Eckermann, welcher uns Göthe's Unterhaltung mit ihm referirt hat, erläutern, indem er sagt: „Si res sacras profanis rebus illustrare par est, e nobis ipsis Eckermannus, Goethii amicus, probavit, quantum in arripiendis magistri sermonibus audientis diligentia valeret atque industria. Illum enim per totas libri sui paginas ne verbum quidem non Goethianum retulisse, tenere ausim." Bei dieser Vergleichung ist der Unterschied übersehen, daß Eckermann seinem Gönner Göthe in der Absicht und mit dem Vorsatze zuhörte, dessen Aeußerungen ohne Aufschub niederzuschreiben, was bei Johannes unmöglich vorausgesetzt werden kann. Denn als Jesus mit seinen Jüngern wandelte, übersahen diese noch gar nicht den Gang, welchen Jesu Schicksal nehmen würde, dachten noch nicht an dessen Tod und Entfernung, legten auf dessen Thaten weit mehr Gewicht, als auf dessen Reden, und fühlten noch gar kein Bedürfniß, diese Reden der Welt mitzutheilen. Sie sahen dem Reiche Christi entgegen, und Johannes erbat sich in diesem Reiche eine ganz andere Rolle, als die eines Schriftstellers. Zu berücksichtigen ist auch, daß Göthe in seiner Unterhaltung mit Eckermann zusammenhängende wissenschaftliche Erörterungen gab, in welche Letzterer eingehen konnte; Johannes aber bisweilen, und namentlich im 6. Cap. eine Reihe dunkler Aussprüche Jesu referirt, welche er selbst, als er sie hörte, nicht verstanden haben

ben kann, da die Jünger weit verständlichere Aeußerungen Jesu nicht zu deuten wußten.

Den Plan, welchen sich der Verf. für seine Arbeit entworfen hatte, zeigt er mit folgenden Worten an: „Versabor autem in loco explicando ita, ut primum dicam, quae ejus sit difficultas, et quibus hanc rationibus removere studuerint theologi; tum interpretandi leges scribam, ad quas respiciens et aliena judicem et mea; deinde refutatis iis quae improbarem, iisque quae probarem defensis, exponam breviter de coena sacra sententiam ac denique quae sit necessitudo Johanneum locum inter atque eos locos, quibus coenae sacrae institutio traditur, ostendam." Zuerst sucht er Diejenigen zu widerlegen, welche die angezeigte Stelle auf das Abendmahl beziehen; sodann Diejenigen, welche meinen, Jesus habe in jenen Worten wenigstens auf das, ein Jahr später eingesetzte, Abendmahl hingedeutet; endlich Diejenigen, welche unter dem Brode des Lebens das Leben und die Lehre Christi verstehen; und indem er mit der johanneischen Stelle die Worte Pauli 1 Kor. 10, 16 f. vergleicht, spricht er die Ueberzeugung aus: „Pane ait (Paulus) edendo vinoque bibendo participes nos fieri sanguinis et corporis Christi, quemadmodum fiant daemonum participes sacrificantes daemonibus. Tota vero Paulinae orationis conformatio simillima ei, quae loco Johannis invenitur, me confirmat statuentem, nostro quoque loco ad rem sacrificalem Christum attendisse. Quod si est, una patet, eum non de vita sua, sed de morte quam subiturus esset in expiationem peccatorum, locutum esse."

Nachdem der Verf. im Allgemeinen seine Ansicht der johanneischen Stelle auf eine Weise, welche im Ganzen genommen des Recn. Zustimmung hat, dargelegt, geht er nun über zur Erklärung der einzelnen Sätze und des Zusammenhangs dieser

dieser Stelle mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden. Aus dem Nachfolgenden verweilt er bei V. 63., in welchem er Jesum sagen läßt: „Decedam; res non mutatur; is enim qui et nunc valet et tum valiturus est, spiritus meus, per quem quidem tanta fuerit nacta caro mea morti tradita et vim et auctoritatem, permanebit vobis." Rec. findet durch diese Erklärung den Widerspruch nicht aufgelöst, welcher zwischen V. 63. und 53. 54. Statt zu finden scheint. Wenn nach den letztern Jesu Fleisch die rechte Speise ist, wie konnte er in jenem Verse sagen: σὰρξ οὐκ ὠφελεῖ οὐδέν. Ref. hält es für das Sicherste, in jenen Stellen gar keinen Zusammenhang zu suchen. Jesus hatte zum Volke gesprochen Etwas, was diesem und den Jüngern völlig unverständlich war. Letztere bezeigten darüber ihr Befremden, worauf ihnen Jesus erwiederte: Ihr fasset das nicht, und werdet euch noch mehr wundern, wenn ich werde auffahren, wo ich zuvor war. Es fehlt euch an einem belebenden Geiste; mit einer sinnlichen Natur vermöget ihr Nichts. Etliche unter euch (V. 64.) glauben daher nicht. — Eben so wenig kann Rec. dem Verf. beistimmen, wenn er mit Andern, namentlich der schleiermacher'schen Schule, die ζωὴν αἰώνιον (V. 64.) nicht als das Leben nach dem Tode nimmt. Denn wenn auch eine selige Gemeinschaft mit Gotte und Jesu hier schon Statt finden kann, so fordert doch der Zusatz: καὶ ἐγὼ ἀναστήσω αὐτὸν τῇ ἐσχάτῃ ἡμέρᾳ, an das künftige Leben zu denken, um so mehr, da Jesus und seine Apostel eine baldige Auflösung der damaligen Weltordnung verkündigten, und nicht für dieses Leben, sondern für ein künftiges, ganz neues, Verheißungen hatten. Was der Verf. anbringt, um Käufer's Schrift de biblica ζωῆς αἰωνίου notione zu widerlegen, hat Recn. nicht überzeugt. Denn es ist doch die größte Willkür, wenn der Verf. jene Worte ἐγὼ ἀναστήσω κ. τ. λ. so erläutert: „Christus hoc docet, vi-

tam aeternam, quae nobis contingat in ipsis his terris, morte nos superveniente interrumpi quidem, sed nequaquam solvi." Diese Willkür könnte nur dann eine Entschuldigung finden, wenn die Lehre von der Auferstehung der Todten nicht deutlich genug von Jesu und den Aposteln vorgetragen worden wäre. Warum soll nun Jesus in jener Stelle etwas Anderes bei solchen Worten gedacht haben, als in andern? —

Obgleich der Verf. nicht zugibt, daß Jesus in der johanneischen Stelle von dem heil. Abendmahle spreche, so findet er doch eine Verwandtschaft derselben mit den Einsetzungsworten des Abendmahls. Er spricht: „Christus in utrisque corpus suum ac sanguinem translate vocat cibum potumque. Sed in similitudine hoc conspicuum dissimile, quod apud Joannem carnem suam devotam morti comparat cum pane coelesti et tali quidem, qui non cernatur oculis sed mente informetur; in sacra vero coena panem, quem tunc ipsum discipuli ore percipiebant comparat cum corpore suo, quod traditurus brevi est morti. Ex qua horum locorum ratione simul perspicitur, ipsam rem eandem esse quae tractetur in utrisque; quam vero sententiam Joanneo loco diserte proposuerit, omnibus paraturum se esse salutem habituris illis quidem fidem sibi pro hominum peccatis morituro, eam Christum coenae sacrae solemnibus induendam curasse involucris, quibus et ante oculos quasi poneretur ipsa et coenantium animis etiam atque etiam commendaretur. Ibi est enim: edenda carne, bibendo sanguine acquiri vitam; hic est, percipiendis pane ac vino edi corpus ac bibi sanguinem; suo quodam id quidem modo. Illud majus quam hoc est: illud debere fieri, Christus affirmat; hoc fit, quo magis illud fieri queat." Ob Jesus bei der Einsetzung des Abendmahls

seine

seine Worte im Zusammenhange mit seiner frühern Aeußerung bei Johannes gedacht habe, wie der Verf. vermuthet, läßt sich freilich nicht beweisen. Jedoch ist eine Aehnlichkeit in beiden Reden Jesu nicht zu verkennen, so wie auch, daß die Einsetzungsworte einiges Licht auf die johanneische Stelle werfen. Rec. würde letztere mit kurzen Worten also fassen: Ich reiche dar die himmlische Nahrung, welche Leben gibt, und zwar durch meinen Tod (dadurch, daß ich m e i n Leben aufopfere). Wer nun Theil hat an diesem Tode, der empfängt Leben. Nach der Meinung des Recn. will Jesus sagen: Wer mich, den für die Welt Gestorbenen, gleichsam genießt, der gewinnt dadurch Leben. Dadurch, daß ich mein Fleisch für euch hingebe, und mein Blut für euch vergieße, könnet ihr Leben bekommen, wenn ihr Theil nehmet an dem Opfer, welches ich für euch bringe.

Nach diesen Untersuchungen drückt sich der Verf. über die Bedeutung des Abendmahls also aus: „Quod autem Christus panem et vinum dixit esse corpus ac sanguinem, id translate dixit, ita quidem, ut non modo illis tanquam signis significaretur corpus ac sanguis, sed etiam percipiendis nutrimentis terrestribus indicaretur, in animos demittendum esse altissimos coelestem istum fructum mortis, quam Dei filius tum brevi passurus erat." Daran knüpft der Vf. die Bemerkung, welcher Rec. beistimmt, daß es sehr wahrscheinlich sei, Jesus selbst habe von dem Brode gegessen und aus dem Kelche getrunken, welches O l s h a u s e n ohne Grund bezweifelt hat. Dasjenige aber kann Rec. nicht unterschreiben, was von dem Verf. weiterhin behauptet wird: „Nec nos quidem cogitatione aut sensu efficimus, ut dominus coenae intersit; *quippe enim certo adest ac vere*; sed ut inde obeuntes coenam capiamus fructum, cogitando sentiendoque opus est." Die angeführten Stellen Matth. 18, 20. und 28, 20. beweisen

sen, doch gar Nichts für die Gegenwart Christi im Abendmahle, welche auch mit den vom Verf. aufgeführten Ansichten von der Bedeutung des Abendmahls schwerlich zu vereinigen seyn möchte.

Rec. schließt mit der Versicherung, daß er an einer solchen Arbeit eines jungen Mannes viele Freude gefunden hat, und verspricht sich von dem fernern Studium desselben sehr nützliche Früchte.

Die Civilisation der Gegenwart. Eine Ansicht von F. W. Oswaldsohn v. d. Schley. Erfurt, bei Hennings u. Hopf. 1839. 179 SS. 8.

Diese mit Lebendigkeit geschriebene, jedoch durch viele Wiederholungen ausgedehnte, Schrift hat mit vielen andern den Zweck, die falsche Richtung, welche die Civilisation in unserer Zeit genommen hat, nachzuweisen, und eine religiös-sittliche Erziehung als das einzige Heilmittel für die Gebrechen der Zeit anzupreisen. In der ersten Rücksicht ist der Verf. zu redselig und gegen unsere Zeit zu bitter; in der andern — nicht tief genug eindringend, oft unklar und in Vorurtheilen befangen.

Folgendes ist das Bild, welches der Verf. von der Richtung unserer Zeit entwirft: „Die Theologie treibt Polemik und Scholastik, Statt das Gebot der Liebe zu predigen (Das gilt allerdings von manchen Theologen unserer Zeit; aber doch nur von solchen, welche die Religion in den symbolischen Büchern und in einer alten Dogmatik suchen.); die Philosophie lehrt Sophisterei, an Statt Klarheit in das Denken der Menschen zu bringen (Doch nicht jede Philosophie?); die Industrie ist nicht Kunstfleiß, sondern des Schwindlers Rechenknecht und fauler Heinz (Doch nicht immer?); der Reiche gibt nicht zu Gottes Ehre, der Arme nimmt nicht mit Danke gegen Gott; wer

wer Alles hat, begehrt noch Mehr, wer Nichts hat, will Alles. Wohin man sieht, ist Unmaß und Uebermaß, im Haben und Entbehren, im Genießen und Darben, Undank überall. Frömmelei heißt Frömmigkeit, Heuchelei Demuth, Vornehmthun Hoheit und Speichelleckerei Bescheidenheit rc." Ein so übertriebener und ungerechter Tadel erweckt kein Zutrauen zu den Rathschlägen des Verfs. Wäre Alles so, wie er es schildert, so möchte Nichts mehr zu ändern und zu retten seyn, und seine Warnungen und Ermahnungen kämen zu spät. Wer kennte nicht die Verirrungen unserer Zeit? Aber wer wüßte auch nicht, wie Viele sich von denselben frei erhalten haben, und eben so eifrig als der Verf. denselben entgegen zu wirken suchen? Ist er denn der Erste, welcher gegen den Unfug der Entarteten seine Stimme erhoben hat? Und wie kann er es wagen, die lautere Frömmigkeit und die aufopfernde Liebe so Vieler unserer Zeitgenossen zu verdächtigen? Wer in die Welt wie in eine tiefe Nacht hineinschaut, wie kann der hoffen, mit seinem Lichtlein große Dinge zu thun?

Nachdem der Verf. nachzuweisen gesucht hat, wie Wenig seit dem Mittelalter für die wahre Civilisation gewonnen worden, wie nachtheilig auf dieselbe die französische Frivolität, die Revolution und die Herrschaft Napoleons gewirkt habe, stellt er als Zeitbedürfniß auf die *niedere, sinnliche Civilisation* und die *höhere, sittliche*, welche letztere er auch nennt die *Theorie und Praxis des Christenthums*. Die erstere bezieht er auf das physische und sociale Leben, in welchem nach dem Verf. der Fürst als Stellvertreter Gottes schaltet, welcher die Quelle seines Rechts und seiner Gewalt nur in Gott finden kann, und nie zugeben darf, daß irgend ein Volk, Stand oder Geschlecht diese Souveränität in Anspruch nehme, und welcher allein Gotte verantwortlich ist. Diese absolute Monarchie soll Gott als Ergebniß aus einer Naturnothwendigkeit schon in den frühesten Zeiten des Zusammenlebens

der

der Menschen eingesetzt haben. Wie aber, wenn Das, was Jahrtausende hindurch Naturnothwendigkeit war, bei gesteigerter Civilisation es nicht mehr ist? Würden denn in unsern Tagen manche Fürsten die repräsentative Verfassung dulden, wenn sie nicht dieselbe als eine Naturnothwendigkeit betrachten müßten? — Es folgen nun die Klagen des Verfs. über die Uebermacht der Sinnlichkeit, das Uebergewicht der niedern Civilisation, die erkünstelte Armuth, die Sorge aller Stände für die materialen Interessen, wodurch England und Frankreich einem nahen Falle entgegengehen und auch Deutschland in Gefahr komme; woran er die Aufforderung knüpft, „mit allen Tüchtigen im Volke, den Lehrstand an der Spitze, frei und kühn zur Einfachheit, Wahrheit und Sittlichkeit im Staats- und Privatleben vorzuschreiten, an die Bildung des Charakters, an das Begründen, Ausbilden und Ueben der Humanität, d. h. der Sittlichkeit und Religiosität, Alles zu setzen, und somit den untern Ständen mit einem Beispiele voranzugehen, dem sie folgen werden, ja folgen müssen, auch wenn in Vielen der Dämon sich sträubt." Dergleichen ist nun freilich schon oft gerathen worden, aber es hat wenig oder gar keine Wirkung gethan. Die Ceremonieenmeister treiben ihr Amt nach wie vor, und gelten desto mehr, je erfinderischer sie in der Ausschmückung sinnlicher Feste sind. Und, was noch schlimmer ist, die niedern Stände warten nicht mehr auf den Vorgang der höhern, erfinden selbst luxuriöse Genüsse und überbieten nicht selten die höhern in Verschwendung und Ueppigkeit. Ref. gibt zu, daß Pauperismus, Sittenlosigkeit und Schandthaten aller Art nothwendig im Gefolge einer solchen Richtung der Zeit sind; aber er zweifelt daran, daß die Mittel, welche vom Vf., wie von vielen Andern, vorgeschlagen worden, das Uebel heilen werden. Die sogenannte niedere Civilisation, die steigende Industrie, die sinnreiche Förderung der materialen Interessen sind auch Förderungsmittel der höhern, sittlichen Civilisation für die

Bessern

bessern der Nation; und man sollte unserer Zeit die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sich in derselben eine rühmliche sittliche Kraft entwickelt hat. Aber während die Bessern aus den Erscheinungen der Zeit Gewinn für ihren Geist und ihr Gemüth ziehen, werden die Schlechtern von dem Reize der Sinnlichkeit überwältigt, und verderben. So hat die steigende Cultur zweierlei Folgen, zwei Seiten. Unsere moralischen Schriftsteller sehen gewöhnlich nur die eine, und verfallen daher bei Beurtheilung unserer Zeit in Uebertreibungen, wie folgende ist: „Wenn nun das Vorherrschen oder vielmehr Alleinherrschen der niedern Civilisation das physische und sociale Leben in allen Hausverhältnissen dergestalt verkehrt und verkümmert, daß es dem Geschlechte unmöglich gemacht wird (;) auf der Bahn des wahren Menschen- und Christenthums zu dem Ziele der sittlichen und religiösen Vollkommenheit vorzuschreiten ꝛc., so ist es wahrlich an der Zeit zu sagen, wo wir sind und wie es mit uns stehe ꝛc." Das ist freilich immer an der Zeit; aber Alles in Schatten zu malen, ist niemals an der Zeit, und macht keinen Effect.

Zur höhern oder sittlichen Civilisation rechnet der Verf. 1. Erkenntniß vom wahren Staate; 2. Erkenntniß und Uebung des Rechts; 3. Erkenntniß und Uebung der Sittlichkeit; 4. Erkenntniß und Verehrung Gottes, Religion. Dem Staate weist er als positiven Zweck an, Begründung und Erhaltung des äußern Friedens, womit er nicht bloß den Frieden mit den Nachbarstaaten, sondern auch die Ruhe und Ordnung im Staate selbst meint. Dieser äußere Friede soll aber nicht bestehen können und keinen Werth haben, wenn nicht die Kirche den innern Frieden, den Seelen- und Gewissensfrieden, schafft und erhält. Auf diese Weise betrachtet der Verf. Staat und Kirche als zwei verschiedene Institute, welche sich aber gegenseitig unterstützen sollen, ohne jedoch in das gegenseitige Ver-

hält-

hältniß beider tiefer einzugehen und die besondern Rechte derselben zu bestimmen. — In Ansehung des Rechts verlangt er, daß die Gesetze nach dem göttlichen Gesetze geregelt und dem natürlichen Rechtsgefühle angemessen seyn sollen; was aber bei dem Vorherrschen des Sinnlichkeittriebes in unserer Zeit unmöglich sei. „Denn," ruft er im Zorne aus, „die heutige Civilisation, vom stillwahnsinnigen Stubendenker, der ein Gottgleichheitssystem für den Menschen ausbrütet, während der materiale Schwindler, den er verachtet, und der ihn wieder verachtet, an dem Babelthurme baut (,) den jener Menschgott bewohnen soll, bis zum tollen Sykophanten und Ochlogogen, der die giftige Zunge, den scharfen Stahl und die Fackel des Mordbrands als Rettungsmittel für die Menschheit anpreist und zugleich schwingt, ist unfähig das Recht zu erkennen, noch unfähiger es zu üben." Sind wir denn in jetziger Zeit allesammt stillwahnsinnige Stubendenker (worunter der Verf. die Hegelianer versteht), oder Schwindler, oder Sykophanten? Ist denn das Recht untergegangen, weil sich jetzt, wie immer, Manche an demselben versündigt haben? Sind nicht manche Verirrungen unserer Zeit daraus hervorgegangen, daß man das natürliche Recht in's Leben einzuführen suchte, und nicht gleich das rechte Maß finden konnte? Die jetzige Civilisation hat unstreitig große Verdienste um die Läuterung der Rechtsgrundsätze und um die Beseitigung mancher schreienden Ungerechtigkeit, welche aus dem Mittelalter bis auf unsere Zeit Bestand gehabt hatte.

Die Erkenntniß und Uebung der Sittlichkeit, welche der Verf. von der Erziehung abhängig macht, ist zu oberflächlich behandelt. Mehr verbreitet er sich über die Erkenntniß und Verehrung Gottes. Die Kenntniß des Sinnlichen ist ihm ein Wissen, und die Erkenntniß des Uebersinnlichen — der Glaube. Letzterer soll vermittelt werden durch das Gewissen. Wenn er sagt: „Kann man wohl

Gott

Gott erkennen lernen von anderswoher, als durch Gott allein?" so ist damit Nichts entschieden; denn es handelt sich um das Medium, durch welches Gott uns den Glauben möglich gemacht hat. Der Verf. scheint aber nicht geeignet, in philosophische Untersuchungen tief einzugehen, und sein ganzer Vortrag über den Ursprung religiöser Ideeen ist unklar und in sich widersprechend. Erst gibt er zu, daß der Mensch durch sein inneres Bewußtseyn und durch die Betrachtung der Natur zum Glauben an Gott geleitet werde; weiterhin behauptet er, daß der Glaube an einen ewigen und heiligen Gott nicht aus der Vernunft hervorgehe, und spricht: „Selbst die höchste Idee, mit der unsere Vernunft zusammenfällt in Eins (?), ist nur ein Umriß des Denkens (?), findet auch ihre Grenze da, wo unser Bewußtseyn endet. Der reine Lichtstrahl, der alle Religionen der Erde, vor Allem aber das Christenthum durchzieht, kommt von dem Quelle aller Wahrheit, von Gotte." Wo ist denn aber dieser Lichtstrahl zu suchen? Wird nicht da, wo nach dem Zugeständnisse des Verfs. der erste Funke sich entzündet, sich auch die helle Flamme entwickeln? Die Wahrheit kommt von Gotte, kann nur so Viel heißen: Gott hat uns das Vermögen verliehen, die Wahrheit zu erkennen, und erleichtert uns diese Erkenntniß durch seine Veranstaltungen. — Alle Religion ist ein Product der Vernunft, welche über das innere Bewußtseyn und über die äußern Erscheinungen reflectirt. Was der Stifter der christlichen Religion lehrte, mußte doch auch erst in seiner Vernunft zur Wahrheit geworden seyn.

Nachdem der Verf. Viel darüber geklagt hat, wie schlecht es in unserer Zeit mit der sittlichen und religiösen Bildung stehe, sucht er mit Recht das Heilmittel in einer bessern Erziehung. Bei seinen Bemerkungen in dieser Rücksicht läuft Vieles durch einander; Uebertreibungen kommen häufig vor, auch manch Unverdautes. Indem er behauptet, daß das Glau-

bens-

densvermögen im Kinde weit stärker sei, als das Begriffsvermögen (Was doch nichts Anderes heißen kann, als daß das Kind, bevor es selbst urtheilen kann, sich auf das Urtheil Anderer verläßt.), so bricht er den Stab über die sokratische Methode des Unterrichts, und spricht: „Die Ueberzeugung, daß der Glaube das Fundament aller Erziehung und alles Unterrichts sei, daß für beide, Rücksichts der Sitten- und der Rechtslehre die angeblich sokratische, logisch entwickelnde, klügelnde Weise Nichts tauge, braucht nicht erst von Gelehrten ausgemacht und erweckt zu werden." Wird nicht aber der Glaube in dem Kinde bleibender und kräftiger, wenn man denselben durch die sokratische Methode in ihm entwickelt, als wenn man denselben in das Kind hineinzupredigen sucht? Kinder bleiben gleichgiltig und zerstreuen sich bei dem Unterrichte, wenn sie bei demselben nicht selbstthätig seyn können. Wer Das den Kindern vorsagt, was er durch Fragen aus ihnen selbst herausfördern kann, ist ein Stümper im Unterrichten; er behandelt die Kinderherzen als eine todte Masse, in welcher eine Form abzudrücken ist. Freilich, wie der Verf. will, ist das Sokratisiren überflüssig, denn nach ihm kommt Alles auf den Auctoritäts-Glauben an, und er scheuet sich nicht zu behaupten, daß die Ideeen des Guten, Rechten, Wahren, Schönen, der Liebe und der Freiheit niemals durch das Begriffsvermögen begründet und bestimmt werden können, daß alle diese Lehren — selbst die Aesthetik — Glaubenswahrheiten wären. Es möchte nicht die Mühe lohnen, über dieses, so wie über manches ähnliche Geschwätz Worte zu machen. — Schließlich ruft der Vf. alle Stände auf, die Gebrechen unserer Zeit heilen zu helfen. „Die Bekehrung," spricht er, „wird kommen von Oben her; die Fürsten Deutschlands werden in den hohen Kreisen die gewichtigsten, schwersten Uebel heilen und dann mit flammendem Cherubsschwerte als Bändiger und Bekehrer (??) der untersten Volksclassen da auftreten, wo der rohe Sinn und die Begehr-

lich-

...keit des Pauperismus dem Gebote der Liebe und des Glaubens Hohn sprechen möchte." Quod faxit Deus!

Wahrscheinlich gehört der Verf. zu der Classe der Vornehmen, welche ohne gründliche Kenntniß über die Angelegenheiten der Welt und wissenschaftliche Gegenstände mitsprechen wollen, weil sie von denselben hier und da Etwas gelesen und gehört haben; welche die bekanntesten Dinge mit vielem Pompe als etwas Neues, Unverdautes als große Weisheit vortragen, und mit ihrem, wie sie meinen, mächtigen Worte die verkehrte Welt in ein ihnen beliebiges Gleis einzulenken hoffen. Wenn nur solche Herren begreifen wollten, daß das wissenschaftliche Feld nicht ihr Terrain ist, und daß, wie sehr sie auf den Auctoritäts-Glauben dringen, und alles Grübeln in Religionssachen verpönen wollen, sich doch Niemand von vornehmen Leuten vorschreiben läßt, was er glauben solle. Es ist ein großer Irrthum, wenn man die Gebrechen unserer Zeit aus dem Verfalle des Auctoritäts-Glaubens ableitet, und meint, daß dieser bei der Erziehung Alles thun solle. Wir wissen wohl, daß eine nicht religiöse Erziehung keine Erziehung ist; jedoch kann die Erziehung sehr religiös seyn, wenn auch von einem Auctoritäts-Glauben nicht die Rede ist; und die religiöse Bildung ist nicht allein Erziehung, und wird wenig Wirkung thun, wenn nicht durch verständige Leitung, Gewöhnung und durch gutes Beispiel die Erziehung vollendet wird.

Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte zum Andenken an mein 50jähriges Jubiläum. Mit vielen den Zeitgeist charakterisirenden Zuschriften von der Universität Tübingen, von 16 Facultäten, von der Stadt Heidelberg und von 12 Diöcesen aus der baier-

baierschen Pfalz. Den Theilnehmenden gewidmet von Dr. Heinr. Eberh. Gottlob Paulus, Großherzogl. Bad. Geh. Kirchenr., Professor der Theologie und Philosophie. Heidelberg, bei Groos. 1839. 199 SS. 8.

Die Amtsjubelfeier des ehrwürdigen, durch Lehre, Schrift und Vorbild hochverdienten Hrn. Geh. Kirchenraths Paulus hat die auf dem Titel genannten Behörden und viele Andere zur freudigsten Theilnahme aufgefordert. Es ist höchst interessant, die hier abgedruckten Glückwünschungsschreiben zu lesen. Sie charakterisiren allerdings, wie der Jubilar richtig bemerkt, den Zeitgeist und zwar auf eine erfreuliche Art. Namentlich gilt dieß von den Zuschriften der protestantischen Facultäten (Basel, Breslau, Gießen, Göttingen, Greifswalde, Halle, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, Rostock, Straßburg und Zürich), welche der Vernunft- und Bibelglauben vereinenden Wirkungsart des Hrn. Dr. Paulus die achtungswürdigsten, freimüthig motivirten Zeugnisse geben und Bürgschaft leisten, daß die vernunftmäßige Auffassung des Christenthums auch in Zukunft Freunde und Vertreter haben werde. Die vor einiger Zeit irgendwo ausgesprochene Vermuthung, der paulus'sche Rationalismus werde mit Paulus zugleich absterben, geht gewiß nicht in Erfüllung, denn die theolog. Facultäten hätten sich, stünde es wirklich so, unmöglich äußern können, wie sie hier gethan haben. Bei der großen Theilnahme, welche diese Jubelfeier gefunden hat, befremdet es nur, daß die Landesregierung sich den Glückwünschenden nicht beigesellt hat. Rec. weiß sich dieß nicht anders als so zu erklären, daß im Großherzogthume Baden die Bezeugung der Theilnahme der höchsten Behörden bei solchen Anlässen gar nicht üblich seyn kann: sonst würde die Regierung sich selbst gewiß damit geehrt haben, daß sie den Hochwürdigen an seinem hohen Ehrentage

geehrt

gesezt hätte, wie es in andern Ländern zu geschehen pflegt. kindlich, sittlich. Das gilt auch von der theolog. Facultät in Berlin, deren Dekan, Hr. Dr. Hengstenberg (S. 182.), dem Jubilare eröffnet hat, es sei bei dieser Facultät keineswegs das Gewöhnliche, die Jubilare verdienter deutscher Theologen anders, als durch stille Theilnahme der ihnen befreundeten Mitglieder zu feiern.

Ueberaus anziehend und lehrreich ist, was Hr. Dr. Paulus S. 49 ff. in dem „aus meinem literarischen Leben, Wahrheit ohne Dichtung, so weit dieß bei Rückerinnerungen möglich ist“ überschriebenen Abschnitte mittheilt. Hier zeigt sich das Gute der vormaligen Unterrichtsweise, deren Hauptprincip es war, Wenig auf ein Mal getrieben, aber mit aller Kraft, wo insonderheit dem Studium der alten Sprachen sein Recht geschahe und (S. 67.) „an ein abgesondertes Lernen der Realien, Gottslob! in den Schuljahren nicht gedacht wurde.“ Gegen die Polypragmosyne auf unsern heutigen Schulen sticht das freilich sehr ab; es liegt aber auch am Tage, daß durch sie ein gründliches Wissen und eine solide Bildung nicht zu bewirken ist. Was wissen denn die mit der höchsten Censur von den Gymnasien Abgehenden von den mehreren, in den Testimonien verzeichneten, Sprachen und Wissenschaften Gründliches? Ehre also der alten würtembergischen (und sächsischen) Lehrweise, sofern sie das oben angegebene Princip weiser Sparsamkeit (non multa, sed multum) befolgte. Die Mathematik wurde nicht vergessen, sondern (S. 73.) „dem Philosophiren ging damals die glückliche Einsicht zur Seite, daß ohne Vorbereitung durch Mathematik zum consequenten Urtheilen und Schließen überhaupt kein systematisches Philosophiren zu wagen sei; auch der Metaphysiker müsse durch die möglichste Vergleichung mit der Physik des Geistes und des Körpers

von

von dem endlosen Verirren in das erfahrungsle Gebiet phantasirter Möglichkeiten zurückgeh ten werden." Ja wohl!

Gern theilten wir aus diesem vortrefflichen Abschnitte M reres mit, wenn der beschränkte Raum es uns gestattete. empfehlen allen unsern Lesern die ganze Schrift, und beri ren nur noch die interessante Erzählung (S. 157 ff.) von Gefahr, die einmal in Jena der Lehrfreiheit des Hrn. Dr. drohte. Er hatte nach Döderlein's Tode im Winter 17 Dogmatik vorzutragen, war aber bis zu Weihnachten nicht ü Das hinausgekommen, was er zur Begründung des Unwa delbaren in der Glaubenslehre zu erörtern hatte. Der G neralsup. Schneider in Eisenach befragte die ihm in d Weihnachtsferien aufwartenden Studenten, „wie der neuang stellte Theolog mehrere speciale Glaubensartikel vortrage?" D Gefragten mußten antworten, daß sie davon noch gar Nich gehört hätten. Der Eiferer schloß, daß Puncte, die ihm d wichtigsten seyn mochten, ganz verschwinden sollten, denuncir dieß bei den sächs. Höfen und trug auf die Errichtung ein Fiscalats über die akademischen Lehrvorträge und eine streng Censur über die akademischen Lehrer und Schriftsteller selbst a die durch die „hochlöbl. Reichsversammlung zu Regensbur oder wenigstens durch das Corpus Evangelicorum verhäng werden möchte." Es wurde Viel darüber geschrieben (höch preiswürdig ist das S. 162 ff. abgedruckte, von Herder ve faßte Gutachten des weimarischen Oberconsist. über diese An gelegenheit); der unvergeßliche Herzog Karl August resolvir aber, „daß sämmtliche Schreiben, Berichte ad acta einstwe len beigelegt werden sollten." Und das sind sie auch gebliebe Späterhin wurden die Acten Hrn. Dr. P. mit Genehmigun Sr. Königl. Hohheit des Großherzogs Karl August mitge theilt, das Wesentlichste daraus findet sich aber auch schon i

Röhr'

Röhr's kleiner Schrift: „Wie Karl August sich bei Verketzerungsversuchen akademischer Lehrer benahm." 1830. —

Möge der noch jugendlich rüstige und unermüdet thätige Jubilar noch lange segensreich, wie bisher, wirken können.

Etudes philosophiques sur le Christianisme par *F. Bruch*, Professeur du Séminaire protestant et Doyen de la Faculté de Theologie de Strasbourg. Tome premier. Première partie. Paris, chez Pitois-Levrault et Comp., rue de la Harpe, n. 81. Strasbourg, chez F. G. Levrault, rue de Juifs, n. 33. 1839. LXIII u. 206 SS. gr. 8. br. (1 Rthlr. 3 Gr.)

Wie Viel ist schon von Jeher über das Christenthum philosophirt worden, und wie Viel hat es sich unter den Händen der Philosophirenden gefallen lassen müssen bis auf unsere Tage herab! Denn wem wären sie unbekannt die mannigfachen, immer von Neuem angestellten Versuche, die ewige Wahrheit, welche die Religion Jesu enthält, oder die sie vielmehr selbst ist, in das Prokrustesbette philosophischer Schuldogmen einzuzwängen und so lange an derselben herumzuzerren, zu schneiden, zu drehen und zu rücken, bis man sie sich endlich, wie man es haben wollte und eben brauchte, zurechtgestutzt hatte, nicht anders, als sollte durch solchen unphilosophischen Proceß das Christenthum erst zum Bewußtseyn seiner selbst kommen. Die Theologen ihrer Seits gingen umgekehrt zu Werke, indem sie den reinen, freien Geist des Christenthums in die Formeln einer streng abgeschlossenen, starren Kirchenlehre bannten, welcher sie durch Anlehnung an philosophische Modesysteme, die

sich bequem mit jenen Dogmen amalgamiren ließen, Halt und Kitt zu verschaffen suchten. Hat man es ja doch sogar erleben müssen, wie selbst aus der längst veralteten Rüstkammer der Dogmatik früherer Jahrhunderte verrostete Waffen hervorgesucht worden sind, denen durch die vermeintliche Verjüngungssalbe philosophastrischer, mit dem Christenthume in feindseligstem Widerspruche stehender, Lehrsätze einer bekannten Schule neue Schärfe und Kraft geliehen werden sollte. — Und das wird für tiefe Philosophie über die lebendig machende Religion des Menschensohnes, für Christenthum ausgegeben! Wenn nur diese angebliche „Tiefe" nicht einen so hohlen Boden hätte!

Um so erfreulicher ist es nun, wenn Männer der Wissenschaft die über jede Zeitphilosophie und allen Dogmenwust hocherhabene Lehre des Weltheilandes in ihrer Reinheit und eigenthümlichen Einfachheit aufzufassen und darzustellen wissen, und indem sie dem Drange des Geistes, darüber zu philosophiren, nachgeben, die, mit dem unverfälschten Evangelium und den Gesetzen der menschlichen Vernunft im innigsten Einklange stehenden, Resultate ihres unbefangenen, vorurtheilsfreien Forschens der Welt vorlegen.

Als einen Solchen begrüßen wir den Verf. obigen Werkes, dessen erste Lieferung uns vorliegt und dessen ununterbrochene Fortsetzung versprochen wird. Auch ohne die in der Vorrede S. IX. vorausgeschickte Bemerkung des Hrn. B., daß er seine Jugend in Deutschland verlebt und deutsche Bildung empfangen habe, sieht man es seiner Schrift ohne Mühe an, daß er ein echt deutscher Gelehrter ist; denn deutsche Gründlichkeit und Gediegenheit des Wissens leuchtet aus derselben vom Anfange bis zu Ende hervor, womit er die den Franzosen eigenthümliche Klarheit des Ausdrucks, die so Vielen unserer Gelehrten und namentlich unseren Philosophen in der Regel abgeht, Leichtigkeit und Lebendigkeit der Darstellung und der gan-

zen

zen sehr gebildeten Schreibart zu verbinden gewußt hat, wenn es auch wahr seyn sollte, daß, wie er selbst unverhohlen gesteht, sich manche weniger correcte und elegante Ausdrücke in seinem Buche vorfänden. Den Zweck, den er bei Herausgabe dieser seiner „Etudes philosophiques etc." vor Augen gehabt, gibt er in den Worten (Vorr. S. VIII.) an: „Faire voir le christianisme dans son enchaînement historique, dégager de ses formes successives et temporaires *ses idées fondamentales* et les exposer dans leur connexion organique, prouver leur parfaite concordance avec les principes le plus indubitables de la raison, suivre le christianisme dans les développements qu'il acquit aux diverses époques, voilà le but etc." Das Christenthum ist ihm „la religion par excellence, la plus sublime des révélations divines, le dépôt des plus hautes vérités que notre intelligence soit capable de concevoir, la source des forces puissantes qui ont régénéré le monde, la guide que la grâce céleste a accordè à l'humanité pour la conduire de progrès en progrès jusqu'au dernier terme de ses destinées temporelles" (S. VII.). Wir haben mit allem Bedachte diese Stelle ausgehoben, um Denen, welche Rationalismus und Christenthum so gern in Gegensatz zu einander bringen möchten, zu zeigen, wie ein Rationalist von der Offenbarung denkt und spricht. „Précisément" — fährt der Verf. fort — „parce que l'Evangile est vérité, il n'y a point entre lui et la raison humaine de desaccord; il y a, au contraire, entre ces deux autorités une harmonie parfaite. Mais, et c'est là un point fondamental dans ma manière de voir, la vérité du christianisme n'est pas dans les formes dont il a *été* revêtu aux diverses époques: elle est dans *les idées* qu'il renferme, qui font *sa substance*, et qui se reflèchissent pures, lumineuses, vi-

vantes dans l'exemple de notre divin Sauveur." Wie und worin er nun die genaue Uebereinstimmung dieser beiden Autoritäten mit einander findet, zeigt er im Verlaufe seiner Untersuchungen auf das Klarste und Bündigste.

Die gediegene Einleitung des Werkes (S. XI—XLVI.) geht von dem Gedanken aus, daß es die innere Macht des Christenthums sei, die ihm in kurzer Zeit allgemeine Verbreitung und das hohe Ansehen verschafft habe, welche es unter den Völkern behaupte, obwohl die Mittel seiner Ausbreitung scheinbar gering waren. Von selbst aber fühlt Jeder, der über diese Thatsache nachdenkt, sich gedrungen, diese Religion näher zu prüfen, aus welcher Prüfung hervorgeht, daß ihre Lehren den Bedürfnissen unseres innersten Wesens und den ewigen Gesetzen der Vernunft genau entsprechen, worin eben die unbesiegbare Kraft, die wahre Göttlichkeit derselben besteht. „Considérer, examiner le christianisme du point de vue philosophique, voilà ce que doit faire quiconque veut en comprendre le véritable sens, l'origine et les effets; ce n'est qu'à ce prix que l'on parvient à se l'approprier avec une foi éclairée, à le recevoir dans la vie intime et à éprouver toute la salutaire influence qu'il tend à exercer sur les ames. Il n'y a que la philosophie du christianisme qui puisse nous expliquer cette divin religion, nous faire pénétrer jusque dans ses mysterieuses profondeurs, et nous faire apprécier tout ce qu'il y a dans elle de vrai, de sublime, de divin" (S. XIX fg.). Zwar gibt der Verf. zu, daß es für den gewöhnlichen Menschen, bei welchem das Christenthum mehr eine Sache der unbewußten Aufnahme ist, die Versicherung von der Göttlichkeit der Religion genüge; daß der Glaube eines Solchen aufrichtig und wahr seyn könne, aber doch immer ein Glaube ohne Licht sei und bleibe. „Avez vous," läßt sich der Verf. im Gegentheile S. XXIV. vernehmen, „avez vous

exercé

exercé votre esprit par l'étude et la réflexion, plus alors vous attribuerez d'importance et de sainteté au christianisme, plus aussi vous éprouverez le besoin de l'examiner et d'en comparer les doctrines avec les principes de votre raison. — Négligez-vous d'examiner le christianisme selon les principes de votre raison et les faits de votre conscience, votre foi restera accessible de tous côtés au doute etc." Um aber eine Prüfung der Lehren des Christenthums anzustellen, gibt es keinen anderen Weg, als von den Principien unserer Vernunft auszugehen, die mit unverkennbarer Stärke durch unser Gewissen ausgesprochen und bestätigt werden und die Basis unseres innersten Lebens bilden, — dieselben Grundsätze, von welchen die Philosophie bei allen ihren Forschungen sich leiten lassen muß; und eine Philosophie des Christenthums kommt eben dann erst zu Stande, wenn man jene Principien festhält und sie zum Wegweiser bei der Prüfung des Evangeliums wählt. „La philosophie du christianisme," fährt der Verf. fort (S. XXV.), „est pour tout homme instruit la condition indispensable à la fois de la véritable intelligence de cette religion et d'une foi éclairée, sincère et puissante." Weit entfernt aber, die Lehren dieses oder jenes philosophischen Systems in das Christenthum hineinzutragen — ein Verfahren, das weder dem letzteren, noch der Wahrheit überhaupt Gewinn gebracht hat und als jener Grundfehler gerügt werden muß, dessen sich schon die Gnostiker durch ihre Vermengung des Christenthums mit den falsch verstandenen Lehren des Neuplatonismus und Zoroasters schuldig machten, und in welchen heutiges Tages die enthusiastischen Jünger Kant's, Schelling's, Hegel's ꝛc. durch das Streben verfallen sind, das Evangelium den Doctrinen ihrer Meister anzupassen — erklärt der Verf. (S. XXII.): „Nous voulons chercher à bien connaître le christianisme, pénétrer à travers toutes

ses

ses formes jusque dans ses profondeurs, examiner ce qui en fait *l'essence* et voir si en effet, comme ses étonnants triomphes le font supposer, ses doctrines fondamentales répondent exactement aux besoins de notre nature et s'accordent avec les éternels principes de notre raison." Hierauf geht er vorerst zur Widerlegung der hauptsächlichsten Einwürfe über, die man gewöhnlich gegen ein solches Unternehmen macht. Zunächst läßt er sich auf den bekannten ein, daß man dem Christenthume, als einer geoffenbarten, positiven Religion, unbedingten Glauben schenken müsse, da es seinen göttlichen Ursprung, seine heilige Würde verkennen und herabsetzen hieße, wollte man es der Prüfung der Vernunft unterwerfen; — worauf Hr. B. entgegnet, daß die Natur ebenfalls eine Offenbarung Gottes sei, und um ihre Stimme zu verstehen und recht zu deuten, sich von dem Geschaffenen zum Schöpfer zu erheben, der Mensch nothwendig von dem ihm nicht umsonst verliehenen Vermögen der Vernunft Gebrauch machen müsse; daß es eine Lästerung der Weisheit des höchsten Wesens sei, anzunehmen, es untersage den Gebrauch dieser Himmelsgabe den damit ausgerüsteten Geschöpfen gerade da, wo es auf Fortleitung der Menschheit zum Ziele ihrer Vervollkommnung ankomme. Die Wahrheit, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen habe, gewinne nur dann Sinn und Bedeutung, wenn diese seine Aehnlichkeit mit Gotte in der Begabung mit der Freiheit zu denken und zu wollen gesucht werde. „Quel sera" — folgert nun der Verf. S. XXVII. — „par conséquent, son (sc. Gottes) but dans la direction de destinées humaines? De développer dans l'homme ce qu'il y a en lui de beau, de grand, de divin —, de faire en sorte que l'homme vive en lui et par lui d'une vie pure, lumineuse, forte et bienheureuse," und setzt klar und bündig aus einander, daß, da die christliche Offenbarung

eines

eines der Hauptmittel zur Erreichung dieses Zweckes sei, es keiner Frage unterliege „que le christianisme n'a pas été destiné à enseigner aux hommes un système de vérités qu'ils dussent accepter avec une foi aveugle, et qui désormais dût rendre inutile toute réflexion, toute méditation sur les choses divines,“ Christus vielmehr auf Erden erschienen sei, „pour promulguer avec une clarté et une pureté parfaites les éternelles vérités que l'humanité, poussée par un profond besoin, avait cherchées depuis tous les temps etc.“ Ein vorzügliches Gewicht legt der Verf. auf die eigenen Aussprüche Jesu und der Apostel, die niemals einen blinden Glauben an ihre Aussagen verlangten, sondern sich beständig an die Vernunft, den gesunden Sinn ihrer Zuhörer wandten, sie zum Nachdenken über die vorgetragenen Religionswahrheiten, zur Prüfung derselben aufforderten und sie zu dem Ende an ihr Gewissen, ihre Erfahrung verwiesen, damit sie in jedem Falle im Stande wären, die Wahrheit von dem Irrthume zu unterscheiden, und hebt unter Anderem den bekannten Zuruf hervor, womit Jesus in der Regel seine Gleichnißreden schloß: *Ὁ ἔχων ὦτα ἀκούειν, ἀκουέτω* (Matth. 11, 15. 13, 9. 43. Marc. 4, 9. 23. Luk. 8, 8. 14, 35. u. s. w.); die Stelle beim Johannes (Evang. Cap. 7, 17.): *Ἐάν τις θέλῃ τὸ θέλημα αὐτοῦ ποιεῖν κ. τ. λ.*; die Ermahnung der Apostel Paulus und Petrus 1 Thess. 5, 4. Ephes. 5, 10. Philipp. 1, 9. 10. 1 Kor. 10, 15. 1 Petr. 3, 15., welche Stellen, die unsere Orthodoxen und Mystiker klüglich bei Seite liegen lassen, sehr leicht durch viele andere hätten vermehrt werden können, z. E. Matth. 7, 21. Marc. 4, 24 fg. Luk. 6, 46. 12, 57. Joh. 5, 30 fgg. 8, 42. 50. 12, 49. 50. 14, 11 fgg. Röm. 2, 18. 10, 2. 12, 1. 2. 14, 5. 1 Kor. 2, 4. 2 Kor. 3, 6. Gal. 5, 18. 2 Petr. 3, 16. 18. 1 Joh. 4, 1. 5, 21. Hebr. 5, 11 fg. u. s. w. „Jésus et les Apôtres“ — setzt der

der Verf. hinzu — „étaient sûrs qu'un examen consciencieux ne nuirait pas à l'Evangile, mais amènerait, au contraire, les hommes à la conviction de sa vérité, de sa divinité et à une foi éclairée et profonde," bei welchem Anlasse er in einer Note (S. LI.) auf die Abhandlung Chenevière's „De l'usage de la raison en matière de foi," in dessen „Essais théol., 3. essai" hinweist.

Zu dem Allen kommt, wie Hr. B. (S. XXXI fgg.) eines Weiteren auseinandersetzt, daß wir die Lehren des Evangeliums nur durch die Schriften der Apostel und ihrer Schüler, also erst durch die zweite, dritte Hand empfangen haben, demnach die christliche Offenbarung selbst mit jenen Schriften, die uns damit bekannt machen, nicht zu verwechseln ist, zwischen beiden im Gegentheile ein großer Unterschied Statt findet. „Dans son principe, la révélation chrétienne consista dans les idées dont Dieu avait rendu dépositaire l'esprit de Jésus. Ces idées, en se manifestant par la parole du Sauveur, durent déjà se revêtir d'une certaine forme; car tout langage est pour l'idée qu'il doit exprimer une forme plus ou moins appropriée, plus ou moins harmonique, transparente." Ferner bringt der Verf. den nicht zu übersehenden Umstand zur Sprache, daß sich Jesus nach der Fassungskraft seiner Zuhörer accommodiren und die Wahrheiten und Lehren, die er ihnen einschärfen wollte, in Bilder und Gleichnisse einkleiden mußte, um verstanden zu werden, die Aufmerksamkeit zu fesseln und das Nachdenken zu wecken, wodurch nothwendiger und natürlicher Weise die Offenbarung der ewigen Wahrheit schon in einer bestimmten Form hervortrat, in welcher die ewigen Ideeen verborgen lagen, was noch weit mehr durch seine Apostel geschahe. Denn, wie der Verf. sehr richtig andeutet (S. XXXII.), „chacun des Apôtres dut nécessairement imprimer aux idées chré-

chrétiennes le cachet de son individualité;" und schon eine oberflächliche Bekanntschaft mit den Schriften des N. T. thut zur Genüge dar, daß die Apostel in der Art und Weise, wie sie das Evangelium auffaßten, vielfach von einander abwichen. „En l'enseignant à d'autres, ils furent" — wie es S. XXXIII. heißt — „de nouveau dans le cas de chercher des expressions pour rendre les idées et les sentiments que leur foi avait fait éclore dans leur âme, et il nous est facile de remarquer comment les Apôtres, notamment S. Jean et S. Paul, luttaient avec le langage, afin de trouver des termes propres à rendre ce qu'ils pensaient et ce qu'ils éprouvaient." Dazu wird bemerkt, daß sie, bei dem Geschäffte der Verkündigung der Lehre ihres Herrn in den verschiedenen Provinzen des römischen Reiches, sich genöthigt sahen, je nach den Umständen und Verhältnissen, mit der Lehrart zu wechseln, den Ton ihrer Vorträge zu ändern, um, wie Paulus (1 Kor. 9, 22.) sich ausdrückt, „Jedermann Allerlei zu werden," wodurch denn die christlichen Ideeen immer mehr locale und temporale Färbung erhielten. „Pour comprendre le christianisme," fährt daher der Verf. fort (S. XXXIV.) „il faut faire abstraction de la forme, dans laquelle il se trouve enseigné dans le livres du Nouveau Testament, afin de saisir partout l'idée qui en fait le fond et la substance."

Der andere Einwurf, den Hr. B. bekämpft, ist der abgeschmackte, zum Ueberdrusse wiederholte, hergenommen von der vermeintlichen Schwäche der Vernunft, die von der allgemeinen Verderbniß der menschlichen Natur nicht ausgeschlossen sei. Der Verf. gibt zu, daß die Vernunft des Menschen in sofern allerdings schwach sei, als sie eben eine menschliche ist, aber doch immer die höchste Fähigkeit unserer Seele bleibe, durch welche diese die erhabensten Ideeen zu fassen vermöge,

da

da sie selbst das Vermögen der Ideen ist, und macht namentlich geltend, daß, wäre die Vernunft wirklich so verdunkelt, verderbt und unfähig, göttliche Dinge zu vernehmen und zu begreifen, wie man ihr andichtet, der Mensch die Offenbarung durch Christum gar nicht würde verstehen können, da ihm das Organ hierzu abginge, das Christenthum überdieß den Menschen Nichts lehren konnte und wollte, was außer dem Bereiche seiner Vernunft liegt. „En vain" — ruft in diesem Betrachte der Verf. aus (S. XXXVI.) — „en vain Jésus aurait-il promulgué des mystères qui eussent dépassé les limites de l'intelligence humaine; manquant pour ainsi dire d'organes pour s'emparer de ces révélations, l'homme n'y aurait rien compris, les enseignements du Christ seraient restés pour lui aussi infructueux que ceux que vous donneriez à un aveugle-né sur la nature et les effets de la lumière." Demungeachtet, und wahrlich unbegreiflich genug! will man von so vielen Seiten her von einer Philosophie des Christenthums Nichts wissen, weil man befangen genug ist, die Verfälschungen, welche die Philosophie mit dem Evangelium zu allen Zeiten vorgenommen, die feindselige Stellung, die sie gegen dasselbe so oft behauptet und den Schaden im Sinne hat, den sie ihm auf diese Weise zufügte. Es bedarf ja wohl nicht erst des Beweises, daß z. B. der Epikuräismus, welcher einen Celsus mit so großem Hasse gegen das Christenthum erfüllte, der Neuplatonismus, die Lehren, die einen Julian zum Apostaten machten, die Ansichten und Behauptungen der englischen und französischen Freidenker rc. nicht die Philosophie selbst, sondern nur traurige Abirrungen von derselben waren, gerade so, als wollte man sagen, das wahre Christenthum bestehe in jenen mit Irrthümern aller Art angefüllten Systemen, die man häufig für die lautere Christuslehre ausgab. Wurde ja doch — wie auch unser Verf. in einer Anmerkung S. LVI. beifügt

fügt — von den Philosophen fast immer nur darum das Christenthum angegriffen, weil sie dasselbe falsch verstanden und auffaßten. So war es z. B. nicht das eigentliche Evangelium, das die Encyklopädisten und Voltairisten bekämpften, sondern der Katholicismus und seine Dogmen, seine Intoleranz, seine Hierarchie und alle von ihm geheiligten Mißbräuche. Freilich wohl ging die Frivolität eines Voltaire, dem Nichts heilig war, der sich nicht entblödete, noch in seinen späteren Jahren sich mit dem Namen „Christmoqué" zu unterzeichnen und an Friedrich d. Gr. zu schreiben: „ein tüchtiger Monarch, mit Gelde und Truppen, könne die Religion in seinem Lande entbehren, die christliche sei aber die schlechteste von allen und der König solle sie nur ausrotten," — in's Weite; allein sein Haß gegen die Kirche und seine Verwechslung dieser mit der Religion selbst, machte ihn größten Theils zu dem höhnischen Spötter, als welchen er sich ohne Scheu gab, und so kann man wohl gewissermaßen zu seiner Entschuldigung sagen, daß ihn vielfach „die Unwissenheit in den Irrthum getrieben habe," was bei seiner Ungründlichkeit und Oberflächlichkeit nicht zu verwundern ist. —

Wiederholt macht Hr. B. darauf aufmerksam, was unter einer Philosophie des Christenthums zu verstehen sei, nämlich die Auffassung des Evangeliums aus dem philosophischen Gesichtspuncte, oder mit anderen Worten: die Prüfung desselben nach den ewigen Grundsätzen aller Wahrheit, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß das Evangelium selbst die reinste, erhabenste Philosophie ist, und so dasselbe mit lebendigem, unerschütterlichem Glauben zu umfassen. Die Philosophie selbst, zu welcher sich Jeder, der zu denken angefangen, hingezogen fühle, beschreibt er als die Wissenschaft des Absoluten. Von einer Feindschaft zwischen ihr und dem Christenthume kann schon darum keine Rede seyn, da das menschliche Erkenntnißvermögen und die Aussprüche des Gewissens, worin

jene

jene ihren Grund hat, eben so gut ein Werk Gottes sind, als die Offenbarung, und Gott sich nicht widersprechen kann, seine Werke folglich alle in vollkommenster Uebereinstimmung mit einander stehen müssen. Daneben führt der Verf. die Thatsache an, daß unmöglich so viele Philosophen vom ersten Range dem Evangelium eine so große Verehrung gezollt und seine göttlichen Wahrheiten mit ihren Lehrsätzen zu vereinigen sich so angelegentlich bemüht haben würden, als es wirklich der Fall wär, wenn Christenthum und Philosophie als feindliche Pole zu betrachten wären. Das erhärtet er unter Anderem durch die Beispiele eines Pascal († d. 29. Aug. 1662), Newton († d. 20. März 1727), Leibnitz († d. 14. Novbr. 1716), Kant († d. 12. Febr. 1804), Rousseau († d. 3. Juli 1778), selbst Fichte's († d. 29. Jan. 1814), der, obgleich sein subjectiver Idealismus so auffallend mit der Einfachheit des Evangeliums contrastirt, sich gern mit der Lectüre des Neuen Testamentes beschäfftigte, (ja, wie in der von dem Sohne des Verewigten herausgegebenen „Lebensbeschreibung nebst Briefwechsel" seines Vaters erzählt wird, einen regelmäßigen Hausgottesdienst eingerichtet hatte, an welchem selbst die Domestiken Theil nahmen,) und sich überredete, sein System stehe nicht im Entferntesten in Widerspruche mit der Lehre Jesu; — Schelling's, der in der Offenbarung die Wahrheit κατ᾽ ἐξοχήν erkannt habe. Indeß hätte der Verf. nicht verschweigen sollen, daß insonderheit des Letzteren sogenanntes „profond système" Nichts weniger als den Beweis von dem Einklange desselben mit dem Evangelium liefere, da die Identitätslehre, die darin gepredigt wird, mehr dazu geeignet ist, von dem Christenthume, in welchem bekanntlich dieser Philosoph die Geschichte der zeitlichen Entwickelung der Persönlichkeit Gottes finden will, ab-, als zu ihm hinzuführen. Nur das Eine leuchtet ein, wie seine Philosophie die Formeln der kirchlichen Dogmatik adoptirt, um für christlich zu gelten,

und

und mit diesen Formeln ein leeres, wesenloses, täuschendes Spiel treibt. Sie hat — wie Bretschneider (Handb. der Dogmatik ꝛc. 3. Aufl. 1. Bd. S. 18.) sich ausdrückt, „die Offenbarung, indem sie die Weltgeschichte und den menschlichen Geist als Offenbarung des sich selbst werdenden Gottes betrachtet; sie hat den Gottmenschen in der Vereinigung des göttlichen Bewußtseyns und des menschlichen; den Sündenfall und die Erbsünde in der Trennung des Besondern vom Absoluten; die Versöhnung in der Rückkehr der Gegensätze zur Einheit; das heilige Leben in der Hingabe des individuellen Bewußtseyns an das allgemeine; die Kirche in der Entwickelung einer geistigen Einheit durch die Mannigfaltigkeit; die letzten Dinge in der Auflösung aller Gegensätze in der werdenden Persönlichkeit Gottes;" ja, ja, dieß Alles hat sie; nur Christum und seine Lehre nicht! — Eine von Hrn. B. (Anm. 14. S. LVII.) angeführte bezügliche Stelle aus Rousseau's „Emile," wo der Verf. sich über den Einfluß des Christenthums verbreitet, möge hier Platz finden, sie lautet: „Nos gouvernements modernes doivent incontestablement au christianisme leur plus solide autorité et leurs révolutions moins fréquentes; il les a rendus eux-mêmes moins sanguinaires; cela se prouve par le fait, en les comparant aux gouvernements anciens. La religion mieux connue, écartant le fanatisme, a donné plus de douceur aux moeurs chrétiennes. Ce changement n'est point l'ouvrage des lettres, car partout où elles ont brillé, l'humanité n'en a pas été plus respectée: les cruautés des Athéniens, des Egyptiens, des empereurs de Rome, des Chinois, en font foi. Que d'oeuvres de miséricorde sont l'ouvrage de l'Evangile! Que de réstitutions, de réparations la confession ne fait-elle pas faire chez les catholiques! Chez nous, combien les approches des temps de communion n'opè-

n'opèrent-elles point de réconciliations et d'aumô
Combien le jubilé des Hébreux ne rendait-il pas
usurpateurs moins avides! Que de misères ne
venait-il pas! La fraternité légale unissait toute
nation; on ne voyait pas un mendiant chez e
Einen nicht weniger merkwürdigen Ausspruch Montesquie
(„Esprit de lois" L. XXIV. c. 6.) müssen wir überge
Mehrere aus Kant's Werken, besonders der „Kritik der p
tischen Vernunft" beigebrachte Stellen, s. S. LIX fg., w
Hr. B. bemerkt: „Pour prouver l'estime de Kant p
le christianisme, il suffirait de rappeler la peine q
s'est donnée pour montrer, dans son ouvrage sur
Religion de la raison, l'accord de ses principes a
les dogmes fondamentaux de l'Evangile." Auch aus H
gel's Schriften wird eine Stelle namhaft gemacht, in weld
„sein Gefühl über die Reflexion den Sieg davonträgt und
über die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums auf e
wahrhaft auffallende Weise ausspricht." Die fragliche, all
dings beachtenswerthe Stelle befindet sich in einer Recensi
von Jakobi's Werken (Bd. XVI. S. 214.).

Wie anderer Seits die Theologen aller Zeiten sich bestrebte
die Lehren des Christenthums mit ihren philosophischen Idee
zu vereinbaren und durch ihre diessfallsigen Versuche, so vie
fache Missgriffe dabei auch vorfielen, unwidersprechlich bezeu
ten, dass der Mensch sich mit einem blinden Glauben nicht be
gnüge, wird S. XLIII fg. zwar kurz, aber hinlänglich un
aus den frühesten christlichen Jahrhunderten in's Besondere a
Justin d. M. (dem „vernünftig denken und handeln für s
viel galt, als sich zum Christenthume bekennen," wie v. Am
mon in s. „Fortbild. des Christenth." treffend sagt), Cle
mens von Alexandrien (vgl. Stromat. VI. §. 5.) Ori
genes (vgl. z. B. contra Cels. I. §. 9 sqq., wo er (§. 13.)
den Grundsatz aufstellt, dass es weit besser sei: μετὰ λόγου

καὶ

καὶ σοφίας συγκατατίθεσθαι τοῖς δόγμασιν, ἅπερ μετὰ ψιλῆς πίστεως), ja sogar an Augustin — der auch ein Mal in seinen Schriften die Vernunft des Menschen als das „bei ihm über Alles sich weit Erhebende" nennt (Lactantius, der sich oft philosophischer Beweise bediente, und an mehreren Stellen seiner Div. instit. den Vernunftgebrauch empfiehlt, ist von dem Verf. übergangen worden) —; aus der spätern Zeit an Johann Scotus Erigena, der die Bibel mit seinem mystischen Neuplatonismus in Harmonie zu bringen suchte, ingleichen an den Scholastikern nachgewiesen, die, obschon „tout en se soumettant humblement aux arrêts de l'Eglise, n'en éprouvaient pas moins le besoin de mettre les doctrines de l'Eglise d'accord avec les principes de leur philosophie." Auch bei Luther, der sonst nicht eben vortheilhaft von der Philosophie dachte, ja, seine Abneigung gegen die Vernunft und die Anwendung derselben in Sachen des Glaubens oftmals sehr stark aussprach, gibt es Stellen, wo ihm ganz andere Geständnisse entschlüpft sind; so z. B. in der Schrift von den geistlichen und Klostergelübden (W. A. XIX. Bd. S. 1940): „Was der Vernunft entgegen ist, ist gewiß, daß es Gotte vielmehr entgegen ist. Denn wie sollte es nicht gegen die göttliche Wahrheit seyn, was wider Vernunft und menschliche Wahrheit ist?" und: „Es ist was ganz Ausgemachtes, daß die Vernunft unter allen Dingen des Lebens das Beste, ja was Göttliches sei. Sie ist eine Sonne und gleichsam ein Gott, der über die Regierung der Dinge in diesem Leben gesetzt ist. Und diese Herrlichkeit hat Gott nach dem Falle Adams der Vernunft nicht genommen, sondern vielmehr bestätigt" (Bd. XIX. S. 1778). — Eine „philosophie très chimérique" (ja wohl!!) nennt der Verf. diejenige, aus welcher die Mystiker ihre Träumereien und Schwärmereien von jeher schöpften; und in ihrem Sinne mag man denn auch immerhin von einer „philosophie très profonde"

fonde" sprechen, wie der Verf. es alles Ernstes zu thun scheint (S. XLIV.). Da aber der Mysticismus seiner innersten Natur nach in dem grellsten Gegensatze zu der Wissenschaft steht, so konnte von ihm natürlich nur in sehr uneigentlichem Sinne hier die Rede seyn, wo von der Anwendung philosophischer Principien auf das Christenthum gehandelt werden sollte; und wenn der neuesten protestantischen Dogmatik nachgerühmt wird, daß sie es sich zur Aufgabe mache „de dégager le christianisme des formes dont il s'est revêtu en passant par tant de siècles, pour le présenter dans toute sa pureté et dans sa parfaite harmonie avec les principes les plus certains de la raison" (S. XLIV fg.), so muß diese in solcher Allgemeinheit hingestellte Behauptung denn doch die Modification erleiden, daß die heutigen Dogmatiker gewisser Schulen, hauptsächlich in Deutschland, die zum Glücke keine durchgreifenden genannt werden können, von jenem Streben weit entfernt sind, vielmehr, Statt an die vernünftige, lautere Bibellehre sich zu halten, die dürren Formeln einer der Zeit anheimgefallenen Kirchenlehre neu aufzuwärmen und wieder mundrecht zu machen Alles aufbieten, wenn es auch zur Ehre der menschlichen Vernunft und der Wissenschaft gesagt werden muß, daß die größere Zahl unserer Theologen, ungeachtet man es sich von manchen Seiten her gar sehr angelegen seyn läßt, der Welt einzureden, der Rationalismus habe sich überlebt und gehe unaufhaltsam seiner Auflösung entgegen, jenem allein zum sicheren Ziele führenden, unverwüstlichen Principe huldigt. —

Nicht zu übersehen sind die von Hrn. B. diesem, wie den folgenden Abschnitten seines Buches, angehängten erläuternden Anmerkungen, unter denen Ref. nur die vierte, neunte und zehnte der Einleitung besonders hervorhebt. In der erstgenannten nimmt der Verf. auf das Geschrei Derjenigen Rücksicht, welche dafür halten, die den Bedürfnissen und

An-

Anforderungen der Zeit nicht mehr entsprechen sollende christliche Religion müsse durch *eine andere* ersetzt werden — wie bekannt eine von den St. Simonisten unseligen Andenkens und von Anderen ihres Gelichters vorgebrachte Behauptung, die sich selbst richtet und bereits gerichtet hat. Daß dieselbe zum Theil in der Verwechselung des Christenthums mit den verschiedenen Formen, die es annahm, ihren Grund hat, ist unleugbar. Eine hohe Wahrheit spricht der Verf. aus, wenn er sagt, daß, wäre die christliche Religion von einer oder der anderen ihrer Formen durchaus unzertrennlich und abhängig, sie nur für eine bestimmte Zeit *tauglich* seyn und die Menschheit bei ihrem *Fortschreiten zu immer höherer Entwickelung*, früher oder *später bei einem Puncte anlangen würde*, wo das Evangelium nicht mehr genügen könnte. Allein das Christenthum selbst ist etwas ganz Anderes, als seine Formen; es ist seinem eigentlichsten Wesen nach die Religion selbst in ihrer lautersten Wahrheit, deren erleuchtende, tröstende und heiligende Kraft man dann erst ganz empfindet, wenn man die Schale von dem Kerne zu trennen weiß.

In der 5ten Anmerkung kommt der Verf. auf die Geltung und den Werth der symbolischen Bücher zu reden, und gesteht ihnen mit Recht einen bloß verhältnißmäßigen und bedingten zu, in sofern nämlich, als sie der Ausdruck christlicher Ueberzeugung zur Zeit der Gründung der protestantischen Kirche waren und zunächst nichts Anderes seyn sollten. Die meisten von ihnen, vor allen die augsburgische Confession und die Apologie derselben, stehen unbestritten als ehrwürdige Denkmäler jener Zeit da und enthalten ein ungleich reineres Christenthum, als das ist, welches die heutige katholische Kirche noch lehrt; aber sie, wie unsere Lutherbuchstäbler thun, als authentische Quellen des Christenthums betrachten und ihnen ein gleiches Ansehen, wie den Schriften des N. Ts. zuschreiben, heißt, um mit unserem Vf.

zu reden, nichts Anderes, als auf das Dogma des Katholicismus von dem unbedingten Ansehen der Aussprüche und Entscheidungen der Kirche zurückkommen und eine menschliche Autorität über die göttliche stellen. Während die symbolischen Bücher selbst sich auf die heilige Schrift berufen und sich auf diese gründen, wollen sie nur eine getreue Darlegung der in ihr, als dem Fundamentalprincipe des Protestantismus enthaltenen Lehren geben. Erklärt doch sogar die von dem reinen protestantischen Principe ziemlich weit sich entfernende Concordienformel gleich von Vorne herein mit dürren Worten: „Wir glauben, lehren und bekennen, daß die einzige Regel und Richtschnur, nach welcher zugleich alle Lehrer und Lehren gerichtet werden sollen, seien allein die prophetischen und apostolischen Schriften alten und neuen Testaments, Ps. 119, 105. Gal. 1, 8. Andere Schriften aber der alten und neuen Lehrer, wie sie Namen haben [worunter also auch die symbolischen Bücher selbst begriffen sind. Ref.] sollen der heil. Schrift nicht gleich gehalten, sondern allzumal mit einander derselben unterworfen und anders oder weiter nicht angenommen werden, denn als Zeugen, welcher Gestalt nach der Apostel Zeit und an manchen Orten solche Lehre der Propheten und Apostel erhalten worden. Solcher Gestalt bleibt allein die heilige Schrift der einzige Richter, Regel und Richtschnur, nach welchen, als nach dem einzigen Probiersteine, sollen und müssen alle Lehren erkannt und geurtheilt werden, ob sie gut oder böse, recht oder unrecht seien ꝛc." (Vgl. auch die augsb. Confession, Vorr. u. Schluß. Conf. Gallicana, Art. 4. 5. Conf. Helvet., gleich zu Anfange und Conf. Anglic. VI etc.). So heißt es in den Art. Smalcald. II. 2. p. 308.: „Regulam habemus, ut videlicet *verbum Dei* condat articulos fidei, et praeterea *nemo,* ne Angelus quidem." — Aber nur die recht verstandene, d. h. nach gesunden hermeneutischen,

histo-

historisch-grammatischen Grundsätzen ausgelegte Bibel, und wie Hr. B. hinzusetzt (S. LIV.) „reçu avec humilité du coeur, mais en même temps avec un esprit méditatif, employant toutes ses ressources pour en bien comprendre les sublimes enseignements et pour s'en approprier le divin génie," kann die alleinige, authentische Quelle christlicher Wahrheit seyn. „Wo das Wort Gottes verstanden wird" — lautet Luther's Wort, — „da mehrt es sich und bessert die Menschen; wo es aber nicht verstanden wird, da nimmt es ab und ärgert die Menschen!" — In Tagen, wie die unsrigen sind, wo der Streit über die Geltung der symbolischen Bücher und die Verpflichtung der Geistlichen auf dieselben wieder mit neuer Stärke und, von Seiten der Ultra's mit neuer Heftigkeit erwacht ist (man denke unter anderen nur an die Schrift des Gymnasialdirector Vilmar in Marburg, das non plus ultra der lästerlichsten Schmähungen und fanatischer Verunglimpfungen Aller, die einer unbedingten Geltung der evangelischen Bekenntnißschriften nicht das Wort reden), kann man Dieß und Aehnliches nicht oft genug wiederholen, und wer möchte dem Verf. nicht beistimmen, wenn er (S. LIII.) sagt: „Que l'on veuille astreindre les théologiens à n'enseigner éternellement que les doctrines de ces livres (symboliques), et dans les mêmes formes sous lesquelles elles s'y trouvent exposées; que l'on crie à l'anathème contre tous ceux qui croient que ces livres ne produisent pas partout les vérités de l'Evangile sans alliage d'erreurs, ceci n'est pas bien; cela n'est pas dans l'esprit du vrai protestantisme."

Die 10te Anmerkung bringt ein im N. T. (Joh. 6, 22 fgg.) vorliegendes Beispiel von Ungereimtheiten zur Sprache, in die zu verfallen man Gefahr läuft, wenn man sich ausschließlich an den Buchstaben des Evangeliums hält, statt den Sinn und Geist desselben aufzufassen. Es ist dieß die

bekannte Stelle, wo die Jünger an den bildlichen, von ihnen buchstäblich verstandenen Worten Jesu: „Wer mein Fleisch isset u. s. w.“ Anstoß nahmen, weßhalb der Herr sich genöthigt sahe, ihnen zu erklären (V. 63.): „Der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze.“ „N'est il pas étonnant et déplorable à la fois” — setzt der Verf. hinzu (S. LIV.) —, „que, malgré cette déclaration bien formelle de Jésus, on soit tombé dans l'interpretation des paroles d'institution de la sainte cène, absolument dans la même erreur dont ses disciples s'étaient rendus coupables? En général, mille funestes erreurs, mille sanglantes disputes et divisions auraient été évitées, si l'on avait toujours su distinguer de la forme et de la lettre de l'Evangile *l'idée* et *l'esprit*, dans lesquels pourtant résident toute sa vérité, toute sa puissance.”

Ref. glaubte bei der Einleitung zu der Schrift des Hrn. B. schon darum Etwas länger verweilen zu müssen, weil die Grundsätze, von denen er ausgegangen ist und der Geist, in welchem er seinen Gegenstand behandelt, daraus am Ersten sich kenntlich machen. Verhältnißmäßig kürzer können und werden wir uns bei dem Folgenden fassen, wo es nur nöthig seyn wird, den Gang, den die Schrift im Allgemeinen nimmt, anzudeuten.

Vorliegende erste Abtheilung des Buches zerfällt in drei Capitel, überschrieben: der Mensch, — die Religion, — die Offenbarung. Der Verf., der Cap. 1. S. 2. mit Recht die Bemerkung vorausschickt, daß alle Untersuchungen über die Religion einer vesten Grundlage ermangeln würden, wenn man sich nicht vorher eine richtige Vorstellung von der menschlichen Natur, ihren Anlagen und Fähigkeiten, den Gesetzen, nach denen diese sich entwickeln, von dem höchsten Ziele, nach welchem alle ihre Kräfte hinstreben rc., gebildet habe, zieht,

nach-

nachdem er den Menschen hinsichtlich seines physischen Organismus mit wenigen Worten geschildert hat, ihn als ein mit dem Vermögen des Denkens, Fühlens und Wollens begabtes Wesen, wonach er einer höheren Ordnung der Dinge angehört, in Betracht, und widerlegt kurz, aber schlagend, die Einwürfe des Materialismus gegen das Vorhandenseyn eines geistigen Princips in dem Menschen. Die menschliche Seele besitzt absolute Einheit, und was man Kräfte der Seele nennt, ist eigentlich nur sie selbst in den verschiedenen Richtungen, die sie verfolgt. Das Bewußtseyn unseres Ich, das die erste Manifestation unseres geistigen Lebens, die unmittelbare Apperception unseres Daseyns ist, setzt der Verf. als die gemeinschaftliche Quelle aller unserer Gedanken, Entschließungen und Handlungen. Anderer Seits findet zwischen den verschiedenen Seelenkräften ein enger Zusammenhang Statt; unser Wollen wird von unserem Denken geleitet, und dieses steht wieder unter dem Einflusse unseres Willens, was nicht der Fall seyn würde, wenn die verschiedenen Kräfte der Seele nicht allzumal Offenbarungen des Einen, untheilbaren Seelenlebens wären. Gleich der organischen Natur ist aber die Seele von dem Triebe der Erhaltung und Ausdehnung ihres Lebens durchdrungen; sie will die ganze Fülle ihrer Kräfte entfalten. Dabei nimmt sie zwei Hauptrichtungen, eine theoretische und eine praktische (S. 19 fgg.). — Bei dem stufenweisen Gange, den der Mensch bei Entfaltung seines geistigen Lebens nimmt, durchläuft er — wie unser Verf. weitläufiger ausführt — drei Stadien. Das erste bezeichnet er, in Ermangelung eines schicklicheren Ausdrucks, mit dem Namen der Sensualität, wo nämlich das geistige Leben in dem Menschen noch keinen rechten Mittelpunct gefunden, die Bedürfnisse seiner sinnlichen Natur und die äußeren Eindrücke vielmehr die freien Regungen der Seele noch beschränken, und er sich daher noch nicht deutlich als ein Ich zu erkennen und zum Bewußtseyn seiner Indi-

Individualität zu gelangen vermag; — das zweite, wo der Mensch anfängt zu urtheilen und zu schließen und bis zu einem gewissen Punkte von der materialen Welt sich unabhängig macht, sich als ein Individuum, eine Person fühlt und zum klaren Bewußtseyn des Ich kommt, — mit dem Namen des Verstandes; die dritte Form seiner geistigen Existenz, oder das letzte Stadium seiner Entwickelung, wo die Seele nach einer obersten Idee hinstrebt und diese in der Idee eines Gottes, eines absoluten, ewigen und unveränderlichen Wesens, den Urheber aller Dinge findet, der Mensch dahin gelangt, daß er bei seinem Wollen nach dem göttlichen Gesetze sich richtet, das sich ihm durch die Stimme des Gewissens als Pflichtgebot ankündigt, so durch Denken und Wollen in Gotte lebt und die Einheit des inneren Lebens, Unabhängigkeit von den Forderungen seiner physischen Natur und der sinnlichen Welt, die Freiheit des Handelns gefunden hat, wird mit dem Worte Vernunft bezeichnet.

Nach dem Verf. stehen Verstand und Vernunft, Wollen und Fühlen in engster Verbindung mit einander, da sie Grade der Entwickelung, Formen der Existenz des geistigen Lebens sind. Der Geist manifestirt sich als Verstand nicht bloß durch Urtheilen und Schließen, sondern auch, indem er sich durch seine Willensantriebe bestimmen läßt, durch die Idee des Nutzens. Eben so umfaßt die Vernunft das ganze Seelenleben; sie ist Denken, Wollen und Fühlen zugleich auf der höchsten Stufe der Entwickelung: der Geist lebt dann in Gotte. „L'homme" — heißt es hier (S. 45.) — „n'a pas la raison; il est raison lui-même, mais d'abord raison impuissante, enchaînée, dépourvue de la conscience d'elle-même: il tend à devenir raison consciente, raison active, libre, puissante; mais pour y parvenir, il faut qu'il s'élève de la sensualité à la forme d'existence que nous avons désignée par le mot *d'entendement*, et de

de celle-ci à Dieu." Das Gefühl ist dem Verf. „le lien commun de la pensée et de la volonté, l'intermédiaire par lequel celles-ci agissent l'une sur l'autre, s'excitent et se déterminent réciproquement," eine Ansicht, die, wenn wir nicht irren, unter den neueren Philosophen auch Beneke († d. 8. März 1837) aufstellt. — Uebrigens offenbart sich die Idee von Gotte dem Menschen nicht ausschließlich bei'm letzten Stadium seiner Vervollkommnung; sie liegt im Gegentheile in der Tiefe seines Wesens verborgen und kündigt sich jeder Zeit in ihm an; Anfangs freilich dunkel, unbestimmt und verworren, bis sie in ihrer ganzen Klarheit, Schönheit und Herrlichkeit sich ihm darstellt, wenn er auf der letzten Entwickelungsstufe seines geistigen Lebens angekommen ist. Statt also zu sagen, der Mensch sei bestimmt, sein inneres Leben in seiner ganzen Fülle zu entfalten, kann man auch sagen: er ist berufen in Gotte zu leben, was nicht so zu verstehen ist, als gehe der Mensch dadurch seiner Individualität, seiner Freiheit verlustig, während er vielmehr durch alle Manifestationen seiner Existenz erst Das wird, was er werden soll, und seine wahre Individualität und alle Freiheit, deren er fähig ist, entfaltet. Bestimmter erklärt sich der Verf. über den Sinn des Ausdrucks „in Gotte leben," in einer Note S. 60 fg. Er sagt dort unter Anderem: „Dans le fait tous les hommes vivent en Dieu, parceque tous n'existent que par sa volonté et ont par conséquent en lui les racines de leur être. Mais si nous indiquons comme dernier but de l'homme de vivre en Dieu, nous entendons par cette expression non quelque chose qui résulte du fait même de notre existence, mais quelque chose qui doit être le fruit de nos efforts les plus persévérants." Hiernach heißt „in Gotte leben" nichts Anderes, als sich Gottes und unserer unauflöslichen Verbindung mit ihm klar bewußt seyn (vergl. Joh. 17, 21.

21. 23.), oder die Idee von Gotte zum Mittelpuncte unserer Gedanken, zur mächtigsten Triebfeder unserer Handlungen, zur Quelle unserer süßesten Genüsse und eines inneren Glückes machen, das wir außer Gotte nicht finden und das Nichts uns rauben kann. Aus dem Allen leuchtet ein, daß Hr. B. in einem ganz anderen Sinne als die Mystiker von einem „in Gotte leben" spricht, da, wie sattsam bekannt, die Grundidee des Mysticismus die einer unmittelbaren Anschauung des Ewigen, einer materialen Vereinigung des Menschen mit Gotte ist. „Le mystique" — sagt der Verf. in diesem Betrachte S. 61 fg. — „croit parvenir à l'union avec Dieu en renonçant à l'emploi de ses facultés intellectuelles; il ne veut point de science, il s'interdit la réflexion, il fait abnégation de sa raison; selon notre manière de voir, au contraire, *on ne peut parvenir à la vie en Dieu que par la raison*, c'est-à-dire, en élevant toutes les facultés de l'ame, toute la vie spirituelle, harmoniquement, au plus haut degré d'épanouissement possible;" und: „La vie en Dieu, dans le sens mystique, est un état de passivité, d'inaction, de quiétude; selon nous, elle suppose que l'homme déploie toute sa liberté dont il est capable et une activité sans relâche, mais toujours guidée par la conscience de Dieu et de ses saintes lois. — Nous trouvons la véritable piété dans les lumières les plus pures de notre intelligence, dans la liberté de notre volonté la plus développée et dans une activité constante, énergique, infatigable."

Mit hohem Interesse ist Ref. dem Gedankengange des gelehrten Hrn. Verfs. gefolgt, den er freilich nur in flüchtigen Umrissen hier darlegen konnte.

Gleich trefflich ist das zweite Capitel zu nennen, das von der Religion handelt (S. 63—134.). Ohne Weiteres muß

muß man dem Verf. Recht geben, wenn er die Quelle der Religion in dem Menschen selbst sucht. Sie ist, wie auch das Sittengesetz, nichts willkürlich Erfundenes oder von Außen dem Menschen Zugekommenes, sondern etwas seiner geistigen Beschaffenheit Inhärirendes. Daraus läßt sich denn auch die Allgemeinheit der Religion und die unermeßliche Gewalt erklären, die sie zu allen Zeiten über die Einzelnen, wie über ganze Nationen geübt hat, bei welcher Betrachtung der Verf. S. 67—77. verweilt, wo er geistreich und lebendig vornehmlich auch den Einfluß der Religion auf die Sitten und den Charakter der Völker schildert. — Nicht bloß neuere und neueste Philosophen und Theologen, wie S. 77. im Texte steht, haben die Entstehung der Religion von einer übernatürlichen Offenbarung Gottes an den Menschen abgeleitet, sondern auch frühere Theologen, die alle religiöse Kenntnisse als von den Erzvätern herstammend und durch die Söhne Noah's unter die Völker der Erde verbreitet sich dachten. Aehnliche Meinungen stellten Döderlein (Instit. theol. christ. I. p. 5.), Ries (Versuchte Vereinigung zweier entgegengesetzter Meinungen über den Ursprung der Sprache. Frankf. 1806.), Kelle, Herder (in s. Ideeen zur Philos. der Gesch. der Menschheit, 1. Bd.), Friedr. v. Schlegel (über die Sprache und Weisheit der Indier. Berl. 1808.) auf. Schelling (Vorlesungen üb. d. Methode des akadem. Studiums. Tüb. 2. Aufl. 1814. S. 169.) nimmt den Zustand der Cultur als den uranfänglichen des Menschengeschlechts an. Insonders hat der Verf. eine von Tholuck in Neander's „Denkwürdigkeiten der Geschichte des Christenthums" (1. Bd. S. 135 fgg.) vorgebrachte Meinung im Auge, nach welcher die religiösen Ideeen der alten Völker von einer depravirten Uroffenbarung herstammen sollen, eine Behauptung des Herausgebers des „Literarischen Anzeigers rc.," die auf Neuheit keinen Anspruch machen kann. Es bedarf keines weiteren Beweises gegen derlei aus

der

der Luft gegriffene Hypothesen,, als der einfachen Entgegn[ung,]
daß, wenn in dem menschlichen Geiste nicht schon selbst [die]
Idee von Gotte sich ankündigte, es schlechthin unmöglich w[äre,]
daß eine äußere Offenbarung hätte verstanden werden kön[nen,]
und, hätten sich die göttlichen Belehrungen nicht an eine [we-]
sentliche Fähigkeit der menschlichen Erkenntniß gewendet, [sie]
kaum aufgenommen, auch sobald wieder würden vergessen w[or-]
den seyn. „Il serait impossible" — um uns der Wo[rte]
unseres Verfs. zu bedienen (S. 128.) — „de concev[oir]
comment ces connaisances reçues d'en haut eusse[nt]
pu se conserver et se perpétuer de génération en g[é-]
nération, de peuple en peuple. Bientôt les homme[s]
ayant perdu tout souvenir de la révélation primitiv[e]
se seraient trouvés dépourvus de toute religion. Com[-]
ment dès lors expliquer, par la seule supposition d'un[e]
révélation primitive, l'existence de la religion chez to[us]
les peuples de l'antiquité et des temps modernes[?]
Comment rendre raison de la nature indestructible de[s]
idées et croyances religieuses, et de l'immense pouvoi[r]
qu'en tout temps elles ont exercé sur les individus e[t]
sur les nations?" — S. 79 ff. erörtert Hr. B. die be[-]
deutungsvolle Frage, durch welche Kraft der Seele der Mens[ch]
zu den religiösen Ideeen gelange. Da das Seelenleben ei[n]
Einiges, und die Religion, die nicht bloß ein Denken, sonder[n]
auch ein Fühlen und Wollen ist, das geistige Leben nach allen
seinen Richtungen hin umfaßt, so erklärt der Verf. alle di[e]
Meinungen, welche den Ursprung der Religion ausschließlich in
eine oder die andere Fähigkeit der Seele setzen, im Voraus für
unzureichend und irrig, läßt sich S. 80 fgg. in eine umständ-
lichere, äußerst gründliche Widerlegung jener Annahmen ein,
und gelangt zu dem Ergebnisse (S. 103.): „La religion est
dans toutes (facultés de l'âme), mais elle ne prend sa
source dans aucune d'entre-elles en particulier. Il
n'y

n'y a dans l'homme rien de plus profond que la religion: c'est pourquoi il faut en chercher l'origine dans les dernières profondeurs de notre être. — Il faut pénétrer dans la vie de l'âme jusqu'au point où elle est encore une, où elle n'est pas encore entrée dans les différentes directions par lesquelles elle se manifeste. Et où rencontrons-nous la vie de l'âme dans cette unité primitive? c'est *dans la conscience.* Cherchez" — ruft er aus — „cherchez l'origine de la religion dans la conscience, et vos investigations ne resteront plus infructueuses." Die Religion ist dem Verf. eine, wenn auch Anfangs dunkele, aber doch einer unbegrenzten Entwickelung fähige Thatsache des über alle Demonstration erhabenen ursprünglichen, unmittelbaren Bewußtseyns. In eben dem Maße, als dieses Bewußtseyn sich entfaltet, entfaltet sich die Religion mit ihm in Denken, Fühlen und Wollen, nimmt allmälig die verschiedensten, zuweilen seltsamsten, Formen an, macht sich, Mittels des Verstandes, nach und nach von denselben frei, bis endlich die Vernunft die, das Wesen der Religion ausmachende und alle religiöse Wahrheiten in sich begreifende, oberste Idee auffindet, und zwar die eines absoluten Geistes, die alle andere religiöse Ideen in sich faßt. (Es bedarf nicht erst der Erinnerung, daß hier nicht von besonderen Religionen, die existirt haben oder noch existiren, sondern lediglich von der Ideal-Religion, dem Typus aller vorhandenen Religionen, die Rede ist. „La religion idéale est infiniment plus simple qu'aucune religion positive," nach dem richtigen Ausdrucke des Verfs.). Nach des Refn. Dafürhalten ist dem Menschen in und mit den drei Grundvermögen der Seele: Denken, Fühlen und Wollen die Anlage zur Religion verliehen; durch Ausbildung aller drei gewinnt diese religiöse Anlage aber erst ihre nothwendige Entwickelung. Jede dieser Seelenkräfte nimmt an den

höch-

höchsten Angelegenheiten (der Religion) ihren bestimmten Antheil, der sich bei jedem Individuum besonders modificirt, je nachdem die eine oder die andere Seelenkraft prädominirt, so daß wir je nach dieser Prädomination bei den verschiedenen Individuen einer Vernunft-, einer Verstandes-, einer Phantasie-, einer Gefühls-Religion ꝛc. begegnen. Auch nur Eine Seelenkraft hinweggedacht, und der geistige Tempel Gottes im Menschen senkt sich. Die Religion ist Sache des ganzen geistigen Menschen. Ihr Licht muß sich in den verschiedenen Strahlen an unserem Seelenvermögen brechen, wenn es uns zu Theil' werden soll. — Es würde leicht seyn, diese Ansicht in Beziehung auf die weiter ausgebildeten einzelnen Seelenkräfte in ihrer Hin- und Zusammenwirkung zur Auffassung der religiösen Wahrheit specialer zu entwickeln und zu erhärten. Indeß — abgesehen davon, daß dieß uns zu weit von unserem Ziele abführen würde, möchte es dessen für unsern Zweck kaum bedürfen. Wir kehren daher zu unserem Verf. zurück. Wie er weiter darthut, daß der Mensch erst dann Religion habe und fromm genannt werden könne, wenn diese Gottes-Idee in seiner Seele lebe und sie ganz durchdringe, mit ihrem Lichte seine Gedanken erleuchte, seine Gefühle läutere und veredele, zum Beweggrunde seiner Handlungen werde und so das unveränderliche Princip seines gesammten Lebens bilde; wie er demnächst den Gedanken ausführt, daß der Mensch seinem innersten Wesen nach unauflöslich mit Gotte vereint sei, und er dem zu Folge nothwendig vor Allem ein Bewußtseyn von Gotte haben müsse — das nachzusehen, muß Ref., um die Spalten dieser Blätter nicht über Gebühr in Anspruch zu nehmen, den Lesern selbst überlassen. Nur was den letztgenannten Punct betrifft, erlaubt er sich noch auf eine Erläuterung des Verfs. einzugehen. Wenn er dem Menschen ein gewisses Bewußtseyn von Gotte zuschreibt, so redet er davon (s. Anm. 19. S. 133.) natürlich in ganz anderem Sinne, als die schelling'-

sche

sche und hegel'sche Schule, die darunter nicht ein Bewußtseyn versteht, das der Mensch von Gotte habe, sondern vielmehr ein Bewußtseyn Gottes von sich selbst. Denn der menschliche Geist ist nach diesen Philosophen im Grunde das in seinen stufenweisen Offenbarungen zur geistigen Form gelangte Absolute, der allgemeine, zur Erscheinung gekommene, ein Individuum gewordene Geist. Das Gottesbewußtseyn in dem Menschen wäre demnach das Wissen Gottes von seinem Seyn, das in eben dem Grade klarer, lichtvoller wird, als Gott allmälig die endlichen Formen seiner individualen Offenbarungen zerbricht, um wieder Das zu werden, was er wirklich und ursprünglich ist, ein unendlicher, universaler Geist. — Solchem der Gottheit, der Religion und Vernunft Hohn sprechenden Gerede beizupflichten, konnte dem Verf. nicht von Ferne und um so weniger einfallen, da er nicht von einem Seyn Gottes oder des göttlichen Geistes in dem Menschen, sondern umgekehrt, und den gesundesten religiösen Begriffen gemäß, von einem Seyn des Menschen in Gotte in dem vorhin angegebenen, biblisch-christlichem Sinne spricht, weil der Mensch keinen andern Grund seines Seyns, als das absolute Wesen hat. In dieser Rücksicht spricht sich Hr. B. (S. 134.) dahin aus: „Si la conscience divine dans l'homme devient peu à peu plus claire, plus précise, cela ne vient pas de ce que Dieu retourne par un développement graduel de la forme finie à la forme infinie, mais de ce que l'homme, en vertu des besoins de son intelligence, emploie ses diverses facultés à élaborer, développer sa conscience divine, primitivement vague, confuse, pour arriver enfin à une idée claire et précise de Dieu, et pour tirer de cette idée divine toutes les conséquences qui s'y trouvent renfermées."

Die unmittelbare Ueberzeugung, welche die Grundwahrheiten der Religion uns einflößen, wird mit dem Namen

Glaube

Glaube (*foi*) benannt und gesagt (S. 113.): „En p lant de foi, nous entendons une conviction qui n pas le résultat du raisonnement, mais de l'effet font immédiatement sur nous certaines choses;" fe (S. 114.): „C'est cette nature de la foi qui enga Jacobi à désigner par ce mot la conviction immédi que nous avons des vérités premières et fondamen les, c'est-à-dire de celles qui résultent des faits mêm de notre conscience;" und (S. 115.): „La religion vérité, parce qu'elle se fonde sur les faits primitifs notre conscience et que la conviction avec laque nous l'accueillons est foi. — Il y a sans doute nous un pressant besoin de soumettre les notions fo damentales de la religion aux opérations de notre e tendement et de notre raison. Par ces travaux l'intelligence nos connaisances religieuses se dévelo pent, deviennent plus claires et plus précises; ma la vérité de la religion ne dépand pas d'elles, aus peu que la conviction avec laquelle nous l'embrasson et qui, basée sur des manifestations premières de no tre vie intime, est et restera toujours foi." — Es uns vergönnt, hier nachstehende, auf Obiges sich beziehend und genau damit zusammenhängende Bemerkung einzuschalte Wenn eine bekannte philosophische Schule zwischen Glaube und Wissen unterscheidet, so hat sie, früheren Schulen g genüber, welche das Ewige zum Gegenstande eines mathemati schen Erfassens zu machen suchten, vollkommen Recht, un man wird, um nicht in neue Fehlversuche sich zu verwirre wohlthun, wenn man diesen Unterschied fort und fort vest i Auge behält. Nur Eines war und ist noch jetzt hierbei hö lich zu beklagen, daß die gebildeten Laien, welche von dem Sy steme des Philosophenfürsten Kant Kenntniß nahmen, die freilich auch von dem Urheber selbst nicht bestimmt genug au

gestell

gestellte Unterscheidung, dahin mißverstanden, daß sie meinen, Wissen und Glaube seien dem Grade nach, also in sofern verschieden, daß das Wissen allein eine sichere Erkenntniß gewähre, während die Wahrheit der Religion, also die Gegenstände des Glaubens, auf bloßer Wahrscheinlichkeit, ja auf dieser kaum beruhen. Wie hierüber z. B. Lord Byron in seinem „Don Juan" sich ausdrückt, wenn er sagt: „Die Religion ist eine Reise auf einem Meere von Zweifeln," und an den Rand eines theologischen Werkes schrieb: „Ich liebe die Religion nicht, ob ich gleich einen Gott liebe und verehre!" so haben sich bekanntlich mehrere der größten Geister unserer Zeit darüber offen ausgesprochen, und es ist, wenn man den Ursachen der noch immer vorhandenen religiösen und christlichen Apathie nachforscht, unverkennbar, daß ein Hauptgrund derselben in jenem irrig gefaßten Unterschiede offen da liege.

Aber — jener Unterschied findet nicht dem Grade, sondern bloß der Art nach Statt. Ein anderes Gebiet ist das unserer sinnlichen Erkenntnisse, ein anderes unserer geistigen. Nicht mit denselben Organen können wir jene und diese erfassen. Aber darum, daß sich das Uebersinnliche nicht nach irdischen Maßen bestimmen läßt, ist es doch nicht weniger gewiß. Das Auge unseres Geistes, die Vernunft, ist in ihrer Sphäre ganz Das, was das leibliche Auge für sein Gebiet ist. Ja, die heiligen Wahrheiten, die wir durch Vernunft, Gefühl und Gewissen erkennen, sind, genauer besehen, weil nicht erst durch Hilfe von Schlüssen, die immer falsch seyn, nicht durch mathematische und physicalische Operationen, die trügen können, sondern durch die Unmittelbarkeit unseres geistig-sittlichen Selbstbewußtseyns erkannte Wahrheiten, eigentlich noch Viel gewisser, als unsere sinnlichen Erkenntnisse.

Soll in unserer Zeit von der einen Seite dem Mährchen- und Legenden-Glauben, der Aftermystik, der

Sym-

Symbololatrie — welcher erstere nach den neusten Zeichen der Zeit mit zigeunerischer Keckheit und Frechheit sich wieder geltend zu machen strebt und, wenn es gelingen könnte, die römische Idee bald realisiren müßte: „daß die Menschen Heu und Stroh fressen" — kräftig begegnet, auf der anderen einem vernünftigen, glaubenvollen und tugendkräftigen Christenthume, wie es Jesus aufstellte, Bahn gebrochen und der Indifferentismus, über welchen von allen Seiten her die lautesten Klagen erschallen, gebannt werden mit mächtigem Exorcismus: so ist es unerläßlich, die beregten Mißverständnisse zu zerstören und das Anerkenntniß zu erwirken: daß die Gegenstände unseres Glaubens — wohin freilich die Artikel vom Teufel, von der zweifachen Natur, der stellvertretenden Genugthuung Christi, und wie der alte Plunder aus der Raritätenkammer der Dogmatik weiter heißen möge, welchen Geistesschwache und Sünder der Kirche Christi als das wahre Evangelium wieder aufbringen möchten, wenn es möglich wäre, nicht gehören — in ihrer Sphäre eben so gewiß, unleugbar und sicher sind, als unsere mathematischen Erkenntnisse, wie denn auch unser Verf. in ganz gleichem Bezuge spricht: „Toutes ces convictions ont pour nous le caractère des vérités indubitables, et cependant nous ne les appuyons pas sur des démonstrations; bien plus, nous ne pouvons pas même les démontrer, précisément parce que ce sont là *des vérités premières*."

Wenn aber vor Allem eine tiefere Begründung der Psychologie der Religion, insonderheit eine vollkommnere Lösung der Frage nach dem Ursprunge der Religion nothwendig ist, so verdient die Diatribe des Verfs. nicht bloß nach ihrer Tendenz, sondern auch nach ihrer Ausführung die Beachtung aller denkenden Theologen unserer Zeit. — Die von ihm (S. 117.) gegebene Definition der Religion, nach welcher sie ist „*la vie*

intime

intime tout entière, déterminée par la conscience de Dieu ou par la foi," steht mit den gewonnenen Resultaten der ganzen vorausgegangenen Untersuchung in vollkommenster Uebereinstimmung, und empfiehlt sich durch ihre Einfachheit, Schärfe und Genauigkeit.

Wir haben schon Oben erwähnt, daß der Verf. die Meinungen Derer bestreite, welche den Ursprung der Religion nur in einer oder der anderen Fähigkeit der Seele suchen. Denen, welche das Denkvermögen zur Quelle der Religion machen, wirft er ein, daß dieses durchaus neue Ideen nicht erfinde, sondern bereits vorhandene, an und für sich schon offenbare, keines weiteren Beweises bedürftige, näher entwickele; namentlich aber, daß in diesem Falle die Religion nur bei Menschen sich finden müßte, bei denen die Vernunft sich schon thätig erweist, während doch die Erfahrung lehre, daß auch bei Völkern, die noch auf einer niederen Stufe der Civilisation stehen, Religion angetroffen werde. — Wenn der Verf. nebenbei (S. 82 fg.) den, schon von Kleanth, Plato und Augustin angedeuteten, von Anselm aber in seinem Monologium (C. 1—5.) und Proslogium (C. 2.) erst eigentlich scharf aufgefaßten und consequent durchgeführten, ontologischen Beweis für das Daseyn Gottes einen für die Mehrzahl der Menschen zu verwickelten nennt, so mag man ihm schon Recht geben; allein in Abrede möchte nicht zu stellen seyn, daß demselben ein ganz vorzüglicher Werth überhaupt zukomme. Trotz den Einwänden gegen dessen Giltigkeit in seiner demonstrativen Form, ist doch so Viel gewiß, daß, weil er in dem Wesen unserer Vernunft tief begründet ist, er, wie v. Ammon (Fortbild. des Christenthums rc. 2. Hälfte 1. Abth. S. 269 fg. 1. Ausg.) so bezeichnend sagt, „das unerschütterliche Fundament aller Theologie, ja alles Glaubens an eine allgemeine Offenbarung Gottes für das Menschengeschlecht ist. Denn wenn man" — heißt es a. a. O. ferner — „das

„das höchste Wesen im klaren Zusammenhange der Begriffe nur denken und zur vollen Klarheit der Idee durchdenken darf, um es inne zu werden, daß es ist und seyn muß, und daß wir auf dieser Höhe des Denkens eigentlich gar keines anderen Beweises für seine in und außer uns lebendige Wirklichkeit bedürfen: so ist durch diese Thatsache des Bewußtseyns nicht allein das höchste Problem aller Philosophie gelöst, daß zuletzt Denken und Seyn in sofern bei uns zusammenfallen, als dieses ein nothwendiges, also wirkliches und reelles Denken ist, sondern es muß nun auch einleuchten, daß uns die Idee Gottes, als eines wirklichen Wesens, g e g e b e n ist und daß folglich die höchste und reinste Speculation der Vernunft mit dem k i n d l i c h e n G l a u b e n an seine Offenbarung in einem Endpuncte zusammentreffen." Alle Beweise vom Daseyn Gottes sollen, wenn sie auf diesen Namen Anspruch haben wollen, darthun, „wie und daß wir die Idee von Gotte in uns tragen, wie die religiöse Reflexion uns natürlich und nothwendig sei." (Vergl. G. Ch. M ü l l e r „Zwei Bücher vom Wahren und Gewissen." 1. Bd. S. 133.) Von allen vorhandenen Beweisen aber entspricht der ontologische dieser Anforderung zuverlässig am Meisten; der, für den Volksunterricht zwar vorzüglich taugliche, p h y s i k o t h e o l o g i s c h e und auch der k o s m o l o g i s c h e, die immer nur von endlichen Ursachen ausgehen, sind — wie auch der Verf. (S. 83 fgg.) anführt — weit weniger geeignet, uns zu der Idee eines a b s o l u t e n Wesens hin zu führen, die, wenn auch nur im Keime, schon in uns liegen muß, wenn wir zum klaren Bewußtseyn von ihr gelangen sollen. — Gegen d i e Philosophen, die, wie J a c o b i, eine Art V e r n u n f t a n s c h a u u n g als Hauptquelle des religiösen Glaubens annehmen, wird unter Anderem (S. 94.) geltend gemacht: „Si les idées religieuses résultaient originairement d'une intuition de la raison, elles devraient, dès le principe, se présenter claires et déterminées, du

moins

moins devraient-elles être susceptibles d'être réduites à une forme précise. Ensuite, si la religion résultait d'une sorte d'intuition de la raison, la conséquence serait celle — savoir que la piété des hommes serait toujours en proportion du développement de leur intelligence, et que l'homme le plus religieux serait celui dont la raison serait la plus cultivée etc." Den mit den Schriften genannten Denkers Vertrauteren ist es übrigens hinlänglich bekannt, daß er, dem es nicht an kritischem Geiste, wohl aber an eigentlicher philosophischer Methode und strenger Consequenz fehlte, daher er oft mit der Terminologie wechselt — auch bei seinen Erklärungen über den Ursprung der Religion sich nicht immer überein ausdrückte. — Daß eben so wenig in dem Gefühle die Quelle der Religion gesucht werden dürfe (wie dieß unter den Deutschen vorzugsweise Schleiermacher und de Wette, und unter den Franzosen Benjamin Constant [„De la religion" T. I.] thun), macht der Vf. S. 95—99. bemerklich. Er untersucht zu diesem Behufe, was man unter „Gefühl" verstehe, und weist nach, daß man dieß Wort eines Theiles von allgemeinen Ideeen und dunkeln Begriffen gebrauche, anderen Theiles aber mit dem Bewußtseyn des Ich zu verwechseln pflege. In der erstern Bedeutung ist jedoch jene Annahme schon darum eine ganz unstatthafte, weil man damit Nichts erklärt, da die allgemeinen, unbestimmten Ideeen immer eine Quelle haben müssen, woraus sie fließen; Gefühl und Selbstbewußtseyn aber für identisch zu erklären, wie von Schleiermacher geschieht, ist nicht minder unzulässig. Denn das Bewußtseyn ist nichts Anderes, als ein Wissen vom Seyn, nimmermehr aber ein Gefühl, und nur Mittels eines höchst unphilosophischen Processes konnte Schleiermacher dahin gelangen, das Gefühl der Abhängigkeit für das Ursprüngliche und Primitive in der Frömmigkeit zu nehmen, da wir doch nur durch die Vernunft,

nicht aber durch das Gefühl, zum Bewußtseyn einer absoluten Abhängigkeit gelangen. — Was endlich noch über der kritischen Philosophie Erklärung des Begriffs der Religion („Vorstellung des Sittengesetzes als Willen Gottes, Erkenntniß oder Erfüllung unserer Pflichten als Gebote Gottes," wo offenbar Religion und religiöse Moral mit einander verwechselt sind) gesagt wird (S. 99—102.), ist ebenfalls befriedigend.

Das dritte Capitel (S. 135—206.) verbreitet sich über den Begriff und das Wesen der Offenbarung. Auch hier können wir nur die Hauptgedanken herausheben. — Indem die Ideeen des absoluten Geistes zur Erscheinung kommen und Realität werden, offenbart sich Gott. Der Vf. nimmt eine dreifache Offenbarung Gottes an: durch die Natur, das Gewissen des Menschen und die Geschichte. Die Gesammtheit alles Existirenden ist Nichts als eine Offenbarung Gottes, die Natur eine Realisation der göttlichen Ideeen, und die Gesetze, nach welchen sie regiert wird, der Ausdruck seines Willens. (Der Grundirrthum des Pantheismus beleuchtet [S. 137.].) Die Offenbarung durch die Natur würde aber nicht nur eine unverständliche, sondern auch eine unnütze seyn, wenn der Mensch nicht in sich selbst schon die Gottesidee vorfände. Der genannten Offenbarung entspricht die durch unser religiöses Bewußtseyn. Wir nennen die Religion, welcher diese Offenbarung zu Grunde liegt, die natürliche, weil sie in der innersten Natur des Menschen begründet, und doch auch wieder mit demselben Rechte eine übernatürliche, da sie eben eine Manifestation Gottes in uns ist; auch Vernunftreligion, weil die Vernunft sie zur wahren Entwickelung bringt. — In dem Folgenden nun (S. 140—147.) wird gezeigt, wie die Menschheit sich allmälig zu reineren religiösen Vorstellungen und Begriffen erhoben habe; daß die Gesetze, nach denen dieser Fortschritt erfolgte, erstlich in dem Wesen

ſen des menſchlichen Geiſtes ſelbſt, dann in den äußeren Verhältniſſen, in den geſchichtlichen Ereigniſſen liegen, unter welchen er Statt fand; daß dieſe Geſetze einander entſprechen und der Entwickelung der religiöſen Ideeen günſtig ſeyn müſſen und die Gottheit die Folgen der geſchichtlichen Ereigniſſe ſo lenke, daß ſie das Menſchengeſchlecht auf eine immer höhere Stufe der Vervollkommnung führen. Die Thätigkeit, welche Gott nach ſeinem heiligen Erziehungsplane an den Tag legt, indem er die Geſchichte der Menſchheit auf eine dem Zwecke unendlicher Vervollkommnung derſelben entſprechende Weiſe leitet, alſo die geſchichtliche Entwickelung, Fort- und Ausbildung der religiöſen Ideen und Begriffe, wird die Offenbarung durch die Geſchichte genannt. — Seine höchſt vernunftgemäßen, wenn auch nicht eben neuen, Anſichten von der ſogenannten außerordentlichen und übernatürlichen Offenbarung, oder dem unmittelbaren Wirken Gottes auf den Geiſt gewiſſer Menſchen, um ihnen Kenntniſſe mitzutheilen, zu denen ſie außerdem nie gelangt ſeyn würden (Inſpiration), ſetzt der Verf. — nachdem er die althergebrachte Meinung mit den gewichtvollſten Gründen beſtritten und namentlich darauf hingewieſen hat, daß, wenn eine ſolche, von Seiten des Menſchen überdieß bloß paſſive, Offenbarung im Sinne unſerer ſtrengen Supernaturaliſten anzunehmen wäre, dieſelbe, weil den Grad der menſchlichen Einſicht überſteigend, etwas für ihn ſchlechterdings Unbegreifliches ſeyn würde — S. 151 fgg. mit außerordentlicher Klarheit und überzeugungsvolleſter Lebendigkeit aus einander. Das, mit großer Conſequenz aus ſeinen früheren Betrachtungen über das geiſtige Princip im Menſchen und über die Religion abgeleitete, betreffende Raiſonnement Hrn. B's., iſt ungefähr und kürzlich folgendes: Je inniger der Menſch ſeine Seele auf Gott richtet, je eifriger er alle ihm verliehene geiſtige Fähigkeiten anwendet, um die in der Tiefe ſeines Weſens ſich ihm offenbarende, ſein Herz für die Regungen einer auf-

aufrichtigen Frömmigkeit empfänglich machende Gottesidee in sich zur Entwickelung zu bringen, er also auf diese Weise in eine nähere Vereinigung mit Gotte tritt: um so stärker, kräftiger und feuriger wird sein geistiges Leben, die religiösen und moralischen Ideeen für ihn ein Gegenstand klarer und reiner Anschauung werden und eine heilige Begeisterung für Alles, was gut und göttlich ist, wird seine Seele erfüllen. Wie diese außerordentlichen, den Geist eines solchen Menschen erleuchtenden, Erkenntnisse des Göttlichen einer Seits auf psychologischem Wege ihm zu Theil werden, so setzen sie anderer Seits eine stärkere göttliche Einwirkung auf die Seele voraus, und wir sind befugt, sie eine Offenbarung im höheren Sinne des Wortes zu nennen. In Zeiten wichtiger und entscheidender Krisen für das Menschengeschlecht nun erwählt sich die Vorsehung solche, durch ihre hohe Frömmigkeit, durch die Größe ihres Charakters ausgezeichnete, mit Gotte sich enger verbunden fühlende, Männer zum Organe religiöser Wahrheiten, um unser Geschlecht auf dem Wege zu seiner Vervollkommnung weiter zu führen, und verleihet zu diesem Zwecke ihrem inneren Leben eine ungewöhnliche Intensität, wodurch sie sich über die intellectuale Bildungsstufe ihres Jahrhunderts erheben rc. Diese Offenbarung aber wird immer etwas Geheimnißvolles haben, da die Vereinigung des Menschen mit Gotte eine unerklärliche ist. Doch steht sie im Grunde nicht im Widerspruche mit den regelmäßigen und fortwährenden Wirkungen Gottes auf den Menschen; sie ist im Gegentheile eigentlich nur diese selbe Wirkung, nur in einem viel höheren Grade. Aber eben weil die so geoffenbarten Wahrheiten dazu bestimmt sind, die Entwickelung unseres Geschlechts zu fördern, werden sie sich immer nach der Culturstufe richten, auf der sie die Menschheit antreffen, und da sie der menschlichen Intelligenz einen neuen Impuls geben sollen, kann auch Gott nur wollen, daß die Menschen sie prüfen, darüber nachdenken, sie der Formen, in die sie gehüllt

hüllt sind, mehr und mehr entkleiden, um sie in ihrer ganzen Reinheit aufzufassen. „Il résulte de l'idée de la révélation," läßt sich der Vf. S. 163 fg. dazu vernehmen, „telle que nous l'avons exposée, que, de même qu'elle est destinée à activer le développement intellectuel de l'humanité, elle a pour premier effet, dans celui qui est appelé à en être l'organe, d'augmenter l'intensité de sa vie intellectuelle. Elle ne consiste donc pas, comme on croit généralement, dans une transmission immédiate d'une certaine masse d'idées toutes faites; moins encore dans la communication d'idées dépassant absolument la portée de l'intelligence humaine."

Daß nothwendig bei jeder Offenbarung die Idee von der Form zu unterscheiden sei, wird S. 165. klärlich erwiesen. „La première vient de Dieu; fondée primitivement dans l'union indissoluble de l'homme avec Dieu, et révélée déjà dans ce sens, elle ne se développe dans toute sa clarté et sa pureté que moyennant un concours extraordinaire de Dieu (Hülfsoffenbarung); l'autre est toute entière de l'homme; elle est individuelle et par conséquent imparfaite. *L'idée* est *éternelle*, la *forme* est *temporaire*, transitoire; l'idée aspire à être reconnue par tout le monde; la forme peut être changée; elle doit l'être lorsque les besoins du siècle l'exigent." Nebenher wird (ebendas. u. fg. S.) der merkwürdigen Analogie gedacht, die zwischen der Offenbarung Gottes in dem geistigen Wesen des Menschen und der in der Natur Statt hat. Wie nämlich jede Erscheinung in der letzteren die sichtbare Form, der sinnbildliche Ausdruck einer göttlichen Idee ist, und man, um diese Gottesoffenbarung zu erkennen, in die Formen, die Symbole der Natur eindringen und der Ideeen, die sie darstellen, sich bemächtigen muß: eben so bedürfen die von Gotte dem menschlichen Geiste geoffenbarten Wahrheiten, wenn sie ausgespro-

gesprochen und verbreitet werden sollen, mehr oder weniger stimmter Formen und Symbole, in die sie sich kleiden mü welche Wahrheiten jedoch nur dann in ihrer vollen Klarheit gefaßt werden können, wenn man jene Hüllen, worin sie Vorscheine kommen, von ihnen entfernt. — Auf die Fr wie die geoffenbarten Religionen zu erkennen und von den der regelmäßigen Anwendung unserer natürlichen Fähigkeiten vorgehenden zu unterscheiden seien, gibt der Verf. die Antw daß beide nicht streng unterschieden werden können, da jede ligion aus der Wirkung Gottes zu erklären ist, und Grade der Offenbarung anzunehmen seien. Ueberhaupt er ganz Recht, wenn er einen Unterschied zwischen mittel rer und unmittelbarer Offenbarung nicht gelten lassen n nur hat er diesen Punct allzu kurz abgefertigt. Alles, über diese vermeintliche Verschiedenheit zu Tage gebracht den ist, dient, wie auch Ref. anderen Orts auszusprechen legenheit genommen hat, in der That mehr dazu, den rei Gesichtspunct der Sache zu verrücken, als ihn genau zu mitteln. Ist ja doch alles Wirken der Gottheit zuletzt rein unmittelbares.

In dem Christenthume, dessen Stifter durch Größe seines auf das Göttliche gerichteten Geistes, in welch er „das Gefühl des höchsten moralischen Einsseyn mit Gott und seiner hohen Sendung trug, erkennt der Verf. die erh benste Offenbarung, die Vollendung aller vorhergegangenen, ei göttliche Veranstaltung, aus welcher für alle Ewigkeit die de Menschengeschlechte zu seiner fortwährenden Vervollkommnu nöthige Erkenntniß und Kraft herfließen.

Ein vortrefflicher Excurs über die Wunder und Wei sagungen, als angebliche Kriterien der Offenbarung (S 172 fgg.), macht den Beschluß des Capitels. Der gewöhnl chen, erst von den Scholastikern, und unter ihnen beso ders von Thomas von Aquino aufgebrachten Definitio

di

des Wunders, nach welcher es eine gegen die Gesetze der Natur erfolgende, mithin dieselben aufhebende Thatsache sei, wird der Einwurf entgegengesetzt, daß wir diese Gesetze nur sehr unvollständig kennen, demnach gar nicht zu entscheiden vermögen, ob Etwas, was uns als solches erscheint, wirklich ein Wunder sei. (Des Viel weiter, aber naturgemäßer, gefaßten Wunderbegriffs der alten Welt, so auch der Israeliten vor und zur Zeit Jesu, wonach man unter Wunder (miraculum, prodigium, portentum, ostentum) Alles verstand, was Verwunderung erregte, unbegreiflich und außerordentlich erschien, wie denn auch die im N. T. vorkommenden Bezeichnungen σημεῖον, τέρας, δύναμις, θαυμάσιον, ἔνδοξον, παράδοξον diesen noch unbestimmten Charakter an sich tragen, gedenkt eine Anmerkung S. 200.). Daß Gott, als der Allmächtige, Wunder in jenem Wortverstande thun könne, ist nicht zu leugnen; eine andere Frage aber ist, ob er, als der Allweise, dieß wollen könne. Sind die Gesetze der Natur — so raisonnirt der Vf. S. 177 fgg. — die unsichtbaren Bande, welche die verschiedenen Theile derselben zu einem harmonischen Ganzen verbinden, nichts Anderes, als ein Ausfluß der Gottheit, Regeln, welche die unendliche Weisheit sich selbst vorschreibt und nach denen sie die Welt erhält und regiert: so würde es dieser Weisheit zuwiderlaufen, wollte der Höchste die Naturgesetze und mit ihnen seinen ewigen Schöpferplan verändern. Auch könnte die Absicht, die bei Gotte vorauszusetzen wäre, wenn er ein Wunder thun sollte, nicht die seyn, die Wahrheit einer Lehre zu bestätigen und in's Licht zu setzen, wenn die Lehre nicht schon selbst das Gepräge der Wahrheit an sich trägt. „Une pensée," heißt es in diesem Betrachte (S. 180 fg.) „une théorie n'est vrai qu'autant qu'elle est conforme aux lois de notre intelligence et à réalité des choses, mais jamais à cause des événements qui peuvent avoir accompagné sa première promulgation. Quelque éclatants,

tants, quelque extraordinaires que soient ces évé-ments, si une pensée ou une doctrine n'est pas vr par elle-même, elle ne le deviendra certainement par eux." Sehr einleuchtend weist der Verf. (Anm. S. 201 fg.) den seltsamen Widerspruch nach, in den man sich selbst geräth, wenn man Wunder zum Kriterium religiö Wahrheiten macht, da doch Niemand es sich einfallen lä dergleichen als Bestätigung mathematischer und physicalisch Wahrheiten zu fordern. „Les miracles," setzt er hin „peuvent sans doute déterminer la foi de beaucou de personnes; mais cette foi ne sera jamais qu'un foi imposée d'autorité, une foi aveugle, et par cett raison même une foi qui pourra facilement êt ébranlée et détruite." Wir können es uns nicht versage eine hierher gehörige Stelle aus Chrysostomus in einer se ner Homilieen namhaft zu machen, wo derselbe spricht: „T σημεῖα αἰτεῖν πειραζόντων ἐστι καὶ τότε καὶ νῦν· καὶ γὰ καὶ νῦν εἰσιν οἱ ζητοῦντες καὶ λέγοντες· δια τί μὴ κα νῦν σημεῖα γίνεται; εἰ γὰρ πιστὸς εἶ, ὡς εἶναι χρὴ, κα φιλεῖς τὸν χριστόν, ὡς φιλεῖν δεῖ, οὐ χρείαν ἔχεις ση μείων· ταῦτα γὰρ τοῖς ἀπίστοις δίδοται." — Um di Aufmerksamkeit der Menschen dem Werkzeuge seiner Offenba rung zuzuwenden, und seinen Lehren bei Denen, die auf kein andere Art überzeugt werden können, Glauben zu verschaffen oder auch um seinem Gesandten die Wichtigkeit seiner Mission fühlbar zu machen, hätte Gott nicht nöthig, Wunder zu thun, sondern er brauchte nur den natürlichen Lauf der Dinge so zu lenken, daß Ereignisse zum Vorscheine kamen, die keines Menschen Einsicht zu erklären im Stande wäre (S. 181 fg.). In Betreffe der einzelnen, geistig und sittlich hochbegabten, Männern zugeschriebenen Wunderthaten wird (S. 182 fg.) bemerkt, daß, da das Wesen des Menschen, wie die gesammte Natur, eine organische Einheit bildet, die heterogene Kraft Wunder zu thun,

thun, diese Einheit seines geistigen Lebens verwirren und zerstören, daß der Mensch, so weise er auch immer seyn möge, doch nicht Weisheit genug besitzen würde, um diese Kraft nicht zu mißbrauchen. „Ou bien," fragt der Verf. (S. 183 fg.), „admettrons-nous que Dieu vienne par de nouveaux miracles au secours de la création, toutes les fois que l'ordre y aurait été troublé par l'emploi de la faculté miraculeuse conférée aux interprètes de la révélation? Il est évident," antwortet er, „que cette supposition nous conduirait à une succession infinie de miracles qui, finalement, ferait complétement disparaître le cours naturel et régulier des événements physiques."— In Uebereinstimmung mit der heil. Schrift versteht er unter Wundern Ereignisse, die für die Menschen eines gewissen Zeitalters unerklärlich sind, oder auch die natürliche Fassungskraft des menschlichen Geistes im Allgemeinen übersteigen. Wirkt nun Gott in außerordentlichem Maße auf die geistige Natur eines Menschen, um ihn zur Ausführung großer Dinge tüchtig und geschickt zu machen, so wird er auch auf ganz eigenthümliche Weise sein äußeres Leben durch ungewöhnliche Begebenheiten auszeichnen. „D'ailleurs," fährt Hr. B. (S. 185.) fort, „ne perdont pas de vue un point plus haut; c'est que tout homme se développe sous l'influence constante de deux agents, qui sont, d'un côté, sa vie intime, avec les facultés dont elle est douée et les lois qui lui sont inhérentes; de l'autre côté, les événements de sa vie. Il ne suffit pas, pour devenir un homme remarquable, de posséder de grands talents; il faut encore que la position dans laquelle on se trouve, les destinées par lesquelles on passe, soient de nature à provoquer la conscience de ces talents et à en faciliter l'heureux développement." Noch in einer anderen Hinsicht aber kann es im Leben eines Solchen Wunder

geben,

geben. Der Mensch, als ein geistiges Wesen, — setzt der Verf. aus einander — beherrscht die materiale Welt; je grössere Stärke aber das Geistige in ihm erlangt hat, um so grösser wird auch seine Macht über die physische Welt werden; den Punct aber anzugeben, welchen diese seine Macht nicht überschreiten könne, ist Niemand im Stande. „Supposons maintenant," folgert unser Verf. S. 188., „un homme qui, élu par Dieu pour être l'auteur d'une grande régénération religieuse et morale de l'humanité, jouisse de cette action de Dieu, puissante et mysterieuse, que nous avons désignée par les mots d'inspiration ou de révélation; qu'en vertu de ce concours divin sa vie intime s'épanouisse d'une manière extraordinaire, ne devons-nous pas penser, que cet homme exerce aussi sur la nature matérielle un empire qui puisse paraître surnaturel, miraculeux?" Zudem gibt er zu bedenken, daß wir wohl berechtigt sind, in dem Menschen Fähigkeiten und Kräfte anzunehmen, die erst in einem zukünftigen Leben zur Entwickelung gelangen, in dem gegenwärtigen aber gänzlich verborgen bleiben, oder wenigstens nur bei gewissen außerordentlichen Anlässen und Umständen hervorbrechen, wir folglich gar keinen Grund haben zu zweifeln, daß, bei der unermeßlichen, durch den göttlichen Offenbarungs-Act in dem Menschen hervorgebrachten, Regsamkeit des Seelenlebens, diese verborgenen Kräfte auch erwachen, thätig werden und Wirkungen erzeugen, welche das gewöhnliche Maß der menschlichen Fähigkeiten weit übersteigen.

Die Weissagungen anlangend, so gibt der Verf. zu, daß, wenn man den Offenbarungsbegriff in dem angedeuteten Sinne fasse, auch ein Vorherwissen der Zukunft, und zwar in der Beziehung möglich sei, als, da die Zukunft nur die Entfaltung der Gegenwart nach gewissen Gesetzen ist, Menschen, deren Geistesleben durch eine außerordentliche Einwirkung der Gott-

heit zu einer ungewöhnlichen Intensität gediehen, auch das Vermögen der Weissagung zugeschrieben werden könne. „Le don de prophétie" — so schließt der Verf. seine gehaltreiche Abhandlung — „qui distingue les organes de la révélation divine, n'est donc rien qui soit en dehors de la nature, ou contraire à ses lois: non, ce n'est que la faculté divinatoire inhérente à tous les hommes, et moyennant laquelle nous nous élançons par nos prévisions dans les espaces de l'avenir; mais c'est cette faculté, portée avec l'épanouissement de la vie spirituelle tout entière à un développement extraordinaire, et se manifestant par des prévisions qui confondent les intelligences ordinaires."

Dieß im Wesentlichen der Ideengang des wackern Hrn. Verfassers. Wir scheiden von ihm mit der Ueberzeugung, daß ein weiterer Verfolg der in seiner, der Sache der Religion und Wissenschaft gleich dankenswerthe Dienste leistenden, gesunden und lebenskräftigen Arbeit niedergelegten Ansichten, von Seiten der Theologie und Kirche ein höchst ersprießlicher werden könne, und schließen unsere Anzeige mit dem angelegentlichen Wunsche, daß es dem hochachtbaren Verf. gefallen möge, die Fortsetzung seines Werkes bald nachfolgen zu lassen.

Predigt-Skizzen über die alten und neu verordneten Episteln in Verbindung mit dreien andern Geistlichen herausgeg. von M. Ernst Stange, Pfarrern in Gahlenz bei Oederan. Erstes und zweites Heft. Vom 1sten Advente bis zum Sonntage Rogate. Grimma, Verlags-Comptoir. 1838.

Ueber den Werth, welchen Schriften, wie die vorliegende, bezüglich des Nutzens, den sie der Kanzelberedtsamkeit und den ern-

emsten Zwecken derselben nach unserem Dafürhalten brin können, haben wir uns bereits bei dem Erscheinen der demselben Vf. herausgegebenen Predigt-Skizzen über die ev gelischen Texte in diesen Blättern ausgesprochen; und da seitdem unsere Ansicht in dieser Beziehung nicht geändert so wird es auch, was die gegenwärtigen Entwürfe anlangt, dem nämlichen Urtheile, wie wir es damals gefällt haben, Bewenden haben müssen. Wir glauben nämlich, daß derg chen Hilfsmittel, denn etwas Anderes können sie hinsichtlich res Zweckes nicht seyn, eines Theils für ganz entbehrlich halten sind, indem der geübte, selbstständige und fleißige Ge liche, dem es nicht an Eifer und Geschicke mangelt, selbst denken und zu erfinden, ihrer nicht bedarf; andern Theils so nachtheilig werden können, da sie der Trägheit Vorschub sten, und der Nachlässigkeit die willkommene Hand bieten, o dem Mangel an der dem Prediger nöthigen Bildung und G schicklichkeit auf genügende Weise abzuhelfen; und selbst d noch Ungeübten und weniger Erfahrenen höchstens nur in fern einige Dienste leisten werden, als dieser aus ihnen ersel kann, auf wie mannigfache Art ein Text zu behandeln ist u wie vielseitige Veranlässungen zu erbaulichen Betrachtungen darbietet, obschon auch dadurch das Geschäfft des eignen M ditirens noch nicht besonders gefördert und erleichtert seyn kan Wer deßhalb als Kanzelredner sich überhaupt fortzubilden wünsc der wird immer besser thun, wirkliche Musterpredigten, a bloße Predigt-Skizzen zur Hand zu nehmen, indem es dal nicht sowohl auf eine materiale, sondern vielmehr auf eine fo male Unterstützung ankommt, welche die letztern nur in ga geringem Maße gewähren können; und wem es darum zu th ist, in dem sogenannten Erfinden oder in dem Aufsuchen d in einem Texte enthaltenen Predigtstoffes zu größerer Uebun und Gewandtheit zu gelangen, der nehme lieber zum eigen fortgesetzten und angestrengten Nachdenken seine Zuflucht, a

bi

daß er auf Hilfe von Außen her sich verläßt, und nach fremden Dispositionen arbeitet. Dem aber, der in träger Bequemlichkeit sich gehen läßt, oder dem Geistlosen, dem es von Hause aus an der nöthigen Befähigung mangelt, ist weder so, noch anders zu helfen, und sie werden auf keine Weise vorwärts zu bringen seyn, wenn auch die homiletische Literatur noch reicher an solchen Hilfsmitteln wäre, als es wirklich der Fall ist. Anders jedoch gestaltet sich das Urtheil über die fraglichen Predigt-Skizzen, wenn wir von dem Zwecke, den sie unstreitig verfolgen, absehen und nur ihren innern Werth und Gehalt in's Auge fassen. In dieser Hinsicht verdienen die meisten derselben alle Anerkennung, und gleich beifallswerth ist der auf sie verwendete Fleiß, wie der homiletische Tact, den ihre Verff. größten Theils zu Tage legen. Die Zahl der über die einzelnen Texte gegebenen Entwürfe steigt nicht selten bis an Zwanzig, und es finden sich unter denselben immer solche, die als Thema einen obersten Gedanken in der Art aufstellen, daß die ganze Bibelstelle in die Ausführung hereingezogen wird, und die einzelnen Verse entweder die Disposition bestimmen, oder als besondere Theile benutzt sind. Und dieß ist allerdings, wo es geschehen kann, und auf eine Weise geschieht, daß dem Texte keine Gewalt angethan werden muß, stets um so lobenswerther, je schwieriger es oft ist und je wohlthätiger es auf die praktische und erbauliche Tendenz der Predigt einzuwirken pflegt. Aber auch da, wo die Hauptsätze nur aus besonders hervortretenden Gedanken der zu Grunde liegenden Bibelstelle gezogen sind, schließen sie sich gewöhnlich genau an dieselbe an, und ihre Eintheilung erschöpft eben so den zu behandelnden Gegenstand, als sie den natürlichen Denkgesetzen angemessen ist. Eben so sind auch diese Skizzen mit wenigen Ausnahmen einer praktischen Durchführung fähig, eine Eigenschaft, die um so weniger übersehen werden darf, da ein Gedanke, so richtig, überraschend, oder geistreich aufgefaßt er auch immer seyn mag,

dennoch

dennoch als unbrauchbar erscheint, wenn er sich nicht in eine leicht faßliche und erbauliche Beziehung zu dem christlichen Glauben und Leben setzen läßt. Ferner verrathen die Verff. dieser Entwürfe, so weit sich dieß aus denselben beurtheilen läßt, diejenige Ansicht des Christenthums, welche zwischen dem steifen Buchstabenglauben und der rücksichtslosen Verwerfung alles Positiven die vernünftige Mitte hält, an das einfache, richtig verstandene Bibelwort sich hält, und weder einer bodenlosen Mystik, noch der in vielen Stücken rein antichristlichen Kirchenlehre huldigt. Daß endlich manchen Entwürfen auch die ein- und überleitenden Gedanken beigefügt sind, kann wenigstens für diejenigen ihrer Leser von Nutzen seyn, die einer solchen Leitung noch bedürfen; und daß bisweilen selbst auf die katechetische Behandlung mancher Hauptsätze Rücksicht genommen ist, beweist in jedem Falle die gute Absicht der Verff., die unstreitig ihren Mittheilungen eine möglichst umfassende Brauchbarkeit auf diese Weise zu geben wünschten. An sich selbst also betrachtet lassen wir diesen Predigt-Skizzen gern alle Gerechtigkeit widerfahren, und glauben, daß, wenn irgend die Veröffentlichung solcher Arbeiten nützlich und zweckdienlich seyn kann, was wir freilich nach dem oben Gesagten bezweifeln, die gegenwärtigen ihrer innern Beschaffenheit nach recht gut dazu sich eignen können. Wir heben aus der großen Menge derselben einige Beispiele aus, an denen unsere Leser sich selbst von der Richtigkeit dieses Urtheils überzeugen mögen. Am 1. Adventsonnt. über Röm. 13, 11—14. „Wie nöthig es sei, bei'm Anfange eines neuen kirchlichen Jahres sich zu fragen: ob wir unserer Bestimmung näher gekommen sind?" 1. Für unsern Geist, damit er an Lichte, 2. für unsern Willen, damit er an Kraft, 3. für unser Wirken, damit es an Reinheit und Ausdauer, und 4. für unser Herz, damit es an Troste und Hoffnung gewinne. Am Neujahrstage über Röm. 8, 24—28. „Wie gut, daß uns Gott die Zukunft verborgen hält." 1. Dieses Ver-

Unbegenhalten erhöht uns das Glück der Gegenwart (wir sind wohl selig u. s. w.); 2. es spannt vorzüglich unsere Thätigkeit (der Geist hilft u. s. w.); 3. es erzeugt in uns das selige Gefühl der Hoffnung (die Hoffnung, die man siehet u. s. w.); 4. es macht uns stark in der Geduld (wir warten seiner in Geduld); und 5. es zieht uns mächtig zu Gotte hin (wir wissen nicht, was u. s. w.). Am 1. S. n. Epiph. über Galat. 3, 23—29. „Eine innige Verbrüderung unter den Menschen zu bewirken, war des Christenthums herrliche Bestimmung." 1. Darum lehrt es nur Einen Vater für Alle, damit Alle als Brüder sich betrachten sollten (V. 26.); 2. darum stellt es nur Einen Erlöser für Alle auf, damit Alle als Gleichgesegnete sich die Hände bieten sollten (V. 28.); 3. darum setzt es nur Eine Bestimmung für Alle vest, damit Alle als Wanderer nach Einem großen Ziele sich begegnen sollten (V. 27.); 4. darum öffnet es nur Eine höhere Aussicht für Alle, damit sich Alle als für das Jenseits gleichgestellt achten sollten (V. 29.). Am Palmsonnt. über Phil. 2, 5—11. „Warum können wir Jesum darstellen als der Menschheit höchstes Vorbild?" 1. Weil er, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, Mensch ward, wie wir (V. 6. 7.); 2. weil er Gotte den vollkommensten Gehorsam geleistet hat (V. 8.); und 3. weil er zu Gotte erhöht und unser Herr geworden ist (V. 9—11.). Ueber denselben Text: „Christi Hingang zur tiefsten Erniedrigung war zugleich sein Vorschritt zur glänzendsten Erhöhung." 1. Mit dieser Erniedrigung endigte seine beschwerliche irdische Laufbahn, und er begann nun sein unsichtbares Freudenreich (V. 8. 9.); 2. durch diese Erniedrigung vollendete er sein ihm aufgetragenes Tagewerk, und erhob sich so zum bewährten Freunde, Lehrer und Wohlthäter der Menschheit (V. 9.); 3. in dieser Erniedrigung zeigte er seinen höchsten Gottesgehorsam, und das machte ihn zum hochgepriesenen Vorbilde der ganzen Welt (V. 5—7.); 4. in Folge dieser Erniedrigung öffnete er den Men-

schen die Pforten des Himmelreichs, und stand nun da als Spender des ewigen Friedens (V. 10.); 5. Mittels dieser Erniedrigung begründete er den höchsten Ruhm Gottes auf Erden, daher ihn Gott erhöhte (V. 11.). Am S. Quasimod. über 1 Kor. 15, 50—57. „Wir werden im Tode verwandelt." 1. Daß es geschehen wird, ist gewiß, denn Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben (V. 50.); 2. wenn und wie es geschehen wird, ist ein Geheimniß, denn es ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden (V. 51.); 3. daß aber mit dieser Verwandlung eine Verklärung unseres Wesens und unseres Zustandes eintreten werde, dürfen wir hoffen, denn Gott hat uns den Sieg gegeben durch unsern Herrn Jesum Christum (V. 52—57.) —. Freilich finden sich unter einer so großen Anzahl von Entwürfen auch nicht selten solche, die entweder mit dem Texte nur in entfernter Beziehung stehen, oder nur gezwungen aus demselben genommen und unrichtig disponirt sind. Auch in dieser Beziehung machen wir auf einige Beispiele aufmerksam, wenn auch nur, um den Verffn., und namentlich dem Herausgeber zu zeigen, daß sie bei der Fortsetzung ihrer Mittheilungen mit noch größerer Umsicht, Genauigkeit und Sonderung werden verfahren müssen. Am 1. Adventſ. über Röm. 13, 11—14. „Was soll uns erwecken, dem apostolischen Rufe zu folgen: aufzustehen vom Schlafe?" 1. Unsere Menschenwürde, 2. unser Christenberuf, 3. die geistige Regsamkeit unserer Zeit, und 4. der Segen, den wir dadurch stiften. Hier leuchtet von selbst ein, daß die Disposition das Thema bei Weitem nicht erschöpft und noch mancher Erweckungsgrund hinzugefügt werden konnte. Am 2. Advſ. über Röm. 15, 4—15. „Der Tag des Todes ist besser, als der Tag der Geburt." 1. Im Leben ist oft Ungerechtigkeit, im Tode aber erst Gerechtigkeit; 2. im Leben ist Gefahr, im Tode Gefahrlosigkeit; 3. im Leben Schmerz, im Tode Schmerzlosigkeit; 4. im Leben Saat, im Tode Aernte; 5. im Leben

Unruhe,

Unruhe, im Tode Ruhe; 6. im Leben Ungewißheit, im Tode Gewißheit; 7. im Leben Vergänglichkeit, im Tode Unvergänglichkeit. Schon der Gedanke des Thema ist eben kein wahrer und tröstlicher, da ja das Leben stets als ein dankenswerthes Geschenk Gottes betrachtet werden muß, und mit dem Todestage wohl auch für Manchen gerade keine erfreuliche Zukunft beginnen mag. Und auch die genannten Gegensätze konnten noch durch manche andere vermehrt werden, obschon deren für eine Predigt schon zu viele namhaft gemacht sind. Am 4. Adv. über Ephes. 1, 3—6. „Wodurch werden wir Gotte wohlgefällig?" 1. Durch Liebe zu seinem Sohne, 2. durch Sterben nach Aehnlichkeit mit ihm, 3. durch Anhänglichkeit an ihn unter den Versuchungen. Weßhalb die Liebe zu Jesu hier besonders genannt wird, ist entweder nicht abzusehen, oder als eine rechte und fruchtbare Liebe umfaßt sie auch schon die beiden folgenden Theile; in keinem Falle aber ist auf diese Weise die aufgestellte Frage genügend beantwortet. Am Neujahrstage über Röm. 8, 24—28. „Was wissen wir nicht, und was wissen wir an der dunkeln Pforte eines neuen Jahres?" 1. Wir wissen nicht, was wir erleben, was wir vollbringen werden, und was wir uns im Irdischen erbitten sollen. 2. Wir wissen, daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, daß der Geist Gottes unserer Schwachheit aufhilft, und daß Gott mehr an uns thun kann, als wir bitten und verstehen. Hier ist der 3. Untertheil des ersten Theils unrichtig, denn wir wissen recht wohl, was wir im Irdischen bitten sollen, z. B. Gesundheit, das tägliche Brod, Gottes Segen für unsere Arbeit u. s. w.; und im zweiten Theile ist lange nicht Alles genannt, was wir in Absicht auf die Zukunft mit Bestimmtheit wissen. Ueber denselben Text: „Die herrliche Kraft der Wahrheit bei dem Eintritte in das neue Jahr: daß Gott auch unser Innerstes durchschaue und kenne." 1. Sie erweckt a. zu treuer Berufsthätigkeit, b. zu unermüdlicher Veredlung

unseres Herzens, und c. zum uneigennützigen Wirken für Anderer Wohl. 2. Sie beruhigt a. bei'm Mißlingen unserer Bemühungen, b. bei offenbaren Leiden, und c. bei der Dunkelheit der Zukunft. Wie diese Disposition mit dem Thema zusammenhängen soll, können wir wenigstens nicht begreifen, da schon der rechte Glaube an Gott überhaupt alle die genannten Wirkungen hervorbringen kann. Am 1. S. n. Epiph. über Galat. 3, 23—29. „Der Glaube macht uns mündig." 1. Welches sind die Erfordernisse des Glaubens? 2. Von welchem Glauben nur kann dieß gelten? 3. Worin besteht diese Mündigkeit? 4. In wiefern verschafft uns der Glaube diese Mündigkeit? Diese Disposition ist mit allen ihren Untertheilen falsch, denn es war Nichts zu erweisen, als, daß und wie uns der Glaube mündig macht. Am S. Septuag. über 1 Kor. 9, 24—27. „Warum erreichen so Wenige das Kleinod?" 1. Weil sie zu sinnlich, 2. zu träge, 3. zu leichtsinnig, 4. zu muthlos sind. Diese Theile sollen dem Texte entnommen seyn; aber man sieht leicht, welche Gewalt demselben angethan ist. Am S. Invoc. über 2 Kor. 6, 1—10. „Worin sollen Christen Vorbilder seyn?" 1. Im reinen Glauben, 2. in echter Kirchlichkeit, 3. in gewissenhafter Benutzung der Zeit, 4. in lauterer Rechtschaffenheit, 5. im reinen Wohlwollen gegen Andere und daraus hervorgehender edler Wirksamkeit, 6. in der Geduld, 7. in der Hoffnung. Wir wollen zugeben, daß diese sieben Theile im Texte liegen; aber wie sie in einer Predigt erschöpft werden können, ist uns ganz unbegreiflich, da recht gut sieben besondere Predigten darüber zu halten sind; und wie das Thema gestellt ist, konnten füglich alle nur mögliche Tugenden genannt werden, so daß also aus dieser Predigt ein vollkommenes Buch über die christliche Moral werden müßte. Am S. Palmar. über Philipp. 2, 5—11. „Die Demuth verherrlicht alle übrige Vorzüge (Tugenden) des Christen." 1. Begriff. Die wahre Demuth zeigt sich in dem ungeheuchelten

Ge-

Gefühle a. unserer Abhängigkeit von Gotte, b. unserer Kraftunzulänglichkeit bei Allem, was uns von unseren Thaten zugeschrieben wird, c. unserer Unbedeutendheit in Absicht auf das Ganze, d. unserer Unwürdigkeit in Bezuge auf die Güter, die wir genießen. 2. Beweis. Die Demuth wirkt fördernd auf unsere Tugend, indem sie uns a. nachsichtig in der Beurtheilung unserer Nebenmenschen, b. eifrig in dem Streben nach Besserung, c. genügsam in den Ansprüchen an das Glück, d. zufrieden mit Gottes Schickung, e. großmüthig gegen unsere Feinde macht. 3. Anwendung. Die Demuth macht die andern Tugenden a. liebenswürdiger, b. sicherer, c. reizender, d. wohlthätiger, e. wirksamer. Hier gehört zunächst bloß der dritte Theil zum Thema, und dann fallen a. und b. des ersten, c. und d. des zweiten, und a. und c., sowie d. und e. des dritten Theiles offenbar zusammen. Am Charfreitage über 1 Petr. 1, 18—21. „Die Wichtigkeit des Todes Jesu und wozu er uns verpflichtet." Diese Wichtigkeit erhellet daraus, daß er 1. von Gotte schon lange vorher beschlossen war, und 2. aus der Größe der Liebe und des Gehorsams Jesu; 3. darum beuge dich ehrfurchtsvoll vor Jesu, und lasse dich 4. zu treuer Benutzung seines Todes und zu freudiger Hoffnung durch ihn erheben. Der 1. und 2. Theil gehören abermals nicht zum Thema, und da unstreitig Alles, was geschieht, von Gotte längst vorherbeschlossen oder vorhergesehen ist, so ergibt sich aus diesem Umstande Nichts für die besondere Wichtigkeit des Todes Jesu. Am S. Quasimodog. über 1 Kor. 15, 50—57. „Der Stachel des Todes ist die Sünde." 1. Bedeutung des Bildes: a. erst durch die Sünde ist der Tod ein Uebel geworden, b. die Sünde arbeitet dem Tode vor durch ihre Zerstörungen, c. die Furcht vor dem Tode und die Liebe zum Leben treibt die Menschen an, zu sündigen, d. die Sündhaftigkeit selbst ist ein Zustand, da der Mensch geistlich und sittlich abgestorben ist. 2. Anwendung. Darum lasset uns a. die Sünde

fliehen,

fliehen, b. die Tugend bewahren, c. an das Gericht und die Ewigkeit denken, und d. unsern Geist bilden und unser Herz veredeln. Der erste Theil trägt in das Thema hinein, was nicht in ihm liegt, denn dieses sagt nur, daß die Sünde den Tod schrecklich macht, sonst Nichts; und im zweiten Theile fallen a. b. und d. zusammen. Ueber denselben Text: „Die Ungewißheit der Zeit des einstigen Weltgerichts, eine Wohlthat für uns." Denn sie befördert 1. den ungetrübten Genuß unserer Lebensfreuden, 2. unser sittliches Streben, 3. unsere gemeinnützige Thätigkeit, 4. unser Vertrauen auf Gott. Wir möchten wohl wissen, wie die Ausführung diese vier Theile mit dem Thema in eine natürliche und folgerechte Verbindung bringen soll. —. Also, das glauben wir durch diese Beispiele, denen wir noch manche andere hätten hinzufügen können, bewiesen zu haben, auch manches Unrichtige und Tadelnswerthe findet sich in den Entwürfen dieser beiden Hefte, und wir haben, wie gesagt, deßhalb darauf aufmerksam gemacht, damit der Herausgeber sich bewogen finden möge, im Falle ihm unsere Bemerkungen zeitig genug in die Hände kommen sollten, in die folgenden durchaus nur Musterhaftes aufzunehmen, da, erwartet er von seinen Predigt-Skizzen irgend einen Nutzen, nur auf diese Weise seine wohlgemeinte Absicht erreicht werden kann.

Predigt-Entwürfe über wichtige, den jetzigen Standpunct der Religionswissenschaft und den Geist der Zeit berührende Gegenstände. Von Friedrich Josias Geiße, Doctor der Theologie und der Philosophie, Metropolitan und Pfarrern zu Felsberg in Kurhessen. Cassel. Im Verlage der Luckhardt'schen Hofbuchhandlung. 1839.

Der den Lesern dieser Blätter durch seine Schrift „Friede sei mit euch! oder: über Vernunft und Christenthum" bereits be-

Verf. dieser Entwürfe sagt in der Vorrede zu denselben, daß sie zwar auf homiletischen Werth keinen Anspruch machen, wohl aber als Beiträge für die Sache der Wahrheit und des reinen, geistigen Christenthums betrachtet werden könnten. Er meint nämlich, wenn aus den Kämpfen, welche jetzt mehr als je auf dem Gebiete der Religion und Theologie gekämpft werden, diese Wahrheit endlich hervorgehen solle, so dürfe Keiner schüchtern zurücktreten, der zu ihrer Vertheidigung sich befähigt fühlt; und weil sogar das Volk zur Kenntniß der Fragen, um die es sich dabei handelt, gekommen sei und mehr oder weniger Partei nehme, so könne eben deßhalb auch von der Kanzel nicht alle Polemik ausgeschlossen bleiben. Und gewiß mit vollem Rechte. Denn wie unstreitig kein Freund des lautern Evangeliums und der hohen Interessen desselben der Opposition gleichgiltig zusehen kann, in welche namentlich wieder zu unserer Zeit das Licht zu der Finsterniß in mehrfacher Beziehung getreten ist, so ist es auch Pflicht eines Jeden, welcher Kraft und Beruf in sich trägt, den Bestrebungen des Wahnes und Vorurtheils überall, wo sie sich zeigen, mit Ernst und Eifer entgegenzutreten; und daß vorzüglich auch der Geistliche als solcher diese Verbindlichkeit hat, ist um so weniger in Abrede zu stellen, da ja namentlich er die Sache des Christenthums zu führen und Licht und Wahrheit zu fördern und zu verbreiten berufen ist. Darum gehört auch die sogenannte Polemik in sofern gewiß auf den heiligen Lehrstuhl, in wiefern sie gegen sittliche und religiöse Verirrungen, gegen Aberglauben und Sünde gerichtet ist; und sie ist nicht allein nicht tadelnswerth, sondern selbst pflichtmäßig und heilsam, vorausgesetzt, daß sie mit Vermeidung aller Persönlichkeiten nur die Sache im Auge hat, von wissenschaftlichen Bestimmungen oder bloßen Schulstreitigkeiten sich fern hält, und überhaupt im christlichen Sinne und mit verständiger Umsicht und steter Berücksichtigung der vorliegenden Bedürfnisse verfährt. In dieser, wie uns dünkt, wohl-

wohlbegründeten Ueberzeugung also schrieb der Verf. die gegenwärtigen Predigt-Entwürfe nieder; und wenn er durch ihre Veröffentlichung Etwas zur glücklichen Entscheidung der obschwebenden Kämpfe beizutragen wünscht, so ist dieser Wunsch wenigstens in sofern billig und gerecht, als dieselben größten Theils Fragen berühren und Gegenstände betreffen, in denen die Differenzen der sich befehdenden Parteien am Meisten zu Tage liegen. Dahin gehören z. B. folgende: Wer ist Christus? — Was ist Religion und wer hat sie? — Das Verhältniß der Vernunft und der äußern Offenbarung zu einander — Aus welchem Gesichtspuncte wir das Wunderbare und Unbegreifliche in der Geschichte Jesu betrachten sollen — Das jüngste Gericht, ein Gleichniß — Was unter dem Glauben an Christum verstanden werde — Christliche Gesinnung gegen Die, welche in ihren Religionsmeinungen von uns abweichen — Welchen Eindruck die Wahrnehmung auf uns macht, daß von Jeher Streitigkeiten über einzelne Lehren unter den Christen waren — Bedeutung und Anwendung der Lehre von der Erbsünde — Der Glaube Christi an die ursprüngliche Güte des menschlichen Herzens — Gottes Geist wohnt in jedem Herzen — Wie sehr wir in unsern Tagen Ursache haben, die verschiedenartige Darstellung des wahren Religionsglaubens zu betrachten — Unsere Gedanken bei'm Kampfe unserer Zeit über die Frage: was ist Wahrheit! — Daß die Menschen nicht eben so, wie früher, sondern wirklich besser sind — Wichtigkeit der Lehre, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke durch den Glauben allein — Der Christ soll das Verdienst Christi sich zueignen — Christus, der ewige Hohepriester der Menschen, hat Gotte das ewig giltige und einzig wohlgefällige Opfer gebracht — Sind die Werke des Teufels zerstört durch Christum? — Auflösung der wichtigsten Fragen über Gott und — über den Teufel — Ist das Christenthum einer Vervollkommnung fähig? — Die Dreieinigkeit, oder des Menschen Kindschaft

schaft mit Gotte —. Der Sachverständige sieht, wie gesagt, leicht von selbst, daß in diesen Propositionen (manche andere, welche der Verf. außerdem noch aufgestellt hat, gehören weniger hieher) die meisten und hauptsächlichsten von den Gegenständen in Anregung gebracht werden, um welche die beklagenswerthen Streitigkeiten unserer Zeit in religiöser und kirchlicher Beziehung sich drehen; und die beigefügten Dispositionen verrathen wenigstens zum Theil' einen Mann, welcher der christlichen Milde und Duldung das Wort redet, ohne deßhalb der Sache des Lichtes und Rechtes Etwas zu vergeben. So spricht er sich, um nur Einiges namhaft zu machen, über die Lehre von der Erbsünde dahin aus: 1. nach Vernunft und Schrift besteht die Erbsünde darin, daß in dem Menschen das Geistige und Sinnliche, das Gute mit dem Bösen in stetem Kampfe begriffen ist; und nur die kirchliche Lehre nimmt eine durch Adams Fall herbeigeführte gänzliche Verdorbenheit der menschlichen Natur an. Die Anwendung ergibt sich leicht von selbst. Die „christliche Gesinnung gegen Die, welche in ihren Religionsmeinungen von uns abweichen," wird so bestimmt: 1. wir sollen Frieden mit ihnen halten (so Viel an uns ist, muß freilich hinzugefügt werden); denn a. das Gegentheil würde von unserer Religionsmeinung schlechtes Zeugniß geben; b. wir sind nicht Richter über den Glauben Anderer; c. wir wissen nicht, was ihr inneres Christenthum nach ihrer besondern Gemüthsstimmung fordert; d. Jeder soll nach seiner Ueberzeugung gesinnet seyn und handeln. (Doch Etwas zweideutig.) 2. Wir sollen nach Dem streben, was uns unter einander zur Besserung dient; denn a. fortschreitende Besserung bleibt immer die Hauptsache; b. so lange unsere Brüder ihr Christenthum durch die That beweisen, sollen wir sie nicht stören; c. sehen wir das Gegentheil, so sollen wir bessere Erkenntniß zu verbreiten suchen; d. vor allen Dingen durch unser thätiges Christenthum zeigen, daß wir den wahren Glauben haben. (Erschöpft ist

indeß

indeß damit der Gegenstand nicht ganz; denn es kann auch geschehen, daß wir von Andersdenkenden heimlich oder öffentlich angefeindet und verketzert werden.) Ueber die Wichtigkeit der Lehre, daß der Mensch gerecht werde nicht durch des Gesetzes Werke u. s. w., sagt der Verf.: 1. sie ist schwer zu verstehen, und ihr Mißverständniß hat manche üble Folge gehabt; denn a. wenn auch Paulus zunächst das mosaische Gesetz gemeint hat, so konnte doch der Israelit, bis Christus kam, nicht davon entbunden werden; Christus ist aber auch zu vielen Christen noch nicht gekommen. b. Paulus verstand offenbar Mose's allgemeines Sittengesetz; Gesetzmäßigkeit des Handelns aber gehört nothwendig zur Tugend. c. Es läßt sich keine Religion denken, nach welcher Beobachtung des göttlichen Gesetzes nicht nöthig wäre. d. Paulus selbst fordert Tugend. 2. Richtig verstanden wird diese Lehre so: a. an Christum glauben heißt: sich ihm als Vorbild und Führer zu Gotte gänzlich hingeben. b. Befolgung des Gesetzes ist bloß die äußere Form unseres religiösen Strebens, werthlos, wenn sie nicht aus dem rechten Grunde hervorgeht. c. Die Tugend des Menschen ist noch sehr unvollkommen, so lange er sich im Kampfe noch immer zu seiner Aufrechthaltung das Gesetz vorhalten muß. d. Daher ist nur die Liebe des Gesetzes Erfüllung. Einfluß dieser Lehre auf unser Christenthum: a. Die wahrhaft guten Werke folgen erst aus ihr. b. Sie gibt uns Veranlassung, den Grund zu erforschen, den wir im Christenthume erreicht haben, und wird so in uns die nöthige Demuth erwecken. c. Sie flößt uns Hochachtung und Bewunderung gegen eine Religion ein, die den Menschen zu dieser Erhabenheit führen will. (Das ist unstreitig Alles recht gut; aber ob sich Paulus die Sache so gedacht habe, bleibt immer die Frage.) Der Glaube Christi an die ursprüngliche Güte des menschlichen Herzens. 1. Er steht den übertriebenen Klagen über die Verdorbenheit des Menschen entgegen. 2. Er wird durch die unleugbarsten Thatsachen

der

der Geschichte und Erfahrung bestätigt. 3. Er entzieht uns alle Entschuldigung, wenn wir diese ursprüngliche Güte in uns selbst zu Grunde gehen lassen. 4. Er tröstet uns bei den häufigen Wahrnehmungen von sittlicher Verdorbenheit. 5. Er ermuthigt uns zu eifrigem Wirken für die Veredelung Anderer. Es gehört also der Verf., wie sich aus diesen und noch manchem andern Beispiele ergibt, keineswegs den stabilen und stumpfsinnigen Symbolen- und Buchstabengläubigen an, die das Christenthum und das Heil der Kirche überall gefährdet wähnen, wo sie etliches Licht und einige Vernunft wittern; und wenn er auch hin und wieder eine Schonung gegen Andersdenkende empfiehlt, die zwar nicht Indifferentismus ist, aber gewiß nicht immer geübt werden kann und darf, so ist doch unverkennbar, daß er größten Theils einer geläuterten und vernunftgemäßen Auffassung des Christenthums das Wort redet. Nicht ohne Grund aber sagen wir: größten Theils —; denn mitunter äußert er allerdings auch Ansichten und Meinungen, die Nichts weniger, als schriftgemäß sind, vielmehr das Gepräge einer gewissen Zeitphilosophie unverkennbar an sich tragen, und deßhalb sicher nicht auf die Kanzel gehören, sollten sie auch sonst nicht weiter schädlich seyn. Wenn er z. B. den Glauben an Christum als gleichbedeutend mit dem Glauben an die ursprüngliche Gottähnlichkeit des Menschen bezeichnet, deren Muster und Vorbild uns Christus, der Eingeborene, der Gottmensch geworden sei, so mag dieß immerhin seine individuale Ueberzeugung seyn, über die wir nicht weiter mit ihm rechten wollen. Biblisch aber ist sie gewiß nicht, und weder Jesus selbst, noch einer seiner Apostel haben jenen Glauben so verstanden. Wenn er ferner behauptet, es dürfe in einer Offenbarung Gottes, wie sie das Christenthum für sich und in der Erscheinung seines Stifters in Anspruch nimmt, das Wunderbare und Unbegreifliche nicht fehlen; nur dürfe es mit dem Verstande nicht aufgefaßt, sondern es müsse mit dem Gefühle ergriffen werden, alsdann

sei

fel es ganz in der Ordnung und höre auf, wunderbar und unbegreiflich zu seyn; so ist dieß entweder für uns zu hoch gegeben, als daß wir es verstehen könnten, oder es erscheint als eine in sich selbst völlig leere und grundlose Behauptung, die, wenn sie auch dem eiteln Spiele mit Phantasie und Gefühle nicht Vorschub leisten sollte, doch gewiß für wahrhaft christliches Glauben und Leben ohne alle Bedeutung ist. (Man sehe den 7. u. 8. Entw.) Oder wenn er in dem 32. Entw. „der Christ soll sich das Verdienst Christi zueignen“ sagt: diese Lehre ist vest begründet und über allen Zweifel erhaben und, um dieß zu beweisen, im 2. Theile sich also äußert: durch eignes Verdienst kann der Mensch nicht gerecht und selig werden, sondern nur, wenn er an Christum glaubt, d. h. diesen als das Muster des vor Gotte gerechten und seligen Menschen beständig vor seinem Bewußtseyn hat, der, als der vollkommene Mensch zur Rechten Gottes sitzt, unser Fürbitter, unser Mittler, unser Vertreter bei Gotte ist, und durch sein Verdienst unsere vorher geschehene Sünden zudeckt, so daß wir also das Verdienst Christi uns zueignen, wenn wir zu werden streben, wie sein Vorbild ist; so liegt in dieser Erklärung eine Anbequemung an die Kirchenlehre, die jeden Falls Nichts taugt, und die ganze Sache ist so wenig klar und folgerichtig, daß man nicht wohl begreift, wie der Verf. die verlorene Mühe auf sich nehmen konnte, eine Meinung zu retten, deren Vernunftwidrigkeit jedem Unbefangenen auf den ersten Blick sich darstellt. Dasselbe gilt von dem folgenden Entwurfe „Christus, der ewige Hohepriester der Menschen u. s. w.“ Hier heißt es unter Anderem: der Mensch kann eben so wenig für die Schuld eines Andern büßen, als des Andern Verdienst sich aneignen; aber der Gottmensch, der Stellvertreter des menschlichen Geschlechts, hat die Schuld Aller getragen und Aller Sünden gebüßt, und er ist so als ewiger Hohepriester mit dem von Sünden gereinigten Geschlechte der Menschen in das Allerheiligste vor den Gnadenthron Gottes

getre-

gänzten; das zur Versöhnung vor Gott gebrachte Opfer war nun, nachdem er den Vorhang geöffnet hatte, nicht mehr er selbst in seinem blutigen Tode — wie konnte er der darbringende Hohepriester und das Opfer zugleich seyn? — sondern die von Sünden gereinigte Menschheit; und dieß Opfer wird Hebr. 10, 10—14. der Leib Christi genannt. Was soll man zu dieser Erklärung einer Ansicht sagen, welche, aus jüdischen Opferideeen unbezweifelt hervorgegangen, alles vernünftigen Grundes entbehrt, in dem Munde des Apostels nur eine nach den Vorstellungen der damaligen Zeit eingerichtete Darlegung des Erlösungswerkes war, und auch nicht ein Wort aus Jesu eignem Munde zu ihrer Bestätigung hat? Oder wie mag der Vf. glauben können, nun sei die Sache klar und deutlich, da sie vielmehr durch Das, was er darüber sagt, erst recht verworren und unverständlich wird? Oder womit will er seine Meinung rechtfertigen, daß in der genannten Stelle der Leib Christi das durch ihn von Sünden gereinigte Menschengeschlecht sei? Widerspricht er nicht sich selbst, wenn er anderwärts von einer noch immer fortdauernden Herrschaft der Sünde redet, und gleich im nächsten Entwurfe mit Recht behauptet, daß die Werke des Teufels leider noch immer nicht zerstört sind? Wir können uns diese — Verkehrtheiten — (noch ein merkwürdiges Beispiel davon ist der Entwurf „die Dreieinigkeit, oder des Menschen Kindschaft mit Gotte;" eine Erklärung dieses Dogma, auf die noch Niemand außer ihm verfallen ist) mit seinen sonstigen so vernünftigen Ansichten nicht zusammenreimen, wenn wir nicht annehmen wollen, daß eine gewisse philosophische Schule auch auf ihn bezüglich seiner Auffassung des Positiven im Christenthume insinuirt habe; zweifeln aber, ob durch dieses theilweise, wie uns dünkt, ganz mißlungene Anbequemen an kirchliche Bestimmungen und durch eine derartige, willkürliche und aller wahrhaft biblischen Begründung ermangelnde Darstellung der streitigen Puncte die glückliche Entscheidung des obwaltenden

Kam-

Kampfes herbeigeführt und die Sache des Lichts und der Wahrheit gefördert werden könne. Außer den Entwürfen jedoch, welche die Verschiedenheit der religiösen Richtungen unserer Tage betreffen, sind in dem vorliegenden Hefte auch noch solche aufgestellt, welche auf die eigenthümlichen Bedürfnisse der jetzigen Zeit in moralischer Hinsicht sich beziehen; und auch diese erscheinen darum als zeitgemäß, und sind um so mehr zu billigen, je mehr es unstreitig die amtliche Stellung des Geistlichen mit sich bringt, daß er, wie die religiösen, so auch namentlich die moralischen Angelegenheiten seiner Zeit stets im Auge behalte. Als solche Entwürfe bezeichnen wir — Die drei Stufen der Vollkommenheit, welche der Christ ersteigen soll — Die Vernachlässigung des Sonntags bringt keinen Segen — Verfall der Religion ist Verfall der Staaten — Die Vergnügungssucht unseres Zeitalters, ein für den Menschenfreund sehr betrübender Gegenstand — Verabscheuungswürdigkeit der Trunksucht — Von welcher Seite sich die in unserer Zeit herrschende Unkeuschheit unserem Gefühle und Nachdenken darstelle. Hier ist der Verfasser durchaus praktisch, und die weitere Ausführung der genannten Sätze und Gedanken beweist, wie genau er die sittlichen Gebrechen der Zeit erkannt und wie sorgfältig er zugleich die Tiefen und Falten des menschlichen Herzens erforscht hat. Fragen wir endlich nach dem homiletischen Werthe seiner Entwürfe, so legt er selbst, wie wir oben bereits erwähnten, ihnen keinen solchen bei; und bezüglich dessen, ob und in wiefern sie, wie sie eben sind, für die Kanzel sich eignen, sagt er gleichfalls, daß Entwürfe nur Gedanken geben, und sich um der Kürze willen auch solcher Ausdrücke und Darstellungen bedienen dürften, die in der wirklichen Ausführung eine andere faßlichere Form erheischen möchten. So leicht wir daher auch nachweisen könnten, daß in sehr vielen derselben die natürlichen Denkgesetze vernachlässigt sind, in ihren Propositionen nicht selten als nicht textgemäß erscheinen, und eben so oft

im

in ihrer Fassung und Zergliederung für die ...
passend sind; so wollen wir dieß doch nicht we...
wie gesagt, der Verf. sich selbst darüber erklä...
wir nicht begreifen, weßhalb dabei nicht auch di...
der Homiletik in einer Weise berücksichtigt word...
seine Arbeiten auch in dieser Beziehung die Streng... Kritik
nicht scheuen durften.

Ueber die Ironieen in den Reden Jesu(;) noch ein Beitrag zu seiner Charakteristik von Friedr. Joseph Grulich, Archidiakonus in Torgau. Leipzig, bei Wienbrack. 1838. 127 SS. 8. 18 Gr.

Diese Schrift ist den HH. DD. Winer und Tholuck gewidmet. Den Erstern nennt der Verf. den sichern Führer zur einzig richtigen Erklärung des N. Ts.; und den Andern — den segensreichen Verkündiger des Evangeliums von Jesu Christo; wobei dem Recn. das Bedenken aufgestoßen ist, ob man wohl auch ohne richtige Erklärung des N. Ts. ein segensreicher Verkündiger des Evangeliums seyn könne. — Noch ein Beitrag zur Charakteristik Jesu heißt die Schrift in Beziehung auf eine frühere Schrift des Verfs. über die körperliche Beredtsamkeit Jesu.

Der Zweck der vorliegenden Schrift ist, darzuthun, daß Jesus niemals ironisch gesprochen habe, was von einigen Auslegern der Evangelien behauptet worden ist. Den Begriff der Ironie bestimmt der Verf. so: „Sie geht hervor aus einer vorübergehenden oder bleibenden Gemüthsstimmung, von gutmüthiger oder bösartiger Laune, Humor, oder aus einer natürlichen Anlage und einem vorherrschenden Triebe zu Witz' und Sa-

Satyre. Ihre Form besteht darin, daß der Iron Perso
oder Sachen mit lobenden Worten tadelt, mit tadelnden le
doch so, daß der Andere wissen soll und verstehen kann,
meine es nicht so, wie die Worte lauten, sondern sein Ta
sei in Wahrheit Lob, und sein Lob sei Tadel.“ Wenn
mit Winer hinzusetzt, Spott oder Verspottung sei das all
meine Merkmal, die letzte Absicht einer jeden Ironie, so sche
dadurch wieder aufgehoben zu werden, was vorher gesagt w
daß der Iron auch mit tadelnden Worten lobe; denn Lob
doch keine Verspottung. Es ist auch nicht gewöhnlich, das L
durch tadelnde Worte zur Ironie zu rechnen. Wer würde
z. B. Ironie nennen, wenn ich zu einem immer thätigen Me
schen sagte: Wir wissen schon, daß du ein Müßiggänger bis
oder zu einem gutherzigen und freigebigen: Dir ist freilich d
Geld an die Seele gewachsen? Es hätte also das Lob dur
tadelnde Worte nicht zur Ironie gerechnet werden sollen, u
so weniger, da in den Stellen des N. Ts., welche für ironis
gehalten worden sind, und welche der Verf. weiterhin erläute
von einer solchen Gattung der Ironie nicht die Rede ist.

Vorerst sucht der Verf. im Allgemeinen aus dogmat
schen, historischen und psychologischen Gründen da
zuthun, daß ironische Reden sich nicht von Jesu erwarten la
sen, indem die Ironie mit der Würde seiner Person, mit d
Größe seines Werkes und mit seinem tiefen, ernsten Gemütl
nicht vereinbar sei. Rec. gibt das zu, daß zu der Stellun
welche Jesus angenommen hatte, die Ironie nicht paßte, un
billigt es eben so wenig, als der Verf., wenn D. Paulu
Manches in den Reden und Handlungen Jesu spaßhaft finde
will. Es ist also gar Nichts dagegen zu sagen, daß der Ver
sich bemüht hat, den Stellen, in welchen man Ironie gesuc
hat, eine andere Deutung zu geben, nur hätte er die Stelle
übergehen sollen, in welchen keine Spur von Ironie liegt, wen
es auch vielleicht irgend einem Schwachen oder Befangenen be
lieb

liebt hat, in denselben dergleichen zu suchen; hätte ferner exegetische Untersuchungen, die nicht zur Sache gehören, wie z. B. über das Ergrimmen Jesu bei dem Grabe des Lazarus, auf eine andere Gelegenheit versparen, und überhaupt sich Etwas kürzer fassen sollen. Wenn es ihm auch am Herzen lag, sich über manche Dinge, welche mit seiner Aufgabe nicht im Zusammenhange standen, zu äußern, so liegt doch dem Leser bloß daran, ohne Aufenthalt über den Gegenstand unterrichtet zu werden, welchen die vorliegende Schrift ankündigt.

Wir wenden uns nun zu den Stellen, welche der Verf. erläutert hat. Doch kann es unsere Absicht nicht seyn, über alle zu sprechen, welche er berührt, weil sonst die Anzeige seiner Schrift eben so weitläufig werden würde, als die Schrift selbst, und weil, wie schon oben bemerkt worden, bei manchen Stellen es nicht der Mühe lohnen würde, ein Wort über dieselben verloren zu haben. — Die Worte Matth. 8, 12. οἱ δὲ υἱοὶ τῆς βασιλείας hat Dräseke in seinen Predigten über das Reich Gottes eine beißende Ironie genannt. Der Vf. entgegnet mit Recht, daß Jesus im ganzen Ernste die Juden also genannt habe, weil das Reich diesen von Gotte bestimmt gewesen sei. — Δίκαιοι, Matth. 9, 13. hat Eichhorn für ironisch genommen. Der Verf. übersetzt: die sich für Gerechte halten, wie ihr. Aber so geben die Worte Jesu keinen Sinn; denn Diejenigen, welche sich für gerecht hielten, ohne es zu seyn, bedurften am Meisten eines Arztes, der sie von ihrer Verblendung heilte. Nein, Jesus meint die Bessern, denen die Hilfe nicht so Noth thut, als den tief Gesunkenen. — Was über Matth. 11, 11. gesagt wird, gehörte gar nicht hierher; denn Fritzsche hat bloß durch eine willkürliche Erklärung eine Ironie hineingetragen, indem er ὁ μικρότερος auf Jesum bezieht. Natürlich ist doch diese Erklärung: Johannes steht als Herold des Messiasreiches über den Propheten; ein Geringer aber, welcher Mitglied des Messiasreiches, folglich

zu Dem gelangt ist, was Johannes erst von der Zukunft erwartet, steht über diesem. — Die Worte Matth. 14, 16. Δότε αὐτοῖς ὑμεῖς φαγεῖν, haben schon ältere Ausleger für Ironie gehalten. Wenn der Verf. sagt: „Nein, nicht spottend, als wollte er sich an der Rathlosigkeit der Jünger erlustigen, sprach er jene Worte. Sondern er zog sie bei dieser Angelegenheit zu Rathe, er hörte ihre Vorschläge an, um ihnen recht bemerklich zu machen, wie unnöthig ihre Fürsorge, wie unzeitig ihre Einmischung sei in einer Sache, die er längst bedacht habe, und wie wenig ihre Klugheit ausreiche, der dringenden Noth abzuhelfen;" so macht der Verf. wider Willen die Rede Jesu zur Ironie. Denn wenn Jesus wußte, die Jünger könnten nicht helfen, und ihnen doch sagte: Helfet ihr selbst, was war das sonst als Spott? Die Sache ist ja viel einfacher. Jesus verlangte: Gebet ihr her, was ihr habet, wenn es auch Wenig ist. Darin ist kein Spott, sondern eine Aufforderung zu thätiger Theilnahme. — Wenn Heinrichs die Antwort Jesu, welche er Matth. 15, 24. 26. der Kananiterin gab, für Ironie hält, wodurch Jesus seine Jünger wegen ihrer Verachtung der Heiden verspotten wollte, so hätte dieß unerwähnt bleiben können. Sollte aber diese Stelle erklärt werden, so war es nicht mit Beziehung auf die Deutelei Olshausen's abgethan. Jesus wollte wirklich sich nicht mit der Kananiterin befassen, weil sein Beruf ihn bloß zu den Juden führte; doch das nicht zu ermüdende Vertrauen dieses Weibes bewog ihn, hier eine Ausnahme zu machen. — S. 57. tritt der Verf. mit Olshausen und Tholuck als Vertheidiger des Chiliasmus auf, indem er sagt, diese Idee werde von Jesu und den Aposteln so oft wiederholt und so bestimmt als christliche Lehre ausgesprochen, daß man, ohne den Worten die größte Gewalt anzuthun, ihr nicht ausweichen könne. Da er aber nicht nachgewiesen hat, in welchen Worten er diese Idee gefunden habe, so läßt sich mit ihm nicht streiten. — Die

Worte

Worte Matth. 26, 45. καθεύδετε τὸ λοιπόν, welche noch neulich von Fritzsche ironisch genommen worden, und welche der Verf. nicht als Frage nehmen will, übersetzt er so: schlafet nun und ruhet für die künftige Zeit, künftighin — wenn ihr [illegible], übereinstimmend mit Schott, welcher τὸ λοιπόν durch alio tempore übersetzt. Rec., welcher in diesen Worten keine Ironie, sondern einen wiederholten Vorwurf findet, schlägt die Frage vor: Schlafet ihr in der noch übrigen Zeit? Siehe, die Stunde hat genahet ꝛc.

Aus dem Evang. Marci hebt der Verf. die Stelle 7, 9. aus, und da das Wort καλῶς eine Ironie zu seyn scheint, so sucht er diese dadurch zu entfernen, daß er diese Stelle mit der Parallelstelle Matth. 15, 3. vergleicht, und vermuthet, Marcus habe die Worte Jesu nicht so richtig wiedergegeben, als Matthäus. Das könnte freilich wohl seyn, bleibt aber immer nur Vermuthung. Soll aber Marcus ohne Rücksicht auf Matthäus erklärt werden, so ist Winer's Interpretation vorzuziehen: Magna et plane singularis est vestra in tollendis legibus divinis sollertia et calliditas. — In Luc. 13, 33. hat Rec. niemals etwas Ironisches finden können. Der Verf. eifert gegen de Wette, welcher allerdings dieser Stelle Unrecht thut. — Nach einigen Stellen aus Joh., welche hier hätten übergangen werden können, kommt der Vf. auf 7, 28., worin auch Lücke eine feine Ironie gefunden hat. Rec. gibt dem Verf. zu, daß Jesus auch im Ernste gesagt haben kann: Wohl wisset ihr meine irdische Herkunft. — Die Frage Jesu Joh. 10, 32.: Um welcher meiner Wohlthaten willen steiniget ihr mich? hält Meyer für eine edle Ironie, und sie scheint auch Tholuck eine solche zu seyn. Diese möchten sich durch Das, was der Verf. beibringt, nicht für widerlegt halten; denn seine erläuternde Umschreibung: „Nennet mir doch von den vielen Wunderthaten, die ich verrichtet habe, nur eine, die nicht zugleich eine Wohlthat gewesen wäre, und um

welcher willen ich verdient hätte, gesteinigt zu werden;" ist nicht ganz dem Texte gemäß, und wenn sie das wäre, würde sie immer nicht allen Anstrich von Ironie beseitigen; obgleich der Verf. ausruft: Wo ist hier eine Spur von Ironie? — Nicht glücklicher streitet er gegen Lücke's Behauptung, daß in Joh. 8, 38. eine Ironie enthalten sei. Es ist nicht zu verkennen, daß Jesus sich bei der von Joh. beschriebenen Disputation mit den Juden in einem Etwas gereizten Gemüthszustande befand, und daß die Schärfe, womit er seine Gegner zu züchtigen und zu beschämen suchte, leicht zur Ironie führen konnte. Es möchte uns auch schwer werden, eine heilsame Wirkung jener Disputation nachzuweisen, da nach Joh. sie bloß eine größere Erbitterung gegen Jesum erzeugte, welcher er sich endlich durch die Flucht entziehen mußte. — Das aber geben wir dem Verf. zu, daß in dem letzten Satze von Joh. 15, 20. keine Ironie enthalten sei, ob wir gleich der Erklärung, welche der Verf. von demselben gibt, nicht beistimmen können, indem er τηρεῖν für auflauern nimmt. Wenn Jesus sagt: Es wird euch gehen, wie mir; haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen, warum sollte er nicht haben hinzusetzen können: Haben sie meine Lehre beobachtet, so werden sie auch die eurige beobachten! Das heißt doch nichts Anderes, als: Wer mein Feind war, wird auch euer Feind seyn; wer mein Freund war, ist auch der eurige. Wenn nun auch Jesus Cap. 15. seine Jünger besonders auf ihre bevorstehenden Leiden aufmerksam machen wollte, so wollte er doch nicht sagen, daß er gar keine Anhänger gefunden habe, und sie auch keine Anhänger finden würden. Sprach er nun auch von ihren künftigen Widersachern, so konnte doch nebenbei ihrer künftigen Anhänger gedacht werden, auf welche Jesus eben so zuversichtlich rechnete, als auf die Feinde des Evangeliums. Jesus zeigt V. 20. die Aehnlichkeit zwischen seinem und seiner Jünger Schicksale in doppelter Rücksicht an, hebt aber die eine

Rück-

Rücksicht besonders heraus, weil es ihm jetzt darauf ankam, die Jünger auf bevorstehende Verfolgungen vorzubereiten: was ist denn darin Unnatürliches? — Daß ἄρτι πιστεύετε, Joh. 16, 31., nicht als Frage und als eine spöttische, sondern als Anerkennung des Glaubens der Jünger zu nehmen sei, ist auch des Recn. Meinung.

Am Schlusse seiner Schrift spricht der Verf. die Ueberzeugung aus, daß er bis auf Marc. 7, 9. (s. oben) aus allen Stellen der Evangelien die vorgeblichen Ironieen entfernt habe, und bittet die Commentatoren, von dem Suchen nach dergleichen abzustehen; womit er noch die zweite Bitte verbindet, „den vielen unnützen und beschwerlichen Ballast aus ihren Werken zu entfernen und für sich zu behalten." Rec. ehrt den rühmlichen Fleiß, welchen der Verf. fortwährend dem Studium der heil. Schriften widmet, und den frommen Sinn, mit welchem er den Charakter Jesu gegen jeden scheinbaren Unglimpf zu vertheidigen sucht.

Die christliche Religion zur leichtern Uebersicht kurz und in ihrem natürlichen Zusammenhange dargestellt. Auch ein Leitfaden bei'm Confirmanden-Unterrichte von Chr. Hähner, evangel. Pfr. zu Hohenfelden im Großherzogthume Weimar. Darmstadt 1837, bei Eduard Heil. 46 SS. Preis: 4 Gr. Partiepreis: 3 Gr.

Auch ein Leitfaden bei'm Confirmanden-Unterrichte. Wir könnten dieß Titelwort vielleicht so nehmen, wie es Bürger genommen wissen wollte, als er das bekannte schöne Gedicht überschrieb: Auch ein Lied an den lieben Mond. Fragen wir jedoch im Ernste, woher es komme, daß Katechismen und Leitfäden

fäden von Messe zu Messe aufschießen wie Pilze über Nacht, so liegt der Hauptgrund unstreitig darin, daß der Katechismus noch nicht geschaffen ist, der Allen genügte. Daher die immer neuen Versuche, die freilich so lange erfolglos bleiben werden, als nicht eine große Zeit die Geister und Gemüther unter einem großen Manne einigen wird, wie die Reformationszeit unsere Kirche unter dem Manne Luther geeinigt sahe. Bis dahin wird auch der beste Katechismus nur einen Leserkreis in unserer Kirche, nicht aber die Kirche selbst gewinnen, und wenn er einige Lustra gegolten hat, einem andern das Feld räumen müssen. Wenn aber dieser Grund der häufigen Erscheinung neuer Bücher der genannten Art in der Lage der Dinge im Allgemeinen zu suchen ist, so liegt ein zweiter in dem individualen Nutzen, den ein entworfener Katechismus oder Leitfaden seinem Verfasser bei'm Gebrauche selbst gewährte und ihm nun den Schluß nahe legt, er werde Andern die gleichen Dienste leisten. Dieser Schluß indessen ist oft eben so täuschend, als der jener Homileten, die da meinen, daß ihre Dispositionen oder Entwürfe den Amtsbrüdern eben so extemporirbar erscheinen müssen, als sie es ihnen gewesen sind. Sie haben dabei vergessen, daß sie an ihre Form gewöhnt, mit dem von der Disposition bedeckten Gedankeninhalte vertraut und des Ganzen mächtig waren, noch ehe sie die Grenze nach Außen hin sich zogen. Mag nun auch in dieser Bemerkung die indirecte Zumuthung für jeden tüchtigen Pfarrer liegen, den Entwurf zu seinem Confirmanden-Unterrichte sich selbst zu machen, so soll doch damit kein Verwerfungsurtheil über den vorliegenden Leitfaden ausgesprochen, sondern nur eine genetische Erklärung seiner Erscheinung gegeben seyn. Der Verf. spricht sich selbst in einem, seiner Sprachgewandtheit freilich nicht eben ein vortheilhaftes Zeugniß gebenden, Perioden der Vorrede dahin aus. „Dieß, sagt er von seinem Büchlein, und die Zweckmäßigkeit desselben, als Leitfaden bei'm Confirmanden-Unterrichte, die der

Verf.

Verf. im Jahre langen Gebrauche hat kennen lernen, indem es ihm Mittels desselben jedes Mal gelungen ist, seinen Confirmanden eine deutliche Kenntniß der christlichen Religion beizubringen und eine klare Uebersicht über Das, was ihnen Jahre lang vorgetragen worden war, um was es ihm hauptsächlich zu thun war, und was doch wohl ohne Zweifel die Hauptabsicht des Confirmanden-Unterrichts ist, hat ihn bestimmt, dieß Büchlein, welches er ursprünglich bloß zu seinem Gebrauche entworfen hatte, zu veröffentlichen, und zwar zunächst als ein Religionsbüchlein für reifere Kinder, und dann auch für Religionslehrer als einen Leitfaden bei'm Confirmanden-Unterrichte, durch dessen Benutzung sie zu ihrem Zwecke auf eine angenehme Weise gelangen können, ohne daß ihrer eigenen Geistesthätigkeit dabei Fesseln angelegt werden." Dieser, zumal in einer Vorrede, unvortheilhafte Redesatz ist, wie wir zur Steuer der Wahrheit sagen müssen, nun allerdings der ausgedehnteste und längste im ganzen Buche, und hat nicht wieder darin seines Gleichen. Allein ganz genau mit Worten und Begriffen hat es der Verf. doch auch sonst nicht genommen, und das ist das Erste, worüber wir ihm unsern Tadel nicht erlassen können. So gleich in der Einleitung: „So verschieden auch die Menschen sind in Hinsicht auf ihre geistige und körperliche Bildung, so finden wir doch bei Allen, wenn auch in verschiedenen Gestaltungen, den Glauben an ein höchstes Wesen, und eine Hinneigung, dasselbe zu verehren, wenn auch auf unvollkommene Weise." Wo nun aber, wenn das wahr wäre, brächte der Verf. den Polytheismus der Heiden unter? Eben so wenig limitirt heißt es S. 8.: „Es ist uns ganz natürlich, daß ein Gott sei, und wir finden diesen Glauben bei allen Völkern der Erde." S. 9.: „Der Vogel ist zum Fliegen, der Fisch zum Schwimmen, das Thier zum Laufen gebaut." Aber sind Vögel und Fische keine Thiere? Man weiß wohl, was der Verf. sagen will, aber in einem Lehrbuche müssen auch die Worte

genau

genau erwogen seyn. Noch mehr ist es bei den eigentlichen Definitionen erforderlich, daß Wort und Begriff einander völlig entsprechen. S. 40. aber fragt der Vf.: „Was heißt Kirche?" und gibt die Antwort: „Alle Diejenigen, die sich zur christlichen Religion bekennen." S. 24. wird Treue definirt mit: „pünctliche Erfüllung Dessen, was man versprochen hat." Die Treue aber ist nicht die Erfüllung, sondern die Gesinnung, die erfüllt oder zu erfüllen sucht. S. 18.: „Was nützt es, Gott' zu danken?" Antwort: „Da erinnern wir uns daran, daß alles Gute von Gott' kommt, und werden es um so dankbarer genießen." Nun freilich, wenn wir Gotte danken, genießen wir dankbar. S. 16.: „Zaubern; wenn man glaubt, daß man durch Anrufung des Namens Gottes oder durch abergläubische Gebräuche Wunderdinge verrichten könne." Die wenigsten Zauberer glaubten das, die meisten gaben es vor. — Ueber die Form des Leitfadens, als in Frag' und Antwort, wollen wir mit dem Verf. nicht rechten; auch dürfen wir wohl bei einem Entwurfe, den sie zusammen bilden, nicht die strenge katechetische Norm an dieselben halten. Allein Doppelfragen, wie S. 31., sollten billig vermieden worden seyn: „Warum wird der Ehebrecher verachtet? Was haben Ehegatten einander versprochen?" Antwort: „Beständige Treue und Liebe, oder die Ehe ist ein Bund der Treue und Liebe." Nach dieser Antwort wäre eigentlich noch eine dritte Frage: was ist die Ehe? erforderlich gewesen, und auf die erste ist gar keine Antwort gegeben. Auch hat in andern Fragen Manches dadurch oder demnach nur einen fernen, unbestimmten Bezug. — Was den Inhalt betrifft, so sind wir mit dem Verf. meistens einverstanden, da er sich im Ganzen an Vernunft und Bibel hält. Nur über Einiges haben wir mit ihm zu rechten. So hätten die „Engel und Träume," wodurch Gott sich auserwählten Menschen offenbart habe, füglich als eine Form der Zeit behandelt werden können. So würde Christus die Ehre, „daß

Er

Er der Mittelpunct der christlichen Religion sei," unfehlbar abgelehnt und Dem gegeben haben, von dem er sagte: der Vater ist größer, als ich. So dürfte die Antwort auf die Frage: Wann haben wir diesen vollkommenen Leib zu erwarten? „sogleich nach dem Tode," doch wohl eines haltbareren Beweises bedürfen; als der Verf. gab, wenn er hinzusetzt: „So lehrt Jesus im Evangelio vom armen und reichen Manne, denn Beide kamen sogleich an den Ort ihrer Bestimmung." So endlich ist uns gar zu lax vorgekommen, was von der Nothlüge gesagt wird: „Ist sie erlaubt? Ja, wenn sie das einzige Mittel ist, mich oder einen Andern gegen eine offenbare gewaltsame Verletzung sicher zu stellen." Selbst die Aeußerung, daß „der Selbstmörder aus Schwermuth nicht frei handle und seine That ihm nicht zugerechnet werden könne," möchte ohne allen Wink und alle Bemerkung, daß ihm vielleicht die Schwermuth zuzurechnen war, dem Mißverstande unterworfen seyn.

In der Anlage des Ganzen hat sich der Verf. nach einem, wie er in der Vorrede sagt, von dem Hrn. Ober-Consistorial-Rathe Horn in diesen Blättern mitgetheilten Entwurfe gerichtet, der nach einer Einleitung von Jesu das Werk seiner Erlösung unter den drei Rubriken: Erleuchtung, Heiligung und Beruhigung, darstellt, und einen Abschnitt von der christlichen Kirche folgen läßt, woran sich noch eine kurze Erinnerung an Kirchenverbesserung durch Luther befindet. Dieser Plan empfiehlt sich durch seine Einfachheit, und wir billigen, daß der Verf. ihn für sein Büchlein adoptirt hat. Indessen hätte er manche allzu kenntliche Anklänge an den herder'schen Katechismus, wie z. B. auf S. 17., Etwas sorgsamer vermeiden sollen, um seiner eigenen Selbstständigkeit nicht zu sehr Abbruch zu thun. Trotz unseren Ausstellungen jedoch dürfen wir den Leitfaden Denen unserer Amtsbrüder empfehlen, die sich für dieß wichtige Geschäfft ihres Amtes noch nicht mit einem eigenen gerüstet haben, um

unter

unter Anderem auch Das daran zu erkennen, daß eine solche Arbeit, so gering sie erscheinen mag, doch auch ihre Schwierigkeiten habe. Es bleibt darum auch jeder Versuch, Andern dabei behilflich zu seyn, dankenswerth, wie wir den des Verfs. dafür erkennen.

Meineidswarnungen, gehalten und mit geschichtlichen Bemerkungen über den Eid herausgegeben von Franz Georg Ferdinand Schläger, Sen. minist. und Past. prim. zu Hameln. Weimar, 1837. Druck und Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Wir haben bereits die frühern Bände der geistlichen Amtsreden des Verfs., so wie dessen vollständige Confirmationshandlungen, in diesen Blättern zur Anzeige gebracht; und wie wir ihn damals von einer gewissen schriftstellerischen Eitelkeit nicht freisprechen konnten, indem er seine Arbeiten als Muster wenigstens für jüngere Geistliche betrachtet wissen wollte, und ein sorgfältiges Studium derselben seinen Lesern zur Pflicht machte, obschon eben ein solches Studium, wie wir dort an manchen Beispielen dargethan zu haben glauben, ihre mehrfachen Mängel dem Sachkundigen leicht wird finden lassen; so spricht sich dieselbe Eitelkeit auch in der Vorrede zu dem gegenwärtigen Hefte unverkennbar aus, und der Vf. verräth auch hier eine Selbstgefälligkeit, die wir immer nicht würden billigen können, selbst wenn seine Mittheilungen auch einen größern Werth hätten, als ihnen wirklich beigelegt werden kann. Er entschuldigt zunächst die längere Verzögerung dieses Bändchens, dessen Herausgabe er seinem Verleger schon vor zwei Jahren versprochen habe, mit häuslichen Unfällen, wodurch seine Geistes- und Körperkraft gelähmt worden sei, und mit überhäuften Ar-

breiten, die er in ihren Einzelnheiten namhaft macht. Was aber braucht das Publicum zu wissen, welche Menge von Berufsgeschäfften ihm oblagen, da der dadurch veranlaßte Aufschub seines Versprechens lediglich die Verlagshandlung interessiren konnte? Dann führt er alle für ihn rühmliche Recensionen an, welche seine Arbeiten in den verschiedenen kritischen Zeitschriften erfahren haben, wenn, setzt er hinzu, diese Blätter vielleicht nicht alle in die Hände seiner Freunde gekommen seyn sollten. Wie aber läßt es sich mit der selbst an ausgezeichneten Männern immer noch liebenswerthen Tugend der Bescheidenheit vereinigen, wenn Jemand selbst auf alle mögliche Lobeserhebungen öffentlich aufmerksam macht, die ihm verdienter oder unverdienter Weise zu Theil geworden sind? Wenn er dagegen verschwiegen hat, was in der kritischen Prediger-Bibliothek über seine Leistungen gesagt worden ist, so mögen wir ihm das nicht verargen und sind keinesweges darüber ungehalten, obschon wenigstens die Unparteilichkeit die Erwähnung desselben erfordert hätte; aber auch er möge es uns nicht verargen, wenn wir, so sehr auch Andere ihn gerühmt haben, uns dadurch um so weniger bestechen lassen, je mehr wir auch durch den Inhalt seiner dießmaligen Gaben auf's Neue überzeugt worden sind, daß seine Reden zwar des Druckes nicht unwerth, aber doch nicht von einer solchen Beschaffenheit sind, daß sie dem in den sogenannten Casualien noch unerfahrenen Geistlichen als bildende Muster empfohlen werden könnten. Folgende Bemerkungen mögen unsere Leser von der Gerechtigkeit dieses Urtheils überzeugen. Den Meineidswarnungen selbst gehen geschichtliche Notizen über den Eid voraus, die allerdings einen sammelnden Fleiß verrathen und manches Interessante enthalten. Aber sie sind ein buntes, ordnungsloses Durcheinander; sie nennen ohne alle geregelte Reihenfolge die mannigfaltigen Gebräuche, die bei Eidesleistungen unter den Indiern, Aegyptiern, Juden, Griechen, Römern, Deut-

Deutschen u. s. w. üblich waren oder noch sind, ohne daß eine tiefere Begründung dieser Gebräuche in den religiösen Ansichten oder in dem eigenthümlichen Charakter dieser Völker auch nur versucht worden wäre; und was am Ende dieses Aufsatzes über den unstreitig verderblichen Mißbrauch gesagt wird, der noch heute an Gerichtsstätten mit dem Eide getrieben wird, ist wohl wahr, aber auch Jedermann bereits bekannt; und Statt sich in leeren Klagen darüber auszulassen, würde der Verf. etwas viel Zweckmäßigeres gethan haben, wenn er geeignete Mittel und Wege vorgeschlagen hätte, wie diesen Mißbräuchen endlich ein Mal ein Ziel gesetzt werden könnte. Man hätte dieß um so gewisser von ihm erwarten sollen, da er, wie er versichert, früher den Plan gehabt hat, über den Eid eine eigene ausführliche Schrift herauszugeben. Besonders haben wir es vermißt, daß er nicht auf die Vorsichtsmaßregeln aufmerksam gemacht hat, die dann angewendet werden müssen, wenn jüdische Glaubensgenossen vor christlichen Obrigkeiten einen Eid zu leisten haben, indem diese Letztern dabei bekanntlich nicht umsichtig genug verfahren können. Auf diese geschichtlichen Bemerkungen folgen dann die Meineidswarnungen selbst, an der Zahl dreißig, und von dem Verfasser bei verschiedenen Gelegenheiten wirklich gesprochen. Mehrere derselben sind allerdings sehr beifallswerth, sie sagen mit Kraft und Nachdrucke, was bei solchen Gelegenheiten gesagt werden kann, und verrathen besonders eine den Geistlichen stets ehrende Freimüthigkeit. Die meisten aber sind zu kurz, um alles Das zu enthalten, was den Schwörenden vor dem Verbrechen des Meineids warnen kann, und über dieses selbst ist in der Regel Wenig nur und immer bloß etwas Allgemeines gesagt, wenn auch, wie es geschehen mußte, der besonders vorliegende Fall erwähnt worden ist. Nach unserer Meinung aber handelt es sich dabei wohl auch um eine deutliche Belehrung über den Begriff und die Wichtigkeit des Eides in

reli-

religiöser, moralischer und bürgerlicher Beziehung, damit dem Aberglauben, dem Mißverständnisse und den mannigfaltigen Ausflüchten vorgebeugt werde, die gerade bei dieser Handlung wohl häufig gefunden werden mögen. Hauptsächlich aber kommt es unstreitig darauf an, daß eine augenblickliche Wirkung hervorgebracht und der Betheiligte zwar nicht durch rednerische Kunstgriffe betäubt, aber doch auf eine Weise bewegt, ergriffen und erschüttert werde, daß er vor der Sünde des falschen Schwörens zurückbebe, wenn nur irgend das bessere Gefühl in ihm noch nicht ganz erstorben ist. Welche Mittel also irgend dem Geistlichen aus der Seelenkunde, aus der Erfahrung, aus den mannigfaltigen Lebensverhältnissen und aus den Wahrheiten der Religion, auf deren Standpunct er sich namentlich stellen muß, zu Gebote stehen, mit gewandter Umsicht und mit aller ihm inwohnenden Kraft muß er sie anwenden, um zu seinem Zwecke zu gelangen; er muß den Gegensatz zwischen dem irdischen Gewinne, der möglicher Weise durch den Meineid erworben werden kann, und dem geistigen Verderben, zu welchem er jeder Zeit führt, mit den stärksten Farben malen; und wenn es bei anderen Gelegenheiten mit einer gut gedachten, wohl geordneten und lebendig vorgetragenen Rede abgethan seyn mag, hier gilt es, wie gesagt, dem schnellen Eindrucke, der nur durch die kräftigste Aufregung aller bessern Empfindungen des menschlichen Gemüthes bewirkt werden kann. Nicht der eiteln Effectmacherei reden wir das Wort; aber wer irgend bei Eidesleistungen als Geistlicher fungirt hat, der wird gewiß mit uns darüber einverstanden seyn, daß dabei in den meisten Fällen nur von einem, wir möchten sagen, gewaltsamen Erfassen der Seele in ihren innersten Tiefen Etwas zu hoffen ist. Ist es deßhalb auch dem Verf. hin und wieder gelungen, den Anforderungen, die man an diese Art von Casualreden stellen muß, Genüge zu leisten, so ist es doch eben nur hin und

wieder

wieder geschehen; grösten Theils aber spricht er wohl herzlich, wohlmeinend und ernst, jedoch ohne den kräftigen, erschütternden Nachdruck, der uns für solche Amtshandlungen als hauptsächlich zweckgemäß und unentbehrlich erscheint. Man vergleiche z. B. die 1ste, 7te, 8te, 9te, 16te, 20ste und 30ste Meineidswarnung, welche so gewöhnlich, allgemein und kraftlos sind, daß es kaum zu verwundern ist, wenn der Verf., wie er selbst klagt, nur selten bei diesen Gelegenheiten Etwas ausgerichtet hat. Wie auch kann auf zwei, höchstens drei kleinen Octavseiten alles Das in genügender und erschöpfender Weise gesagt werden, was solche Fälle durchaus erforderlich machen, wenn die Zuziehung des Geistlichen mehr, als eine leere Ceremonie seyn soll? Für Das also, wofür der Verf. seine Amtsreden überhaupt, und deßhalb auch die vorliegenden angesehen wissen will, nämlich für bildende Muster können wir sie nicht halten, und würden daher unsern jüngeren Amtsbrüdern rathen, Falls sie Meineidsverwarnungen zu halten haben sollten, Statt nach den hier gegebenen Anweisungen sich zu richten und etwas Auswendiggelerntes zu sagen, lieber nach sorgfältigem Nachdenken dem Eindrucke des Augenblicks und des hohen Ernstes der feierlichen Handlung sich zu überlassen; indem wir überzeugt sind, daß der Mann von Kopf und Herzen dann immer tüchtiger und kräftiger reden wird, als wir hier in der Regel es mitgetheilt finden. Nächstdem begreifen wir nicht recht, warum der Verf. in den Meineidswarnungen, die er vor Israeliten gehalten hat, sich der hebräischen Ausdrücke: Thorah, El Schadai, Adonai, Nidui, Cherem, Schammatha, Chelek am Meschiach, Chelek am Olam Habbo, Tschura, Mechilla vekapero am Jom Kippur, Kol nidra u. s. w. bedient, da diese Worte, deutsch gesprochen, doch gewiß für den Schwörenden eben so verständlich und eindrucksvoll seyn mußten? Wollte er vielleicht damit nur zeigen, daß er auch Hebräisch verstehe und den Sinn kenne,

kenne, welcher mit diesem oder jenem der genannten Ausdrücke verbunden werden müsse, und so auch dadurch seiner Selbstgefälligkeit Genugthuung geben? Wir wenigstens können uns dafür keinen vernünftigen und zureichenden Grund denken. Auf die Meineidswarnungen selbst folgen zehn Entwürfe für dergleichen Fälle, die natürlich noch dürftiger und magerer sind, als jene, und in der That Nichts weiter enthalten, als allgemeine Andeutungen einzelner Gedanken, welche allerdings benutzt werden können, aber so gewöhnlich und alltäglich sind, daß sie sich Jedem von selbst leicht darbieten müssen. Hierauf lesen wir noch zwei Reden der Art, die eine an Gebildetere, die zweite für weniger Gebildete, wobei wir uns nur die Bemerkung erlauben, daß unseres Bedünkens namentlich bei solchen Gelegenheiten ein solcher Unterschied nicht gemacht werden darf, indem Beide, der Gebildete wie der Ungebildete, dieselben Ermahnungen und Warnungen nöthig haben; die Diction des Geistlichen aber stets so beschaffen seyn muß, daß sie auf gleiche Weise für den Einen wie für den Andern sich eignet. Mit Unrecht wenigstens scheint der Verf. zu verlangen, daß der Gebildetere glimpflicher und sanfter behandelt werden solle. Endlich gibt er noch zwei Predigten: „über die hohe Bedeutung des Eides" nach Matth. 5, 34—37., und: „der Meineid" über Sir. 23, 9—14. Es ist an ihnen im Allgemeinen Wenig auszusetzen, sie sind gut gedacht und praktisch gehalten, und nur in der ersten hätte die hohe Bedeutung des Eides zunächst darein gesetzt werden sollen, daß er eine religiöse Handlung ist, indem Gott selbst dabei zum Zeugen der Wahrheit und zum Rächer der Unwahrheit angerufen wird, was der Verf. nur gelegentlich erwähnt hat. Aber besonders werthvoll und ausgezeichnet können wir auch sie nicht nennen, und namentlich entbehren sie wieder, gleich den kleinern Reden, der Kraft und des Nachdrucks, mit welchem über solche Gegenstände gesprochen werden muß, wenn es mit Erfolge geschehen soll. Das

Bänd-

Bändchen schließt mit einigen Gedichten, welche den Eid
Gegenstande haben, und als schätzbare Ergüsse eines religi
Gemüths sich darstellen. Uebrigens thut es uns Leid, daß
nach unserer individualen Ueberzeugung auch dieß Mal nich
das allgemeine Lob einstimmen konnten, welches dem V
früher von allen Seiten gespendet worden ist; und wenn
ihm auch freistand, die vorliegende Schrift der theologis
Facultät zu Göttingen aus Dankbarkeit, wie er sagt, zu w
men, so meinen wir doch an unserem Theile, daß er sich d
selben mit etwas Gediegenerem unstreitig besser empfohlen
ben würde.

Theo=

Theologisches Notizenblatt

1 8 4 0.

Nr. I.

1.

Fünftes Schreiben des Predigers Dr. J. G. Büttner in Nordamerica an den Herausgeber.

Canton, Stark Co., Staat Ohio, den 9. April 1839.

Ew. 2c.

Ob sich gleich seit meinem letzten Briefe meine Lage weit besser gestaltet hat und Mancher sich glücklich schätzen würde, in ihr sich zu befinden; so bin ich doch herzlich froh, daß ich aus dem fremden Lande, in welchem Glaubens- und Gewissensfreiheit sich nur dem Namen nach findet, Methodismus immer mächtiger um sich greift und fast alle protestantische Secten in seinen Strudel hineinzieht, lutherische und reformirte Prediger die Trennung der beiden Confessionen aus Stolze, Ehrgeize, Selbstsucht und Eigennutze mit aller Macht hindern, aus dem Lande, in welchem Unglaube und Immoralität ungeachtet der unzähligen revivals und anxious seats immer herrschender wird, Widersprüche auf Widersprüche sich finden, Extreme über Extreme, in das Land zurückkehren kann, das nicht nur mich geboren und erzogen hat, sondern das frei ist von der Seuche des Afterprotestantismus. Mein Entschluß, zurückzukehren, steht vest und wird, so Gott will, wenn nicht dieses Jahr, im nächsten gewiß ausgeführt werden, und ich hoffe, daß meine Rückkehr Vielen meiner deutschen Brüder von Nutzen und Vortheile seyn wird. Doch ich muß jetzt den im letzten Briefe abgerissenen Faden meiner Lebensbeschreibung wieder aufnehmen und fort-

fortspinnen; der Knäuel ist bald fertig und dann wird er abgewunden. — Die Vereinigung unserer Synode mit der Synode des Staates Ohio, welche ich vor 2 Jahren in Osnaburg zu Stande brachte, hatte vorzüglich zum Zwecke, ein theologisches Seminarium für den Westen zu errichten, Theils um jungen Männern, die sich dem Predigtamte widmen wollten, die weite Reise nach Pennsylvanien zu ersparen, Theils selbst nicht gebildeten Predigern die Gelegenheit zu nehmen, noch schlechtere zu bilden, Theils aber auch dem nach dem Westen immer weiter vordringenden Methodismus der lutherischen und reformirten Kirche einen Damm entgegen zu setzen. Auf der letzten im Junius 1838 zu Wooster, Waine Co., Ohio, gehaltenen nunmehr vereinigten Synode wurde der Beschluß, eine solche Anstalt in's Leben zu rufen und einen Professor der Theologie zu wählen, von allen Gliedern der Synode angenommen. Sechs Candidaten wurden auf die Wahl, die durch Ballotiren geschahe, gestellt, die Zettel wurden in einem Hute gesammelt, der Präsident verlas die aufgeschriebenen Namen und nach der Abzählung derselben ergab es sich, daß ich mit einer Mehrheit von 7 Stimmen über die übrigen Candidaten zum Professor erwählt war. Der Committee, die bestimmt wurde, mit mir wegen der Annahme der Professur und des Gehaltes sich zu besprechen, stattete ich meinen Dank für das Zutrauen, das die Synode in mich setzte, ab und erklärte ihr meine Bereitwilligkeit, die Stelle anzunehmen, und Canton zu meinem Wohnsitze zu machen. Am 15. August wurde ich daselbst in der deutschen Kirche feierlich installirt, und im September fing ich den Unterricht an. Der erste Student war ein ehrlicher Schneider, der in Bethlehem auf seinem Schneidertische recht gut gethan hatte, nun aber auf ein Mal denselben mit der Kanzel vertauschen wollte. Er konnte ziemlich gut Englisch lesen; das war aber auch Alles. An kein Denken, Memoriren, überhaupt an gar keine geistige Arbeit gewöhnt, machte er nur sehr lang-

same

same Fortschritte, und endlich, da seine Hoffnung, in einem Jahre Pfarrer zu werden, zu schwinden begann, verließ er die Anstalt. Dieses Frühjahr haben sich Mehrere gemeldet. — Ueber die theologischen Seminarien werde ich später ausführlicher schreiben.

Meine beiden Gemeinden, Osnaburg und Massillon, konnte ich nicht aufgeben, da der Gehalt, den ich von meiner Professur ziehe, zu klein ist, um in diesem theuern Lande bei der größten Sparsamkeit durchzukommen, und bediene sie noch jetzt. Massillon macht mir viel Freude; die Gemeinde ist evangelisch-protestantisch und als solche von der Gesetzgebung anerkannt. Der Himmel mag nur verhüten, daß sich nicht ein guter lutherischer Seelenhirte oder ein reformirter Zionswächter einfindet und im heiligen Eifer die Gemeinde trennt. Dieses Jahr wird eine Kirche gebaut werden; 900 Dollars sind allein unter den Deutschen gesammelt worden und eine gleiche Summe wird von den Americanern erwartet. Zu Weihnachten machten mir einige Glieder dieser Gemeinde einen schönen Schlitten zum Geschenke, was mich um so mehr freut, je seltener solche Beweise der Liebe und Achtung den Predigern hier gegeben werden. Mit der Osnaburger Gemeinde, die fast ausschließlich aus gebornen Americanern besteht, ist es noch bei'm Alten. Der Pfarrer ist da ein Tagelöhner, der predigt und predigen muß, weil er bezahlt wird, und den man von Zeit zu Zeit hört, weil man ihn bezahlt, der sich aber weiter nicht um seine Glieder bekümmern darf, ausgenommen, daß er sie besucht und abgefüttert wird. Manch Mal thut sich die mildthätige Hand einer Bauersfrau auf, und der Pfarrer wird mit einem Dutzend Eiern oder einem Pfunde Butter beschenkt. Dieß geschieht Alles aus lauter Gnade und Barmherzigkeit. Der Grundsatz: Jeder, der von uns gewählt wird, sei er nun Friedensrichter, oder Wegmeister, oder Glied der Gesetzgebung, oder Congreßmann, oder Präsident, ist unser Knecht, (Diener),

wird vorzüglich auf den Pfarrer ausgedehnt, da er hinsichtlich seines Lebensunterhaltes nur von den Launen des Herrn (der Gemeinde) abhängt. In ihrer Hand liegt Leben und Tod. Der deutsch-americanische Bauer will auf eine eigene Weise behandelt seyn, und diese muß von uns eingewanderten Predigern erst gelernt werden. Deßhalb kommen so viele deutschländer Pfarrer, wie man sie nennt, selten gut fort, so wie der deutsch-americanische Prediger bei eingewanderten Deutschen selten sein Glück macht. Neugierig bin ich auf den Ausgang der stephan'schen Unternehmung. Die Führer dieser Altlutheraner sind in dem Anzeiger des Westens schon tüchtig angegriffen worden und ich fürchte, der Bischof Stephan hat sich verrechnet. Wären die Leute aus Schwaben, wie die Rappisten und Bäumlerianer, so ließe ich es mir noch gefallen; allein es sind Sachsen, denen mit der Zeit die Augen aufgehen und die dem americanischen Sprichworte folgend: help your self bald sich zerstreuen werden. Die Stephaniten sind die ersten und vielleicht die letzten Altlutheraner, die in dieses gelobte Land auswanderten, da die Nachrichten, die später von hier ausgehen werden, nicht eben sehr einladend für Andere seyn werden. Zu bedauern bleibt es jedoch immer, daß erst traurige Erfahrungen Andere eines Bessern belehren müssen, und daß unsere deutschen Regierungen durch diese Auswanderung ihre Mißgriffe, die sie in der Begünstigung des Methodismus gethan haben, nicht einsehen. Eine Zeit lang mag dieser Methodismus eine herrliche Stütze der Aristokratie und des Despotismus seyn, das fühlen wir in America, allein halten kann er sich nicht, die Nacht muß dem Tage weichen, und mit dem Anbrechen des Tages stürzt das mit Hilfe der Nacht Gebaute zusammen. Gotte sei Dank, daß Weimar davon frei geblieben ist. Möge der Allgütige Den noch lange erhalten, der diesem Lande diese Freiheit bewahrte. — In einer hiesigen Zeitung wurde Ihre letzte Reformationspredigt mit dem

größ-

größten Lobe erwähnt, und ich glaube, daß sie auch hier ungemeinen Nutzen stiften wird, wo der Ultramontanismus nicht weniger thätig ist, als in Europa. Dieses Jahr werde ich wohl nicht kommen können, da ich Manches abzumachen habe; im künftigen Jahre jedoch schlägt die Erlösungsstunde, und mein altes Vaterland, dem ich meine geringen Kräfte treulich widmen will, nimmt mich freundlich wieder auf. Sollte ich jedoch es möglich machen können, so sehe ich die Flur, wo ich als Knabe spielte, und den Kirchthurm, dessen Spitze mir so oft Freude machte, in diesem Jahre wieder. Seit 2 Jahren habe ich weder eine Orgel, noch einen guten Gesang gehört! —

Viel hätte ich noch zu schreiben, allein das Papier geht zu Ende. Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre Theilnahme an meinem Schicksale, entziehen Sie mir Ihre Liebe nicht, — erhalten Sie mir dieselbe, wenn ich wieder zurückgekehrt bin, und bleiben Sie mir Freund und Rathgeber.

Ew. ꝛc.

ergebenster

J. G. Büttner.

2.

Ueber das Verhältniß des Protestantismus zur bildenden Kunst.

(Aus D. Waagen's Schrift: Kunstwerke und Künstler in England und Paris. 1839.

„Es gehört zu den beliebten Gemeinplätzen, daß den Protestanten vermöge ihrer Religionslehre eine bildende Kunst von kirchlichem Charakter versagt sei. Wäre dieß wirklich der Fall, so befänden sie sich gegen die Katholiken in einem großen Nachtheile. Denn weit entfernt, die Religion zu entweihen, bietet viel-

vielmehr die bildende Kunst eins der wichtigsten Mittel dar, um in den weitesten Kreisen das religiöse Gefühl auf die würdigste, eindringlichste und verständlichste Weise anzuregen. Da jede echte Kunst diese Anregung Mittels einer schönen Darstellung der heiligen Gegenstände bewerkstelligt, übt sie zugleich im großer Allgemeinheit auf Erweckung und Ausbildung des in der Brust jedes Menschen schlummernden Schönheitssinnes einen mächtigen Einfluß aus und wirkt so in verschiedener Beziehung auf die geistige Bildung und Veredelung des menschlichen Geschlechts auf das Entschiedenste ein. Ganz besonders aber würden sich die bildenden Künstler evangelischen Glaubens bei der Richtigkeit jener Voraussetzung übel befinden; denn es wäre ihnen dadurch die Sphäre verschlossen, worin die bildende Kunst im Alterthume wie im Mittelalter ihr Höchstes geleistet hat. Um aber die vorgebliche Unfähigkeit der Protestanten zu einer kirchlichen Kunst zu beweisen, müßte dargethan werden, daß ihnen ihre religiöse Ueberzeugung keine Gegenstände darbietet, wofür sie sich künstlerisch begeistern können. Da sie indeß den Inhalt der ganzen heil. Schrift mit den Katholiken als Gegenstand des Glaubens gemein haben, so möchte ein solcher Beweis sich schwer durchführen lassen; man müßte denn annehmen, daß die göttliche Verehrung der Maria und die Legenden der Heiligen die einzigen geeigneten Gegenstände wären, eine künstlerische Begeisterung hervorzurufen, was doch selbst der eifrigste Katholik anstehen würde zu behaupten. *) Auch lehrt die Erfahrung, daß das bei den Protestanten Jedermann zugänglich gemachte und so zum Gemeingute gewordene reine Wort

*) Man betrachte z. B. nur die schönen Oeser'schen Gemälde in dem Chore der Nikolaikirche zu Leipzig und frage sich, ob die Sujets derselben aus der evangelischen Geschichte nicht weit anregender auf das religiöse Gefühl einwirken, als die legendenartigen Sujets so vieler Gemälde in der katholischen Kirche zu Dresden.

Wort Gottes in andern Künsten der Quell einer höchst frischen und tiefen Begeisterung geworden ist, und Werke von hoher Bedeutung und sehr bestimmter Eigenthümlichkeit hervorgerufen hat. Ich brauche hier nur für die Musik an Händel und Sebastian Bach, in der Poesie an Paul Gerhard, (Klopstock) und an Milton zu erinnern, in deren Werken eine echt evangelische Begeisterung weht. Warum soll nun den Protestanten allein in den bildenden Künsten der Ausdruck ihrer religiösen Gefühle versagt seyn? Als Beweis dafür wird gewöhnlich der Umstand geltend gemacht, daß die Protestanten in den drei Jahrhunderten seit der Reformation keine irgend bedeutende Werke bildender Kunst von kirchlichem Charakter hervorgebracht haben. Diese Erscheinung (welche überdieß noch einer großen Einschränkung unterliegt) ist indeß die nothwendige Folge von ganz anderen Ursachen. Zuvörderst erinnere ich hier an jene allgemeine Abnahme des Sinnes für die geistige Auffassung Mittels der Anschauung, welche gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts eintrat, nachdem durch die vollständige Verbreitung der Buchdruckerkunst die Auffassung Mittels der Sprache, als dem Organe des Begriffs, in früher unerhörtem Maße für Jedermann zugänglich geworden war. Ein Hauptgrund, weßhalb auch in katholisch gebliebenen Ländern die bildende Kunst in ihren kirchlichen Productionen ihre große Bedeutung, ihre alte Heiligkeit und Naivetät des Gefühls einbüßte. Bei den Protestanten zur Zeit der Reformation mußte sich aber überdem durch die Wahrnehmung, daß die Katholiken bei der religiösen Andacht vor den Bildern zu häufig das Abbild der Gottheit für die Gottheit selbst nahmen und so wieder in den Götzendienst verfallen waren, welchen die Christen so sehr an den Heiden verabscheuten, ein heftiger Widerwille gegen alle Bilder in den Kirchen festsetzen und deren Zulassung auf lange Zeit verhindern. Ja, dieser besteht theilweise noch heute und vielleicht nirgends hartnäckiger, als in England, indem

dem die herrschende Kirche durch die wiederholten Wechsel, Kämpfe und Gefahren, welche sie von Heinrich VIII. an bis auf Jakob II. zu bestehen hatte, mehr als in irgend einem andern protestantischen Lande in allen Theilen erstarrt und unbeweglich geworden ist. Wurde es doch dem sehr religiös gesinnten Maler West von der Geistlichkeit nicht gestattet, als er sich erbot, die nackten und einförmigen Wände der Paulskirche unentgeltlich mit Malereien religiösen Inhalts zu schmücken. Nachdem aber endlich seit den letzten Jahrzehnden des vorigen Jahrhunderts mit einer neuen Weltepoche ein an Geist und Leibe frischeres und gesunderes Geschlecht aufgekommen, ist wenigstens in Deutschland mit dem Bedürfnisse der Religion in Manchem auch das Bedürfniß einer anschaulichen Auffassungsweise derselben, mithin der kirchlichen Kunst erwacht. Die Künstler, welche seitdem diesem geistigen Bedürfnisse der Zeit entgegengekommen sind, gehören nun aber eben sowohl der protestantischen, als der katholischen Kirche an. Ja, der Geist und die Gefühlsweise, welche sich in den kirchlichen Bildern Beider aussprechen, stehen ungefähr auf gleicher Höhe und beweisen, daß die Fähigkeit dazu Beiden in gleichem Maße inwohnt. Selbst in der ganzen Auffassungsweise zeigen diese Werke eine große Verwandtschaft, das Ergebniß der heutigen, den Mitgliedern aller Confessionen gemeinsam gewordenen geistigen Bildung und Weltanschauung. Denn die heutigen katholischen Maler sind eben so wenig Katholiken im Sinne Derer des 15ten Jahrhunderts, als die protestantischen in dem Sinne ihrer Glaubensgenossen des 16ten Jahrhunderts. Wenn daher manche ursprünglich protestantische Künstler aus dem Grunde zum Katholicismus übergetreten seyn sollten, um dadurch bessere Bilder kirchlichen Inhalts zu malen, so haben sie sich meines Erachtens in einem großen Irrthume befunden. *)

Hof-

*) Einige dieser apostatischen Künstler, von denen uns die neuere Tags-

Hoffentlich wird sich in Deutschland dieser neue Bund der Religion mit den bildenden Künsten, also mit dem Schönen, immer mehr bevestigen, immer weiter ausbreiten!" —

3.

Verwendung der Geldmittel eines Missionsvereins zu eigennützigen Zwecken.

Im XV. Bd. 2. Hft. dieser Blätter wurden S. 357 ff. „über den Geist des englischen Missionswesens auf Neuseeland" aus Earle's Reise dahin vom J. 1827 Nachrichten mitgetheilt, welche diesem Missionswesen kein vortheilhaftes Zeugniß sprachen. Sie lauteten dahin, daß die englischen Missionare nicht nur gar Nichts thäten, um die von Natur so gewandten, anstelligen und kunstreichen Neuseeländer zu einer Civilisation zu führen, welcher eine fruchtbare Ausbildung derselben zum Christenthume Vorschub thäte, sondern daß sie auch bei ihrem ganzen Geschäffte besonders ihren eigenen persönlichen Vortheil im Auge hätten und sich daselbst das bequemste und üppigste Familienleben zu bereiten suchten. Diesen Nachrichten wurde in englischen Blättern von Seiten parteiischer Missionsfreunde eben so sehr widersprochen, wie es mit den eben so ungünstig lautenden Berichten der Capitäne v. Kotzebue und Beechy, Mr. James u. A. über die Missionare auf den Sandwichinseln der Fall war; sie veranlaßten aber doch eine nähere Untersuchung der Sache, und da man dieselbe in diesem Falle zweckmäßiger ver-

---

Tagsgeschichte erzählt, ließen sich zu diesem Schritte wohl nur durch das Uebergewicht ihrer warmen Phantasie über den ruhigen Verstand verleiten, Andere hingegen und wohl die Meisten entschlossen sich zu demselben zu Gunsten ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse in dem katholischen Italien und zur Erleichterung ihrer künstlerischen Wünsche und Bestrebungen.

veranstaltete, als durch Absendung eines Missionsfreundes, wie Mr. Ellis war, der auf einer frühern Revisionsreise in die Südsee in den dortigen englischen Missionsanstalten Alles ganz vortrefflich bestellt fand: so stellte sich auch ein Ergebniß heraus, das noch weit schlimmer war, als das von Mr. Earle berichtete. Ein öffentliches englisches Blatt theilt dasselbe in Folgendem mit:

„Der seit 40 Jahren bestehende Missionsverein der bischöflichen Kirche (Church Missionary Society) hat ein jährliches Einkommen von ungefähr 90,000 Pf. St., das meist aus Beiträgen von Privatpersonen besteht und dem Stiftungszwecke gemäß zur Bekehrung der Heiden verwendet werden soll. Vor einigen Jahren aber wurde öffentlich die Beschuldigung ausgesprochen und seitdem durch einstimmige Aussagen über allen Zweifel erhoben, daß die Missionare des Vereins in Neuseeland von den Eingeborenen ansehnliche Ländereien erkauft haben. Auf diese Weise sind nicht nur die Geldmittel des Vereins unangemessen verwendet, sondern es ist auch der religiöse Einfluß der Missionare auf die Eingeborenen benutzt worden, um persönlichen Gewinn zu machen, und es sind daraus in einigen Fällen verderbliche Folgen für die Eingeborenen hervorgegangen. Die angekauften Ländereien sollen sich auf 15 engl. Meilen erstrecken. Viele Stämme, die in der Nähe der Missionen wohnen, haben ihr ganzes Besitzthum verkauft und sind dadurch gezwungen worden, andere Stämme zu bekriegen, um ein neues Gebiet zu ihrem Aufenthalte zu erwerben. Eine Folge davon ist, daß die Eingeborenen in der Nachbarschaft der Missionare rasch abnehmen." —

Das Urtheil über diese Art von missionarischer Betriebsamkeit überlassen wir dem Leser selbst und fragen nur, ist sie von der den Jesuiten in Paraguay im Wesentlichen verschieden? — —

Ein

4.

Ein Lied zum Reformationsfeste,

vom

Past. Sonntag in Kottwitz. *)

Melodie: Ein' veste Burg ist unser Gott ꝛc.

Der Wahrheit Siegesfahnen weh'n
Von Zions heil'gen Zinnen.
Die Nacht des Wahns muß untergeh'n,
Kann nie den Sieg gewinnen.
O Herr, dein Himmelslicht
Verlischt im Sturme nicht!
Tobt auch in blinder Wuth
Der Heuchler Schlangenbrut:
Du wirst das Feld behaupten.

Hinweg mit Geistesklaverei,
Hinweg mit Glaubenszwange!
Das Wort des Herrn, das macht uns frei
Und vest in unser'm Gange.
Preis dir, du starker Hort!
Dein allgewaltig Wort,
Das läuft die Siegesbahn,
Das führt zum Sieg' uns an,
Zum Licht' und Heil' und Leben.

Wir steh'n auf Einem Glaubensgrund',
Bekennen Einen Meister,
Und schwören Treu' mit Herz' und Mund'
Dem Könige der Geister.

Der

*) Schon im Sept.-Hefte des evangel. Lichtfreundes von 1838 theilte ich einige Liederproben mit; sie wurden von der Redaction freundlich willkommen geheißen und auch in diesen Blättern günstig beurtheilt. Vielleicht daß bei den obwaltenden Zeitverhältnissen auch diese neue Probe einigen Anklang finde, der mich ermuntern könnte, mit einer, noch immer zurückgehaltenen, planmäßigen geordneten Sammlung meiner — noch nicht zahlreichen — geistlichen Lieder hervorzutreten.

Der du wahrhaftig bist,
Erlöser Jesu Christ,
Schling' Eines Geistes Band
Um's ganze Erdenland
Und alle Menschenherzen.

Und Luther selbst, der Mann voll Licht,
Durch den die Nebel schwanden,
Er darf und kann — und will's auch nicht —
Uns schmieden neue Banden.
Du, der du Freiheit gabst,
Bist unser Herr und Papst!
Führ' uns, Herr Jesu, nur
Auf lichter Wahrheit Spur!
Wir folgen dir mit Freuden!

Nicht Dienst vor Augen thut uns Noth.
Der kann das Heil nicht geben.
Die todten Werke bleiben todt
Und führen nicht zum Leben.
Erhalt', o Herr, uns frei
Von frommer Gleißnerei.
Es sei der Liebe Kraft
Der heil'ge Lebenssaft,
Der uns zu Thaten bringe!

5.

Wichtige, Hrn. Dr. Tholuck's Schriften betreffende, Neuigkeit.

Die Krit. Pred. Biblioth. beeilt sich, den Lesern, welchen die theolog. Studien und Kritiken nicht zukommen, die „diplomatischen Nachweisungen über die Stärke der Auflagen der (sollte heißen mehrerer) tholuck'schen Schriften" vorzulegen, welche Hr. Buchhändler Perthes dort in dem zweiten Hefte von diesem Jahre in dem Anzeigeblatte mitgetheilt hat. Sie lautet also:

Die

Die Lehre von der Sünde:

1. Aufl. 1823. Hamb., Müller'sche Druckerei. Auflage: 750 Exempl.
2. Aufl. 1825. Berl., Schade'sche Druckerei. Auflage: 750 Exempl.
3. Aufl. 1830. Halle, Gebauer'sche Druckerei. Auflage: 500 Exempl.
4. Aufl. 1832. Gotha, Engelhardt'sche Druckerei. Auflage: 500 Exempl.
5. Aufl. 1836. Gotha, Engelhardt'sche Druckerei. Auflage: 500 Exempl.
6. Aufl. 1838. Halle, Plötz'sche Druckerei. Auflage: 750 Exempl.

Commentar zum Evangel. Johannis.

1. Aufl. 1827. Halle, Gebauer'sche Druckerei. Auflage: 770 Exempl.
2. Aufl. 1828. Halle, Gebauer'sche Druckerei. Auflage: 770 Exempl.
3. Aufl. 1831. Gotha, Engelhardt'sche Druckerei. Auflage: 787 Exempl.
4. Aufl. 1833. Gotha, Engelhardt'sche Druckerei. Auflage: 775 Exempl.
5. Aufl. 1837. Gotha, Engelhardt'sche Druckerei. Auflage: 775 Exempl.

Commentar über die Bergpredigt:

1. Aufl. 1833. Halle, Grunert'sche Druckerei. Auflage: 1000 Exempl.
2. Aufl. 1835. Gotha, Engelhardt'sche Druckerei. Auflage: 1000 Exempl.

Commentar über den Hebräerbrief:

1. Aufl. 1836. Halle, Plötz'sche Druckerei. Auflage: 1024 Exempl.

2. Aufl.

2. Aufl. 1836. Leipzig, Brockhaus'sche Druckerei. Auflage: 500 Exempl.

3. Aufl. 1840. Halle, Plötz'sche Druckerei. Auflage: 750 Exempl.

(NB. ist unter der Presse.)

Predigten rc. in klein Octavformat:

1. Theil 1. Aufl. 1833. Halle, Plötz'sche Druckerei. Aufl.: 1200 Exempl.

1. Th. 2. Aufl. 1836. Halle, Plötz'sche Druckerei. Auflage: 500 Exempl.

2. Th. 1836. Halle, Plötz'sche Druckerei. Aufl.: 1250 Expl.

3. Th. 1837. Halle, Plötz'sche Druckerei. Aufl.: 1250 Expl.

4. Th. 1838. Halle, Plötz'sche Druckerei. Aufl.: 1000 Expl.

Zweite Folge 1. Th. 1839. Halle, Plötz'sche Druckerei. Auflage: 1000 Exempl.

Die 4 Sammlungen in 2 Bänden gr. 8. Halle, Plötz'sche Druckerei. Aufl.: 1000 Expl.

Glaubwürdigkeit der evangel. Geschichte:

1. Aufl. 1837. Halle, Plötz'sche Druckerei. Auflage: 2000 Exempl.

2. Aufl. 1838. Halle, Plötz'sche Druckerei. Aufl.: 750 Expl.

Stunden christl. Andacht:

1839. Halle, Plötz'sche Druckerei. Aufl.: 4000 Expl.

Das Verdienst, diese interessante Mittheilung dem Publicum erwirkt zu haben, hat sich nächst Hrn. Consist.-Rathe D. Schulz Schreiber dieses, der Rec. der schulz'schen Schrift: Das Wesen und Treiben der berliner evang. Kirch.-Zeit. in der Krit. Pred.-Bibl. Bd. 20. Hft. 3., erworben. Hr. D. Schulz sagt nämlich a. a. O. S. 18.: „erführe doch die Welt, wie hoch sich die Auflagen von Tholuck's Machwerken belaufen!“ Rec. meinte nun, Hr. D. Schulz scheine zu vermuthen, daß bei den mehreren Auflagen der tholuck'schen

Schrif-

Schriften „blauer Dunst" mit unterlaufe und dabei „Gaukelspiel" getrieben werde. Hr. Perthes hat dieß gewaltig übelgenommen und es in der Beilage zu Nr. 319. der allgem. Zeit. vor. Jahres S. 2497. „pasquillantische Anschuldigungen" genannt.

Schreiber dieses ist hieran ganz unschuldig, denn er hat nur ausgesprochen, was, auch in Druckschriften, mehrfach, wenn schon nur vermuthungsweise geäußert worden ist. Weit verbreitet ist die Meinung, Hr. C. R. Tholuck lasse von seinen Schriften nur sehr kleine Auflagen veranstalten, welche bald vergriffen würden, weil ihm Zugethane, die sich lebendige Christen nennen, der guten Sache das Opfer brächten, eine Quantität Exemplare zu kaufen, die sie dann, besonders an junge, noch bildungsfähige Theologen, verschenkten. Auch hat man von Cassen gesprochen, welche durch ihre Zuschüsse die Verbreitung der Schriften des hallischen Gottesgelehrten förderten, und dieß ist ebenfalls in Zeitblättern geäußert oder doch angedeutet worden. Hätte das seine Richtigkeit, so würde hier allerdings Etwas Statt finden, was man „blauen Dunst" nennen könnte, und die Kr. Pred.-Biblioth., die immer mit der Sprache frei herausgeht, weßhalb sie ein Mal sogar von Hrn. C. R. Tholuck in dessen liter. Anzeiger beinahe gelobt worden ist, hätte das von Vielen oft Gesagte und mehrfach Gedruckte nur mit andern, wohl nicht ganz unpassenden, Worten bezeichnet.

Schreiber dieses und gewiß auch der verehrte Herausgeber der Kr. Pred.-Bibl. freut sich herzlich, daß eins der Gerüchte, durch welche Hr. D. Tholuck zu gehen das Unglück hat, nun theilweise (denn die obige Nachweisung bezieht sich nicht auf alle Schriften dieses so fruchtbaren Autors und auch nur auf die Stärke der Auflagen) widerlegt worden ist, und das sogar diplomatisch. Was Drucker von ihren Drucksachen, was Verleger von ihren Verlagsartikeln versichern, verdient unbedingten

Glau-

Glauben. Wer anders, als eben sie, kann in Fällen, wie vorliegende, Zeugniß geben?

Schreiber dieses glaubt nun einen Anspruch auf den D… des Hrn. Consist.-Raths in Halle zu haben, da er Hrn. P… thes den nächsten Anlaß gegeben hat, eine gewiß nicht ehre… Sage theilweise in ihrem Ungrunde darzustellen. Größe… Verdienst kommt aber dabei Hrn. C. R. Schulz zu, da des… oben angeführten Worte Recn. veranlaßt haben, die Sache … der angegebenen Weise zur Sprache zu bringen. Möge es H… D. Tholuck gelingen, auch Anderes von sich abzulehnen, w… der breslauer Gottesgelehrte ihm Schuld gibt, und womit … noch unendlich Mehr zu bedeuten hat, z. B. „gänzlich… Mangel eigner Glaubwürdigkeit, beispiellose, g… flissentlich verheimlichte Ausschreibungen, wüste… Unglauben, unbändigen Rationalismus" — lau… Dinge, die sich in der tholuck'schen gegen Strauß gerichtet… und (s. oben) in 2750 Expl. vorhandenen classischen Schrif… die Hr. D. Schulz (man denke!) eine „Compilation… nennt, finden sollen. Schreiber dieses, der über eine theilwei… Ehrenrettung eines berühmten Theologen als Mensch und Chri… sich freut, bedauert nur, daß Hr. D. Tholuck so sonderba… Begriffe von „Anstande" hat. Er versichert nämlich: „de… Anstand verbiete, Hrn. D. Schulz Etwas zu erwi… dern." Große Leute, das zeigt sich hier, fehlen auch. Nic… doch, der Anstand fordert, daß der Mann von Ehre de… Vorwurf „des größten Plagiats, der Ostentatio… mit fremden Federn, der Unwahrheit, der Entstel… lung und Fälschung ꝛc." von sich recht diplomatisch ablehne… Gleiches gilt von andern Anschuldigungen, die Hrn. Tholuc… öffentlich gemacht worden sind. Hr. Perthes kann das freilic… nicht, sondern Hr. Tholuck muß es selbst thun. Jener wir… aber gewiß alles zur Abwehrung solcher ehrenrühriſchen Ankla… gen Dienende gern verlegen, in den stärksten Auflagen drucken

lassen

lassen und auch ansehnlich honoriren. Denn Arbeit, mühsame Arbeit will dazu seyn, auf jeden Fall unvergleichbar mehr, als etwa die „Stunden christlicher Andacht," an denen sich vorläufig 4000 christl. Familien erbauen können (s. oben), erfordert haben. Kann die Kr. Pred.-Biblioth. zur Ehrenrettung des Hrn. Consist.-Raths Etwas beitragen, so wird es immer mit Vergnügen geschehen.

Der Rec. der schulz'schen Schrift in der Krit. Prediger-Bibliothek.

Nachschrift des Herausgebers.

Vorstehendem hat der Herausgeber als solcher nur einiges Wenige beizufügen. Er konnte nämlich in Bezuge auf die Zulässigkeit Dessen, was der verehrte Recens. über den „blauen Dunst" bemerkte, der bei den wiederholten Auflagen der tholuck'schen Schriften verwalten sollte, keinen Augenblick Bedenken hegen, da die heimlichen Praktiquen der frommen Partei, welche Hrn. ꝛc. Tholuck angehört, bekannt genug sind, und da ihm auch die Meinung, welche über den dabei betheiligten Verleger Hrn. Perthes in der literarischen Welt vorwaltet, jener Zulässigkeit keinen Eintrag zu thun schien. Diese Meinung hat sich bekanntlich schon seit 20 Jahren, d. h. auf Anlaß der Fehde vestgestellt, welche Voß gegen Stollberg und seinen Anhang führte. Denn in dieser wagte Hr. Perthes Theils als Schwiegersohn des Matth. Claudius, Theils als Verleger der stollberg'schen Geschichte der Religion Jesu Christi gegen Erstern einen Strauß zu bestehen, aus dem er sich nicht nur mit Sprachschnitzern zurückziehen mußte, die er absichtlich gemacht haben wollte, um mit seinem Gegner „Spiel zu treiben," sondern worin er auch „jedem Nachdrucksexemplare" jener Geschichte als rechtmäßiger Verleger seinen Segen nachrief. Hierüber ließ sich damals D. Schott in seiner Schrift: Voß und Stollberg ꝛc. 1820. S. 324. also vernehmen:

nehmen: „Das ist in jeder Hinsicht höchst sonderbar und paradox; denn die christlichen Buchhändler segnen sonst diese Art von Feinden nicht. Erklären läßt sich die Erscheinung nun also, daß eine vornehme und reiche Partei dabei interessirt ist, dieses wenig Wahrheiten, aber viel Glauben (nämlich Legenden- und Köhlerglauben) enthaltende Buch möglichst zu verbreiten und dazu hilft vorzüglich der Nachdruck. Perthes kann ja entschuldigt werden und somit hat jener unbegreifliche Segen allerdings seinen zureichenden Grund." In sofern nun diese Thatsache aus der literarischen Tagsgeschichte nicht hinwegzutilgen ist, konnte auch der schon so oft geäußerte und von dem verehrten Recensenten wiederholte Verdacht, als ginge es bei den wiederholten Auflagen der tholuck'schen Schriften nicht mit rechten Dingen zu, so gar ungegründet nicht erscheinen und Hr. Perthes war gar nicht befugt, das Aussprechen desselben für eine „pasquillantische Anschuldigung" und die Krit. Pred.-Biblioth. für eine strafbare Theilnehmerin an diesem angeblichen Frevel zu erklären. Denn es ist sehr verzeihlich, Menschen kein Vertrauen zu schenken, welche dasselbe verwirkten, und hinter einem literarischen Geschäfftsbetriebe, dessen Lebensprincip in industriöser Förderung der obscurantistischen und rückgängerischen Tendenzen der Zeit besteht, allerhand Unheimliches zu wittern. Das sei von Seiten des Herausgebers genug für und über Hrn. Perthes, mit welchem er weder so noch anders je wieder zusammenzutreffen hofft.

Kritische Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Vicepräsidenten des Oberconsistoriums, Oberhofprediger und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

Ein und zwanzigster Band. Zweites Heft.

Neustadt a. d. O. und Schleiz,
bei Johann Karl Gottfried Wagner.
1840.

1. Symbolik aller christlichen Confessionen. Von Dr. Ed. Köllner rc. Erster Theil: Symbolik der luther. Kirche. Hamburg, bei Perthes. 1837. 3 Thlr. 18 Gr.

2. Allgemeine christliche Symbolik rc. von Heinr. Ernst Ferd. Guericke. Leipzig, bei Köhler. 1839. 2 Thlr. 12 Gr.

(Beschluß der im vorigen Hefte abgebrochenen Anzeige.)

Wir wenden uns nun zur Beurtheilung der Art und Weise, wie die Verff. obiger Schriften die symbolische Lehre von der christlich-dogmatischen Anthropologie behandelten. — Hr. Dr. Guericke ist nach seinen schon besprochenen Glaubensansichten bei dieser Lehre gleichsam auf seinem eigentlichen Gebiete. Er bleibt nicht etwa bei den bisweilen noch erträglichen Lehrmeinungen Luthers stehen, sondern weiß sie überall mit den Kraftsprüchen der Concordienformel zu vermengen, die nebenbei immer als echt biblische bezeichnet werden, um sonnenklar darzuthun, daß durch den Sündenfall die menschliche Vernunft zur Unvernunft, der menschliche Wille zu einem thierischen Triebe, das menschliche Gefühl zu Sinnenlust und Thorheit geworden seien. Hier hätte ihm aber doch der historische Weg deutlich zeigen sollen, daß zwischen der Confession der Apologie und der Concordienformel ein beträchtlicher Unterschied ist, und daß die letztere nur Luthers härteste Aussprüche hervorsucht, um ihren eigenen Theils überbotenen, Theils falsch verstandenen Augustinismus zu beschönigen. Natürlich beginnt

seine Lehre von dem Menschen mit der Lehre über das Ebe
bild Gottes. „Die lutherische Kirche," heißt es S. 208., „h
von den anerschaffenen Vorzügen der menschlichen Natur -
ohne alle Klügelei und doch in vollem innern Einklange al
Bestimmungen unter den Buchstaben des göttlichen Wortes f
beugend, auch die Ehre des Urstandes messend an die erfa
rungsmäßige Schmach der natürlichen Gegenwart — einen h
hern Begriff, indem sie den aus Gottes Hand hervorgegang
nen Menschen nicht bloß für unschuldig, sondern zugleich f
gut im positiven Sinne, für gerecht und heilig, sowie für u
sterblich (nach der Schrift) erklärt." Was nun vorerst
Klügelei anlangt, von welcher G. unsere Kirche freispricht, so
diese allerdings vorhanden. Denn Melanchthon, dem w
vor Allem die systematische Begründung dieser Lehre und ih
Verbindung mit der Erbsünde verdanken, hat sich eben nic
gehütet, manches scholastische Element klügelnd aufzunehme
Sowohl das aequale temperamentum qualitatum co
poris und rectitudo, als auch der ganze Begriff der justi
origin. ist aus der Schulsprache des Mittelalters entlehnt. D
her ist auch ein bedeutender Unterschied in Theorie und Da
stellung zwischen den lutherischen und reformirten Bekenntni
schriften nicht zu verkennen, der aber G. nicht aufgefallen i
der nämlich, daß Melanchthon namentlich und dann spät
die Concordienformel sich der Schulformeln jener Zeit bedient
und daß ihre Sprache daher auch präciser und für die syst
matische Darstellung angemessener geworden ist; daß aber die r
formirten, wenigstens die früheren, einfacher, praktischer und dah
auch biblischer reden. Was es aber in diesem ganzen Capitel fü
eine Bewandtniß mit der von G. gerühmten Uebereinstimmun
der Schrift mit der symbolischen Lehre hat, weiß man nu
allzu gut; aber mit solchen Gegnern zu streiten ist überflüssig
Nach unserem Dafürhalten trafen hier die Socinianer allei
das Rechte, die freilich bei G. als Verdreher und Verderbe

an

und als die Vorläufer der Rationalisten schlecht genug wegkommen. Daher kümmert er sich auch nicht um die Schwierigkeiten, welche die orthodoxe Lehre mit sich führt; denn er rühmt ja an ihr, daß sie sich unter den Buchstaben des göttlichen Wortes gebeugt habe. Eben so springt er über die Frage hinweg, die sich ihm doch zunächst aufdringen mußte, wie sich die alte Kirchenlehre und er selbst als Vertreter und unbedingter Lobpreiser derselben die Möglichkeit der Sünde gedacht habe. Mit der Verführung der Schlange und des Teufels konnte doch die justit. orig. concreata nicht so schnell verschwinden und jenes Gnadengeschenk, welches zur eigentlichsten Natur des Menschen gehörte, nicht sofort weichen. Wie konnte also der absolut heilige Mensch sündigen? Wie konnte die absolute Sündenlosigkeit mit einem Schlage verschwinden? Um Dieses und Aehnliches kümmert sich G. eben so wenig, als um die klare gegen die Symbole zeugende Lehre der Schrift. Auch das ist ihm nicht zuzugestehen, wenigstens bedurfte es einer Erläuterung, daß die Symboliker wirklich Unsterblichkeit der Seele als zum Ebenbilde Gottes gehörig betrachtet haben. Denn die Apol. S. 53 ff. schweigt bekanntlich ganz über das Verhältniß des Todes zur Sünde; erst S. 196 heißt es, Gott habe den Menschen mit dem Tode für die Sünde gezüchtigt, und habe ihn auch nach der Vergebung der Sünde nicht wieder von demselben befreit; eben so F. C. S. 641. Nirgends aber findet sich, worauf K. S. 629. scharfsinnig aufmerksam macht, die Bestimmung, daß die Unsterblichkeit mit im Ebenbilde begriffen gewesen sei. Vielmehr machten erst die späteren Dogmatiker diesen Zusatz. Interessant ist auch, daß erst die späteren Orthodoxen die Bestimmung, welche die Socinianer nach offenbarem Zeugnisse der Schrift so bedeutsam als das eigentliche Wesen des Ebenbildes herausstellten, das dominium in brutos, aufnahmen. Ferner durfte G. die in diesem Puncte wirklich schriftgemäßere, katholische Lehre, daß die moralische

Güte

Güte der Protoplasten ein donum supranaturale sei, nicht deßhalb tadeln, weil es in der Schrift heiße, daß die geschehene Schöpfung auch der Menschen gut gewesen sei (S. 211.) Denn wenn Gott den Menschen mit der übernatürlichen Gabe einer moralischen Güte schuf, war da nicht seine Schöpfung wirklich gut? Heißt aber jenes טוב auch wirklich moralisch gut? Sicherlich nicht, so wenig man sagen kann, daß die Schöpfung der Thiere und lebloser Geschöpfe eine moralische Güte involvirt habe, weil auch sie als gut betrachtet würde. — Bekanntlich herrschte auch in der reformirten Kirche Anfangs wenigstens eine größere Milde im Dogma vor und erst nach und nach gelangte man auf den harten Standpunct der unsrigen. Auf diese Progression hätte G. schärfer achten sollen; (S. 220). Es ist ihm dagegen sogar entgangen, daß eine theilweise Polemik gegen Luthers hartes Wort in den früheren Bekenntnißschriften der reformirten Kirche sich findet. Denn während unsere Symbole durchweg fast von einer depravatio und corruptio naturae sprechen, nennt die zweite basler Bekenntnißschrift nur eine Schwächung unserer Natur; wo jene von einer Sklaverei unter der Sünde reden, erwähnt diese nur eine Neigung zur Sünde. Ganz wie es Helv. II. 8. heißt, der Mensch sei in Folge des adamitischen Vergehens der Sünde dem Tode und verschiedenen Unfällen ausgesetzt (obnoxius), wogegen unsere Symbole subjecti gesetzt haben würden. Endlich polemisirt dieselbe Bekenntnißschrift c. 9. geradezu gegen lutherische Ausdrücke. Bekanntlich hatte Luther in seiner Auslegung des 90sten Psalms gesagt, der Mensch sei nach dem Falle wie Stein und Klotz geworden, unfähig und absolut ungeschickt, Geistiges zu denken, und diese Worte hatte später die Concord. S. 661. ihrer Anschauung angemessen gefunden. Dagegen bemerkt die Helvet.: Non sublatus quidem est homini intellectus, non erepta ei voluntas, et prorsus in lapidem vel truncum est commutatus;

jene

jene höheren Geisteskräfte waren vielmehr nach ihr nur verändert im Menschen, so daß er nicht mehr so Viel, als vor dem Falle vermochte. In ähnlich milder Weise äußert sich Conf. Gallic. 9. 11. Angl. 9. Erst die Conf. Scot. erklärt die Menschen für natürliche Feinde Gottes, und die Belg. 15. die Erbsünde für genügend zur Verdammung des Menschengeschlechts, und dann steigert sich die Härte bis zur völligen Verleugnung aller Menschenwürde. Auch das mußte G. bemerken, daß die reformirten Bekenntnißschriften von einer Verführung des Satans völlig schweigen. Man sieht, daß, wenn auch die vernünftige Ansicht Zwingli's nicht durchdrang, doch wenigstens, wie alles Verständige in der Welt, in einer rationalen Färbung und wohlthuenden Milde Spuren hinter sich zurückließ. Das nennt G. ein Schwanken eben so sehr unter aprioristisch-zwinglischen Einflüssen, als einem aprioristisch-rationalisirenden Charakter gemäß zwischen katholischer und lutherischer Ausdrucksweise (S. 220 u. 21.), wobei sich Mancherlei, aber nichts Gesundes denken läßt. — Belobt wird die katholische Kirche von G., (S. 225.) daß sie sich in einigen Puncten übereinstimmend mit der lutherischen Kirche über die Folgen der ersten Sünde erkläre. Denn daß die erste Sünde der Stammältern dem ganzen Geschlechte geschadet, daß sie also durch Fortpflanzung nicht bloß moralisch durch Nachahmung des Beispiels, sondern selbst physisch über das Menschengeschlecht sich ausgebreitet habe, daß ihre Folgen selbst wieder für Sünde und Schuld gelten müßten, und daß mit der Erbsünde auch gewisse physische Erbübel, namentlich die Allgemeinheit und Nothwendigkeit des Todes, verbunden gewesen seien: dieß Alles wäre rein biblische Wahrheit. Hier tritt die Wahlverwandtschaft zwischen Altgläubigen und Katholiken gewiß recht deutlich hervor. Beide lesen die Schrift durch die Brille menschlicher Satzung, Jene durch die der symbolischen Bücher, Diese durch die der Bestimmungen der Väter und ihre

Bekennt-

Bekenntnißschriften zugleich. In dieser Hinsicht verdienen al die Katholiken sogar den Vorzug, da sie sich doppelter Gla bedienen, während Jene mit den symbolischen Büchern alle zufrieden sind. Vielleicht aber kommt noch die Zeit, in welch auch unsere Rechtgläubigen die Väter und Concilien dazu ne men, wenn sie sich nicht etwa vor der Einfachheit des ältest Glaubens scheuen. In diesem Falle könnten sie aber ei Auswahl treffen und bloß die rechtgläubigsten Väter zu Rat ziehen, oder da ihnen kein einziger Kirchenvater durch un durch orthodox erscheinen dürfte, sich eine Chrestomathie en werfen, in welcher sie die in ihren Kram passenden Kraft- un Saftstellen der Väter zusammenwürfeln, und dann mit dies catena patrum die gemißhandelte Schrift lesen. Dagege fragen wir: wo steht denn in der Schrift, daß nach der Be hauptung des Flacianismus und Manichäismus die erste Sünd physisch das Menschengeschlecht ergriffen habe? oder mit ander Worten: daß die Sünde ein Theil unseres Leibes, eine Sub stanz unseres Wesens sei? daß sie von G. und seines Gleiche dafür gehalten wird, scheint man uns allerdings praktisch kla machen zu wollen; denn die Unvermeidlichkeit derselben un die Einwilligung in ihre, dann allerdings absolute, Forderun steht in den Handlungen derselben nur allzu vest. Wo abe sagt die Schrift, daß Kains und Abels Leib um ein Haa schlechter gewesen, als der der Protoplasten? daß Abel hab sterben müssen um der Sünde seiner Aeltern willen? daß dem Kain die Lust zum Morde angekommen sei, weil seine Aeltern durch Ungehorsam gegen Gott gesündigt hatten? Wir wollen je doch nicht länger in den Wind reden, sondern G. bei dieser Gelegenheit nur bedeuten, daß, was er an den katholischen Symbolen vermißt, eines Theils auch die unseren nicht bieten, nämlich einen genauen Begriff von der Sünde und daß aber anderen Theils sich eine recht vernünftige genetische Definition davon im Cat. Rom. §. 689. sich findet: nam tum pecca-

tum

tum natura existit, cum post malarum cupiditatum impulsum animus rebus pravis delectatur, atque his vel assentitur, vel non repugnat, id quod d. Jacobus, cum peccati originem et progressionem ostendit, illis verbis docet cap. 1, 14. 15. —

Die katholische Kirche hielt bekanntlich die Sinnlichkeit des Menschen, concupiscentiam, das sinnliche Gelüst, nicht für etwas Sündhaftes. G. erkennt dieß an (S. 226.), ohne zugleich den Grund anzugeben, weßhalb es den Vätern von Trident von großer Bedeutung seyn mußte, jene Sinnlichkeit aus dem Gebiete des Sündlichen zu entfernen. Der Grund davon lag eben so sehr in ihrer ganzen scheinbar freieren dogmatischen Anschauungsweise, als in ihrem politischen Interesse. Da nämlich diese Kirche im Cultus und in allen Formen, mit denen sie die äußere Gottesverehrung umgab, so sehr auf die Sinnlichkeit zu wirken sucht; da ihre Gottesverehrung selbst Nichts weiter ist, als der Dienst einer verfeinerten Sinnenlust: so mußte sie auch in ihren moralischen und dogmatischen Satzungen die Sinnlichkeit selbst zu beschönigen und zu verherrlichen suchen. Sie dachte sich daher dieselbe als etwas Indifferentes, außer der Sünde Stehendes, was den Menschen eben so sehr zum Guten antreiben, als mit sündlicher Lust erfüllen kann. Somit hatte die Kirche sich zugleich ihren Wirkungskreis angewiesen. Da die Sinnlichkeit den Zunder zur Sünde hergeben (fomes peccati Cat. Rom. §. 762.), aber auch ein Antrieb zum Guten werden kann; da sie also der Heerd ist, auf welchem sich das Feuer der Tugendliebe eben so sehr, wie die Flamme der Sünde zu entzünden vermag: so konnte die Kirche nicht umhin, durch das Schaugepränge und den Pomp ihres Cultus diese Sinnenlüst zu erhöhen und zu heiligen, damit sie sich nicht zum Bösen wende. Durch diesen Kunstgriff setzte sich die ganze Anschauung des Katholicismus vest, und hätte er hier nachgegeben und die concup. für an

sich

sich böse erklärt, so mußte er auch nicht nur im dogmatischen Systeme Alles ändern, sondern auch die moralische Larheit fallen lassen und Statt des Glanzes, womit man die Sinnlichkeit lockte und bestach, nothwendig, wie es bei uns in Folge des entgegengesetzten Princips geschahe, auch im Cultus das belehrende Element eintreten lassen. Auch hier verstanden also die tridentinischen Väter gut, ihren Vortheil zu wahren, durch erheuchelte Freisinnigkeit das ganze Geröll ihrer Mißbräuche auf's Neue zu stützen. G. findet den Ausdruck, dessen sich die Symbole der Katholiken bedienen, künstlich: concupiscentia sei keine Sünde, quamquam ex peccato est et ad peccatum inclinat; aber er hat sich nicht die Mühe genommen, den Ausdruck zu erklären. Denn offenbar ist derselbe zweideutig und eben deßhalb hat ihn auch der Cat. Rom. in dieser Zweideutigkeit absichtlich erhalten. Denn immer fragt es sich, ob durch die Formel ein Verhältniß der sinnlichen Lust zur Sünde als That, oder zum sündhaften Zustande überhaupt bezeichnet werden solle. Da die Synode selbst sess. V. 5. sich nicht weiter darüber ausläßt, so mußte der Cat. Rom. darüber zu Rathe gezogen werden, den G. in diesem Abschnitte nicht citirt, und wenn auch dieser im Stiche ließ, mußten die übrigen Dogmatiker der katholischen Kirche, vor Allem Möhler, auf den G. wenig genug verweist und den er noch weniger zu widerlegen sucht, zur Hand genommen werden. Aber schon eine Vergleichung des Katechismus zeigt, daß er sich entschiedener über die Sache ausläßt und einen Schritt weiter als die Synode geht. Diese gesteht doch wenigstens zu, daß der Apostel in einigen Stellen die concup. Sünde nenne (quam aliquando apostolus peccatum appellat), der Katechismus aber sucht diese fatalen Stellen anders zu erklären, um nicht in ärgerlichen Zwiespalt mit der Schrift zu gerathen. Er sagt §. 283. ausdrücklich, daß Paulus Röm. VII. 7. nicht von der concupiscendi vis rede, sondern voluntatis vitium verstehe,

sehr, so daß der Wille, nicht die Sinnlichkeit, als sündhaft betrachtet werden müsse. Er beruft sich ferner auf *Greg. epist.* IX. 39., der aber gar nicht von der Sinnlichkeit, sondern von der in der Taufe vollständig bewirkten Sündenvergebung spricht. Mit größerem Rechte konnte man sich bekanntlich auf die Scholastiker berufen, die aber schon Melanchthon in der Apologie zurechtgewiesen hatte. G. mußte nun ferner vor Allem die Frage erledigen, was denn der Katholicismus in der Erbsünde für eigentliche Schuld reatus erkenne, da er ja die conc. geheiligt und für höhere Zwecke geweiht hatte. Denn jene Kirche denkt sich den Menschen durch die Taufe nicht so gereinigt, daß nun absolute Heiligkeit in ihm ist, und daß keine Abweichung von Gottes Geboten überhaupt mehr bei ihm denkbar seyn sollte. Nicht das ist der von G. übergegangene Streitpunct, ob die concup. Sünde sei oder nicht, sondern die Differenz läuft bis zu der Spitze hinaus, was an dem mit der Erbsünde behafteten Menschen den Charakter der Schuld trage. Was nun zuerst die Ansicht der Katholiken anlangt, so hat freilich das Tridentinum die Untersuchung nicht so weit fortgeführt, auch der Cat. Rom. setzt nur Wenig noch hinzu, aber doch Andeutungen, welche die Dogmatiker weiter benutzten, die daher auch der Symboliker mit in das Bereich seiner Untersuchung ziehen muß. Zwar kommt das Wort imputatio nicht ein Mal in den katholischen Symbolen vor; aber Theils dadurch, daß sie das peccatum als unicuique proprium betrachten (sess. V. §. 23.), Theils daß sie Jedem einen reatus originalis peccati zuschreiben, setzen sie etwas Sündhaftes in jedem Menschen voraus. Dasselbe will auch der Cat. Rom. §. 51., wenn er die allgemeine Verbreitung der Sünde annimmt. Aber weiter läßt er sich auf den fraglichen Punct nicht ein. Er setzt ihn aus den Scholastikern als bekannt voraus, und die Dogmatiker haben ihn daher immer mit großer Uebereinstimmung beantwortet. Auf

Beide

Beide mußte Rücksicht genommen werden und dann würde si gefunden haben, daß sowohl *Thom.* I. Sect. 9. 82. art. 2 als das eigentlich Sündhafte im Menschen die aversio mentis a Deo betrachtet, welche Jeder mit zur Welt bringe, un *Bellarm.* de amiss. grat. V. 17. 19. dieselbe obliquitas voluntatis, quae et macula mentem deo invisam reddens appellari potest, für das sündhafte und strafbare Element im Menschen hält. So betrachteten denn auch die Sach *Dobmayr* compend. inst. dogm. II. p. 215. Klee Dogmat. II. S. 436 ff. Zugleich mußte G. nachweisen, wie di Dogmatiker diese Ausfüllung der Lücke und die endliche Erledigung des Differenzpunctes mit den Worten der Symbole zu vereinigen suchten, und wie sie gerade hierin das Erbschuldig finden mußten, um der Kirche ihre Wirksamkeit und ihren Handel mit den Gnadenspendungen zu sichern. Diese Frage erledigt sich zwar nach unseren Symbolen leichter, da diese schon die conc. für Sünde halten; aber unser System wollte noch Etwas mehr sagen, wenn es von Erbsünde und Erbschuld redete. Hr. D. Köllner sagt ganz richtig (S. 632.), die Erbsünde sei wirkliche Sünde, d. h. jeder Mensch, weil er mit ihr geboren wird, und also, in sofern er geboren wird, ist vor Gotte strafbar und zur Unseligkeit verdammt. Hier konnte Theils über das Verhältniß der Erbsünde zur Concupiscenz, Theils über den Begriff der Sünde im lutherischen Begriffe, Theils über den Zusammenhang der peccata actualia und des pecc. originale noch Einiges hinzugefügt werden. G. hat die protestantische Kirchenlehre, die (S. 228.) nicht einen Verlust der natürlichen Gaben, noch eine bloße Schwächung derselben, sondern vielmehr — dem sprechenden Zeugnisse der Herzenserfahrung und Menschengeschichte, wie des göttlichen Wortes gemäß — eine gänzliche Corruption derselben in allen ihren Theilen und bis auf den tiefsten Grund annimmt, bei aller Lobpreisung nicht erschöpft. Denn immer erhebt sich die

Frage,

Frage, wie denn das alte System nun das Ererbte als eine Schuld betrachten und wie die Schuld selbst forterben konnte. Dieß Letztere erledigte sich durch den schon von Augustin angenommenen Traducianismus und durch die Idee der Involution. Da nämlich Alle mit und in Adam gesündigt haben und die sündhafte Natur bloß eine sündhafte Natur erzeugen kann, so muß das Kind zugleich mit der Erbsünde und Erbschuld behaftet seyn. Daher konnte Luther in den Schmalkalder Art. (S. 315.) behaupten, daß, obwohl der Mensch an sich nichts Böses denke und thue, doch seine Natur eine Sünderin sei. Aber nicht bloß die imputatio pecc. Ad. begründet eine Schuld (F. C. 639.), sondern Gott hat nach seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit Mißfallen an der vererbten Menschennatur (F. C. 641.), und da er diese überall findet, so muß er sie auch überall strafen. Die Sünde hat demnach in unserem Systeme einen ganz anderen Begriff, als im katholischen und dieß mußte G. als eine hauptsächliche Differenz herausstellen. In diesem wird, wie aus der oben angeführten Begriffsbestimmung ersichtlich ist, überall bei der Sünde der freie Willensentschluß verlangt und die Ausleger und Erklärer des tridentinischen Concils fügten ebenfalls, um die Divergenz vollkommen herauszustellen, ausdrücklich hinzu, daß Nichts Sünde sei, was nicht aus freiem Entschlusse des Willens hervorgegangen. Dagegen ist im protestantischen Systeme jeder Mensch, auch wenn er nichts Böses thäte und dächte, ja sogar, wenn er im absoluten Nichthandeln sich erhalten könnte, durch die Erbsünde thatsächlich ein Sünder, denn die adamitische Sünde wird an ihm gestraft, und er trägt eine durch die Concupiscenz zerrüttete Menschennatur mit sich herum. Darum konnte auch Melanchthon (Apol. p. 58.) die Ansicht der Scholastiker verwerfen, daß jede Sünde eine freiwillige sei, (nihil esse peccatum, nisi voluntarium) indem er meinte, daß ein solche Sentenz wohl vor das Tribunal eines weltlichen

chen Richters, nicht aber vor dem heiligen und gerechten Gotte Sinn und Geltung habe, und daß daher jene philosophische Ansicht auf die Moralität des Volks einen so üblen Eindruck gemacht habe, daß man das Verdienst Christi geschmälert und in Hintergrund gestellt hätte.

Die von Köllner in diesem Capitel aufgestellten Sätze sind richtig, und machen den Sinn des lutherischen Systems recht klar und anschaulich. Auch die Ordnung, die er darauf eintreten läßt, können wir nur billigen. An die Spitze der Soteriologie stellt er nämlich das Capitel von der Prädestination. Es liegt am Tage, daß diese hierher gehört. Denn was die Erbsünde zerstört hat, das beschloß Gott im Menschen wieder herzustellen, und dieser Beschluß eben heißt Prädestination. Somit bedingt sich das Dogma von der Erbsünde und der Prädestination wie Grund und Folge, und die Prädestination als vorbereitender Act Gottes zur Seligkeit der Menschen steht ganz richtig an der Schwelle der ganzen Lehre von der Rettung und dem Heile der Menschheit. Auch bei dieser Lehre müssen wir an K. rühmen, daß er mit großer Klarheit die Hauptmomente des Systems aufgefaßt, sie gut geordnet, die Mängel erkannt, nicht etwa verborgen und vertheidigt, sondern, so gut es sich thun ließ, entschuldigt hat. Diese ganze Lehre wird ja stets ein Problem des menschlichen Verstandes auch des philosophirenden bleiben, und anzuerkennen ist wenigstens, daß die Verff. unserer Symbole der evangelischen Wahrheit hier namentlich möglichst treugeblieben sind, indem sie sich mit aller Macht gegen calvinische Sophismen zu verwahren suchten. Bei G. nimmt diese Lehre eine untergeordnete und falsche Stellung ein. Denn zuerst handelt er von der Person und dem Werke des Erlösers, dann von der Aneignung des Werkes Christi, der Rechtfertigung, dann von dem Wirken Gottes bei jener Aneignung, von der Gnade und eingeschaltet erscheint nun hier die Abhandlung über die Prädestination. Allein jene vor-

vorausgehenden Veranstaltungen und Leistungen erscheinen eben von der Prädestination bedingt, und ohne den Entschluß Gottes zur Beseligung der Menschen wäre kein Christus erschienen, sein Werk hätte keine Bedeutung und Kraft für die gebeugte Menschheit gehabt, und wäre nicht im Stande sich jenes anzueignen, da Gott selbst seine Gnade nur durch jenen Beschluß den Menschen zu Theil werden läßt. Die protestantische Kirchenlehre selbst erhält von G. (S. 840.) ihr verdientes Lob, „obgleich Luther selbst in einem frühern Zeitpuncte seines Lebens ein Mal, doch allerdings nur im tiefsten praktisch-christlichen Interesse hätte geneigt scheinen können, theil- und bezugweise den Knoten in einigermaßen calvinischartiger Verstandesconsequenz zu schürzen und zu zerhauen.“ Also ein praktisches Interesse bewog Luther im Streite gegen Erasmus sich auf den absoluten Standpunct zu stellen, nämlich zu behaupten, (S. Not. 19. S. 191.) daß der Sünder durchaus ohne alles eigene Verdienst und Würdigkeit nur gerechtfertigt und dadurch geheiligt werde aus Gottes freier Gnade, allein um Christi willen durch das göttliche Werk des Glaubens. Dieses Interesse erreichte aber Luther auch, wenn er nicht die menschliche Freiheit durch jene absoluten Philosopheme vernichtete, und in der That lag auch der ganzen Demonstration gegen Erasmus weniger Jenes zu Grunde, als die nichtbiblische Ansicht, daß man nach der Schriftlehre ein unausbleiblich über einen Theil der Menschen hereinbrechendes Strafgericht erwartete. Eben so falsch ist, daß Luther jenen Knoten in nur einigermaßen calvinischartiger Verstandesconsequenz geschürzt habe. Denn beide, Luther sowohl als Calvin, kommen auf dasselbe Resultat hinaus; bei Luther ist sogar Alles noch fatalistischer und sein Determinismus, gegen den sich Calvin glücklich verwahrte, ist entschieden. Daß Luther, wie G. sagt, später alle jene Härten vermied, ist wahr, daß er aber nie retractirt habe, ist grundfalsch. Zwar hat sich G. hier hinter das vieldeu-

deutige Wort Retractiren zurückgezogen; aber mag man es verstehen, wie man will, so steht doch vest, daß Luther nicht nur seine Meinung änderte, sondern dieß auch offen bekannte. Mit Recht sagt daher Löscher (ausführliche Hist. mot. II B. 4. c. 10.): „Wir gestehen ungezwungen, daß der selige Luther eine Zeit lang, da er aus dem Wuste der jämmerlichen Theologiae scholastic. sich herausarbeiten mußte, in dem philosophischen Absolutismo gesteckt habe, aber kaum so tief, als Augustinus selbst, welcher sich auch diese Art zu philosophiren gefallen ließ. Er hat selbst mündlich gestanden (wie Phil. Nicolai in Examine Pieriano p. 383.) meldet, daß er es aus der Philosophie mit Erasmo wagen und nicht von dem in der heiligen Schrift geoffenbarten, sondern verborgenen Gotte, oder sofern er uns ganz unbegreiflich ist, von dem absoluten und nicht in der heiligen Schrift geordneten und ordentlichen geoffenbartem Rechte Gottes hätte handeln wollen." Dafür also, daß Luther auch früher von Aufstellung eines abstract speculativen Prädestinationssystems fern gewesen, durfte sich G. nicht auf Stellen seiner Predigten berufen, wie S. 196. geschieht, sondern er mußte auf jenes Buch de servo arbitrio zurückgehen, das er freilich gar nicht ein Mal erwähnt, und dieses würde ihn eines Besseren belehrt haben. Er würde gefunden haben, daß Luther namentlich Wiclefs Meinungen aufstellte, dem die Kirche nicht mit Unrecht Fatalismus vorgeworfen hat. Dasselbe mußte er von Melanchthon bemerken, der denselben Grundsätzen in seinen locis bis zum J. 1535 huldigte. Ueberhaupt würde er auf die interessante Bemerkung geführt worden seyn, daß alle Bestreiter der Hierarchie im Mittelalter Deterministen waren. Gut gelungen ist ihm übrigens die Darstellung der calvinischen Theorie, nur hätte die geschichtliche Entwickelung, wie sie in den reformirten Bekenntnißschriften vorliegt, schärfer herausgestellt werden sollen. Eben so mußten namentlich die in der brandenb.

Con-

Confess. und auf dem 1631 zu Leipzig gehaltenen Colloquium, dessen Acten bei Augusti stehen (libr. symb. eccl. ref.), angebrachten Milderungen schärfer gefaßt, mit andern in den Kirchen des Mittelalters im Umlaufe begriffenen Meinungen verglichen, ihr Ursprung und ihre Verschiedenheit namentlich von der lutherischen praevisio fidei gezeigt werden. Der Lehre von der Höllenfahrt Christi, die Köllner (S. 647.) im Vergleiche zu den sogenannten Ständen Christi zu kurz behandelt, da von diesen nur gelegentliche Aeußerungen in den symbolischen Büchern sich finden, während die Concordienformel über jene ein eignes Capitel hat, hat G. eine falsche Stelle gegeben (S. 249.). Er behandelt sie nämlich sogleich nach der Uebersicht, die er im Allgemeinen über die Christologie gibt. Sie gehörte aber in das Capitel vom Werke Christi; denn Theils ist sie ein Theil dieses Werkes, Theils setzt sie, namentlich die lutherische Entscheidung, die Lehre von der Person Christi voraus. Jene bekannte Bestimmung, daß Christus mit seiner Gottheit und Menschheit zur Hölle gefahren sei, wird als eine alle Klügelei verpönende und einfältig glaubende, gerühmt, gleich als ob sie einfacher wäre, als die katholische, daß nur die Seele Christi jenen Act vollzogen, und als ob es nicht vielmehr die größte Klügelei sei, wenn man sogar die Gottheit mit hinabfahren läßt in die Stätte der Hölle! Aber weil Luther sich gelegentlich in einer zu Torgau gehaltenen Predigt zufälliger Weise also ausdrückte, galt das G. nicht für geklügelt, sondern für einfach glaublich. Wenn aber irgend Etwas, so beweist dieser locus recht deutlich, daß man die Dogmen nicht nur häufig zufällig, oft nur, um sich den Katholiken nicht zu nähern, sondern auch in offenem Widerstreite mit der Schrift feststellte. Denn das wird man doch wohl Niemandem zumuthen, zu glauben, daß in der Schrift nur eine Sylbe davon stehe, daß auch die Gottheit Christi in den Hades hinabgestiegen sei. Zum Glücke sagt dieß auch G. dieß Mal wirklich nicht,

und er kann daher nur den einfachen Glauben für das Wort Luthers in Anspruch nehmen. Nun gut, nehme er Lutherum, wir nehmen die Schrift. — Wie nun G. überall ein unbedingter Lobredner lutherischer Ansichten ist, auch da, wo Luther nicht einmal Glauben verlangt, oder wo seine Grundsätze durchweg gegen alles logische Denken verstoßen; so ist er es natürlich vorzugsweise in der Christologie und in der berüchtigten communicatio idiomatum. Er fand sich um so mehr gedrungen, hier ein entscheidendes Wort einzulegen, weil man ihm, laut Vorr. S. VII., Schuld gegeben hatte, er sei zur Union übergetreten. Das mußte sich in der Lehre von der Person Christi und der damit zusammenhängenden Abendmahlslehre documentiren. Daher beginnt er sogleich S. 250., wo er von dem Gegensatze der lutherischen und reformirten Kirche, insonderheit von der Person Christi spricht, das Dogma von der Ubiquität Christi, als ein auf die orthodoxe Lehre von einer vollständigen, persönlichen Union der beiden Naturen in Christo gegründetes herauszustellen, welches zwischen dem beide separirenden Nestorianismus und dem sie fast identificirenden, wenigstens confundirenden, Eutychianismus die reine Mitte behauptet, auf welchem eben so die Wahrheit des lutherischen Artikels vom Abendmahle beruht, als es an und für sich mit dem Fundamentalartikel des christlichen Glaubens von der Versöhnung der gefallenen Menschheit mit Gotte durch den Gottmenschen Jesus und Christus in der allerinnigsten und unzertrennlichsten Verbindung steht. Daher stattet er auch diesen ganzen Artikel mit Kraftstellen aus, in denen Luther auf die Sacramentsschwärmer, wie bekannt, nicht mit den mäßigsten Worten loszieht, unbekümmert um die große Mäßigung, welche in den frühern Symbolen herrscht, und um die Gegenreden katholischer und reformirter Polemiker. Gleichwohl hat G. nicht einmal die ganze Lehre von der Comm. idiom. deutlich genug dargestellt, noch weniger ihren scholastischen Ursprung nachge-

wie-

wiesen. Die Darstellung der griechischen Kirchenlehre, die in diesem Puncte der lutherischen sehr nahe kommt, hat er hier ganz übergangen. Zwar gründet sich allerdings jenes ganz zu Gunsten der Abendmahlslehre gemachte corollarium auf die orthodoxe Lehre von der Einheit der Naturen, aber sie verletzt diese selbst auf eine merkwürdige Weise. Denn davon zu schweigen, daß sie eine nur scheinbare Spitzfindigkeit einführte, auch in ihren Grundbegriffen, welche Köllner recht gut aufgestellt hat, schwankt, so war sie auch inconsequent und vermied nicht nur den Eutychianismus nicht, wie sich G. vorstellt, sondern verfiel geradezu in denselben. Inconsequent wurde sie; denn sie ließ auch die ruhenden Eigenschaften der Gottheit an die Menschheit übergehen, die doch immer die christliche Dogmatik für incommunicabilia gehalten hatte; eutychianisch war sie aber, denn sie ließ ja auch die Menschheit durch die göttlichen Eigenschaften gehoben und mit Allgegenwart ausgerüstet werden. Wenn also G. von der rechten Mitte spricht und wenn ihm jene Lehre für diese gilt, so mag er uns die Spitze zeigen, bis zu welcher das Dogma hätte auslaufen können. Denn das gestehen alle Dogmatiker, nicht bloß rationalistische, sondern auch supernaturalistische, daß es nicht leicht einen traurigern Beleg für das Zeitalter übertriebener Spitzfindigkeit geben könne, als diese Lehre ohne Kraft und Saft und ohne jenes frische Leben, welches wir doch wenigstens in der bessern Zeit der Scholastik noch gewahren. Dahin aber war es durch die unselige Zwietracht gekommen, welche der Abendmahlsstreit zwischen beiden Kirchen erregt hatte, und durch die Sucht, Das auch philosophisch festzuhalten, was die Gegner durch klare Gründe schon lange widerlegt hatten. Und was meint G. endlich dazu, wenn wir ihm sagen, daß Luther selbst diese ganze Lehre, die er noch nicht ein Mal in ihrer dürren Leblosigkeit erblickt hatte, selbst wieder fallen ließ, da ihm die Grundlage jenes Systems später nicht mehr gefiel? (S. Planck Gesch. d. protest. Lehrbegriffs

VI. S. 258 ff.) Und was würde Luther sagen, wenn er vom Tode erstünde und seinen treuen Jünger G. so ohne alle Gründe loben hörte, was er vor drei Jahrhunderten selbst nicht mehr vertreten wollte? —

Alles, was Christus zum Heile und zum Segen der Menschen auf Erden wirkte, und in seiner Erhöhung noch wirkt, war man seit alter Zeit gewohnt, unter dem dreifachen Amte, das er als Prophet, Priester und König verwaltete, zu betrachten. Nach diesen drei Beziehungen meinte man das vollendete Werk Christi darzustellen und zu umfassen. Köllner sagt mit Recht', daß die älteren lutherischen Theologen dieß auch nach dem Vorgange der ältesten Kirche systematisch durchzuführen bemüht waren, und verweist dabei auf *Euseb.* demonstr. evang. IV. 15. Allein nicht bloß bei Eusebius (außerdem auch Hist. eccl. I. 3.) findet sich jene alte Theilung, die durch Augustin in der alten Kirche solenn wurde, sondern sie findet sich noch früher schon bei Philo, der den Logos bereits Prophet, Priester und König nennt (s. Grosmann quaest. phil. I. p. 3.). Richtig bemerkt Köllner ferner (S. 648.), daß von jener dreifachen Unterscheidung in unsern Symbolen sich Nichts findet, ohne jedoch zugleich den Grund hierfür anzugeben. Es ist derselbe, vermöge dessen das ganze Leben des Herrn weniger mit erlösender Kraft erscheint, als sein Tod, der Mittelpunct des ganzen Werkes. Da nämlich Christus als Prophet vorzugsweise in lehrender Thätigkeit gedacht wurde, die ganze Lehre Jesu aber, sein heiliges Leben und Wirken im Systeme zurückgestellt wurde, weil vor Allem die Schuld der Menschen Büßung und Strafe zu verlangen schien, so trat jene dreifache Theilung, bei welcher man auch Christum als Lehrer hätte bedeutend herausstellen müssen, im alten Systeme von selbst zurück. Gerade deßhalb stellte der Socinianismus jene drei Aemter wieder heraus, jedoch so, daß sich die zwei übrigen um das prophetische gruppirten, wie Erhöhung und Be-

loh-

lohnung; was man ihnen auch bekanntlich zum Vorwurfe machte. Erst seit die Concordienformel auch dem Leben des Erlösers eine sühnende Kraft zugeschrieben, zufällig aber jene dreifache Theilung nicht aufgeführt hatte, konnte die lutherische Dogmatik dieselbe dem Socinianismus entlehnen, so aber, daß das hohepriesterliche Amt als der eigentliche Mittelpunct des ganzen Werkes erschien, das durch das prophetische angekündigt und durch das königliche vollendet wurde. G. mußte daher wenigstens da, wo er vom Socinianismus sprach, (S. 277.) anerkennen, daß hauptsächlich durch dessen Vermittlung jene Trilogie wieder in der Kirche aufkam. So ungünstig er auch überall über die Bestrebungen der Socinianer urtheilt, so klar liegt doch nach diesem Falle am Tage, daß ihre Lehrsätze auf die Form und Darstellung der orthodoxen Theologie bedeutsam einwirkten, und daß sie bei allen Inconsequenzen und Halbheiten ihres Systems durch ihr Zurückgehen auf das Wort der Schrift doch eine Reform der alten Theologie vorbereiteten und namentlich für biblische Theologie eine ungemeine Aufklärung herbeiführten. Merkwürdig ist, daß G. zu erwähnen vergißt, daß jene Theilung des Werkes Jesu in drei Functionen auch der reformirten, katholischen und griechischen Kirche nicht fremd war (Decl. Thor. p. II. 415. Cat. Rom. §. 56. Conf. orth. I. p. 34.). Da nun alle Kirchen des Mittelalters die alte Genugthuungslehre des Anselmus überkommen hatten; so mußten sie auch das Erlösungswerk nicht bloß im Opfertode vollendet, sondern für eigentlich begründet halten. Bekanntlich stimmen hierin die Symbole überein. Nur unsere Kirche und viel später die reformirte machte bekanntlich hierzu einen zweideutigen Zusatz durch die Annahme einer obedientia activa, indem man durch sie dem Systeme zu Hilfe kommen und eine Lücke desselben, die man sich durch den Scharfsinn der Socinianer hatte aufdecken lassen, ausfüllen wollte. G. sagt darüber Folgendes (S. 267.): „Genauer drückt sich sodann hierüber

über die Concordienformel Art. 3. de justit. fid. coram Deo aus, indem sie zugleich in vollkommenster materialer Harmonie mit Luthers und der luth. Kirche Lehre von Jeher formal zwischen einer obed. activa (dem heil. Leben Jesu als vollkommener Erfüllung des göttlichen Gesetzes durch ihn an Statt der Menschen) und passiva (der durch den Tod geleisteten Genugthuung) unterscheidet." Gegen jene materiale Harmonie mit Luther ist aber gar Vieles einzuwenden. Nirgends hat Luther weder in öffentlichen, noch in Privatschriften von der sühnenden und erlösenden Kraft des Lebens Jesu gesprochen, ja, nicht die geringste Andeutung findet sich sogar in den Schriften, in denen er am Ersten darauf kommen konnte, in den Katechismen. Wenn irgendwo, so mußte er in diesen einen Wink geben, daß die Volkslehrer bei'm Unterrichte nicht nur vom Tode Christi, als dem Mittel der Erlösung, sondern auch von dessen Leben Einiges erwähnen sollten; vielmehr findet sich hier das gerade Gegentheil. Die Menschheit war dem Tode verfallen, folglich muß, wenn jene nicht selbst, ihr Stellvertreter diesen Tod erleiden. Aber dieser Stellvertreter muß selbst sündenlos seyn, sonst büßte er den Tod für sich, nicht für Andere. In diesem Zusammenhange standen die Sätze und darum konnte, wie es auch wirklich geschehen ist, nur beiläufig von dem übrigen Wirken und Leben des Herrn die Rede seyn. K. hat daher ganz Recht, wenn er S. 649. eine Verschiedenheit hierin in den Angaben der Symbole findet. Auch das ist eine ganz richtige Bemerkung, daß, wenn die Concordienformel sogar die Auferstehung und die Himmelfahrt mit zum Versöhnungswerke rechnet, dieß eigentlich nicht der Consequenz des Systems gemäß sei. Aber darin hat K. zugleich mit G. Unrecht, daß er die durch die obed. act. gemachte Erweiterung des Systems nicht inconsequent findet. Höchstens durfte er sagen, daß es den in der Kirche schon vor Alters gemachten Bestimmungen nicht gerade zuwider gewesen sei, und daß man

durch jene Annahme alte Sätze erneuert und aufgenommen habe. Denn damals, als überhaupt der Lehrbegriff noch nicht fixirt war, als man über das verdienstliche Werk Christi noch verschiedene Bestimmungen ungestört neben einander bestehen ließ, und naturgemäßer über Leben und Verdienst des Erlösers dachte, hatte man auch des heiligen Wandels des Herrn noch nicht vergessen, sondern man betrachtete sein ganzes Daseyn als eine Stellvertretung. S. namentlich schon *Iren.* V. 17. Wo aber das anselmische System consequent durchgeführt erscheint, da ist auch jede Hervorhebung des dem Tode Christi vorausgehenden Lebens eine reine Inconsequenz, deren sich auch die lutherische und reformirte Theologie schuldig gemacht hat. Denn 1) war der Mensch nur der Strafe und Schuld verfallen und hatte vorzugsweise Gottes Gerechtigkeit gegen sich aufgebracht. Gott verlangte von dem Menschen Nichts als Strafe und diese leistete Christus. 2) Die Menschen hatten sich durch die Erbsünde um das Vermögen, Gott zu lieben, gebracht; das unfähige, willenlose Geschlecht war durchaus nicht im Stande, Gott einen Gehorsam zu leisten, es konnte nur ungehorsam seyn; Gott *konnte* also nicht einmal einen in der Liebe thätigen Gehorsam von den Menschen fordern; folglich bedurfte auch die Menschheit keinen Stellvertreter im Gehorsame, sondern nur einen in der Strafe und Schuld. Endlich 3) schließt auch ein Gehorsam den andern aus. Denn wenn der leidende Gehorsam der ungehorsamen Menschheit imputirt wird, so wird diese als eine gehorsame hingestellt. Es wird ihr die Strafe des Ungehorsams nicht angerechnet; sondern sie wird so betrachtet, als ob sie immer den göttlichen Geboten treu gehorcht hätte. Wird nun aber auch der thätige Gehorsam dem ungehorsamen Menschen imputirt, so wird sie nochmals wie eine gehorsame behandelt und die ganze alte Schuld ist zum zweiten Male vernichtet. Dieß sahen auch *Luther* und *Melanchthon* sehr wohl ein und hatten ganz Recht, wenn sie alles Gewicht auf den

den leidenden Gehorsam; keins aber auf den thuende legten. Darum sagt Melanchthon Apol. p. 93.: „D aber die Menschen wegen des leidenden Gehorsams für gerec erkannt werden; so kann sie das Gesetz nicht anklagen und ve dammen, obgleich sie dem Gesetze in der That nicht genug g than haben." So wie er nun voraussetzte, daß den Mensche der Gehorsam nicht zur Pflicht gemacht werden konnte, un wie er offen gestand, daß dieser Gehorsam nicht von ihnen ge fordert werde, weil der Tod des Herrn ihn ergänzte; so sprac er auch von dem activen Gehorsame Christi gar nicht, we dieser kein Object hatte, dem er angerechnet werden konnte.

Wie aber G. überall die unbedingte Erhebung des ge schriebenen Buchstabens in den Symbolen verfolgt, ohne Re chenschaft davon zu geben; so denkt er auch nirgends daran die Gründe zu untersuchen, aus welchen die Verfasser unsere Symbole das katholische Lehrgebäude angriffen. Bekanntlic leitete zwar die katholische Kirche aus dem überschwänglichen Verdienste des Todes Christi auf der einen Seite die Theori der Gnadenfülle in der Kirche ab, mit welcher sie zu Markt zog, um Geld zu verdienen; aber sie mußte auch, um dies an den Mann zu bringen, auf der andern Seite das Verdiens des Todes Christi geringer anschlagen, so daß der Mensch für sich selbst zu büßen und zu tragen hatte. Daher die Lehre von den kirchlichen Satisfactionen. Mit hohem sittli chem Ernste verwarf deßhalb Melanchthon beide Theorien und stellte den Tod Christi als zureichend hin, um durch ihn für alle Sünden des Lebens Vergebung zu erhalten und nannte die Lehre von der Nothwendigkeit der Büßungen eine erst spät und neulich noch ersonnene (recens conficta) Apol. p. 148. Hier mußte nun doch wohl der Symboliker wenigstens beiläufig Etwas über das Wahre und Falsche dieser Behauptung sagen. Gegen das Princip selbst läßt sich Nichts einwenden, wohl aber gegen die historische Bemerkung, daß die ganze Theorie der

Bü-

Büßungen erst ein Erzeugniß des Mittelalters sei. Es war vielmehr alte Ansicht in der Kirche und sie findet sich schon bei den Alexandrinern, daß eigene Büßungen durch einzelne gute Werke oder durch priesterlich übertragene Entsagungen möglich und nicht ohne verdienstlichen Werth seien. Eben so konnte in Bezuge auf die opera supererogativa und Anderes, was die protestantische Kirche als neuen Irrthum verschrie, Manches für das Alter jener, allerdings erst im späten Katholicismus recht grell und mißbräuchlich hervortretenden, Ansichten bemerkt werden.

Nicht weniger häufig Unrecht hat G. auch der reformirten Kirche gethan, und Differenzen da gefunden, wo keine sind. Weil Calvin und seine Partei sich von der communicatio idiomatum losgesagt, glaubt Guerike sofort, die reformirte Kirche habe wie den wahren Christus nicht, so auch nicht den wahren Glauben. Daher weiß er sogar Etwas an der reformirten Lehre von der Rechtfertigung auszusetzen (S. 285.). Zwar rühmt er ihr nach, daß sie auch hier die einzelnen hauptsächlichsten lutherischen Lehrbestimmungen aufgenommen habe, (gleich als ob wir uns mit Recht rühmen könnten, daß Luther früher als Zwingli hier das Wahre gefunden hätte, da Dieser unabhängig von Jenem die Reformation mit demselben Grundsatze begann, daß nur Christi Verdienst, nicht das feilgebotene der Heiligen unsere Sünden bedecke), aber, fügt er hinzu, sie kann natürlich durch ihre Irrlehre von der Person Christi ihre abstract theoretischen Bestimmungen recht kräftig und lebendig in die concrete Praxis führen, (also thut es Noth, daß zu dem Satze, Christi Tod wirkt sündenvergebend, der andere Satz nothwendig erfordert werde, daß Christi Menschheit allgegenwärtig sei). An dieser Stelle ist der übertriebene Eifer G's. doch zu ersichtlich, der, verbunden mit Kurzsichtigkeit und Blindheit für die Vorzüge Anderer leicht zu einem Fanatismus führen kann, dessen Auswüchse wir an jener Partei nicht selten

zum

zum Schrecken gewahr werden. Zwar fügt G. zur Motivirung seines Grundsatzes (S. 77.) noch hinzu: „Ist Christus nicht in jedem Momente seines Wesens und Seyns und in jeder Beziehung wahrhaft und wirklich Gott und Mensch; so ist auch seine Gerechtigkeit nicht in jedem Momente vollgültig zur Deckung menschlicher Sünde, wenigstens nicht lebenskräftig allezeit dafür zu erkennen;" allein das heißt doch wohl nichts Anderes, als: Wer da nicht glaubt, daß Christus nach seiner Menschheit auch jetzt noch überall allgegenwärtig ist, für den hat sein Tod auch keine rechtfertigende, sündentilgende Kraft, ein Gedanke, für welchen keine logische, noch moralische Nothwendigkeit vorliegt. Denn den Glauben von jenem Wahne abhängig zu machen, daß auch die Menschheit Christi göttliche Eigenschaften angenommen habe, ist einseitig, und zu meinen, daß nur durch jenen Glauben die Vergebung der Sünden bedingt sei, ist widersinnig. Auch ist jener Satz nicht einmal orthodox. Nirgends haben Luther und Melanchthon, ja nicht einmal die Verfasser der Concordienformel gelehrt, daß Christus auch als überall wirkender Mensch für die Menschheit Vermittler unserer Rechtfertigung sei, sondern ganz dem anselmischen Principe gemäß, als Gottmensch, unbekümmert um seine ubiquitas als Mensch, ein Attribut, welches sie nur in der Abendmahlslehre urgirten, weil sie desselben nur da bedurften. Nun hatte aber auch die reformirte Kirche dieselbe Ansicht von Christus, daß er Gottmensch war und es zur Sündentilgung nothwendig seyn mußte. Folglich stand sie auch in der Lehre von der Rechtfertigung ganz auf demselben Puncte, wie unsere Kirche. Und wenn irgend ein Zweifel darüber obwalten könnte; so verschwindet er bei Vergleichung der reformirten Bekenntnißschriften, von denen *Gall.* Art. 18. sagt: in sola Christi obedientia prorsus acquiescimus, quae quidem nobis imputatur, tum ut tegantur omnia nostra peccata, tum etiam ut gratiam coram Deo nanscisca-

eiscamur. Eben so falsch urtheilt G. auch über den Begriff des Glaubens in der reformirten Kirche. Er meint nämlich (S. 312. n. 137.), er komme dem katholischen näher, als der lutherische. Von dem katholischen hat er mit Recht' bemerkt, daß er mehr ein historisches Fürwahrhalten sei, von dem lutherischen, er sei ein vertrauensvolles Ergreifen der göttlichen Gnade und demgemäß ein neues, religiöses Lebensprincip, bestehend in der Hingabe an den Erlöser, welches nothwendig auch sittliche Wirkungen hervorbringen müsse. Was nun die Hingabe an den Erlöser anlangt; so ist im kirchlichen Systeme wenigstens an kein passives Sichüberlassen zu denken; sondern es heißt ausdrücklich von dem Glauben, er sei ein velle et accipere promissiones oblatas (Apol. 68.). Aber nichts Anderes war er auch in der reformirten Kirche. Denn die *Conf.* Helv. II. 6. definirt ganz ähnlich fides Christiana non est opinio ac humana persuasio (also durchaus nicht katholisch), sed firmissima fiducia (Melanchthon: fiducia promissionis), et evidens ac constans animi assensus (Melanchth.: sed est assentiri promissioni Dei), denique certissima comprehensio veritatis Dei. (Melanchth. Ap. p. 131. fides salvat, quia apprehendit misericordiam seu promissionem gratiae). Da beide Kirchen von demselben Grundgedanken ausgehen, daß der Mensch verderbt sei und daß die unendliche Schuld desselben nur ein Gottmensch sühnen konnte: so mußten sie auch zu demselben Resultate gelangen, daß nämlich nur der Glaube an den Versöhnungstod retten könne, und daß dieser den ganzen Menschen ergreife, ihn umwandle und zu einem Menschen Gottes umschaffe. Daher erklären auch beide Kirchen denselben für ein Gnadengeschenk Gottes. Conf. Helv. II. 16. Apol. p. 71., was G. eben so wie den Ursprung desselben nachzuweisen übergangen hat. Eben so beschuldigt er mit Unrecht' die reformirte Kirche in der Lehre von der Gnade einer in's Laxe gehenden Divergenz (S. 324.).

Den

Den Grundgedanken aber hat K. (S. 657.) gut nachgewiesen, nämlich, daß der Mensch ein Sünder ist, und in sofern er das göttliche Gesetz nicht erfüllt, der Vergebung und Rechtfertigung aus Gnaden bedarf, und daß er vorerst dieß anerkennen müsse. Nur hätten wir gewünscht, daß auch hier die oft gerühmte Consequenz des Systems schärfer geprüft worden wäre, wie es S. 658. in der Lehre von der widerstehlichen Gnade geschehen ist. Noch konnten außerdem die Spuren des Synergismus in der Concordienformel, deren Verfasser sich der Sache nicht einmal bewußt wurden, näher entwickelt werden.

Unter den Gnadenmitteln behandelt G. die Lehre von Gottes Worte zu kurz, denn er gibt weder eine Erklärung darüber, was man darunter verstand, noch wie man es theilte, noch über das Verhältniß zwischen Gesetz und Evangelium, noch wie man sich die Art seiner Wirksamkeit dachte, was K. S. 661. gut aus einander setzt. Aber eine strenge Scheidung und Angabe der verschiedenen Begriffe, die man mit dem Namen Gottes Wort verband, haben wir doch auch bei K. vermißt. Den Ausfall auf die reformirte Kirche, daß sie Wort und Geist spiritualistisch aus einander halte, müssen wir G. zu Gute halten (S. 371. n. 3.), zumal da wir nicht einmal wissen, was er damit sagen will. Denn die Reformirten sind uns weder wie Fanatiker vorgekommen, noch wie Materialisten. Wir sind aber gewohnt, von Leuten jener Richtung dergleichen ungegründete Schmähungen auf die reformirte Kirche zu vernehmen, denn auch Rudelbach hat sich nicht gescheut, den Oekolampadius einen Schwärmer zu nennen. — Der römisch-katholischen Lehre von den Sacramenten geht eine historische Einleitung voraus, in welcher über die Verwirrung, die in diesem ganzen Artikel sich zu Tage gelegt hat, gehandelt wird. Allein den wahren Grund derselben haben wir nicht gefunden, den nämlich, daß man sich eher über die Zahl der Sacramente stritt, als man sich über den Begriff derselben vereinigt

einigt hatte. G. hätte namentlich Luther's und Melanchthon's Schwanken und den Grund desselben herausstellen sollen. Die reformirte Kirche traf mit einem richtigen, praktischen Tacte auch hier schnell das Rechte. Doch läßt *Conf. Tetr.* Art. 16. die Zahl der Sacramente unbestimmt. Darauf sind Beide nicht eingegangen, wie es sich mit der Angabe der Sacramente in der augsb. Conf. verhält. Wenn G. unter Anderem sagt (S. 387. n. 54.), es hätten Rabanus Maurus und Paschasius Radbertus zwei, drei und vier Sacramente gezählt, so ist dieß durchaus falsch. Sie zählten nur zwei, denn das dazugefügte Chrisma gehörte zur Taufe. Erwähnt mußte auch werden, daß die verschiedenen Kirchenschriftsteller verschiedene Gebräuche für Sacramente ausgaben, und daß namentlich das vom heil. Bernhard für das Sacrament der Vergebung unserer Sünden erklärte Fußwaschen gewiß nur zufällig nicht in die Praxis übergegangen ist. (Serm. de coen. Dom. Opp. II. p. 181.). Auch das durfte G. nicht übergehen, daß Conf. Helv. II. 19. drei Elemente für die Sacramente aufzählt, verbum, signa, res. — Die Differenzen hinsichtlich der Taufe werden gut herausgestellt, nur hätte die den Katholiken eigenthümliche Vertheidigung der Kindertaufe (Cat. Rom. §. 273.) klarer entwickelt werden sollen. Die Lehre vom Fegfeuer wird S. 375. erwähnt, ohne jedoch in ihrem dogmatischen Zusammenhange nachgewiesen zu werden. Für die lutherische Lehre mußte aber G. zugleich bemerken, daß, da sie Auferstehung des Leibes und jüngstes Gericht annimmt, das Fegfeuer aber verwirft, dadurch eine Zwischenzeit zuläßt, die sie auszufüllen vergessen hat. Auch wäre es interessant gewesen, nachzuweisen, gegen welche einzelne Thesen die canones des tridentinischen Concils unmittelbar gerichtet waren, wenigstens in Fällen, wo man leicht nachkommen konnte. Namentlich in der Lehre von den Sacramenten ergibt es sich, daß die Väter von Trident auf die ihnen übergebene Conf.

Conf. Würtemb. viele Rücksicht nahmen und einzelne Sätze fast wörtlich aus ihr aufführten, wodurch zugleich Das berichtigt wird, was S. 77. steht, daß die Uebergabe jener von Brenz aufgesetzten und 1553 (nicht 1552) lateinisch herausgegebenen Bekenntnißschrift keine weitere Folgen gehabt habe. Aber für die Bedeutsamkeit der Stellung der Sacramente, wie sie auf dem Tridentinum aufgeführt werden, damit ein heiliger Kreis das ganze Leben umgebe, mußte noch Manches von G. bemerkt werden, damit auch hier an den Tag komme, wie sinnlich jene Kirche auch das Heiligste zu betrachten und auszustatten gewohnt ist. — Auch in der Lehre von der Kirche ist G. S. 537 ff. ein begeisterter Lobredner der symbolischen Ansicht, die in ihrer idealen Fassung allerdings ihr Gutes hat, bei der aber, wie K. richtig bemerkt (S. 679.), durch die Vermischung des Idealen und Realen manches Inconsequente und Unklare untergelaufen ist. Endlich kommt G. die Trennung des geistlichen und weltlichen Regiments, welches die augsb. Conf. Art. 28. verlangt, gut zu Statten, um einen Ausfall auf das Papstthum, das sich neuerdings in unserer Kirche zu constituiren drohe, zu machen, welches, wiewohl in veränderter Gestalt (nicht im geistlichen, sondern im weltlichen Kleide, dabei übrigens nicht im gemäßigten Episkopal-, sondern im strengsten Papalsysteme, ohne die Infallibilität selbst nur auf die cathedra zu beschränken) nur erst ein modernes (chiliastisirendes) Staatskirchenthum, Union selbst hier — ob auch willkürlich — anbahnend, zu restituiren droht (S. 674.). Dabei wollen wir G. nur Das zu bedenken geben, daß, wo der Staat sich in die Verhältnisse der Kirche drückend eingemischt hat, dieß immer nur eine Folge jenes Systems gewesen ist, welches durch und seit der Reformation aufkam, daß der Landesherr angestammter oberster Bischof der Kirche sei. Was ein chiliastisirendes Staatskirchenthum sei, gestehen wir nicht zu wissen; denn das wird G. jenem modernen Papstthume nicht zutrauen, das

er

er auch mit einem handgreiflichen Seitenhiebe auf Preußens Verhältnisse in seinem liebenswürdigen Style (Union selbst hier) nennt, daß es chiliastische Träumereien pflege. Oder meint er, in seiner änigmatischen Ausdrucksweise, jenes Kirchenthum glaube, erst nach tausend Jahren eine vollkommene Einigung herbeiführen zu können? Wir hoffen, daß dieß in weniger als einem Jahrhunderte gelingen wird. Ja, wir schmeicheln uns sogar, daß G's. Symbolik selbst zu einer Annäherung der Parteien beitragen werde, weil durch ein solches Buch Vielen die Augen darüber geöffnet werden müssen, daß der Glaube des 16. Jahrhunderts nicht wieder lebendig gemacht werden könne. Noch mehr aber erwarten wir dieß von der klaren, unbefangenen Darstellung K's. Zwar wird er durch die Aufhäufung des Materials, wie es sich bei G. findet, übertroffen, aber G. hat diesen Vorzug durch die bornirte Befangenheit des Urtheils, durch die schwülstige, ungenießbare Darstellung, durch die parteiische Beurtheilung anderer Systeme so abgeschwächt, daß wir nach Lesung einzelner Abschnitte froh waren, zu der gesunden, auf Grund und Boden fußenden, nicht in leeren Redensarten sich ergehenden Untersuchungen K's. zurückkehren zu können. — Ausgestattet sind übrigens beide Bücher gleich gut, nur hätten wir dem guerike'schen die Zugabe eines Inhaltsverzeichnisses gewünscht.

Pre-

Predigten über den ersten Brief des Johannes in seinem innern Zusammenhange, von Dr. J. C. G. Johannsen, Hauptpastor an der deutschen St. Petri-Kirche zu Kopenhagen. 1r u. 2r Bd. $40\frac{1}{2}$ Bg. Altona, bei Joh. Friedr. Hammerich. 1838. gr. 8. 3 Thlr.

Seitdem die Fesseln des alten Perikopenzwanges aufgehört oder doch Viel von ihrer vormaligen Strenge verloren haben, ist es hier und da Sitte geworden, über längere biblische Abschnitte oder ganze biblische Bücher zusammenhangende Vorträge zu halten. Auch Hr. Dr. Johannsen hat sich dieser Sitte angeschlossen und, wie er im Vorworte berichtet, von Zeit zu Zeit solche längere Predigtreihen mit Predigten über ältere und neuere Perikopen wechseln lassen. So hat er die Bergpredigt nach Matthäus, die Unterredungen Jesu mit Nikodemus und mit der Samariterin, die letzten Reden und Gebete Jesu bei Johannes, die ersten Capitel der Apostelgeschichte, den Brief an die Philipper, den des Jakobus und den ersten des Johannes homiletisch behandelt. Unter allen hat ihn der letztere vorzugsweise angesprochen und vielfach geäußerte Wünsche haben ihn vermocht, die hier anzuzeigenden Predigten herauszugeben.

Was sich nun für solche zusammenhangende Kanzelvorträge sagen läßt, hat der Verf. in einem einleitenden Vorworte sehr klar und vollständig zusammengestellt und versichert, hiermit Ueberzeugungen ausgesprochen zu haben, in denen er durch vielfältige, erfreuliche Erfahrungen immer mehr bevestigt worden sei. Und wer sollte seiner Versicherung nicht gern glauben, wenn er berücksichtigt, wie sehr der Verf. selbst als Theolog und Redner befähigt sei, der hier gestellten Aufgabe eine möglichst glückliche Lösung abzugewinnen, und daß er in der hochgebildeten Stadt, in welcher er diese Vorträge hielt, gewiß

eine Gemeinde um sich versammelt sahe, die ihn nur erfreuliche Erfahrungen machen ließ. Aber eben diese, bei ihm immer vester gewordene Ueberzeugungen scheinen ihn doch Manches übersehen zu lassen, was nicht ungegründete Zweifel an der Erreichung des Zieles, auf dem hier empfohlenen Wege, wecken dürfte. Sind es doch auch nur einzelne, wenn auch größere, Bruchstücke aus dem großen Ganzen der biblischen Offenbarung, die auf solche Weise der um den Prediger versammelten Gemeinde immer mehr zugänglich gemacht und aufgeschlossen werden, nur einzelne Sternengruppen, aber bei Weitem nicht „der ganze Sternenhimmel des Christenthums." Dieser hat so gut, wie der, welcher sich über uns wölbet, einen Umfang, den wir auch von der heiligen Sternwarte, von der Kanzel aus, nimmermehr umspannen werden. Dem frommen, nicht in die Wissenschaft eingeweihten Beschauer kann der Astronom nur die vorzüglichsten Sterne bemerklich machen, oder er läuft Gefahr, über dem Verweilen bei den kleinen und kleinsten, zu vielen Sternen erster Größe gar nicht zu kommen. Wer möchte nun glauben, daß es in den wenigen Stunden, in welchen die frommen Beschauer der in der Bibel aufgeschlagenen Sternenschrift versammelt sind, weiter zu bringen wäre? Des A. Ts., das doch auch seine herrlichen „Licht- und Glanzpuncte" hat, gar nicht zu erwähnen, müssen wir doch Alle gestehen, daß mehr als ein Menschenalter nicht einmal zureichen würde, in der Weise des Verfs. die Schriften des N. Ts. homiletisch zu umfassen. Seine Texte bestehen aus zwei bis drei, selten aus vier bis fünf Versen, und er hat über diesen ersten Brief des Joh., der in unserer Bibel nur zwei Blätter beträgt, 41 Vorträge gehalten, die, mit Ausschlusse der Festzeiten, wenigstens ein Jahr ausgefüllt haben. Es wäre schon eine Aufgabe, hiernach die Predigten nur zu berechnen, die, nach Maßgabe des den Text bestimmenden und begrenzenden Inhalts, von sämmtlichen Schriften des N. Ts. sich er-

geben würden; wo sie aber gehalten werden sollten, da würde mehr als ein Prediger und mehr als eine Generation der Gemeinde darüber absterben. Sollen aber diese, wir möchten sagen, homiletischen Rosenkränze nur auf einzelne Bücher oder längere Abschnitte der Bibel sich erstrecken; so sind es, wie schon bemerkt, auch nur Bruchstücke, und es ist um „den ganzen Sternenhimmel des Christenthums" geschehen. Es kommt dann aber auch noch der nicht zu übersehende Uebelstand hinzu, daß, wenn die Wahl darüber freisteht, — und Vorschriften würden sich aus mehr als einem Grunde auch nicht gut geben lassen, — die Einseitigkeit dogmatischer Ansichten sehr nachtheilig einwirken könnte. Die Meisten würden vorzugsweise die Bücher und Abschnitte wählen, welche ihrer theologischen Richtung am Meisten zusagten; der Eine würde bei den Evangelien stehen bleiben, der Andere nicht von den Briefen loskommen, Dieser würde nur den Synoptikern, Jener nur dem Johannes folgen, hier würde Paulus, dort Jakobus an der Spitze stehen, und endlich würde es auch nicht an Gemeinden fehlen, die sich eine lange Zeit nur aus der Apokalypse müßten erbauen lassen. Der Nachtheil, der daraus entstehen könnte, wäre größer, als der vermeintliche Gewinn, den solche Predigtreihen zu bringen vermögen. Denn um nicht bloß ihre extensive, sondern auch ihre intensive Seite zu beleuchten; so gilt von ihnen ganz, was der Verf. von den Anmerkungen zu den Uebersetzungen der Bibel sagt. Auch sie „können wenigstens keine ausführliche Begründung geben, und werden daher in sehr vielen Fällen ihren Zweck bei Weitem nicht erreichen." Der Verf. gesteht das gewissermaßen selbst zu, wenn er sagt, daß die gedruckte Predigt Manches weiter ausführen und tiefer begründen müsse, als die bloß mündlich vorgetragene. „Daher," heißt es S. XVII., „darf hier (bei der gedr. Pred.) auch die fortlaufende Texterklärung, die dort der Erbauung immer subordinirt bleiben mußte, schon mehr als coordinirt her-

vor-

vertreten. Hat man es vollends mit einer Schrift zu thun, die, wie der erste Brief des Johannes, bei aller Klarheit doch so unendlich tief, und bei aller anscheinenden Leichtigkeit doch stellenweise so überaus schwierig ist; so wird es gewiß keinem denkenden Leser unwillkommen seyn, in den oft verborgenen Gedankengang noch weiter, als es der mündliche Vortrag gestattete, hineingeführt zu werden." Und wenn der Verf. dann versichert, „daß, was er jetzt den Lesern übergebe, nicht sowohl bloße Revision des früher Geredeten, als vielmehr eine völlig neue Ueberarbeitung des Stoffes sei, die ihn in manchen Stücken zu ganz anderen Resultaten geführt habe;" so rechtfertigt sich doch wohl die Behauptung, daß es auch im mündlichen Vortrage um die ausführliche Begründung nicht so sicher bestellt sei, als man bei jenen homiletischen Catenen meint. Muß übrigens die Texterklärung, wie der Verf. mit Recht bemerkt, auf der Kanzel immer subordinirt bleiben; so wird auch die homiletische Behandlung ganzer Bücher keinen viel bedeutenderen Beitrag zur Versöhnung der Wissenschaft mit dem Leben liefern, als die auf gleichem wissenschaftlichen Standpuncte beruhende homiletische Behandlung älterer und neuerer Perikopen: im Gegentheile wird sie dadurch, daß sie sich anheischig macht, dem Zuhörer das Verständniß jeder Stelle zu öffnen, nicht selten auf die größten Schwierigkeiten stoßen und leicht Gefahr laufen, die Wissenschaft mit dem Leben zu entzweien, weil sie bald den Zwiespalt der Wissenden aufdecken, bald ein non liquet der Wissenschaft eingestehen (man denke nur an Gal. 3, 20., das bekanntlich in einer Sonntagsepistel vorkommt und von Reinhard in der betreffenden Predigt ganz unberührt gelassen worden ist), bald das kritische Messer nicht ohne Gefahr für den Glauben oder doch die Erbauung auf der Kanzel gebrauchen muß. Das Erste und Letzte ist auch vom Verf. geschehen, er hat verschiedene, sich widersprechende Erklärungen, öfters selbst ausführlich, erwähnt, wie z. B. in der

6. Pr. von dem alten und neuen Gebote, und bei der Stelle Cap. 5, V. 7—8. sahe er sich auch zur Handhabung des kritischen Messers genöthigt. Wir glauben gern, daß der Vf. genau wußte und erwog, in wie weit Beides bei seiner Gemeinde zulässig seyn mochte, die übrigens von jenen ausführlicheren Bemerkungen über verschiedene Auffassungen einer Stelle Viel weniger gehört haben wird, als wir in dieser neuen, für den Druck bestimmten Ueberarbeitung des Briefes lesen; bei tausend andern Gemeinden aber dürfte Solches nicht zulässig seyn, vielmehr auch hier das Wort des Herrn seine Anwendung finden: „Ich hätte euch noch Viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen" (Joh. 16, 12.). Wenn ferner der Verf. von den alten Perikopen bemerkt, daß sie „am Wenigsten zu einer vollständigen Darlegung der ganzen christlichen Religionslehre geeignet sind," so können wir nicht umhin, diese Bemerkung auch hier geltend zu machen. Es ist gewiß eine oben anstehende Pflicht des Predigers, eine möglichst vollständige Erkenntniß der christlichen Religionslehre bei seiner Gemeinde zu erhalten und zu befördern, aber bei jahrelangem Predigen über ein biblisches Buch wird dieses Ziel so wenig erreicht, daß sich dagegen behaupten läßt, ein richtiges Gefühl für diese Aufgabe werde unwillkürlich zum Predigen über Perikopen führen. Bei diesen entgeht man dann auch den Wiederholungen, welche der Verf. bei Johannes selbst zugesteht, und welche, man wähle ein ganzes Evangelium oder einen ganzen Brief zur fortlaufenden homiletischen Behandlung, mehr oder weniger vorkommen werden. Alle Wiederholung aber, wenn auch unter mancherlei Nüancen der „Verbindung und Beziehung," hat für den Zuhörer etwas Ermüdendes, und wo und wann hätte man mehr Ursache, dieß zu vermeiden, als in unseren Tagen auf der Kanzel? Endlich können wir auch nicht bergen, daß es uns scheinen will, als ob bei solchen Predigtreihen die Kirche das Ansehen der Schule bekomme, in welcher

Jeder

Jeder seine Lection abzuwarten hat, und das Casuale und Speciale, das die Predigt erst zur rechten Predigt macht, mehr oder weniger hintangesetzt werde.

Doch genug der Gegenbemerkungen, mit welchen wir nur dem audiatur et altera pars sein Recht gewähren und vor blinder Nachahmung dieser neuerdings beliebt gewordenen, homiletischen Sitte warnen wollten. In ihrer gehörigen Beschränkung, nämlich unter vorherrschender Abwechselung mit älteren und neueren Perikopen, kann sie dazu beitragen, die Bekanntschaft mit der Bibel und das Verständniß ihres Geistes zu befördern, und wer sie befolgen will und darf, dem können wir des Verfs. homiletische Behandlung des ersten johanneischen Briefes als musterhaft empfehlen. Sie zeichnet sich zunächst von ihrer exegetischen Seite so vortheilhaft aus, daß man fast wünschen möchte, die gediegene Texterklärung noch vollständiger und ohne das homiletische Beiwerk zu besitzen. Denn was zum Verständnisse dieses, sowohl in seinem Zusammenhange, als in vielen einzelnen Stellen Nichts weniger als leichten, Briefes bis jetzt geleistet worden ist, das findet sich hier nicht bloß mit einer Sorgfalt benutzt, welche für die Versicherung des Verfs., „die zwischen dem mündlichen Vortrage und dem Drucke dieser Betrachtungen liegende Zeit zu wiederholten exegetischen und kritischen Studien benutzt zu haben," überall Zeugniß gibt, sondern auch mit einer Selbstständigkeit berichtigt und vermehrt, welche von der vertrautesten Bekanntschaft des Verfs. mit Johannes zeigt. Ganz unverkennbar ist vorzüglich sein Verdienst um die Nachweisung des Zusammenhanges des Briefes in seinen kleinern und größern Partieen, und sein Werk konnte keine, seine hervorstechende Eigenthümlichkeit bezeichnendere, Aufschrift bekommen, als ihm der Verf. durch den Zusatz: „in seinem inneren Zusammenhange," selbst gegeben hat. Aber auch um das richtigere Verständniß einzelner Stellen hat er sich verdient gemacht, und durch Beides seinen

Pre-

Predigten einen exegetischen Werth verliehen, der sie vorzugsweise zu Predigten für Prediger macht. Wenn es uns der schon sehr in Anspruch genommene Raum dieser Blätter gestattete, würden wir es an belegenden Beispielen nicht fehlen lassen. So müssen wir uns aber begnügen, nur ein Paar Stellen anzuführen, und zwar um nicht bloß die Richtigkeit, sondern zugleich auch die der Predigt angemessene Popularität der Texterklärung kenntlich zu machen. Vom „Worte des Lebens" (Cap. 1, 1.) sind bekanntlich verschiedene Erklärungen gegeben worden; die einzig richtige weist der Verf. auf folgende Weise nach (S. 8.): „Gehen wir von dem Bekanntesten aus, so werden wir uns sogleich erinnern, wie oft und wie gewöhnlich im N. T. die Lehre Jesu das Wort des Lebens genannt wird, und wem schwebt hierbei nicht jener begeisterte Ausruf des Petrus vor: Herr, du hast Worte des ewigen Lebens! — bei dir finden wir wahrhaft beseligende, ewiges Heil bringende Belehrung! Allerdings möchten wir nun auf den ersten Blick geneigt seyn, diese Bedeutung des Wortes auch hier gelten zu lassen; wir müssen aber davon zurückkommen, sobald wir bemerken, daß dann nicht alle Ausdrücke des Johannes passend seyn würden. Von dem eigentlichen Worte Jesu ließ sich zwar wohl sagen: „das wir gehört," aber nicht: „das wir gesehen, beschauet, betastet haben;" diese Ausdrücke weisen geradezu auf Jesum selbst hin. Befremden darf uns auch eine solche Bezeichnung des Heilandes schon deßhalb nicht, weil es überhaupt in der heil. Schrift nichts Seltenes ist, daß die Wirkung Statt der Ursache gesetzt wird; aber hier hat dieser Ausdruck überdieß noch einen tiefern Grund und Sinn. Jesus wird das Wort des Lebens genannt, nicht bloß, weil er das allbeglückende Evangelium verkündigte, sondern auch und vornehmlich, weil er es an sich selbst, an seiner eigenen Person und in seinem eigenen Leben thatsächlich darstellte. Zu einer solchen Bezeichnung waren die Apostel durch seine eigenen

Aus-

Aussprüche vollkommen berechtigt. Sagte er doch von sich selbst: „ich bin der Weg" u. s. w. Ueber Cap. 2, V. 12 bis 14. sagt der Verf. (S. 105 u. 106.): „Wie der 12te Vers den bisherigen Abschnitt beschließt, so bilden die beiden nächsten Verse den Uebergang zu dem folgenden Abschnitte des Briefes. Hatte Johannes bisher zu den Christen im Allgemeinen geredet, so wendet er sich nun an die einzelnen Lebensalter in's Besondere. Deutlich zeigen dieß die Anreden im 13. Verse, an Väter, Jünglinge und Kinder, und es ist durchaus kein Grund vorhanden, dieselben bildlich zu nehmen und, wie einige Ausleger gethan haben, entweder auf die längere oder kürzere Zeit der Bekehrung zu Christo, oder auf die verschiedenen Stufen christlicher Erkenntniß und Sittlichkeit zu beziehen, u. s. w. — —" Fast noch weniger haben einige Ausleger sich in das Verhältniß des wiederholten: „ich schreibe," zu dem wiederholt folgenden: „ich habe geschrieben," zu finden gewußt. Schweigen wir von der weit hergeholten Erklärung Derer, die das Letztere entweder auf das Evangelium unseres Apostels, oder gar auf einen früheren, verlorengegangenen Brief desselben haben beziehen wollen, und sehen wir nur auf Diejenigen, die, wie es die Natur der Sache erfordert, in dem Kreise unseres Briefes selbst stehen blieben. Da meinte man denn, (Lücke und Rickli,) mit dem: „ich schreibe," deute Johannes auf den folgenden Abschnitt seines Briefes, worauf er dann in dem: „ich habe geschrieben," einen Rückblick auf den vorigen Abschnitt folgen lasse; und von dieser Voraussetzung ausgehend, glaubte man sogar auch die besonderen Beziehungen des Einzelnen im Vorhergehenden und Nachfolgenden nachweisen zu können. Aber gesetzt auch, daß diese Nachweisungen weniger gesucht und gezwungen wären, als sie es für jeden nicht in jener Voraussetzung Befangenen wirklich sind; kann man es auch nur im Mindesten wahrscheinlich finden, daß Johannes, bei dem durchgängig so sinnigen, ein-

fachen

fachen und herzlichen Tone des ganzen Briefs, auf eine so künstliche und versteckte Weise sollte zu Werke gegangen seyn? Kann man ihm zutrauen, daß er so seltsam und unnatürlich die Beziehung auf das Folgende sollte vorangestellt und den Blick auf das Vorhergehende hinterher eröffnet haben? Ist man berechtigt, ihm eine solche Undeutlichkeit des Ausdrucks aufzubürden, daß er gesagt hätte: „ich schreibe," wo er nothwendig, um etwas so ganz Unerwartetes anzukündigen, hätte sagen müssen: ich will oder werde schreiben? Und ist denn etwa das wiederholte: „ich habe geschrieben," so wie es hier auf das gleichfalls wiederholte: „ich schreibe," folgt, so schwierig zu erklären, daß man, zu so unnatürlichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, sich unausweichlich gedrungen sähe? Liegt es doch so nahe, ist es doch so ganz natürlich, das: „ich habe geschrieben," geradezu auf das unmittelbar vorhergehende: „ich schreibe," zu beziehen, und darin nur eine nachdrückliche Wiederholung und dringendere Einschärfung des so eben Gesagten zu finden, daß man sich wahrlich wundern muß, wie man von dieser einfachen Erklärungsweise auch nur einen Augenblick hat abweichen können!" Nur noch eine Stelle wollen wir anführen, um auch ein Beispiel einer nicht stichhaltigen Erklärung beizubringen, nämlich die schon oben erwähnte vom alten und neuen Gebote, Cap. 2, 7. (S. 76.). In welchem Sinne es Johannes hier ein altes nenne, ob er sagen wolle, es ist ein vom Anfange des Christenthums gegebenes, oder schon von Moses und den Propheten ausgesprochenes, oder es ist das uralte und ewige, das schon der Schöpfer in die Menschenbrust legte, kann streitig bleiben; mit der Entscheidung für die eine Erklärung aber fällt doch die Annahme der anderen weg, und man kann dem Verf. nicht beistimmen, wenn er sie sämmtlich annimmt und zu dem Ende behauptet: „So unzweifelhaft es auch ist, daß im Allgemeinen jeder Ausspruch der Schrift nur einen Sinn haben könne; so läßt es sich doch gar wohl denken,

ten, daß ein Apostel, wenn er sich eines Ausdrucks bedient, der in mehr als einem Sinne genommen und wahr gefunden werden kann, eben auch diesen mehrfachen Sinn könne beabsichtigt, und ein reiches Wort als den kürzesten Weg zur Darlegung mehrer wichtigen Wahrheiten gewählt haben." Was im Allgemeinen gilt, muß auch im Besonderen gelten, und wenn auch der homiletische Gebrauch aller obigen Erklärungsweisen erlaubt seyn muß, weil sie alle nach den Worten des Apostels zulässig sind und zugleich lauter Wahrheiten enthalten, die für unsere Folgsamkeit gegen das Gebot Christi von Gewichte und Bedeutung sind; so ermangelt es doch aller hermeneutischen Rechtfertigung, die Absicht eines mehrfachen Sinnes dem Apostel beizulegen.

Predigten von einem so rühmlichst bekannten Verf., wie Hr. Dr. Johannsen, können auch von ihrer dogmatischen Seite den Leser nicht unbefriedigt lassen. Die vorliegenden haben uns in dieser Hinsicht eine große Befriedigung gewährt. Sie geben, bei seiner gesunden, von dogmatischer Befangenheit freien, Exegese ein schönes Zeugniß von der ursprünglichen Harmonie zwischen christlichem Glauben und vernünftiger Erkenntniß, und damit einen dankenswerthen Beitrag zu der immer noch so nöthigen Wiederherstellung des Friedens zwischen Vernunft und Offenbarung. In allen zeigt sich der Verf. als der „kundige Führer," der den wesentlichen Lehrgehalt der Offenbarung aus der heiligen Urkunde rein und sicher herauszuheben versteht, und von einer Verwischung oder Verflachung des eigenthümlich Christlichen eben so weit entfernt ist, als von einer Versetzung desselben mit dem nur christlich Scheinenden oder für christlich Ausgegebenen. Zum deutlichsten Belege dafür kann die vierte Predigt dienen, über Cap. 2, 1—2., welche „Jesum als unsern Fürsprecher und Versöhner" zum Gegenstande hat. Diese Ausdrücke des Apostels werden zuerst nach ihrem Ursprunge erklärt, sodann ihrer bildlichen Hülle entkleidet,

det, hierauf aus derselben der wirkliche Lehrgehalt hervorgehoben und zuletzt der Gebrauch nachgewiesen, den wir von dieser Lehre zu machen haben. Im ersten Theile wird daran erinnert, daß die Apostel eben so begreiflicher als natürlicher Weise fast alle Ausdrücke, deren sie sich vom Geschäffte Jesu zum Heile der Menschheit bedienten, sowohl von den Messiashoffnungen ihrer Nation, als von den Formen ihres Gottesdienstes entlehnten, und hierauf gezeigt, wie von dem hohenpriesterlichen Amte die Darstellung Jesu als eines Fürsprechers und Versöhners hergenommen sei. Daß nun aber diese Darstellung nicht eigentlich, sondern bildlich zu verstehen sei, wird im zweiten Theile aus einer Vergleichung jener Ausdrücke mit dem Geiste des Evangel. bis zur vollesten Evidenz nachgewiesen. „Wer kann," heißt es hier unter Anderem, S. 47., „im wörtlichen Sinne Opfer und Priester geltend machen wollen vor Dem, der nur im Geiste und in der Wahrheit angebetet seyn will, ohne ihn unwürdig in den Kreis der Sinnenwesen herabzuziehen? Wer kann sich einen wirklichen Tempel im Himmel, und vollends ein nach jüdischer Weise abgesondertes Allerheiligstes in demselben, in welches Christus eingegangen sei, vorstellen, ohne zu verrathen, daß seine Weltkunde, wie seine Gotteserkenntniß, noch ganz in der Kindheit liege?" Und S. 48., wo jene Vergleichung an den einzelnen Geschäfften des Hohenpriesters durchgeführt wird, heißt es in Beziehung auf die Bezeichnung Jesu als eines Fürsprechers: „Aber fasset Alles zusammen, was eigentlich in diesem Worte liegt und liegen kann, und ihr werdet euch überzeugen, daß es mit würdigen Vorstellungen von Gotte, wie sie das Christenthum uns mittheilt, nicht vereinbar ist. Denken wir uns zuerst, was am Nächsten liegt, daß Jesus Gott für uns erbitte, und ihn dadurch zur Gnade gegen uns stimme und bewege: gleich hier spricht Alles dagegen. Schon der Ausdruck in unserem Texte: wir haben einen Fürsprecher bei dem

Vater,

Vater, muß uns davon zurückbringen; denn wie dürfte ein Vater, der seine Kinder liebt, und ihnen gerade durch die Sendung seines eingebornen Sohnes schon den größten Thatbeweis seiner Liebe gegeben hat, erst bewogen werden, ihnen gnädig zu seyn? Haben wir doch den entscheidenden Ausspruch Jesu selbst: „ich sage euch nicht, daß ich den Vater für euch bitten will, denn er selbst, der Vater, hat euch lieb." — Denken wir uns ferner, daß Jesus, als unser Fürsprecher von Gotte anführe, ihm in Erinnerung bringe, vor ihm geltend mache, was sich zu unseren Gunsten sagen läßt, um ihn auf diese Weise für uns geneigt zu machen: auch dieß steht im Widerspruche mit der christlichen Lehre von dem Allwissenden, von dem Jesus selbst erklärt: „Euer himmlischer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet," und von dem Unwandelbaren, „bei dem kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß ist," und der durch keine äußere Einwirkung je kann umgestimmt werden. — Denken wir uns endlich, daß Jesus, der in unserem Texte bezeichnet wird als ein Fürsprecher, „der gerecht ist," oder als der Reine und Schuldlose, als Solcher sein Verdienst vor Gotte zu unserem Besten geltend mache, so daß es uns zugerechnet werde: so tritt uns abermals die entschiedene Lehre des Evangel. entgegen, daß Niemand auf Erden, selbst durch die vollkommenste Erfüllung des Willens Gottes, ein Verdienst vor ihm erwerben könne, sondern, wenn er Alles geleistet, doch nur seine Schuldigkeit gethan habe, und daß am Allerwenigsten ein solches Verdienst, gesetzt auch, daß es sich je erwerben ließe, auf einen Anderen übergehen und demselben zugerechnet werden könne, da Gott nicht bloß der Allheilige ist, der gleichmäßig von allen vernünftigen und freien Wesen Alles fordert, was ihnen nach ihren Kräften zu leisten möglich ist, sondern auch der Allgerechte, der einen Jeden nur nach eigener Würdigkeit beurtheilt und behandelt, und der Allweise, der, indem er den Einzelnen bald Strenge und bald

Mil[l]

Milde erweist, Jeden von seinem besondern Standpuncte aus auf die angemessenste Weise zur Heiligung und Beseligung leitet. — Ihr sehet, Geliebte, wir haben Alles erschöpft, was ein Fürsprecher durch Wort und That leisten kann, und keine einzige Vorstellung gefunden, die eine buchstäbliche Auffassung dieses ersten hohenpriesterlichen Geschäfftes Jesu rechtfertigen könnte." Im dritten Theile wird daher der wirkliche Lehrgehalt jener Darstellung darein gesetzt, S. 53.: „Durch diese ganze Vergleichung Jesu mit dem jüdischen Hohenpriester wollten die Apostel nur den Gedanken recht anschaulich machen: Er hat in That und Wahrheit bewirkt, was allen bisherigen Sühnungsmitteln unmöglich war; allen Priester- und Opferdienst hat er mit einem Schlage gestürzt; durch ihn ist uns die freudige Gewißheit geworden, daß wir, wenn wir uns seiner Leitung ganz vertrauen, zuverlässig Vergebung von Gotte erwarten dürfen; durch ihn haben wir „Frieden mit Gotte und freien Zugang zu seiner Gnade," und dürfen ihm vertrauensvoll, wie Kinder ihrem Vater, nahen." Schon hieraus ergibt sich nun auch von selbst, daß im letzten Theile ein ganz anderer Gebrauch dieser Lehre vorgetragen werde, als von jenen Neuevangelischen, welche alle sittliche Kraft des Menschen leugnen und alles Tugendstreben verachten, weil es eine Beeinträchtigung des Verdienstes Christi sei, dem der größte Sünder, als an welchem sich sein Verdienst am Meisten verherrliche, der Liebste unter seinen Bekennern seyn müsse.

Was endlich die homiletische Seite dieser Predigten betrifft, so bedarf es wohl kaum erst der Versicherung, daß sie auch in dieser Hinsicht ihres Meisters würdig sind. Da sie es sämmtlich vorzugsweise mit der Aufgabe zu thun haben, in den Sinn, Geist und Zusammenhang des Textwortes einzuführen, und auch sämmtlich in der außerfestlichen Zeit des Kirchenjahres gehalten wurden; so wird Niemand den höheren Styl und Schwung oratorischer Darstellung in ihnen erwarten.

Desto

Desto mehr zeichnen sie sich durch eine edle, der gebildeten Gemeinde, vor welcher sie gehalten wurden, entsprechende Popularität und durch eine Herzlichkeit des Vortrags aus, die mit dem Ausdrucke der Liebe im Briefe des Johannes in schönem Einklange steht. Als rechten Träger einer rechten Popularität betrachten wir aber die logische Ordnung, die in jeder Predigt zu Hause seyn soll, und die man hier nicht leicht vermissen wird. Wie jeder Text nur so Viel umfaßt, als logisch zusammengehört, so bildet jede Predigt ein Ganzes, das in dem, freilich meist nur einer Ueberschrift ähnlichen, Hauptsatze seinen Mittelpunct findet, seine, oft mit treffender Kürze bezeichneten, Theile durchgängig aus dem Texte entlehnt und in seiner Ausführung, bei aller Freiheit des Gedankenganges, doch stets fern bleibt von jener Willkür, die bald Ungehöriges herbeizieht, bald Gehöriges ausläßt. Wenn letztere hier und da original gefunden worden ist; so können wir versichern, daß von solcher Originalität hier keine Spur zu finden sei. Wie treffend der Vf. zu disponiren weiß, können folgende Beispiele zeigen: über die bekannte Stelle Cap. 2, 15—17.: Habet nicht lieb die Welt u. s. w.: „Warnung vor der Weltliebe," denn wer die Welt lieb hat, „der ist weder Gottes Kind, noch Gottes Bild, noch Gottes Erbe;" über Cap. 3, 6—10.: „der wahre Christ sündigt nicht; er darf nicht, will nicht, kann nicht sündigen." — Allen Predigten gehen Exordien voraus, die uns bei solchen Predigtreihen am Wenigsten an ihrer Stelle zu seyn scheinen. Denn wenn sie, wie es hier öfters geschieht, nicht der Anknüpfung an die vorhergegangene Predigt, oder der summarischen Uebersicht über den bisher behandelten Abschnitt des biblischen Schriftstellers dienen; so erscheinen sie nur als unnöthige Unterbrechungen und sollten billig wegfallen. Zum Schlusse theilen wir unseren Lesern noch die Uebersicht über den Inhalt des Briefes nach der Eintheilung des Verfs. nebst den Hauptsätzen der Predigten mit, und bemerken nur noch zuvor,

daß

daß der Predigtsammlung eine Uebersetzung des Briefes beigegeben ist, die sich so viel möglich an die lutherische anschließt, das leichtere Verständniß des Briefes zu befördern sehr geeignet und als eine sehr angemessene Zugabe zu diesen Predigten über den ganzen Brief zu betrachten ist. Uebersicht: Einleitung: Zuverlässigkeit, Gegenstand und Zweck der apostolischen Predigt, Cap. 1, 1—4. 1ste Pr.: Die Verkündigung der Apostel. Erster Theil: Hauptlehren des Christenthums, Cap. 1, 5. — Cap. 2, 12. I. Gott ist Licht, und nur wer im Lichte wandelt, hat Gemeinschaft mit ihm. 2te Pr.: Der Wandel im Lichte, Cap. 1, 5—7. 3te Pr.: Die Anerkennung unserer Sündhaftigkeit, 1, 8—10. II. Durch Christum erlangen wir Gnade, wenn wir seinem Gebote und Wandel folgen. 4te Pr.: Christus unser Fürsprecher und Versöhner, Cap. 2, 1—2. 5te Pr.: Christum kennen, heißt: seine Gebote halten, 2, 3 bis 6. III. Das Gebot Christi hat seinen Mittelpunct in der Bruderliebe, ohne die man noch in Finsterniß ist. 6te Pr.: Das alte und neue Gebot Christi, 2, 7—8. 7te Pr.: Die Bruderliebe als Christenbewährung, 2, 9—12. Uebergang zum zweiten Theile, 8te Pr.: Das Christenthum als eine Religion für jedes Lebensalter, 2, 13—14. Zweiter Theil: Ermahnungen, die aus jenen Hauptlehren abfließen. Cap. 2, 15. — Cap. 3, 22. I. Habet nicht lieb die Welt, sondern bleibet in der Liebe Gottes. 9te Pr.: Die Weltliebe, 2, 15 bis 17. 10te Pr.: Die Herrlichkeit des Christenthums, 2, 18 bis 19. 11te Pr.: Die Weisheit des Christen, 2, 20—21. II. Bleibet Christo treu und verleugnet ihn nicht. 12te Pr.: Die Verleugnung Christi, 2, 22—26. 13te Pr.: Christentreue, 2, 27—29. III. Trachtet nach der Heiligung, die ihr Wesen in der Bruderliebe hat, dadurch bleibet ihr in der Gemeinschaft des Vaters und des Sohnes. 1. Die Heiligung im Allgemeinen; sie sichert a. Gemeinschaft mit dem Vater. 14te Pr.: Das Christenglück der Kindschaft Gottes, Cap. 3, 1.

15te

15te Pr.: Die Vollendung dieses Christenglückes in der Ewigkeit, 3, 2. 16te Pr.: Wer solche Hoffnung hat, der reiniget sich, 3, 3—4. b. Gemeinschaft mit dem Sohne. 17te Pr.: Der sündenfreie Erlöser von der Sünde, 3, 5. 18te Pr.: Der wahre Christ sündigt nicht, 3, 6—10. 2. Die Bruderliebe in's Besondere, als das Wesen der christlichen Heiligung. 19te Pr.: Lieblosigkeit ist der Quell der Sünde, 3, 10—12. 20ste Pr.: Der Haß der selbstsüchtigen Welt gegen den liebenden Christen, 3, 13. 21ste Pr.: In der Liebe ist das Leben, 3, 14. 22ste Pr.: Wer seinen Bruder haßt, der ist ein Todtschläger, 3, 15. 23ste Pr.: Wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen, 3, 16. 24ste Pr.: Lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit, 3, 17—18. 25ste Pr.: Der innere Segen der thätigen Bruderliebe, 3, 19. 26ste Pr.: Das Gewissen als Gottes Stimme, 3, 20—22. Uebergang zum dritten Theile, 27ste Pr.: Das Christenleben in seinen Grundsätzen, 3, 23—24. Dritter Theil: Haupterfordernisse des Christenlebens, Cap. 4, 1. — Cap. 5, 12. I. Darlegung derselben in ihrer Nothwendigkeit. 1. Glaube an Christum. 28ste Pr.: Die Prüfung der Geister, 4, 1—3. 29ste Pr.: Der Geist, den falschen Propheten gegenüber, 4, 4—6. 2. Bruderliebe. 30ste Pr.: Lasset uns unter einander lieb haben, 4, 7—8. 31ste Pr.: Die Größe der Liebe Gottes in der Sendung Jesu, 4, 9—11. II. Gemeinschaft mit Gotte als ihre Wirkung. 32ste Pr.: Des Christen Vereinigung mit Gotte, 4, 12—15. 1. Als Wirkung der Liebe. 33ste Pr.: Gott ist die Liebe, 4, 16. 34ste Pr.: Die völlige Liebe treibet die Furcht aus, 4, 17—18. 2. Als Wirkung des Glaubens. 35ste Pr.: Der Zusammenhang der Gottesliebe mit der Bruderliebe durch den Glauben an Christum, 4, 19. — 5, 3. 36ste Pr.: Der Sieg des Christenthums über die Welt, 5, 4—5. III. Zuverlässigkeit des Glaubens

an

an Christum, als der Grundlage des wahren Lebens, 37ste Pr.: Die Gründe des Glaubens an Christum, 5, 6—12. Schluß des Briefes. Cap. 5, 13—21. I. Aeußerungen der Freudigkeit des gläubigen und liebenden Christen. 38ste Pr.: Die Freudigkeit des christlichen Gebets, 5, 13—15. 39ste Pr.: Die christliche Fürbitte für die Sünden der Brüder, 5, 16—19. II. Zurückführung alles Bisherigen auf die wahre Gotteserkenntniß, als die erste und vor allen vestzuhaltende Wohlthat Christi. 40ste Pr.: Die christliche Gotteserkenntniß, 5, 20. 41ste Pr.: Hütet euch vor den Abgöttern, 5, 21.

Die deutsche Kirche. Kirchlich-politische Warnungen, Befürchtungen und Wünsche im geschichtlichen Gewande dem Adel deutscher Nation dargebracht von Anton Wilhelm Rudolph, Doctor d. Philosophie und evangelischem Pfarrer zu Pfiffelbach im Großherzogthume Weimar. Halle, bei Kümmel. 1839. 208 SS. in 8. 21 Gr.

Darstellungen der Gegenwart und Dessen, was vor unseren Augen geschieht, sind die leichtere Aufgabe, schwerer ist die Schilderung des in der Vergangenheit Geschehenen, das Schwerste aber und Mißlichste zugleich ist jeden Falls „eine Geschichte der Zukunft," wie sie der Verf. des Vorliegenden nach seiner Erklärung S. V. wirklich zu schreiben versuchte. Wohl gibt es einen Standpunct des Historikers, von welchem aus er zum Propheten wird und mit Seherblicken in die kommenden Zeiten dringt. Allein eines Theils ist das immer nur die Sache unserer begabtesten Geister gewesen und solcher, die zugleich auf den Höhen des Studiums und der Ver-

Vorarbeit standen, und andern Theils haben auch diese sich wohl gehütet, historische Details zuversichtlich aus der Zukunft herauszugreifen, sondern sich bescheiden mit Umrissen und Andeutungen im Allgemeinen begnügt. Beides aber, als die wesentlichen Bedingungen eines vernünftigen Schauens in die Zukunft, haben wir an der vorliegenden Geschichte unserer Kirche in den nächsten hundert Jahren vermißt. Es bleibt, näher betrachtet, nicht Viel übrig, als ein Geistesspiel, das aber zu ernst und auch nicht geistreich genug ist, um ergötzlich zu seyn. Und sollte das „geschichtliche Gewand" den „Warnungen, Befürchtungen und Wünschen" des Verfs., wie der Titel andeutet, zur Einführung dienen, so bleibt, in Bezuge auf die Wahrheit und Wirksamkeit der letzteren, ja immer wieder die wichtige Frage, ob eben das Kostüm, das der Verf. für dieselben wählte, auch das richtige war. Doch wir wollen dem Leser nicht vorgreifen und ihn an Einigem, was wir zur Probe geben, selbst urtheilen lassen. —

Dem „Adel deutscher Nation" hat der Verf. seine Geschichte der Zukunft dargebracht, und vom Adel erwartet er auch für „die deutsche Kirche" das Heil. Mit dem Adel, meint er, müsse und werde es der Protestantismus, der doch immer Etwas vom Demagogismus an sich habe, besser machen als zeither. „Berücksichtigt unser demagogischer Protestantismus und unser protestantischer Demagogismus seine, des Adels, Bedürfnisse und Wünsche nicht besser, stößt er ihn vielleicht gar von sich noch fernerweit ab; dann wird, dann muß sich auch der evangelische Adel von uns weg zur katholischen, weil hierarchischen, darum auch aristokratischen, Partei hingezogen fühlen. Würde uns aber der evangelische Adel einst verlassen, so ständen unsere evangelischen, unsere alt- und neuprotestantischen, unsere rationalistischen und orthodoxen Fahnen sicher ganz verlassen auf dem Kampfplatze." Auf den dritten Stand scheint der Verfasser kein großes Vertrauen zu setzen.

„Täusche man sich nicht mit der Hilfe,“ fährt er S. V. fort, „die der Gewerbstand des Bürgers, der Nährstand des Bauers bringen möchte. Ueberall in der Geschichte lebte selbst der demokratische Städter nur für seinen Erwerb, nie für die Idee; Karthago ließ den Hannibal fallen und verfiel dem Scipio, und unser aufgeklärter Bauer gibt seinen Decem gleich ungern dem protestantischen wie dem katholischen Pfarrer. Der Bauer folgt freiwillig nur einem Thomas Münzer in die Schlacht.“ Anderwärts bezeichnet der Verf. den Adel als die „Phantasie im Volksleben,“ während er die Geistlichen Repräsentanten der höhern, unpraktischen, Intelligenz, die praktischen Verstandesmenschen aber Juristen, im lutherischen Sinne, nennt. Wir müssen ihn hier selbst reden lassen. „Damit aber diese christliche Intelligenz, d. h. die Geistlichkeit als Pflegerin der ewigen Ideeen, nicht in Maximen, gleichviel ob rationalistische oder orthodox-klösterliche, sich verliere, und dadurch ihre vielleicht schadlosen Theorieen in ein Schisma treten mit der Praxis des Volkslebens, so muß sie durch das Wollen, den Adel im Volke, bis auf einen gewissen Grad bedingt und gebunden seyn. Ich sehe den Adel an als die Phantasie im Volke. Wie nun aber im Einzelnen seine Einbildungskraft für den besondern Fall weit kräftiger auf seinen Entschluß wirkt, als selbst die Intelligenz, so gewiß dieser auch die Herrschaft über den ganzen Menschen und somit auch über seine Einbildungskraft bleibt; so wird auch der Adel im Volke den entscheidendsten Einfluß üben und dasselbe, so gewiß er nur echt adelig ist, (das dürfte die Hauptsache seyn, der Schluß a posse ad esse geht aber leider durch das ganze Buch) gut väterlich und christlich in concreto führen, während es die Geistlichkeit in abstracto zu leiten hat.“ Die „Juristen“ müßten dann Beiden mit dem trockenen Verstande dienen und eigentlich die Geschäffte machen. Der Verf. führt das weiter in einem ordentlichen Gleichnisse aus, wie man sie bei Geschichtschrei-

schreibern sonst eigentlich nicht zu finden gewohnt ist. „Nimm das Bild noch ein Mal in concreto, lieber Leser. Warst Du auf dem Brocken? Die Beschreibungen, die Du lasest, von dem wundersamen Genusse, welcher dem Auge des Sterblichen dort sich bietet im Anschauen der unendlichen Gottesnatur, das ist die Intelligenz im Volksleben. (Die Beschreibungen, das ist die Intelligenz?). Sie ladet ein, sie bildet vor, wie die Geistlichkeit einladet in's Unsichtbare, vorbildet das Leben der Ewigkeit. Der Wille, der sich entschließt zu pilgern, die Kraft, die im Ersteigen des Berges nicht erschlafft, sich wohl verdoppelt, das ist die Phantasie im Volksleben, die ihre Anfangs dunkeln Bilder sich immer mehr verlichten sieht, das ist der Adel des Volks, der kühn aufstrebt nach edler Vollkommenheit und alle Volkswanderer durch sein Beispiel ermuntert. Die Wegweiser aber, die von Nord und Ost, von Süd und West ihre monotonen Finger hinrichten nach diesem unvergleichlichen Höhenpuncte unseres Vaterlandes, die Stecken, die von Schwecke aus bis auf die Höhe des Brockens selbst von Zeit zu Zeit aufgesteckt sind, damit Jeder zu jeder Frist aus der Poesie in die Prosa des Lebens zurückkehren, auch wohl hier und da auf die Seiten abirren und doch immer wieder auf den Hauptweg sich zurückfinden möge, das sind im Volksleben die Verstandesmenschen, die Juristen, nicht unwichtig in der Gesellschaft, aber eben so wenig die Gesellschaft selbst, als die Wegweiser nach dem Brocken oder die Stecken am Brockenberge der Brocken selbst sind." Der Verf. hat jeden Falls seine Brockenreise cum fructu gemacht, er mag sich aber wohl hüten, daß die Juristen, wenn sie von dem Vergleiche hören, für ihn nicht noch ein Mal die Rolle jener Stecken von Schwecke übernehmen und seiner idealen Intelligenz den Weg weisen. Die Adeligen dagegen werden desto dankbarer seyn, je weiter sie im Buche den Auf- und Ausbau des Tempels verfolgen, zu dem in Obigem der Grund gegra-

 ben

den ward, und an dem sie dann, nach des Verfs. Divination, in hundert Jahren als die hohen Priester stehen werden. Denn dahin führt oder gedeiht vielmehr des Verfs. deutsche Kirche in der vierten und letzten Periode seiner Geschichte der Zukunft. Um keinen Sprung zu machen, geben wir dem Leser die Stufen an. Erste Periode. Deutschland gelangt zur Erkenntniß seines Zieles. 1830—1855. Zweite Periode. Deutschland wird vom Erkennen zum Wollen geführt. 1855—1880. Dritte Periode. Deutschland versucht sein Wissen und Wollen. 1880—1900. Vierte Periode. Deutschland kommt vom Versuchen zum Gelingen seines Strebens. 1900—1930. Und dieses tausendjährige Reich in hundert Jahren, dieses Plaudite am Ziele wird, wie schon bemerkt, gewonnen durch die Vermählung der deutschen Kirche mit dem deutschen Adel. Aehnlich dem Zustande im Mittelalter werde dann die Kirche die Garantie der Stätigkeit in den Verhältnissen zwischen Fürsten und Volke übernehmen. „Darum schon," fährt der Verf. auf S. 178. fort, „und mehr noch um die höhern und höchsten Stände der Gesellschaft umgeben und für Religion und Kirche besser gewinnen zu können, zugleich aber auch, um als überwiegende Auctorität nach Unten sich geltend machen zu können — denn wer nicht prüfen könne, müsse glauben — aus allen diesen Gründen muß die Kirche Vertreter von hoher Geburt und hohem Range an ihrer Spitze haben. Leben Individuen aus den höchsten Ständen von der Kirche und ihren Gütern, dann werden sie auch mehr oder weniger für die Kirche leben wollen, denn umsonst hütet bekanntlich Keiner das heilige Grab." Um Lohn der Kirche dienen, dürfte indessen, nach der sonstigen Ansicht des Verfs. vom Adel, nicht eben adelig seyn. Und den Schluß: je fürstlicher die Kirche ihre Würdenträger im Zeitlichen stellt, desto mehr werden sie für die Kirche leben, widerlegt die Geschichte der Hierarchie auf allen

in den Seiten, wo vom geistlichen Junkerthume, von Prälaten mit dem Falken auf der Faust, von Bischöfen mit ihren Schauspielerinnen und Mätressen, von Kirchenfürsten die Rede ist, die der Passion des Herrn vergessend alle noblen Passionen an ihren Höfen übten und hegten. Allen Ernstes fährt der Vf. fort: „So wird man denn der deutschen Kirche als sichtbares Haupt und obersten Vertreter einen deutschen Patriarchen geben, der in der Mitte Deutschlands, etwa auf der restaurirten Wartburg bei Eisenach, in Gotha oder auf der Cyriaxburg in Erfurt seine Residenz nimmt, und mit einem anständigen Gehalte durch Grundbesitz, etwa von dem Umfange eines unserer Herzogthümer, ausgestattet ist. Um ihn herwohnen in derselben Residenz als seine Berather eine Anzahl von Cardinälen; der Patriarch ist immer fürstlicher, die Cardinäle sind adeliger Geburt. Ihre Revenüen beziehen sie von, gleichviel wo, gelegenen geistlichen Gütern, auch sind sie so hoch gestellt, daß sich etwa nachgebornere Grafen gern mit dem Cardinalshute geschmückt sehen.“ Eilf Erzbischöfe theilen sich dann weiter in Deutschland und haben ihre Sitze in Hamburg, Magdeburg, Berlin, Königsberg, Breslau, Prag, Wien, München, Stuttgart, Carlsruhe, Cöln. Auch sie sind immer Prinzen souveränen Geblüts, und denen ihre bischöflichen Sitze ebenfalls so ausgestattet, daß nachgeborne Prinzen bei verhältnißmäßig geringer Apanage ihrer Stammhöfe mit Familie anständig leben können. Ein angemessenes kleineres Gebiet, eine einträgliche Grafschaft, steht unter ihrer Territorialhoheit. Jeder Erzbischof hat wieder sein Capitel adeliger Domherren, die nach Qualification vom Patriarchen zu Cardinälen, vom Erzbischofe zu Bischöfen gewählt werden. Mit ihnen ist der Cyklus des hohen Klerus geschlossen. Nachdem der Vf. ihn fertig hat, ruft er S. 180. aus: „Man sieht leicht, wie unendlich sicherer und schneller die Verchristlichung unseres deutschen Volkes vor sich gehen würde, wenn

wenn so viele jetzt gar nicht geschätzte Mittel und Kräfte in Wirksamkeit gesetzt würden." Es fällt ihm allerdings gelegentlich ein, daß der Geist lebendig mache, aber er beruhigt sich wieder mit dem Kanon, daß der Geist der Form doch auch bedürfe, und während es jetzt nur noch Titularhofprediger und Scheinbeichtväter, nicht aber Gewissensräthe mehr gebe, würden dann die hohen Geistlichen den Fürsten näher stehen und Alles müsse dann besser gehen. Die Frage, woher die guten Pfründen, die Herzogthümer und Grafschaften, damit die hohen Herren ihre Genüge fänden, macht dem Verf. wenig Scrupel. Der Krieg, der in der dritten Periode von 1880 bis 1900 geschichtlich beschrieben ward, werde schon dergleichen abwerfen, einen reichlichen Beitrag werde der katholische, dann verschmolzene, Theil der deutschen Kirche dazu liefern, die protestantischen Länder aber dürften ja nur — dem Kaiser nehmen, was des Kaisers so eigentlich nicht wäre, und ihre alten Schulden eincassiren. Das wären die äußeren Angelegenheiten der hohen Geistlichkeit. Und die innere Befähigung der adeligen Herren zum geistlichen Dienste? Der Verf. ist billig. „Natürlich dürfe ihnen das Predigen — auf das, nebenbei gesagt, der Verf. „als evangelischer Pfarrer zu Pfiffelbach" in praxi hoffentlich mehr hält, als nach seinen Aeußerungen in thesi — nicht obliegen, sondern nur in seltenen Fällen hätten sie, etwa an hohen Festen an der Abhaltung der Liturgie thätigen Antheil zu nehmen, sonst aber die Kirche nur zu repräsentiren und auch die Leitung ihres Sprengels mehr zu beaufsichtigen, als zu bearbeiten." Der innere Mensch schlafe ja auch nicht überall, darum würden denn auch sie um der Liebe zur Sache willen die Theologie wenigstens encyklopädisch sich bekannt machen, das jus canonicum aber studiren, wenn ihnen hierdurch interessantere Geschäffte geboten würden, als Recrutenexerciren, und sie damit Domherren und Cardinäle werden könnten. Es würde sich aber gewiß auch herausstellen,

daß

daß „manches adelige Talent den ganzen theologischen Cursus machte.“ Es wundert uns, daß der Verf., der anderwärts eine große Belesenheit in Göthe zeigt, seine Beweisführung hier nicht mit dem Worte aus Götz von Berlichingen unterstützt hat: „Fleißig, wie ein Deutscher von Adel.“ Denn zeichneten die Herren damals schon unter den Strahlen der Morgenröthe deutscher Aufklärung und Wissenschaftlichkeit sich aus, wie sollten dann im vierten und fünften Jahrhunderte unserer protestantischen Kirche nicht Einige auf der Bahn zum Cardinalshute „den theologischen Cursus ganz durchmachen?“ Die allzu billigen Anforderungen an den Fleiß seiner hohen Priester sind bei dem Verf. um so befremdender, als er uns eigentlich im Ungewissen gelassen hat, ob Das, was in der Praxis der katholischen Kirche allen Mangel an Wissenschaft ersetzt, wir meinen, ob Tonsur und Weihe in der deutschen Kirche Statt finden soll oder nicht. Abgesehen davon, zeichnet er den Studiengang ihrer Geistlichen so: „So werden denn die Adeligen jener Zeit als Pagen an fürstlichen und erzbischöflichen Höfen ihre Laufbahn beginnen, hier schon allerlei Erfahrungen (und Pagenstreiche?) machen, und sofern sie in geistliche Aemter einzugehen gedenken, etwa einige Jahre die Universitäten besuchen, deren Vorlesungen ja auch jetzt schon, um der bürgerlichen Ignoranz willen, alle in deutscher Sprache und so bis in's Triviale herab durchgearbeitet werden, daß sie selbst der schwächste Verstand begreifen kann, wenn er nur will. Sie werden dann bald zu Landräthen, Sendgrafen befördert und finden überall Gelegenheit genug, ihr praktisches Talent zu entwickeln und dadurch sich in die höhern Kirchenwürden emporzuarbeiten, bei denen es überall nicht sowohl darauf ankommt, was man macht, als vielmehr, wie man es macht.“ Selbst Napoleon, also gewiß kein Aristokrat, habe die Erfahrung gemacht, und, wie der Verf. glaube, in St. Helena ausgesprochen, daß „dem Adel das Savoir faire in besonderem Grade eigen-

eigenthümlich sei." — Mit dem Laissez faire scheiden wi von dem hohen Klerus der deutschen Kirche auf ihrem Gipfe puncte im Jahre 1930, und wenden uns der niedern Geist lichkeit des Verfs. zu. Zunächst will er derselben das Forum privilegiatum wiederhergestellt wissen, denn „stieß man, den Mann der Ideeen und der Ideale absichtlich in das gemeine Treiben des Lebens hinab, so könne er nicht wohl Andere zur Idee, zum christlichen Ideale heraufziehen. Hinc illae lacrimae der Neuprotestanten." Statt der Superintendenten, die der Vf. anderwärts mit einem „Witzbolde" Oberdrüberhinseher nennt, will er Väter ihrer Sprengel, also Abbates, Aebte, mit einer Assistenz von Diakonen haben die nicht bloß die Stadt, sondern von da aus den ganzen Sprengel mit der rechten geistlichen Sorge zu versehen hätten Die Pfarreien müßten, um besserer Besoldung und anderer Ursachen willen, möglichst eingezogen werden, so sehr auch die Candidaten darüber schreien würden. Auf den gebliebenen Pfarrdörfern könne freilich nicht alle Sonntage gepredigt werden, aber ungefähr alle drei Wochen käme Einer von den Diakonen des Abts, dem die Studirstube in der Pfarrei reservirt bleiben müßte, ein Mal hinaus, und dann bekämen die Leute dafür auch etwas Ordentliches zu hören. An den übrigen Sonntagen würde eine gedruckte Predigt, aber eine gute, — der Verf. hinterläßt vielleicht seiner vierten Periode eine zweckdienliche Sammlung zum Erbe — vom eigentlichen Pfarrer verständlich vorgelesen. Die Pfarrer des Verfs. werden sich das wohl gefallen lassen. Denn es sind mit 200 Thlrn. besoldete ausrangirte — Schulmeister. Es thue so nicht gut, wenn die Leute in der Schule alt würden, so fänden sie hier eine anständige Sinecure und könnten noch der Kirche dienen. „Man ertheilt ihnen zu diesem Behufe die Ordines minores, bevorzugt sie zum Tragen der jetzigen geistlichen Amtstracht, autorisirt sie zum Taufen, Trauen und Begraben," und weist ihnen

nen — mit Ausnahme der Studirstube — die Pfarrwohnung an. „Hat man daher die künftigen Pfarrer nur tüchtig lesen gelehrt in den Seminarien, so wird der Einwand (den der Leser sich allerdings machen wird,) eines Theils wohl gehoben, und andern Theils meine ich ihn dadurch zu beseitigen, daß ich daran erinnere, wie ja auch gar viele nicht gerade der schlechtesten Pfarrer ihre Predigten lesen und zuweilen lesen müssen (?); und daß ich behaupte: eine gute Predigt, wenn auch wo möglich gut vorgelesen, werde doch eben so Viel wirken, als eine schlechte Predigt, die zwar frei, aber vielleicht dennoch, wie die meisten, schlecht vorgetragen wird." Die Leser, namentlich die inländischen, mögen dem Herrn Amtsbruder für dieß Gesammturtheil über die gegenwärtige Predigtweise dankbar verbunden seyn. Indessen bleibt er sich in der neuen Kirchenschöpfung nicht einmal consequent. Denn bei manchen Gelegenheiten sollen seine Schulmeisterpfarrer auch reden, bei Taufen, Trauungen, Leichen, überhaupt in allen den Fällen, wo der Diakon des Abts für seelsorgerische Benutzung des Casualen nicht zu erreichen ist, so ungefähr, wie auf dem entlegenen Walddorfe Hausmittel dran kommen, wenn der Arzt nicht erlangt werden kann. Aber auch hier weiß der Verf. Rath und entgegnet, „daß sich bei gründlicher Vorbildung, die aber ohne alle classische Bildung bleiben mag, gewiß auch nicht studirt habende Pfarrer finden werden, denen man es nach vorgelegten Probearbeiten gestatten könne, für solche speciale Fälle kurze Reden eigner Arbeit vorzutragen." Wenn's mit der Kürze gethan wäre, ja. Aber weiß denn der Verf. nicht, daß unsere kürzesten Reden oft die schwierigsten sind? Welchen Begriff hat er überhaupt von einer Casualrede. Hier gilt Menschenkenntniß, Urtheil, Schonung, Geschmack, Tact, christliche Begeisterung, kurz Alles, was Resultat der theologischen Wissenschaft, des geistlichen Lebens in der Gemeinde, und der homiletischen Kunst ist; und in hundert Jahren, auf dem Gipfel-

puncte

puncte der „teutschen Kirche" — wir wollen sie auch ein Mal hart schreiben, wie der Verf. fortwährend thut — sollen die Pfarrer nicht predigen können, wohl aber jeder Schulmeister die Casualreden halten! Und von der Predigt selbst, von dem Nutze eines Seelsorgers auf seine Gemeinde, von dem Miterleben ihrer Schicksale, von der Feier frommer Momente, die nicht drei Wochen auf den Diakonus des Abtes warten können, und die auch nur Der der Gemeinde in ihrer Kirche vermitteln kann, den die Gegenwart mit ihrer Gewalt selbst mit ergriffen hatte, von diesem Allen, wodurch ein Pfarrer zum rechten Pfarrer und zum Hirten seiner Heerde wird, wie ungerecht, um nicht zu sagen, wie unwürdig denkt der Historiograph der neuen Aera! Hat der Verf. noch nie einen Sonntag erlebt, wo die Predigt selbst des gestrigen Tages nicht taugte, ein erschütterndes Ereigniß aber, wie es eine andere Arbeit forderte, so den Pfarrer auch zum Redner machte, daß er mit vollem Herzen und überströmendem Munde wie ein Vater in der Mitte der Seinen stand und den Seelen aus Gottes Worte und des Geistes Kraft gewähren konnte, was sie bei ihm suchten? Ja, hat er selbst seines, sonst nicht überall geistlichen, Göthe so sehr vergessen, daß er das uns noch übriggebliebene „Element einer modernen Idylle," den evangelischen Pfarrer in seinem Leben und Walten, umwandeln konnte in den Abtsdiakonus, der alle drei Wochen ein Mal auf's Dorf kommt und in den ausgedienten Schulmeister, der Predigten lesen muß und Casualreden halten soll? Wir meinten oft, der Verf. schreibe Satyre oder treibe mit der Wahrheit Scherz, aber bei seinem mißliebigen Blicke auf die kirchliche Gegenwart scheint es ihm doch mit dem neuen Tempel der deutschen Kirche purer bitterer Ernst zu seyn. — Uebrigens sind wir ihm das Bekenntniß schuldig, neben viel Uebertriebenem, Ungerechtem und Verfehltem, auch eine und die andere gute Bemerkung in seinem Buche gefunden zu haben.

Man-

Manches Gebrechen, an dem die Gegenwart leidet, wird von ihm berührt. Wo er aber den Schaden Josephs heilen will, erscheint sein Heilverfahren meistens so wenig rational, daß die Cur schlimmer ist, als das Uebel. Vom Rationalismus überhaupt mag er auf keinem Felde der menschlichen Dinge Viel halten, und in wie weit seine polemischen Urtheile über die religiöse Denkart jenes Namens Gewicht haben mögen oder nicht, mag der Leser aus den Proben der vorliegenden „Geschichte der Zukunft" selbst am Besten entnehmen. Wer die Phantasie — obgleich sie bei dem Verf. sogar von Adel ist — an das Steuer setzt, das der Vernunft gebührt, der fährt auf's Ungewisse und trifft, war's ein Kriegsschiff, das er zum Kampfe sendete, mit dessen Rostrum wahrscheinlich darneben.

Predigten eines Seelsorgers auf dem Lande für alle Sonn= und Festtage eines katholischen Kirchenjahres nebst mehreren Gelegenheits= und Primiz=Predigten. Von Joseph Reinisch, Pfarrern zum gegeißelten Heilande in Wies bei Burgsthal der Seckauer Diöcese in Steiermark. 2 Theile. Grätz, Druck und Verlag bei J. A. Kienreich. 1837. 2 Thlr.

Der Vf. der vorliegenden Predd., deren in den beiden Theilen zusammen nicht weniger als 87 enthalten sind, sagt in der Vorrede zum ersten Bande, daß er sie zwar eigentlich für seinen eigenen Amtsgebrauch gearbeitet, aber doch mit Berücksichtigung seiner Amtsbrüder dem Drucke überlassen habe, wenn diesen vielleicht ein neues Hilfsmittel in der Kanzelberedtsamkeit erwünscht seyn sollte. Wäre das Letztere aber wirklich der Fall, und sollten die Amtsgenossen des Verfs. als geistliche Volks-

redner

redner in der That einer Anweisung oder Unterstützung von der Art bedürfen, wie sie ihnen hier geboten wird, so müßte man sich von ihrer amtlichen Bildung eine nicht eben vortheilhafte Vorstellung machen und zu der Annahme genöthigt seyn, daß sie hinter ihrer Zeit, in welcher auch die Kanzelberedtsamkeit einen unverkennbar hohen Grad ihrer Vollendung erstiegen hat, ziemlich weit zurückgeblieben sind. Nicht, als wollten wir damit den gegenwärtigen Vorträgen ihren allgemeinen Werth absprechen, oder behaupten, daß sie nicht den Bedürfnissen einer Landgemeinde, als vor welcher sie gehalten sind, zum großen Theile angemessen, und also zweckgemäß und erbaulich wären. Wir würden dem Verf. Unrecht thun, wenn wir dieß nicht zugestehen wollten, und werden weiter unten nachweisen, daß seine Predigten manche löbliche Eigenschaft und namentlich die des Praktischen an sich tragen. Aber als Anleitungen für Geistliche, aus denen die Kanzelberedtsamkeit zu erlernen wäre, können sie durchaus nicht betrachtet werden; und wie sie schon ihrer Form nach den Forderungen bei Weitem nicht entsprechen, welche die Homiletik an kirchliche Vorträge stellt, so ist auch ihr Inhalt nicht von der Beschaffenheit, daß sie als Musterarbeiten oder auch nur als empfehlenswerthe Hülfsmittel für Solche, welche dergleichen bedürfen, bezeichnet werden könnten.

Denn anlangend zunächst die Art und Weise, wie der Verf. seine Texte (für die gewöhnlichen Sonn- und Festtage die gewöhnlichen Perikopen) behandelt hat, so ist dieselbe überall nur höchst oberflächlich, und ein tieferes Eingehen auf den Sinn des biblischen Abschnittes, ein auch nur einiger Maßen geistreicheres Auffassen desselben, oder ein solches Zusammenbegreifen der einzelnen Momente unter einem Hauptgedanken, wodurch eine durchgreifende Benutzung des Textes möglich wird, und wie es den geübten und gewandten Homileten verräth, haben wir durchgängig so wenig gefunden, daß wir vielmehr stets nur dem Alltäglichen und auf den ersten Anblick sich von selbst Dar-

Darbietenden begegnet sind. Es ist daher auch kein Wunder, wenn der Verf. auch immer nur einen Vers seiner Bibelstellen seinen Predigten voranstellt, aus diesem seinen Hauptsatz, wo er einen solchen hat, ableitet, dann aber in der ganzen Predigt weder dieses Verses, noch irgend eines andern Gedankens des Textes weiter Erwähnung thut; es wäre denn, daß er, wie dieß wirklich mehrere Male der Fall ist, die umständlichere Erzählung des historischen Inhaltes desselben zu einem besondern Theile des Vortrags gemacht hat. So z. B. am 1. Sonnt. n. Epiph.: von den wechselseitigen Pflichten der Aeltern und der Kinder —; am 3. Sonnt. n. Epiph.: von den wechselseitigen Pflichten der Herrenleute und der Dienstboten —; am 4. Fastens.: der göttliche Heiland ist uns ein Vorbild in allen unsern Gesinnungen und Handlungen —; am Charfr.: der leidende und sterbende Jesus ist unser Vorbild im Leiden und Sterben —; am 1. Ostert.: Jesus ist wahrhaftig von den Todten auferstanden, daher (?) werden auch wir dereinst gewiß von den Todten auferstehen —; am 2. Ostert.: die Auferstehung Jesu ist überaus wichtig und folgenreich —; am 4. Sonnt. n. Ostern: wo gehen wir hin? Mit dem Leibe zum Grabe, mit der Seele in die Ewigkeit —; am Himmelfahrtsf.: wenn wir einst in den Himmel aufgenommen werden wollen, so müssen wir uns, wie Jesus, gegen alle Menschen liebreich betragen —; am 16. Sonnt. n. Pfingsten: von der Heiligung der Sonn- und Feiertage —; am 17. Sonnt. n. Pfingsten: wir sollen Gott und unsern Nächsten lieben —; am 22. Sonnt. n. Pfingsten: vom Gehorsame gegen weltliche und geistliche Obrigkeiten —; am Feste der Himmelf. Mar.: nur dann dürfen wir hoffen, wie Maria in den Himmel aufgenommen zu werden, wenn wir, wie sie, den Willen Gottes stets genau erfüllen — u. s. w. Wer sieht aus diesen Beispielen nicht, wie leicht es sich der Verf. mit der Behandlung des Textes gemacht hat, da in der That kaum einiges Nachdenken dazu gehört,

um

um solche und ähnliche Gedanken denselben zu entnehmen, und diese wieder so beschaffen sind, daß, was wohl sonst noch in den betreffenden Bibelstellen liegt, größten Theils ganz unbenutzt bleiben mußte? Wir sagen nicht, daß nicht auch über die bezeichneten Gegenstände gepredigt werden könne oder solle, obschon dergleichen Sätze Viel zu weit und umfangreich sind, als daß sie in einem Vortrage hinreichend erschöpft werden könnten. Aber beklagen müssen wir die Beschränktheit des Geistlichen, der nicht auch ohne solche Hilfsmittel, wie die vorliegenden, sich selbst zu helfen im Stande ist; und wenn es auch oft eine schwierige Aufgabe ist, bei der Wahl des Stoffes von dem Texte auf eine Weise sich leiten zu lassen, daß dieser ganz oder doch zum großen Theile benutzt, und doch auch kein allzu umfassender Satz aufgestellt oder immer nur das Allgewöhnliche aus ihm genommen werde; so soll doch der Prediger die Mühe nicht scheuen, diese Aufgabe nach und nach lösen zu lernen, indem das Textgemäße in der That keine gleichgültige Eigenschaft seiner Vorträge ist, und nur so der reiche Inhalt der Bibel für den Zweck der christlichen Erbauung recht erkannt und gebraucht werden kann.

Eben so wenig können wir die vorliegenden Predigten hinsichtlich der logischen Anordnung des Stoffes als zweckdienliche Hilfsmittel für Geistliche empfehlen. Fast ohne Ausnahme nämlich zerfallen sie immer in zwei Theile, von denen der erste den Beweis und der zweite die Anwendung enthält, ohne daß irgendwo Rücksicht darauf genommen würde, ob diese Eintheilung für die Fassung des Hauptsatzes sich eignet, oder den Inhalt desselben erschöpft; und nicht selten wird auch gar kein Thema angegeben, sondern die beiden Hauptabschnitte des Vortrags sind ohne Weiteres hingestellt, und werden nur allenfalls noch in einige Untertheile geschieden. Nun geben wir zwar gern zu, daß, je einfacher eine Disposition ist, sie um so mehr für die Fassungskraft und das Gedächtniß des gemeinen Man-

nes

nes sich eignet, und daß dieser auch Nichts davon versteht, ob, was ihm vorgetragen wird, schulgerecht gearbeitet sei, oder nicht. Das aber entschuldigt den Prediger nicht, wenn er sich's auch in dieser Beziehung bequem macht und nicht darnach fragt, ob seine Predigten den Forderungen der Denkgesetze angemessen sind. Denn die Predigt soll ein Kunstwerk seyn, auch seiner wissenschaftlichen Bildung muß der Geistliche bei ihrer Ausarbeitung Genüge leisten; und nicht zwecklos sind die Regeln, welche die Homiletik in dieser Hinsicht vorschreibt. Wer mag z. B. folgende Hauptsätze billigen: von dem Zwecke Jesu bei seiner ersten Ankunft in der Welt — Jesus ist der verheißene Messias und Erlöser, welche Pflichten haben wir deßhalb gegen ihn zu erfüllen? — von der hohen Würde des Menschen — von den wechselseitigen Pflichten der Eheleute — was lernen wir aus dem heutigen Evangelio? u. s. w. —, da sich die Unmöglichkeit, sie in einer Predigt genügend auszuführen, auf den ersten Blick zu erkennen gibt? Oder wer wird mit dem Verf. auf folgende Weise disponiren wollen: von der Nothwendigkeit und den Früchten der Buße. 1. Die Buße ist nothwendig, um Vergebung der Sünden zu empfangen; 2. die Besserung des Lebens ist der einzig sichere Beweis, daß die Buße recht und gut war. — Wir sind niemals vor dem Tode sicher; darum sollen wir die Besserung unseres Lebens nicht aufschieben. 1. Wir sind niemals vor dem Tode sicher; 2. darum sollen wir u. s. w. — Von der würdigen Vorbereitung zum Tode und zu der ewigen Seligkeit. 1. Die allgemeine, und 2. die besondere Vorbereitung. — Nur dann dürfen wir hoffen, wie Maria, in den Himmel aufgenommen zu werden, wenn wir, wie sie, stets den Willen Gottes genau erfüllen. 1. Maria that den Willen Gottes, deßhalb wurde sie in den Himmel aufgenommen; 2. eben so müssen auch wir den Willen Gottes thun, wenn u. s. w. Von den Ursachen der geringen Frucht des göttlichen Wortes. 1. Eine weitere

Er-

Erzählung des Evangeliums; 2. die Ursachen, weßhalb das göttliche Wort u. s. w. Von dem häuslichen Frieden. 1. In einem Hause, worin der Friede wohnt, wird a. das Ewige, und b. das Zeitliche besser besorgt, und c. gedeiht darin auch die Kinderzucht besser; 2. deßhalb sollen wir, um den häuslichen Frieden zu erhalten, a. Empfindlichkeit und Zorn, b. Stolz und Rechthaberei, und c. unüberlegtes Geschwätz vermeiden. — Wie man die Sorge für das Zeitliche mit der Sorge für das Ewige vereinigen kann. 1. Wir sollen nicht bloß für das Zeitliche, sondern auch für das Ewige sorgen; 2. wie ist Beides mit einander zu verbinden? —. Mag, wie gesagt, diese Weise, eine Materie zu behandeln, auch bei dem ungebildeten Publicum keinen Anstoß erregen, die Kritik muß sie als unzulässig verwerfen; und von anderer Beschaffenheit müssen die Hilfsmittel seyn, die dem Geistlichen für sein Predigen geboten werden.

Und eben so wenig, als in ihrer Form, entsprechen die gegenwärtigen Predigten auch hinsichtlich ihres Inhalts den gerechten Anforderungen, die man an dergleichen Arbeiten stellen muß. Allerdings zwar predigt nämlich der Verf., so lange sein steifer Buchstabenglaube, oder die eigenthümlichen Lehren seiner Kirche nicht in's Spiel kommen, erbauliche und beherzigenswerthe Wahrheit; und wir werden nachher darauf zurückkommen, wie er namentlich das eigentlich praktische Interesse nirgends aus den Augen verliert. Aber Alles, was er sagt, ist in der That so oberflächlich, so alltäglich, so trivial, daß wir auch in dieser Beziehung den Geistlichen nur bedauern können, der sich aus diesen Predigten Raths erholen muß. Ein gründlicher Psycholog, ein erfahrener Menschenkenner, ein umsichtiger Beobachter der mannigfaltigen Erscheinungen unseres innern und äußern Lebens muß der Prediger durchaus seyn, der sein Amt mit Nutzen und Erfolge verrichten will; und wenn er natürlich auch keine Philosophie, sondern nur das einfache Gottes-

tes wort lehren soll, so kann doch eben dieses letztere ihm zum Muster dienen, wie tief, wie genau und sorgfältig er überall auf das menschliche Herz und Leben eingehen muß, wenn er trösten und erheben, erbauen und bessern will. Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir die fast durchgängige Seichtigkeit dieser Predigten an besonderen Beispielen nachweisen wollten; gestehen aber, daß wir in ihnen kaum irgend Etwas gelesen haben, was über das Allgewöhnliche hinausgeht; und von rednerischem Schmucke, oder von Etwas der Art, wodurch die Aufmerksamkeit gefesselt, das Interesse gespannt und das Gemüth Mittels des sinnlichen Wohlgefallens bewegt zu werden pflegt, ist vollends gar nicht die Rede. Etwas günstiger jedoch mag sich das Urtheil über sie gestalten, wenn wir von allen übrigen Erfordernissen einer guten Predigt absehen, und bloß darauf Rücksicht nehmen, daß sie vor Landgemeinden gehalten sind, die, wenn sie durch den Inhalt derselben wirklich befriedigt worden sind, freilich noch auf einer sehr niedrigen Stufe der geistigen und religiösen Bildung stehen müssen. Der Verf. ist nämlich, wie wir bereits erwähnten, überall praktisch und in sofern wenigstens erbaulich; er begnügt sich nie mit allgemeinen Tröstungen, Ermahnungen, Warnungen u. s. w.; immer geht er auf besondere Fälle des Lebens ein, zeigt an einzelnen Beispielen die Wahrheit Dessen, wovon er redet; und gern glauben wir deßhalb, daß er vor einem Publicum nicht ohne Nutzen gepredigt haben wird, das, wie man aus den Predigten selbst schließen muß, keine besonderen Forderungen zu machen gewohnt oder im Stande ist. Seine Sprache ist wohlmeinend, herzlich, väterlich, fast zu schlicht und einfach, wenn man sich eine auch nur Etwas höher stehende Gemeinde denkt; aber jeden Falls den Bedürfnissen und der Fassungskraft Derer angemessen, mit denen er es zu thun hatte; so daß es also die Billigkeit erfordert, daß wir seinen Vorträgen wenigstens in dieser Beziehung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Als

bloß gehalten sind sie darum nicht ohne Werth; und das schlichte Wort eines geachteten Seelsorgers mag oft wohl mehr wirken, als die geistreichste Ansprache eines Redners, dem die Liebe der Zuhörer fehlt. Nur aber gedruckt hätten sie wenigstens nicht in sofern werden sollen, als durch sie der weitere Anbau des homiletischen Gebietes auch nicht im Geringsten gewonnen haben kann, und schlecht fürwahr muß es um die amtliche Tüchtigkeit eines Geistlichen stehen, der sie für seine Berufsarbeiten als Hilfsmittel nöthig hat oder brauchen kann. Was endlich die der katholischen Kirche eigenthümlichen Religionslehren betrifft, in soweit sie in diesen Predigten zur Sprache gebracht werden, so gehört ein Urtheil über dieselben nicht hierher; und sie sind auch allzu bekannt, als daß wir sie namhaft zu machen brauchten. Die alten Kirchenväter, die als vollgiltige Auctoritäten hin und wieder citirt, und deren Aussprüche denen der heiligen Schrift gleichgesetzt werden; die Verehrung der Maria und anderer Heiligen, das Meßopfer oder das Gotte von der Hand des Priesters, dessen Würde besonders darauf sich gründen soll, dargebrachte unblutige Opfer; der Nutzen des Rosenkranzbetens; die Giltigkeit des Ablasses; das Fegfeuer, aus dessen Qualen die Seelen durch allerhand gute Werke der Lebenden früher erlöst werden können, als es außerdem der Fall seyn würde; die Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Jesu Christi, der, so oft diese Umwandlung geschieht, jedes Mal als Gott und Mensch vom Himmel herabsteigt; die sieben Sacramente, besonders auch die Ohrenbeichte und ihre Schriftgemäßheit — Dieß und Aehnliches behandelt der Verf. Theils in besonderen Predigten, Theils gelegentlich, und zwar auf eine Weise, daß auch der rechtgläubigste römisch-katholische Christ Nichts dagegen einwenden kann. Wir aber beklagen die Befangenheit eines Mannes, der, wissenschaftlich gebildet, noch heute dergleichen Dinge als Gegenstände christlicher Erbauung vortragen, und, wie wir zu seiner

Ehr-

gegeben werden muß, daß sie dem letztern besonders eigen zu seyn pflegen, oder daß er nicht so leicht Gefahr läuft, sie zu verlieren. Eben so die 3te Pr.: „Der Frühling und die Unwürdigkeit des Menschen.“. Der Gedanke an den Frühling nämlich ist in ihr nicht vestgehalten, sondern was der Verf. in dieser Hinsicht sagt, bezieht sich mehr auf die Natur überhaupt; und er konnte dieß auch kaum umgehen, wenn er die Unwürdigkeit des Menschen rücksichtlich der Segnungen der Natur nachweisen wollte. Ein anderer, wenigstens einzelnen Vorträgen anklebender, Fehler ist der, daß in ihnen das oben gerühmte Individualisiren fast zu weit getrieben ist, indem sie auf Einzelnes auf eine Weise eingehen, die uns als nicht ganz würdig erschienen ist, Theils alle religiöse Tendenz und Bezugnahme so sehr mangeln, daß sie eben nur praktische Rathschläge in Absicht auf das gewöhnliche Leben enthalten. Dahin gehören die beiden ersten Theile der 4ten Pr.: „Der Winter oder das häusliche Leben,“ in denen nachgewiesen wird, wie sich der Landmann auch im Winter nützlich beschäfftigen könne; und die 5te Pr.: „Die Unordnung, eine Quelle des Verfalls“ (nämlich des Hauswesens), in welcher in der That nur Klugheitsregeln gegeben werden, die zwar sehr nützlich und beherzigenswerth sind, in dieser Fassung aber von der Kanzel sich doch Etwas sonderbar vernehmen lassen. — Endlich stellt sich auch die Anordnung des Stoffs manchem Tadel bloß. Schon der Umstand, daß den meisten Predigten eine bestimmte Angabe des Hauptsatzes fehlt, kann darum nicht gebilligt werden, weil dem Zuhörer, soll es ihm nicht an einem vesten Anhaltepuncte gebrechen, in den bestimmtesten Ausdrücken gesagt werden muß, wovon die Rede seyn und worauf er seine Aufmerksamkeit richten soll. Eine Ueberschrift zwar hat jeder Vortrag; wäre dieß aber nicht, so würde man auch oft gar nicht wissen, wovon gehandelt werden soll, wenn man es nicht im Fortgange der Rede nach und nach erführe. Eben so können

wir

wir die Dispositionsweise des Verfs. nicht überall billigen. So ist z. B. die 15te Pr. überschrieben: „Die Strafe des Himmels," und es soll diese Strafe Lehre der Frömmigkeit, der Demüthigung, der Besserung und der Reue seyn. Diese Theilung aber ist in Bezuge auf das Thema zu eng gefaßt; die Demuth ferner ist ein nothwendiger Bestandtheil der Frömmigkeit, und die Reue muß unstreitig der Besserung vorangehen. Auch die 22ste Pr., „die Gaben der Weisheit" betitelt, gehört hieher. Sie hat gleichfalls keinen Hauptsatz, sondern geht nur den Text Jak. 1, 5. u. 6. einzeln durch, zeigt aber weder, was unter der Weisheit eigentlich zu verstehen sei, noch weist sie deutlich nach, wie Gott sie mittheilt, und weßhalb wir ihn also darum bitten sollen, so daß wir zweifeln müssen, ob sie mit rechtem Verständnisse und mit genügender Ueberzeugung gehört worden sei. Wir sagen keineswegs, daß sich der Verf. des eben gerügten Fehlers überall schuldig gemacht habe. Vielmehr ist er größten Theils, wie überhaupt in der Begriffsbestimmung und in der Beweisführung, so auch in der Anordnung und Ausführung seiner Gegenstände klar und allgemein faßlich. Um so mehr aber müssen Beispiele, wie die angeführten, auffallen; und wenn sie auch eben nur die bekannte Erfahrung bestätigen, daß auch dem Geistlichen nicht jede Arbeit in gleichem Maße gelingt, so beweisen sie doch in Verbindung mit den vorhin bemerkten Mängeln, daß die fraglichen Predigten nicht durchgängig und in aller Hinsicht als Meisterwerke bezeichnet werden können. Die trefflichste derselben (der ganze Band enthält 31 Vorträge) ist neben andern unstreitig die 26ste, „das Erkennen und Gedenken der Sünde" nach Phil. 61, 5., ausgezeichnet namentlich durch eine Menge tief geschöpfter Gedanken und psychologisch wahrer und beherzigenswerther Bemerkungen. Die Uebersetzung selbst verräth viel Gewandtheit in beiden Sprachen, und gibt sich nur selten als solche zu erkennen.

Die

So lief nun der Haushund aus Adams Hauſ
In die Wildniß hinaus;
Dann zeigt' er sich wieder und fletschte die Zähne
Als Wolf und als Schakal, als Fuchs und Hyäne.

Krankheiten, der schwarze Tod, die heißen Blattern, die Pest und Cholera werden allesammt vom Falle derivirt:

Schreckliche Hypochondrieen,
Die die Luft geheim durchziehen,
Hat die Hölle ausgespieen. —
Und der Fürst der Foltergeister,
Der Verzweiflung böser Meister,
Apollyon, Teufel heißt er.

Der Bekleidung des menschlichen Körpers ist der Verf. consequenter Weise auch abhold:

Durch Blätterschürzen wurde nun verhüllt
Das edle, schöne, stolze Menschenbild,
Begraben wurden in der Kleidung Falten
Lebend'gen Marmors herrliche Gestalten.

Nicht weniger wird über die Arbeit, zu der der Mensch nach dem Falle verdammt ward, der volle Seufzer ausgestoßen. Der Verf. scheint vergessen zu haben, daß in dem Nil sine labore vita dedit mortalibus ein Geheimniß göttlicher Güte liege, und daß die Schrift selbst das sinnreiche Wort spricht: Der Mensch hat nichts Besseres unter der Sonne, als daß er guten Muths sei und fröhlich bei seiner Arbeit. Er selbst aber hat sich an der Sprache zerarbeitet, wenn er singt:

So steht die Mühe überall
Als Zauberfrau,
Entweiht zum Acker seit dem Fall
Die Gartenau;
Seit Adams Kind durch Arbeitsnoth
Zum Tagelöhner bis zum Tod'.

Dieser Tod selbst aber ist natürlich auch erst durch den Fall in das Reich der Lebendigen gekommen. Sonst sei er nur

nur gewesen „bei steter Lebenswährung alltägliche Verwandlung und Verklärung." Nun aber sei das anders:

D'rum ist der Tod, wie wir ihn kennen, nur
Vom reinen Tode die Karrikatur.

Wir geben noch eine Stelle, in welcher Das eigentlich bei dem Verf. als eine Inconsequenz erscheinen muß, daß er die Welt nach dem Falle noch so schön finden kann, als er sie dort schildert; aber Das auch als eine Lächerlichkeit, für was für Sünden er den Stammvater der Sünde fort und fort verantwortlich macht. Sie lautet:

Auf dem Rigi graute leise
Der schönste Tag;
Und der Abglanz des Frühroths lag
Auf Alpengipfeln im hehren Kreise.
Und deutsche Studenten weit hergekommen,
Die gestern den Berg erklommen,
Sie hatten endlich die ganze Nacht
Im Pilgerhause durchwacht.
Wie glühte nun im Morgenlicht'
Der wackern Burschen Angesicht.
Wie lag nun das herrliche Schweizerland
Verbreitet um ihre hohe Warte,
Als läge ringsum ausgespannt
Die erhabenste Karte.
Doch ihnen gefiel
Die dumme Karte im Kartenspiel',
Sie thaten aus dem Pilgerhaus
Noch keinen einzigen Schritt hinaus.

Daran hat Adam im Paradiese freilich nicht gedacht, daß verfinstert durch seine Sünde einst nach sechstausend Jahren deutsche Studenten auf dem Rigi so philisterhaft denken und sitzen bleiben würden. Zu solchen Fadheiten indessen führt nothwendig das Dogma, dem der Verf. mit seiner Muse aufhelfen wollte. Da jedoch, wo er sich frei von demselben auf dem Felde der natürlichen Psychologie bewegt und nachweist, wie dem

dem Menschen durch seine eigene Sünde die schöne Welt Gottes sich verfinstere, dem Edlen aber sie sich verkläre, fehlt es dem Buche nicht an ansprechenden und gelungenen Stellen.

Fromme Feierstunden in der Mitte einer Landgemeinde von J. J. S. Cellérier, emerit. Pfarrer in Satigny bei Genf. Eine Auswahl heiliger Reden aus dessen „discours familiers d'un Pasteur de campagne." Gabe der Liebe an Geistliche und gebildete Christusverehrer. Aus dem Französischen von Dr. M. W. G. Müller, Pfarrern zu Berka bei Weimar. Magdeburg, bei Wilh. Heinrichshofen. 1839.

Der Uebersetzer dieser geistlichen Reden, durch seine Uebertragung des „Pastor Oberlin von Paul Martin" bereits nicht unvortheilhaft bekannt, hat sich hier abermals der nicht eben leichten Mühe der Bearbeitung ausländischer Geistesproducte unterzogen, und hofft, durch den Gehalt derselben deßhalb hinreichend gerechtfertigt zu seyn. Und allerdings muß ihm das Zeugniß gegeben werden, daß er damit kein undankbares Geschäfft übernommen hat, da nicht allein der Deutsche überhaupt vorzugsweise geneigt ist, ausgezeichnete Leistungen überall, wo er sie findet, anzuerkennen und für seine eigene Fortbildung zu benutzen, sondern die vorliegende Predigtsammlung auch in der That einen solchen Charakter an sich trägt, daß sie es wohl verdient, in größeren Kreisen verbreitet und auf deutschen Boden verpflanzt zu werden. Denn ob wir gleich die Reden Cellérier's, die uns hier mitgetheilt werden, nicht mit dem Uebersetzer durchgängig für Meisterwerke erklären möchten, vielmehr an manchen derselben manche Mängel gefunden zu haben glauben,

ben, so sind sie doch in der Regel von einer solchen Beschaffenheit, daß wir uns, indem wir sie lasen, in mehrfacher Hinsicht von ihnen angesprochen fühlten; und wie sie im Allgemeinen dem Bedürfnisse nach wahrhaft christlicher Erbauung in besonderem Grade entsprechen, so dürfte in's Besondere wohl auch ihr Studium bezüglich der wahren Kanzelberedtsamkeit als recht instructiv empfohlen werden können. Zunächst sind sie von dem echt religiösen Geiste durchdrungen, der das christliche Glauben und Leben eng mit einander verbindet, und unverkennbar ist in ihnen der fromme Sinn, der alles menschliche Wollen, Hoffen und Streben in stete Beziehung zu Gotte setzt, ohne der Verirrung des leidigen Pietismus irgendwie das Wort zu reden. Daher ist ihnen auch Das, was man Salbung nennt, in vorzüglichem Maße eigen; ihre Tröstungen, Mahnungen, Ermunterungen u. s. w. sind für das empfängliche Herz um so wohlthuender und eindringlicher, je mehr sie auf die ewigen und unleugbaren Wahrheiten der Religion sich stützen; sie nehmen in gleicher Weise den Verstand und das Gemüth des Zuhörers in Anspruch; und mehr noch, als weil sie Alles, was in ihnen zur Sprache kommt, durch häufige und überall treffend angeführte Bibelstellen begründen, sind sie darum biblisch und schriftgemäß zu nennen, weil sie ganz in der durch und durch religiösen Tendenz der heiligen Schriften geschrieben sind. Nur Das ist uns aufgefallen, daß fast nirgends auf Jesu Beispiel hingewiesen wird, obschon dieß in einer christlichen Predigt unseres Bedünkens niemals unterlassen werden darf, indem kaum Etwas mehr zu erbauen vermag, als eben diese Hinweisung, und dem Christen kein höheres Ziel seines bessern Strebens vor Augen gestellt werden kann, als das Vorbild seines göttlichen Meisters, dieses erhabensten Musters echter Religiosität, in dessen Leben, in dessen ganzer Persönlichkeit, möchten wir sagen, der fromme Glaube und das sittlich reine Handeln so genau unter sich verbunden waren. Außer

ser diesem wahrhaft religiösen Sinne, von dem unser Verf. nothwendig erfüllt seyn mußte, denn er spricht sich in seinen Predigten allzu deutlich und lebendig aus, als daß er für einen bloßen Schein gehalten werden könnte, verräth derselbe auch eine Tiefe des Gemüths und eine Wärme des Gefühls, die den gleichgestimmten Hörer oder Leser nothwendig gewinnen muß. Herzenssache ist ihm Alles, was er sagt, das beurkundet fast jedes seiner Worte; er belehrt so freundlich, er tröstet so mild, er warnt und straft so väterlich, daß man Eins wie das Andere gern von ihm annimmt; gemüthlich möchte wohl das bezeichnendste Prädicat seiner Individualität in dieser Beziehung seyn, so wenig er auch des nachdrücklichen Ernstes und der ergreifenden Kraft entbehrt, wo diese an ihrer Stelle sind; und so hoch steigt nicht selten die Innigkeit und Lebendigkeit seines Gefühls, daß seine Rede oft mitten in der Predigt zum Gebete wird. Und um so beifallswerther und zweckgemäßer ist dieß unstreitig, da er die traurigen Abwege gar wohl zu vermeiden versteht, zu denen das vorherrschende Gemüth so leicht verleitet. Denn nirgends findet man in seinen Vorträgen hohle Phrasen, hochtrabende Redensarten, das dem gesunden und unverdorbenen Geschmacke so widerwärtige Blümeln und Bildern, oder das Ergehen in einer dunkeln und unverständlichen Redeweise, welches den sogenannten Gefühlsmenschen wohl eigen zu seyn pflegt. Vielmehr spricht er durchgängig eben so klar und allgemein faßlich, als gediegen, körnig und inhaltsschwer; verschmäht er es auch nicht, seinen Predigten den Schmuck zu geben, welchen die Redekunst an die Hand gibt, und wir sind hin und wieder auf überraschende Wendungen und auf treffende Bilder gestoßen, so ist dieser Schmuck doch niemals gesucht oder überladen, und immer nur Mittel für den höhern Zweck der Erbauung; und je nachdem es der Gegenstand mit sich bringt, ist seine Diction schlicht und einfach, und wieder gehoben und voll Schwung, ein Wechsel zwischen Ruhe und

und Bewegung, der die beabsichtigte Wirkung nicht leicht verfehlen kann. Ueberhaupt ist dem Verf. hinsichtlich seiner Darstellungsweise jene edle Popularität eigen, die zwischen der Sprache der Wissenschaft und der des gewöhnlichen Lebens die rechte Mitte haltend dem gebildeten Geschmacke eben so genug zu thun weiß, als sie der Fassungskraft des Ungebildeten sich anbequemt, ohne deßhalb irgend die Würde der Sache und des Ortes aus den Augen zu verlieren; und auch in dieser Beziehung sind seine heiligen Reden als nachahmungswerthe Muster Denen zu empfehlen, die da meinen, das Hohe und Heilige verlange auch eine vornehme oder gar poetische Form, und deßhalb in einer Weise predigen, die mit dem Beispiele Jesu und seiner Apostel in offenem Gegensatze steht. Wir haben unlängst derartige Sachen in Händen gehabt, und sprechen bei dieser Gelegenheit den gewiß nicht unrichtigen Gedanken aus, daß die religiösen Wahrheiten Dem, der von ihnen erwärmt und durchdrungen ist, von selbst eine Sprache in den Mund legen, die niemals unwürdig seyn kann, und jeder Bildungsstufe gleich angemessen ist; und wenn wir auch zugestehen wollen, daß diese Wahrheiten einem Zuhörerkreise, welcher sich zu den höheren Classen der menschlichen Gesellschaft zählt, in einer andern Form, als dem gemeinen Manne, vorgetragen werden können und dürfen, so verlangt doch auch namentlich in unserer Zeit dieser letztere, daß ihm auf eine edle und gebildete Weise gepredigt werde. Religiös in der echten Bedeutung des Wortes, gemüthvoll und populär nennen wir also mit Recht die vorliegenden Predigten, und sie verdienen es unbezweifelt nach Form und Inhalte, daß sie auch dem der französischen Sprache Unkundigen zugänglich gemacht wurden. — Aber noch eine Eigenschaft tragen sie an sich, die an kirchlichen Vorträgen keineswegs die geringste ist, obschon wir sie hier zuletzt namhaft machen. Wir meinen die durchaus praktische Tendenz, welche der Verf. seinen Reden zu geben gewußt hat; jenes Indivi-

dividualisiren, jenes Eingehen auf speciale Fälle des Lebens, welches die abstracte Wahrheit an concreten Beispielen erst recht anschaulich und erbaulich macht. Denn nicht allein, daß viele der fraglichen Predigten schon in ihrer ganzen Anlage den Landmann und die besonderen Verhältnisse desselben berücksichtigen, wie z. B. aus folgenden Hauptsätzen — der Landmann — das Landleben, ein Führer zur Frömmigkeit — der Winter, oder das häusliche Leben — der Luxus, eine Geißel des Dorfs — sattsam hervorgeht, so beurkunden sie auch in der Durchführung ihrer Gegenstände eine so klare Einsicht in diese Verhältnisse und eine so richtige Beurtheilung derselben, wie sie nur eine gereifte, allseitige Erfahrung geben kann; und auch da, wo ihr allgemeiner Inhalt nicht in näherer Beziehung zu den eigenthümlichen Lagen und Bedürfnissen christlicher Dorfgemeinden steht, wird diese Eigenthümlichkeit nie ganz aus den Augen gelassen; und durch besondere Nachweisungen macht der Vf. Alles, was er sagt, so deutlich und überzeugend, und schildert das äußere und innere Menschenleben in allen seinen Richtungen in so treffender und specialer Weise, daß der Hörer oder Leser um so mehr ihm beistimmen muß, je mehr er in dergleichen Schilderungen nicht selten sein eigenes Bild erkennt und der selbst gemachten Erfahrung begegnet. Und eben Das ist es nach unserer Meinung recht eigentlich, was eine Predigt praktisch und erbaulich macht. Entbehrt sie dieser Eigenschaft, so mag sie um ihrer sonstigen Beschaffenheit willen vielleicht momentan ansprechen und mit Beifalle gehört werden, aber es steht dahin, ob sie von nachhaltiger Wirkung ist. Individualisirt sie aber, um es kurz zu bezeichnen, auf gehörige, verständige und würdige Weise, so wird sie nicht leicht ihres eigentlichen Zweckes verfehlen, vorausgesetzt, daß sie es nicht mit ganz unempfänglichen Gemüthern zu thun hat. Wir würden zu weitläufig werden, wollten wir die gerühmten Eigenschaften der vorliegenden Predigten mit besonderen Beispielen belegen; wer

wer sie selbst zu lesen Gelegenheit hat, wird sich leicht von der Richtigkeit unseres Urtheils über dieselben überzeugen können. Aber wir wiederholen es, der Uebersetzer hat sich keiner undankbaren Mühe unterzogen; die Arbeiten seines Originals sind es werth, daß sie unter uns eingeführt wurden; und wenn sie auch nicht, was namentlich den äußern Glanz der Beredtsamkeit anlangt, denen eines Massillon u. s. w. an die Seite gesetzt werden können, so wird doch dadurch ihr Werth keinesweges geschmälert; ja sie sind vielleicht um so schätzbarer, da sie auch von denjenigen Fehlern frei sind, welche den französischen Kanzelrednern eigen zu seyn pflegen, und ihren Grund unstreitig in der Nationalität derselben haben.

Für Musterwerke indeß möchten wir, wie wir oben bereits bemerkten, die gegenwärtigen Reden doch nicht geradezu erklären, da sie den Anforderungen, die man an eine in allen ihren Theilen vollkommene Predigt stellen muß, nicht in jeder Beziehung entsprechen, vielmehr der genauern Kritik zu manchen Ausstellungen Veranlassung geben. Daß wir dahin die Art und Weise nicht rechnen, wie der Verf. das Christenthum auffaßt, versteht sich von selbst. Er ist ein strenger Bibelgläubiger, der das Wort der Schrift ohne Weiteres hinstellt und buchstäblich verstanden wissen will, wie wenigstens aus einzelnen Aeußerungen hervorgeht; denn nur selten berührt er die eigentlichen positiven Lehren des Christenthums, und auch dann nur im Allgemeinen, ohne sich tiefer auf dieselben einzulassen. Doch, wie gesagt, das gehört nicht hieher, wenn es auch nicht gleichgiltig ist. Allein schon in ihrer Anlage erscheint manche seiner Predigten als verfehlt, wie z. B. gleich die erste. Sie handelt von den Tugenden des Landmanns, und nennt als solche die Einfalt des Geistes und Herzens, die Arbeitsliebe und den religiösen Sinn. Es bedarf jedoch unserer Erinnerung nicht, daß nicht bloß der Landmann, sondern jeder andere Mensch dieser Tugenden sich befleißigen soll, wenn auch vielleicht zu-

gegeben

Ehrlichkeit hoffen, selbst glauben kann, und bedauern die Gemeinde, die von Seiten ihres Seelsorgers noch immer in dem Wahne gehalten und gelassen wird, als seien die genannten Lehren christliche Wahrheiten, deren Annahme und Befolgung bessern und beseligen könne. Uebrigens sind wir auch bei dem Lesen dieser Predigten, wie schon öfters, auf das schwer zu lösende Räthsel gestoßen, daß recht vernünftige Ansichten über manche Gegenstände der Religion und die gröbsten Vorurtheile in Beziehung auf andere in ein und derselben Person neben einander gefunden werden.

Die Verfinsterung der Welt, dargestellt in einem Cyklus von Lehrgedichten und Liedern von J. P. Lange, evangelischem Pfarrer zu Duisburg. Berlin, bei Oehmigke. 1838. 131 Seiten. 16 Gr.

Das alte Dogma vom Paradiese und dessen Verluste, vom Stande der Unschuld und dem Falle, von der Erbsünde und allem theologischen Zubehöre mag sich im Munde des Dichters noch am Leidlichsten ausnehmen. Nur muß er Dichter seyn, wie Milton es war, oder Andere es waren, die sich so oder anders den Gegenstand zum poetischen Vorwurfe nahmen. Allein der Verf. steckt als Dogmatiker seiner Partei hinter den Culissen, und hat sich in einer geharnischten Vorrede für das Dogma sogar als einen dort Versteckten unkluger Weise verrathen. Denn zeigen will er nicht nur, wie dem Menschen subjectiv durch eigene Schuld die schöne Gotteswelt sich verfinstere, sondern auch, „wie sie ihm objectiv verfinstert worden sei durch das strafende Walten der göttlichen Gerechtigkeit in der durch die Sünde gekränkten Natur." Der Erkenntnißbaum, unter welchem der erste Stammvater der Menschen gefallen sei, bleibt

dem Verf. zwar auch ein Geheimniß, wie überhaupt viele antediluvianische Naturproducte Mysterien bleiben würden. Allein er hilft sich mit einem Schlusse durch Analogie. Denn, sagt er, „der Erkenntnißbaum des zweiten Stammvaters, Noah, war der Weinstock. Der Erkenntnißbaum der gegenwärtigen Menschheit ist der Branntwein. Im Morgenlande berauschen sie sich durch Opium. Es gibt noch andere dunkle, bezaubernde Naturkräfte, noch andere Erkenntnißbäume, welche an jenen ersten im Paradiese erinnern." Nun folgt eine Mittheilung, aus Pöppig's Reise, von der Coca, einem Blatte, das wie Opium wirkt, welche Mittheilung die Welt dem Literaturblatte von Menzel zu verdanken habe. Wir kennen jene Schilderung Pöppig's auch, aber was ist dadurch für das Dogma von der Erbsünde gewonnen? Vielleicht wird es durch das Lehrgedicht des Verfs. gerettet. Aber bei den Gläubigen bedarf's dessen nicht, und bei den Ungläubigen, die der Verf. so fein dichterisch bekehren will, dürfte sich das alte göthe'sche Dictum in neuer Wirkung zeigen: „Man merkt die Absicht, und man ist verstimmt."

Doch wir sind dem Leser Proben schuldig, daß er selbst urtheile, ob vielleicht dichterische Kraft die Unkraft des besungenen Dogma neutralisirte. Die Umwandlung der Thiere durch Adams Schuld wird S. 32. dargestellt, ohne daß man erfährt, wie diese völlig Schuldlosen eigentlich dazu kamen. Aber wissen wir doch auch nicht, wie wir durch Adam schuldig worden sind. Der Dichter singt:

Der gefallene Mensch ward selber schlecht,
Das sah' sein Knecht,
Die unvernünftige Creatur,
Und verwilderte bald auf seiner Spur. —
So hob nun entartend die freundliche Katze
Zum Raubmord' die Tatze,
Verkroch sich in's Dunkel mit schnaubendem Dräu'n
Und zeugte den Parther, den Tiger und Leun.

So

Die biblische Geschichte in Vorträgen für Gebildete von Chr. H. Kalkar, Doctor der Theologie und Philosophie, Oberlehrer an der Kathedral-schule zu Odense u. s. w. Erster Theil. Von Erschaffung der Welt bis zum babylonischen Exile. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1839. XII u. 316 SS. in gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Es war ein guter Gedanke, die biblische Geschichte für Gebildete zu bearbeiten; und Mancher, dem sie einst als Kind gleich einer Oase in der dürren Schulwüste zur Erquickung ward, wird bei den Vorträgen des Verfs. noch ein Mal jung geworden seyn und nun mit gereiftem Geiste Aehnliches von Dem empfunden haben, was er einst mit dem kindlichen Herzen in ihren Lectionen, und sollte es an der Hand des alten treuherzigen Hübner gewesen seyn, empfunden hat. Die Kalkar'schen Vorträge wurden, laut Vorrede, vor einer großen Anzahl gebildeter Zuhörer beiderlei Geschlechts und zwar in dänischer Sprache gehalten. In natürlicher Wechselwirkung gewährten sie ihrem Verf. selbst große Freude, und er bereitete sie deßhalb auch dem deutschen Publicum zu, in der Hoffnung, daß bei dem jetzigen Mangel gerade an solchen Büchern, sie auch da, ungeachtet ihrer Mängel, Nutzen stiften und die Liebe für die heilige Geschichte in diesem oder jenem Gemüthe anfachen könnten. Zwar, meint er, habe man wohl die Quelle selbst, und die Bibelgesellschaften wären bemüht, sie wo möglich Allen näher zu bringen. „Wer aber," fährt er fort, „kann es zugleich leugnen, daß der gebildete Christ, dessen gleichsam wiedererwachender und aufkeimender Glaube das Bedürfniß stark empfindet, daß die Darstellung der heiligen Geschichte sich mit der Bildungsstufe, welche sein Denken in anderen Zweigen der Erkenntniß einnimmt, befreunden und vereinigen

einigen möge, so Manches vermißt an der Form, in der ihm die heilige Schrift geboten wird?" Die kirchliche Uebersetzung, dürftiger Schulunterricht, Mangel an Anregung in spätern Jahren und Aehnliches lasse den Gebildeten oft gar nicht zu dem Bewußtseyn kommen, was er an Bibel und biblischer Geschichte auch noch für den höchsten Standpunct seiner Bildung habe. — In der That wundern wir uns nicht, daß der Verf. für seine Vorträge einen so bedeutenden Zuhörerkreis fand und behielt, wie die Vorrede bemerkt. Er besitzt die Eigenschaften, gebildete Christen zu fesseln, und kam vielleicht die Gabe der äußeren Beredtsamkeit hinzu, so mußte der Erfolg desto gewisser seyn. Erwärmt und begeistert für seinen Gegenstand, ausgerüstet mit Dichterkraft und Phantasie — und ein großer Theil zumal des A. Ts. ist ja poetischer Natur und will poetisch genommen seyn — gebietend über eine auch im Deutschen edle Sprache voll Kraft und treffender Bilder, gewandt und sicher in der Kunst, Uebersichten zu geben und wieder auf das Einzelne zurückzukommen und es interessant zu machen: so hielt er seine Vorträge und schrieb er sein Buch, wie es uns ansprach und wie wir, der gleichen Wirkung bei ihnen gewiß, es unsern Lesern empfehlen können. Durch Proben dieß unser günstiges Urtheil zu belegen, halten wir eben so sehr für Pflicht, als wir die Angabe Dessen, was nach unserer Ueberzeugung die schwache Seite des Buches ist, unbestochen werden folgen lassen. — Wir wählen für das Erstere gleich die Recapitulation, die der Verf. zum Schlusse gibt, da, wo er Israels Charakter, Israel als den Wächter des göttlichen Wortes und seine Geschichte als die Geschichte des Reichs Gottes schildert. „Das Volk," heißt es da, „dessen Geschichte sich in den vorigen Stunden vor unseren Augen entfaltet hat, dem wir von seiner Wiege in Aegypten bis zu seinem Grabe in Babylon gefolgt sind, hat sich eine Merkwürdigkeit vor allen andern Völkern der Erde erworben; seine heiligen Bücher sind

die

die Lehrer der Welt geworden, und wie sehr auch die Weisen nachgedacht und die Thoren gespottet haben, sie haben es doch nicht vermocht, einen einzigen Buchstaben dieser heiligen Geschichte auszulöschen." — „Ist dieses ein Zufall, so daß wir es anders beschließen können? Oder worin besteht die Merkwürdigkeit jener Geschichte? Das Volk, dessen Begebenheiten wir betrachtet haben, ist verschieden von Allem, was sonst den Nationen ihre Merkwürdigkeit gibt. Die Wissenschaft fand keine absonderliche Pflege unter ihm, keine ausgezeichnete Verstandesbildung wohnte in seiner Mitte; kein künstlerisches Bestreben bezeichnet seine Thaten, kein Meisel erklang unter ihm, um den bewunderten Statuen Leben einzuhauchen, keine Farben zauberten der Verstorbenen Gestalten auf die Leinwand, der Hammer und die Feile waren armselige Werkzeuge in seiner Hand; keine Erfindungen bezeichnen seine Spur in der Geschichte. Israels Volk war auch keine handelnde Nation; seine Flagge wehete nicht in fremden Häfen, weit entfernte Länder öffneten ihm nicht ihre Reichthümer; berühmte Entdeckungen haben den Namen Israels nicht in die Jahrbücher der Geschichte eingeschrieben. Nur ein einziges Mal finden wir in Jahrtausenden die Schätze des Handels erwähnt, aber es sind fremde Schiffe, die dem kleinen Volke Waaren bringen. Noch weniger hat es seinen Namen durch stolze Eroberungen verewigt, nur selten erschallt die Trommete des Kriegs im Lande der Nachbarn; wo wir sonst von Kriege hören, ist's entweder Vertheidigung wider Gewaltthätige, die den Unterdrückten ein eisernes Joch auflegen wollen, oder es sind die Leichen der Brüder, die das Feld bedecken." Aber Israels Geschichte sei die Geschichte des Reichs Gottes. — Wir wählten absichtlich die Darstellung des obigen gewöhnlichen und sehr bekannten Gedankens, um zu zeigen, wie frisch und lebendig eben auch das Gewöhnliche der Verf. darzustellen wisse. Von der letzten auf die erste Vorlesung überspringend begegnen wir

Aehnlichem. „Was sucht der Mensch, wenn er zum Bewußt seyn erwacht? was suchten die alten Völker Anderes, als Got und seine Offenbarung? Sie suchten ihn auf verschiedenen Wegen, verirrten sich aber in ihrem Suchen, sie spürten den ältesten Erinnerungen der Menschheit nach, ihre Gedanken aber konnten ihn nicht finden." Ein sonderbar „Zersplittertes" find sich in dieser Beziehung im Leben der Heiden. „Wie ganz anders gestalten sich die Erscheinungen, welche uns in der heiligen Schrift entgegentreten? Hier bezieht sich Alles auf Einen Endzweck, die Offenbarung des einen lebendigen Gottes; hier hören wir überall Einen Ton, erst schwach und leise, dann höher und tiefer, bis der Klang der Posaune mächtiger und stärker wird und alle Völker zusammenberuft zu einem heiligen Berge zu einem Reiche Gottes." Weiter unten: „Und dieses sollte nur ein schönes Gedicht seyn? Die Weltgeschichte bezeugt das Gegentheil; überall begegnen uns Ruinen, welche anzeigen, daß es hier einst anders gewesen ist. Das Volk Gottes ist nicht nur durch die Wüste gegangen, in der der Sand spurlos verfliegt, es ist aufgetreten auf dem Schauplatze der Welt und hat sich tiefe Furchen in der Bahn der Völker gegraben." — Dann wieder wie schön und trefflich, was der Verf. von der ethischen Bedeutung der Bibel und ihrer Geschichte sagt: „Aber indem die biblische Geschichte den Namen einer heiligen führt, während die übrige Geschichte eine weltliche ist, hat sie dadurch ihr eigenthümliches Gepräge erlangt, daß sie Geschichte des menschlichen Herzens ist, ein Tagebuch, geschrieben vom Geiste Gottes über die Geheimnisse des Herzens. Will man den gewöhnlichen Maßstab an diese Geschichte legen, dann erscheint uns Alles kurz, unvollkommen, lückenhaft. Vergebens sucht man hier äußere Großthaten, Handlungen, die ein ganzes Jahrhundert in Erstaunen setzen. Wir sehen nicht den schäumenden Fluß der Zeit mit Brausen hervorstürzen und Alles mit sich fortreißen; einen stille rieselnden Bach erblicken wir

der

der sich in einem fremden Lande durch einsame Thäler schlängelt, unbekannt dem größten Theile der damaligen Welt. Jedoch sammeln sich alle Ströme der Zeit in diesem Einen. Großartig und ehrwürdig beginnt diese Geschichte mit dem Werden aller Dinge durch die schöpferische Macht Gottes, und eben so feierlich endigt sie mit der Zeit, da ein neuer Himmel und eine neue Erde seyn wird. Wir werden durch die idyllischen Scenen des Familienlebens geführt; wir sehen das leidenschaftliche Toben eines jugendlichen Staates, eine ganz eigenthümliche Bildung, ganz verschieden von der, welche die erleuchtetsten Nationen der Welt damals Bildung und Cultur nannten. Sehr Vieles, das wir Großes nennen würden, wird nur angedeutet, übergangen, während kleine häusliche Auftritte ausführlich erzählt werden. Worin besteht also das Eigenthümliche dieser Geschichte? Offenbar darin, verehrte Zuhörer, daß es überall nur Eine Regel gibt, nur Ein Maßstab angelegt wird, nämlich wie das Verhalten des menschlichen Herzens gegen den Willen Gottes ist; diese eine Betrachtung überwiegt alle Talente, alle glänzende Eigenschaften. Dadurch aber wird uns auch die heilige Schrift in hohem Grade lehrreich, anziehend." — „Wo," fährt der Verf. fort, „wo gibt es wohl ein Buch, das uns in alle Stände hineinführt, uns Alle in ihrem Hause, im Innern ihres Treibens schauen läßt, von den Gezelten der herumschweifenden Nomaden bis in die glänzenden Säle des Königs, von der unwürdigen Knechtschaft eines erniedrigten Volkes bis in die große Pracht mächtiger Reiche, von den harmlosen Auftritten des häuslichen Heerdes bis in die mannigfaltigsten Verwandlungen des Hoflebens! Kurz, alle Formen der Menschheit werden unserem Auge vorgeführt, alle in ihrer wahren, ungetrübten Gestalt, wie die Natur — und leider müssen wir hinzufügen — wie die Sünde sie bildet, ein Gemälde, wo Schatten und Licht auf die rechte Stelle fällt, weil das Licht von Oben herab, vom Himmel Gottes fällt. Darum

finden auch alle Gefühle hier ihre Sprache, alle Töne, die der menschlichen Brust entschlüpfen, es mag Schmerz oder Freude seyn, Angst oder Jubel, die stillen Seufzer der Geduld oder das wilde Geschrei der Verzweiflung, es mag Trost seyn oder Furcht, Hoffnung oder Sehnsucht, sie finden Wiederhall in den Stimmen, die sich hier hören lassen, mit einer edlen Wahrheit, einer heiligen Einfalt." — Weiter unten bemerkt der Verf. seinen Zuhörern so wahr als treffend, daß gleichwohl die heilige Geschichte Geschichte einer gewissen Zeit ist und als solche eine Einkleidung habe, jener Zeit eigenthümlich. „Ob dieß wohl anders seyn konnte? Konnten jene Flügelmänner der heiligen Geschichte — um einen göthe'schen Ausdruck hier zu benutzen — in der Kleidung moderner Zeit auftreten; sollten wir es wünschen, daß sie jegliche Tracht ablegten, jede Eigenthümlichkeit der Zeit verwischten, um uns und unserer verzärtelten Zeit zu gefallen? Das doch gewiß nicht. Wir müssen daher lernen, wohl zu unterscheiden, was der Leib ist und was das Kleid, was den Kern und was die Schale ausmacht, worin der eigentliche befruchtende Keim verborgen liegt und was äußere Umgebung ist, mit andern Worten, was local und temporär nur auf eine Zeit, einen Ort berechnet, und was Schriftzüge auf der Tafel der Ewigkeit sind." In näherer Erklärung und Warnung vor jenem Verflachen und Modernisiren der heil. Schrift, das sie in's Gemeine zieht und ihr nichts Eigenthümliches zurückläßt, sagt weiter unten der Verf.: „Es mögen immerhin Moses, David, Ezechiel, Matthäus, Paulus und Andere, ganz als Männer ihrer Zeit erscheinen; die Ewigkeit hat ihnen doch den Stempel auf die Stirn gedrückt, sie sind doch gezeichnet von der Hand des Heiligen, und die Töne ihres Mundes werden fortfahren von einem Geschlechte zum andern zu erschallen, wenn längst die Wellen der Zeit die hochfahrenden Namen der Wesen weggespühlt hatten, die sich der engen Gesichtskreise jener Zeit überhoben wähnten." —

In-

Indem der Verf. die biblische Geschichte als die des Reichs Gottes betrachtet, ist ihm das A. T. natürlich nur Vorbereitung und Bahn zu einem höhern Ziele. Er spricht sich darüber unter Anderem so aus: „Was wir aber nirgends vergessen müssen, ist, die heilige Geschichte in dem Lichtglanze Dessen zu schauen, der sich das Licht der Welt nannte, der selbst erklärte, daß wer ihm folge, nicht in Finsterniß wandeln würde. Unser Bestreben soll daher darauf gerichtet seyn, zu zeigen, daß die Bibel die Geschichte enthält einer heiligen Kirche, deren Eckstein Christus ist, daß zu diesem Gebäude in der Urzeit der Welt der Grund gelegt ist, daß es nachher auf der Grundlage der Propheten und Apostel aufgebaut, von Dem vollendet ward, der allein der rechte Baumeister ist — ein Gebäude, in welchem alle Zimmer mit Gemälden geziert sind, die entweder dunkle Hindeutungen oder klare Abbildungen enthalten des großen Königs, dessen Skepter und Krone mit Lichte geschmückt, dessen Ausgang von Ewigkeit ist.“ — Wir kommen nun zu Einzelnem und knüpfen hier zur Probe an, was der Verf. unter Anderem S. 23. über den Charakter der Propheten sagt: „Hier, wo wir die Propheten nur in historischer Rücksicht erwähnen, ist es genug zu erinnern, daß sie an der Seite der Könige als die unabhängigsten Rathgeber standen, nicht als Lehrer, sondern als Prediger der göttlichen Wahrheit, wenn wir dieses Wort nicht in der modernen Bedeutung gebrauchen wollen, als Beschirmer und Wächter der Theokratie, als Mittler zwischen Gotte und Menschen. Darum erheben sie ihre Stimme mit dem Schmucke einer göttlichen Beredtsamkeit, in den Klagetönen einer tiefen Wehmuth, sprechen durch sinnreiche Symbole, ergreifende Handlungen; sie stehen Alle auf dem unerschütterlichen Grunde des Wortes Gottes, ehrwürdige Führer, die an den himmlischen Verheißungen vesthalten, Alle die Zeit ahnend, da die damalige zerbrechliche Form des Gesetzes zerspringen und eine reine Erkenntniß Got-

tes zu den Heiden kommen sollte." — So wieder ist in dem Vortrage, der eine vorläufige Charakteristik der Bibel des N. Ts. gibt, Paulus trefflich gezeichnet: „Dieser erhabene Apostel der Heiden, ein unerreichbares Muster aller christlichen Tugenden, in dessen Charakter die hebräische Tiefe und die griechische Klarheit in einem christlichen Grundtone zusammengeschmolzen sind, hatte einen hellen Verstand, eine außerordentliche Seelenstärke, eine glühende Begeisterung, eine unerschütterliche Vestigkeit, vereinigt mit der größten Sanftmuth, Geduld und Aufopferung, die uns die wahre Gestalt der christlichen Wiedergeburt zeigt. Er ist der Moses des N. Ts., der nicht ein einziges Volk, sondern die verlornen Völker der ganzen Erde aus der Finsterniß der geistigen Knechtschaft herausführen sollte, aber ein Moses, wie ihn nur das N. T. hervorbringen konnte." — Nur noch die Einleitung, die der Verf. in der siebenten Vorlesung gibt: „Sie begreifen leicht, daß ich vom Buche Hiob spreche, diesem außerordentlichen Gedichte, der ältesten Theodicee der Welt, in welchem der Gesang sich durch alle Töne bewegt, von den majestätischen Schilderungen der Natur bis zum Schlage des geängstigten Herzens, vom Rollen des Donners bis zum Aechzen einer kummervollen Seele. Wer nie Leiden gehabt hat, wer den Stachel des Schmerzes nie in sich gefühlt, wer dem heimlichen Gange der Empfindungen nicht nachgehen kann, wie der Kummer bald ausbricht in wilde Klagen, bald in schwermuthvoll schmelzende Töne, wer die Unruhe der Leiden nicht kennt und sich nie die große Frage aufgeworfen hat: Warum erschallen so viele Klagen des Jammers in unschuldigen Häusern?; der öffne das Buch Hiob nicht, er findet keinen Wiederhall hier. Wer aber im Verborgenen über seine Noth geweint, nach der Befreiung von der Last, die auf seinen Schultern liegt, sich gesehnt hat, wer hier im Leben die Kräfte einer bessern Welt schmecken will, der stelle sich hin zu dem hart geplagten Manne,

der

der in der Asche saß und seine Klagen hören ließ. — Niemand kennt das Grab des Dichters, aber von seinem Aschenhaufen steigt der Gesang rein und lauter empor und theilt sich in vielartige Stimmen; ewig unverwelklich neigt sich die Cypresse über sein Grab." Hier begegnen wir wohl Anklängen an Herder. Doch hat der Verf. nirgends seine Quellen genannt.

Nun zur andern Seite des Buchs. Zur schwachen macht sie hauptsächlich der Mangel jener Linie, auf der allein der denkende Leser vest stehen und Wahrheit und Dichtung von einander unterscheiden kann, der Mangel an Consequenz, in Folge dessen hier das Dogma gehalten und anderwärts die Vernunftansicht geltend gemacht wird, die das Dogma richtet. Allerdings war es zunächst ein „religiöses" Interesse, das der Verf. anregen wollte, und die Form seiner Vorträge sollte es nicht verschmähen, „erbaulich" zu seyn. Allein wenn ihm „die kritischen Fragen S. VII. ganz außerhalb einer Darstellung lagen, die von der vesten Ueberzeugung von der Göttlichkeit der heil. Bücher ausgehen, und also (!) die Geschichte als eine factisch wahre zu behandeln haben;" so hätten seine Gebildeten doch wohl ein größeres Maß, wenn nicht von Kritik, so doch von Resultaten einer vernünftigen und gewissenhaften Kritik vertragen. Der Verf. nimmt z. B. die Bücher Mosis unbedenklich als die ältesten der ganzen Sammlung. Warum gebildeten Zuhörern die Wahrscheinlichkeit späterer Composition ganz verschweigen, die ihnen bei einiger theologischer Lectüre doch nicht verborgen bleiben kann? — Eben so ist zwar die biblische Geschichte vom Verf. damit, daß er sie als Geschichte des Reiches Gottes nimmt, in einen schönen, ihr Bild hervorhebenden und vielfach verklärenden Rahmen gefaßt. Allein daß dabei die ganze übrige Welt mehr oder weniger ausgeschlossen werde, und daß der Verf. in der Vorliebe für seinen Gegenstand es übersehen habe, auch die allgemeine

Welt-

Weltgeschichte könne wohl als eine Geschichte der Erziehung der Menschheit durch die Hand Gottes betrachtet und geschrieben werden; solche und ähnliche Gedanken steigen dem unbefangenen Leser bei dem Buche auf und thun seinem Genusse theilweise Eintrag. Nicht als ob hier die Helden geradezu verdammt und die Tugenden derselben zu splendidis peccatis gestempelt würden. Nein, dazu ist der Verf. zu fein; gleichwohl aber erscheint er nicht unparteiisch genug, daß man nicht zu Gunsten einer gerechtern Abfassung seiner biblischen Geschichte den Wunsch hegen sollte, er möchte doch die Apologie des Sokrates, die vor einem halben Jahrhunderte schon ein billigeres Urtheil anbahnte, zuvor noch ein Mal andächtig gelesen haben. Wir gedenken hier unter Anderem nur der Grausamkeiten, die im Angriffe auf die heidnischen Bewohner Kanaans von Israels Nomadenhorden verübt werden. Nach der Darstellung des Verfs. sind die Letztern im vollen Rechte, die Erstern im vollen Unrechte. Mit der S. 145. befindlichen Exposition aber ist wohl Gottes, nicht der Menschen Recht erwiesen, wenn es heißt: „Wundert sich Jemand, daß Gott eine solche Vertilgung gebieten könne, so stelle er sich hin bei (zu) den Jahrbüchern der göttlichen Weltregierung und frage sich, ob er es begreifen kann, wenn Gott seine Seuchen, Erdbeben und Landplagen, die Völker der Erde zu vernichten, aussendet, warum er noch erlaubt, daß der Krieg auf Erden rast, wodurch ganze Nationen von der Erde vertilgt werden." Auch bei der Schilderung der Zeit der Richter, so genial sie ist, dürfte doch manches Bedenken nicht gehoben seyn. Denn daß alle jene zum Theil sehr rohe Helden und barbarische Wegelagerer, wie Simson und Andere, vom Geiste Gottes getrieben wurden und dem Reiche Gottes dienten, dazu hätte es noch überzeugenderer Beweise bedurft, als der Bemerkung, daß der Geist Gottes „nicht bloß der Geist des Rathes und der Weisheit, sondern auch der Kraft und

Stärke" sei. „Daran," sagt der Verf., „muß man sich wohl erinnern und es vesthalten, wenn man das frische Leben der Richterperiode verstehen will. Sie alle waren von der Hand des Ewigen gezeichnet, wie verschieden, ja mitunter auch unlauter ihre Erscheinung und Persönlichkeit ist, der Geist des Herrn erweckte sie, aber er schuf sie nicht um."— Auch sonst hat der Verf. zu Gunsten seiner Gottesreichsgeschichte mitunter, wie einst Niemeyer in seiner biblischen Charakteristik, ein Wenig in's Schöne gemalt. Moses, Samuel, David sind erhabene Gestalten in seiner Darstellung, aber Mosis Härte, Samuels hierarchischer Sinn, Davids Schwäche sind so kurz oder so gar nicht berührt, daß der „dunkle Fleck auf der Helden blankem Harnische" im besten Falle fast nur angedeutet wird. Uns fiel öfters der schiller'sche Wallenstein ein, den der Dichter anders gab, als der Geschichtschreiber. Unser Verf. ist oft auch zu sehr dichterisch darstellender Redner, als daß nicht alles Große, Erhabene, Göttliche vorzugsweise ihm willkommen seyn mußte.— Bei Schilderungen der Natur dagegen geht's ihm so, daß ihm das Außerordentliche, das Wunderbare ebenfalls, wie es scheint, um seines poetischen Elementes willen das Liebere ist, wär's auch der Nachtseite derselben angehörig. Wir belegen hier mit Sodom und Gomorrha und, nach dem biblischen Strafgerichte Gottes über sie, mit dem todten Meere. Dasselbe ist dem Verf. ein „durch die Hand des Herrn gebrandmarkter See," der freilich zu dem Auge der Gegend, dem schönen Genezareth, der später die Barke des Heiligen Gottes trug, einen trefflichen Gegensatz gibt. Aus „ältern und neuern Reisenden" entwirft er darum sein Bild. „Wer das Wasser an die Lippen nimmt, bekommt Geschwüre. Alles, was hineingeworfen wird, nimmt sogleich eine Salzkruste an. Auf dem Grunde sitzt ein schwarzer, stinkender Schlamm. Die Ausdünstung ist mit erdharzigen, schwefeligen, salzigen Theilen geschwän-

schwängert und zwar in dem Grade, daß sich Pflanzen und Alles, was in die Nähe des Sees kommt, selbst die Kleider der Reisenden, mit einer Salzkruste überziehen. Weithin findet sich keine Vegetation, der salzige Boden sieht wie verbrannt aus, nichts Grünes, nicht einmal dürftiges Gras sproßt hervor. Der ganze See und seine Umgebung sind so eigenthümlicher Beschaffenheit, daß keines der Mittel, deren sich die Natur sonst bedient, zugereicht haben würde, sie hervorzubringen." Das ist die Schilderung des Verfs. in treuem Auszuge. Wir wollen seiner Schlußbemerkung nicht die Behauptung älterer Naturforscher entgegenstellen, daß „das Becken des todten Meeres wenigstens so alt als der Jordan" und deßhalb älter als jene Städte seyn müsse. Nur den neuesten Bericht v. Schuberts, dem man doch in der That nicht nachsagen kann, daß er mit ungläubigem Auge gesehen habe, wollen wir an die Kalkar'sche Schilderung halten. Schubert reiste im Jahre 1836 und 1837 und sagt: „Die Ufer des Sees sind keineswegs in höherem Grade verödet, als die Küstengegenden des todten Meeres, die wir auf unserer Reise berührten; in einzelnen Strichen, namentlich am östlichen Höhenrande, zieht sich das Grün der Schluchten bis an den Wasserspiegel herunter und bildet auch außer der Jordansmündung eine Bekleidung von Gesträuchen. — Das Wasser, das heute sehr ruhig war, erscheint so klar und rein, daß einige unserer Maulthiere, die zum ersten Male in diese Gegenden kamen, voll Begierde den Mund eintauchten, sobald sie es aber gekostet, mit Widerwillen den Kopf schüttelten. — Auch wir, wie andere neuere Reisende, bemerkten Nichts von einem asphaltischen oder schwefeligen Dampfe, den die Einbildungskraft mancher früheren Pilgrime und noch fortwährend die der Beduinen dem todten Meere beilegt." So wird Manches noch aus dem Zauber der Dichtung bei näherer Prüfung in das Reich der Wahrheit treten und auch da — Gottes Majestät und Größe ver-

klä-

kündigen. Bei'm Durchgange der Israeliten durch das rothe Meer hat der Verf. Beides unterschieden. „Die Erzählung dieser Begebenheit," sagt er S. 97., „gehört zu den natürlichsten, einfachsten; aber auf den Schwingen der Begeisterung hebt sich der Gesang, womit sie den Gang durch's rothe Meer verherrlichten." Schwer aber ist nun wieder damit die veste Meinung des Verfs. zu vereinen, daß die mosaische Schöpfungsgeschichte und Paradies und Fall wirkliche Geschichte sind. Er kann das Dogma vom Erbübel nicht aufgeben, und bemerkt mit einem fremden Citate, „das ganze Mysterium der israelitischen Geschichte beruhe eben darauf, daß sie das Mittelglied seyn sollte zwischen dem Falle und der Erlösung, der letzten Veranstaltung Gottes zum Heile der Menschen." — Noch kommen wir auf eine Befangenheit des Verfs. auch in Bezuge auf die poetische Literatur der Hebräer zurück. Er nennt sie „überall andachtsvoll, feierlich, klar wie der Himmel, tief wie das Meer, prophetisch, dürfe man sagen, denn sie eröffne das Heiligthum des Geistes. Das israelitische Volk sei das einzige Volk des Glaubens in der alten Welt, und diese Gefühle des Glaubens und der Andacht walteten über allen dichterischen Darstellungen der heiligen Bücher." Und doch, wenn's schon im Kanon poetische Stücke gibt, die weltlicher Natur sind, so hat Israels Volk gewiß auch seine profane Dichtkunst gehabt, nur daß deren Rollen nicht im Heiligthume mit bewahrt und der Nachwelt erhalten wurden. Es ist ein das Reich Gottes verherrlichender Irrthum, aber ein Irrthum, daß Israel nur die Saiten der frommen Harfe gerührt habe. Aber ein Hirtenvolk, und sollte nicht auch seine Hirtenlieder, ein abenteuerndes, und sollte nicht seine Romanzen, ein orientalisches, und sollte nicht seine erotischen Gesänge, ein Weinbau treibendes, und sollte nicht seine Skolien gehabt haben? Gewiß, wir nehmen Israel in der Regel geistlicher, als es eigentlich war.

Was

Was die Sprache anlangt, so ist sie als Uebersetzung aus dem Dänischen rein und fließend genug in dem prosaischen Theile des Buchs, in Bezuge aber auf die metrischen Wiedergaben hätte der Verf. besser eine bewährte deutsche Uebersetzung benutzt. — Uebrigens wiederholen wir, daß uns das Buch, trotz seiner Mängel, gar sehr angesprochen hat, und sehen der Bearbeitung des N. Ts., zumal wenn das Verfahren kritischer und consequenter würde, mit Verlangen entgegen.

Leben und Sterben. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Geistlichen. Herausgegeben von Ambrosius. Erstes Bändchen. Leipzig, Verlag von Gebhardt und Reisland. 1839.

Die gegenwärtigen Mittheilungen, welche nach der Versicherung des Herausgebers wirkliche Erlebnisse eines Geistlichen enthalten, sollen mehr als einem Zwecke dienen. Sie sollen zunächst durch die Darstellung außerordentlicher Lebens- und Sterbensmomente auf ihre Leser heilsam einwirken, indem sie zwar nicht besondere Belehrungen und Betrachtungen über solche Momente geben; aber doch um so sicherer trösten, ermahnen und warnen können, da sie dieß durch anschauliche Beispiele zu bewirken suchen, die bekanntlich einen größeren und nachhaltigeren Eindruck zu machen pflegen, als die weisesten Lehren und die ernstesten Ermunterungen. Zugleich aber sollen sie auch praktisch nachweisen, wie sich der Geistliche als Seelsorger am Kranken- und Sterbebette zu verhalten hat; und auch das thun sie nur beispielsweise; erscheinen jedoch eben deßhalb als wahrhaft instructiv, weil namentlich der junge und noch unerfahrene Geistliche an derartigen Nachweisungen sich deutlicher, als aus ganzen Compendien der sogenannten Pastoraltheologie, unterrichten kann, wie er sein Amt in Betreffe der specialen Seel-

sorge

sorge mit der gehörigen Umsicht und Gewandtheit zu verwalten habe. In beider Hinsicht also sind diese einfachen Erzählungen aus den Amtserfahrungen eines, wie es scheint, sehr würdigen, Dieners des göttlichen Wortes eine dankenswerthe Gabe, die weder der Erbauung suchende Laie, noch der für immer größere Amtstüchtigkeit sich interessirende Geistliche ganz unbefriedigt aus der Hand legen wird; da, sollte auch nicht jede Mittheilung gleich anziehend und zweckmäßig seyn, doch auch hier der alte Spruch „breve est iter per exempla" sich bewähren kann und wird. Die Richtigkeit dieses Wortes für uns selbst in Anspruch nehmend wollen wir die einzelnen Notizen, welche die vorliegende Sammlung enthält, in kurzen Auszügen wiedergeben und so die Sache für sich selbst reden lassen. 1ste Mittheilung. - Ein Trunkenbold, der durch seine unglückliche, aller Ermahnung und Warnung spottende, Leidenschaft sich selbst in ein frühes Grab und seine Familie in die drückendste Armuth gestürzt hat, soll beerdigt werden. Der Geistliche ist noch auf dem Gottesacker zweifelhaft, ob er dieses Umstandes in der Grabrede gedenken, oder aus Schonung gegen die tief betrübte Wittwe ihn verschweigen soll. Der Gedanke, daß diese den Verstorbenen ungeachtet ihrer herben Erfahrung noch immer innig geliebt hat, bestimmt ihn für das Letztere. Und, wie uns dünkt, mit Recht'. Denn wie sehr sich auch dergleichen Gelegenheiten an sich zu ernsten Belehrungen u. s. w. eignen mögen, so dürfen sie doch gewiß nicht auf Kosten des Gefühls der Leidtragenden, die die Sache zunächst angeht, benutzt werden. Vom Grabe hinweg wird der Geistliche zu einer sterbenden Frau, einer jugendlichen Gattin und Mutter, gerufen, aus deren Unterhaltung mit ihrem Seelsorger eine so wünschenswerthe Gewissensruhe und eine so christliche Fassung und Ergebung hervorgeht, daß man die kleine Erzählung nicht ohne Interesse und Erbauung liest. Daher die Ueberschrift derselben — Freudigkeit im Tode —. 2te Mitth. Der Geistliche wird

wird aufgefordert, eine Kranke zu besuchen. Er findet sie, eine junge Wittwe, in den dürftigsten Umständen; ihre beiden Kinder sind betteln gegangen. Nach dem Tode ihres Mannes hatte sie sich mit einem Fremden, einem fleißigen und scheinbar guten Menschen, eingelassen, war aber von demselben betrogen und, nachdem er ihre geringe Habe verschwendet hatte, verlassen worden. Der Gram darüber nagt an ihrem Innern und gibt ihr endlich den Tod. In ihren Unterredungen mit dem Geistlichen zeigt sie ein reuiges und versöhnliches Herz, und die Tröstungen und Ermahnungen dieses Letztern zeugen von dem praktischen Tacte, wie von dem milden und christlichen Sinne desselben. Die 3te Mitth. erzählt, daß eine Mutter in einem Jahre drei Kinder, und eines derselben noch dazu durch einen unglücklichen Zufall verloren hat. Da aber weder an dem Beispiele der Mutter die Pflicht christlicher Fassung und Ergebung, noch an dem des Geistlichen das Verhalten eines Seelsorgers in solchen Fällen weiter nachgewiesen wird, so sehen wir nicht wohl ein, was diese Erzählung eigentlich soll, indem von dergleichen traurigen Ereignissen wohl noch manche andere Familie heimgesucht wird. Die 4te Mitth. enthält eine Parabel, welche auf die Nothwendigkeit, das Gute ohne Säumniß zu üben, aufmerksam macht. Sie ist gut und entsprechend, aber in ihrer Anwendung nicht durchgängig passend. Denn Anfangs ist nur davon die Rede, daß man, wo man helfen kann, mit seiner Hilfe nicht zögern soll; dann aber überhaupt von den großen Nachtheilen, die das Aufschieben irgend einer andern Pflichterfüllung leicht herbeiführen kann. 5te Mitth. Abermals wird der Geistliche zu einer kranken Frau gerufen, die mit ihrem Manne in einer zwar friedlichen, aber kinderlosen Ehe lebt. Sie scheint Etwas auf dem Herzen zu haben, indem sie sich eifrig bemüht, von dem Verdachte, als habe sie vor ihrer Verheurathung ihr eigenes, eheloses Kind umgebracht, sich zu reinigen. Doch kommt es ungeachtet des ernsten und freund-

freundlichen Zuredens des Geistlichen zu keinem Geständnisse; ja, die Frau stirbt endlich ruhig und heiter, so daß wir, da hier die Erzählung ohne alle weitere Bemerkung abgebrochen wird, in der That nicht wissen, was wir aus ihr machen sollen. Die 6te Mitth. ist überschrieben: das Geisterschiff. Ein an sich nicht ungebildeter, aber Etwas zum Phantasiren geeigneter Mann äußert nämlich in seinen Unterhaltungen mit dem Geistlichen die sonderbare Idee, daß ein Geisterschiff beständig auf der Erde hin und her fahre, und die Seelen der Abgeschiedenen in den Mond hinüberschiffe. Der Geistliche nennt diesen Gedanken mit Recht zwar einen unschuldigen, warnt aber doch mit gleichem Rechte vor dergleichen Träumereien, die nicht bloß nutzlos sind, sondern selbst in ihrem Fortgange gefährlich werden können. Die 7te Mitth. gibt wieder eine Parabel, welche der Geistliche an dem Krankenbette eines Mannes erzählt, der, dem Laster der Trunkenheit ergeben, den Wohlstand seiner Familie und seine eigene Gesundheit untergraben hat. Sie zeigt in sehr passender und praktischer Weise, der Mensch sei von Gotte in das Daseyn gerufen, damit er Gutes wirken solle, stets bereit und gewärtig, von ihm wieder abgerufen zu werden. Der Geistliche hatte Bedenken getragen, dem Kranken seinen strafbaren Lebenswandel geradezu vorzuhalten; daher wählte er die Form des Gleichnisses, und ist mit dieser Wahl so glücklich, daß er das Herz des Mannes erweicht, und ihn, wie sein späteres Leben beweist, wirklich bessert. Uebrigens erinnert die Erzählung an die Parabel vom verlornen Sohne; und wir sehen nicht ein, warum nicht eben diese dem Kranken zu Gemüthe geführt wurde. Die 8te Mitth. erzählt eine Geschichte, dergleichen so oder anders oft genug vorkommen, ohne daß die in ihnen liegenden Warnungen zu Herzen genommen würden. Ein noch ganz junges Mädchen wird von einem Ehemanne verführt, und dann mit ihrem Kinde dem schrecklichsten Elende Preis gegeben. Sie stirbt gleichgiltig gegen

egen den Tod und des Lebens völlig überdrüssig. Lehrreicher och würde die Sache unstreitig seyn, wenn aus den Unterreungen des Geistlichen mit ihr sich ergeben hätte, wie viel oder venig eigene Schuld sie an ihrem Unglücke hatte. Die 9te Mitth. ist Nichts, als einiges allgemeine und oberflächliche Reen über das bekannte Gleichniß Matth. 13, 45. 46., und ätte füglich von der Sammlung ausgeschlossen werden können. Die 10te Mitth. berichtet einen Traum desselben Mannes, welher die Idee eines Geisterschiffes hatte, und bei dieser Geleenheit die Ansicht des Geistlichen von der Bedeutung der Träume sich erbittet. Dieser weist die Entstehung derselben sychologisch nach, und gesteht, was wohl nicht zu mißbilligen t, mit Berufung auf einige biblische Beispiele der Art, daß ewisse Träume allerdings als die Stimme Gottes an die Menhen betrachtet werden können, in sofern diese sich dadurch erıuntern oder warnen lassen. Die 11te Mitth. ist besonders ir Geistliche sehr instructiv und beherzigenswerth. Ein Pfarr beleidigt den Künstlerstolz eines unkirchlichen Mannes seier Gemeinde, und dieser rächt sich dafür auf eine merkwürige und verderbliche Weise. Er verbreitet in dem Orte alleri irreligiöse Schriften, und bewirkt dadurch, so wie durch seine genen Spöttereien über Religion und Gottesdienst, daß endch die Achtung gegen beide aus der Gemeinde gänzlich verhwinden. Der Pfarrer selbst muß, weil er fortwährend auch ersönlich beleidigt wird, versetzt werden. Sein Nachfolger aber, n eben so verständiger als liebevoller Mann, bringt die Sache ald wieder in Ordnung. Der Verführer stirbt eines frühzeigen und unnatürlichen Todes, nachdem er das Strafbare seis Thuns eingesehen und bereuet hat. Eifert nicht mit Unrstande, sondern lernet weisen Ernst mit sanfter Milde vernden — das ist wohl die Nutzanwendung dieser Erzählung. us der 12ten Mittheil. sind wir nicht recht klug geworden. wei junge Männer lieben zwei edle Mädchen, von denen jedoch

doch der Eine aus sonderbaren Grillen seine Liebe nicht gestehen mag, obschon er auf Gegenliebe und Gewißheit rechnet. Endlich stirbt die Geliebte des Andern plötzlich, und dieß hebt die Bedenklichkeiten des Ersten; er verheurathet sich, aber schon nach einem Jahre stirbt auch seine Frau. Wir sind, wie gesagt, in Dem, was diese Geschichte eigentlich soll, nicht klug geworden; sie ist ohne alle Beziehung. Oder ist sie vielleicht des Wunderhaften wegen erzählt, das sich mit dem erstern Frauenzimmer einige Male zu ereignen scheint? Sehr interessant ist dagegen die 13te Mitth. Ein wackerer, gebildeter, in religiösen Dingen aufgeklärter Mann, welcher sich des schönsten häuslichen Glücks erfreut, faßt einen ungegründeten Verdacht gegen die eheliche Treue seiner braven Gattin, und dieß wird die nächste Veranlassung, daß er sich dem unheilbringenden Pietismus in die Arme wirft, den ein Geistlicher seiner Wohnstadt predigt, und dadurch, selbst nachdem er eingesehen, wie sehr er seiner Gattin Unrecht gethan hat, seinen Wohlstand und sein häusliches Glück zerstört. Daß diese ihn endlich verläßt, und nur erst an sein Kranken- und Sterbebette zurückkehrt, ist gewiß nicht recht, und durfte von dem Geistlichen, um die Reuige zu trösten, nicht entschuldigt werden. Wann wird doch endlich das nach allen Seiten hin verderbliche Unwesen des Pietismus und Mysticismus ein Ende nehmen! Aus der 14ten Mitth. tritt uns das Bild wahrer Liebe und inniger Treue sehr ansprechend entgegen. Ein wohlhabendes Mädchen wählt sich aus dem Kreise ihrer Bewerber einen armen, aber fleißigen und guten Jüngling, und hält ihm das gegebene Wort, selbst nachdem er durch einen unglücklichen Fall am Geiste gelitten, und sie selbst in Folge dieses Unglücks ihr Vermögen zugesetzt hat. Gewiß, ein seltenes Beispiel, das der Aufbewahrung würdig war. Die 15te Mitth. enthält eine zwar kurze, aber recht gelungene Betrachtung über Matth. 18, 8. 9. Die 16te Mitth. führt uns an das Krankenbette eines jungen Mannes,

Mannes, der sich mit unbezwinglicher Angst an das Leben klammert, und, obschon dem Tode unrettbar verfallen, doch, wie es scheint, aus Furcht vor demselben nicht sterben kann. Selbst der Wunsch, das heilige Abendmahl zu empfangen, entspringt bei ihm aus dem bekannten Aberglauben, daß dasselbe auf seine Genesung wohlthätig einwirken werde. So unangenehm sich nun aber der Geistliche durch das Verhalten des Sterbenden berührt fühlt, so erbaulich und erhebend ist doch, was er bei dieser Gelegenheit zu dessen Troste und Beruhigung sagt. Das Geschäfft des Seelsorgers ist doch in der That hin und wieder ein eb'n so ernstes als schwieriges, das mit ausharrender Liebe und mit weiser Umsicht besorgt seyn will. Die 17te und letzte Mitth. betrifft eine abermalige Träumerei des schon zwei Mal erwähnten Mannes, welcher den Glauben an einen Schutzengel des Menschen so weit ausdehnt, daß er meint, auch die Todten hätten ihre Engel, die an ihren Gräbern Wache hielten, daß diese nicht entweiht würden. Der Geistliche sagt ihm darüber zwar einiges Wahre und Treffende; doch sehen wir nicht ein, wozu dieses müßige Spiel einer ungeregelten Phantasie hier wiedergegeben ist. —. Das also ist in kurzem Auszuge der Inhalt dieses Schriftchens, und wir haben denselben mit Fleiße unseren Lesern in gedrängten Worten vorgeführt, weil, wie gesagt, auf diese Weise die Sache für sich selbst spricht, und wir jeder weitläufigen Bemerkung darüber enthoben seyn können. Es findet sich manches Belehrende und Erbauliche darin, wenn auch die namhaft gemachten Fälle nicht zu den seltenen und ungewöhnlichen gehören; und jüngere Geistliche können sich dadurch über die rechte Art der Betreibung der specialen Seelsorge in mehr als einer Hinsicht unterrichten; wenn auch zu wünschen wäre, daß die betreffenden Mahnungen und Tröstungen in größerer Ausführlichkeit mitgetheilt worden wären. Einiges zwar hätte als ziemlich bedeutungslos weggelassen werden können; doch ist das Ganze seinem Zwecke um

so

so entsprechender, als auch die ausgesprochenen Religionsansichten einen frommen Sinn, ein warmes Gefühl und einen vorurtheilsfreien Geist in gleicher Weise kundgeben, und auch die Sprache eben so edel und würdig, als klar und verständlich ist. Zu wünschen wäre übrigens, daß jeder Geistliche über seine Amtserfahrungen ein ähnliches Tagebuch führte, wie das ist, aus dem der Herausgeber geschöpft hat; und immerhin möge der Letztere dieser ersten noch eine zweite oder mehrere Sammlungen folgen lassen.

Schriften das altenburgische Consistorial-Rescript vom 13. Nov. 1838 betreffend.

Das hier in Rede stehende Consistorial-Rescript wurde bekanntlich zuerst durch die leipziger allgemeine Zeitung und kurz darauf durch die rheinwald'sche Kirchenzeitung zur Kenntniß des großen Publicums gebracht. Aus ersterer trug es der Herausgeber auch in diese Blätter über (krit. Pred. Bibl. XIX. 6. S. 1137 ff.), und wie er dabei alle die kritischen Bemerkungen, womit dasselbe in ihr begleitet war, mit gutem Bedachte hinwegließ, so enthielt er sich auch für seine Person, irgend eine Meinung darüber zu äußern, weil er den Lesern Befähigung genug zutraute, sich ihre eigene Meinung darüber zu bilden. Nur das Eine erlaubte er sich, mit dem Abdrucke desselben die Mittheilung eines Aufsatzes über „den Pietismus im Muldenthale" aus derselben leipziger Zeitung in unmittelbare Verbindung zu bringen, da ihm derselbe ganz geeignet zu seyn schien, den wesentlichen Inhalt jenes Rescriptes in ein richtiges Licht zu stellen. Denn lief dieser Inhalt offenbar darauf hinaus: daß die von den Geistlichen des Herzogthums Altenburg bisher befolgte freisinnigere Predigtweise nicht Wenig zu dem kirchlichen Separatis-

mus beigetragen habe, in dessen Folge mehrere Bewohner des Herzogthums damals nach Nordamerika auswandern wollten, und daß man diesem Uebel nicht anders steuern könne, als durch die erneuerte Geltendmachung gewisser lutherischer Hauptdogmen, wornach dergleichen Separatisten verlangten: so enthielt jener Aufsatz die thatsächlichen Belege dafür, daß der Concipient des Rescriptes hierin im Irrthume sei, und daß der die Auswanderung veranlassende kirchliche Separatismus ganz andere Quellen habe, als er voraussetze und glauben machen wolle. Und hiermit meinte der Herausgeber die Angelegenheit, worauf sich das Rescript bezog, für diese Blätter als abgethan betrachten zu können, zumal da letzteres von der betreffenden Behörde selbst nicht geradezu als ein Gegenstand der öffentlichen Kritik hingestellt worden war, sondern vielmehr durch eine ganz unbefugte, gewissen Parteizwecken dienende Hand den ersten Eingang in das Publicum gefunden hatte. Ganz anders aber gestaltete sich die Sache, als das besagte Rescript von einzelnen Gliedern der altenburgischen Geistlichkeit offenen Widerspruch erfuhr, und als in Folge dessen die betheiligte Behörde selbst auf actenmäßige Weise darüber laut wurde. Denn hiermit wurde das gesammte Publicum und jedes einzelne stimmfähige Glied desselben zur Abgabe seines Urtheils über diese Angelegenheit berechtigt, und wer sich nur ein solches Urtheil zutrauen durfte, der konnte es nun auch bescheidentlich aussprechen. Auch dem Herausgeber ging unter diesen Umständen kein Bedenken bei, dieß zu thun; er wollte aber dazu den Zeitpunct abwarten, wo sich die durch diese Sache ziemlich aufgeregten Gemüther Etwas beruhigt haben würden, um, soweit wie möglich, mit der Sprache der Wahrheit Niemandem Anstoß zu geben. Da nun dieser Zeitpunct jetzt gekommen zu seyn scheint und da noch überdieß bei Zusendung der betreffenden officialen Actenstücke die förmliche Aufforderung an ihn erging, seine Ansicht davon zu veröffentlichen: so thut er

dieß

dieß hiermit ohne weiteres Zögern und mit der vollkommenen Unbefangenheit, deren er sich als ein bei dem ganzen hoffentlich nun glücklich begrabenen Handel völlig Unbetheiligter bewußt ist. —

Geht nun der Herausgeber, wie billig, von Demjenigen aus, was die Grundlage und den Hauptgegenstand der im Folgenden anzuzeigenden Schriften ausmacht, von dem Rescripte selbst, welches das Consistorium des Herzogthums Altenburg unter den gegebenen Umständen an die ihm untergebenen Landesgeistlichen erlassen zu müssen glaubte: so kann auf jeden Fall Nichts zweifelloser seyn, als daß es zum Erlasse desselben an und für sich selbst nicht nur vollkommen berechtigt, sondern auch verpflichtet war. Denn durch den in's Land gedrungenen kirchlichen Separatismus, durch die in Folge desselben in einzelnen Gemeinden und Ephorieen entstandenen religiösen Reibungen und Wirren, und durch die an den Tag getretene Auswanderungslust mehrerer fanatischer Geistlichen und Familien war der kirchliche Friede und die bürgerliche Wohlfahrt des Herzogthums wesentlich bedroht, ja theilweise schon so erschüttert, daß jede Behörde desselben, namentlich aber die kirchliche Oberbehörde hierin den dringendsten Anlaß finden mußte, sich der weiteren Verbreitung des Uebels zu widersetzen und auf eine gründliche Heilung desselben Bedacht zu nehmen. Da aber namentlich zwei Geistliche, die Pfarrer Löber zu Eichenberg und Gruber zu Reust als die eigentlichen Urheber und Beförderer jenes Separatismus Mittels einer auf die äußerste Spitze gestellten kirchlichen Altgläubigkeit schon seit Jahren allgemein bekannt waren und da auch über die Gemeinden und Gemeindeglieder, welche sich unter ihre Fahne begeben hatten und mit ihnen zugleich auswandern wollten, die bestimmteste actenmäßige Kenntniß Statt fand: so lag es wohl in der Natur der Sache, daß das Consistorium die ihm in dieser Sache zustehende amtliche Befugniß zu allernächst durch unmittelbares

oder

oder mittelbares Verhandeln mit diesen Einzelnen zu bethätigen hatte und sie entweder selbst oder durch die betreffenden Ephoren und bezüglich Pfarrer in kräftiger Weise von ihren irrthümlichen Ansichten und ihrem unglückseligen Vorhaben zurückzubringen suchen mußte, im Falle dieß aber vergeblich war, sie ihrem Schicksale zu überlassen und nur dahin zu wirken hatte, daß der proselytenmacherische Sinn derselben nicht Andere bisher noch unbefangene zu gleichen Verirrungen und Fehltritten hinriß. Das Letztere konnte aber von Seiten dieser Behörde nur durch eine allgemeine Verfügung an sämmtliche Ephorieen und Pfarrämter des Herzogthums oder durch ein Ausschreiben geschehen, wodurch dieselben rücksichtlich seines Inhalts mit dem beklagenswerthen Stande der Sache und mit den geeignetsten Mitteln dagegen bekannt gemacht und zur eifrigsten Handhabung derselben in den Grenzen des geistlichen Berufes veranlaßt wurden. Hinsichtlich seiner Form aber mußte dieses Ausschreiben sich ebenfalls nur im Allgemeinen halten und auf verfassungs- oder gewohnheitsmäßigem Wege, d. h., wie das fast überall in protestant. Ländern Sitte ist, zunächst den Ephoren und durch diese den ihnen untergebenen Geistlichen schriftlich behändigt werden. Wollte dasselbe die in Bezuge auf die eigenthümlichen Glaubensansichten der Separatisten geltend zu machende Lehr- und Predigtweise in ihm berühren, so durfte hier nur auf die allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen hingewiesen werden, zu deren Befolgung sich jeder Prediger schon bei der Uebernahme seines Amtes im Herzogthume verpflichtet, und deren Wesentliches wahrscheinlich darauf hinausläuft, daß er das Evangelium Jesu nach dem klaren und wohlverstandenen Inhalte der heil. Schrift und in dem Geiste der sich selbst unter die Auctorität derselben stellenden kirchlichen Bekenntnißschriften zu verkündigen, und sich dabei nicht weniger vor parteisüchtiger Begünstigung separatistischer Privatmeinungen, als vor har-

harter und schonungsloser Bekämpfung derselben zu hüten habe. Möchte nun die Wirkung eines solchen ganz allgemein gehaltenen und den Betheiligten in hergebrachter Weise zugefertigten Ausschreibens seyn, welche sie wollte: die kirchliche Oberbehörde hatte damit ihrer Befugniß und Pflicht vollkommen genügt und nicht Ein Geistlicher des Herzogthums, die beiden separatistischen etwa ausgenommen, würde dadurch verletzt worden seyn, sondern sich vielmehr seinen Vorgesetzten zu aufrichtigem Danke und zu treuer und stiller Mitwirkung für ihren löblichen Zweck verpflichtet gefühlt haben.

Wenn nun bei Dem, was das altenburgische Landesconsistorium nach langer, fast einer stillen Billigung gleichenden, Ignorirung der separatistischen Umtriebe der Pfarrer Löber und Gruber in dieser Sache wirklich that, so ziemlich das gerade Gegentheil erfolgte; wenn namentlich gegen das von ihm erlassene Ausschreiben sich gleich bei seinem ersten Bekanntwerden nicht nur in mehrern öffentlichen Blättern zürnende Stimmen erhoben, sondern auch einzelne dasselbe bekämpfende Flugschriften erschienen: so liegt schon ohne nähere Ansicht dieses Ausschreibens der Verdacht sehr nahe, daß es nach Form und Inhalte für die Geistlichkeit des Herzogthums im Allgemeinen und im Einzelnen mancherlei Verletzendes haben mochte, und eine nähere Ansicht desselben ist nicht geeignet, diesen Verdacht zu beseitigen. —

Denn was die Form desselben betrifft, so mußte es nicht Wenig auffallen, daß das Rescript den Doppelcharakter eines Local-Rescriptes und eines allgemeinen zugleich an sich trug, oder daß es auf Anlaß der Generalvisitation der Ephorie Ronneburg, in welcher der Pfarrer Gruber sein Wesen trieb, zunächst an diese Ephorie gerichtet, daneben aber auch „der gesammten Geistlichkeit und den Schullehrern des Landes“ in einer angemessenen Anzahl von Exemplaren zugefertigt wurde. Hierdurch gewann es nämlich den Anschein, als ob man un-

billiger

billiger Weise eben nur die Ephorie Ronneburg als den ausschließlichen Sitz des vorwaltenden kirchlichen Separatismus in Anklagestand setzen wollte, während es doch notorisch war, daß auch die Ephorieen Kahla und Altenburg selbst wo nicht in höherem, doch in völlig gleichem Maße dafür gelten mußten, und als ob man darauf ausgehe, durch Zufertigung Dessen, was genau genommen jener Ephorie allein und vertraulich zu eröffnen gewesen wäre, an alle Geistliche des Landes dieselbe in den Augen der letzteren herabzusetzen. Dieß mußte besonders dem frühern, einer ehrenhaften Altersruhe genießenden Vorsteher dieser Ephorie, Hrn. D. Schuderoff, sowie den beiden Geistlichen der namentlich bezeichneten „Parochieen Nischwitz und Paitzdorf" höchst schmerzlich dünken; Jenem darum, weil die Nichterwähnung seiner Person neben der rühmlichen Erwähnung seines „Ephorievicares" die stillschweigende Anschuldigung in sich zu schließen schien, als habe er zu seiner Zeit den jetzigen bedenklichen Zustand der Ephorie sei es durch Thun oder durch Unterlassen in's Daseyn gerufen; Diesen darum, weil die Parochieen derselben als der Sitz „ganz unerwarteter (???), höchst bedauerlicher Erscheinungen auf dem kirchlichen Gebiete" vorzugsweise und in den Augen des gesammten Herzogthums gegen ihre bisherige Amtsführung zeugen sollten. Das Schlimmste aber war Dieß, daß dieses doppelartige Rescript der gesammten Geistlichkeit des Landes nicht handschriftlich, sondern druckschriftlich zugefertigt wurde. Denn Mittels dieser Zufertigungsweise schien man jeden Empfänger zu einer weitern Veröffentlichung Dessen, was eine einzelne Ephorie betreffend schon wider alle Gebühr den sämmtlichen Ephorieen des Landes mitgetheilt worden war, auch außerhalb der Landesgrenzen wie mit gutem Bedachte berechtigen zu wollen, während Jene schon allein das indirecte Gebot in sich geschlossen haben würde, die ganze Sache als eine vertrauliche Verhandlung der Behörde mit ihren Untergebenen zu

betrach-

betrachten. Dafür zeugte der Erfolg in nicht erfreulicher Weise. Denn eine unbefugte Hand hatte Nichts eiliger zu thun, als einer neu entstandenen Kirchen-Zeitung mit diesem Rescripte einen piquanten Beitrag zu liefern, den Inhalt desselben für die Zwecke der Partei, in deren theologischen Ansichten aller kirchliche Separatismus unserer Tage seinen letzten Grund hat, triumphirend auszubeuten, und die Behörde, von welcher das Rescript ausgegangen war, in den Verdacht zu bringen, als sei sie ihrem Thun nicht fremd, sondern habe es vielmehr im Stillen darauf angelegt, jenen Ansichten in dem Bereiche ihres Wirkens die möglichste Verbreitung und Giltigkeit zu verschaffen. Daß dieser unglückselige Umstand die üble Wirkung des Rescriptes sowohl auf die zunächst dabei Betheiligten, als auch auf den bei Weitem größten Theil der Geistlichen des ganzen Herzogthums bedeutend vermehrte, lag in der Sache und es konnte Niemanden überraschen, daß aus der Mitte der Letztern nun auch Stimmen laut wurden, welche in öffentlichen Blättern und Schriften ihrer Person und ihren Ansichten zu Gunsten die Sache mit offenem Freimuthe besprachen und so die Behörde selbst in die wirkliche oder vermeintliche Nothwendigkeit setzten, den letzten Schleier von der Sache hinwegzuziehen, über ihren Verlauf Facultäts-Gutachten einzuholen und durch rücksichtslose Veröffentlichung des specialsten actenmäßigen Thatbestandes derselben das große Publicum selbst zum Richter über sich aufzurufen. Das Alles war nach der Ueberzeugung des Herausgebers schon die leidige Folge der Form, in welcher jenes Rescript abgefaßt und erlassen wurde. —

Aber auch der Inhalt desselben trug das Seinige dazu bei, und zwar in nicht geringem Grade. Denn indem der Concipient desselben es auf sich nahm, „den Anfängen und Gründen der unseligen Verirrung" Einzelner, sich von der herrschenden Kirche zu trennen und das Vaterland selbst zu verlassen, genauer nachzuforschen und die zweckmäßigsten Heilmittel

tel dagegen anzuempfehlen, trat er sowohl durch Das, was er verschwieg, als durch Das, was er aussprach, den Geistlichen des Herzogthums auf das Empfindlichste zu nahe. Wußte man doch schon seit Jahren selbst im Auslande, daß diejenigen theologischen Ansichten, mit welchen sich der kirchliche Separatismus am Leichtesten paart, die bis auf die Spitze getriebenen augustinisch-anselmischen oder altlutherischen Dogmen auch im Altenburgischen in gewissen Kreisen ihre kräftigen Vertreter und eifrigen Beförderer fanden, und daß die Pfarrer Löber und Gruber nicht nur ganz ungehindert, sondern sogar mit scheinbarer Begünstigung sie unter dem gemeinen Volke in und außer ihren Parochieen einheimisch zu machen suchten. Wie konnte nun Das, was sich auf ganz natürliche Weise daraus entwickelte, die Unzufriedenheit der davon Eingenommenen mit der argen und sündlichen Welt, der hochfahrende, verdammungssüchtige Glaubensdünkel, die egoistische Sucht, sich von dem vermeintlich Ungläubigen im täglichen und kirchlichen Leben zu trennen, und der fanatische Entschluß, gegen eingebildeten „Geistesdruck und Geisteszwang" Schutz in Nordamerika zu suchen und unter dem glorreichen Oberbischofe Stephan eine eigene Gemeinde Rein- und Rechtgläubiger zu bilden, eine „ganz unerwartete Erscheinung" genannt und die Miene angenommen werden, als ob man davon erst bei der Generalvisitation der Ephorie Ronneburg und ein Paar einzelner Parochieen derselben wider alles Denken und Vermuthen überrascht worden sei? Verschwieg man damit nicht, was man recht wohl wußte und wissen mußte, daß das Uebel ohne die Schuld der nun dagegen zur Hilfe gerufenen Gesammt-Geistlichkeit des Herzogthums schon längst in der Mitte desselben vorhanden war; daß es ohne allen ihm zu rechter Zeit entgegengesetzten, ernstlichen Widerstand um sich gegriffen hatte und daß es bei dem notorischen innigen Zusammenhange der davon Ergriffenen mit den ultralutherischen Separatisten im Königreiche Preußen und Sach-

Sachsen keinen andern Ausbruch nehmen konnte, als den es eben nahm? Konnte man es einzelnen Berichterstattern in der Sache verargen, wenn sie, von der hier vorwaltenden Dissimulation des Concipienten gereizt, mit Etwas bitterem Tone in öffentlichen Blättern die Frage stellten: „Wer hat denn jene religiöse Verirrungen in's Leben gerufen? — Du, alter ehrwürdiger D. Sch., wahrlich nicht; das bezeugen deine gedruckte Predigten und alle von dir verfaßte Schriften. Wer aber sonst? Nun, wer es auch immer gethan haben mag; erst verrückt man die Köpfe und verkehrt die Herzen mit Hengstenberg's, Tholuck's, Krummacher's Dogmenspeise, sieht es gern, daß es geschieht, duldet es, begünstigt es, und klagt dann über die traurigen Wirkungen und Folgen, deren Ursachen man da nicht suchen will, wo sie doch eigentlich zu finden sind?" — Neben diesem Verschweigen des Wahren und Rechten that aber der Concipient des Rescripts den Geistlichen des Herzogthums auch durch Dasjenige Wehe, was er wirklich aussprach. Er muthet ihnen zwar in gerechter Würdigung ihres wissenschaftlichen Bildungsgrades nicht geradehin zu, den besagten Verirrungen jener Ultralutheraner dadurch zu steuern, daß sie Mittels Geltendmachung „des Buchstabens irgend einer menschlichen Dogmatik oder jener dialektischen Schärfe, mit welcher manche theologische Bestimmungen und Begriffe in den Bekenntnißschriften unserer Kirche entwickelt werden," sich selbst und dem Vaterlande die verlorene Gunst derselben wieder zuwenden; gleichwohl macht er es ihnen zum Vorwurfe, daß sie jenen Ultralutheranern „die ihnen theuern Grundlehren des Christenthums in den öffentlichen Vorträgen und im Beichtstuhle" vorenthalten, sie durch Unterlassung „der Hinweisung auf die eigentlichen Erweckungen und Tröstungen, wie sie dieselben in dem Katechismusunterrichte ihrer Jugend und in den älteren Liedern des Gesangbuchs ausgesprochen fanden, von den Wurzeln ihres Glaubens und ihrer Frömmigkeit gleichsam ab-

ge-

getrennt;" und ihnen dadurch Anlaß gegeben hätten, „sich mit ihrem Herzensbedürfnisse an andere Prediger zu wenden," welche ihnen darin genügten, und „sich enger an einander und Alle zusammen an einen entfernten Führer (Stephan) anzuschließen, welcher ihnen volle Befriedigung desselben verhieß oder schon gewährte." Hieß dieß bei Lichte betrachtet etwas Anderes, als: ihr Prediger hättet euch und der Landeskirche jene freilich „im höchst verwerflichen, fanatischen (donatistischen) Irrthume" befangene Menschen doch gewogen erhalten können, wenn ihr Das, was sie für die Grundlehren des Christenthums halten, d. h. die augustinische Theorie von der völligen Unfähigkeit des Menschen zum Guten ganz nach „dem Buchstaben der menschlichen Dogmatik und mit der dialektischen Schärfe ihrer Bestimmungen und Begriffe in den kirchlichen Bekenntnißschriften" gepredigt und sie mit den „Erweckungen und Tröstungen" versehen hättet, welche sie in den anselm'schen Ansichten vom Tode Jesu und seinem stellvertretenden Verdienste zu finden pflegen? — War das nicht aber eine Zumuthung, welche wissenschaftlich gebildete Geistliche auf's Tiefste indigniren und zu der Frage treiben mußte: hält man uns in echter Schriftkenntniß und in Kenntniß der christlichen Dogmengeschichte für so schwach oder unerfahren, oder in unseren christlichen Ueberzeugungen für so wankend und unentschieden, daß wir einigen ultralutherischen Fanatikern gegenüber ihre Irrthümer zu den unsrigen machen oder uns denselben heuchlerisch anbequemen sollen? Sind wir nicht vielmehr dazu da, das Unbiblische und Gefährliche dieser Irrthümer direct oder indirect aufzudecken, vor ihnen zu warnen und die damit Behafteten auf bessern Weg zurückzuführen? Und mußte schon dieß die Geistlichen des Herzogthums sehr unangenehm berühren, wie übeln Eindruck mußte noch die sichtbare Tergiversation auf sie machen, womit der Concipient des Rescriptes seine so unverkennbar hervorblickende Grundmeinung dadurch zu bemänteln suchte, daß er jenen

den

den ultralutherischen Fanatikern „theuern Grundlehren" die „vom Vater, Sohne und Geiste, von dem sündlichen Verderben des Menschen, von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu, von Jesu göttlicher Natur und Wirksamkeit, von seinem Mittler- und Versöhnertode, von der Gerechtigkeit, die aus dem Glauben kommt, von der Unzulänglichkeit unserer Werke zur Seligkeit" unterschob und jene Geistlichen mit dem Vorwurfe belastete, als hätten sie mit Verschweigung oder Beseitigung jener auch diese verschwiegen und beseitigt? Möchte wohl unter den Betheiligten sich ein Einziger finden, welcher diesen rein biblischen und richtig aufgefaßt höchst praktischen Lehren in seinen Vorträgen nicht volle Geltung widerfahren ließ, und auch die noch beigefügten „von der Auferstehung und dem jüngsten Gerichte, von Himmel und Hölle" dem wahren Sinne ihrer bildlichen Einkleidung gemäß nicht „mit Nachdrucke vorgetragen und seinen Zuhörern an das Herz gelegt hätte? — Und wie so manches Andere wird noch in dem Rescripte geäußert, was die Leser desselben auf den Gedanken bringen mußte, es sei von dem Concipienten desselben förmlich darauf abgesehen, dem Unwesen, worüber er Klage führt, auf Kosten der daran ganz unschuldigen Geistlichen das Wort zu reden, sie mit Formeln, welche der pietistisch-mystischen Schule der Gegenwart entlehnt sind, zu Jüngern derselben zu machen, ihre amtliche Gewissenhaftigkeit in Verdacht zu bringen, und sich über ihre christliche Ueberzeugungen eine Superiorität anzumaßen, welche Niemandem weniger zukommen kann, als Dem, dessen eigene Ueberzeugungen nach Dem, was hier vorliegt, den Charakter „des Vagen, Unbestimmten und Zerfließenden" in einem weit höheren Grade an sich tragen, als dieß von den Lehren der gereinigten wissenschaftlichen Theologie dieser Zeit behauptet wird.

Nimmt man nun dieses Alles zusammen: so wird es begreiflich genug, daß ein Rescript solcher Art die gesammte altenbur-

tenburgische Landesgeistlichkeit tief verletzen und in dem Augenblicke, wo es veröffentlicht wurde, dieselbe zu offenem und lautem Widerspruche veranlassen mußte. Die Schriften, worin dieß geschahe, liegen vor uns, und wenn wir uns bei der Anzeige ihres Inhaltes ganz kurz fassen, so thun wir das nicht bloß darum, weil sie durch sich selbst bekannt genug geworden sind, sondern auch darum, weil wir mit dem Vorstehenden den Gesichtspunct vest genug gestellt zu haben glauben, aus welchem unbefangene Leser sie anzusehen haben. — Die erste dieser Schriften ging von einem rühmlich bekannten Geistlichen der Stadt Altenburg selbst, Hrn. Archidiak. Klötzner aus und führte den Titel:

1. Beitrag zur Ehrenrettung einer verunglimpften christlichen Glaubens- und Predigtweise. — Eine offene Erklärung, veranlaßt durch einen Artikel in der (rheinwald'schen) berliner allgemeinen Kirchen-Zeitung über ein Hohes Rescript des Herzogl. Consistoriums rc. von einem Prediger Altenburgs, im Auftrage Mehrerer und im Sinne Vieler seiner Amtsbrüder. — Leipzig, b. Weinedel, 1839. 60 SS.

Schon dieser Titel, mehr aber noch der Anfang der Schrift gibt zu erkennen, daß der Verf. vornehmlich durch die beleidigenden Bemerkungen und Ausdeutungen, womit die Veröffentlichung des vielbesagten Rescriptes in der rheinwald'schen Kirchen-Zeitung begleitet war, den Verf. veranlaßten, zur Ehrenrettung seiner Amtsbrüder das Seinige beizutragen. Denn es hieß da ganz offen, das Rescript habe der altenburgischen Landesgeistlichkeit nichts Anderes vorgehalten, als: „die Separatisten seien zum Theil dadurch aus dem Lande hinausgetrie-

getrieben worden, weil man ihnen nicht die Grund- und Kernlehren des Christenthums, die sie hören wollten, sondern ganz andere Dinge gepredigt habe," und darum „sei auch Nichts einfacher gewesen, als eine ernstliche Ermahnung an die Geistlichen, eben jene Grundlehren und nicht andere Dinge zu predigen." Solch' ein Vorwurf, sagt der Verf., ganz rücksichtslos vor dem großen Publicum ausgesprochen, nöthige Jeden, dem die Ehre jener Geistlichkeit am Herzen liege, das über die Sache bis dahin beobachtete Stillschweigen zu brechen, und dieß um so mehr, da jener vorlaute Berichterstatter gewiß nicht in der Mitte des Landesconsistoriums zu suchen sei, sondern entweder unter denjenigen Geistlichen, welche den Buchstaben kirchlicher Rechtgläubigkeit zum Maßstabe ihres verdammenden Urtheils über andere christliche Glaubensansichten machen, oder „unter den frommen Laien, welche ihre Individualität und ihre einseitige religiöse Lectüre oder die geheime Macht der Mode in der Theologie zu religiösen Ansichten hintrieb, die sie mit Bedauern bei der großen Ueberzahl der Landesgeistlichen nicht wiederfanden und die deßhalb nun klagten, hier predige man das wahre Christenthum nicht mehr." Um nun das Harte und Beleidigende dieses Vorwurfes, welcher allerdings durch die Fassung des Rescriptes begünstigt werde, in das rechte Licht zu stellen, charakterisirt der Verf., nach näherer Angabe der geschichtlichen Veranlassung des letztern, die theologische Denk- und christliche Predigtweise fast aller altenburgischen Landesgeistlichen näher. Er nennt sie die „vernunftgemäße," welche nicht die „offenbarungsgläubige, sondern nur die unwissenschaftliche und die unvernünftige" zu ihrem Gegensatze habe und welche bis jetzt, d. h. bis zum Eindringen der letztern durch Löber und Gruber den religiösen Bedürfnissen der Landeseinwohner in hohem Grade angemessen gewesen sei. Den Beweis dafür führt der Verf. durch eine allgemeine und speciale Schilderung Dessen, was den altenburgischen Geistlichen in ihrer großen Allgemein-

gemeinheit für Christenthum gelte. Das, sagt er, sei nicht eine aus der Vernunft allein geschöpfte, sondern eine mit Hilfe der Vernunft aus der Schrift und aus dem „ganzen ungetheilten Evangelium" entlehnte christliche Religionslehre, und diese werde ihnen wohl als protestantischen Geistlichen, „die erst Christen seyn müssen, ehe sie lutherische Christen seyn können," Niemand zum Vorwurfe machen, als etwa Solche, welche ihr schon fertiges Kirchensystem aus einem einzelnen Buche der Schrift oder aus einem einzelnen Evangelium („etwa dem vierten") zu stützen suchen, ohne dabei auf irgend eine Einsprache ihrer Vernunft oder ihres sittlichen Bewußtseyns Rücksicht zu nehmen. In Folge dieses Christenthums, heißt es weiter, hätten die betreffenden Geistlichen nicht nur die im Rescripte als die erste Hälfte der christlichen Lehren angegebenen Grund- und Kernlehren aller Religion, sondern auch die als die zweite Hälfte bezeichneten eigenthümlichen christlichen Lehren zu jeder Zeit eifrig vorgetragen, und wären sie dabei von der Verdrehung derselben durch augustinische und anselmische Ansichten fern geblieben, so dürften sie sich der Ueberzeugung hingeben, daß ihre Vorträge desto biblischer und christlicher gewesen wären. Dieß Alles führt der Verf. im Einzelnen sehr anschaulich aus und wer ihn mit unbefangenem Sinne liest, wird ihm zugestehen, daß er sich und alle seine Amtsbrüder vollkommen über den Verdacht erhoben habe, als wären sie durch ein verfälschtes oder verstümmeltes Christenthum den religiösen Bedürfnissen ihrer Gemeinden nicht gerecht geworden. Zuletzt berichtigt der Verf. noch einige gegen diese christliche Predigtweise von Seiten der Partei, der der Berichterstatter angehört, geltend gemachten Vorurtheile, z. B. als lasse sie keine lebendige und gemüthvolle Vortragsweise zu, als thue sie der Moralität des Volkes Eintrag, als wehre sie dem Eindringen des Katholicismus nicht kräftig genug u. s. w. und schließt mit der Versicherung, daß es bei dieser ganzen Ehren-

rettung

wartung nur auf die Sache, nicht aber darauf abgesehen gewesen sei, „Personen Wehe thun zu wollen." Dieser Versicherung hätte es nach unserer Ansicht gar nicht bedurft; denn der Ton dieser Schrift ist nicht nur im Ganzen der ruhigste und leidenschaftloseste, der sich denken läßt, sondern überschreitet auch da, wo es der Verf. im Einzelnen mit der geistlichen Oberbehörde und dem von ihr ausgeflossenen Rescripte zu thun hat, die Forderungen der Bescheidenheit und Ehrerbietung mit keinem einzigen Worte. Nur gegen den unbekannten Verfasser des berliner Artikels führt er die Sprache rückhaltslosen Freimuthes, aber auch diese stets in den Schranken der Milde und Billigkeit. — In

Nr. 2.: An den Herrn Conf. R. u. Gen. Sup. Dr. Hesekiel in Altenburg der Dr. Jonathan Schuderoff in Ronneburg über das an die gesammte Prediger- und Schullehrerschaft des Herzogthums Altenburg erlassene Consistorialrescript vom 13. Nov. 1838. — Leipzig, bei Köhler. 1839. 44 SS.

herrscht eine Etwas stärkere Sprache, aber kein billig Denkender wird sich eben hier von ihr überrascht finden. Denn der Verf. fühlt sich durch das genannte Rescript persönlich verletzt und da er den Umständen nach den auf dem Titel genannten Amtsbruder für den Verfasser desselben halten zu müssen glaubte, so führt er ihm so Manches zu Gemüthe, was Trotz aller Unanstößigkeit der Form, in der es ausgesprochen wird, doch von jener Verletzung Zeugniß gibt. Er geht von der Klage aus, daß in dem Rescripte die dreißig Jahre lang von ihm verwaltete Ephorie so hart angegriffen und das angeblich darin herrschende Unwesen dem ganzen Lande, ja selbst dem Auslande

 als

als Warnungstafel hingestellt werde, und will es als etwas Verzeihliches angesehen wissen, daß er „in aller Nüchternheit und Ruhe ein Widerwort entgegensetze und einen Fleck und Makel von sich abwasche." Hierauf beleuchtet er einzelne Aeußerungen des Rescriptes, und thut das Ungegründete und Ungerechte derselben kurz, aber schlagend dar. So z. B. in Bezuge auf die namentlich angezogenen ronneburger Parochieen Nischwitz und Paitzdorf, deren Pfarrer mit der Schuld der daselbst herrschenden separatistischen Umtriebe belastet zu werden scheinen, während nach des Verfs. Versicherung diese Schuld nur der nicht benannte, benachbarte Pfarrer Gruber in Reust trug, der als ein mit dem Pfarrer Löber in Eichenberg und dem Pastor Stephan in Dresden Engverbrüderter Unheil wirkend in jene Parochieen übergriff und dessen Thun Trotz aller Klagen der Betheiligten und aller darüber gemachten Anzeigen des Verfs. nicht ernstlich gesteuert wurde. Nach mehrern solchen Zurechtsetzungen des wahren Thatbestandes, kommt der Verf. auf die Lehren, deren angebliches Nichtpredigen die altenburgischen Separatisten vornehmlich zur Auswanderung veranlaßt haben soll, und bemerkt, daß alle ihm untergebene Geistliche wohl von Vater, Sohn und Geiste predigten, wenn sie auch die unbiblische und später aufgekommene Lehre von der Wesenseinheit derselben nicht trieben; daß sie wohl das sündliche Verderben des Menschen geltend machten, wenn sie auch die gotteslästerliche Annahme einer alle Zurechnung und Vergeltung aufhebenden augustinischen Erbsündentheorie mit Schweigen übergingen; daß sie wohl die göttliche Natur und Wirksamkeit Jesu gebührend hervorhoben, wenn sie auch den Sohn nicht dem Vater substituirten und einen sichtbaren Gott in Jesu Christo predigten; daß sie wohl von Jesu Mittler- und Versöhnungstode in vernunftgemäßer Weise sprachen, wenn sie auch nicht „die allen armen und reichen und vornehmen Sündern hochwillkommene Lehre von der Stell-

ver-

vertretenden Genugthuung" trieben u. s. w. Hieran knüpft sich die Behauptung, daß gerade diejenigen Geistlichen, die so verfahren, die „in verständiger Berücksichtigung der Fortschritte in theologischen Wissenschaften den Gemeinden Jesu Gotteslehre lauter und rein verkündigten und auf Gottfürchten und Rechtthun mehr drangen, als auf das Glauben unverständlicher Lehrsätze und verlebter, abgestandener Dogmen," in dem Rescripte belobend hätten anerkannt werden sollen, während diejenigen „mit einer censorischen Note angesehen werden mußten, deren pietistisch-mystische Richtung die Gemeindeglieder zum Separatismus und zur Wanderung nach Amerika fortriß." — „Licht," wird hinzugesetzt, „Licht soll es werden im Lande, immer helleres Licht, damit die Finsterniß nicht von Neuem über das arme Volk hereinbreche und mit dem Staate zugleich die protestantische Kirche in der römisch-katholischen untergehe," wie das „durch keine veraltete Dogmatik und Lutherolatrie" abzuwehrenden „Kniffe der jesuitischen Propaganda, der Methodisten und der frères ignorantins" bezwecken. Zuletzt wird bemerkt, daß, wenn die Geistlichen des Herzogthums Das, was das Rescript als Hauptlehren des Christenthums aufstellt, vornehmlich predigen wollten, sie „alle vernunftgerecht gebildeten, denkmächtigen, unbefangen urtheilenden und über Luthers Katechismus und die Gläubelei früherer Jahrhunderte hinausgekommenen Zuhörer aus der Kirche hinauspredigen würden." — Im Laufe dieser Entgegnung wird zur Bezeichnung des der Ephorie Ronneburg und indirect dem Verf. selbst geschehenen Unrechts besonders der Umstand hervorgehoben, daß aus der Ephorie Kahla (wo Pf. Löber sein Wesen trieb) 28 Köpfe und aus der Ephorie Altenburg, der Hr. D. Hesekiel selbst vorsteht, 46 Personen auswanderten, ohne daß die Geistlichen der letzteren der Schuld daran, wie die der ersteren, bezüchtigt wurden. — Wie streng der Verf. dieser Schrift halber behandelt, und welche ehrende Anerkennung seiner vieljäh-

rigen Wirksamkeit für Licht und Recht von den Bewohnern des Herzogthums zu Theil wurde, haben zu seiner Zeit die öffentlichen Blätter mitgetheilt. Glücklicher Weise wurde jener strengen Behandlung bald darauf ein Ende gemacht. — Waren die genannten zwei Schriften abwehrender Art, so suchte der anonyme Verf. von

Nr. 3.: Gedanken eines alten Pfarrers über die Kämpfe wider das Herzogl. Sächs. Altenburg. Cons. Rescript vom 13. Nov. 1838. Altenburg, bei Schnuphase. 1839. 35 SS.

vermittelnd aufzutreten, indem er seine Amtsbrüder zu überzeugen suchte, daß ihnen weder im Einzelnen, noch im Ganzen durch jenes Rescript Wehe geschehen sei, und daß man noch weit weniger höheren Orts die Absicht gehabt habe, den Ansichten der Separatisten Vorschub zu thun, oder die protestantische Glaubens- und Lehrfreiheit der altenburgischen Geistlichen zu beschränken. Diese Absicht war an sich gewiß recht löblich, aber die Art und Weise, wie sie der Verf. zu erreichen sucht, wird sich vor den Unbefangenen schwerlich rechtfertigen. Denn was er über das Rescript selbst sagt, geht auf Inhalt und Form desselben im Wesentlichen gar nicht ein und hält sich so sehr im Kreise allgemeiner und unerwiesener Behauptungen, daß er dem mit näherer Sachkenntniß Versehenen vielfachen Anlaß darbietet, gegründeten Widerspruch zu erheben. Nicht einmal für den durch das Rescript am Meisten verletzten Hrn. D. Schuderoff will er „eine Kränkung" darin finden, obgleich er zuletzt gestehen muß, „daß vielleicht Einiges in der Form des Rescriptes gelegen haben möge, was ihn in eine leidenschaftliche (??) Stimmung dagegen versetzt habe. Ja, selbst das Unleugbarste will er in Abrede stellen, daß nämlich die frohlockende und hämische Weise, wie das, dem Mißbrauche

der

der Oeffentlichkeit durch die gewählte Zufertigungsart Preis gegebene, Rescript in der rheinwald'schen Kirchen-Zeitung zum Nachtheile der betreffenden Geistlichkeit gedeutet wurde, der letztern habe empfindlich seyn können. Wir wollen dem Verf. seine Ansicht nicht verkümmern, meinen aber, daß er dabei sehr Wenige seiner Amtsbrüder für sich haben dürfte. — Was er von dem Verhältnisse des Rescriptes zur protestantischen Glaubens- und Lehrfreiheit der betheiligten Geistlichkeit und in Folge dessen von dem, dem religiösen und sittlichen Bedürfnisse der Gegenwart angemessenen, christlichen Lehrstoffe sagt, ermangelt alles klaren Selbstverständnisses und leidet überall an innerem Widerspruche. Allerdings ist er kein Feind, sondern vielmehr ein warmer Freund der Vernunft und will sie sowohl bei der historisch-grammatischen Auslegung der Schrift und bei der Beurtheilung der kirchlichen Dogmen in treue Anwendung gebracht wissen. Sobald sie ihm aber im erstern Falle einmal gangbar gewordenen Ansichten Eintrag zu thun und im letztern Falle im Nachweise des Unbiblischen jener Dogmen Etwas offen zu Werke zu gehen scheint, spricht er sogleich von einem Mißbrauche derselben, klagt über Ultrarationalismus, weist auf das angeblich Individuale in den Aussprüchen der Vernunft hin, sucht die g e m a c h t e n Geheimnisse in gewissen Kirchendogmen durch die unleugbaren n a t ü r l i c h e n Geheimnisse in Schutz zu nehmen, und dreht und wendet sich bei Bestimmung Dessen, was denn nun wirkliche Grund- und Kernlehren des Christenthums seyn sollen, so, daß seine eigentliche und wahre Meinung zuletzt im Dunkeln bleibt. Das Gewisseste ist aber Dieses, daß der Vf. kein tüchtiges Urtheil mit zur Sache brachte; daß er mit der einen Hand nahm, was er mit der andern gab; daß er dem Lichte der Zeit nicht widerstehen konnte, aber auch eine gewisse Scheu davor hat, und darum auch nicht fähig war, ein Wort zu sprechen, das nach irgend einer Seite hin befriedigen konnte. Wohl sieht man, daß er einen versöhnenden

Mit-

Mittelweg wählen wollte, aber er selbst konnte ihn nicht finden, weil es ihm an dem auf ihn hinleitenden richtigen Standpuncte fehlte, welchen allein eine unbedingt vernunftmäßige Auffassung des Christenthums und Beurtheilung der Kirchenlehre darbietet. Denn nur Mittels dieser stellen sich die wahren Grund- und Kernlehren des Christenthums, sowie das Biblische oder Unbiblische der Kirchenlehre gehörig heraus, ohne daß man in Gefahr geräth, so vag und schwankend darüber zu urtheilen, wie, mit dem Rescripte selbst, der Verf. Der milde und wohlmeinende Ton, in welchem er spricht, ist jedoch sehr lobenswerth an seiner Schrift. — Von einem ganz andern Geiste ist die Schrift:

Nr. 4.: Ueber Altes und Neues in der lutherisch-protestantischen Kirche in näherer Beziehung auf das unter dem 13. Nov. 1838 erschienene Rescript des Herzogl. Consist. zu Altenburg. — Eine kurze und faßliche Belehrung für Unstudirte. — Von einem sächsischen Geistlichen. — Altenburg, bei Helbig. 1839. 32 SS.

Sie hat es vorzugsweise mit einer klaren Beleuchtung Dessen zu thun, was das Rescript vielleicht mit gutem Bedachte so sehr im Dunkeln ließ, mit der Beleuchtung der eigentlichen Grund- und Kernlehren des Christenthums nach der verschiedenen Betrachtungsweise, welcher sie von Seiten der Alt- und Neugläubigen unterworfen werden. Das thut sie aber vorzüglich zu Gunsten Derer, welche, als dem Volke angehörig, über eine Sache, welche besser in dem Kreise „der Gelehrten und Religionslehrer" geblieben wäre, sich kein richtiges Urtheil bilden können und daher nicht wissen, was in jenem Rescripte der Geistlichkeit zur Last gelegt und anempfohlen wird. Diesen

Zweck

Zweck wird jeder Verständige billigen, da es nur allzu begreiflich ist, daß, wie der Verf. spricht, „bei dem Wahren, Halbwahren und Falschen," welches in der Ansicht der betreffenden Angelegenheit von Seiten „der niedern Stände unter und neben einander lief, die gute Sache der Religion leiden, Mancher mit der Kirche zerfallen, Viele in ihrem Glauben irre und ungewiß werden mußten, wie sie mit ihren Predigern und Lehrern daran wären." Aber auch die Art, wie der Verf. seinen Zweck zu erreichen suchte, muß man durchgängig gut heißen, da er mit der möglichsten Kürze und Bündigkeit die größte Klarheit und Verständlichkeit verband und die Gegensätze, von denen es sich hier handelte, so treu und wahr hinstellte, daß jeder Leser von gesunder Vernunft nicht ungewiß bleiben konnte, auf welche Seite er zu treten habe. Sollte man hier und da eine Etwas naturgemäßere Ordnung in der Aufführung der einzelnen Glaubenslehren wünschen, von denen die Rede ist, so liegt am Tage, daß man bei der Bestimmung dieser Schrift leicht darüber hinausgehen kann, da doch nirgends Etwas unerwähnt bleibt, worauf es hier vorzüglich ankam. Ganz richtig geht der Verfasser zunächst von den Principien aus, in denen die Alt- und Neugläubigen einander gegenüber stehen und spricht sich klar und genügend darüber aus. Dann kommt er auf die allgemeinen und die eigenthümlichen Lehren des Christenthums, wo nur die Eine auch weiterhin wiederkehrende Behauptung unrichtig seyn dürfte, daß „Jesus selbst" für Diejenigen, „welche am Opferdienste hingen," seinen Tod „auch als einen Opfertod, aber als das Eine und letzte Versöhnungsopfer dargestellt habe;" denn das that bekanntlich nicht Er, sondern seine Apostel, vornehmlich Paulus und der Verf. des Briefs an die Hebräer. Sehr zweckgemäß ist hier auch die Rede von der christlichen Kirche und der verschiedenen Ansicht, welche die Alt- und Neugläubigen von Taufe und Abendmahle haben. Endlich kommt der Verf.

auf

auf diejenigen Lehren, welche das Rescript besonders vor dem Volke geltend gemacht haben will, und zeigt, wie sie sich nach dem Urtheile beider Parteien gestalten. So heißt es z. B. bei der Lehre „von dem sündlichen Verderben des Menschen," die das Rescript ohne Zweifel nach dem, hier weiter erläuterten, augustinischen Begriffe von der Erbsünde aufgefaßt wissen wollte: „die Neuern lehren nur eine natürliche, angeborene Sündhaftigkeit des Menschen, nach welcher derselbe neben der Vernunft und den sittlichen Kräften auch Sinnlichkeit, natürliche Triebe und Neigungen in sich hat, welche zwar an sich nicht böse und strafbar seyn können, weil sie ihm zu seiner Erhaltung von Gotte gegeben sind, aber doch den Menschen mehr zum Bösen, als zum Guten geneigt machen." Sehr verständig setzt er dann hinzu: „Dieser Ansicht gemäß schärfen die neuern Lehrer in Kirchen und Schulen die Pflichten der Demuth, der Wachsamkeit, der Selbstbeherrschung, der bußfertigen Gesinnung und des gewissenhaften Gebrauchs der Besserungs- und Heilmittel des Christenthums und des gläubigen Vertrauens auf Gottes Gnade in Jesu Christo oft und ernstlich ein, und glauben damit in diesem Stücke ihrer Amtspflicht genug zu thun, ohne zu jener Selbstverdammung vor Gotte, zu jenem trübseligen Sinne und Verhalten, zu jener Verachtung und Verschmähung unschuldiger Genüsse und Lebensfreuden aufzufordern, wie die Frömmler und Ueberglaubigen thun, welche den Menschen so tief erniedrigen und verdammlich machen, damit nur die Gnade sich desto größer zeigen könne." In dieser Weise ist auch von den Lehren von der Trinität, der freien Gnade Gottes in Jesu Christo, der göttlichen Natur des Letztern, dem Versöhnungstode desselben u. s. w. die Rede. Ueberall weist der Verf. Das, was rein biblisch und vernunftgemäß daran ist, überzeugend nach und trennt es scharf von dem menschlichen Satzungswesen, womit die Kirchenlehre dasselbe verunstaltete. Auf diese Weise wird seine Schrift zu einem

nem sehr zuverlässigen Wegweiser für die Ungelehrten bei Unterscheidung des sogenannten alten und neuen Glaubens, und hat sie, wie zu hoffen, in ihrem Kreise die gehörige Beachtung gefunden, so ist kein Zweifel, daß sie den übeln Wirkungen des Rescriptes besonders auch in Bezuge auf Verdächtigung der Geistlichen, die in Ansichten und Grundsätzen einem Döber und Gruber gegenüber standen, sehr kräftig entgegengewirkt hat. Das Ganze schließt mit den beherzigenswerthen Worten: „Wenn die Altgläubigen sich die Rechtgläubigen und die echten Lutheraner nennen, so thun sie nicht wohl daran, denn Solches ist Anmaßung und auch unwahr. Mit eben dem Rechte können auch die Neuern von sich sagen, sie seien die Rechtgläubigen, indem sie in Allem an die gesunde Vernunft sich halten und im Evangelium Jesu die reinste, höchste Vernunft suchen und finden. Denn was kann man wohl von einem Menschen mehr verlangen, als daß er in Allem (vornehmlich aber in seinen heiligsten Angelegenheiten) vernünftig denkt und handelt? Und echte Lutheraner sind gewiß Diejenigen nicht, welche bloß am Buchstaben Luthers hängen, sondern Die, welche nach seinen Grundsätzen glauben und handeln. Und wenn den Neuern der Name Rationalisten beigelegt wird, so halten diese es nicht für einen Schimpf und Spott, Vernunftgläubige nach Jesu reiner Lehre und nach seinem Sinne zu seyn, sondern für einen Vorzug und für eine Ehre. Darum werden solche Rationalisten Trotz allem Geschreie ihrer Gegner nicht zu Schanden werden, sondern wohl bestehen." — Diese Ansicht theilt der Verf. der folgenden Schrift nicht:

5. An die evangelische Geistlichkeit Deutschlands, ins Besondere des Herzogthums Sachsen-Altenburg. Leipzig, bei Engelmann. 1840. 75 Seiten.

Er ist vielmehr der Ueberzeugung, daß „die neuere Philosophie" den Rationalismus bereits aus allen Gebieten der Wissenschaft vertrieben habe, weil er das bloße Erzeugniß „des subjectiven Verstandes und einer Reflexion sei, welche bloß an den Gegenständen herumdenkt, ohne in ihr Wesen einzudringen," und jener Philosophie gegenüber, die „den Verstand zur Vernunft erhoben habe" und Alles, was in ihren Bereich fällt, „objectiv zu erkennen" strebe, auch auf dem Gebiete der Theologie und Religion keinen Werth habe. Diese Versicherung allein charakterisirt den Mann, der hier spricht, zur Gnüge, und wer da weiß, welche philosophische Schule sich der Anmaßung schuldig macht, mit ihrer Speculation „in das Wesen der Dinge einzudringen" und alles Gegebene „objectiv zu erkennen," ohne zu fühlen, daß eben sie es ist, welche mit der schlechtesten Art des Verstandesgebrauchs, mit der dialektischen, daran „herumdenkt" und mit leeren Begriffs- und Wortformeln auf das Widersinnigste mit dem Scheine objectiver Wahrheit zu umkleiden sucht, wird auf den ersten Blick erkennen, mit wem er es zu thun hat. Es ist, mit Einem Worte, ein hegelisirender Theolog, der die altenburgische Rescriptssache für die Zwecke seiner Partei auszubeuten sucht und nachweisen will, daß das Rescript (freilich mit einer „gewissen Unbestimmtheit und Unentschiedenheit") nicht ohne Grund darauf gedrungen habe, die altdogmatischen Kernlehren des Christenthums besser zu treiben als bisher, damit die einmal daran hängenden Leute, die von einer vernunftgemäßen Auffassung des Christenthums Nichts wissen wollen, nicht in Versuchung

kämen,

kämen, sich zu separiren und auszuwandern. Nach ihm hätten (um von Vielem nur Eins anzuführen) die Geistlichen, um diesen Leuten zu genügen, nicht bloß vom Vater, Sohn' und Geiste predigen, sondern die eigentliche Trinitätslehre vortragen sollen, denn diese Lehre „sei die Centrallehre, in welcher das Christenthum den vollendetsten Ausdruck seiner Göttlichkeit niedergelegt habe und sich, so zu sagen, als das göttliche Weltsystem darstelle." — „Denn," wird hinzugesetzt, „das sei es ja eben, was dem Christen als eigentliches Princip oder Gesetz seines ganzen Denkens und Thuns klar vor Augen stehen müsse, daß Gott in ihm lebe und er in Gotte leben müsse, daß Gott ihm nicht bloß eine gewisse äußere, man weiß nicht wie denkbare Offenbarung habe schenken wollen, sondern sein ewiges Wort" (anderwärts der „menschgewordene Gott" genannt) „als das rettende und versöhnende an die Menschheit gesendet und über die Gläubigen seinen Geist ausgegossen habe und ausgieße, als welcher das Heil und die Versöhnung zu etwas Wirklichem, Thatsächlichem macht; daß also der Mensch im Christenthume sich nicht als diesen einzelnen, von Gotte und göttlichen Thaten losgerissenen, auf seine eigene Endlichkeit beschränkten Menschen ansehen dürfe, sondern erkennen müsse, wie er in den großen Zusammenhang eines von Gotte, dem Dreieinigen, ausgehenden, durch Ihn und in ihm bestehenden Reiches aufgenommen, also aus Gnade geschaffen, erlöst und geheiligt, und zwar in seiner Totalität von Gotte erfaßt und durchdrungen werde, so daß er eine Behausung Gottes und sein Leib selbst ein Tempel des heiligen Geistes ist und werden soll." In ähnlicher Art spricht sich der Verf. über die übrigen kirchlichen Dogmen aus, deren Nichtpredigen er der betreffenden Geistlichkeit zum Vorwurfe macht, z. B. über die Erbsünde, die freie Gnade Gottes in Christo, die Rechtfertigung durch den Glauben, die Auferstehung des Fleisches, Himmel, Hölle und Weltgericht, und wer das Hohle

und

und Gehaltlose der Phrasen, womit sie hier in dem Tiegel einer Alles in Alles verwandelnden oder nach Geschmack und Bedarfe hegelisch incrustirenden Schule zugerichtet werden, zu würdigen weiß, kann nicht umhin, zu fragen: welche Befriedigung ihrer Geistes- und Herzensbedürfnisse die betheiligten Separatisten wohl bei dem Vf. gefunden haben würden, wenn's ihm vergönnt gewesen wäre, sie von heiliger Stätte herab mit seinen philosophastrischen Phantasmen zu bedienen, ja, ob Löber und Gruber selbst, welche die alte Kirchenlehre im streng buchstäblichen Sinne nahmen und predigten, den damit nur Scherz treibenden Verf. für ihren Glaubensbruder anerkannt haben würden? Je gewisser nun diese Fragen durchweg zu verneinen sind, desto leichter werden sich Schuberoff und Klötzner, denen er von seinem vermeintlich höhern Standpuncte herab die Unstatthaftigkeit ihrer rationalistisch aufgefaßten Christenthumslehre namentlich nachweisen will, trösten und der vesten Ueberzeugung bleiben, daß das Evangelium, das sie geläutert von verkehrter Menschensatzung „nach dem reinen Verstande des Wortes Gottes" predigten und gepredigt wissen wollten, doch etwas unendlich Besseres sei, als solche orthodoxisirende Wortklauberei ohne Gehalt, Kraft und Saft. Auch der vornehme Ton, in welchem der Verf. zu ihnen spricht, wird sie weder befremden noch kränken; denn er ist bekanntlich das eigenthümliche Kennzeichen der Schule, aus welcher der Verf. hervorging, und kann, verglichen mit den bisherigen fruchtlosen Leistungen derselben auf dem Gebiete der theologischen und jeder andern Wissenschaft nur zum Lächeln oder Mitleide reizen. Der Grundirrthum aber, um welchen sich diese ganze Schrift dreht, ist der: daß eben die rationalistische Auffassungs- und Vortragsweise des Christenthums, als deren Repräsentanten der Verf. die genannten beiden Männer im Herzogthume Altenburg ansieht, einzig und allein die Schuld an dem dort eingerissenen Separatismus trage, und daß „die ganze evange-

lische

lische Geistlichkeit" die Warnung daraus zu entnehmen habe, „das schwere Aergerniß, welches in der Empörung der Gemeinden gegen ihre Seelsorger liege, zu vermeiden." Dieß läßt auf einen Mann schließen, welcher nicht nur mit dem Thatsächlichen der Angelegenheit, worüber er schrieb, ganz unbekannt war, sondern der sich auch in der Geschichte der christlichen Kirche sehr Wenig umgesehen hat. Hätte er das Letztere gethan, so würde er wissen, daß der Separatismus zu jeder Zeit, auch in der, wo es Niemandem einfiel, nur von Ferne von dem Buchstaben der Kirchenlehre abzuweichen, sein Wesen trieb; daß es selbst damals, als die reformatorischen Begründer der Kirchenlehre mit dem überwiegendsten Ansehen in der Kirche dastanden, Secten und Rotten die Menge gab, die Nichts von ihnen wissen wollten, sondern ihnen ein angeblich „tiefer" aufgefaßtes Evangelium entgegensetzten (wie z. B. Münzer, Schwenkfeld u. A.), und daß der Aberglaube mit dem Glauben stets gleichen Schritt hält, zumal wenn sich mit ihm, wie in dem vorliegenden Falle, noch ganz andere Interessen verbanden, als religiöse. Wäre aber der Verf. von dem Erstern, von dem wirklichen Zustande der Dinge im Altenburgischen unterrichtet gewesen, so würde er wissen, daß das kleine Häuflein Separatisten, die es daselbst gab, wie das Rescript selbst sagt, nicht durch die vernunftmäßigen Prediger des Evangeliums in's Daseyn gerufen wurde, sondern durch ein Paar kirchengläubige Fanatiker und deren ungezähmte Proselytenmacherei, und daß eine dortige „Empörung der Gemeinden gegen ihre Seelsorger" so gewiß zu den leeren Einbildungen des Verfs. gehöre, als der jetzige Zustand der Dinge daselbst augenscheinlich dafür zeugt, daß nach der Entfernung jener Separatisten, die Masse der altenburgischen Christen noch eben so sehr an ihren rationalistischen Predigern hängt, als früherhin, ehe sie auf einen Augenblick durch das Rescript selbst darin gestört wurden. In sofern nun der Verf. von einem ganz falschen Thatbestande

und

und einer eben so falschen Voraussetzung ausging, hatte seine Schrift weder Grund und Boden, noch ein eigentliches Object, und Alles, was er sagt, war eben so sehr ohne bestimmte Tendenz, als ohne wahren wissenschaftlichen Gehalt; daher sie denn, wie die Sache selbst, wodurch sie hervorgerufen wurde, nur als ein an und für sich selbst ganz werthloses Zeichen der Zeit betrachtet werden kann. — Von ganz anderer Art ist nachstehende Schrift:

6. Eine heilsame Frucht als Enderzeugniß der jüngsten Bewegungen auf dem kirchlichen Gebiete. — Unparteiische Darlegung zunächst an seine Amtsbrüder vornehmlich in dem Herzogthume Sachsen-Altenburg gerichtet, zugleich aber den Gebildeten seiner Kirche überhaupt gewidmet von einem evangelischen Geistlichen. — Altenburg, bei Schnuphase. 1840. 48 SS.

Sie läßt sich auf die historische Thatsache, welcher es hier gilt, als solche gar nicht ein, sie benutzt sie nur, um Betrachtungen über die Art und Weise daran zu knüpfen, wie sie für das religiöse Leben und Streben der Gegenwart förderlich werden könne. Und das thut sie mit so viel protestantischem Sinne, mit so viel Billigkeit gegen die aus ihm hervorgegangenen wissenschaftlichen Forschungen der neuern Zeit, mit so viel Entschiedenheit gegen die altdogmatische Buchstabengläubelei, mit so viel Wärme für ein besonnenes Fortschreiten auf dem Gebiete des christlichen Wissens und Glaubens, kurz mit so viel Liberalität und Unparteilichkeit, daß man mit Freuden auf die Stimme des Verfs. hört, wenn man auch nicht in allen Stücken seiner Ansicht seyn oder sich nicht verhehlen kann, daß manche seiner Behauptungen doch noch der und jener Modification

fication bedürfen möchten, um volle Wahrheit zu enthalten. Er dringt mit Recht' darauf, daß bei dem protestantischen Läuterungsprocesse des Christenthums durch Vernunft und Wissenschaft der ausschließlich negative Weg nicht zum Heile führe, sondern daß man auch etwas Positives gewinnen und vesthalten müsse, wenn das Christenthum in seiner Eigenthümlichkeit nicht ganz verlorengehen und dem religiösen Bedürfnisse der Menschen überhaupt und des jetzigen Geschlechts in's Besondere genügen solle. Dieses Positive findet er aber in der Ansicht von dem entschieden Uebermenschlichen der Person Jesu und in dem in höchster Potenz Göttlichen der von ihm gestifteten Religionsanstalt, und sucht zu zeigen, daß damit der rechte Standpunct gewonnen werde, auf welchem man sich eben so fern von antiprotestantischem Dogmendienste, als von antichristlicher Rationalisterei halte. So gewiß es nun auch ist, daß beide Abwege vom Uebel sind, so wenig will doch einleuchten, warum man für diesen Zweck jenes Positive gerade in dem mehr mystischen als rationalen Sinne nehmen müsse, in dem es der Verf. nimmt, und weßhalb es nicht möglich seyn solle, zu echt christlichem Glauben und Leben bei einer Ansicht von Jesu Person und Werke zu gelangen, welche sich mehr zu Dem hinneigt, was die drei synoptischen Evangelisten in rein geschichtlicher Weise davon aussagen, als was das johanneische Evangelium in speculativer, einer allbekannten damaligen Zeitphilosophie und Logoslehre angemessener Weise darüber äußert. Nach unserer Ueberzeugung ist es eben die rationale Ansicht von beiden, welche das Herz mit der innigsten und nachhaltigsten Wärme dafür erfüllt, und vor der Gefahr sicherstellt, auf der Einen Seite bloß Menschliches darin zu erblicken, und auf der andern das Uebermenschliche derselben in einem Sinne zu nehmen, in welchem es des ihm anklebenden Dunkeln, Vagen und Unbestimmten wegen an kräftig sittlicher Einwirkung auf Herz und Leben verliert. Und hul-

huldigt der Verf. mit Recht einem immer fortschreitenden wissenschaftlichen Eindringen in das ursprüngliche und reine Christenthum, wie will er denn die Urkunden desselben über diejenige Sichtung und Läuterung erheben, welche auch in Bezuge hierauf das Bild von der Sache, die Schale von dem Kerne scheidet und dadurch zuletzt auf den rein rationalen Standpunct geräth, welcher das Göttliche in Jesu und seiner Religionsanstalt in dem den ganzen Menschen als ein vernünftiges Wesen allein befriedigenden Sinne nimmt? Muß er ja doch selbst zugestehen, daß eine große Zahl von Theologen und Christenthumslehrern, welche dasselbe nur in diesem Sinne anerkannten und anerkennen, sich mit der innigsten Wärme und der hinreißendsten Kraft über Jesum und sein Werk erklärten. Wie sollte man also, um dem religiösen Bedürfnisse der Gegenwart für sich und Andere vollkommen zu genügen, diesen Standpunct verlassen und einen andern wählen müssen, welcher sich vor der wissenschaftlichen Forschung nicht gehörig rechtfertigen läßt, weil er in das Gebiet eines unklaren Denkens und Fühlens hinübergreift und sich dem rein vernünftigen Glauben entzieht? Doch möge dem seyn, wie ihm wolle. Wer davon absieht, was das Eigenthümliche der Ansicht des Verfs. ausmacht, der wird in allem Uebrigen und namentlich in Dem, was ihm Hauptsache ist, ihm gern beypflichten, daß nämlich die religiöse Bewegung der Zeit, worin die altenburgische Angelegenheit nur eine besondere Episode ausmachte, die dringende Mahnung mit sich führe, durch treues Bewahren und Festhalten des auf Geschichte und Lehre gegründeten oder positiv-rationalen Christenthums das religiöse Leben neu zu gestalten, ohne der starrgläubigen Anhänglichkeit an ein veraltetes Kirchensystem, oder dem ungläubigen Aufgeben alles eigenthümlich Christlichen anheimzufallen. Schon aus dem Wenigen, was wir hier über den Inhalt dieser Schrift beibringen konnten, wird sich der Werth derselben ergeben, welcher auch durch den milden Ton, in dem

sie

sie geschrieben ist und durch das billige Urtheil, das über das von der Ansicht des Verfs. Abweichende darin herrscht, nicht wenig erhöht wird. — Wir kommen nun noch mit Wenigem auf die officiale Schrift, welche von Seiten der geistlichen Oberbehörde des Herzogthums Altenburg über die vielbesprochene Sache veröffentlicht wurde, und die den Titel führt:

7. Bedenken der theologischen Facultäten der Landesuniversität Jena und der Universitäten zu Berlin, Göttingen und Heidelberg über das Rescript des Herzogl. Consistoriums zu Altenburg vom 13. Nov. 1838 und über zwei verwandte Fragen. Nebst einleitender geschichtlicher Darstellung und Actenstücken. — Altenburg 1839, bei Schnuphase. 174 SS.

Die Erscheinung dieser Schrift würde, wie die der bisher genannten, jeden Falls unnöthig gewesen seyn, wenn die Behörde, von der sie ausging, gleich von Vorn herein eine energische Erklärung gegen den unbefugten Deutler des Rescripts in der rheinwald'schen Kirchen-Zeitung erlassen und Dem, was in Materie und Form desselben für die Landesgeistlichkeit verletzend seyn konnte, hierdurch den Stachel genommen hätte. Da dieß aber nicht geschahe, so mußte wohl Alles kommen, wie es kam, und die Behörde selbst sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, zur Beschwichtigung der aufgeregten Gemüther Theils den geschichtlichen Thatbestand, auf den sich das Rescript bezog, actenmäßig mitzutheilen, Theils sein dabei beobachtetes Verfahren dem Urtheile von vier theologischen Facultäten zu unterwerfen und durch Veröffentlichung desselben das Publicum selbst zum Richter darüber aufzurufen. Liest man nun Das, was zu jenem geschichtlichen Thatbestande gehört, mit

unbefangenem Sinne: so kann man sich nicht verfehlen, daß die Mißgriffe, welche in dieser Sache geschahen, zunächst von dem Manne ausgingen, der im Auftrage der geistlichen Oberbehörde die Diöces Ronneburg einer Generalvisitation unterwarf und durch seine ungründlichen Berichte über den Befund der dortigen kirchlichen Angelegenheiten, so wie auch wahrscheinlich durch mündliche Geltendmachung seiner darauf bezüglichen Vorurtheile und schiefen Ansichten jene Behörde in den unangenehmen Fall brachte, das in ihn gesetzte Vertrauen compromittirt zu sehen. Da dieser Mann seitdem vom Glauben zum Schauen übergegangen ist, so wollen wir Das, was er in dieser Angelegenheit verschuldete, nicht weiter hervorheben und rügen, sondern nur bemerken, daß Diejenigen, welche seine Ansichten zu den ihrigen machten, hinreichende Entschuldigung bei Jedem finden werden, der da weiß, wie unendlich Viel bei collegialischen Verhandlungen über schwierige Dinge auf die Meinung Dessen ankommt, dem man seiner individualen amtlichen Stellung halber zutrauen darf, daß er darin das Rechte treffe. Ist nun ihm besonders Alles zuzuschreiben, was in Materie und Form des Rescripts nicht gebilligt werden kann: so tritt auch um so deutlicher hervor, daß die Oberbehörde selbst Nichts weniger als den Willen hatte, welchen ihr der Correspondent in der rheinwald'schen Kirchen-Zeitung beimaß, und daß es ihr noch weniger in den Sinn kam, die protestantische Glaubens- und Lehrfreiheit der ihr untergebenen Geistlichkeit durch die von ihr ergriffene Maßnahme zu beschränken. Sie fehlte jeden Falls nur darin, daß sie das besagte Mitglied freier in der Sache schalten ließ, als es ihm bei seinen parteiischen Ansichten darüber zukam, und Das, was er ihr vorlegte, ohne die erforderliche Zurechtstellung desselben den Weg in's Publicum nehmen ließ. — Was aber die Gutachten der genannten Facultäten über drei die Rescriptssache betreffende Fragen anlangt, so wird man sich nicht wundern, wenn das

von

von Berlin ausgegangene und mit dem Namen Hengstenberg unterzeichnete das Rescript gleichsam wie ein wöllner'sches Religionsedict ansieht, und es als solches unter den stärksten Ausfällen auf eine vernunftmäßige Ansicht des Christenthums, so wie auf Klötzner und auf Schuderoff, nach allen Seiten hin in Schutz nimmt; ein Dienst, den ihm Niemand weniger danken möchte, als die geistliche Oberbehörde selbst, dessen Sache es zu vertreten meint. Das jenaische Gutachten spricht sich dagegen desto unparteiischer über das Rescript aus, und verhehlt die Schwächen und Unbestimmtheiten, welche darin zu Mißdeutungen Anlaß geben mußten, eben so wenig, als es der Behörde den besten Willen dabei und die volle Befugniß zugesteht, unter den damals vorwaltenden Umständen die Landesgeistlichkeit mit darauf bezüglichen amtlichen Weisungen zu versehen. Mehr oder weniger stimmen damit auch die Gutachten von Göttingen und Heidelberg überein, stehen aber dem jenaischen an Gründlichkeit und Umsicht nach. —

Und so möge diese Angelegenheit bald zu den ganz verschollenen gehören und Denen, die da glauben, daß in unseren Tagen, wenn auch nur in zweideutigen und schwankenden Phrasen, einer wissenschaftlich gebildeten Geistlichkeit das Glaubenssystem der sogenannten Pietisten und Mystiker als Lehrnorm aufgedrungen werden könne, zur heilsamen Warnung dienen. Auf den stillen und heimlichen Wegen, die man zur Geltendmachung dieses Systemes einschlägt, läßt sich, wie die Erfahrung lehrt, allerdings Manches dafür erreichen, aber durch Maßregeln, welche nur den leisesten Anschein eines Aufnöthigens desselben an sich tragen, kann man seinem Zwecke nur selbst entgegenarbeiten, und es heißt den Geist der Zeit, in der wir leben, ganz verkennen, wenn man dem überall wachen protestantischen Sinne Etwas gewaltsam abgewinnen zu können meint.

Predigten über selbstgewählte Stellen der heiligen Schrift; zum Vorlesen bei öffentlichen Gottesverehrungen, an Sonn- und Festtagen, so wie zur häuslichen Erbauung, von Dr. Ch. F. W. Ernst, Ober-Consistorialrathe, Oberhofprediger und Superintendenten zu Kassel. Zweite, vermehrte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Kassel, 1839. Verlag der Luckhardt'schen Hofbuchhandlung. 1 Thlr. 8 Gr.

In wiefern diese zweite Auflage der gegenwärtigen Predigten eine vermehrte genannt zu werden verdient, können wir darum nicht sagen, weil uns die erste nie zu Gesichte gekommen ist. Mag dieß aber auch mehr oder weniger, so oder anders der Fall seyn, wir dürfen versichern, daß wir den ganzen Inhalt des vorliegenden Bandes mit fast ungetheiltem Beifalle gelesen haben, und daß derselbe namentlich zum Vorlesen bei öffentlichen Gottesverehrungen in mehrfacher Hinsicht recht wohl geeignet ist. Im Allgemeinen nämlich gibt sich der Verf. als einen zwar Bibelgläubigen, sonst aber vorurtheilsfreien Mann zu erkennen, der eben nur das einfache Evangelium verkündigt, und bei aller Hochachtung gegen das Wort der Schrift doch immer die Rechte und Ansprüche der gesunden Vernunft um so mehr gelten läßt, je mehr Beides neben einander gar wohl bestehen kann. Wir machen in dieser Beziehung namentlich auf die 57ste Pr. aufmerksam, in welcher für die Behauptung, daß Vernunft und Christenthum in der engsten Verbindung unter sich stehen, folgende Gründe aufgestellt werden: 1. der nämliche Gott, der uns die Vernunft gegeben, hat auch Jesum, als den höchsten Lehrer der Menschen, in die Welt gesendet, so daß also beide nicht von einander getrennt werden, oder sich gar widersprechen können; 2. die Vernunft allein erkennt das

Chri-

Christenthum als eine wahrhaft göttliche Religion an, nur sie kann es als solche beurtheilen; 3. erst das Christenthum hat die Vernunft recht geweckt und zum klaren Bewußtseyn ihrer selbst und Dessen, was in ihr liegt, erhoben; deßhalb wollen wir beide neben einander als Gottes höchste Gaben achten, nicht leere Meinungen als Christenthum uns aufdringen lassen, sondern die Lehre Jesu rein und unverfälscht erkennen. Läßt sich wohl gegen diese schlichte Argumentation etwas Vernünftiges einwenden, vorausgesetzt, daß nicht blinder Wahn und hartnäckige Vorurtheile triftigen Gründen den Zugang verschlossen haben? Eben deßhalb aber, weil der Verf. nur ein vernunftgemäßes Christenthum lehrt, sind auch seine Predigten frei von allen den dogmatischen Spitzfindigkeiten und symbolischen Bestimmungen, die entweder aller biblischen Begründung entbehren, oder aus falsch verstandenen Schriftstellen hervorgegangen sind, und darum dem unbefangenen Urtheile leicht als nichtige Speculationen, oder wohl gar als sittlich gefährliche Irrthümer sich darstellen. Bekanntlich gehört dahin die augustinische Erbsünden- und die darauf basirte anselmische Genugthuungslehre in ihren einzelnen Verzweigungen und mehrfachen Folgerungen; und wir rechnen es den gegenwärtigen Vorträgen um so mehr zum Verdienste, daß sie davon frei und unbefleckt sind, je mehr diese und ähnliche Ausgeburten menschlichen Aberwitzes noch immer in so vielen Köpfen spuken und von so manchen Seiten her dem christlichen Volke als Glaubensartikel aufgedrungen werden, ohne die kein Seligwerden möglich sei. Wir beziehen uns auch hier, ohne uns auf weitere Nachweisungen einzulassen, nur auf die 53ste Pr., wo nach Eph. 2, 8. der Satz aufgestellt wird, daß die Seligkeit des Himmels ein Geschenk der Gnade Gottes sei, welches wir also mit Recht nicht fordern können. Wenn zur Begründung dieses Satzes im 1sten Theile angeführt wird, daß uns Gott Alles, wodurch wir uns der Seligkeit würdig und fähig machen, gegeben habe; daß wir

von

von ihm emporgehalten und in der Stunde der Versuchung gestärkt werden, dem Bösen zu widerstehen; daß alle Mittel, selbst die edelsten Handlungen zu verrichten, von Gotte kommen; und daß unsere Tugend nie ganz rein und vollkommen sei; wer müßte dem nicht um so lieber beistimmen, da es offenbar die Lehre des lautern Christenthums ist, und alle sonstige Bestimmungen wenigstens unnütz macht, die man darüber in den symbolischen Büchern und in den Compendien der Dogmatik findet? Der Verf. predigt, wie gesagt, das einfache Bibelwort ohne jegliche Beimischung menschlicher Satzungen, und macht zugleich die eben so häufige, als grundlose Behauptung zu Schanden, als ob den im rationalistischen Geiste abgefaßten Vorträgen die religiöse Wärme, Weihe und Salbung abgehe. Denn den Charakter der Religiosität tragen die seinigen offenbar an sich, in sofern man darunter die stete Beziehung aller menschlichen Angelegenheiten auf Gott, das Unterordnen alles Irdischen und Sinnlichen unter eine höhere und übersinnliche Ordnung der Dinge, und die innige Verbindung des frommen Glaubens und des sittlichen Handelns mit Recht zu verstehen pflegt; und wie warm und innig, wie kräftig und erhebend er zu reden wisse, zumal, wenn es eben die besondere Beschaffenheit des Gegenstandes mit sich bringt, dafür könnten wir manches Beispiel namhaft machen, wenn wir uns darauf einlassen wollten. Man lese nur, um sich davon zu überzeugen, unter andern die 28ste Pr.: „die Herrschaft des Todes" nach Röm. 5, 14., und die 35ste „über den Meineid" nach Mal. 3, 5. —. Und wie durchaus praktisch sind nicht seine Predigten, so recht aus dem Leben gegriffen, und auf das Leben eingehend! Wie weiß er so klar zu überzeugen, so anschaulich darzustellen, so wahr und treffend zu individualisiren. Nirgends hält er sich bloß im Allgemeinen, oder stellt ohne Weiteres unerwiesene Behauptungen hin, oder gefällt sich, was man so häufig findet, in leeren, oberflächlichen Declamationen,

hinter

hinter denen man gern Gedankenarmuth und Geistesbeschränktheit vermuthet. Sondern mit überzeugenden Beispielen belegt er stets die Wahrheit des Gesagten; die mannigfaltigen Erscheinungen und Erfahrungen des innern und äußern Menschenlebens dienen ihm überall als die schlagendsten Beweise. Statt weitläufiger und ermüdender Demonstrationen läßt er lieber solche Fälle und Verhältnisse für sich reden, in denen die Zuhörer die eigenen Erlebnisse wiederfinden; und der umsichtige, vielerfahrene, Welt und Menschen kennende Mann ist in Allem, was er sagt, eben so wenig zu verkennen, als man seinen echt religiösen Sinn und sein vernunftgemäßes, lichtvolles Christenthum ehren und achten muß.

So Viel über die allgemeinen Vorzüge seiner Predigten, die wir nicht ohne Interesse gelesen haben, wie wenig sie auch durch den Glanz der äußern Form bestechen mögen.

Nicht weniger lobenswerth erscheinen sie aber auch, wenn wir sie als zu kirchlichen Vorlesungen besonders bestimmt betrachten. Denn wenn dergleichen Vorlesungen in der Regel nur vor Landgemeinden zu geschehen pflegen, so nehmen die Vorträge des Verfs. eben auf die Bildungsstufe solcher Gemeinden überall Rücksicht, und müssen auch in dieser Hinsicht nach Inhalte und Form als zweckmäßig bezeichnet werden. Wir rechnen dahin die durchgehends einfache Anordnung des Stoffs, indem die fast immer textgemäßen, kurzen und leicht behaltbaren Hauptsätze stets auf die schlichteste Weise, nämlich so disponirt sind, daß der erste Theil den Beweis und der zweite die Anwendung enthält. Wir verstehen darunter ferner die zwar immer edle und würdige, aber dabei doch stets allgemein faßliche und verständliche Sprache, die nicht ganz leichte Kunst, zwischen den Forderungen des guten Geschmacks und dem Bedürfnisse eines weniger gebildeten Zuhörerkreises die rechte Mitte zu treffen. Wir meinen damit endlich die Beschaffenheit der behandelten Gegenstände selbst, die nie über die Sphäre des

Publi-

Publicums, dem sie vorgetragen werden sollen, hinausliegen, und auch in ihrer oben schon bezeichneten, praktischen und speciallen Darstellungsweise der Fassungskraft des gemeinen Mannes überall sich anbequemen. So wenig darum auch unsere Literatur Mangel an solchen Predigtsammlungen hat, welche für denselben Zweck, wie die gegenwärtige, bestimmt sind, so halten wir doch diese letztere um so weniger für überflüssig, da uns kaum eine andere bekannt ist, die dieser Bestimmung angemessener wäre, als sie; und wir dürfen sie deßhalb Denen unserer Amtsbrüder, welche aus irgend einem Grunde derartige Hülfsmittel nöthig haben, mit gutem Gewissen empfehlen. —. Schließlich noch einige Ausstellungen. Die Sammlung zerfällt in zwei Theile, von denen der erste Advents-, Passions- und Festpredigten enthält. Gegen die erstern läßt sich Nichts einwenden; sie sind, was sie als solche seyn sollen. In der Reihenfolge der letztern aber haben wir einen bestimmten, leitenden Plan vermißt, nach welchem sie wohl hätten geordnet werden sollen. Die gewöhnlichen Sonntagsperikopen z. B. konnten eine solche Grundlage bilden, indem die zu wählenden Bibelstellen den Hauptgedanken nur angepaßt werden durften, wenn es doch, was wir gar nicht mißbilligen, freie Texte seyn sollten. Es würde dadurch, wie gesagt, ein innerer Zusammenhang in das Ganze gekommen seyn, und vielleicht, daß sich auch die Predigten auf diese Weise noch mehr für den Zweck der häuslichen Erbauung geeignet hätten. Ferner können wir die Wahl der Hauptsätze nicht durchgängig billigen, indem sie nicht selten allzu umfangreich sind, als daß sie bezüglich der Kürze der Vorträge eine genügende Ausführung hätten zulassen können. Die beiden oben genannten Haupttheile sämmtlicher Predigten zerfallen in der Regel wieder in vier bis fünf Untertheile; ein Beweis, wie reichhaltig in der Regel der vorliegende Stoff ist; und wenn dieser doch immer auf höchstens fünf Quartseiten abgethan wird, wie ist es möglich, daß er

nach

nach allen Seiten hin gehörig erschöpft werden konnte? Der Verf. hätte deßhalb engere Themata, als z. B. folgende: wie edel und liebenswürdig der Erlöser in seinen Thaten erscheint — reines Herzens seyn ist wahre Seligkeit — Alles kommt von Gotte — über die Schmeichelei — die Herrschaft des Todes — über den falschen Eid — die Ehrfurcht vor Gotte — die Welt vergeht mit ihrer Lust u. s. w., aufstellen sollen. Endlich kann auch die Disposition der Hauptsätze nicht immer gut geheißen werden. Denn so zweckmäßig auch eine einfache Theilungsweise seyn mag, so muß sie doch immer die Fassung der Propositionen berücksichtigen, und darf nie die natürlichen Denkgesetze beleidigen; und die beiden Momente: Beweis und Anwendung dürfen allerdings in keiner Predigt fehlen, eignen sich aber doch vielleicht nur in wenigen Fällen, die Haupttheile des Thema abzugeben. Wer mag es z. B. billigen, wenn gleich in der ersten Pr. „wie edel und liebenswürdig der Erlöser in seinen Thaten erscheint" im 1sten Th. gezeigt wird, wie sehr dieß der Fall sei, und dann im 2ten, wie wir ihn in dieser Hinsicht zum Muster nehmen sollen; da der 1ste Theil eben nur eine Wiederholung des Thema ist, der 2te aber nicht in diesem liegt, und nur die sogenannte Nutzanwendung abgeben durfte? Bequem und mühelos mag diese Art zu disponiren seyn, und auch, als leicht behaltbar, zweckmäßig, sofern die Fassung des Hauptsatzes sie zuläßt. Aber ohne alle Ausnahme sie anzuwenden, wie eben der Verf. thut, muß unvermeidlich zu Verstößen gegen die Regeln der Logik und Homiletik führen, die, sollten sie auch dem Zuhörer nicht auffallen, doch den sachverständigen Leser stören, und um so weniger mit Stillschweigen übergangen werden dürfen, da die Predigt auch hinsichtlich ihrer äußern Form als ein Werk rednerischer Kunst sich darstellen muß. Doch wollen wir durch diese Rügen dem eigentlichen Werthe dieser Vorträge eben keinen besondern Eintrag thun; sondern wiederholen vielmehr, daß sie uns ungeach-

tet

ter ihrer schlichten Einfachheit als recht gehaltvoll erschienen sind, und für den Zweck kirchlicher Vorlesungen in vorzüglichem Grade sich eignen.

Kirchen- und welthistorische Zeugnisse für die frevelhafte Verunstaltung des Christenthums durch die römische Hierarchie. Eine zeitgemäße Zusammenstellung. Zur Erläuterung der röhr'schen Reformationspredigt 1838. Weimar, bei Hoffmann. 1839. VIII u. 168 Seiten. gr. 8. 16 Gr.

Ein Commentar zur röhr'schen Reformationspredigt, der ausführt, was in jener nur angedeutet werden konnte; ein Fascikel Belege zu der großen Schuldrechnung der römischen Kirche mit jener Justification, welche die richtende Weltgeschichte unter dergleichen Kirchrechnungen schreibt; ein Sündenregister der in's Verhör genommenen römischen Päpste, nicht unter der Rose, wie sie einst die schlauen Jesuiten über ihren Beichtstühlen hatten, sondern frei öffentlich vor aller Welt. Dieß Letztere mit vollem Rechte, denn die Welt, an der gesündigt ward, hat Anspruch an das Verhör, die Acten und den Spruch. Den Spruch nun hat sie vorweg empfangen und reißend in zwölf Auflagen dahingenommen. Verhör und Acten aber sind hier nachzulesen für Gelehrte und Theologen nicht nur, sondern für alles Volk, und sie werden mit einander sich tiefer und tiefer in die Ueberzeugung lesen, daß der Spruch nur gerecht war, der Sprecher nicht zu Viel behauptet hat, und vor dem Richterstuhle der Wahrheit und ihrer guten Sache kein Wort zurückgenommen werden darf. „Daß in der fraglichen Predigt," sagt zu näherer Verständigung der ungenannte Verfasser, „ganz und

und gar nicht die Rede sei von der katholischen Kirche als solcher, sondern nur von der mit erneuerter Thätigkeit und kecker Anmaßung in derselben ihr Haupt erhebenden hierarchisch-jesuitischen Priesterpartei und ihren verderblichen römisch-papistischen Plänen, das leuchtet jedem mit der Sache näher Bekannten von selbst ein. Auch sieht Jeder, der nur Augen hat zu sehen und sehen will, schon ohne Dieß, daß weder „Schmähungen noch Schimpfreden" in der Predigt vorkommen (— wie allerdings von Solchen behauptet wurde, die auch den starken Matthäus und die Reden Jesu gegen die Hierarchen seiner Zeit in gleichem Verdachte haben und johanneische Weichheit allein für christlich halten —), noch Veranlassung zu abergläubischen Vorstellungen oder Aufforderung und Anregung zu Hasse, Verachtung und Unduldsamkeit gegen die Katholiken in derselben enthalten ist. Daß aber Dr. Röhr, wenn er den Papst in seiner Predigt als den „Fürsten der Finsterniß," als den „priesterlichen Gaukler" bezeichnet, der sich den „irdischen Stellvertreter Christi schelten zu lassen wage;" wenn er von dem römisch-katholischen Glauben als einem religiösen „Lug- und Truggewebe," mit welchem „Rom die christliche Welt umsponnen" habe, oder von dem „unvernünftigen Mengsale römischen Aberglaubens" spricht, der „an die Stelle des geisterleuchtenden Evangeliums Christi geistverdüsternden Wahn und Trug" setzte; wenn er die Klöster, hinsichtlich ihrer frühern Beschaffenheit, „üppige Verpflegungsanstalten für fromme Müßiggänger," die römisch-papistisch gesinnten Geistlichen „geborne Pfleger allgemeiner Unwissenheit," und die diesen sich unbedingt hingebenden Laien „blindgläubige Knechte der Finsterniß" nennt — nicht von Fanatismus verleitet, oder von Dünkel, Hasse und Verketzerungssucht erfüllt war, noch der Lieblosigkeit fröhnte oder der Lüge huldigte, sondern daß er, wie es einem redlichen Verkündiger des zur Beseligung der Menschheit geoffenbarten Lichtevangeliums ziemt, sonder Men-

schen-

scheufurcht die Wahrheit sprach und ohne den Mantel nach dem Zeitwinde zu hängen, die Sache mit ihrem rechten Namen nannte: dieses zu gleicher Zeit durch unwiderlegbare Thatsachen darzuthun, ist der Zweck gegenwärtiger Bogen."

Diese Thatsachen werden denn sprechen, so lange sie nicht widerlegt sind. Ja, man darf sagen, sie werden schreien, wie die clamantia unter den Sünden der alten Eintheilung, zum Himmel schreien, wenn man ihr Unisono in dieser Zusammenstellung vernommen hat. Und wie jener bekannte Denker von der christlichen Kirchen- und Dogmengeschichte überhaupt, obwohl einseitig und wenigstens nur mit halbem Rechte, behauptete, daß sie eine „Geschichte der menschlichen Thorheit" sei, so dürfte hier der unbefangene christliche Leser mit vollem Rechte der Meinung werden, daß die Specialgeschichte der römischen Päpste und Hierarchie noch mehr sei, als jene, eine Geschichte der menschlichen Thorheit nicht nur, sondern der menschlichen Schlechtigkeit und der Todsünden wider den heiligen Geist. Das Buch zerfällt in drei Abschnitte, die ihr Theilungsprincip von einzelnen starken Aussprüchen der röhr'schen Predigt entlehnten, und in glücklicher, oft der Volkssprache sich annähernder, Ausführung gleichsam zu einem Glühfeuer werden, die eiserne Waffe, mit der dort der Feind angegriffen wird, erst recht zu härten, das Schwert des Geistes zu stählen, die schneidende Klinge zu damasciren. Unser Geschäfft kann nur das seyn, einige glühende Kohlen aus genanntem Feuer herauszunehmen und vorzuzeigen, die, wie jenes selbst, die wunderbare Eigenthümlichkeit haben, daß sie nur die Wahrheitsfeinde brennen, die Wahrheitsfreunde aber nicht verletzen. Wer indessen die rechte Vorstellung von der kaustischen Kraft der Gesammtflamme haben will, muß an den Heerd treten und das Buch selbst lesen. — Erster Abschnitt. Wie der Papst Kirchenfürst und Oberhaupt der Christenheit ward, oder wodurch es ihm gelang, sich „den irdischen

Stell-

Stellvertreter des himmlischen Oberhauptes der Christgläubigen" schelten zu lassen. Hier heißt es, nachdem die Unhaltbarkeit vom Primate des Petrus, von dessen Aufenthalte in Rom und Aehnlichem, dargethan und die Geschichte der päpstlichen Ansprüche bis auf die Kirchenversammlung von Nicäa fortgeführt worden ist, unter Anderem S. 17.: „Wie kommt es nun, daß von da ab das Papstthum solche Riesenfortschritte macht, daß wir es nach Verflusse von kaum vierhundert Jahren auf der schwindelndsten Höhe erblicken? Wie kommt es, daß der Bischof von Rom im Laufe jener wenigen Jahrhunderte sich so umgestaltet, daß er aus einem Religionslehrer ein Glaubensbestimmer, aus einem Prediger des Evangeliums ein Tyrann der Gewissen, aus einem geistlichen Beamten ein weltlicher Fürst, aus dem Diener einer besondern Gemeinde der Beherrscher der abendländischen Christenwelt, aus dem Aufseher eines mäßigen Kirchensprengels ein Zwingherr der Gesammtbevölkerung des ganzen mittlern und westlichen Europa wird, ja mit dem übermüthigsten und keckesten aller Ansinnen hervortritt, der höchste und einzige Gebieter der ganzen Menschheit zu seyn?" Die Antwort wird zunächst summarisch gegeben. „Hierzu trugen viele Umstände bei. Auffallend ist es aber, daß, während früher hauptsächlich die Gunst des Glücks durch äußere Verhältnisse das Wachsthum des päpstlichen Ansehens bedingte, diese zwar auch jetzt noch auf mancherlei Weise zur Vermehrung desselben beiträgt, dagegen aber ganz vorzüglich die rastlose Thätigkeit der Päpste selbst, die sich alle nur denkbare Mittel und Wege, sogar die unlautersten und verwerflichsten, zur Erreichung ihres Zwecks erlauben, ihr weiteres Emporkommen und ihre Erhebung zu geistlichen und weltlichen Zwingherren der abendländischen Kirche bewirkt. Schlaue List, frecher Betrug, kecke Anmaßung sind es, die wir im Vereine mit andern niedrigen und unheiligen Leidenschaften ihr freveles Spiel treiben sehen." Unter dem Einzelnen, was die

Indu-

Industrie der Päpste sich zu Nutze zu machen wußte, wird auch die Oertlichkeit ihres Sitzes genannt und das Wort Gibbons angeführt: Ein geheimes Lebensprincip beseelte die Stadt Rom, durch welches sie von Neuem — nach dem Sinken des Reichs — zu glänzender Hoheit und Herrschaft heranwuchs." Man könne, heißt es bei unserem Verf. weiter, diesem Etwas mystisch klingenden Kraftausspruche des phantasiereichen Geschichtschreibers seinen Beifall allerdings nicht ganz versagen. „Der kühne Eroberungsgeist, welchen einst der wolfgesäugte Räuberjüngling seiner Schöpfung einhauchte und welcher Roms Bürger zu Länder verheerenden und Reiche zertrümmernden Zwingherren der Welt machte, regt sich, aus des Orcus finstern Schlünden von Neuem auftauchend, offenbar auch in den Päpsten, und zwar mit erweitertem Umfange seines Gegenstandes, vornehmlich auf die geistige Welt." Weiter unten lesen wir: „Hauptsächlich wirkte diese Oertlichkeit zur Erhebung und Erweiterung der Papstmacht noch durch ein neu untergeschobenes, obschon aus unechtem Golde geschlagenes Glanzblatt; nämlich durch das vom heiligen Hieronymus zuerst aufgetischte, und von Innocenz I. begierig ergriffene, schon oben in seiner Nichtigkeit dargestellte, Vorgeben: Petrus sei Bischof zu Rom gewesen und habe seinen von Jesu ihm ertheilten Vorrang vor den andern Aposteln als Obergewalt der Bischöfe Roms über alle Lehrer und Vorsteher der Christenheit auf seine Nachfolger fortgeerbt; welches jetzt, wo in den finstern Zeiten des Mittelalters alle Kenntniß der Geschichte verschwunden war, und die Auslegung der heil. Schrift ganz darnieder lag, mit keckem Trügersinne von den Päpsten allgemein ausgebracht und überall als baare lautere Wahrheit geglaubt wurde." Wer hätte auch an des Apostels Bischofsamte und Märtyrerthume in Rom zweifeln sollen, da, wie eine Anmerkung zum Besten der Laien erwähnt, Petri Stuhlfeier und Petri Kettenfeier noch heute — sogar im

im Kalender steht? Rom wußte recht gut, daß man eine nützliche Sage in heilige Wahrheit durch Nichts besser verwandeln kann, als durch ein Kirchenfest. — Die Art, wie die Päpste zu Länderbesitze kamen, war auch nicht erbaulich. Pipin hatte sich in seinem Streite mit den Merowingern an Rom mit der Frage gewendet: welches der wahre und rechtmäßige König sei, ob der, welcher den Namen trage, oder der, welcher die ganze Gewalt des Reiches und dessen Sorge in Krieg und Frieden führe? „Da der Papst Zacharias nach den Wünschen des Kronenräubers entschied, wurde der letzte Sprößling der Merowinger Childerich III. entthront, geschoren, in's Kloster gesteckt, und Pipin wird König der Franken." „Was Zacharias begonnen hatte, vollendete sein Nachfolger Stephan II. Er eilte nicht lange nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl — im Jahre 753 — nach Paris und salbte Pipin nebst seinen beiden Söhnen, um ihm durch den Eindruck, den diese Religionshandlung auf das Volk machte, der geraubten Krone vesten Besitz zu sichern; wogegen denn Pipin dem Papste auch den Genuß seiner angemaßten Länder in der Schenkung der Stadt Rom, des Exarchates und des Districtes Pentapolis aus schuldiger Dankbarkeit durch rechtlichen Erwerbstitel sicherte. Diese Schenkung bestätigte nachmals Pipins vom Papste zugleich mit dem Vater gesalbter Sohn, Karl der Große, und vermehrte sie noch ansehnlich durch Hinzufügung der Herzogthümer Spoleto und Benevento. Also — ward der Papst zuerst durch angefachte Empörung und gebilligten, ja gleichsam durch göttliche Auctorität geheiligten Kronenraub zum weltlichen Fürsten." Nicht viel anders ging's her mit dem Patrimonium Petri, aus der Erbschaft der Markgräfin Mathildis v. Este, mit welcher Gregor VII., „der Papst der Päpste" und von seinem Freunde Damiani nur „der heilige Satan" genannt, in sehr innigen Freundschafts-, oder wie Andere wollen, in noch innigeren Verhältnissen

nissen stand. Die Geschichte der päpstlichen Ländererwerbun schließt mit der Bemerkung: „Napoleon, der, wie in ga vielen Stücken, so auch in Hinsicht der päpstlichen Verhältnis das Richtige klar erkannte, nahm als eifriger Zwangvollstreck des Ausspruchs Jesu: Mein Reich ist nicht von dieser Wel dem Papste sämmtliches Länderbesitzthum und wies ihm dage gen einen Jahrgehalt von zwei Millionen Franken an Nach den Ereignissen des Jahres 1814 setzten die erlauchte Fürsten des heiligen Bundes ihn mit erhabener Großmuth wie der in den Besitz seiner Länder ein. Jetzt erhalten die nicht katholischen aus ihrer Mitte den allerchristlichsten Lie beslohn für jene ihre edle Großmuth, indem der unverbesser liche Papst fortfährt, sie und ihre Unterthanen nicht nur fü Ketzer zu erklären, sondern auch seine menschenmörderische Ketzer theorie, wo und wie er nur immer kann, in Anwendung z bringen." Eine Anmerkung erinnert außer an die Vorschritt des Papstes und seiner geweihten und ungeweihten Waffenträ ger gegen die königl. preuß. Regierung, nur noch an die Pro testation des Erstern gegen das Begräbniß des Begleiters de kaiserl. russischen Thronerben in Rom. — Die Macht Rom in der Finsterniß wird von S. 28. an geschildert, und dem Papste sein Titel als Fürst derselben mehr als vindicirt „Sonderbar," heißt es unter Anderem, „möchte es erscheinen daß die Päpste, während sie heidnischen Meinungen und heid nischen Gebräuchen im Gottesdienste die Aufnahme im Schooß der Christenheit mit großer Bereitwilligkeit verstatteten, von de besten und vorzüglichsten Hinterlassenschaft der Heiden, von ih ren unsterblichen Schriften gar Nichts wissen wollten vielmehr ihren Gebrauch zu verhindern und sie selbst zu unter drücken und zu vernichten suchten. Doch dieses Räthsel lös sich von selbst, wenn wir erwägen, daß heidnische Meinunge und heidnische Gebräuche in der Religion das Volk in der Fin sterniß und im Aberglauben erhalten, in den Classikern der alte

heid

heidnischen Römer und Griechen aber die schätzenswerthesten Grundlagen zu einer vernünftigen Aufklärung enthalten sind." — Das verwerflichste Unterfangen der Päpste in der Verfinsterungssucht bleibt indessen immer das Verbot des Bibellesens für den Laien, welches den Papst nicht bloß als den „Fürsten der Finsterniß" offenbart, sondern auch zugleich den in Dr. Röhr's Reformationspredigt ihm beigelegten Namen des „Antichristen" rechtfertigt. „Sehr triftig und öfters äußerst naiv sind übrigens die Gründe, welche verschiedene Päpste als Ursache ihrer Bibelverbote anführen. Innocenz III. äußert sehr treuherzig: Gleich wie kein Thier einst den heiligen Berg der Gesetzgebung habe betreten dürfen, also müsse auch kein Laie in die Tiefen des göttlichen Wortes eindringen wollen. Gregor VII. erklärt: daß die Bibel in die Muttersprache übersetzt durch Verständlichkeit an ihrem ehrwürdigen Dunkel verlieren und naseweisen Leuten zur Verführung gereichen könnte, allerlei Irrthümer auf die Bahn zu bringen. Pius VII. nennt in seiner Bulle gegen die Bibelverbreitung im J. 1816 diese eine Pest der Zeit, und Leo XII. sagt in einer öffentlichen Bekanntmachung: sie sei ein gottloses Unternehmen, durch welches die Schaafe Christi auf tödtliche Weide geführt würden. Im Verzeichnisse der verbotenen Bücher steht die Bibel oben an, und schon öfters haben dienstfertige Päpstler das heilige Buch haufenweise, gleich einer Ketzerschrift, dem Feuer übergeben." Daß der knieende und im Aufstehen ein: „Sie dreht sich doch!" für sich murmelnde Galilei hier nicht fehlt, versteht sich von selbst. — Der Cölibat von Gregor VII. durchgesetzt. „Wie zerstörend dieses grausame, alle Menschenrechte mit Füßen tretende, Gesetz in die Verhältnisse unzähliger Menschen eingriff, läßt sich denken. Gatten wurden zu Tausenden von ihren Gatten getrennt, Kinder in ungeheuerer Anzahl der Fürsorge ihrer Väter entrissen, muthwillig zu Waisen gemacht, unzählige Familien der Nahrungslosigkeit dahin-

gegeben und in's tiefste Elend gestürzt. Auch erbitterte diese Maßregel alle Bessere, erzeugte Verwirrung, Streit und Aufruhr. Allein das half Alles Nichts, mit unerbittlicher Strenge setzte der heiligste Vater das gegebene harte Gesetz durch und verfluchte nach seinem Wahlspruche: Verflucht sei, der sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße! Jeden, der sich in der ihm obliegenden Ausführung desselben lässig bewies. Von jener Zeit an hat man in der römischen Kirche mit unerbittlicher Strenge über die Ehelosigkeit der Geistlichen gehalten, ob man ihnen gleich in späteren Zeiten nachsahe, gegen eine zu entrichtende Concubinentaxe Beischläferinnen zu halten." — Die unter dem Namen des Mönchgeistes bekannte Denkweise wird S. 46. treffend geschildert. Zum Schlusse heißt's: „In den Mönchen besaß der Papst im eigentlichsten Sinne ein stehendes geistliches Kriegsheer, das in größere und kleinere Schaaren gesondert, jede durch den Wink ihres Häuptlings bewegt und diese selbst dem Ordensgenerale folgsam, mit Bereitwilligkeit und Eifer für ihn focht, seine angemaßten Rechte keck und kühn vertheidigte und durch den von ihnen ausgehenden Geist des Aberglaubens und des blinden Gehorsams unendlich Viel zur Begründung und Erhaltung seiner Macht und seines Ansehens beitrug. Einzelne Mönche von ausgezeichneten Gaben und Kenntnissen erkor er vorzüglich zu Aposteln des Papstthums, zu Staatskundschaftern und Glaubensspähern, zu weltlichen und kirchlichen Unterhändlern, zu Ketzerjägern und Ketzerrichtern." — Von hier geht der Verf. über auf das Machtmittel, das der Papst durch Absendung seiner Nuncien oder Legaten gewann, und es wird der gefährliche Einfluß derselben hier aus einander gesetzt, wie wir es sonst nirgends gefunden haben. „Beststehend wurden diese Legationen, die später auch den bedeutungsvolleren Namen Nunciaturen — das Denunciren lag nicht weit ab — bekamen, im eilften Jahrhunderte, wo die vom Cardinale Hil-

debrand

debrand geleiteten Päpste, Nikolaus II. und Alexander II. solche Gesandte als ihre Stellvertreter mit unbeschränkter Vollmacht, wie sie erklärten, zur Erforschung der Provinzen und um Ketzereien zu verhüten, in alle christliche Staaten sendeten. Gregor VII. und seine Nachfolger unterließen natürlich nicht, diese dem Emporkommen der Papstmacht so günstige Maßregel gehörig fortzusetzen." Nur England machte sich im zwölften Jahrhunderte von dieser päpstlichen Gewaltherrschaft- und Aussaugungslast frei, indem es die Ernennung des Erzbischofs von Canterbury zum immerwährenden Legaten erkaufte. Deutschland erwehrte sich ihrer bis zum sechszehnten Jahrhunderte und hatte bis dahin nur durchreisende Visitatoren geduldet. „Allein die Zeit der Kirchenverbesserung wußte der Papst geschickt zu benutzen, um solche Gerichtshöfe den römischgesinnten Fürsten und Ländern als das beste Mittel zur Aufrechthaltung der Beschlüsse des tridentinischen Conciliums und zur Abwehr des Protestantismus zu empfehlen, und so ließen sich auch die Deutschen die vorher so lange abgewehrten Eingriffe seiner Zwingherrschaft in ihre heiligsten Gerechtsame gutmüthig gefallen. Es wurden vier Nuntiaturen, zu Wien, zu Köln, zu Luzern und zu Brüssel, errichtet." Ja sogar gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch, im Jahre 1785, errichtete Pius VI. eine neue Nunciatur in München mit der ausdrücklich erklärten Absicht, daß sie der überhandnehmenden Aufklärung Einhalt thun sollte. „Mit welchem Eifer und mit welchem Erfolge noch jetzt die päpstlichen Nuncien, so wie die apostolischen Vicarien für die Erhaltung und Ausbreitung der Lehre, des Ansehens und der Macht des Papstes arbeiten, ist allgemein bekannt. Man wird daher leicht abnehmen, wie dieses früher, wo ihnen in den finstern Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens nicht die geistige Lichtmacht entgegentrat, mit welcher sie jetzt zu kämpfen haben, noch weit mehr der

Fall gewesen seyn müsse. Uebrigens waren die Legaten und Nuncien die treuesten und thätigsten Gesandten und Botschafter, die es nur je auf der Welt gegeben hat. Denn da sie aus der höchsten Geistlichkeit, gewöhnlich aus dem Cardinalcollegium, gewählt, selbst Hoffnung und Anwartschaft zur dereinstigen Besteigung des päpstlichen Stuhles hatten, so bezweckten sie, während sie für ihre Gebieter arbeiteten, zugleich ihren eigenen Vortheil." — Von der schlauen Benutzung günstiger politischer Verhältnisse von Seiten Roms und der kecken Einmischung der Päpste in Staats- und Familienangelegenheiten der Regenten, ist von S. 52. ab die Rede. Das Meisterstück in dieser Hinsicht machte der Päpste Obermeister Gregor VII. an Heinrich IV. Aber auch Anderes der Art ist nicht übergangen, und daran erinnert, daß, wo die Macht fehlte, doch der Wille vorhanden war. „Und diesen finstern Mächten, — des Wahns nämlich und des Aberglaubens, die jene Dinge möglich machten — huldigt man jetzt wieder von so mancher Seite her, und preiset sie als die sichersten Stützen des Altars und des Thrones. Möchten doch Alle, die dieses thun, die Bücher der Weltgeschichte aufschlagen — denn was wir hier mittheilten, sind nur wenige kleine Pröbchen — und erwägen, wie sehr sie durch jene ihre Anpreisung gegen Altar und Thron, ja gegen die Menschheit, gegen den Weltheiland und gegen den ewigen Vater des Lichts selbst sich versündigen." — Wie früher der falschen Decretalen, gegen welche die juristische Strafe der Fälschung leider noch immer suspendirt ist, ihres Orts gedacht wurde, so gibt S. 72. vom kanonischen Rechte überhaupt, das bis auf die neueste Zeit alle Staatsgesetze den Kirchengesetzen beharrlich unterordnet, einen, seinen Werth bestimmenden, genetischen Begriff. „Aus alten Gemeindevorschriften, Kirchenordnungen, Concilienbeschlüssen, Bestimmungen der Synoden, auch selbst der nur örtlichen in den kleinsten Diöcesen, aus Aufsätzen und Schriften

ten der Kirchenväter, so wie aus den Gesetzen der Kaiser trugen die Anfertiger des kanonischen Gesetzbuchs Alles zusammen, was ihnen für ihren Zweck geeignet und günstig schien, und ließen wohlweislich Alles weg, was der Macht und dem Ansehen der Päpste auf irgend eine Weise Nachtheil bringen konnte. Vornehmlich war das Letztere in Hinsicht der Gesetze der Kaiser der Fall, welche die Oberherrschaft dieser über die römischen Bischöfe beurkundeten, und der Concilienbeschlüsse, welche eine Ebenbürtigkeit und Gleichheit der letztern mit den andern Bischöfen an den Tag legten. Ja, sehr häufig findet man bei Vergleichung des Inhalts des kanonischen Rechts mit noch vorhandenen, von den Sammlern desselben benutzten Schriften und Urkunden des Alterthums, daß sie Auslassungen, Zusätze, Verdrehungen und Verkehrungen des Sinnes sich unbedenklich erlaubten." In solchem Geiste verfaßt war das Decret des Gratian, eine Sammlung von Kirchengesetzen, welche vom Papste empfohlen und durch keinen Widerspruch der weltlichen Mächte, die sich in den dunkeln Zeiten der Unwissenheit solche Anmuthungen gefallen ließen, gesetzliches Ansehen erhielt. Die fünf Decretalenbücher des Raimund de penna forti, zu welchen Bonifaz VIII. das sechste fügte, die clementinischen Constitutionen, die Extravaganten Johanns XXII. vollendeten und schlossen das Ganze. — Der zweite Abschnitt hat es mit der päpstlichen Umsetzung des geisterleuchtenden Evangeliums Christi in geistverdüsternden Wahn und Trug zu thun. Es geschahe zunächst dadurch, daß man das Jüdische und nach Befinden auch das Heidnische dem Christenthume zur Grundlage gab. „Diese Mißhandlung der christlichen Religion hat sich aber Niemand in größerer und umfassenderer Maße zu Schulden kommen lassen, als der gekrönte Oberpriester der ewigen Heidenhauptstadt, der sich, wie ich neulich irgendwo las, hauptsächlich in der Verleugnung Christi als Petri Nachfolger zeigt, und fast wört-

wörtlich in Erfüllung bringt, was wir im Thessalonicher-Briefe lesen: Der da ist ein Widerwärtiger und erhebt sich über Alles, das Gott oder Gottesdienst heißet, also, daß er sich setzet in den Tempel Gottes, als ein Gott, und gibt vor, er sei Gott." Das jüdische Priesterthum war Vorbild. „Alle von den gottbegeisterten Kraftmännern des alten Bundes, so wie von dem erhabenen Stifter und Begründer des neuen an den jüdischen Priestern gerügten Frevel und Ungebürnisse finden wir, und zwar zum Theil' in gesteigertem Maße, bei den Päpsten wieder." Folgt eine Parallele zwischen ihnen und Denen, die einst der Heiland als „auf Mosis Stuhle Sitzende" dem Volke mit der bekannten Warnung bezeichnete. Aus ihr zieht der Verf. in einer Anmerkung unter Anderem auch für die gerühmte Zuneigung des heil. Vaters zu den modernen Juden ein Hinc illae lacrymae, und betrachtet solche Wahlverwandtschaft als kein Wunder. Zum Schlusse sagt er: „Fürwahr, würde unser Herr jetzt zur Erde herabsteigen, um sich nach der Entwickelung seines begonnenen Werkes zu erkundigen und Petri angeblichen Nachfolger als seinen sich ihm eigenmächtig aufgedrungen habenden Oberschaffner zur Rechenschaftsablegung vor sich fordern, und dieser ihm in seinem Katechismus, seinen Gebetsformeln, Jubeljahrverkündigungen, Ordensbestätigungen, Heiligsprechungen, Ablässen, Butterbriefen, in seinem Meßbuche, seinem Kirchenrechte, seinen Bullen, Erlassen, Verordnungen, Allocutionen, so wie in den Kirchenversammlungsbeschlüssen, vornehmlich den tridentinern, im Verzeichnisse der verbotenen Bücher, in welchem, wohl zu merken, das Buch, das Jesu Lehre enthält, oben an steht, die Beweise seiner Amts- und Berufsthätigkeit und seines Eifers für das Erleuchtungs- und Beseligungswerk der Menschheit vorlegen: traun, wir fürchten, unser Herr würde ihn sicher, wie der Edle seinen Knecht, wegen des Vergrabens des ihm anvertrauten Pfundes nicht wenig hart

hart anlassen, vielleicht ihm wohl gar die Worte zurufen, welche einst dessen angeblicher Vorgänger aus des Herrn Munde vernehmen mußte: Hebe dich, Satan, von mir, du bist mir zum Aerger, denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist." — Den gemüthlichen Schönfärbern des Katholicismus, die unter Anderem auch in Anrufung der Heiligen nur etwas Aesthetisches und ganz Unverfängliches finden, wird die Abstammung jenes Dienstes aus der heidnischen Mythologie zu Gemüthe geführt. „Unter diese Heiligen versetzte man nun auch zum Ersatze der großen Göttermutter der Heiden (Cybele) und zugleich der ewig jungfräulichen Haus- und Familienbeschützerin (Vesta) die Mutter Jesu, versahe sie mit der alten Himmelskönigin (Juno) Herrscherkrone, mit der ägyptischen Geheimnißbeschützerin (Isis) verhüllendem Schleier und verwandelte den Namen Göttermutter, da das Christenthum als Eingottlehre dieses nicht anders duldete, in den wahrhaft gotteslästerlichen Namen der Mutter Gottes." „Mit dem Einzuge der Mutter Gottes und aller Blutzeugen und Glaubenshelden in das heidnische Pantheon zogen auch die irrthümlichen Wahnbilder und abergläubischen Truggestalten der heidnischen Vielgötterei, die sich jetzt auf's Neue nur unter veränderter Benennung und Form wieder in der Religion ansiedelten, in des Christenthums heiligen Licht- und Wahrheitstempel ein." Dann vom Dogma auf das Factische kommend, sagt der Verf., wie es scheint, aus eigener Anschauung: „Wenn man gewahr wird, mit welchem Vertrauen noch jetzt das Volk auf die Hülfe und den Beistand seiner Heiligen baut, mit welcher Zuversicht es von denselben Rettung in allen Nöthen hofft, mit welcher Begeisterung es ihre Ueberreste — ja neuerdings die zum Andenken einer ersonnenen Thatsache aus dem Leben der Mutter Jesu verfertigte Medaille — als Schutz- und Heilmittel gegen alle Uebel preist; wenn man die frommen Andachtsblicke, mit welchen

chen es die Gemälde und Bildsäulen der Heiligen anschaut, die heilige Inbrunst, mit welcher es dieselben küßt, das begeisterte Entzücken, mit welchem es sich vor ihnen neiget und beuget, die ehrfurchtsvolle Demuth sieht, mit welcher es sich vor ihnen auf die Kniee wirft; so überzeugt man sich gar bald, daß hier nicht dem unvergänglichen Schöpfer, sondern den vergänglichen Geschöpfen, ja noch mehr, sogar den von Menschenhänden verfertigten Abbildern derselben, Dienst erwiesen wird." „Auch noch in unserem, mit dem Beinamen des aufgeklärten beehrt werdenden, Jahrhunderte führt der Papst, der die Heiligsprechung vom Jahre 1170 an als ein ausschließliches Recht des römischen Stuhls in Anspruch genommen hat, fort, das heilige Himmelsheer durch neue Zusatzmannschaft — Ersatzmannschaft dürfe man nicht sagen, weil die Heiligen nicht abgehen, seien sie gleich noch so alt und wunderlich — zu vergrößern; und es ist ganz vor Kurzem ein, Christum und seine Religion höhnendes und das Zeitalter verspottendes, Schauspiel der Art in Rom gegeben worden, zu welchem sich beinahe halb Europa versammelt hat, um die Macht des Oberpriesters anzustaunen, der ohne des Menschen eigenes Zuthun heiligen kann, wen er will." — Ablaß. Anfangs war der Ablaß bloß in Rom selbst, als dem Sitze der Ablaßbehörde, zu haben. Dort waren die verkäuflichen Heilswerke unter 1505 Kirchen vertheilt. Am Reichlichsten war die päpstliche Hauptkirche im Lateran versehen, welcher bei der erneuerten Einweihung so viel Ablaßtage verliehen wurden, wie „bei einem drei Tage und drei Nächte an einem fortdauernden Regen Tropfen vom Himmel fallen." „Da sich indessen dieser unerschöpfliche Seelenheilsschatz in der Folge der Zeit nicht mehr in dem Maße, wie es die Päpste wünschten, gleich an der Quelle in Gold- und Silberschätze umsetzen lassen wollte; so wurde er auswärtigen hohen Geistlichen, gleichsam wie Kleingnadenhändlern, vom Groß-

gna-

gnadenhändler als Commissionsgut zum theilweisen Verhöcken übermacht. Endlich wurden sogar Ablaßkrämer mit demselben in alle Welt hausiren geschickt." Selbst durch die Reformation wurde den, von dieser Revenü verblendeten, Päpsten nicht der Staar gestochen. Das Tridentinum nahm die Lehre vom Ablasse unter die Glaubenshauptsätze auf. Doch nicht das Concilium, meint der Verf., sondern der das Concilium beherrschende Papst. Der heilige Geist, der es regierte, kam, nach der Bemerkung des französischen Gesandten, der jenem beiwohnte, „posttäglich mit dem Felleisen aus Rom." — Der dritte Abschnitt endlich spricht sich über das Elend aus, das durch Rom über die Völker kam, als Commentar zu den röhr'schen Predigtworten: „daß das Papstthum, dem Heiligen zum Trotze, der nur dazu geboren und in die Welt kommen war, daß er die Wahrheit zeugte und daß die Welt durch ihn selig würde, einen Zustand der Dinge auf Erden herbeiführte, dessen geistiges und leibliches Elend im höchsten Grade beklagenswerth und verderblich war." In historischer, überaus interessanter, Nachweisung werden die erschütterndsten weltgeschichtlichen Ereignisse, so wie die betrübendsten Erscheinungen im Culturzustande der Menschheit auf Rom, als auf ihre letzte und rechte Quelle, zurückgeführt. Die Völkerwanderung, gewöhnlich wird sie für die Ursache jener finstern Nacht der Barbarei, des eigenthümlichen Merkmales des von Vielen so hoch gepriesenen Mittelalters, gehalten. Aber der Verf. weist nach, wie jene rohen Völker diese Nacht der Barbarei nicht erst mitbrachten, sondern schon fanden, und behauptet mit Recht, daß „der Sturz nicht so groß und die Zerrüttung nimmer so allgemein gewesen seyn würde, wenn Jesu Religion in ihrer lautern Gestalt mit freier Wirkungsthätigkeit als schirmender Schutzgeist den Völkern zur Seite gestanden" hätte. Lehnswesen, Leibeigenschaft, das Faustrecht, das

Strand-

Strandrecht, die unsinnigen Gottesurtheile, und Aehnliches, konnte wohl dem Papstthume, nicht aber dem Christenthume gegenüber so lange bestehen. Ueber das Vehmgericht, oder Freigericht, spricht sich der Verf. als über eine der „abscheulichsten Mißgeburten von Rechtsanstalt“ aus. Nur aus der finstern Nacht des Mittelalters konnte es hervorgehen, und dem Papstthume fallen die Gräuel dieser Meuchelanstalt, schon als der Pflegerin der allgemeinen Finsterniß, zur Last. „Noch mehr aber, wenn man erwägt, daß der Erzbischof von Köln zuerst und lange Zeit der Stuhlherr der Vehme, und ein Hauptgegenstand dieser die Verfolgung und Vertilgung der Ketzer war.“ — Welcher hierarchische Druck auf den Wissenschaften lag, wird besonders auch an der Arzneiwissenschaft und den Naturwissenschaften klar. „Zerrissen waren durch die Stürme der Völkerwanderung die Fäden dieser Wissenschaft, die sich aus der alten Welt in die neue herübergezogen, und die Wiederanknüpfung derselben durch das Studium ihrer Heroën, eines Hippokrates und Galen, da auf dieser Männer Schriften, als Heidenwerken, des Papstthums verpönende Acht lag, unmöglich. Von Neuem wurde die Wissenschaft erbaut im christlichen Europa; Priester und Mönche wurden ihre Pfleger, und ihre Hauptwirksamkeit — Wundercuren durch Weihwasser, Crucifix und Reliquien.“ — Anerkennend dagegen sagt der Verf.: „Ein einziges erquickliches Bild leuchtet uns aus der finstern Nacht des Mittelalters entgegen, das Ritterthum, umgeben mit der lieblichen Blüthe der romantischen Dichtkunst, eine der Rohheit und Bosheit mit wunderbarer Macht entgegenstrebende Einsetzung, welche sich als ein Erzeugniß deutschen Sinnes und deutschen Geistes überallhin verbreitete, wohin sich der Strom der großen Völkerwanderung ergoß.“ „Trotz aller nicht zu billigenden Auswüchse, welche das Ritterthum theilweise entstellten, muß uns dasselbe doch

doch als ein, unsere Hochachtung verdienendes, Institut erscheinen, denn Beförderung und Ausübung der Menschlichkeit war sein Hauptstrebeziel. Um so mehr aber verdient es unsere Bewunderung, als in ihm sich klar zu Tage legt, wie in der Brust unserer Altvordern, obschon ihnen das Christenthum nur als Papstthum verkündet und durch dieses nur Aberglauben und Werkdienst unter ihnen gefördert und von ihnen verlangt wurde, dennoch der wahren Religion himmlischer Funke erglomm, und im Ritterthume die schönsten Früchte reiften." Recht übend in der rechtlosen Zeit, zeigt es bis herein in die Reformation seine edlere Kraft. „Auch anmaßliche und übermüthige Pfaffen sehen wir, ihrer Herrschsucht und Habgier wegen, häufig von wackern Rittern gezüchtigt, und als das Licht des Evangeliums aufging, verdankte es seine endliche freie Verkündigung vornehmlich freisinniger Ritter und ritterlicher Fürsten tapferem Schwerte." Wir setzen hinzu, auch wo die Deutschen das Schwert des Geistes in die Hand nahmen, lag etwas Ritterliches in dessen Führung. Das Gepräge des geistigen Ritterthums ist unverkennbar unserem Luther aufgedrückt und der Junker Georg, in dessen Wappenrock er sich eine Zeitlang stecken mußte, ein unwillkürliches Symbol der Geschichte. Und daß auch unser Verf. solchem Ritterthume angehöre, erkennt man auch bei ungeöffnetem Visire. — Wie zu den schrecklichen Folgen, welche die angemaßte Oberherrschaft des Papstes über die Christenheit und die von ihm bewirkte Verunstaltung der christlichen Religion der Menschheit brachte, die Verfolgung der Ketzer sammt der heiligen Inquisition gehört, wie die Kreuzzüge in ihrem Wahne, wie in ihren verderbenden Wirkungen, dem Papstthume zur Last fallen, wie der abscheuliche Vertilgungskrieg, den die Entdecker Amerika's gegen die Urbewohner dieses Erdtheils führten, hierarchischer Natur war, wie nach der Bartholomäusnacht mit ihrem Opfer von hundert-

tau-

tausend Menschen der heilige Vater die Kanonen lösen, das Herr Gott, dich loben wir, anstimmen, einen Dankumzug halten läßt und für die ganze katholische Welt ein Jubeljahr ausschreibt — Solches und Aehnliches ist nicht übergangen. Und wenn aus der neuesten Zeit die Brudermörderei in Spanien aus der Finsterniß des Papstthums in jenen Ländern deducirt wird, so ist auch die Revolution vom Jahre 1789 an S. 162. auf ihren rechten Grund zurückgeführt. Die Darstellung schließt mit einer Thatsache, die bezeichnend genug ist. „Daß das Papstthum die Schuld der schrecklichen Ereignisse in Frankreich mit trage, und daß im Gegentheile die christliche Religion in ihrer Lauterkeit und Reinheit das wirksamste und einzige Gegenmittel gegen die Revolutionsgräuel sei, erkannten auch die erhabenen Beherrscher Rußlands, Oestreichs und Preußens an, als sie, siegreich in den Heerd des Revolutionsvulcans eingedrungen, den ewig denkwürdigen, in der Weltgeschichte einzigen heiligen Bund schloßen, zu dessen Theilnahme sie alle christliche Mächte Europa's, mit Ausschlusse des Papstes, einluden und ausdrücklich erklärten, daß sie sich fortan in der innern Verwaltung ihrer Reiche, so wie in ihren wechselseitigen äußeren Verhältnissen nur von den erhabenen Wahrheiten der Religion Jesu leiten und die Vorschriften der Gerechtigkeit, des Friedens und der Liebe zur Richtschnur ihrer Handlungsweise dienen lassen wollten." Es mag in dieser Negative vielleicht eine stärkere Kraft liegen, als in der affirmativsten Anschuldigung. Der heilige Vater taugte nicht zum heiligen Bunde.

Doch genug. Wir haben hier ein Mosaik geliefert, oder vielmehr nur einzelne Züge zur Anschauung gebracht. Die Gemälde in ganzer Ausführung befinden sich in der Galerie selbst. Bei dem Gefühle der Naturtreue und der Wahrheit, das den Leser schon hier ergreift, wird ihm jedoch jener un-

heim-

heimliche Schauer dort nicht erspart werden können, den auch Göthe in Rom empfand, als er im Saale unter den Portraits der Jesuitengenerále seine physiognomischen Studien machte. Rom ist sich überall gleich.

Handbuch der im Herzogthume Anhalt-Dessau geltenden gesetzlichen Vorschriften, welche das Kirchen- und Schulwesen betreffen. Mit Bezugnahme auf allgemeine kirchenrechtliche Grundsätze bearbeitet und mit einem statistischen Anhange versehen von Karl Friedrich Arndt, Pfarrern und Schul-Inspectoren in Dessau. Dessau, bei Fritzsche. 1837. X u. 166 SS. in 8. 16 Gr.

Die Kenntniß des Kirchenrechts überhaupt, wie auch der besonderen Gesetze eines Landes über Ordnung des Gottesdienstes und der geistlichen Pflichten, ist nicht nur für das Wohl der Kirchengesellschaft, sondern auch für die Geistlichen und Kirchendiener sehr nützlich und nothwendig. Dieses und die eigene Erfahrung im Amte, öfters nicht bestimmt zu wissen: wie man den gesetzlichen Bestimmungen gehörig genüge, wenn man seinen Ansichten und der Observanz folge, bewog den Vf., sich mit der Abfassung eines Entwurfs zu einer specialen Kirchenordnung für das Herzogthum Anhalt-Dessau zu beschäfftigen und er hofft: nicht nur angehenden Geistlichen und Kirchendienern ein nützliches Hilfsmittel zur Kenntniß der sie besonders angehenden Gesetze zu geben, sondern auch älteren Predigern, so wie überhaupt Allen, welche mit Kirche und Schule in Geschäfftsverbindung stehen, ihr Amt dadurch zu erleichtern. Der Verf. gibt übrigens nicht bloß die in Anhalt-Dessau bestehen-

stehenden kirchlichen Gesetze und Verordnungen, sondern er streut auch hier und da einzelne, allgemeine kirchenrechtliche Ansichten ein, und zwar in der Absicht, da, wo positive Gesetze fehlen, auf das Verfahren in anderen Staaten hinzuweisen. Diese Einschaltungen sind mit kleinerer Schrift gedruckt und ist dabei besonders auf das Königreich Preußen Bezug genommen worden. — Die Nützlichkeit eines solchen Handbuches leuchtet leicht ein und gewiß wird die dessauische Geistlichkeit mit Danke erkennen, daß sich Hr. A. der Arbeit unterzog, die leichter scheint, als sie in der That ist. — Bei Beurtheilung dieser Schrift haben wir unser Augenmerk auf Zweierlei besonders zu richten, nämlich auf die Form (die Eintheilung) und auf den Inhalt. Die Form betreffend, so ist das Ganze in Abschnitte und diese wieder in Paragraphen eingetheilt. Der erste Abschnitt hat es mit dem Verhältnisse der Kirche und Schule zum Staate zu thun. Die einzelnen Paragraphen handeln: von Staat und Kirche, Gottesfurcht, Sonn- und Festtagsfeier u. s. w. 2ter Abschn. Von den geistlichen Behörden. 3ter Abschn. Vorbereitung zum geistlichen Stande und Uebernahme des Amtes. 4ter Abschn. Von den Pflichten der Geistlichen. 5ter Abschn. Rechte, Befreiungen und Einkünfte der Geistlichen. 6ter Abschn. Von den Schulen. 7ter Abschn. Von den Kirchen, deren Vermögen und geistl. Gebäuden. 8ter Abschn. Von den Begräbnißplätzen. In einem Nachtrage werden noch einige neuerlichst erschienene Verordnungen berührt und sodann die zum Theil' bedeutenden Stipendien des Landes (15 an der Zahl) angegeben. Endlich finden sich noch am Schlusse des Werkes: statistische Nachrichten über die Kirchspiele, über die Zahl der Kinder unter 14 Jahren und die Schulbesuchenden des Herzogthums. Gegen die Eintheilung läßt sich nichts Erhebliches sagen, vielmehr ist diese natürlich und zweckmäßig. — Wir gehen hierauf zu dem Inhalte über, indem wir auf manches Einzelne aufmerksam zu machen uns erlauben. „Staat,

Kirche

Kirche und Schule," beginnt Hr. A., „machen, nach den Grundsätzen des Christenthums, ein Ganzes aus und dürfen nicht von einander abgesondert werden oder sich widerstreben. Weltliche und geistliche Gewalt sind durchaus verschieden und es darf sich keine in die andere mengen. Dabei steht aber die Kirche unter dem Schutze des Staates und erwartet von dem Fürsten, daß er das Beste der Kirche fördere." In diesen wenigen Worten ist Viel enthalten und gewiß der richtige Grundsatz angegeben; Schade nur, daß so oft dagegen gehandelt wird. — Ein sehr schönes Lob ertheilt Hr. A. den Fürsten Dessau's. Er sagt: „Anhalt-Dessau's Fürsten zeichneten sich von Jeher durch Frömmigkeit und Fürsorge für geistliche Stiftungen aus. Mit Recht' sagen wir von Franz und Franzens Ahnen und Enkel: Sie baueten Gotte Kirchen, dem Lande Schulen und sorgten für deren Bestehen durch milde Stiftungen und Gesetze." — Angesprochen hat uns, daß in der Landesordnung zunächst von der Gottesfurcht die Rede ist. Der Fürst Johann Georg sagte unter Anderem: „Ruchlose, muthwillige Verächter Gottes und seines Wortes sind wir nicht gemeint, noch schuldig, in unserem Lande wissentlich zu dulden." — Das Gesetz, die Sonn- und Festtagsfeier betreffend, ist ziemlich strenge; es fragt sich nur, ob und wie dieses Gesetz gehalten wird? Es kommt dabei gar sehr Viel auf die Unterbeamten und niederen Policeibehörden an, die gerade in diesem Puncte gar gern das Auge hinwegwenden, da sie oft selbst die Tage des Herrn nicht sonderlich heilig halten. — §. 13. Landeskirche. „Seit 1827 ist die Union der evangelisch-lutherischen und reformirten Kirche in das Leben getreten. Bei der Feier des heil. Abendmahls wird, in der vereinigten Kirche, feines Waizenbrod, in der Form länglicher Streifen genommen, der Einsetzung Christi gemäß gebrochen und dasselbe, so wie auch der Kelch, den Communicanten dargereicht." Da diese Abendmahlsfeier leicht bei Schwachen Anstoß finden könnte, so ist

es

es zweckmäßig, daß den Gemeindegliedern, welche der Union nicht beitreten und das Abendmahl nicht anders, als nach bisheriger Weise, genießen wollen, dasselbe an besonderen Sonntagen in der Kirche ihres Ortes gereicht wird. Uebrigens ist in Folge der Union eine neue Liturgie, ein neues Gesangbuch, ein neuer Landeskatechismus und eine neue Agende eingeführt. — §. 18. Schule und Universität. „Diejenigen, bei welchen sich der Mangel einer wesentlichen Eigenschaft des künftigen, tüchtigen Geistlichen zeigt, sollen schon auf der Schule einem andern Fache zugewiesen werden." Das ist sehr löblich; denn haben solche junge Leute erst die Universität bezogen oder haben sie vielleicht dieselbe schon verlassen, was soll dann aus ihnen werden? — „Jeder Theologie Studirende ist angewiesen, sich nicht bloß mit den Brodwissenschaften zu beschäfftigen, sondern auch Philologie, Philosophie und Pädagogik, so Viel möglich, zu studiren," was wir sehr billigen, da zu einem tüchtigen Theologen mehr als Das gehört, was die sogenannten Brodstudien geben können. — §. 27. Vorgeschriebene Ordnung des Gottesdienstes: 1. Anfangslied. Am Schlusse des Liedes spricht der Prediger: der Herr sei mit euch. 2. Das Altargebet (nach der Agende, aber gesprochen, nicht gesungen) und Ablesung der Epistel oder des Evangeliums. 4. Hauptlied. 5. Predigt. 6. Gebet nach der Predigt. 7. Segenswunsch (auf der Kanzel gesprochen.). Die Liturgie hat einige Aehnlichkeit mit der in der preußischen Agende vorgeschriebenen. Die Wahl des Textes der Predigt steht frei und es fällt aller Perikopenzwang ganz hinweg. Wir unseres Theils beneiden die dessauischen Prediger nicht um diese Freiheit. In der Idee ist es gar schön, freie Wahl der Texte zu haben, allein die Sache hat auch ihre bedeutende Schattenseite. „Wahl hat Qual," sagt ein altes Wort. Wie viele Zeit wird hingebracht, ehe man einen passenden Text findet; man wählt und verwirft wieder und die kostbare Zeit geht oft mit Suchen und Wählen verloren. Wie

leicht

leicht kommt ferner der Prediger bei freier Wahl des Textes in Verdacht, absichtlich diesen oder jenen Text gewählt zu haben, wenn irgend Etwas in der Gemeinde sich zutrug, wovon übrigens der Prediger oft gar Nichts weiß, oder wovon er erst später Kunde erhält. Welche Feindschaften kann er sich dadurch zuziehen! Ist uns aber der Text gegeben, so können wir gar Mancherlei rügen; der Text brachte es so mit sich und wir haben nicht die Pein des Wählens und Suchens. So sehr wir daher gegen den Perikopenzwang sind, eben so sehr sind wir gegen die freie Wahl der Texte, und billigen am Meisten die Einrichtung, wie sie im Großherzogthume Weimar und in anderen Ländern besteht, daß neben den gewöhnlichen Perikopen, welche man nie ganz verdrängen sollte, über vorgeschriebene, neue Texte gepredigt wird. Diese letztere Einrichtung ist gewiß bildend für den Prediger, indem er sich nur allzuleicht verwöhnt und gehen läßt, wenn er sich die Texte wählen kann, wie es ihm beliebt. Die Lieblingsideeen eines Jeden kommen, bei freier Wahl, gewiß zu oft vor und verlieren durch ihre öftere Wiederkehr ihren Werth und ihre Kraft. — §. 28. Agende. „Obgleich wir wollen," sagt das Herzogl. Consistorium, „daß bei den gottesdienstlichen Handlungen diese Agende in der Regel gebraucht werde, so ist es doch nicht unsere Meinung, dadurch die eigene geistige Thätigkeit der Geistlichen, in Hinsicht des liturgischen Theiles ihres Amtes, gänzlich zu hemmen," was sehr zu billigen ist. Auf die specialen Verhältnisse der Betheiligten kann ja unmöglich eine Agende Rücksicht nehmen und der umsichtige Geistliche wird daher gewiß oft für nöthig halten, von dem Formulare mehr oder weniger abzuweichen, oder auch ein Mal dasselbige ganz bei Seite liegen zu lassen. — §. 30. Aufsicht über die Schulen. „Die Pfarrer haben jährlich zwei Schulpredigten zu halten und zwar am dem Sonntage nach Ostern und am letzten Sonntage im Monate October." Das ist doch wohl zu Viel; jährlich eine be-

sondere Schulpredigt ist gewiß genug, wenn man bedenkt, daß jeder gewissenhafte Prediger von Zeit zu Zeit bei geeigneter Veranlassung oder durch den Text gedrungen, Aeltern und Kindern das Nöthige sagen wird. Mehr befremdet aber hat es uns noch, daß ausdrücklich bestimmt ist: „in diesen Schulpredigten soll nicht den Aeltern und Lehrern ihre Pflicht, sondern den Schulkindern die Pflicht des Fleißes, des Schulbesuchs, der Sittlichkeit und des Gehorsams eingeschärft werden.“ Den Schulkindern kann man das Nöthige auch in der Schule sagen, wo man ausschließlich zu ihnen redet; aber warum soll man dieß in der Kirche? und warum nicht den Aeltern ihre wichtigen Pflichten in dieser Beziehung an das Herz legen? — §. 31. Confirmanden-Unterricht. „Dieser wird nach dem eingeführten Landes-Katechismus und nicht nach Luthers Katechismus ertheilt und ist auf 5 volle Monate vestgesetzt.“ Daß dieser wichtige Unterricht nicht bloß in der Fastenzeit ertheilt wird, wo man unmöglich alles Nothwendige den Kindern an das Herz legen kann, ist sehr recht; aber wir billigen es nicht, daß der Prediger nach dem Landeskatechismus unterrichten soll. Natürlich muß auf den Katechismus Rücksicht genommen werden, aber wir halten es für besser, bei dem Confirmanden-Unterrichte einen andern Gang zu nehmen, als den, welchen der Katechismus vorschreibt, damit die Kinder sehen, es gibt auch ein Christenthum außer dem Katechismus und einen Religionsunterricht eindringlicher Art, ohne den gewohnten Leitfaden. Dem Prediger, dem so Vieles anvertraut ist, sollte man es überlassen, ob er den Katechismus oder einen andern Leitfaden vorzieht, oder ob er einen andern Gang nehmen will. — „Kein Knabe soll vor dem 15ten, kein Mädchen vor dem 14ten Jahre confirmirt werden.“ Dringende, zum Theil physische Ursachen abgerechnet, sollten die Mädchen durchaus nicht früher confirmirt werden, als die Knaben. Die letzteren haben späterhin in der Regel noch mehr Gelegenheit, Manches zu

erler-

erlernen, als die ersteren. — §. 35. „Nothtaufen sind nur durch die berufenen Geistlichen zu verrichten." Des Mißbrauchs willen, der mit dieser heiligen Handlung von unberufenen Laien getrieben werden kann, ist dieß Gesetz im Allgemeinen nicht unzweckmäßig; aber wenn nun die Taufe von ängstlichen Aeltern verlangt wird, das Kind schwach ist und der Prediger fern oder nicht gleich zu haben? — §. 36. Aufgebot und Trauung. „Wenn von einer Braut, die sich als Jungfrau hat aufbieten lassen, sich später erweist, daß dieß Prädicat ihr nicht gebührt, so verfällt sie in 5 Thaler Geld- oder 8tägige Gefängnißstrafe." — §. 82. Von der Schule. Die zweckmäßige Anordnung des gesammten Schulwesens im Lande wird besonders dem Fürsten Franz und dem Schuldirector Neuendorf zugeschrieben (1785). „Jeder ohne Erlaubniß versäumte Schultag wird mit 6 Pfennigen bestraft." Da die Aeltern in der Regel die Schuld der Schulversäumnisse der Kinder tragen, so finden wir es ganz in der Ordnung, daß auch sie bestraft werden. Die Strafgelder fließen in die Orts-Schulcasse. — „Wenn sich Schulkinder im Sommer auswärts vermiethen, sollen sie, wenigstens an einem Tage in jeder Woche, die Schule ihres Aufenthaltortes besuchen." Das Vermiethen der Schulkinder sollte durchaus nicht gestattet werden. — Die sogenannte Kirchstuhlordnung ist nur ganz kurz abgehandelt und doch ist es gerade diese, bei welcher der Prediger am Meisten anstoßen und Verdrießlichkeiten sich zuziehen kann.

Die Schrift ist, abgesehen von ihrer Nützlichkeit für die vaterländische Geistlichkeit des Verfs., auch für Fremde nicht uninteressant, indem es für jeden, sein Amt liebenden, Prediger gar angenehm ist, die kirchlichen Gesetze und Anordnungen eines andern Staates genauer kennen zu lernen und Vergleichungen anzustellen.

Volksbuch der Deutschen für Geist und Herz von Ludwig Würkert. In einem Bande. Mit dem Motto: Fragst: was wird das Buch mir bringen? — Lieder nicht, die leicht verklingen; aber Stimme, Fackel, Stab für die Reise bis in's Grab, für den Geist und für das Herz, für die Freude, für den Schmerz, für das Leben, für den Tod, für der Heimath Morgenroth. Leipzig, bei Leo. 1838. 1214 SS. gr. 8. 4 Thlr.

Dieses Volksbuch enthält Betrachtungen, Bemerkungen, Ermunterungen, überhaupt einen auf's Leben gerichteten und berechneten Commentar über einzelne Wörter, die in alphabetischer Ordnung auf einander folgen, größten Theils leicht verständlich und eindringlich. Von den meisten Artikeln kann man sagen, daß sie auf populäre Weise für Geist und Herz, für die Einsicht und das Gefühl sorgen, daß sie belehrend und ergreifend sind. Alles kann freilich bei einem Werke von diesem Umfange nicht gleich seyn, und der Herr Verfasser hat sich seine Arbeit selbst dadurch erschwert, daß er der Artikel so viele machte, und manches Wort aufnahm, das durch seine Bedeutung nur wenig Veranlassung zu einem Commentare darbot, und ihn daher nöthigte, Etwas weit auszuheben. So z. B. bei Senkblei. „Wie der Seemann: so überhaupt soll jeder Weise im Leben ein Senkblei auswerfen, so lange er schifft auf den Wogen der irdischen Tage. — Und was meinen wir damit? — Das Senkblei der Forschung, der Vorsicht, der Ueberlegung." Die meisten Verstöße haben wir aber gegen die echte Popularität gefunden. Wie die eben ausgezeichnete Stelle, so kommen deren sehr viele durch das ganze Buch vor. Wir führen

einige

[...]nige an. Zorn. „Wen das Feuer der Außenwelt [unb]ergriffen läßt: — wie will den die Flamme eines Ge[wi]ssens erreichen? —" Zeitfrüchte. „Die Wolke [d]es Aberglaubens, die aus der Vergangenheit her[ü]ber schattet, verdunkelt sonach auch die längsten Nächte des Jahres." Von dem Weitausholen, von [de]m Herbeiziehen mit einer Art von Gewalt, mag der Ar[ti]kel Trifft einen Beweis geben. „Leicht unterscheidet sich [d]ie Trifft von anderen Feldräumen. — Sie ist der zuwei[le]n eingehegte Weg, welcher Menschen und Heerden auf die Weideplätze führt. Zuweilen sprießt wohl auch an ih[r]em Rande schon ein Kraut und ein Gras, das der vor[ü]bergetriebene Stier und Widder abrupft. Vollständig aber [sä]ttigt nun erst die grüne Aue und das Stoppelfeld, wo[h]in der Hirte die anvertraute Heerde treibt. — Geht es [de]m Menschen anders, der sein Unterkommen in der Welt [su]cht? — Er schreitet gleichsam auch — wie über [di]e staubige Trifft — seinem Gewerbe nach. Nur [W]eniges findet er in den durchreisten Orten. Endlich aber [ge]langt er doch dahin, wo er Unterkommen und Versor[gu]ng erhält. — Verzweifle daher nie, wenn nicht sogleich [i]n deiner Nähe eine Gelegenheit sich darbietet, wo du das [zu]m Leben Benöthigte verdienst. — Muß doch das hun[gr]ige Roß, das Stunden lang am Wagen zog, den Wei[de]nweg oft durchschreiten, ehe es sich mit grünem Futter [sä]ttigt. — Und du, der du oft weniger deine Pflicht tha[te]st, als das angestrengte Thier, möchtest im Lustwandeln [sch]on an den vorgerichteten Tisch dich setzen? — O, be[we]ge dich weiter und immer weiter! — Arbeite vorher, [eh]e du den Lohn der Mühen hinnehmen willst! —" Der [G]ang, der in diesem Artikel genommen ist, wiederholt sich [i]n den meisten. Wo der Begriff des Worts schon für sich [di]e Anwendung auf's Leben erleichtert, ist auch dem Herrn

Ver=

Verfasser sein Wort darüber mitunter ausgezeichnet gut gelungen. Wir können daher das Buch, als seinem Zwecke das Volk Mittels der Sprache, auf sich, seinen Zustand seine Bedürfnisse, u. s. aufmerksam zu machen, wohl empfehlen. —

Theo-

Theologisches Notizenblatt
1840.
Nr. II.

1.

Sechstes Schreiben des Predigers D. J. G. Büttner in Nordamerika an den Herausgeber.

Canton, Stark County, Staat Ohio, Nord-Amerika,
den 22. Februar 1840.

Ew. ꝛc.

In unserer politischen Welt geht es bunt durch einander. Whigs und Demokraten, oder besser Harrison- und Van Burenmänner genannt, lärmen, räsonniren, schimpfen in Zeitungen und öffentlichen Versammlungen, daß es eine Lust ist, und bereiten sich zum furchtbaren Kampfe in der nächsten Novemberwahl. In den verschiedenen Gesetzgebungen und im Congresse geht es, wenn nicht noch schlimmer, doch nicht Viel besser zu. Da ist des gemeinsten Schimpfens kein Ende; die größten Staatsmänner beehren sich gegenseitig mit den größten Grobheiten, und kein Schulzimmer voll lärmender, zankender, widerspenstiger Jungen soll einen widrigern Anblick gewähren können, als das Repräsentantenhaus „in Congreß versammelt," wenn die Abolitionsfrage aufkommt. Man sagt sogar, daß die Fischweiber in Bellingsgate noch Etwas dabei lernen könnten. Das Geld „des theuern und geliebten Volkes" wird von den Knechten (servants of the people) verschwendet und zur Beseitigung des Druckes, welcher auf Handel und Wandel lastet, zur Herstellung des Vertrauens, das gänzlich geschwunden ist,

und

und zur Herbeiführung besserer Zeiten wird Nichts gethan. Das Sprichwort: „Hilf dir selbst," scheint im Congresse ausschließlich zu herrschen; für seine Partei und für seinen eigenen Geldbeutel ist Jeder besorgt, was aus dem Volke wird, kümmert ihn nicht. Patriotismus und Bürgertugend sind leere Namen geworden und käuflich; Geld und Amt sind die regierenden Mächte. Ich nehme keine Partei hiervon aus; jede derselben ist von diesen die Republik in's Unglück stürzenden Motiven angesteckt; was daraus werden will, weiß Niemand, und ob die sich von Tag' zu Tage auf alle Weise und durch jedes Mittel verstärkende Whigpartei das Glück über die Staaten bringen wird, welches man sich von ihr verspricht, wenn sie an das Ruder kommt, bezweifle ich sehr. Die Constitution, welche Redefreiheit garantirt, ist im Congresse abermals mit Füßen getreten worden, indem im Repräsentantenhause nach langen Debatten mit 114 gegen 108 Stimmen in Rücksicht auf Petitionen über den Sklavenhandel im Districte Columbia, in den Territorien oder Staaten die stehende Regel genehmigt wurde, „daß dergleichen Petitionen zwar angenommen, aber sogleich als verworfen betrachtet und ohne Debatte bei Seite gelegt werden sollen," und die Bahn ist gebrochen, um nach und nach das Recht des freien Wortes in den Hallen des Congresses auf sehr enge Grenzen zu beschränken und innerhalb der Mauern des Capitols den Despotismus der Majorität zügellos herrschen zu lassen. Die Abolitionsgesellschaft, in sich selbst uneinig und getheilt, schimpft auf die Colonisationsgesellschaft und umgekehrt; es scheint, als wenn die Zeiten des babylonischen Thurmbaues zurückgekehrt wären, wo Einer den Andern nicht versteht, und Jeder seinen eigenen Weg einschlägt.

Doch dieß ist noch gar Nichts gegen das Bunte in der religiösen und kirchlichen Welt, in welcher sich die ganze Kirchengeschichte in Wirklichkeit findet. Unsinn kommt zum Vorscheine,

scheine, wie wir ihn in den dunkelsten Zeiten der christlichen Kirche finden, mitunter noch grasser; gestritten und verdammt wird nach Herzenslust, bekehrt, wo man nur Gelegenheit findet, gepredigt, wo Zwei oder Drei versammelt sind, auf freiem Felde, in Wäldern, in Schulhäusern, in Scheuern, Kirchen, Wohnhäusern, nicht Christus, denn diesen kennen sie nicht, sondern die eigene Lehre, die aber vom heiligen Geiste eingegeben ist. Jede Secte arbeitet für sich, nicht für das Christenthum; die Baptisten haben sich von der Bibelgesellschaft abgerissen und eine eigene gebildet, um der Welt die richtige Uebersetzung des Wortes βαπτίζω durch Untertauchen, immerse, zu geben; die Vereinigten Brüder (Deutsche), schimpfen auf die lutherische und reformirte Kirche als unbekehrte, halten überall, wo sie nur den kleinsten Anhang finden, Lagerversammlungen, Betstunden und bekehren auf ihre Weise. Die Mormoniten haben in allen großen Städten ihre Apostel, welche die Christen und Heiden und Juden zum Anschlusse an die alleinseligmachende Secte auffordern und Anhänger werben; Campbell zieht in den Vereinigten Staaten herum, um seine Lehre auszubreiten und seiner Bibel Eingang zu verschaffen, Universalisten und Unitarier, Methodisten und Presbyterianer von der alten und neuen Schule senden ihre Missionäre aus, um die verlornen Schaafe, deren es leider sehr viele gibt, zu bekehren und in den Schooß ihrer Kirchen aufzunehmen, und so geht das fort. Es ist hier Nichts als Polemik; man prügelt sich um die Schale, und tritt den Kern in den Koth. An geistlichen Duellen haben wir Ueberfluß; Baptisten fordern die Pädobaptisten heraus, Presbyterianer und Episkopalen die Campbelliten, letztere die Katholiken, und es wird gestritten, ohne dem Christenthume dadurch förderlich zu werden. Man verfährt bei solchen Kämpfen nach der Art und Weise, welche unter Studenten auf Universitäten bei Duellen Statt finden soll. Es wird entweder mündlich

oder

oder durch eine schriftliche Zusendung herausgefordert; die Herausforderung wird acceptirt und Ort (oft im Walde, gewöhnlich in Kirchen, Schulhäusern, wenn diese geräumig genug sind) und Zeit bestimmt. Die Kämpfenden stellen sich gemeiniglich Tags vorher ein, Theils um sich zum Kampfe zu stärken, Theils aber auch, um die Vorkehrungen in Augenschein zu nehmen und das noch etwa Fehlende anzuordnen. Von allen Seiten strömt nun an dem bestimmten Tage das Volk zusammen; die Stunde schlägt und die Kämpfenden mit gleichen Waffen, der Bibel, versehen, kommen zum Vorscheine. Es werden Regeln vestgesetzt, nach welchen man sich streng richtet, (Jeder darf vielleicht eine halbe oder ¾ Stunde sprechen), Richter oder Unparteiische gewählt, der Kampf beginnt, wird heftig, dauert oft 2, 3, auch 6 Tage und der Ausspruch der Richter ist für den Einen: „Gesiegt," für den Andern: „Besiegt." Sind keine Richter vorhanden, so schreibt sich jede Partei den Sieg zu und zieht frohlockend nach Hause. An solchen Kämpfen habe ich auch Theil nehmen sollen, allein es jedes Mal abgeschlagen, da sie mir verhaßt sind, weil durch sie für das praktische Christenthum gar Nichts gewonnen wird. Man vergißt das apostolische Wort: In Christo Jesu gilt weder Beschneidung noch Vorhaut Etwas, sondern der Glaube, der durch die Liebe thätig ist, und müht sich mit thörigten, unnützen und eiteln Fragen ab. Den sogenannten Protracted Meetings, wenn sie in den Kirchen gehalten werden, bin ich jetzt weniger Feind, als früher. Ich rede natürlich von den Vereinigten Staaten, was man immer im Auge behalten muß. In diesen sind Tausende und aber Tausende nicht getauft, ohne allen Religionsunterricht aufgewachsen, mit einem Worte Heiden. Das Gewissen, dieß Urevangelium, ist in ihnen und kann nicht gänzlich vertilgt werden; sie fühlen, daß sie Sünder sind, sie wollen dieser Last enthoben seyn, sie hören von Kirchenleuten, d. h. solchen, welche zu einer Kirche gehören, gehen mit die-

diesen um oder kommen durch Geschäffte in Berührung mit denselben; es wird ein protracted meeting gehalten, fremde Prediger predigen, sie hören diese Prediger von Hölle und Teufel und ewiger Verdammniß predigen, werden unruhig, finden in dem versöhnenden Blute Christi, das ihnen vorgehalten wird, Ruhe, bekennen ihre Sünden, lassen sich taufen und sind nun Christen, Viele freilich nur dem Namen nach, bei Vielen geht aber auch eine wahre Sinnesänderung hervor, nur Schade, daß oft geistlicher Hochmuth daraus entsteht. Manche Prediger, welche Rednertalent besitzen und die eigene Force, welche nicht Jedem gegeben ist, die Gemüther zu erhitzen, ziehen von Stadt zu Stadt, predigen und bekehren. So predigt ein gewisser Maffit wöchentlich 4 bis 5 Mal seit letztem December in Cincinnati, und soll bereits mehr als 700 Proselyten für die Methodistenkirche gemacht haben. Fast in allen bedeutenden Städten, Philadelphia, Baltimore, Albany, Pittsburg u. s. w. sind jetzt sogenannte revivals und man spricht und schreibt Viel von hopeful conversions. Doch hiervon will ich später ausführlicher handeln und nur bemerken, wie unrecht diese sogenannten evangelischen Secten Nord-Amerika's handeln, wenn sie auf unser liebes Deutschland schimpfen und räsonniren, weil dort keine protracted meetings gehalten und keine Sonntagsschulen nach Art der hiesigen eingerichtet werden. Wenn doch die Amerikaner aufhören wollten, Deutschland zu bekehren und ihre Missionäre, wie z. B. die Baptisten in Hamburg, in ihrem eigenen Lande behalten; da gibt es zu bekehren genug. — Wie weit sich aber hier der menschliche Geist verirrt, davon nur einige Beispiele. In der Nachbarschaft von Auborn, Cayuga County, im Staate New-York, versammelte ein Mann, Namens Sweet, ein Dutzend schwachköpfiger Frauenzimmer um sich, welche ihn für ein göttliches Wesen hielten, dessen Befehlen sie ohne Bedenken und in allen Fällen, bei Vermeidung des göttlichen Zorns, Folge leisten zu müssen glaubten. Seine

Haus-

Hausgenossenschaft bestand aus sechs weißen Frauen und einer schwarzen. Diese Personen, von denen einige indessen eine gute Erziehung gehabt hatten und aus guter Familie waren, verehrten ihn als ihren göttlichen Herrn, und waren in jedem Augenblicke bereit, seinen Wünschen auf das Schnellste Folge zu leisten. Daß sie ihm wirklich gehorsam waren, davon hatten sie schon verschiedene Proben abgelegt. Bei einer Gelegenheit befahl der Betrüger einem Weibe, ein großes Vorschneide-Messer zu nehmen, auf die Straße zu gehen und einen Jeden damit zu verwunden, der ihr in den Weg käme. Sie machte sich sogleich an die Vollziehung dieses Befehls, und wäre ihr nicht von der ersten Person, die sie auf diese Art angriff, das Messer aus der Hand gewunden worden, so würde sie ihren Auftrag buchstäblich vollzogen haben. Ein anderes Mal befahl er dreien der weißen Frauen, an einem Sonntage in eine benachbarte Kirche zu gehen, wo das heilige Abendmahl ausgetheilt werden sollte, den Tisch umzustürzen, die heiligen Gefäße herabzuwerfen und den Wein auszutrinken. Demgemäß erschienen sie, zu der bestimmten Stunde, singend und tanzend in dem Gotteshause, und richteten den Befehl aus. Dieses schändliche Betragen brachte die Nachbarschaft auf und es wurde im Geheimen von einigen Wenigen, welche eine besondere Anhänglichkeit an das Gesetzbuch des Richters Lynch (Selbsthilfe) hatten, beschlossen, die ganze Gesellschaft mit einem Anzuge von Theer und Federn zu beschenken. In dieser Absicht schwärzten sich einige zehn bis zwölf junge Leute die Gesichter, machten sich noch außerdem so unkenntlich als möglich und drangen dann in einer späten Zeit des Abends in das Haus des Gottgesandten, ergriffen Mehrere der Hausbewohner, unter denen sich auch Sweet befand, bestrichen sie am ganzen Körper mit Theere und federten sie dann mit dem Inhalte eines Bettes, das sie zu diesem Zwecke von Hause mitgebracht hatten. Die Unbekannten begaben sich sodann hinweg, kehrten

aber

aber nach einiger Zeit wieder zurück, und stahlen eine große Menge Zucker, wobei aber einer der Herren erkannt, den folgenden Tag verhaftet und zur weitern Untersuchung gezogen wurde. Während derselben erklärten die Weiber fortwährend ihre veste Ueberzeugung von der göttlichen Natur „ihres Herrn," wie sie ihn nannten, und ihre Verpflichtung, ihm unbedingten Gehorsam zu leisten. Die Gesellschaft löste sich auf und von dem göttlichen Herrn hat man Nichts weiter gehört.

Zu Ende des verflossenen Jahres trat in diesem Staate (Ohio) eine Gesellschaft Fanatiker in's Daseyn, die mit den Mormonen in Geistesverwandtschaft zu stehen schienen. Sie nannten sich „Perfectionisten;" ihr Hoherpriester hieß Karl B. Mead. Derselbe hatte erst kürzlich in dem Portage County-Gefängnisse einen Termin bei Wasser und Brode wegen Ehebruch mit Einer seiner Heerde abgesessen; nach dem Painsville Telegraph wurde ihm diese Ehre wegen eines ähnlichen Verbrechens mit einer andern Gläubigen, Namens Mad. Thomson, in dem Gefängnisse von Geauga County abermals zu Theil. Als sie vor's Gericht gestellt wurden, erklärten sie sich Beide schuldig nach den Gesetzen der Menschen, aber unschuldig nach dem Gesetze Gottes. Mead redete ein und eine halbe Stunde zur Court, um seine fanatischen Lehren zu beweisen. Er erklärte die Verbindung zwischen sich und Mad. Thomson als ein Verhältniß, das er nicht gesucht habe, sondern das ihm von dem Geiste eröffnet worden sei, — und in solchen Offenbarungen könne er nicht irren. Mad. Thomson und ihr Mann, Beide seine Anhänger, hatten schon früher ihre Verbindung aufgegeben, weil sie einsahen, daß sie nicht im Geiste verehelicht waren; als aber er, Mead, erschien, sei die Offenbarung des Geistes ganz zu seinen Gunsten und zur Befriedigung aller Parteien, namentlich Thomson's, ausgefallen. Trotz der langen, mühsamen Ausführung des Herrn Hohenpriesters sprach

der

der Richter das Schuldig und die gesetzliche Strafe gegen die Schuldigen aus.

In der Nähe von Evansville im Staate Indiana zerspaltete Jakob van Dusen einem seiner Kinder, zwischen 2 und 3 Jahre alt, den Kopf mit einer Schaufel und tödtete es auf der Stelle. Die Mutter flüchtete sich mit einem andern Kinde, sonst glaubt man, würde er sie Beide auch ermordet haben. Im verflossenen Spätjahre wurde er auf einer Campmeeting durch die vorgetragenen Lehren, die er zu schwach war richtig zu verdauen, dermaßen angegriffen, daß sie beständig an ihm nagten und ihn endlich in einen Zustand des Wahnsinns warfen. — Der Bericht der Directoren der Irrenanstalt des Staates Ohio zählt unter 157 funfzehn Wahnsinnige in Folge religiöser Aufreizung, von Zweifel und Furcht vor dem künftigen Gerichte, und sonderbar die größere Hälfte gehört dem männlichen Geschlechte an. Ich könnte die Liste noch bedeutend vermehren, will aber jetzt schließen; das Herz blutet, wenn man solche Gräuel liest.

In meinem nächsten Briefe, welcher bald folgen wird, will ich die Grundsätze einer ziemlich zahlreichen Secte, welche, wie ich glaube, in Deutschland noch nicht bekannt ist, Campbelliten oder Campbelleute, auch Freunde Christi genannt, von einem gewissen Alexander Campbell, einem gebornen Irländer, gestiftet, darlegen, so wie auch die Geschichte der Mormonen oder Mormoniten, welche von Neuem großes Aufsehen erregen, bis auf die neueste Zeit fortsetzen. Eine ausführliche Geschichte der Stephaniten, dieser altlutherischen Secte, von der Zeit ihrer Landung bis jetzt, ist unter der Feder, und soll in Pamphletform erscheinen. Möchten die armen Stephaniten die Letzten seyn, welche von ihren Geistlichen in's Elend geführt worden sind! Es scheint, wenigstens zeigt dieß die Dorfzeitung aus Hildburghausen, als wenn Einige der Anführer immer noch beschäfftigt sind, durch falsche Berichte die Angelegen-

legenheiten der Gesellschaft in ein günstigeres Licht zu setzen, als sie wirklich sind, und dadurch Leichtgläubige zu bethören, sich selbst aber vor der Welt zu rechtfertigen rc. rc.

Ich verharre

Ew. rc.

ergebenster
J. G. Büttner.

2.

Das Testament des Magister Schnotterbaum.

In der „Münchhausen, eine Geschichte in Arabesken (Düsseldorf 1838)" betitelten Schrift von Karl Immermann, wird unter anderen Verkehrtheiten unserer Zeit, in der der Verfasser „die gemüthlose Phantasterei und den schwärmenden Verstand" vorherrschend findet, auch das von Justinus Kerner und Eschenmayer (hier Kernbeißer und Eschenmichel genannt) mit Hellseherinnen und Besessenen in Schwaben getriebene Unwesen mit der Geißel geistreichen Spottes verdienter Maßen gezüchtigt. In dem darauf bezüglichen Abschnitte (2. B. S. 235 ff. „Poltergeister in und um Weinsberg") wird auch ein gewisser Magister Schnotterbaum vorgeführt, dessen Tochter, eine mit Krämpfen geplagte, engbrüstige Nähterin, nach seinem Ableben von dem bösen Geiste desselben besessen zu seyn glaubte, weil er „ein verwetterter, leichtfertiger Camerad" gewesen war, „der seine Schraubereien über Alles hatte und selbst Gotteswort nicht verschonte, weßhalb ihn die Leute für einen Atheisten hielten und ihn mieden." Dieser Magister Schnotterbaum hatte nach der Erzählung des Verfassers in einem niedergelegten Testamente ein Geheimniß hinterlassen, dessen Aufbewahrungsort seine unter den quälendsten Exorcismen verscheidende Tochter im weinsberger Po-

lizei-

lirei-Archive nachwies und das bei seiner feierlichen Eröffnung folgendes Inhaltes befunden wurde:

„Da der Tod eine gewisse, Zeit und Stunde desselben aber eine ungewisse Sache ist, so habe ich mich entschlossen, bei allbereits merklicher Abnahme meiner Kräfte, jedoch völlig gesundem Verstande meinen letzten Willen aufzurichten. Ich habe immer zu den Leuten gehört, welche auf Erden ihren Willen nicht haben sollten, aber meinen letzten will ich haben und durchsetzen.

Blutarm bin ich in die Welt gekommen, blutarm bin ich auf derselben gewallt, und blutarm werde ich sie nach aller Wahrscheinlichkeit verlassen. Aber ein Testament kann auch der Aermste machen und daran kann ihn kein Tyrann verhindern. Ich hoffe nicht mißverstanden zu werden, wenn ich daran erinnere, daß des Menschen Sohn, welcher nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, ein Testament errichtete, aus welchem die Geschlechter zweier Jahrtausende Erbgenahmen geworden sind. Diesen Menschensohn, genannt Jesus der Christ, habe ich Zeitlebens lieb gehabt, aber ganz in der Stille; nicht wie Regan und Goneril ihren Vater liebten, sondern gleichsam à la Cordelia, oder da ich generis masculini bin, à la Cordelius. Ich wurde deßhalb für einen bösen Christen und Atheisten gehalten, welches ich mir wohl gefallen lassen konnte, da ich die Liebe der Regan's, Goneril's, der Edmunde und Cornwall's an ihren Früchten erkannte.

Ich besitze an zeitlichen Gütern drei Stücke, nämlich meinen sterblichen Leichnam, eine natürliche Tochter und einen alten von mir durchaus zerlesenen Juvenal, göttinger Ausgabe von Vandenhoeck vom Jahre 1742. Ueber meinen Leichnam eröffne ich die Succession der Ascendenten, vermache ihn nämlich der Mutter Erde, und mag er zusehen, wie er darin zur

Auf-

Auferstehung kommen will; vor der Hand wünsche ich, zu schlummern. Meine natürliche Tochter vermache ich ihrer Nätherei, welche ich sie habe mit allen Feinheiten dieser Kunst erlernen lassen. Um meinen Juvenal sollen die Hauptstädte der Welt würfeln, und welche die niedrigsten Augen wirft, ihn haben und behalten als immerwährendes Fideicommiß.

An ewigen und unzeitlichen Gütern besitze ich eine große Wahrheit und deren Bestätigung durch ein eminentes Exempel, welches wieder mit einem unglaublichen Geheimnisse zusammenhängt. Diesen Zusammenhang von Wahrheit, Exempel und Geheimnisse verlasse und vermache ich allen Leuten von gesunder Vernunft. Da die genaue Bezeichnung des Erben zu den Hauptstücken eines giltigen Testaments gehört, so merke ich hier an, daß unter den titulo honorifico Bedachten nicht gemeint sind:

1. die sogenannten großen Köpfe,
2. die edeln Charaktere,
3. die bedeutenden Menschen,
4. die gefühlvollen Seelen,
5. Diejenigen, welche man
   a. die Hochverdienten, oder
   b. die Allverehrten und Allgeliebten nennt,

sondern meine Erben sollen seyn die Leute von gesunder Vernunft, eine leider neuerdings nur zu sehr herabgekommene und unscheinbar gewordene Secte.

Denn die Vernunft, welche ich meine, bietet ihren Anhängern nur Armuth und Nichtachtung; sie selbst geht auch nicht in Sammet und Seide, sondern in einem schlichten weißen Gewande. Puffen, Bänder und Schmelz fehlen ihrem Anzuge ganz. Auf den Wangen brennt ihr nicht die bei den Meisten beliebte hektische Röthe, sondern die reine Farbe der

Gesundheit steht auf denselben, die für den erwähnten Geschmack zu derb und frisch ist; kurz, sie hat Nichts, was reizen und verführen kann.

Die große Wahrheit, welche ich besitze, ist: daß es keine Tollheit, keinen noch so verrückten Sparren und keine Einfaltspinselei gibt, welche jemals wirklich stürbe unter den Menschen. Vielmehr ist das Abthun der allergräulichsten Irrthümer immer nur eine Scheintödtung und sie leben zu gehöriger Zeit stets wieder auf, nicht etwa mit gewechselter Garderobe, o nein! in solche Unkosten setzt sich ihr König und Oberfeldherr nicht, sondern, wie sie waren, erstehen sie wieder und in der alten, elenden, bettelhaften Gestalt. Wenn ein Reich durch die Dummen und Memmen gestürzt und die Klugen und Tapfern gerettet worden, so beginnt einige Tage nach der Rettungsstunde ganz sicherlich die Herrschaft der Dummen und Memmen wieder. Wenn es Millionen Mal vorkam, daß die Sklaven ihre Herren beraubten und ermordeten und nur die Treue des Freien fromm-schützend die Hand über Gut und Haupt des Gebieters hielt, so stellt sich die alte Liebhaberei für Sklaven jeder Zeit wieder ein, und wenn der menschliche Geist endlich auf den Punct gediehen zu seyn schien, die Geisterwelt im Geiste zu erfassen, so ragt unversehens das verjährte, jämmerliche, knüpplichte Zeichen-, Wunder- und Gespensterwesen, der müffigste mystische Trödel in die nur scheinbar befreit gewesene Welt herein.

Empfanget in der Erläuterung dieser letzten Worte, meine theuern Erben, die Bestätigung durch das eminente Exempel. Wir haben die Reformation gehabt und demnächst eine große Philosophie und Literatur. Wir glaubten, endlich dahin gekommen zu seyn, Fetische, Amulete, Poltergeister und andern Polterkram für abgeschafft erachten zu dürfen. Endlich meinten wir, dahin wenigstens gekommen zu seyn, das Empyräum

pyräum sowohl, als den Hades nur in der adäquaten Sphäre des aufgeschlossenen menschlichen Bewußtseyns wirkend zu erblicken und in dessen äußerem Leibe, der Geschichte. Aber mit Nichten. Im neunzehnten Jahrhunderte rührt sich plötzlich wieder das erstunkene, erlogene, sichtbar-unsichtbare Gelichter. Die gespenstischen Weinschrötter, Kellerasseln und Grabwürmer kriechen aus ihren Löchern; der heilige Name Gottes und des Menschensohns wird in diesen ekelhaften Stank und Dampf hineingerufen; die Mysten und Epopten, den Narren oder Schalk im Busen, verdrehen die Augen und entblöden sich nicht, Worte des ewigen Lebens ihren Faseleien an die zerrüttete Stirn zu setzen. Der Bauch der Betteln soll plötzlich mehr wissen, als das Haupt und das Herz der Weisen, und alles dieses Zeug, dieser Wasch und Klatsch, wofür man eben sowohl Prätorii Wünschelruthe, Erasmi Francisci höllischen Proteus und den „vielförmigen Hinzelmann" als Gewährsleute anführen könnte, wird von einem nicht unzahlreichen Pöbel aller Stände geglaubt und sanft-selig weiter verbreitet.

Ei, werdet Ihr, meine Erben, sagen, was für ein schlechtes Legat hinterlässest du uns? So stehen ja die Hexenprocesse vor der Thüre. Geduld, ihr Theuern! Es ist allerdings sehr möglich, daß unsere Enkel abermals Hexenprocesse erleben. Indessen ganz nahe stehen sie doch noch nicht bevor, und zwar von Wegen des unglaublichen Geheimnisses, welches mit dem eminenten Exempel verbunden ist. Ihr wisset, liebe Erbgenahmen, daß die Herren Doctoren Eschenmichel und Kernbeißer, welche hauptsächlich den Geistertrödel in schwunghaften Betrieb gebracht haben, von der Welt für gelehrte und würdige Männer gehalten werden, und für Männer haltet auch Ihr sie wahrscheinlich. Wenn es nun aber an den Tag kommt, was mir bekannt ist, daß dem nicht so sei, so kann

es kaum fehlen, daß die dämonischen Geschäffte in einigen Verruf gerathen, die Sache, bildlich zu reden, eine Posse wird, und unsere Nachkommen vielleicht doch in den nächsten dreißig Jahren noch vor der Rückkehr der Hexenprocesse bewahrt bleiben.

Meine theuern Erben, die Herren Doctoren Kernbeißer und Eschenmichel sind nicht männlichen Geschlechts.

Auf einer meiner Streifereien, die ich unternahm, um mir mein Bettelbrod zu verschaffen, kam ich durch eine Stadt, worin sich ein weltberühmtes Spital für Alte und Sieche befindet. *) Es ist eine geraume Reihe von Jahren her. Ich ließ mir die Anstalt zeigen, durchwanderte die langen Reihen der alten Männer und Frauen, welche ihre letzten Tage da zubrachten. Wie es nun wohl zufällig kommen kann, daß sich unserem Geiste die Gestalt eines Baumes, Felsens, Hauses untilgbar einprägt, so wollte es der Zufall, daß mir zwei alte Frauen, welche von den Andern sich gesondert hielten und sehr eifrig mit einander verkehrten, besonders auffielen. Es war weiter gar nichts Merkwürdiges an den beiden Alten. Gewöhnliche alte Weiber, wie es deren Tausende gibt, aber ihre Statur und Physiognomie machte dennoch einen unauslöschlichen Eindruck auf mich, so daß mir gleich damals klar wurde, ich würde sie wiedererkennen, wo und wann ich sie jemals sähe.

Nach einigen Jahren und mehrern Schicksalen gelangte ich in dieses unser Städtlein (Weinsberg), entschlossen, hier nunmehr für Lebenszeit zu rasten. Ich hörte sogleich von der Anlage und dem Fortgange des kernbeißer'schen Etablissements und erbat mir natürlich unverweilt Zutritt zu dieser größten Ge-

*) Das Julius-Hospital zu Würzburg.

Sehenswürdigkeit des Ortes. Allein wie wurde mir, geliebte Erben, als mir der Herr der Anlage mit seinem Freunde entgegentrat! Ich meinte, der Boden schwanke unter meinen Füßen und das Haus tanze mir vor den Augen. Denn man mag auf Alles gefaßt seyn, wenn man zu frommen Wunderthätern geht (sie haben uns an Vieles gewöhnt), allein darauf ist man nicht gefaßt, in zwei Männern der höhern Welt zwei alte Weiber wiederzuerkennen.

Ja, meine Erben, es ist ausgesprochen, das große Wort des Räthsels. Wenn die Natur nicht das nur von Comödienschreibern erfundene Spiel der Menächmen nachahmt; wenn sie, die unerschöpflich erfindende Göttin, jedem Exemplare, welches sie aus der Form wirft, einen Zug besonderer Ausstattung mitgibt, so habe ich mich nicht irren können, lebe vielmehr und will sterben in der Ueberzeugung: Die Herren Doctoren Kernbeißer und Eschenmichel sind zwei alte Weiber, die ich vor längerer Zeit im Juliusspitale zu Würzburg gesehen habe.

Wie und wann sie aus demselben entkommen, auf welche Weise ihnen der Gedanke an das unter ihren Händen erblühte Etablissement geworden, das habe ich nicht erfahren können. Nur so Viel läßt sich einsehen, daß sie, wenn sie ihre Rockenstubengeschichten für Wahrheit verkaufen wollten, genöthigt waren, Mannskleider anzulegen, ihren Discant zum Basse zu verstellen, und überhaupt Das zu scheinen, was sie nie waren.

Das Geheimniß wäre sonach gegenwärtig hier deponirt und damit hätte das ganze Legat seine vollständige Stiftung erhalten. Die frommen und süßen Seelen werden es ein lästerliches nennen; in meinem Sinne jedoch ist es recht eigentlich eins zu frommen Zwecken.

Den

Den Zufall mache ich aber zum Testamentsvollstrecker, und von ihm soll es abhangen, ob und wann dieser letzte Wille eröffnet und die Erbfolge nach demselben angetreten wird. Ich halte sehr Viel vom Zufalle, seit ich gesehen, welche erbärmliche Fratze die Menschen aus der Vorsehung machen. Es bestimmt mich auch noch ein anderer Grund. Ich weiß, daß im Rachen des Löwen Erbarmung wohnen kann und aus den Krallen des Tigers Rettung gefunden werden mag, daß aber keine Gnade ist bei den Propheten. Bei meinem Leben kommt es daher nicht heraus. Aber wie ich meiner Nachwelt die Wissenschaft nicht unterschlagen mag, so will ich doch auch die Kunde nicht beschleunigen. Der Zufall verwalte Alles und gebe das Zeichen, wenn es an der Zeit ist. Denn die Propheten werden auch meinen todten Staub nicht ungerührt lassen, wenn sie erfahren, daß ich ihr Geschlecht entdeckt habe. Von Einem derselben weiß ich es wenigstens gewiß. *)

Die

*) Der Verfasser schildert die hier zunächst gemeinten Propheten an einer andern Stelle mit folgenden Zügen: „Kernbeißer war ein alter gemüthlicher Knabe, der sich hin und wieder selbst über die Dämonen lustig machte, Einem fleißig vom Alten und Neuen einschenkte und dabei komische Schnurren erzählte, wie sich das Geisterpack mitunter so hundstoll betrage. Darüber konnte er lachen, daß ihm der Athem verging. Er gefiel mir sehr wohl — in der höhern Welt muß Alles vorräthig seyn, auch ein Schwänklein und Späßlein. — Eschenmichel dagegen hielt sich mehr zurück und hatte etwas Lauerndes in seinem Wesen. Er sahe nicht gerade aus, sondern seitwärts, oder schielte von Unten empor. Er war immer in Ekstase. Ich habe ihn den Bissen nicht in das Salz tauchen sehen, ohne daß ihm die Augen verzückt im Kopfe umherrollten. Wäre er kein Prophet gewesen, man hätte ihn leicht für einen Schelm halten können. Da er aber ein Prophet war, so konnte er, wie sich von selbst versteht, kein Schelm seyn." —

Die größten Verfolgungen, geliebte Erben, sind von Jeher über Diejenigen ergangen, welche im Lehrstuhle, auf der Kanzel, im Staatsrathe und im Heerbefehle die alten Weiber ausfindig machten!

Ich bete dich an, Vernunft, Tochter Gottes, Schirmherrin der Männer, Athem der Seele! Ich bete dich an im Geiste und in der Wahrheit. Du erschütterst mir Herz und Nieren. Führe mich, bleibe bei mir bis an das Ende der Tage! — Ein schlichtes, farbloses Gebet, ein Gebet in Knechtsgestalt! Ich will damit auszukommen suchen.

Vorstehendes ist mein letzter Wille ohne Ort und Datum, denn ich wünschte, daß er aller Orten und zu jeder Zeit gälte.

Jodocus Zebedäus Schnotterbaum,
A. A. L. L. M.
Requiescat anima mea in pace!"

3.

Kampf des Katholicismus gegen den Ultramontanismus in Ungarn.

Auf dem jetzigen Landtage Ungarns bildete die ganz neuerlich Statt gehabte Verhandlung über die confessionalen Beschwerden des gömörer und biharer Comitates eine sehr anziehende Erscheinung. Diese Beschwerden betrafen ein Rundschreiben des großwardeiner Bischofs Laissak, das derselbe vor Kurzem an seinen Diöcesanklerus erlassen und worin er demselben wiederholt verboten hatte, Brautleute gemischten Bekenntnisses zu copuliren. Ueber dieselbe Ungesetzlichkeit beschwerte sich das gömörer Comitat gegen ein mit demselben Verbote aus-

ausgestattetes Rundschreiben des vormaligen rosenauer, jetzt fünfkirchner Bischofs *Scitorszky*, dessen fanatische Predigten in der rosenauer Kirche wörtlich citirt werden und worin sogar die aufgeworfene Frage: „Ob ein Protestant je selig werden könne?" mit einem einfachen „Nein!" beantwortet wurde. Ebendemselben wurde der Vorwurf gemacht, daß mit seiner Unterstützung ein Buch im Drucke erschienen sei, voll aufreizenden Hasses gegen die Protestanten, wie z. B. die Stelle: „Nec ave ei dixeritis, nec in hospitium eum receperitis, nec panem cum ipso comederitis" (sc. c. Protest.) Beide Bischöfe wurden zwar von allen anwesenden *Geistlichen* hartnäckig vertheidigt mit der Anführung, daß dieselben die alleinseligmachende Kirche von den aus den gemischten Ehen entstehenden großen Uebeln befreien und sie gegen dieselben für die Zukunft sichern wollten. Ganz anderer Meinung waren aber die *weltlichen Ständeglieder*, von denen sich Mehrere und zwar gerade die *katholischen* durch meisterhafte Argumentation auszeichneten, aber mitunter auch den geistlichen Herren stark zu Leibe gingen. Nachdem Mehrere auf sofortige Bestrafung dieser Geistlichen durch Versetzung oder Geldbußen vergeblich gedrungen hatten, wurde endlich mit großer Mehrheit der Antrag des szalader Ablegaten *Deák*, eines Katholiken, angenommen: diese Circularbriefe dem Könige vorzulegen, mit der Bitte, jene Bischöfe zum *Widerrufe* derselben anzuhalten. Heftigen Widerspruch von den verschiedensten Seiten erregten die Aeußerungen des erlauer Domherrn Kovács Mátyás, welcher der Behauptung, daß gemischte Ehen nur gegen Reversalien (*alle* Kinder gemischter Ehen katholisch zu erziehen) eingesegnet werden dürften, noch die anreihte, daß von Bestrafung jener Bischöfe nicht die Rede seyn könne, weil sie als Geistliche unter keiner *bürgerlichen* Jurisdiction ständen; daß nur Katholiken Anspruch auf Erlangung der Seligkeit

Jen-

Jenseits hätten; daß Niemand ein ehrlicher Mann sei, der von der katholischen Religion zu einer anderen übertrete u.s.w. Dagegen führte der Ablegat des gömörer Comitats, der Katholik Szentiványi, in einer meisterhaften Rede aus, wie sehr es selbst im Interesse der Religion sei, die Geistlichen unter den unbedingten Gehorsam weltlicher Gesetze zu stellen. Nagy Pál von Oedenburg, auch Katholik, sagte geradezu: „Nur Fanatiker können so gegen eine christliche Secte (?) und gegen ein Ehebündniß mit den Gliedern derselben sprechen! Ist die gemischte Ehe den Höheren erlaubt (z. B. dem Palatinus von Ungarn selbst, dem Erzherzoge Karl ꝛc.), so muß sie dieß auch den Unterthanen seyn. Vor solchem Kirchengesetze, in welchem selbst unter dem katholischen Klerus verschiedene Meinungen sind, werde ich meine Kniee nie beugen." Pribek, katholischer Ablegat des ungher Comitats, bemerkte: „Ein ehrlicher Mann sei nur Derjenige nicht, der eines Nebenzwecks und nicht der Ueberzeugung wegen sein Religionsbekenntniß wechsele; aber selbst in diesem Falle sei der Bekehrer nicht minder unehrlich, als der so scheinbar Bekehrte." L. Beöthy, katholischer Ablegat des biharer Comitats, bemerkte unter Anderem, daß die Geistlichkeit sich über den König stelle, wenn sie sich den bürgerlichen Gesetzen entziehen wolle, deren Befolgung doch Jener selbst beschworen habe, übrigens sollten die geistlichen Herren doch nicht vergessen, daß die Zeiten, wo ein Papst Heinrich IV. im Schlosse Canossa Buße thun ließ, oder wo ein Anderer sich von eines Barbarossa Schultern in den Sattel schwang, vorüber seien; und daß sie nie wiederkehren könnten, dafür hätten die 95 Thesen jenes wittenbergischen Augustinermönchs gesorgt, der mit denselben eine wirksamere Batterie gegen den Papst aufgestellt habe, als alle weltliche Mächte vermocht, indem er durch sie Roms wirksamste Kanonen, die Excommunication und das Interdict, auf ewig zerstört und factisch gezeigt habe, wie Papst und Geistlichkeit keineswegs

oberste

oberste Herren dieser Erde, sondern der weltlichen Macht untergeordnet wären. Nach ähnlichen Bemerkungen von Paloczy und Ludwig Beöthy wurde Deák's Antrag angenommen und zu den Magnaten hinaufgesendet, wo er Trotz heftiger Opposition ebenfalls die Zustimmung der Majorität erhielt. — Bei einem anderen Anlasse wünschte das ödenburger Comitat ein Gesetz, daß ferner im Lande durchaus keine geistlichen Orden zu errichten seien. Paloczy belobte die Weisheit dieser Behörde, die, gleich dem erfahrenen Schiffer, auch bei vollkommener Meeresstille die gehörigen Vorbereitungen gegen den herannahenden Sturm trifft. Der Redner machte auf die neuerliche Einführung der Jesuiten in mehrern Staaten aufmerksam und erwähnte der erst jüngst durch die Zeitungen veröffentlichten Grundsteinlegung eines Jesuitencollegiums in einer befreundeten Provinz. Wenn man ihre Bücher betrachte, meinte er, so sehe man hier eine von der bürgerlichen Gesellschaft vollkommen abgesonderte, einzig auf die Ausbreitung ihrer Macht bedachte Corporation. Alles geschehe nur cum ordine superiorum. Zwei ihrer Grundsätze seien besonders gefährlich. Erstens: „Oft ist es heilsam, den Staat in Aufregung zu bringen" (oportet interdum perturbare rempublicam); und Zweitens: „Omnia ad majorem Dei gloriam." Letzterer Satz sei zwar an sich tadellos und enthalte die höchste Wahrheit; leider aber ergebe sich aus der nach Aufhebung des Ordens vollzogenen Confiscirung ihrer Schriften, daß in dem Wörterbuche der Jesuiten Deus nicht Gott, sondern den Orden bedeute. Der Redner ging nun die Aufhebung des Ordens in den verschiedenen Ländern mit seiner bekannten Geschichtskenntniß durch und führte unter Anderem den höchst sonderbaren Fall an, daß, nachdem der Orden wegen seiner gefährlichen religiösen und politischen Tendenz in fast allen katholischen Staaten, und selbst durch den Papst Ganganelli aufgehoben wurde, er in dem protestantischen Preußen

und

und dem schismatischen Rußland Aufnahme fand, wobei er nicht unterließ, politische Folgerungen in Betreffe beider Länder daran zu knüpfen. „Doch wie belohnten," äußerte er, „die Jesuiten jene Regierungen? Durch Proselytenmacherei und politische Cabalen, so zwar, daß selbst der sanfte Kaiser Alexander gezwungen war, sie zusammenfangen und über die Grenze bringen zu lassen. In Frankreich trieben sie nach der Restauration ganz ungescheut ihr Gewerbe, bis die Juliusrevolution der Sache ein Ende machte. Was sie am Hofe Ferdinands VII. von Spanien und nach seinem Tode im Hauptquartiere des Don Carlos für einen schädlichen Einfluß hatten, ist allgemein bekannt. Die Gönner dieses Ordens führen als Grund an, daß sie ja nur zur Erziehung der Jugend neuerdings einzuführen seien; allein eben der Erziehung wegen müssen sie mit aller Gewalt fern gehalten werden. Seitdem dieser Orden im Grabe liegt, erstarkt die Harmonie unter den verschiedenen Religionsbekenntnissen in unserem Lande immer mehr. Lasset ihn abermals erstehen, und bevor zwei Generationen vergehen, wird die religiöse Intoleranz auf einen Punct getrieben seyn, daß Niemand mehr in einer solchen Zeit zu leben wird wünschen wollen." Der Antrag des ödenburger Comitats wurde angenommen, und die Sache soll für sich selbst, abgesondert von dem Religionsgravamen, behandelt werden. — So bildet sich also im Schooße der katholischen Kirche selbst auf Anlaß des ausschweifenden fanatischen Ultramontanismus, der sich sogern für diese Kirche ausgibt, ein Widerstand gegen denselben, von welchem er nicht Weniger, vielleicht gar Mehr zu fürchten haben dürfte, als von dem Widerstande der evangelischen Kirche und ihrer muthigen Sprecher. Wie in Ungarn Bischöfe und Geistliche durch weltliche Kirchenglieder, so wird in Deutschland ein Görres von Ellendorf, ein Eberhard von Mayer und andern Katholiken zur Ruhe verwiesen, und es ist kein Zweifel, daß es mit dem seit 1815 sich so sehr aufblähenden Ultra-

Ultramontanismus, um so eher auf die Neige geht, je unvorsichtiger er den ihn überall umwachenden Geist des Protestantismus, den echten Geist der jetzigen Zeit, zu reizen wagt. Wen Gott verderben will, sagt das alte Wort mit Recht, dem verblendet er Auge und Herz.

Berichtigung.

Die im 4. Hefte des 20. Bandes der Krit. Prediger-Bibliothek recensirte Schrift:

„Jaspis, Stimmen aus dem Gottesreiche u. s. w.“

kostet 18 Gr. ord., nicht 1 Thlr., welches hiermit, um etwaigen Irrthümern vorzubeugen, angezeigt wird.

Be-

Bekanntmachungsblatt
der
kritischen Prediger-Bibliothek.
II.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch
der
historisch-kritischen Einleitung
in das
neue Testament,
mit
Belegen aus den Quellenschriften und Citaten
aus
der ältern und neuern Literatur,
von
Dr. Ch. Gotthold Neudecker.

gr. 8. XIV u. 768 SS. Preis 3 Thlr. 18 gGr.

Leipzig, im April 1840.

Breitkopf und Härtel.

Im

nannten Schrift erstrebt wird, so kann auf die Theilnahme des Publicums mit Recht gehofft werden.

In allen guten Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben ein wissenschaftlich geordnetes Verzeichniß

Werthvoller Bücher aller Fächer der Literatur

aus dem Verlage der Handlungen:

Beck in Wien, Bösenberg in Leipzig, Bran in Jena, Braun in Carlsruhe, Brockhaus in Leipzig, Dietrich in Göttingen, Enslin in Berlin, Fr. Fleischer in Leipzig, Frommann in Jena, B. Hermann in Leipzig, Hinrichs in Leipzig, Huber u. Comp. in St. Gallen, Köhler in Leipzig, Marcus in Bonn, Mylius, Nauck, L. Oehmigke und Sander in Berlin, Schmerber in Frankfurt a. M., Schrag in Nürnberg, Schwers in Kiel, Varrentrapp in Frankfurt a. M., Vereinsverlag und C. F. Winter in Heidelberg, Wagner in Neustadt a. d. O., Weidmann in Leipzig,

welche

auf unbestimmte Zeit bedeutend im Preise herabgesetzt sind.

Jena. 1840. Ausgegeben von Fr. Frommann.

Die angegebenen Firmen sind Bürge, daß hier dem Publicum der großen Mehrzahl nach nur gediegene wissenschaftliche oder classische belletristische Werke angeboten werden, deren Anschaffung für Bibliotheken und Privaten nicht anders als erwünscht seyn kann. — Es wird durch diesen Katalog der Anfang gemacht, die Schätze der ältern deutschen Literatur in weitern Kreisen zu verbreiten, denen sie bisher der höheren Preise wegen verschlossen waren, weßhalb das Unternehmen gewiß zeitgemäß genannt zu werden verdient.

Bei

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Fischer, M. Gottl. Euseb., christliche Betstunden, oder: biblisches Erbauungsbuch zum Gebrauche in kirchlichen und häuslichen Andachtsstunden. Neues Testament. Erste Abtheilung. 1. und 2. Lieferung. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. Preis 1 Thlr. netto.

Neustadt a. d. Orla, im Mai 1840.

J. K. G. Wagner.

Kritische Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Vicepräsidenten des Oberconsistoriums, Oberhofprediger und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

Ein und zwanzigster Band. Drittes Heft.

Neustadt a. d. O. und Schleiz,
bei Johann Karl Gottfried Wagner.
1840.

Lexicon Manuale graeco - latinum in libros *Novi Testamenti* auctore *Carolo Gottlieb Bretschneider*, Phil. et Theol. Doctore, Consistorii supremi Directore, Ministrorum verbi divini in ducatu Goth. Antistite primario, et equite ordin. princip. Saxon. Ernest. Editio tertia, emendata et aucta. Lips. ap. Barthium. 1840. 454 SS. 6 Thlr.

Mit dem größten Rechte heißt diese neue Auflage einer sehr verdienstlichen Schrift eine verbesserte. Von dem unermüdlich thätigen und die Wissenschaft fördernden und weiter führenden Hrn. Verf. war zum Voraus zu erwarten, daß eigene Forschung und sorgfältige Beachtung Dessen, was seine Mitforscher im Fache der neutestamentlichen Exegese geleistet haben, auf die dritte Auflage dieses Lexikons den vortheilhaftesten Einfluß haben werde, zumal da gerade in den letzten zehn Jahren (die 2te Aufl. erschien 1829) für rationale Erforschung des neutestamentlichen Sprachgebrauchs so Viel geschehen und die rohe Empirie in den Satzungen der Väter in ihrer gänzlichen Nichtigkeit dargestellt worden ist. Daß der Hr. Verf., als er dieses Lexikon zum ersten Male herausgab (1822), an diesen Satzungen hing, gesteht er selbst in der Vorrede zur dritten Auflage, wo er sagt: quum primum huic libro scribendo manum admoverem, totus addictus eram illorum interpretum scholae, qui graecam N. Test. orationem

ex indole linguae hebraicae unice cognoscendam et illustrandam esse statuebant, nempe *Fischeri*, *Schleusneri*, *Storrii*, aliorumque, qui, graeci sermonis legibus et praeceptis grammaticis, quas servant scriptores profani, fere neglectis, ad hebraimos ubique confugiebant, haud raro verbis significationes temere adfingebant, et inprimis in constituendo usu particularum, praepositionum, conjunctionum etc. multum peccabant. Die Gerechtigkeit fordert indeß, zu gestehen, daß dieß bei dem damaligen Stande der philologia sacra, die erst anfing, aus ihrer rohen Empirie sich herauszuarbeiten, kaum anders seyn konnte, da das Alte, welches man für wohlbegründet hält, gegen das ihm den Umsturz Drohende mißtrauisch macht, und längere Zeit und sorgfältige Untersuchung erforderlich ist, mit dem ungleich bessern, ja einzig statthaften Neuen sich zu befreunden. Zumal bei einem so besonnenen, Alles genau abwägenden, sich von keiner Zeitrichtung, weil sie einmal Mode ist, fortreißen lassenden Forscher, wie der ehrwürdige Hr. Dr. Bretschneider. Unleugbar ist es auch, daß das bretschneider'sche Lexikon schon in der ersten Ausgabe vor dem schleusner'schen sehr bedeutende Vorzüge hatte, mit richtigem Urtheile und Geiste gearbeitet war, und mit und neben der verdienstlichen Clavis von Wahl, die, wie verlautet, auch bald in einer neuen (und gewiß sehr verbesserten) Auflage erscheinen wird, Vielen sehr nützlich geworden ist. Indeß hatte die erste Auflage doch die Gebrechen, welche der Hr. Verf. in der angeführten Stelle selbst namhaft macht: sie wurden auch (z. B. von einem Recens. in der leipz. Lit. Zeit.) aufgezeigt, und der Alles prüfende Hr. Vf. erkannte dieß bei seinem eifrigen Studium des N. Testam. sehr bald selbst; die zweite Auflage war daher eine völlig umgearbeitete und ruhmwürdig verbesserte. Doch konnte sie ihm später nicht mehr genügen, und er schreibt in dieser Beziehung in der Vorrede zur dritten Auflage:

lage: attamen, quum mori inveterato desuescere difficile sit, plura, quae vel delenda vel corrigenda erant, in altera quoque editione intacta manserunt, quae nunc emendata habes.

So ist es. Der Hr. Verf. befolgt die einzig richtigen Grundsätze der Auslegung, und es ist völlig wahr, was er in der Vorrede sagt: neque antiquiorum interpretum temerariam rationem, qua, neglecto usu graeci sermonis, verba N. T. lingua hebraica unice metiebantur, et vocibus sensum, quem libebat, obtrudebant, neque recentiorum quorundam rationem, qui, spreta verborum nativa potestate et neglectis praeceptis grammaticis, notiones e schola dogmatica repetitas verbis N. T. temere subjiciunt, et sensum verborum *altiorem* scilicet enucleasse sibi videntur, sequutus sum, sed ea potius principia interpretandi adoptavi, quippe unice vera, quae in judicando sermone profanorum a viris summis nostri aevi in usum vocata, et ad sermonem graecum Novi Test. prae ceteris in Grammatica *Wineri* translata sunt.

Da die Schriften des N. Ts. in dem sogenannten hellenistischen Idiome (ἡ κοινὴ διάλεκτος) abgefaßt sind, so muß der Interpret des N. Ts. insonderheit die in diesem Idiome geschriebenen Bücher berücksichtigen, namentlich die von griechisch redenden Juden geschriebenen. In der ersten Ausgabe hatte der Hr. Verf. seine sprachlichen Erläuterungen besonders aus den LXX, aus den apocryphis und pseudepigraphis des A. Ts., so wie aus den, von Fabricius herausgegebenen, Apokryphen des N. Ts. und aus den Schriften des Josephus entlehnt. In der zweiten Auflage hatte er überdieß noch die von Thilo (Leipz. 1823) herausgegebenen Acta Thomae und die Schriften der ältesten Kirchenväter zu diesem Behufe benutzt. Dieß Alles ist in der neuen Auflage nicht bloß einer abermaligen (oft berich-

berichtigenden) Revision unterworfen worden, sondern es ist auch mehreres früher Uebergangene sorgfältig berücksichtigt worden, das hypomnesticon des Josephus, die von Birch edirten apocrypha und die Schriften des Philo. Auch die Profanscribenten sind jetzt mehr und sorgfältiger (nicht bloß nach den oft sehr unkritischen Observationsschreibern) benutzt, als früher, und mit Recht besonders Homer. In der Kritik ist der Hr. Verf. auch jetzt noch Griesbach gefolgt, und hat nur hin und wieder Lachmann berücksichtigt, „quum de veritate principiorum criticorum, quae cl. *Lachmannus* nuper proposuit, commendavit et in edendo N. T. adhibuit, homines docti adhuc discrepent." Ja wohl! auch die kritische Predigerbibliothek hat sich zu seiner Zeit darüber ausgesprochen und es bezweifelt, ob die sogenannte Kritik Lachmann's überhaupt den Namen der Kritik verdiene. Jetzt hat Hr. Dr. Bretschneider mit Recht auch die Wörter aufgenommen, welche Griesbach als Varianten anführt, z. B. *αἰτιάομαι, αἰφνιδίως, ἀναπηδάω, ἀνίλεος* u. s. w. Rec. muß das sehr billigen, da, wer über diese Wörter Auskunft wünscht, sie doch zunächst in einem Lexikon über das N. T. sucht. So sind denn sehr viele Artikel ganz umgearbeitet (der Hr. Verf. führt in der Vorrede selbst ein langes, aber keineswegs vollständiges Verzeichniß derselben auf), und dieses Lexikon kann als eine auf den Höhen der Zeit, wie man jetzt gern spricht, stehende Arbeit Allen empfohlen werden, welchen es um gründliche Exegese des N. Ts. zu thun ist. Da nur das Vernünftige und Wahre sich behaupten kann, Widersinn und Irrsal dagegen den Todeskeim in sich trägt, wenn es auch eine Zeitlang bei Kurzsichtigen, Schwachen und Verführten nicht bloß Glauben findet, sondern sogar als große Weisheit angestaunt wird, so darf man wohl hoffen, daß dieses Lexikon als Gegengift gegen die Pest der tiefen Schriftauslegung heilsam wirken werde. Hermann äußert sich darüber (ad Viger. p. 786.

p. 786. edit. 4.) in einer, auch von Hrn. Dr. Bretschneider in der Vorrede angeführten, Stelle folgender Maßen: tristissima profecto sors obtigit scriptoribus sacris, quorum si audiendi sunt interpretes, nihil inveniri tam absurdum sanaeque rationi contrarium poterit, quod non, si apud hos scriptores reperiatur, recte, immo eleganter dictum sit. Quare diligenter caveant tirones, ne putent, viros spiritu sancto afflatos sprevisse sermonem mortalium, sed meminerint potius, illam interpretandi rationem, qua nonnulli theologorum utuntur, nihil esse, nisi blasphemiam. Documento sunt Lexica N. Test., ex quibus *ἀπό ad*, *ἐξ in* (nach Schleusner heißt ἐκ mit und auch ohne), *εἰς ex* significare, denique omnium, quae fieri nequeunt, nihil non factum esse discas. Nempe, quoniam religio miraculis carere non potest, sublatis miraculis, in eorum locum portenta suffecta sunt. Sed hoc genus emorietur in *Tholuckiis*, postquam nati sunt *Wahlii*, *Wineri*, *Fritzschii*.

Leicht wäre es nun, an Beispielen zu zeigen, wie sehr diese Auflage den Namen einer wirklich verbesserten verdiene, und wie viel Treffliches sie enthalte. Rec. brauchte zu diesem Behufe nur einige, von dem Verf. selbst bezeichnete, Artikel der zweiten und dritten Auflage vergleichend durchzugehen. Da es sich aber von selbst versteht, daß die neuen Auflagen der bretschneider'schen Schriften wirklich vielfach verbesserte sind, so nutzt Rec. den ihm hier vergönnten Raum lieber, über Einiges sich auszusprechen, was ihm verfehlt scheint. In einem Lexikon über das N. T. muß Vieles zur Sprache kommen, worüber die Meinungen immer getheilt bleiben werden, und da irren menschlich ist, so kann sich auch der gelehrteste Lexikograph irren: überdieß wird es ihm wohl schwer, sich von allen, früher gewonnenen, Ueberzeugungen, so unrichtig sie einem Andern erscheinen mögen, loszumachen.

Μισεῖν soll nach der unter 3) angegebenen Bedeutung Matth. 6, 24. Luk. 14, 26. vergl. mit Matth. 10, 37. 16, 18. Joh. 12, 25. Röm. 9, 13. Jud. 23. per *μείωσιν* (?), wie das hebräische שָׂנֵא minus diligere, posthabere, non colere, nihili facere anzeigen. Rec. kann nicht beistimmen, sondern glaubt, das Richtige sei, daß der heftige (und in seiner Heftigkeit Alles leicht übertreibende) Orientale da schon vom Hasse redet, wo wir kalten (und Alles genauer abwägenden) Occidentalen nur von Gleichgiltigkeit, Geringschätzung u. dergl. sprechen. *Μισεῖν* und שָׂנֵא ist also der Bedeutung nach immer hassen, und wenn wir diesem Hasse Gleichgiltigkeit, geringere Liebe und Aehnliches substituiren, so bringen wir dem leidenschaftlichen Morgenländer unsere abendländische Kälte auf, wir sagen, wie die Sache nach unseren Begriffen etwa zu denken sei, nicht, wie er sie sich dachte. Uebrigens ist die Figur, die hier Statt finden soll, schlecht gewählt: nicht eine Verminderung (*μείωσις*) würde, wenn die Bemerkung richtig wäre, hier Statt finden, sondern eine Uebertreibung, Hyperbel.

Παθητός, was überall patibilis, qui pati potest (quumque omne animal *patibilem* naturam habeat — Cicero de nat. Deor. 3, 12. 29.) bedeutet, läßt Hr. Dr. Bretschneider Apostelgesch. 26, 23. eum, qui *pati debet*, cui patiendum est anzeigen. So auch Hr. Dr. Winer in seiner Grammatik S. 90. (3te Aufl.). Aber zu dieser Annahme ist durchaus kein Grund vorhanden, sondern die sonst überall vorkommende und allein erweisliche Bedeutung paßt auch hier sehr gut. Richtig sagt Hr. Superint. Meyer z. d. St.: „Bei dem Unglauben der Juden an einen leidenden Messias bedurfte es ja vor allen Dingen der Erörterung, ob der Messias überhaupt leidensfähig sei."

Unter *εἰδωλολατρεία* bemerkt der Hr. Verf., daß das Wort Kol. 3, 5. tropice de *πλεονεξίᾳ* gesagt werde, *quae*

aurum

...um *Dei instar habeat*. Er findet also den Vergleichungspunct darin, daß der Mammon der Götze, das Idol der Habsucht sei. Da aber gleich in dem folgenden Verse die der Habsucht und den übrigen V. 5. gerügten Lastern Ergebenen als υἱοὶ τῆς ἀπειθείας bezeichnet werden, so wird wohl εἰδωλολατρεία V. 5. als Abfall von Gotte zu nehmen seyn. Ertödten soll der Christ die Habsucht, welche ja Götzendienst, Aufsagung des Gehorsams gegen Gott ist, der ja will, daß wir uns davon frei erhalten. Vergl. Schemoth R. XXXI. f. 121, 3. (bei Wetstein zu Ephes. 5, 5.): qui opes suas multiplicat per foenus, *non timet Deum*, est *idololatra*. Eben so ist Ephes. 5, 5. zu nehmen, wo der Habsüchtige εἰδωλολάτρης genannt wird, ein Götzendiener, d. h. Einer, der Gotte den Gehorsam aufkündigt, sich von der Befolgung göttlicher Gebote dispensirt. Der Hr. Vf. sagt zu unbestimmt, εἰδωλολάτρης sei hier idololatrae similis, denn hiermit wird nicht gesagt, wiefern denn?

Bei νεκρός wird unter 4) die Bedeutung morti obnoxius angegeben. Sie soll sich bei Paulus finden Röm. 8, 10. τὸ μὲν σῶμα νεκρὸν δι' ἁμαρτίαν, corpus quidem morti obnoxium manet propter peccatum. Morti aeternae obnoxius soll es Röm. 6, 11. anzeigen, νεκρὸς τῇ ἁμαρτίᾳ = morti aeternae devoti peccati causa. Ebendaselbst V. 13. ὡς ἐκ νεκρῶν ζῶντας = qui numero eorum, quibus mors s. miseria destinata est, erepti nunc spem vitae habemus. Ephes. 2, 1. 5. νεκροὶ τοῖς παραπτ. morti obnoxii peccati causa Kol. 2, 13. Rec. kann dieß nicht billigen. Wie kann todt Den anzeigen, welcher dem Tode ausgesetzt ist? Wo fände sich irgendwo erweislich dieser sonderbare Sprachgebrauch? Bei Paulus gewiß nicht, denn Röm. 8, 10. steht νεκρόν hyperbolisch: der Körper ist todt, d. h. so gut als todt, weil er dem Tode nicht entrinnen kann. Eben so Ephes. 2, 1. 5. (Kol. 2, 13.), nur daß sich

sich hier νεκροί auf den ewigen Tod bezieht. Die, welche durch ihre Sünden dem ewigen Tode verfallen waren, hat Gott zugleich mit Christo lebendig gemacht, hat ihnen dadurch (ewiges) Leben gegeben, daß er Christo das physische Leben wiedergab u. s. w. (vergl. V. 5. 6.). — Röm. 6, 11. steht νεκρός metaphorisch, νεκρὸς τῇ ἁμαρτίᾳ für die Sünde todt, in keiner Beziehung mit ihr stehend, ihr keine Aufmerksamkeit, keine Kraft weihend, vergl. V. 2. ἀποθανεῖν τῇ ἁμαρτίᾳ — Röm. 6, 13. ἐκ νεκρῶν ζῶντες aus Todten Lebende. Ihren Tod stellte sinnbildlich die Untertauchung bei der Taufe, ihr Leben das Auftauchen aus der Taufe dar, vergl. V. 3. ff.

Unter ὁμείρομαι verwirft der Hr. Verf. die Ableitung des Worts von ὁμοῦ und εἴρειν (se cum aliquo connectere, ei adhaerere) mit Verweisung auf Winer's Grammat. S. 92 ff. (dritte Aufl.), wo aber nur zwei Gegengründe aufgestellt sind, die Rec. für unstatthaft erklären muß. Der erste Grund ist, es komme kein Verbum der Art mit ὁμ. weiter vor. Rec. meint doch und verweist auf ὁμαρτέω. Als zweiter Grund wird angegeben, die Construction ὁμείρεσθαί τινος 1 Thess. 2, 8. sei befremdend. Aber dieß ist Construction nach dem Sinne, vergl. ἐρᾶν τινός, ἀντέχεσθαί τινος u. dgl.

Die unter γνωρίζω angegebene zweite Bedeutung in memoriam alicui revoco, moneo, commonefacio muß Rec. für erdichtet erklären. In mentem revocare heißt ὑπομιμνήσκειν Jud. V. 5. In allen, von dem Hrn. Verf. unter dieser Rubrik angeführten Stellen 1 Kor. 12, 3. Cap. 15, 1. 2 Kor. 8, 1. Gal. 1, 1. heißt γνωρίζειν kundthun, und die fälschlich angenommene Bedeutung in memoriam revocare scheint aus Verwechselung des Sinnes mit der Bedeutung erwachsen und dabei übersehen zu seyn, daß die Erinnerung an schon Gehörtes, aber nicht genug Beherzigtes auch Kundmachung einer Wahrheit ist. Ja, die Bedeutung:

in

in Erinnerung bringen, paßt nicht einmal 2 Kor. 8, 1. Eben so unrichtig wird unter demselben Artikel die Construction γνωρίζεταί τι πρός τινα für einen Hebraismus erklärt, denn alle Verba des Sagens werden ja im Griechischen so construirt, ἀποκρίνεσθαι πρός τινα, λέγειν πρός τινα, προσεύχεσθαι πρός τινα u. s. w.

Sodann entspricht das angezogene הוֹדִיעַ mit dem doppelten Accusat. Ezech. 20, 11. dem griechischen γνωρίζειν τί τινι, oder πρός τινα keinesweges genau, denn jenes ist Einem Etwas wissen lassen, dieses Einem (an Einen) Etwas kundthun. Ich habe sie meine Gebote wissen lassen (וְאֶת־מִשְׁפָּטַי הוֹדַעְתִּי אוֹתָם), durfte nun freilich wohl von den LXX durch τὰ δικαιώματά μου ἐγνώρισα αὐτοῖς dem Sinne nach übersetzt werden, aber die Grundanschauung von הוֹדִיעַ mit doppeltem Accusat. ist immer eine andere, als die dem γνωρίζειν τί τινι, oder πρός τινα zu Grunde liegende. Es zeigt sich also hier der alte, von dem Hrn. Vf. jetzt an sehr vielen Orten glücklich vermiedene Mißbrauch der Hebraismen.

Daß die LXX דָּבָר an einigen Stellen durch λόγος übersetzen, darin kann Rec. immer noch Nichts als einen Uebersetzungsfehler erkennen. Sie lasen das nicht vocalisirte דבר falsch דָּבָר, vergl. Hitzig zu Habac. 3, 5. Hr. Dr. Bretschneider meint unter λόγος, sie hätten an den angelus pestifer gedacht, und findet hierin etwas den johanneischen Sprachgebrauch von λόγος Erläuterndes.

Unter ἀπορέω Gal. 4, 20. wird ἀποροῦμαι ἐν ὑμῖν sollicitus sum *de vobis* erklärt. Rec. hält dieß nicht für richtig, sondern glaubt, ἀποροῦμαι sei hier das Passivum und ὅτι ἀποροῦμαι ἐν ὑμῖν so viel als ὅτι ἀπορεῖται περὶ ἐμοῦ ἐν ὑμῖν, nam *in vestro coetu de me trepidatur*, = nam (animis vestris a me abalienatis) haeretis, quo me loco habeatis, nam sum vobis suspectus. So wird, wie Rec. glaubt,

glaubt, die Stelle richtig in *Fritzschiorum* opuscc. p. 25 erklärt.

Unter οὔτε befrembet die Bemerkung, daß die von Winer Grammat. S. 461. zur Erläuterung der Correspondenz von οὔτε und καὶ aus Classikern beigebrachten Stellen doch anderer Art zu seyn schienen (quae *Winerus* e profanis a h. l. attulit, ea aliena mihi ab hoc loco esse videntur). Es ist gar nicht abzusehen, wie, wenn ein negativer Satz mit einem positiven in ausdrücklich erklärte Beziehung gesetzt werden soll, dieß anders, als durch οὔτε — τε, was freilich das gewöhnliche ist (vergl. Ellendt ad Arrian. I, 337.), *neque* — *que*, oder durch οὔτε — καὶ *neque* — *et* geschehen könne. Hierher gehören aber ganz unstreitig Joh. 4, 11. 3 Joh. 3., und eine genauere Vergleichung der von Hrn. D. Winer ausgezogenen Stellen und citirten Gelehrten dürfte zeigen, daß Winer ganz Recht habe. Die Erklärung des Hrn. Verfs. ist unzulässig. Er will das zweite, durch das gesetzte οὔτε angekündigte, οὔτε suppliren. Dieß ist wider den Sprachgebrauch, nach welchem wohl das erste οὔτε ausgelassen wird, nicht aber das zweite. Davon abgesehen geht der Vorschlag des Vfs. in den beiden Stellen durchaus nicht. 3 Joh. 10. — οὔτε αὐτὸς ἐπιδέχεται τοὺς ἀδελφοὺς, καὶ τοὺς βουλομένους κωλύει wird von dem Verf. nach τοὺς ἀδελφοὺς supplirt οὔτε ἄλλοις τοῦτο ἐπιτρέπει. Hier ist übersehen worden, daß die Worte καὶ τοὺς βουλομένους κωλύει so zu nehmen sind: καὶ τοὺς βουλομένους (nämlich ἐπιδέχεσθαι τοὺς ἀδελφοὺς) κωλύει. — Joh. 4, 11. κύριε, οὔτε ἄντλημα ἔχεις, καὶ τὸ φρέαρ ἐστὶ βαθὺ supplirt der Hr. Verf. nach ἔχεις *neque aliud instrumentum*, οὔτε ἄλλο τι. Aber welches andere Gefäß, als ein Schöpfgefäß (ἄντλημα) hätte denn Jesu nach der Vorstellung der Samariterin zum Quellwasser verhelfen können? Vielmehr sagt das samaritische Weib: Herr, woher du Quellwasser nehmen willst, begreife ich nicht: denn Er-

stens

stens hast du kein Schöpfgefäß und Zweitens ist der Brunnen tief, so daß das Wasser ohne ein solches Gefäß nicht zu erreichen ist.

Wenn wegen Ephes. 5, 4. behauptet wird, daß *μωρολογία* ex hebraismo vocis נְבָלָה Jud. 19, 23 sq. Deut. 21, 22. *turpis sermo, impius* bedeute, so kann Rec. dieß nicht für richtig halten. Allerdings ist in der angeführten Stelle von unzüchtigem Geschwätze die Rede, aber dieses wird unter den Gesichtspunct thörigter Reden gestellt und darum *μωρολογία*, stultiloquium genannt. Dieß lehren die gleich folgenden, über *μωρολογία* Licht verbreitenden Worte *ἢ εὐτραπελία*, thörigte Rede, oder Possenreißerei.

Ἀλάλητος erklärt der Hr. Verf. unausgesprochen und danach *στεναγμοὶ ἀλάλητοι* Röm. 8, 26. suspiria, quae verbis non efferuntur. Gewiß müssen stumme Seufzer, gemitus taciti, muti verstanden werden, wie Grotius, Heumann, Morus, Rosenmüller, Böhme u. A. richtig erklären. Aber dieser Sinn ist wohl noch leichter zu gewinnen, wenn man *ἀλάλητος* activ nimmt, der nicht reden kann, stumm. Bekanntlich werden viele adjectiva verbalia activ gebraucht, z. B. *ἄκλαυστος ἀστένακτος*, und die Alexandriner nehmen *λαλητός* eben so, qui loqui potest et loquitur, vergl. LXX Job. 38, 14.: sonach kann *ἀλάλητος* füglich anzeigen, qui loqui non potest, vergl. *Fritzsche* ad Roman. II. p. 185.

Ἱερουργῶ τι soll metaphorisch me ipsum immolo rei sacrae faciendae s. promovendae bedeuten und hiernach Röm. 15, 16. *ἱερουργοῦντα τὸ εὐαγγέλιον* me ipsum immolantem doctrinae christianae propagationi zu übersetzen seyn. Aber wie in aller Welt kann *ἱερουργῶ τι me ipsum* immolo *rei* heißen? Nein, *ἱερουργεῖν τι* heißt Etwas priesterlich verwalten, also *ἱερουργεῖν τὸ εὐαγγέλιον* das Evangelium priesterlich verwalten. Eben so ist 4 Makk.

7, 8.

7, 8. (*τὺς ἱερυργῦντας τὸν νόμον ἰδίῳ αἵματι* —) *ἱερυργεῖν τὸν νόμον ἰδίῳ αἵματι* das mosaische Gesetz durch seines Blutes Vergießung priesterlich verwalten.

Unter *ἐπιτυγχάνω* erklärt der Hr. Verf. Röm. 11, 7. *τῦτο* (was Griesbach richtig Statt *τύτυ* liest) *ὐκ ἐπέτυχεν* (nämlich *αὐτῷ*, *τῷ Ἰσραήλ*), *ἡ δὲ ἐκλογὴ ἐπέτυχεν* (*αὐτῷ*) quod Israelitae quaesiverunt, nimirum, ut per legis observationem gratiam Dei consequerentur, id non contigit iis; attamen *ἐκλογή* iis contigit. Allein Niemand hat *ἐπιτυγχάνει τινί τι* an Statt *τυγχάνει τινί τι* gesagt: es ist daher wohl anzunehmen, daß Paulus *ἐπιτυγχάνειν τι* in der Bedeutung des gewöhnlichen *ἐπιτυγχάνειν τινός* geschrieben habe.

Ἥττημα läßt Hr. D. Bretschneider deminutio, defectus bedeuten und erklärt danach Röm. 11, 12. *τὸ ἥττημα τῶν Ἰυδαίων* quod deficiunt Judaei, quod hi ad Christi partes accedere nolunt, efficit, ut multitudo gentilium accedat s. arcessatur. Allein die hier angenommene Bedeutung von *ἥττημα* ist unerweislich: nein, *τὸ ἥττημα* ist der Verlust und in der angeführten Stelle ist von dem Verluste des ewigen Heils (der *σωτηρία*), welche die Juden zur Zeit erlitten haben, die Rede.

Ἅλων (falsch ist *ἅλων* gedruckt) heißt noch immer nicht nur area, sondern auch frumenta, quae excutiuntur in area Matth. 3, 12. Luk. 3, 17. Daß dieß unrichtig sei, hat unlängst ein anderer Recensent in der Predigerbibliothek (Bd. 20. Heft 6. 1839) mit Gründen, die ich für völlig entscheidend halten muß, dargethan. Auch das hebräische גֹּרֶן heißt, wie ebendaselbst gezeigt worden ist, Exod. 22, 6. Ruth. 3, 2. Job. 39, 12. area. In Betreffe der zuletzt angeführten Stelle hat Hirzel (Hiob erklärt von L. Hirzel, Leipz. 1839) sehr richtig bemerkt, daß גָּרְנְךָ der Accusat. des Orts ist, in deine Tenne. „Verlässest du dich auf ihn', daß er deine

deine Saat (nämlich als Aernte) heimführe und sammle in deine Tenne."

Unter *Βάαλ* nimmt der Vf. Röm. 11, 4. *ἡ Βάαλ* für *ἡ τῦ Βάαλ* nämlich *εἰκών* und läßt dieß dann per synecdochen pro idololatria stehen. Allein erstlich ist die hier angenommene Ellipse (*εἰκών*) unerweislich, also, da sie nirgends vorkommt, willkürlich angenommen. Wäre sie aber auch erweislich, so müßte Zweitens Paulus schlechterdings *τῇ τῦ Βάαλ* Statt *τῇ Βάαλ* geschrieben haben. Da die LXX הַבַּעַל bald als männliche, bald als weibliche Gottheit betrachten, so hat es nichts Auffallendes, daß hier Paulus *τῇ Βάαλ* geschrieben hat, mag es ein Gedächtnißfehler seyn, oder er in seinem Exemplare der LXX so gelesen haben.

Diese wenigen Gegenbemerkungen gibt Rec. der Prüfung des verehrten Verfassers und der Leser der Predigerbibliothek anheim. Dabei dankt er recht aufrichtig für die Belehrung, welche dieses Lexikon ihm schon gegeben hat und bei weiterem Gebrauche ferner gewähren wird. Vielleicht läßt ihn Gott noch so lange leben, daß er die gewiß nicht ausbleibende vierte Auflage, die dann abermals eine verbesserte seyn wird, anzeigen kann.

Ausgewählte Predigten von Christian David Seydt, Diakonus und Katechet zu Budissin. Zweites Heft. Budissin, gedruckt in der Monseschen Buchdruckerei.

Das erste Heft dieser Predigtsammlung ist Recn. nicht zu Gesichte gekommen, und er weiß auch sonst nicht, welche Aufnahme es unter dem Publicum gefunden, oder welche Beurtheilung es in kritischen Blättern erfahren hat. Die Ueberzeugung aber hat er aus dem Inhalte dieses zweiten Heftes gewon-

wonnen, daß die Arbeiten des Verfs. sich den besseren dieser Art getrost zur Seite stellen dürfen, und daß sie es in mehrfacher Hinsicht verdienen, durch den Druck in größeren Kreisen verbreitet worden zu seyn. Zwar möchte er sie nicht gerade als Musterpredigten aufstellen, oder behaupten, daß sie sich durchgängig und in jeder Beziehung unsern Beifall erworben hätten. Vielmehr tragen auch sie ihre Mängel an sich, und eine strengere Prüfung muß Manches an ihnen zu tadeln finden; wie weiter unten sich zeigen wird. Im Allgemeinen aber haben wir sie nicht ohne großes Interesse, selbst nicht ohne eigene Erbauung gelesen, und glauben gern, daß sie, gut und angemessen vorgetragen, einen lebendigen Eindruck hervorgebracht haben. Zunächst verräth der Verf. eine geläuterte, von kirchlicher und dogmatischer Befangenheit freie Auffassung des Christenthums; und wenn auch unter den zehn Predigten des vorliegenden Heftes nur die erste einen eigentlichen Glaubenssatz behandelt, so geht doch aus ihr schon hervor, daß er keineswegs zu der Zahl Derer gehört, welche gewisse Kirchensatzungen über das einfache Bibelwort stellen, oder, wir haben Beispiele der Art oft genug in den Händen gehabt, in dem seltsamen Wahne stehen, daß sie um so erbaulicher predigen, je unverständlicher sie zu dem Volke reden. Die eben genannte Predigt ist eine Weihnachtspredigt, und beantwortet nach Joh. 1, 14. die Frage: was heißt: Christus ist Gottes Sohn? dahin, daß dieser 1. um des Geistes willen, mit dem er ausgerüstet war, 2. um des Werkes willen, zu dem ihn Gott berufen hatte, 3. um des Gehorsams willen, mit dem er seinem himmlischen Vater diente, 4. um der Liebe willen, die sein Herz erfüllte, und 5. um des Triumphes willen, der ihn verherrlichte, — also genannt werden müsse. Man findet also hier Nichts von der geheimnißvollen Abstammung Jesu, oder von dem unbegreiflichen und übernatürlichen Verhältnisse, in welchem er zu Gotte gestanden haben soll, zu deren An-

nahme

nahme und Geltendmachung unter Anderem namentlich jener johanneische Ausspruch Veranlassung gegeben hat; sondern Alles, was der Verf. darüber sagt, ist eben so allgemein faßlich, als biblisch begründet; wenn wir auch mit der Behandlungsweise dieses Gegenstandes nicht ganz einverstanden seyn können. Ferner gebührt den Predigten des Verfs. das Lob, daß sie ihre Hauptsätze auf zweckmäßige Weise einleiten, ihre Themata leicht und ungezwungen aus dem Texte entwickeln, in ihren Dispositionen den natürlichen Denkgesetzen meist immer entsprechen, und in ihren Ausführungen die zu Grunde liegenden Bibelstellen wenigstens nicht ohne alle weitere Berücksichtigung lassen. Z. B. „Das Loos des Guten in der Welt" über Luk. 8, 4—15. 1. Es verfehlt zwar nicht, Eindruck zu machen, aber dieser Eindruck ist bald wieder vertilgt; 2. es wird erkannt, aber nicht für ausführbar gehalten; 3. man fängt es an, ohne es fortzusetzen; 4. man wollte es recht gern, aber man kann keine Zeit dazu gewinnen. Luk. 14, 16—24. „Ueber die Erfahrung, daß so Viele ihr Glück muthwillig von sich stoßen." 1. Das geschieht, weil sie zu träge sind, das Glück zu ergreifen; dann zu leichtsinnig, um es nicht wieder zu verscherzen; oft auch zu stolz, es anzunehmen; und endlich zu verblendet, um es zu würdigen. 2. Daraus lernen wir bei geringen Mitteln uns beruhigen, mit unserer Zeit und unseren Kräften besser haushalten, und vor Allem nach dem Einen, was Noth ist, trachten. Matth. 7, 15—23. „Das Laster der Falschheit." 1. Achtet auf seine allgemeine Verbreitung a. im öffentlichen, b. im häuslichen, c. im religiös-sittlichen Leben. 2. Erschrecket vor seiner Häßlichkeit, denn a. es verfährt hier mit kalter Berechnung, b. macht das schöne, offene Menschenantlitz zum höllischen Blendwerke, und c. entweiht, was das Heiligste und Herrlichste ist. 3. Erkennet es in seiner giftigen Wirksamkeit; a. es untergräbt das öffentliche Wohl, b. zernagt die vestesten Bande, und c. erfüllt uns nicht selten mit den

den bittersten Gefühlen gegen die Welt. —. Nicht weniger beifallswerth ist weiter auch die Art und Weise, wie der Vf. seine Gegenstände durchführt. Er beurkundet dabei eine schöne Gedankenfülle, und ist deßhalb frei von jener Breite und Weitschweifigkeit, die mit vielen Worten am Ende nur Wenig sagt; er verbindet mit einem klaren Verstande, der das zu Beweisende bündig darthut, zugleich ein warmes Gefühl, das oft recht gemüthlich und ansprechend zum Herzen redet; und ein sorgfältiges Beobachten des innern und äußern Menschenlebens ist in seinen Predigten nicht zu verkennen, wenn man liest, wie dasselbe meist überall so wahr und treffend geschildert ist. Ueberhaupt möchten wir die mit wenigen Ausnahmen durchaus praktische Tendenz seiner Vorträge die vorzüglichste Eigenschaft derselben nennen; und daß er nie bloß im Allgemeinen redet, sondern stets auf besondere Fälle eingeht, und, was er sagt, durch Beispiele der Erfahrung, wie sie der Mensch an sich selbst und um sich her zu machen Gelegenheit hat, belegt und begründet, das ist es namentlich, weßhalb wir sie mit stets reger Theilnahme gelesen haben. So wird z. B. in der 2ten Pred. nach Ps. 139, 7—12. „die Macht des Gedankens an den allgegenwärtigen Gott" dargestellt, und es heißt im 2ten Theile, „dieser Gedanke ist eine furchtbar ernste Warnung vor dem Leichtsinne der Welt" S. 26. unter Anderem: „Welches ist nun der Leichtsinn der Welt, vor welchem gewarnt werden muß? Jene Sorglosigkeit ist es, in welcher die Meisten dahingehen, ohne sich je um das Heil ihrer Seele zu bekümmern, ohne sich je die große Frage zu beantworten: was muß ich thun, daß ich selig werde? Jener Wahn ist es, als sei es schon genug, nur da und dort ein Mal andächtig zu erscheinen; jene Schlaffheit ist es, mit welcher so Viele das heiligste Werk ihres Lebens, ihre sittliche Veredelung betreiben; jenes schnelle Vergessen ist es, in welches die heilsamsten Lehren, die rührendsten Eindrücke, die erschütterndsten Mahnungen begraben

wer-

werden. Jene Sicherheit ist es, in welcher man Nichts für sich fürchtet, Nichts an sich findet, weßhalb man unruhig seyn sollte; jenes ungläubige Lächeln ist es, das man nicht unterdrücken kann, wenn von den Zeiten der Trübsal und Angst, die dermaleinst kommen werden über den Sünder, wenn von der strafenden Gerechtigkeit Gottes geredet wird; jenes todte, unfruchtbare Leben ist es, was man so oft mit Trauer wahrnehmen muß, und welches dem Acker gleicht, der wüste gelassen wird. Die Welt glaubt zwar an Gott, aber sie fürchtet ihn nicht; sie verehrt ihn wohl, aber nur hier, nur innerhalb ehrwürdiger Mauern, nicht daheim, nicht draußen in ihren Freuden, nicht im Verkehre des Lebens; sie hört zwar zuweilen sein heiliges Wort, aber es begleitet sie nicht. O wie so Viele sind hier versammelt! Aber was thun sie daheim? Daheim ist ihnen das Göttliche verschwunden, da sind sie wieder in das Gleis ihrer Gewohnheiten getreten, da erwacht von Neuem ihr thörigter, engherziger Sinn, ihre beklagenswerthen Neigungen und Launen, da beginnen sie wieder das Spiel ihres Stolzes, ihrer Eitelkeit, ihrer armseligen Hoffnungen und Wünsche, da treibt sie ihre Habsucht, da brüten sie über argen Gedanken, da stören sie den Frieden des Hauses und vergällen den Ihrigen das Leben, da sind sie taub gegen die Wahrheit, die ihnen entgegengehalten wird." Welcher Geistliche hat nicht in dem Kreise seines Berufes Erfahrungen gemacht, die ihn nöthigen, die Wahrheit solcher Schilderungen mit voller Zustimmung zu unterschreiben? Müßten wir nicht fürchten, zu weitläufig zu werden, so könnten wir aus den vorliegenden Predigten noch gar manche Stelle dieser Art anführen; denn sie sind reich an trefflichen, tief in das Leben eingreifenden Bemerkungen. Daher begnügen wir uns, im Allgemeinen nur noch auf S. 30., (hauptsächlich zeitgemäß) auf den 1sten Haupttheil der 4ten Pred., und auf S. 50. u. 51. besonders aufmerksam zu machen. Endlich ist auch die Diction des Vfs.

 durch-

durchgängig edel und angemessen, seine Sprache kräftig und körnig, und sein Styl gebildet und fließend; und wenn er auch nicht ganz ohne Manier ist, und nicht selten allzu viele Fragen häuft, so hat er doch die Würde der Sache und des Ortes immer vor Augen, beleidigt nie den guten Geschmack, und beweist, daß er es verstehe, seine Zuhörer zu sich emporzuheben, ohne ihnen irgend unverständlich zu werden. Wir dürfen also seine Predigten als recht wackere Leistungen und als sehr zweckmäßige Erbauungsmittel dem Publicum mit gutem Gewissen empfehlen.

Die Unparteilichkeit erfordert jedoch, daß wir auch die Mängel nicht verschweigen, die wir an ihnen gefunden zu haben glauben. Gleich in der ersten Predigt, der wir oben schon gedacht haben, ist der Verf. den Beweis, um den es sich eigentlich handelt, schuldig geblieben. Denn so wahr auch Alles ist, was er von Jesu sagt, und so treffend er ihn auch in jeder Hinsicht als den Edelsten und Ausgezeichnetsten unter allen Menschen schildert, so fehlt am Ende doch immer eine deutliche und bestimmte Hinweisung auf den Zusammenhang, in welchem die geistige und sittliche Größe desselben mit jenem Namen steht. Es hätte daher wenigstens darauf aufmerksam gemacht werden sollen, daß im A. T. diejenigen Menschen, welche namentlich in religiöser Beziehung ausgezeichnet waren, Söhne Gottes genannt wurden, obschon im N. T. diese Benennung in noch eminenterem Sinne von Jesu als dem Messias gebraucht wird. Auch fehlt es dieser Predigt an aller praktischen Beziehung. Die Schilderungen, welche in der 2ten Predigt von der Macht des Gedankens an den allgegenwärtigen Gott gemacht werden, sind im Ganzen wahr und selbst erschütternd; in einzelnen Partieen aber übertrieben, und deßhalb verfehlt; es war überall nur die Möglichkeit, nicht die Wirklichkeit zu behaupten. Zugleich ist das Thema nicht ganz erschöpft, indem jener Gedanke zugleich die Hilfe und den Beistand Gottes einschließt,

schließt, und uns also auch zu redlicher Pflichterfüllung und gemeinnütziger Thätigkeit ermuntern kann. Auch die 3te Pred. „Das Loos des Guten auf Erden" erschöpft ihren Hauptsatz nicht durchaus; es ist die Verfolgung übersehen, welche das Gute nicht selten erfährt, und wofür namentlich das Beispiel Jesu anzuführen war. Der Text scheint drn Verf. zu dieser Mangelhaftigkeit verleitet zu haben. Auch fallen der 2te Untertheil — das Gute wird erkannt, aber nicht für ausführbar gehalten — und der 4te — man wollte es gern, kann aber keine Zeit dazu gewinnen — als einander untergeordnet zusammen. Von der 6ten Pred. gilt zunächst wieder, was wir von der 2ten gesagt haben, daß sie nämlich Etwas übertreibt, indem das Laster der Falschheit, von dem sie handelt, wohl nicht in dem Maße und in der Allgemeinheit herrscht, als es hier behauptet wird. Wenn überhaupt die Verdorbenheit der Menschen so groß und weit verbreitet wäre, als man uns hin und wieder glauben machen will, wo bliebe dann der bildende und veredelnde Einfluß des Christenthums? Am Wenigsten sollte irgend der Geistliche dergleichen nie zu erweisende Behauptungen aufstellen, weil damit, wenn nicht geschadet, doch sicher auch Nichts gebessert wird. Die 8te Pred. „Die Tugenden der Welt und die Tugend des Christen" über Luk. 18, 9—14. ist nach unserer Meinung ganz verfehlt. Vorerst versteht man unter dem Ausdrucke „Welt" im biblischen Sinne wohl nicht, wie der Verf. will, die große Masse der Menschen, sondern vielmehr die Gesammtheit Derer, die im Dienste der Sinnlichkeit dem Streben nach dem Geistigen und Himmlischen entfremdet sind. Daß aber dieser weder Tugend überhaupt, noch einzelne wahre Tugenden zugeschrieben werden können, versteht sich von selbst; und so erscheint an sich schon der Gegensatz des genannten Thema als unrichtig, weil er auf einer falschen Begriffserklärung beruht. Aber wollte man auch diese Erklärung gelten lassen, so wäre damit für die Giltigkeit des Gedankens

noch

noch Nichts gewonnen. Der Verf. behauptet nämlich: von der Tugend der Welt wisse man Viel, von der Tugend des Christen Wenig zu sagen; mit jener stelle man sich dreist, mit dieser zagend vor den Ewigen hin; jene lasse das Herz leer, diese mache es selig; jene verliere, diese gewinne den Preis. Aber weiß man denn z. B. von der Tugend, welche Jesus einst übte, und die doch wohl wahre Christentugend war, wirklich nur Wenig zu sagen? Oder darf nicht der Christ, im Bewußtseyn eines redlichen Tugendstrebens, sich getrost und vertrauend dem Ewigen nahen, so bescheiden er auch von sich denken mag? Machen nicht auch einzelne Tugenden, z. B. die von dem Verf. selbst genannte Rechtschaffenheit, das Herz leicht und zufrieden, und können wenigstens als glückliche Anfänge der gesammten Tugend betrachtet werden, die endlich den Preis gewinnt? Das Ganze läuft zuletzt auf den bekannten Unterschied zwischen Tugend und Tugenden, und darauf hinaus, daß allerdings der Mensch, so lange er noch auf einer niedern Stufe der Sittlichkeit steht, sich gern in eitler Selbstgefälligkeit des Guten rühmt, das er in einzelnen Fällen übt, der wahre Christ aber nie von einem Selbstruhme Etwas weiß, sondern im Bewußtseyn seiner Mangelhaftigkeit stets demüthig bleibt. Wollte aber der Verf. diesen Unterschied seinen Zuhörern recht klar und eindringlich machen, so mußte er gleich von Hause aus einen andern Weg einschlagen, und durfte am Allerwenigsten Behauptungen aufstellen, wie S. 81. „dem Christen ist Nichts bewußt von einer Güte und Großmuth des Herzens, von einem rastlosen, unermüdlichen Eifer in Besorgung seiner Obliegenheiten, Nichts von einer seltenen Uneigennützigkeit in seinen Diensten, Nichts von einer himmlischen Lauterkeit seines Gemüthes, Nichts von einem religiösen Sinne, von einem musterhaften Wandel, von Aufopferung seiner Kräfte. Von dem Allen besitzt er Nichts, und seine Tugend besteht eben darin, daß er weiß, er hat keine." Ist bei Anhörung dieser seltsamen

Aeuße-

Aeußerungen Jemand vielleicht auf den Gedanken gekommen, der sei ein wahrer Christ, der von keiner Tugend Etwas wisse, so hat der Verf. dieß offenbar auf seinem Gewissen. Auch wir haben ihn entweder nicht verstanden, oder wir begreifen nicht, wie ein Mann, der doch sonst recht wahr und vernünftig redet, auf solche Ungereimtheiten kommen kann. Sicher liegt in dem Gleichnisse vom Pharisäer und Zöllner etwas Anderes, als er darin gefunden hat. In der 9ten Pred. „Willst du glücklich seyn, so lerne demüthig seyn;" denn fühlst du deine Hinfälligkeit, die Armseligkeit deiner Werke, die Beschränktheit deines Geistes, und die Menge deiner Sünden, so wirst du den Himmel mehr lieben, als die Erde, dich ehren lassen, keine Auszeichnung begehren, und auch in bösen Tagen Gottes Güte preisen — haben wir auszusetzen, daß sich eine Verwechselung oder vielmehr Vermischung der beiden Begriffe „Demuth" und „Bescheidenheit" durch die ganze Ausführung hindurchzieht. Aufgefallen sind uns übrigens S. 91. die doch allzu speciellen Worte: du wirst Rath, ohne jemals einen Rath gegeben zu haben. In der 10ten Pred. endlich wird eine Gleichgiltigkeit gegen das Irdische und gegen die Sorge für dasselbe verlangt, die wohl auf mißverstandenen Ausdrücken der Schrift beruht, und mit den äußeren Lebensverhältnissen in den meisten Fällen gewiß unverträglich ist. Auch würden wir uns nie erlauben, auf der Kanzel auszurufen: verschmähet das Pfeifen und Trommeln der Welt, das sie mit dem Namen Musik bezeichnen will —, oder ohne besondere Veranlassung das lobenswerthe Verhalten gewisser Individuen in der Gemeinde auf eine Weise namhaft machen, daß Jedermann wissen kann, wer gemeint ist —. Es ist in der That um so mehr zu wünschen, daß der Verf. bei der Ausarbeitung seiner kirchlichen Vorträge künftig Anstößigkeiten, wie wir sie eben gerügt haben, vermeiden lerne, je mehr dieselben, davon abgesehen, als sehr gediegene und lobenswerthe Leistungen bezeichnet werden müssen.

Die Geistesgaben der ersten Christen, in's Besondere über die sogenannte Gabe der Sprachen. Eine exegetische Entwickelung von Dr. David Schulz, königl. Consistorialrathe und Professor der Theologie. Breslau, im Verlage von Gosohorsky. 1836. 189 SS. 1 Thlr.

Rec. ist durch die mannigfaltigsten Berufsgeschäffte seither verhindert worden, die ihm gleich nach dem Erscheinen vorgenannter Schrift übertragene kritische Anzeige derselben in diesen Blättern zu besorgen. Da aber durch die seither an's Licht getretenen Untersuchungen von Baur und Wieseler über denselben Gegenstand, welcher den Inhalt der Abhandlung des Hrn. Dr. Schulz ausmacht, die Lösung des fraglichen Problemes nicht weiter gefördert, sondern eher rückgängiger gemacht worden ist, und jene Abhandlung deßhalb noch ganz denselben wissenschaftlichen Werth behauptet, wie zur Zeit ihres Erscheinens: so kommt auch unsere Beurtheilung derselben nicht zu spät, und am Wenigsten in solchen Kreisen, in welche etwa die Kunde von ihr noch nicht gedrungen seyn sollte.

Die Glossolalie (γλώσσαις, γλώσσῃ, ἐν γλώσσῃ λαλεῖν) im Urchristenthume, in's Besondere wie sie sich am ersten christlichen Pfingstfeste und in der korinthischen Gemeinde zeigte, ist eine so merkwürdige und wenigstens für uns Abendländer so räthselhafte Erscheinung, daß sie die maßlosesten Untersuchungen und Discussionen, die abenteuerlichsten und aberwitzigsten Vermuthungen veranlaßt hat. Um so größere Freude muß es erwecken, daß ein so unbefangener, besonnener und gelehrter historisch-kritischer Forscher, wie Hr. Dr. Schulz, diese Erscheinung zum Gegenstande einer ausführlichen monographischen Untersuchung gemacht hat, und zwar, wie wir glauben, mit so glück-

glücklichem Erfolge, daß das Wesentliche seines Resultates je länger, desto mehr der allgemeinen Zustimmung sich erfreuen wird, wie es denn auch schon von Knobel in seinem Werke über den Prophetismus, von Meyer in seinem Commentare zum ersten Korinther-Briefe und theilweise von de Wette im exeget. Handbuche zur Apostelgesch. anerkannt worden ist. Auch Rec. gesteht mit Freuden, der lichtvollen Entwickelung und Beweisführung des Verfs. wesentliche Belehrung und Aufklärung über den dunkeln Gegenstand zu verdanken.

Da die Glossolalie vom Apostel Paulus 1 Kor. 12, 4 ff. 28 ff. als Species dem Gattungsbegriffe der Geistesgaben oder freien Huldgeschenke der Gnade Gottes durch den heiligen Geist subsumirt wird: so hat der Verf. sehr richtig nach der Einleitung (S. 1—6.) im ersten Abschnitte, „vom Gottesgeiste, dessen Wirksamkeit und Gaben überhaupt" (S. 7—29.), den biblischen Begriff des heiligen oder göttlichen Geistes und der von ihm abgeleiteten Gaben und Eigenschaften zum Ausgangspuncte seiner Untersuchung genommen, obschon uns in diesem ganzen ersten Abschnitte nichts Neues aufgestoßen ist, außer S. 23 f. die interessante Bemerkung über χαρίσματα ἰαμάτων. In den Stellen nämlich, wo dieser Geistesgabe Erwähnung geschieht (1 Kor. 12, 9. 28. 30.), steht von beiden Wörtern der Plural, während sonst von einzelnen Gnadengaben immer der Singular χάρισμα die Regel ist, und für Krankenheilung nicht ἴαμα, sondern ἴασις gewöhnlich ist. Hr. Dr. Schulz bemerkt daher: „Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß auf die verschiedenen Krankheitszustände und Heilmittel oder Heilungsmethoden, welche in Betracht kamen, damit hingewiesen werden sollte." Uebrigens wäre wohl eine ausführliche historische Untersuchung über die im apostolischen Zeitalter und noch einige Zeit darüber hinaus unleugbar vorkommende Gabe, auf außerordentliche Weise Krankheiten zu heilen, nicht an unrechter Stelle gewesen, so schwierig auch die-

ser Gegenstand ist und so wenig man auch völlig genügende Aufklärung darüber erwarten kann. — Bei Erörterung des Begriffs vom heil. Geiste wünschten wir eine schärfere Auseinanderhaltung der verschiedenen Momente desselben. Der allgemeine Begriff desselben ist bekanntlich Kraft und Wirksamkeit Gottes im Unterschiede vom Seyn Gottes an sich. Daher erscheint der göttliche Geist 1) als kosmisches Princip, oder die göttliche Wirksamkeit in der physischen Weltordnung, Schöpferkraft, Urquell alles physischen Lebens (1 Mos. 1, 2. 2, 7. 6, 3. Ps. 33, 6. 104, 29. 30. Hiob 27, 3. 33, 4. 34, 14. 15. B. Weish. 1, 7. 12, 1. Luk. 1, 35.); 2) als ethisches Princip oder als Wirksamkeit Gottes in der unsichtbaren Welt des Geistes, in der moralischen Weltordnung und zwar a. als Princip und Quelle aller Intelligenz; b. als das Princip der moralischen Kraft, der Tugend, Frömmigkeit u. s. w.

Im zweiten Abschnitte (S. 30—56.) stellt der Verf. die seither vorgetragenen wichtigsten Meinungen über die Formeln γλώσσῃ λαλεῖν, γλώσσαις λαλεῖν u. s. w. zusammen, und unterwirft sie einer scharfsinnigen Prüfung. So Manches sich auch an einzelnen Argumenten mäkeln ließe, so wird man doch die Kritik des Verfs. im Ganzen und Allgemeinen für schlagend und überzeugend anerkennen müssen. Im dritten Abschn. (S. 57—93.) gibt derselbe eine ausführliche und speciale Kritik der kirchlichen Ansicht, daß die Glossolalie ein Reden in fremden, vorher ungelernten Sprachen gewesen sei, er läßt hier „eine lange Reihe von Gründen, wie eine sieghafte Kämpferschaar gegen die vermeintlichen Sprachen neben einander auftreten.“ Wir können hier nur die vorzüglichsten dieser Gründe herausheben, indem wir die vom Verf. gewählte Zahlbezeichnung derselben beibehalten. 1) Schon an sich sei es eine höchst seltsame, dem denkenden Geiste sofort anstößige Zumuthung, daß er sich vorstellen soll, durch unmittelbares Wunderwerk der Gottheit sei jenen ersten Christen urplötzlich die vollständige lexikalisch-

kalisch-grammatische Kenntniß einer, oder mehrerer, oder aller ihnen zuvor unbekannter Sprachen sammt der Fertigkeit, sie zu sprechen, eingegeben worden, zumal wenn man bedenke, welche eine lange Uebung dazu gehöre, sich nur der Muttersprache bis auf solchen Grad zu bemächtigen, daß man im Kreise der Gebildeten mit ihr bestehen könne. Aber mit dem Erlernen und Behalten einer Summe von Wörtern und Redensarten sei es noch nicht genug, um sich eine fremde Sprache anzueignen; es gelte vielmehr die Auffassung einer neuen Welt von Anschauungen und Ideeen nebst deren Grund' und Zusammenhange. Wer in ein fremdes Sprachgebiet übertrete, könne sich nur allmälig in dessen Organismus hineinleben, nur nach und nach in der neuen Form der Gedankenmittheilung sich bewegen. Und weil jedes Erlernen einer fremden Sprache zugleich Erweiterung des ganzen Gesichtskreises, somit wesentliche Umgestaltung (??) des Menschengeistes nothwendiger Weise mit sich führe: so falle in die Augen, welch' arge Störung und Verwirrung durch urplötzliches Einflößen vollständiger Kenntniß vieler Sprachen in den Seelen Derer angerichtet werden müßte, denen solche Gewalt widerführe. — So schlagend nun auch dieser Beweis für jeden denkenden Menschen seyn muß: so wenig ist er es doch für den starren Supranaturalismus. Denn welches Unglaubliche hat derselbe nicht schon geglaubt, indem er sich auf seinem Standpuncte stets hinter die Nebelhülle der absoluten Unbegreiflichkeit des Wunders zurückzieht! 2) Es läßt sich kein Gottes würdiger Zweck eines solchen Wunders denken, da in damaliger Zeit für den Beruf der Christusverkündiger die Kenntniß der griechischen Sprache ausreichte. 4) Es komme in der Geschichte des Urchristenthums kein Beispiel vom Gebrauche fremder Sprachen vor; Paulus verstand nach Apstgsch. 14, 11 ff. kein Lykaonisch, und Petrus bedurfte nach (dem Zeugnisse des Presbyter Johannes in einem Fragmente des Papias bei) Euseb. III, 39. eines Hermeneuten. 5) Bei Voraussetzung, die

die Glossolalie sei ein Reden in fremden Sprachen, müsse es auffallen, daß nirgends angezeigt werde, in welcher fremden Sprache sich die einzelnen Redner haben vernehmen lassen. Ueber diesen Punct ist jedoch Rec. anderer Ansicht, da er in Apstgsch. 2, 7—11. allerdings eine solche vom Verf. vermißte Stelle findet. Dieß hängt aber mit der Hauptdifferenz zusammen, in welcher wir uns mit Hrn. Dr. Schulz befinden, und wird daher unten genauer zur Sprache kommen. 8) Es sei undenkbar, daß Einer, der eine fremde Sprache rede, nicht selbst den Hermeneuten machen könne, sondern dazu erst der Hilfe eines Andern bedürfe. Solle man annehmen, daß der Glossenredner, während er sprach, seine Volkssprache vergessen und sich selber nicht verstanden habe? Auf solche Vorstellungen müßte, bei consequenter Durchführung der orthodoxen Erklärung, des Apostels Rede 1 Kor. 14, 5. 13. führen. 11 u. 12) Nirgends mache der Apostel Paulus einen Gegensatz zwischen einheimischer (πατρίῳ διαλέκτῳ oder ἐπιχωρίῳ γλώσσῃ) und fremden Sprachen, vielmehr stelle er in dem ganzen 14. Capitel des ersten Korintherbriefs der Glossolalie die προφητεία und διδασκαλία, so wie dem διὰ τῆς γλώσσης oder ἐν γλώσσῃ λαλεῖν das διὰ τοῦ νοός λαλεῖν (1 Kor. 14, 19.) entgegen. Daraus würde aber, bei consequenter Durchführung der orthodoxen Erklärung, folgen, daß man in fremden Sprachen ohne Verstand und Ueberlegung (ἄνευ τοῦ νοός) reden könne. Deßgleichen müßte man annehmen, daß die fremden Sprachen zur Prophetie und Lehre sich nicht geeignet hätten. — Unter Nr. 13. fragt Hr. Dr. Schulz: „Was fangen wir mit dem Gegensatze: Sprachen der Menschen und Sprachen der Engel an? 1 Kor. 13, 1. Sollen wir uns die Engel in Völkerschaften, wie die Nationen auf der Erde getheilt denken, deren jede ihre eigenthümliche, nach Wortformen, Grammatik, Syntax, von den übrigen verschiedene Sprachen redet? — — Hierzu kommt noch, daß nicht abzusehen

sehen ist, was eine Sprache vor der andern, nämlich als Sprache, die Einer redet, vorausshaben und warum vorzüglicher erscheinen sollte." Diesen Grund kann aber Rec. durchaus nicht als trifftig anerkennen. Denn bekanntlich findet unter den Sprachen, je nach ihrem grammatikalischen und lexikalischen Reichthume, nach ihrer logischen Gesetzmäßigkeit, rhetorischen Erhabenheit, Euphonie u. dgl., allerdings eine Stufenleiter der Vorzüglichkeit Statt. Besaß nun Einer die Kenntniß einer dieser vorzüglicheren Sprachen, so konnte er mit Fug' und Rechte einer höheren Gnade des heil. Geistes gewürdigt erscheinen. Ein Unterschied der Engel nach Völkerschaften und eine darnach sich bestimmende Verschiedenheit ihrer Sprachen folgt aber keineswegs aus 1 Kor. 13, 1., sondern die Sprache der Engel wurde nur als die edelste und erhabenste den verschiedenen Sprachen entgegengesetzt. Eben so wenig können wir mit Demjenigen einverstanden seyn, was der Verf. unter Nr. 15. bemerkt: καιναὶ γλῶσσαι (Mark. 16, 17.) und ἕτεραι γλῶσσαι (Apstg. 2, 4.) könne nur solche Sprachen bezeichnen, welche früher noch nicht existiert, sondern erst neuerdings entstanden und in Gebrauch gekommen seien. Wolle man aber jenes καιναί und ἕτεραι lediglich als Gegensatz von der den Urchristen bis dahin allein bekannten und gebräuchlichen Sprache fassen: so müsse ein Jeder zugeben, daß man diese Bedeutung gedachten Wörtern für sich allein nicht ohne Weiteres beimessen dürfe. Hiervon sieht Rec. den Grund nicht ein, und Hr. Sch. hat auch keinen Grund angeführt. Doch auch dieser Punct hängt mit unserer, weiter unten zu besprechenden, von der Meinung des Verfs. abweichenden Ansicht zusammen, wie denn der Verf. auch noch vieles Andere geltend macht, weßhalb an keine fremden Sprachen in dem 2ten Cap. der Apostgesch. zu denken sei. —

Im dritten Abschnitte (S. 94—121.) läßt der Vf. unter der Aufschrift: „Sprachliche Ausmittelung," eine gründliche

liche und gelehrte sprachliche Untersuchung über γλώσσαις λαλεῖν und die verwandten Redensarten folgen, und zwar 1) über λαλεῖν, und über den Unterschied desselben von λέγειν und den übrigen Synonymen. Das Resultat ist kurz dieses: λαλεῖν heißt: laut werden Mittels der Stimmorgane (γλῶσσα, στόμα, χεῖλη), sich vernehmen lassen, daher es von unarticulirten Tönen, dem bloßen Lallen, ja selbst von Thieren und leblosen Gegenständen (in der Prosopopöie) gebraucht wird, dann besonders von Lobpreisungen Gottes, Dankgebeten und lobenden Jubelgesängen, ferner von feierlichen Aussprüchen, göttlichen Mittheilungen durch himmlische Boten, Herolde, Propheten und Apostel, ja auch durch Christum selbst, den heiligen Geist und Gott, deßgleichen durch die sogenannte Bath-Kol. „Demnach," bemerkt Hr. Dr. Schulz S. 97., „hat es λαλεῖν ursprünglich nicht sowohl mit der Gedankenwelt, als mit der Tonwelt zu thun, und unterscheidet sich dadurch sehr bestimmt von λέγειν, ἐρεῖν, εἰπεῖν, φράζειν und verwandten Zeitwörtern, welche immer unmittelbar auf den Gegenstand Bezug nehmen, welcher ausgesagt wird." Daher stehe vor einem Kolon, hinter welchem ein anzuführender Redeinhalt folge, niemals λαλεῖν; sondern eins der andern genannten Zeitwörter; daher werde niemals von schriftlichen Mittheilungen λαλεῖν oder κηρύσσειν gebraucht; daher auch niemals ἡ γραφὴ λαλεῖ bei Einführung alttestamentlicher Citate. — Unter Nr. 2. (S. 100—114.) dieses Abschnittes untersucht der Verf. die Bedeutungen von γλῶσσα und διάλεκτος. Alle Bedeutungen des Wortes γλῶσσα werden auf die Grundbedeutung Zunge zurückgeführt. Wenn aber Hr. Sch. S. 103. bemerkt, daß zur Bezeichnung von „wirklich verschiedenen Sprachen γλῶσσα nicht vollkommen gerecht" sei, sondern nur διάλεκτος, „und in dieser Beziehung nicht leicht vorkommen dürfte," so hat er sich von seinem polemischen Interesse offenbar zu weit führen lassen, und die von ihm selbst S. 105 f. angeführten Stellen

LXX Jes. 19, 18. (λαλοῦσαι τῇ γλώσσῃ τῇ χαναανίτιδι); Theodot. zu Daniel 1, 4. (διδάξαι αὐτοὺς γράμματα καὶ γλῶσσαν χαλδαίων) zeugen gegen ihn. Nach dieser Vorbereitung wird denn der Sinn der Redensarten λαλεῖν γλώσσῃ, γλώσσαις, ἐν γλώσσῃ, διὰ γλώσσης so bestimmt: mit der Zunge laut werden, Mittels des Stimmorganes sich vernehmen lassen.

Im fünften Abschnitte (S. 122—161.): „Zusammenfassende Erklärung und Ergebniß," folgt endlich die Hauptuntersuchung über das Wesen der Glossolalie. Der Verf. beginnt dieselbe mit einer Erörterung über die Vorstellungen des Alterthums von höheren Erregungen der Seele, in's Besondere der religiösen Begeisterung, welche von der Einwirkung der Gottheit abgeleitet wurde, bei der die klare Verstandesthätigkeit gänzlich zurücktrat. Die höchste Steigerung dieses Zustandes war die Ekstase, Entzückung oder Entrückung, was dem Verf. Veranlassung gibt, die biblischen Stellen des N. Ts., welche von letzterer handeln, ausführlicher zu besprechen. Je mehr aber im Zustande der Begeisterung vor dem überwallenden Strome des Gefühls und der Phantasie das klare Selbstbewußtseyn und die verständige Reflexion zurücktrat, um so näher mußte die Ansicht liegen, daß ein höheres Wesen von der menschlichen Persönlichkeit Besitz genommen habe. Der Verf. hat, wie sich von selbst versteht, diese alterthümliche Vorstellung nicht unberührt gelassen, namentlich hat er S. 126. sich auf die berühmte Stelle des Platon von der Manie, oder dem heiligen „Wahnsinne," im Timäus p. 71. ed. Stephan. bezogen, doch hätte Rec. eine ausführlichere Erörterung gewünscht. Es war hier die einfach fromme und religiöse Ansicht von der metaphysisch und dogmatisch durchgebildeten zu unterscheiden. Nach der ersten wurden, wie überhaupt von der religiös-begeisterten Weltansicht, alle erhabene und für Menschenwohl ersprießliche, besonders die Regungen der Religiosität und

und Frömmigkeit, höhere Einsichten u. dgl. auf den letzten Urquell alles Guten, auf die Gottheit selbst, zurückgeführt, ohne daß über das Wie weiter reflectirt wurde. Nach der dogmatischen Ansicht dagegen, wie sie sich im griechischen Orakelwesen und in der platonischen Schule ausspricht, trat während des Zustandes der Begeisterung oder des heil. „Wahnsinnes" die menschliche Geistesthätigkeit gänzlich zurück, und ihre Stelle wurde einzig von der inspirirenden göttlichen Wirksamkeit eingenommen. Platon erklärt sich hierüber ausführlicher im Jon, im Phädrus und in der schon genannten Stelle des Timäus. Rec. wird die hierher gehörenden Vorstellungen des griechischen Alterthums demnächst an einem andern Orte ausführlicher entwickeln. In der heil. Schrift läßt sich nur die erste Vorstellungsweise nachweisen, die zweite hat, wie wir sehen werden, nur in der Glossolalie des Urchristenthums eine Analogie. Allen Falls könnte man auch die jüdischen Vorstellungen von der Wirksamkeit der Dämonen in den Besessenen hierher ziehen, doch sind diese wohl niemals zu jener Bestimmtheit fixirt gewesen, mit welcher von der platonischen Schule die göttliche Inspiration gedacht wurde.

Was die Wirkungen der begeisterten Zustände und die Erscheinungen betrifft, unter welchen sich die außerordentliche Gemüthsbewegung äußerlich zu erkennen gab, so mußte, wie Hr. Dr. Schulz S. 131 f. sehr richtig bemerkt, die Gestalt und Form derselben im Allgemeinen von der Beschaffenheit des innern Gefühles abhängig seyn. „In anderen Gesten und Lauten geben sich die Gefühle beseligender Lust und Freude, in anderen die des niederbeugenden Schmerzes und der Trauer dem Betrachtenden zu erkennen, wenn auch beiden gemeinsam war, daß sie unaufhaltsam hervorbrechend sich so [illegible] sagen Luft machten." — „In Lauten konnte das erhöhte Gefühl einerseits sich kundgeben durch Lachen, Jauchzen, Frohlocken, Singen; auf der andern Seite durch Weinen, Stöhnen,

nen, Seufzen, Schluchzen, Jammern, Winzeln, Heulen, Schreien, Wehklagen. In Gesten, außer den Geberden des Antlitzes, durch Tanzen und Springen auf der einen, durch Verzerrung der Glieder, sich Winden, Niederwerfen auf die Erde, Raufen der Haare, Zerreißen der Kleider und andere Zeichen von Angst und Noth oder tiefstem Leiden." Nach diesen Prämissen geht der Verf. S. 133—138. diejenigen neutestamentlichen Stellen durch, in welchen von gesteigerten Gemüthsbewegungen die Rede ist, damit sogleich erkannt werde, aus welcher Quelle auch die neutestamentliche Glossolalie abzuleiten, welcher Art von Geistesthätigkeiten sie beizuzählen sei. Der Verf. verweist dieselbe nämlich in das Gebiet der Entzückungen, und stellt sie dar als „Wirkung und Folge des zum höchsten Enthusiasmus gesteigerten christlichen Wonnegefühles, welches sich vorzugsweise unter der Form gottbegeisterter Andacht und exaltirter Lob- und Dankgebete darstellte;" indem nämlich die lebendige Erwägung des in Christo erschienenen Heiles, das Bewußtseyn der unmittelbaren Gottesgemeinschaft die Seele des Christgläubigen auf Momente bis in's Ueberschwängliche entzückte. Die Aeußerungen dieser Entzückung waren Töne und Gesten der Lust, Jauchzen und Lobsingen, Hallelujarufen und Frohlocken durch Ausdrücke und Geberden. Der Verf. erläutert diese Ansicht durch mancherlei Analogieen sowohl aus der Bibel, als auch aus dem classischen Alterthume. Unter jenen heben wir nur hervor das Beispiel Sauls, von welchem 1 Sam. 19, 23 f. berichtet wird, daß der Geist Gottes über ihn gekommen und er sich wie Enthusiast geberdet, seine Kleider abgeworfen und Tag und Nacht in solchem Zustande entblößt dagelegen habe; oder des David, welcher nach 2 Sam. 6, 14—16. 1 Chron. 15, 27 ff. angethan mit einem leinenen Schulterkleide, laut jauchzend, tanzend und springend unter Posaunenschalle und Cymbelnklange vor der Bundeslade einherschritt.

schritt. Aus dem Griechenthume vergleicht Hr. Dr. Schulz mit der Glossolalie die Dithyramben, als die kühnsten Aufschwingungen lyrischen Gesanges zu Ehren des Bakchus, welche ebenfalls leicht in schwülstige Uebertreibung und phantastisches Toben umbändiger Bakchanalien umschlugen. Zur Empfehlung der genannten Erklärung gibt Hr. Dr. Schulz besonders zu erwägen, daß, während doch sonst im N. T. Gebet und Andacht als Werk des heil. Geistes dargestellt wird (z. B. Röm. 8, 15. 26. 27. u. v. a. St.), man in der Aufzählung der Geistes- oder Gnadengaben gerade das Gebet vermißt. Dagegen wird als Inhalt der Glossolalie ausdrücklich Lob und Dank gegen Gott genannt: Apstgsch. 2, 11.: *λαλεῖν τὰ μεγαλεῖα τοῦ θεοῦ*. 10, 46.: *μεγαλύνειν τὸν θεόν*; 1 Kor. 14, 14 ff.: *προσεύχεσθαι γλώσσῃ, ψάλλειν, εὐλογεῖν, εὐχαριστεῖν*; V. 2.: *οὐκ ἀνθρώποις λαλεῖ ἀλλὰ θεῷ*. Zudem werde gerade der Zunge (*γλῶσσα*) in den biblischen Büchern so oft diese höchste Bestimmung angewiesen, daß sie in Gebeten Gott lobpreisen und verherrlichen solle, Röm. 14, 11. Philipp. 2, 11. u. a. St. Als besonders instructiv fügt Rec. die Stelle Ps. 39, 4. bei, in der LXX, wo das *λαλεῖν ἐν γλώσσῃ* als Folge des Tobens der Begeisterung, des im Innern brennenden Feuers dargestellt wird. Rec. ist der Meinung, daß man mit *γλώσσῃ λαλεῖν* ein solches Reden bezeichnen wollte, bei welchem die Zunge unwillkürlich vom innern Drange der Begeisterung in Bewegung gesetzt wird, und eigentlich allein am Menschen thätig ist, die Gedanken aber lediglich vom Geiste Gottes eingegeben werden, während alles übrige Reden Ausdruck des eigenen vernünftigen menschlichen Denkens ist. Diese Erklärung wird empfohlen durch den Gegensatz *τῷ νοΐ λαλεῖν* (nach der richtigeren Lesart an Statt *διὰ τοῦ νοός*) in 1 Kor. 14, 19., so wie durch die auch von Hrn. Dr. Schulz anerkannte Aehnlichkeit der Glossolalie mit der griechischen Manie (denn nach 1 Kor. 14, 14. 15. 18. trat

in

in dem Zungenredner der νοῦς, als das Vermögen klarer und besonnener Reflexion zurück), endlich, was Hr. Dr. Sch. unbeachtet gelassen hat, durch die Analogie der jüdisch-alexandrinischen Ansicht von der Prophetie und Inspiration, in welcher, wie sie von Philo beschrieben wird, nur die Sprachwerkzeuge am Menschen thätig sind und vom Geiste Gottes in Bewegung gesetzt werden: rer. divin. haer. Tom. II. p. 511. ed. Mangey. Man könnte Recn. zwar einwenden, daß ja der Apostel nicht alle subjective Geistesthätigkeit in den Glossenrednern ausgeschlossen denke, sondern eine Theilnahme ihres Gemüthes (τοῦ πνεύματος αὐτῶν) annehme (1 Kor. 14, 2. 14. 15. 16.). Allein dieß kann bloß die subjective Ansicht des Apostels von der Sache seyn, während es einer zum größten Theile aus griechischen Heidenchristen bestehenden Gemeinde, wie die korinthische war, sehr nahe liegen mußte, die Glossolalie als totales Ergriffenseyn von der Gottheit sich zu denken nach Art der griechischen Manie, wie sich denn die Bezeichnung der Sache durch γλώσσῃ, ἐν γλώσσῃ λαλεῖν u. dgl. zuerst im Schooße heidenchristlicher Gemeinden gebildet haben mag. Wendet man nun die vorgetragene Erklärung auf Cap. XII. XIV. des ersten Korintherbriefs an, so wird sich keine einzige Erscheinung finden, die nicht ihre bequeme Lösung fände. Bloß der Pluralis γλώσσαις λαλεῖν könnte einige Schwierigkeit machen, da derselbe in V. 5. 6. u. 18. auch von einem Einzelnen gebraucht ist, wo sich also ein Pluralis der Kategorie nicht annehmen läßt. Allein auch diesen Pluralis erklärt Hr. Dr. Schulz in einem Nachtrage zu vorliegender Schrift in Ullmann's und Umbreit's theologischen Studien und Kritiken 1839, 3. Heft, auf eine sehr befriedigende Weise durch: „Aeußerungen, in welchen das Organ der Zunge sich kundgibt, Jubelstimmen, Lobgesangsweisen."

Daß mit der korinthischen Glossolalie diejenige, welcher in Apgsch. 10, 46. und 19, 6. Erwähnung geschieht, identisch

 sei,

sei, bedarf kaum einer Erinnerung. Hr. Dr. Schulz geht aber noch weiter und sucht seine Erklärung auch auf das ἑτέραις γλώσσαις λαλεῖν in Apstgesch. Cap. II. und καιναῖς γλώσσαις λαλεῖν anzuwenden bei Marc. 16, 4., indem er meint, es seien damit neue, ungewohnte Lobgesangsweisen bezeichnet (S. 140.). Allein hier kann Rec., wie schon oben bemerkt wurde, nicht umhin, dem Hrn. Verf. zu widersprechen. Zwar befolgt Letzterer (S. 58.) den sehr richtigen Grundsatz, daß die Untersuchung von der paulinischen Darstellung ausgehen müsse. „Denn nicht nur ist seine Darstellung die frühere der Zeit nach, die des Lukas, und, wenn man der καιναὶ γλῶσσαι am Ende des zweiten Evangeliums zugleich hier gedenken will, auch die des Marcus, die spätere; sondern, was Viel wichtiger ist, die des Paulus beruht auf ihm lebendig gegenwärtigen Thatsachen, während die Berichte der beiden anderen Evangelisten nur aus der Ferne her auf dem Wege der Ueberlieferung an die Referenten gelangt sind, welche das Erzählte nicht mit erlebt und keine anschauliche Kenntniß von dieser, wie es scheint, nicht aller Orten vorgekommenen Erscheinung selbst besaßen." Allein eben aus dem zuletzt angeführten Grunde muß auch hinwiederum jeder der beiden Schriftsteller aus sich selbst erklärt werden; und erst nachdem dieß geschehen, können beide Darstellungen darauf angesehen werden, ob und in wieweit sie sich mit einander in Harmonie bringen lassen. Hr. Dr. Schulz dagegen hat sich von seinem harmonistischen Streben offenbar zuweit führen lassen. Zwar bringt er S. 85 ff. eine Menge Gründe bei gegen die Annahme, daß sich die galiläischen Christen am Pfingstfeste in fremden, vorher nicht gelernten Sprachen hätten vernehmen lassen, aber durch alle diese Gründe wird nur die historische, keineswegs aber die exegetische Realität des Sprachen-Wunders widerlegt. Wollte man derartige Gründe gelten lassen, so würde ja die natürliche Erklärung der Wunder, in der Form, in welcher sie

von

von Hrn. Dr. Paulus gehandhabt wurde, in allen Fällen gerechtfertigt erscheinen. So wiederholt z. B. unser Verf. die schon oft vorgebrachten Gründe, daß die V. 9—11. aufgezählten Völker nicht eben so viele verschiedene Sprachen geredet haben könnten. Allein wenn auch Lukas dieß nicht behaupten, sondern nur, in der Weise der neutestamentlichen Schriftsteller, eine oratorisch-gehäufte Sammlung von Beispielen geben will; so geht doch sein Zweck unverkennbar darauf hinaus, zu zeigen, daß die verschiedenartigsten Völker in den Vorträgen der Galiläer ihre Muttersprache (διάλεκτον ἐν ᾗ ἐγεννήθημεν) vernommen hätten. Der Vf. bemerkt (S. 89.) ferner: „Eben so gewönne es nach dem Grundtexte (bei dessen buchstäblicher Erklärung) den Anschein, als ob Jeder von den Herzugelaufenen für sich allein die Bemerkung gemacht hätte, daß die Begeisterten ins'gesammt die ausländischen Sprachen geredet, und doch war Dieses wahrzunehmen Keiner von ihnen im Stande, sondern des Einzelnen Beobachtung und Urtheil konnte sich lediglich auf die ihm selber bekannte Mundart, keineswegs über das Ganze erstrecken." Aber dieser Grund beweist nur so Viel, daß sich das von Lukas erzählte Wunder zu keiner deutlichen Anschauung bringen läßt. Ganz Dasselbe gilt aber auch von manchen in den Evangelien erzählten Wundern, namentlich von dem Wunder der Brodvermehrung in der Speisung einer ungeheuern Volksmenge, ohne daß daraus gefolgert werden kann, die Referenten hätten kein Wunder erzählen wollen. Wenn endlich Petrus in der Rechtfertigungsrede, V. 14 ff., mit keinem Worte des Staunens der Menge ob der fremden Sprachen gedenkt, sondern von Aeußerungen höherer Begeisterung spricht, welche nach uralter prophetischer Weissagung in der messianischen Zeit sich kundthun sollten, so bietet zwar diese Rede einen Fingerzeig zur Ausmittelung des eigentlich historischen Thatbestandes an jenem Pfingstfeste, kann aber keineswegs die Ueberzeugung begründen, daß Lukas auch im Vorhergehenden

gehenden kein Wunder erzählen wolle. Wollte man den Grund des Verfs. gelten lassen, so könnte man mit demselben Rechte auch aus Matth. 16, 5 ff. und Joh. 6, 30 f. folgern, beide Evangelisten hätten die Speisung der Fünftausend für kein Wunder gehalten. Denn nach der ersten Stelle benehmen sich die Jünger, und nach der zweiten das Volk in einer Weise, als ob sie kurz vorher nicht die geringste Erfahrung vom größten aller Wunder, der Brodvermehrung, gemacht hätten. Die ganze Ansicht des Hrn. Verfs. scheitert aber an der gewaltsamen Erklärung der betreffenden Worte, zu welcher er sich genöthigt sieht. Nach seiner Meinung sollen die Fremden voraussetzen, die Christenversammlung bestehe aus lauter Galiläern; sie sollen darüber erstaunt seyn, daß diese ungebildeten Galiläer zu prophetischem Enthusiasmus hingerissen werden (Joh. 1, 52.: ἐκ τῆς Γαλιλαίας προφήτης οὐκ ἐγείρεται), dann aber auch, daß sie sich Statt der bisher üblichen heiligen Sprache in der damals gemeinüblichen Weltsprache, nämlich der griechischen in ihren verschiedenen Provinzialmundarten und den darin gebräuchlichen Lobgesangsweisen vernehmen lassen. Hr. Dr. Schulz scheint also mit früheren Vertheidigern der natürlichen Erklärung des in Rede stehenden Wunders anzunehmen, jene Voraussetzung der staunenden Menge, daß die Christenversammlung aus lauter Galiläern bestehe, sei irrig gewesen. Allein was berechtigt ihn zu dieser Annahme? Da nämlich die irdische Wirksamkeit Christi hauptsächlich auf Galiläa sich beschränkt hatte, so war die Voraussetzung jener Menge gewiß nicht ganz leer, wenn auch ein Theil der Christen der Provinz Judäa angehören mochte. Wie dem aber auch sei, die Christenversammlung bestand sicherlich aus lauter Palästinensern. Wie sollen diese nun mit den verschiedenen Mundarten der auswärtigen hellenistischen Juden bekannt geworden seyn, ganz davon abgesehen, daß bekanntlich seit Alexanders des Großen Zeit eine sogenannte διάλεκτος κοινή sich gebildet, und die frühere Ver-

schie-

schiedenheit der griechischen Mundarten sich verwischt hatte. Und wie unnatürlich wäre es gewesen, in der höchsten Gluth religiöser Begeisterung nach Lobpreisungsformeln in fremden Mundarten zu haschen! Werden geborene Palästinenser nicht vielmehr in der aramäischen Landessprache ihrem begeisterten Gefühle Ausdruck gegeben haben? Kurz das Factum würde bei des Vfs. natürlicher Erklärung fast eben so unnatürlich als bei der orthodoxen Vorstellung. Endlich wird V. 7. u. 8. doch unverkennbar die Verwunderung ausgesprochen, daß die Christen als Galiläer Etwas thun, was nur sie, die Fremden, zu thun im Stande seien. Nun soll nach des Hrn. Verfs. Meinung das Staunen der Menge auch ferner darauf sich bezogen haben, daß Galiläer, von denen man nach Joh. 1, 52. so Etwas nimmer erwartet hätte, in prophetischer Begeisterung auftreten; die Menge müßte also consequenter Weise vorausgesetzt haben, ein Prophet könne wohl in den Ländern der Vers 9—11. aufgezählten fremden Juden auftreten! Aber nimmermehr wird damals ein geborener Jude das Auftreten eines Propheten in einem heidnischen Lande erwartet haben.

Bleibt es also dabei, daß nur Mittels der kirchlichen Erklärung der Text des Lukas von exegetischen Mißhandlungen frei erhalten wird; ist es aber auch eben so gewiß, daß auf wissenschaftlichem Standpuncte die historische Realität des von Lukas erzählten Wunders nicht anerkannt werden kann: so bleibt nur ein dritter, bereits von mehreren neueren Forschern betretener Ausweg übrig, nämlich die Erzählung des Lukas als die traditionale Gestaltung eines wahrhaft historischen Factums anzusehen. Für Ausmittelung dieses Factums ist uns ein deutlicher Fingerzeig in Apstg. 10, 47. gegeben. Unmittelbar vor dieser Stelle hatte Lukas berichtet: Während des Petrus Vortrage seien Cornelius und dessen Angehörige vom heil. Geiste ergriffen worden, und sie hätten mit Zungen geredet, worüber Petrus sich also äußert: τὸ πνεῦμα τὸ ἅγιον ἔλαβον

καθὼς

καθὼς καὶ ἡμεῖς, in welchen Worten der Apostel die jener Familie zu Theil gewordene Geistesverleihung und deren äußeres Hervortreten in der Glossolalie offenbar mit der großen geistigen Umwandlung identificirt, welche die Christen am Pfingstfeste erfuhren. Da nun das einfache γλώσσαις (ohne beigefügtes ἑτέραις) λαλεῖν in Apstgsch. 10, 46. offenbar mit der korinthischen Glossolalie identisch ist, so folgt hieraus, daß auch das Ereigniß am Pfingstfeste seinem rein historischen Kerne nach im Wesentlichen Nichts weiter gewesen seyn kann, als das Hervorbrechen des von dem Herrn in die Seelen der Seinen gepflanzten höheren Lebens in hochbegeisterten Lobpreisungen des gnädigen Rathschlusses Gottes in der Erlösung. Auch Hr. Dr. Schulz erkennt dieß natürlich an, und bemerkt sehr richtig, daß die Glossolalie am Pfingstfeste sich jeden Falls frei erhalten habe von den Verirrungen, welche Paulus in der korinthischen Gemeinde zu tadeln fand. Eben so mußte jenen unverbildeten Palästinensern jede Vergleichung mit der griechischen Manie unendlich fern liegen. Aber der Verf. greift fehl, wenn er namentlich in der oben angeführten Abhandlung in den theol. Studien und Kritiken die Beweiskraft der Stelle Apstgsch. 10, 47. zur exegetischen Wegdeutung des Wunders in Apstgsch. Cap. 2. benutzen zu können meint. Doch hält er selbst es S. 58. für möglich, daß Lukas in Cap. 2. keinen streng historischen Bericht gebe, sondern vielmehr sein Urtheil mit dem Factum vermische. Es wäre daher zu wünschen gewesen, Hr. Sch. hätte die Annahme dieser Möglichkeit bis zur Ueberzeugung von der Wirklichkeit eines traditional ausgeschmückten Berichtes verfolgt. Bei der hier niedergelegten und vertheidigten Ansicht hatte er natürlich keinen Anlaß, die Gründe zu erörtern, welche die traditionale Ausschmückung des Pfingstereignisses veranlaßten. Die richtigste Ansicht hierüber glaubt Rec. bei de Wette in seinem Commentare zur Apstgsch. Cap. 2. gefunden zu haben, welcher eine von Baumgarten-Crusius

fius bibl. Theol. S. 227. gegebene leise Andeutung weiter verfolgt zu haben scheint. Es konnte sich nämlich aus der allegorisch-mystischen Deutung solcher alttestamentlicher Stellen, in welchen von der Vereinigung aller Völker und Zungen im messianischen Reiche die Rede ist, Jes. 66, 18. Dan. 7, 14. (einer von de Wette nicht bemerkten Stelle) die Erwartung bilden von der Gemeinsamkeit der Sprachen als Merkmale der messianischen Zeit. Diese Gemeinsamkeit der Sprachen konnte nach der typisirenden Manier der Juden und Urchristen leicht als Gegenbild genommen werden von der durch den babylonischen Thurmbau veranlaßten Sprachverschiedenheit (1 Mos. 11.), durch welche die Menschen zur Strafe ihrer Sünden von einander getrennt wurden, wogegen sie im messianischen Reiche, nach Vergebung der Sünden, durch die Gemeinsamkeit der Sprachen wieder vereint, *εἷς λαὸς κυρίου καὶ γλῶσσα μία* (Test. XII. Patr. Rud. 25.) werden sollten, wie schon Beda Venerabilis und später Hugo Grotius die Sache faßten. Nachdem sich aber so die Sage von einem wunderhaften Reden in fremden Sprachen gebildet hatte, mußte es im Interesse dieser Sage liegen, Christum selbst die Verleihung dieser wunderbaren Gabe weissagen zu lassen, Marc. 16, 14.

Uebrigens hat Rec. wohl kaum nöthig, sich gegen eine Verketzerung dieser Ansicht, als ob dieselbe straußisch sei, zu verwahren, da wir ja ausdrücklich ein großartiges und religiös bedeutsames Factum als Grundlage des sagenhaften Berichtes der Apostelgesch. anerkannt haben, während Strauß, so weit wir aus seiner uns nicht mehr vorliegenden Streitschrift gegen Eschenmayer uns erinnern, jede historische Grundlage jenes Berichtes leugnet.

Was endlich Hr. Dr. Schulz S. 153 ff. über die *ἑρμηνεία τῶν γλωσσῶν* in dem paulinischen Abschnitte bemerkt, darüber sind wir mit ihm vollkommen einverstanden,

müssen

müssen aber in Betreffe desselben, um diese schon Etwas zu lang gewordene Recension nicht noch weiter zu überschreiten, unsere Leser auf die gehaltreiche Schrift des Verfs. selbst verweisen.

Das Leben Jesu. Ein Erbauungsbuch von Ernst Gottfried Adolph Böckel, Doctor der Theologie und Philosophie, Großherzogl. Oldenburgischem Oberhofprediger, Geheimem Kirchenrathe und Generalsuperintendenten. Erste Hälfte. Berlin, Verlag von Rücker u. Püchler. 1838. gr. 8. VIII u. 284 SS.

Das Werk, welches hiermit zur Anzeige vorliegt, wird in zwei Hälften zerfallen, deren erste mit der Enthauptung Johannis des Täufers schließt, so daß also der wichtigste Theil der Lebensgeschichte Jesu noch zurück ist. Ob nun gleich um dieser Ursache willen über Plan und Ausführung des Ganzen noch keine vollständige Beurtheilung gegeben werden kann, so dürfte doch schon aus dem Vorliegenden ein ziemlich richtiger Schluß auf Das gezogen werden können, was der Leser künftig noch zu erwarten hat, wenn sonst der Hr. Verf., wie sich von ihm bei seiner so ruhig und verständig abgeschlossenen theologischen Ansicht nicht anders erwarten läßt, sich treubleibt. In dem Vorworte gibt er selbst zu erkennen, daß die Erscheinung des strauß'schen Werkes, welches so manche Versuche, dem davon zu fürchtenden Nachtheile für Laien entgegenzuarbeiten, hervorgerufen, auch zur Abfassung seines Buches Veranlassung gegeben habe. Haben wir aber hier keine neuen Angriffe auf die evangelische Geschichte zu fürchten, so haben wir doch auch keine directe Entgegnung auf dergleichen feindliche Demonstrationen zu erwarten, indem das Buch auf jede pole-

mische

mische Tendenz verzichtet und nur indirect durch erneuerte Zusammenstellung des bekannten Geschichtlichen aus dem Leben Jesu und durch daran geknüpfte erbauliche Betrachtungen der Opposition entgegenzuwirken sucht. Das Buch ist daher auch zunächst für Nichttheologen bestimmt, ob diese gleich, wenn sie bei den allerdings oft zu vorschnell veröffentlichten Meinungsverschiedenheiten der Gelehrten, sich Rathes erholen wollten, wie man z. B. die für Mythen erklärten Stellen in den Evangelien aufzufassen und zu deuten habe, darüber wenig Aufschluß finden dürften, wenn ihnen nicht die Hervorhebung des Praktischen, was auch in solchen Abschnitten liegt, einen Fingerzeig gibt. Der Verf. hält nämlich die biblischen Erzählungen, z. B. von der Erscheinung des Engels Gabriel, deren Zacharias und Maria gewürdigt werden, streng vest und erklärt sogar im Vorworte geradezu, wie solches gar nicht anders in seinem Plane habe liegen können und dürfen, denn, spricht er: „je weniger die Untersuchungen, auf denen die Glaubwürdigkeit der in den Evangelien enthaltenen Nachrichten beruht, so angestellt werden können, daß nichttheologischen Lesern Alles verständlich und einleuchtend wird (werde); desto wichtiger scheint es, mit Beseitigung aller kritischen Forschungen jene Nachrichten, wie sie durch die Veranstaltung der göttlichen Vorsehung auf unsere Zeit gekommen sind, ihrer innern Wahrheit und ihrer praktischen Wichtigkeit nach, vor gebildeten Laien darzulegen. Christliche Ueberzeugung kann doch von Niemandem, auch nicht von dem gelehrten Theologen, auf einem andern Wege gewonnen werden, als auf dem, welchen der Erlöser selbst Denen zeigte, die an ihm waren irregeworden: So Jemand wird den Willen Dessen thun, der mich gesandt hat, der wird innewerden, ob meine Lehre von Gotte sei."

Freilich würde auch Der sich nicht ganz befriedigt fühlen, der etwa vorzugsweise erbauliche Vorträge und wohl gar Vorträge in rhetorischer Form erwarten sollte, wiewohl hier und da wirklich

wirklich gehaltene Predigten benutzt worden seyn mögen, worauf der Hr. Verf. selbst sich bezieht und Diejenigen, welche weiter ausgeführt lesen wollen, was nur kurz angedeutet worden, auf seine herausgegebenen Predigten nicht selten verweist. Nur in einzelnen Betrachtungen werden die erbaulichen Gedanken, zu welchen sich Veranlassung darbietet, ausführlicher hervorgehoben, während sich wieder in andern, gewöhnlich zum Schlusse, nur kurze Andeutungen finden, wie der Erbauung suchende Leser solche Stellen zu weiterem Nachdenken selber benutzen möge. Was aber von der Art gegeben wird, das ist richtig aufgefaßt, klar gedacht, greift in's Leben ein, und oft freut man sich dem Erzählten recht interessante Winke abgewonnen zu sehen. Dabei findet sich im ganzen Buche keine Spur von frömmelndem Wesen oder von geflissentlichem Aufsuchen und Steigern des Wunderbaren, vielmehr wird durch Festhalten des Reinbiblischen und durch verständiges Hinweisen auf das Praktische und Allgemeinreligiöse diese Klippe glücklich vermieden. Zum Beweise möge hier nur eine Stelle (S. 92.) dienen, worinnen sich der Verf. eben so klar als fromm über die Heilung der Besessenen ausspricht: „Befremden kann es uns nicht, daß der Erlöser selbst den Ausdruck (Satan, von Dämonen Besessene) beibehielt, der zu jener Zeit allgemein angenommen und dem herrschenden Sprachgebrauche nach Jedem verständlich war, zumal da die Behandlung und Wiederherstellung der Unglücklichen, die selbst sich für besessen, ja, wohl gar für böse Geister hielten, es erforderte, daß er sich im Ausdrucke zu ihrem Wahne herablieߟ. Allein wenn er auch weder darauf ausging, Unterricht über falsch verstandene Erscheinungen der Natur zu ertheilen, noch den Sprachgebrauch zu verbessern; so konnte doch Niemand sein Schüler werden und in den Geist seiner Lehre dringen, ohne in Allem, was geschieht, im Glücke und im Unglücke, die Hand Gottes zu erkennen, und die Furcht vor dem Teufel aus dem Herzen zu verbannen,

das

das Gott allein vertrauen und sich in seinen Willen ergeben soll. Für uns sind die Erzählungen der Evangelisten von den Heilungen jener Unglücklichen, die man Besessene nannte, Theils lehrreiche Proben von der Weisheit, mit welcher der Herr jeden Leidenden zu behandeln wußte, Theils eine vollkommene Bürgschaft, daß er uns, wenn wir ihm gläubig unsere Seele öffnen, Alles abnehmen wolle, was uns ängstigen und drücken kann. Er löst die Bande, womit der Wahn unser Auge verschließt, er zerbricht die Ketten, mit denen die Sünde uns fesselt u. s. w."

Ob nun aber gleich der Geschichtsforscher keine neuen Aufschlüsse, der negirende Kritiker keine strahlenden Witzfunken, der Schultheolog weder literärische Nachweisungen, noch polemische Sicherungsversuche, irgend ein System betreffend, der Hilfe suchende Homilet wenig Ausbeute zu etwaigen neuen Dispositionen, der durch Zweifel und Neugierde beunruhigte Laie kein directes Eingehen auf die Lösung seiner Fragen, der Ultragläubige keine Nahrung für seinen Enthusiasmus in diesem Werke finden dürfte: so kann Rec. dasselbe Nichts desto weniger Jedem empfehlen, der nicht mehr darinnen sucht, als es eben geben will, nämlich eine deutliche, zusammenhängende Uebersicht der Lebensgeschichte Jesu, treu nach den Evangelien aufgefaßt und mit Hinweisungen sowohl auf das richtige Verständniß wichtiger historischer Vorfälle und der hauptsächlichsten Lehrvorträge des Herrn, als mit einzelnen Andeutungen des Erbaulichen, was für den Erbauung Suchenden darinnen liegen könnte, bereichert. Die Evangelien selbst sind in eine gut überschauliche Harmonie gebracht und manche Thaten und Reden des Herrn zu wohlgeordneten Gruppen vereinigt worden.

Im ersten Abschnitte dieses Bandes (S. 3—58.) wird von der Geburt, Kindheit und Jugend Jesu gehandelt. Die 12 einzelnen Betrachtungen tragen folgende Ueberschriften: die Verheißung des Weltheilandes (prophetische Weissagungen); Zeit und

und Ort der Geburt; Ankündigung der Geburt Joh. des Täufers; Ankündigung der Geburt Jesu; Maria's Besuch bei Elisabeth; Geburt des Johannes; Geburt Jesu; Jesu Aufnahme in die jüdische Kirche (?); die Weisen aus dem Morgenlande; Rettung Jesu; Jesus 12 Jahr alt; die Kindheit Jesu. — Der zweite Abschnitt, unter der Aufschrift: Anfang der Wirksamkeit Jesu, — enthält 10 Betrachtungen (von S. 65 bis 106.), welche überschrieben sind: Johannes der Täufer; die Taufe Jesu; die Versuchung Jesu; die ersten Freunde Jesu; das erste Wunder Jesu; Jesus der Wunderthäter; die Besessenen; Jesus fängt an zu lehren; die apostolische Berufung; letztes Zeugniß des Täufers von Jesu. — Der dritte Abschnitt endlich umfaßt die „öffentliche Wirksamkeit Jesu bis zum zweiten Pascha," und die 33 Betrachtungen (von S. 107—284.) tragen folgende Inhaltsanzeigen: Vertreibung Jesu aus Nazareth; das erste Pascha; die Reinigung des Tempels (der Hr. Verf. nimmt keine Wiederholung dieses Auftrittes an); Nikodemus; Jesus unter den Samaritern; der belohnte Glaube; Heilung eines Besessenen; eigentlicher Zweck der Sendung Jesu; der Sturm auf der (?) See; die Besessenen bei Gadara; Heilung eines Nervenkranken; Berufung des Matthäus; Erweckung der Tochter des Jairus; mehrere Wunder des Herrn; das Aehrenpflücken am Sabbathe; Heilung einer gelähmten Hand am Sabbathe; wer ist selig zu preisen?; die Bestimmung der Jünger des Herrn; Geist der Sittenlehre Jesu; die wahre Frömmigkeit; die echt christliche Gesinnung; wunderbare Heilung zweier Kranken; Erweckung des Jünglings zu Nain; eine Sünderin wäscht Jesu die Füße; Heilung eines hoffnunglosen Kranken am Sabbathe; Johannes im Gefängnisse; die Sünde wider den heiligen Geist; Tischreden Jesu gegen die Heuchelei; Jesu Mutter und Brüder; Gleichnißreden vom Reiche Gottes; Jesus abermals in Nazareth verworfen; erste Aussendung der Apostel; Tod Johannes des Täufers. —

Jeder

Jeder dieser Betrachtungen ist außer der Ueberschrift auch noch ein als Motto den Inhalt kurz und gewöhnlich treffend bezeichnender Bibelspruch vorgesetzt, während derselben fortlaufend unten kleine erklärende Anmerkungen, nebst dem Nachweise der etwa benutzten Bibelstellen beigegeben sind, so wie auch wieder jede Betrachtung mit einem passenden Liederverse schließt, dessen Verfasser ebenfalls jedes Mal genannt ist. Uebrigens nimmt keine der Betrachtungen Viel mehr oder weniger als drei bis sechs Seiten ein und jede ist so berechnet, daß sie ein kleines Ganzes für sich bildet, wenn etwa der Leser den Wunsch hegen sollte, das Buch nach Art und Weise anderer Andachtsbücher in Abschnitten auf Tage zum Gegenstande seines frommen Nachdenkens zu wählen, wozu denn auch dasselbe der Form wie dem Inhalte nach recht wohl geeignet ist, und glauben wir unseren Lesern noch einige Proben von vorzüglich gelungenen Stellen schuldig zu seyn.

Gleich S. 21., wo der Hr. Verf. den Charakter der Maria, der Mutter des Herrn, schildert, kann einen Beweis geben, welche Ausbeute für Geist und Herz auch Frauen in diesem Buche finden dürften: „Wenn ein Mann uns Widerwillen einflößt, der den Unglauben an das Höhere und Göttliche, wenn auch neben einem untadelhaften Wandel und einem gemeinnützigen Wirken, zur Schau trägt; so muß ein Weib, das des Heiligen spottet, und nie von dem sanften Feuer des Glaubens an das Unsichtbare erwärmt wird, Ekel und Abscheu erregen. Ob auch alle anderen Tugenden, ob die glänzendsten Vorzüge des Geistes, ob die bezauberndste Anmuth sie schmückten; der Schimmer ihrer Krone erblindet, wenn das herrlichste Juwel, die Perle der Frömmigkeit fehlt. Lieblich und schön seyn ist Nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben." — Von geschickter Behandlung auffallender Ausdrücke gibt die Art und Weise Zeugniß, wie der Verf. ein streng scheinendes Wort Jesu zu seiner Mutter aufzufassen versteht (S. 88.): „So

Viel

Viel ist gewiß, das heilige Band des Vertrauens umschlang Mutter und Sohn, und Beide verstanden einander. Denn obgleich Jesus ihr zur Antwort gibt: Mutter, was geht das mich und dich an? Noch ist meine Stunde nicht da! — so findet sie darin doch nichts Abstoßendes, nicht einmal etwas Zweideutiges, sondern spricht zu den Aufwärtern: was er euch sagt, das thut! — Glückliches Haus, wo solch' ein Einverständniß herrscht, wo Keiner den Andern mißdeutet, Keiner irre wird an dem Andern, Keiner Etwas sagen oder thun kann, was den Andern zurückstieße! Wie heiter und froh, wie gesegnet und wohlthätig, wie wirksam zu allem Guten würde das Familienleben seyn, wenn Liebe und Vertrauen Alle unter einander verbände! Dahin führe der Geist des Christenthums Aeltern und Kinder, Gatten und Geschwister, Verwandte und Freunde; wahrlich, ein Haus, wo dieser Geist regiert, ist ein Vorhof des Himmels!" — Sehr freimüthig spricht der Verf. sich über die Wunder des Herrn aus (S. 140.): „Durch Wort und That gab er (Jesus) zu erkennen, was sein Beruf war; nicht Wunder zu thun, wie die müßige Neugier sie begehrte, die überdieß nicht einmal auf die Augenzeugen einen wohlthätigen und bleibenden Eindruck machten, am Wenigsten aber die Zweifel späterer Jahrhunderte zu widerlegen im Stande sind, nein, zu lehren und das Reich der Wahrheit auf der Erde für den Himmel zu gründen und auszubreiten. Selbst sein Leiden und Sterben war nur deßhalb segensreich, weil es nicht bloß der Beschluß, sondern auch die Vollendung seines Werkes war, die letzte, unumstößliche Bürgschaft alles Dessen, was er verkündigt hatte, die Krone seines ganzen Verdienstes. Er war das Licht der Welt, und er ist es noch, und er wird es seyn für alle Zeiten u. s. w." — Auch weiß der Verf. seinen Betrachtungen die Erklärung mancher schwierigen Schriftstelle einzuweben, z. B. S. 234.: „die Weisheit wird von ihren Kindern gerechtfertigt; wer für die Wahrheit empfänglich

ist

ist und sie in sich aufnimmt, dessen Wandel vertheidigt sie mit glänzendem Erfolge gegen die Angriffe ihrer Feinde." — Selbst manche kirchliche Verirrungen unserer Tage entgehen der Aufmerksamkeit des Hrn. Vfs. nicht, denn so spricht er sich z. B. S. 257., über das Anverlangen einer allzu strengen Kirchenzucht, und über separatistische Bestrebungen mit Besonnenheit und Würde also aus: „Der Geist, der zur Sünde und Pflichtverletzung führt, ist dem Evangelium nicht nur fremd, sondern gerade entgegengesetzt, und die Bösen werden mit Recht Kinder des Teufels genannt. Gleichwohl sahe der Erlöser vorher, daß die menschliche Schwachheit und Sündhaftigkeit, daß der Einfluß des bösen Beispiels und der Verführung mitten in der Gemeinde seiner Bekenner sittliche Verirrungen aller Art hervorrufen würde; er erklärte diese Erscheinung auch für ganz unvermeidlich, und lehrte seine Schüler(,) darauf gefaßt zu seyn. Als unzureichend, ja, als schädlich stellt er die Maßregel dar, durch welche man versuchen könnte, die christliche Kirche von fehlerhaften und unwürdigen Mitgliedern zu befreien, und versichert, dabei würde das Wohl des Ganzen unwiederbringlich leiden. Hier spricht sich das Urtheil des Herrn sowohl über die gewaltsamen Versuche aus, durch eine strenge Kirchenzucht Diejenigen auszuschließen oder zu entfernen, die anstößig oder strafbar sind, als über die Grundsätze Derer, welche, um der Gemeinschaft mit unwürdigen Gliedern der Christenheit zu entgehen, sich glauben zurückziehen und kleine Häuflein, Kirchen in der Kirche bilden zu müssen. Er verwirft Beides und fordert, daß man es dem Herrn der Aernte, dem Allwissenden und Untrüglichen überlassen soll, das Urtheil zu sprechen, und die echten Christen von den falschen zu scheiden. Einst wird ein gerechtes Gericht über Alle ergehen; einst u. s. w." —

Unter den wenigen angestrichenen Stellen, bei welchen Rec. weniger mit dem Hrn. Verf. einverstanden seyn konnte, mögen, der Vollständigkeit halber, nun ebenfalls einige noch beispiels-

weise angeführt werden. So hat es der Verf. bei aller Sorgfalt und Zartheit in der Auffassung des Gegenstandes doch wohl von Neuem bewiesen, wie schwer es sei, über die besonders bemerklich gemachte leibliche Empfängniß der Maria durch die Kraft des heil. Geistes erbauliche Betrachtungen anzustellen; auch möchte man gerade um der Heiligkeit des Gegenstandes willen und um jeglichem Mißverstande vorzubeugen, die Periode S. 23.: „allein je ruhiger sie ward — Geheimniß verwandelte“ — Etwas abgeändert wünschen. Der schöne Lobgesang des Zacharias wird durch die erklärende Umschreibung zu matt; auch möchte Rec. den Ausdruck „Horn des Heils“ nicht von den Bergeshöhen, nach dem Sprachgebrauche der Schweizer, wie „Schreckhorn,“ „Wetterhorn,“ ableiten. Ferner hatte Nikodemus, in dem bekannten Gespräche mit Jesu, so wenig er eine wirkliche, leibliche Wiedergeburt in Gedanken gehabt haben dürfte, gewiß eben so wenig „als ein in der Schule jüdischer Weisheit erzogener Pharisäer“ daran gedacht, daß ein hochbejahrter Mann nicht mehr „der Sinnlichkeit, Selbstsucht und allen irdischen Trieben und unedeln Neigungen entsagen könne,“ denn moralische Besserung verlangen ja schon die Propheten von Jedermann und setzen also auch ihre Möglichkeit bei ältern und jüngern Personen voraus. Der Verf. hätte darum wohl eher von einem Entsagen alteingewurzelter Nationalvorurtheile sprechen können. — S. 158. macht der Verf. bei Erwähnung der durch die bloße Berührung des Kleidersaumes Jesu geheilten Frau darauf aufmerksam, wie „dem Glauben dieser Frau ein Irrthum beigemischt gewesen sei,“ denn nicht dem Gewande Jesu habe die Kraft beigewohnt, Kranke gesund zu machen; sondern dazu sei außer dem Vertrauen des Leidenden „auch der Wille des Herrn erforderlich gewesen.“ Allein wenn wir uns den Willen des Herrn doch nur als einen reiflich erwogenen denken dürfen: so war ja eine solche Erwägung in dem erwähnten Falle nicht wohl möglich, weil der

Herr

Herr erst nach geschehener Heilung fragt, wer ihn angerührt habe?

Doch diese angeführten Beispiele sollten bloß beweisen, daß Rec. einem Buche seine schuldige Aufmerksamkeit gern erwiesen habe, welches für Jeden eine freundliche Gabe seyn wird, der unter den Wirren der Zeitsysteme nach einem ruhigen Plätzchen frommer Betrachtung sich sehnt, um solche heilige Bilder aus dem größten Leben in der ganzen Weltgeschichte, wie von sanften Wellen eines friedlichen Baches getragen, in stiller, unangetasteter, wenn auch dann und wann noch geheimnißvoll verschleierter Würde, an sich vorübergehen zu sehen. — Druck und Papier des Buches sind anständig.

Das Christenthum als Welt-Religion betrachtet von Dr. Andr. Neubig, Professor. Regensburg, bei J. Reitmayr. 1839. 219 SS. 8. 20 Gr.

Die Veranlassung zu diesem Buche gab dem Verf. die bekannte Schrift des Hrn. v. Ammon „die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion." Hr. N. fand Anstoß daran, daß hier von einer Fortbildung des Christenthums nicht bloß die Rede war, sondern auch, daß eine solche selbst nachgewiesen werden sollte; und legte es daher in dieser Schrift darauf an, klar zu machen und zur Ueberzeugung zu bringen, daß Jesu echte und reine Lehre keiner Fortbildung bedürfe, sondern in sich wahr und vollkommen sei. Aber auch das an sich Wahre und Vollkommene kann fortgebildet werden, indem Fortbildung keine Veränderung des eigentlichen Wesens einer Sache, sondern nur darin besteht, daß sich das Wahre und Vollkommene weiter entwickele, sein eigentliches Wesen deutlicher herausstelle und so die Erkenntniß

der vorhandenen Wahrheit und Vollkommenheit befördere. Das Christenthum wird durch seine Fortbildung nichts Anderes, als was es eigentlich ist, es entsteht dadurch keine neue Religion, auch soll kein neuer Glaube dadurch hervorgebracht werden, sondern es soll sich nur immer mehr und mehr in eine Form hineinbilden, die uns dasselbe in seinem wahren Wesen deutlicher erkennen lassen und dessen Aufnahme in die Gesinnung erleichtern soll.

Doch wir sehen davon ab, daß diese Schrift eine antithetische seyn soll, und betrachten sie ohne Bezug auf ihre Veranlassung; und da erscheint sie uns als eine wohlgelungene, für das große Publicum bestimmte Empfehlung des Christenthums. Der Verf. leitet seine Beweisführung, daß das Christenthum in sich wahr und vollkommen sei, mit dem Erfahrungssatze ein, daß Religion ein Gemeingut der ganzen Menschheit sei, und beseitigt die entgegenstehenden Erfahrungen von den Hunnen, Madagesen, Kaliforniern u. s. mit der Bemerkung, daß diese Völkerschaften zu den rohesten und unwissendsten Menschen gehören. Hierauf geht er auf das Christenthum über, und sagt, daß dasselbe unter den vielen und mancherlei Religionen die einzige sei, welche mit vollem Rechte die Weltreligion zu seyn und unter allen Menschen verbreitet zu werden verdiene. Bei dem Beweise für den göttlichen Ursprung, dessen sich das Christenthum mit fast allen andern Religionen rühme, komme es hauptsächlich auf die Einwirkung desselben auf das menschliche Gemüth an, auf seine Beruhigung, Erhebung u. s. Den Beweis selbst aber, daß das Christenthum in sich wahr und vollkommen sei, führt er auf diese Weise, daß er I. den Menschen in seiner geistigen Natur und in seinem geistigen Wesen darstellt, und dabei vorzüglich seine sittliche Seite hervorhebt, auf dessen Bestimmung hinweist und auf dessen religiöse Bedürfnisse aufmerksam zu machen sucht; und dann II. eine Darlegung des reinen und echten Christenthums unternimmt, wie es aus dem Munde

Jesu

Jesu selbst unzweideutig hervorgegangen und in den Evangelien niedergelegt und aufbewahrt sei: auf Kirchenlehre sei dabei keine Rücksicht zu nehmen. Sonach zerfällt also die Schrift in zwei Theile.

Erster Theil, S. 25—67. **Von dem Menschen und seiner Bestimmung.** Hier stellt er den Menschen 1) als ein **geistiges Wesen** auf, weil er denkt und urtheilt; Vorstellungen, im umfassendsten Sinne des Worts, von verschiedener Art nicht nur hat, sondern auch in und aus sich erzeugt; diese Vorstellungen und Ideeen behandelt, aufklärt, verbindet und vergleicht; fühlt, empfindet und Bewußtseyn hat, dieß Alles aber hat der Verf. mehr angedeutet, als ausgeführt, indem er die Leser dabei auf einige seiner frühern Schriften verweist. 2) — als ein **sittliches Wesen**, in sofern dem Menschen eine thätige, handelnde und wollende Kraft inwohne und er für seine Handlungen gewisse Zwecke sich vorstelle. Dabei führt er den Beweis, daß der Wille nicht sinnlicher Natur sei, d. h. daß er sich nicht durch unmittelbare Einwirkungen der Gegenstände bestimmen, oder sich physisch zum Handeln nöthigen lasse. Wenn der Verf. auch nicht im Stande war, seinen Beweisen eine größere Beweiskraft zu geben, als sie ihrer Natur nach haben können; so verdient er doch das Lob, mit großer Deutlichkeit vorgetragen zu haben. 3) — als ein der **Religion bedürftiges Wesen**. Dieses Bedürfniß der Religion erzeugt in dem Menschen die Erkenntniß seiner Ohnmacht und Schwäche. „Der neueste Weltbestürmer mußte im Siegeslaufe bekennen: Hohheit und Niedrigkeit berühren sich einander." Wenn daher der Mensch in dem Aufbaue seiner Sittlichkeit, an welchen die Bedingung seiner Seligkeit geknüpft ist, nicht zaghaft und muthlos werden, und zuletzt der Verzweifelung verfallen soll, so ist es ihm dringendes Bedürfniß, an ein höheres Wesen zu glauben, und der Allmacht, Weisheit und Liebe desselben zu vertrauen. 4) — als ein **persön-**

lich

lich unsterbliches Wesen. „An den Gedanken der erhabenen Bestimmung des Menschen, welche noch ein anderes Leben nach dem Tode verlangt; an die Ueberzeugung, daß der Menschengeist eben seiner Natur und seinem Wesen nach unzerstörbar sei, knüpft sich mit Recht der höhere Glaube, daß, wenn man alle Wunder des irdischen Daseyns erwägt, die bewundernswürdigen Verhältnisse der Seele zu der Außenwelt in Betrachtung zieht, die Harmonie des Ichs mit den materialen Organen bedenkt, die Gottheit, welche so viele Wunder aufwandte, um unser Leben zu beginnen, nach ihrer Allmacht, Weisheit und Gütigkeit das herrlich begonnene und reichlich ausgestattete Leben auch über die irdischen Schranken hinausführen, erhalten und fortsetzen werde." Hier hat wohl der Verf. seine Aufgabe nicht scharf genug im Auge behalten. Er hatte bloß nachzuweisen, daß der Glaube an Unsterblichkeit ein unabweisbares Bedürfniß für den Menschen sei, um nachher zeigen zu können, in wiefern das Christenthum dieses Bedürfniß befriedige, nicht aber andere, philosophische, Beweise für die Unsterblichkeit zu geben, weil man dadurch leicht in Versuchung kommen könnte, das Christenthum in diesem Puncte für geringer zu achten, als es wirklich ist.

Zweiter Theil, S. 68—190. Das Christenthum als Weltreligion betrachtet. Dieser Theil schließt sich genau an den ersten an, indem in demselben nachgewiesen werden soll, 1) daß das Christenthum den Menschen als ein geistiges und 2) als ein sittliches Wesen behandle; daß es 3) dem echt-religiösen Bedürfnisse des Menschen entgegenkomme, und ihn 4) für ein persönlich unsterbliches Wesen erkläre. Was diesem Theile etwa an Schärfe der Beweisführung, auch wohl an Genauigkeit der Auslegung der bezüglichen Stellen abgehen sollte, hat der Verf. durch die edle Begeisterung für das Christenthum, die sich durch den ganzen Theil des Buchs kundgibt, reichlich ersetzt. Wie die Apostel weit mehr durch die Begeisterung

rung für die neue Lehre, die ihnen zu verkündigen geboten war, gewirkt haben, als je ein anderer Beweis dafür wirken konnte; eben so ist es noch jetzt und wird immer so bleiben, daß wir einer edlen Begeisterung uns weit lieber mit unserem Glauben anvertrauen, als irgend einer trocknen, wenn auch noch so scharfen Beweisführung. Wie sich die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums in uns nur durch das Leben offenbart, so kann uns auch eine äußere Offenbarung desselben nur durch das Leben kommen.

Siona. Freundesgabe auf den Altar der häuslichen Glückseligkeit, oder Ansichten, Belehrungen und Tröstungen im Geiste der Bibel. Den Nachdenkenden und Bekümmerten unter dem weiblichen Geschlechte gewidmet von L. Zwingli, Pfarrern und Dekan. Zweite, durchgesehene Auflage. Zürich, Druck und Verlag von Friedrich Schultheß. 1838. 1 Thlr. 8 Gr.

Wenn man von dem Umstande, daß eine Schrift mehrere Auflagen erlebt, wohl nicht in allen Fällen auf den innern Werth und Gehalt derselben mit Sicherheit schließen kann, so würde dieser Schluß doch in Betreffe des vorliegenden Werkes ein übereilter seyn, da es allerdings für die Gebildeten unter den christlichen Frauen und Jungfrauen manches lehrreiche und beherzigenswerthe Wort enthält, dessen Beachtung ihnen für die Erfüllung ihres weiblichen Berufes von großem Nutzen seyn kann; und wir dürfen es ihnen deßhalb um so mehr als eine zweckmäßige und instructive Lectüre empfehlen, da es die Pflichten der Gattin in mancherlei Verhältnissen des ehelichen Lebens besonders vom religiösen Standpuncte aus betrachtet und die

betref-

betreffenden Lehren und Rathschläge auch in einer gefälligen und ansprechenden Form ertheilt werden. Wir wollen unsere Leser mit dem Inhalte desselben in gedrängter Kürze bekannt machen, und dabei unserer Recensentenpflicht Genüge zu leisten suchen, indem wir die einzelnen Abschnitte des Buches mit unseren Bemerkungen begleiten, und über die Art und Weise, wie der Vf. seinen Zweck zu fördern bemüht war, je nachdem sie uns erschienen ist, unsere Meinung lobend oder mißbilligend zu erkennen geben.

Der erste Abschnitt enthält in Form eines zwischen einer trauernden Mutter und ihrem geistlichen Freunde geführten Briefwechsels „christliche Beruhigungsgründe bei schweren Verlusten, die wir durch den Tod der Unsrigen erleiden." Dieser Mutter nämlich ist eines ihrer Kinder, und, wie es ihr scheint, gerade das theuerste derselben gestorben, und sie sucht darüber Trost bei einem Geistlichen, welcher ihr denselben auch mit Hinweisung auf die betreffenden Wahrheiten des Christenthums ertheilt, und sich bei dieser Gelegenheit zwar als einen strengen Offenbarungsgläubigen zeigt, für den das Bibelwort deßhalb unbezweifelte Geltung hat, weil er es als von Gotte selbst unmittelbar abstammend betrachtet; sonst aber ein gefühlvolles Herz und einen gebildeten Geist zu Tage legt. Auf seine in dieser Angelegenheit geschriebenen Briefe läßt der Verf. die Mutter zu wiederholten Malen auf eine Weise antworten, daß diese gleichfalls eine nicht gewöhnliche Bildung zu erkennen gibt, und allerdings für die Trostgründe ihres geistlichen Freundes viel Empfänglichkeit verräth, doch aber nicht aller zweifelnden Fragen sich enthalten kann; was denn Gelegenheit gibt, die Sache näher zu erörtern und weiter auszuführen. Wenn sie aber doch auch allzuoft auf ihre gewöhnlichen Klagen zurückkommt, immer neue Bedenklichkeiten äußert, wie viele Mühe sich der Freund auch gibt, sie mit ihrem Schicksale auszusöhnen, und besonders von einer gewissen krankhaften Sehnsucht nach dem Tode sich nicht

nicht freimachen kann, so könnte man sich dieß wohl aus der Natur der Frauen erklären, bei denen die Aeußerungen des Gefühls in der Regel stärker sind, als die Gründe der Vernunft; für den Zweck des Werks. aber scheint es uns um so unpassender zu seyn, da der ganze Briefwechsel plötzlich abgebrochen wird, ohne daß die Mutter ganz zur christlichen Ruhe und Fassung geleitet worden wäre. An diesen Abschnitt schließen sich einige werthvolle Gedichte und zwei fromme Osterbetrachtungen an, welche mit dem Inhalte desselben in näherer Verbindung stehen. —

Ein zweiter Abschnitt enthält sodann „Unterhaltungen für christliche Frauen und Jungfrauen, die den Frieden ihres Lebens in der Erfüllung ihrer Bestimmung suchen." Zunächst nämlich unterredet sich eine den höhern Ständen der menschlichen Gesellschaft angehörende Wittwe mit ihrer Tochter Theils über den Zweck der christlichen Ehe im Allgemeinen, welcher mit Recht' nicht bloß in die Förderung irdischer und sinnlicher Interessen, sondern vorzüglich in die gegenseitige sittliche Bildung und Veredelung der Ehegatten gesetzt wird; Theils über die Pflichten der Hausfrau in heitern und trüben Tagen des häuslichen Lebens in's Besondere, in deren freudiger und unverdrossener Erfüllung die allerdings nicht eben leichte, aber gewiß schöne und ehrenwerthe Bestimmung der letztern besteht; und Theils über das besondere Verhalten der Gattin in Fällen, wo ihr die Uebung ihrer Obliegenheiten auf diese oder jene Weise erschwert wird, so wie z. B. in dem Verhältnisse, wenn der Gatte die eheliche Treue verletzt. Es bedarf unserer Versicherung nicht, daß der gebildete, fromme und gemüthvolle Verf. über diese Gegenstände nur beifallswerthe und in der Erfahrung begründete Ansichten äußert. Vorzüglich zweckgemäß sind uns zwei eingewebte Erzählungen — die Pflicht und die Liebe im gefährlichen Kampfe — und — die Gefahr der Nachsicht gegen die Stimme der Leidenschaft im Gegensatze gegen die Forderungen

gen der Schrift — überschrieben erschienen. In der erstern opfert ein Mädchen ihre Liebe gegen einen jungen Mann, welche durch die Umstände nicht begünstigt wird, der kindlichen Rücksichtnahme auf ihre Aeltern, und heurathet einen andern achtungswerthen Mann, mit dem sie ein sehr glückliches, selbst durch das spätere Wiedererscheinen des frühern Geliebten, nicht gestörtes Leben führt. In der andern dagegen überläßt sich eine verheurathete Frau der fortwährenden Leidenschaft für den Gegenstand ihrer sonstigen Liebe so leichtsinnig und unbesonnen, daß sie selbst bis zum Ehebruche verleitet wird, und so sich selbst und ihre Familie höchst unglücklich macht. Auch die Darstellung des Verhaltens einer Gattin gegen den treu- und pflichtvergessenen Gatten können wir nur billigen, indem Jesus in dem bekannten Ausspruche über die Zulässigkeit der Ehescheidung offenbar nur sagen wollte, daß im Falle des Ehebruchs die Scheidung zwar erlaubt, nicht aber nothwendig sei; und gewiß hat der Verf. Recht, wenn er behauptet, daß eine Frau gerade in dem gedachten Falle eine, wenn auch traurige Veranlassung habe, die Pflicht duldender Sanftmuth und christlicher Liebe zu üben, und so wo möglich den verirrten Gatten auf den rechten Weg zurückzuführen; wie uns denn überhaupt in dem ganzen Abschnitte das Bild einer wahrhaft liebenswerthen Ehefrau recht erfreulich entgegentritt. Der fernere Inhalt dieses Abschnittes ist betitelt „die Kranke.“ Die Nothwendigkeit, ihre Tochter der weitern Ausbildung wegen in größere Kreise der Geselligkeit einzuführen, bewegt die oben gedachte Mutter, in ein Bad zu reisen, wo Beide neben andern Bekanntschaften, unter denen sich auch ein würdiger Geistlicher findet, auch die einer fremden Dame machen, welche durch einen unglücklichen Fall am ganzen Körper gelähmt mit ihrem Gatten in die Schweiz kommt, um daselbst wo möglich Heilung zu finden. In mehreren Zusammenkünften erzählt nun diese letztere mit Hilfe ihres Tagebuchs die Geschichte ihrer Krankheit, wie sie

An-

Anfangs gänzlich darniedergebeugt gewesen sei, dann durch überspannte religiöse Gefühle zu einer unendlichen Höhe der Resignation sich erhoben habe, eben deßhalb aber gar bald in den frühern Zustand der Trostlosigkeit zurückgefallen sei, und nur nach und nach erst wieder besonders unter dem Beistande ihres religiös gebildeten Gatten und eines wackern Geistlichen die wahre christliche Ansicht gewonnen habe, vermöge welcher der Mensch auch das schwerste Leiden nicht bloß als höhere Schickung im Allgemeinen, sondern als die besondere Fügung Gottes erkennt, und dadurch die wahrhaft tröstende und kräftigende Ueberzeugung gewinnt, daß ihm auch der bitterste Schmerz zum rechten Frieden gereichen muß. Die verschiedenen Krankheitsperioden und die wechselnden Seelen- und Gemüthszustände der Kranken werden als — Aufschwung — Rückfall aus der gewonnenen Erhebung — Wiedererhebung — die aufgehende Sonne — und das Tageslicht in der Seele der Bekümmerten bezeichnet; und die versammelten Freunde und Freundinnen, die, beiläufig gesagt, in'sgesammt dem strengen Bibelglauben des Verfs. huldigen, wodurch die Unterhaltungen Etwas einseitig oder doch einförmig werden, ergehen sich bei diesen Gelegenheiten in manchen erbaulichen Gesprächen und Betrachtungen, in denen sie viel frommen Sinn, manche psychologische Kenntniß und mehrfache Lebenserfahrungen zu erkennen geben. Personen, namentlich auch des weiblichen Geschlechts, welche sich in ähnlichen beklagenswerthen Lagen befinden, werden die ganze Erzählung nicht ohne Nutzen lesen; und neben den allgemeinen Wahrheiten, die sie enthält, machen wir auf die der Leidenden endlich gewordene Ueberzeugung aufmerksam, daß auch eine kranke Hausfrau ihren Pflichten auf mehrfache Weise noch nachkommen kann. Auch Ehemänner mögen daraus lernen, wie sie sich gegen ihre leidende Frauen christlich zu verhalten haben. Eins nur ist uns aufgefallen. Wir haben in den vorhin bezeichneten Perioden das stufenweise Fortschreiten zu der echt religiösen

ligiösen Ansicht von der irdischen Trübsal nicht finden können, welches der Verf. unstreitig darstellen wollte. —

Ein dritter Abschnitt, in welchem „Beiträge zur richtigen Schätzung häuslicher Glückseligkeit und zur Beförderung derselben" gegeben werden, faßt zunächst zwei poetische Ergüsse in sich, die nicht ohne dichterischen Werth und von einem Briefe begleitet sind, in welchem der Tochter der schon öfters erwähnten Wittwe, da sie früher ein Mal gegen den Schreiber des Briefes das Schöne und Verdienstvolle des Klosterlebens gerühmt hatte, die Vorzüge des ehelichen und häuslichen Lebens zu Gemüthe geführt werden; und dann ein Gespräch über des häuslichen Lebens Leiden und Freuden, bei dessen Durchsicht wir zwar sehr wahre und treffende Gedanken gefunden, doch aber eine specialere Auseinandersetzung der einer Hausfrau obliegenden Pflichten vermißt, und bei uns selbst die Bemerkung gemacht haben, daß reiche oder doch wohlhabende Leute, welche von der Last der Nahrungssorgen Nichts wissen, über dergleichen Dinge gut reden können. Unter der Ueberschrift „Blicke auf die Mutter unseres Erlösers in verschiedenen Situationen des weiblichen Geschlechts" enthält das Buch endlich mehrere religiöse Betrachtungen, z. B. über Unschuld und Demuth, als den schönsten Schmuck einer christlichen Jungfrau; über die erste Mutterahnung einer jungen Gattin; und über die Darstellung Jesu im Tempel, an welche letztere dann in mehrern kleinern Abschnitten Belehrungen für Mütter in Beziehung auf die früheste Erziehung und namentlich auf die religiöse Bildung ihrer Kinder geknüpft werden. Es würde uns zu weit führen, wenn wir dabei auf das Einzelne uns einlassen und nachweisen wollten, wie christlich und wahr der Verf. auch über diese Gegenstände urtheilt, und welche verständige und zweckmäßige Anleitung er auch in dieser Beziehung seinen Leserinnen ertheilt. Das aber glauben wir behaupten zu können, daß ihm dieß nicht würde möglich gewesen seyn, wenn ihn nicht zuvor die

eigene

eigene Erfahrung darüber belehrt hätte, und daß seine Betrachtungen durch die stete Hinweisung auf das Musterbild der Maria nur um so interessanter und erbaulicher geworden sind. Weßhalb er jedoch unter den Mitteln zu einer vernünftigen und christlichen Kindererziehung nicht auch das fromme Beispiel der Aeltern erwähnt hat, können wir um so weniger begreifen, da außerdem nicht leicht ein anderes von ihm übersehen worden ist; wenn er auch größten Theils nur in mehr andeutender, als ausführlicher Weise sich darüber ausgesprochen hat. Schließlich bietet er noch „kleine Festgaben für häusliche Erbauung," welche außer mehreren Morgen- und Abendandachten, in denen sich allerdings ein echt religiöser Sinn nicht verkennen läßt, die aber nicht ausschließlich für das weibliche Geschlecht sich eignen und fast immer die nämlichen Gedanken zur Sprache bringen, fromme, in Gebetsform abgefaßte, Betrachtungen über die meisten auf Jesu Lebensgeschichte sich beziehende Feste enthalten. Wir ehren die Innigkeit des Gefühls und die lautere mit echter Bildung verbundene Frömmigkeit, die, wie in dem ganzen Buche, so auch in diesen Betrachtungen überzeugend sich zu Tage legt, wenn wir auch mit Dem, was der Verf. über die Geltung des Bibelworts hin und wieder äußert, nicht immer einverstanden seyn können; und schließen unsere Anzeige mit der nochmaligen Versicherung, daß christliche Frauen und Jungfrauen, welche für dergleichen Lectüre sich interessiren, diese Freundesgabe nicht aus der Hand legen werden, ohne für die rechte Würdigung ihres ehelichen und häuslichen Berufs und für die christliche und deßhalb gesegnete Erfüllung der mit demselben verbundenen Pflichten Vieles gewonnen zu haben.

Predigten, Confirmations-, Trau- und Schul-Einführungsreden von Dr. Mendel Heß, Großherzogl. Sachs. Weimar-Eisenachischen Land-Rabbiner zu Stadt-Lengsfeld. Erste Sammlung. Eisenach, in Commission bei J. F. Bärecke. 1839.

Wir haben schon früher ein Mal Predigten von einem israelitischen Religionslehrer in diesen Blättern zur Anzeige gebracht, und hatten dabei alle Ursache, unsere Freude über den Fortschritt zum Bessern auszusprechen, der, wie eben aus diesen Predigten hervorging, namentlich auch in religiösen Angelegenheiten in unseren Tagen unter den jüdischen Glaubensgenossen wenigstens hin und wieder sich bemerkbar macht. Die nämliche Freude hat denn auch das Lesen der gegenwärtigen Religionsvorträge uns gemacht; indem wir auch in ihrem Vf. einem Manne begegnet sind, der, von der Wissenschaft unverkennbar gebildet, und selbst auf den Standpunct echter Aufklärung emporgehoben, auch unter den ihm anvertrauten Gemeinden die Sache des Lichts zu fördern sucht; dem alten Wuste talmudischen Aberglaubens und sinnlosen Ceremonieendienstes mit Kraft und Ernste entgegenarbeitet; den Buchstaben des A. Bds. zu vergeistigen strebt; den Anforderungen einer vorwärtsgegangenen Zeit in verständiger und beherzigenswerther Weise das Wort redet; und seine eigene lautere Religiosität, so wie die Gediegenheit seiner Bildung besonders dadurch beurkundet, daß er das fromme Glauben mit dem sittlichen Handeln stets in causale Verbindung bringt, und den Lehren und Vorschriften des Mosaismus überall eine Seite abzugewinnen weiß, daß sie für die höchsten Interessen des menschlichen Herzens und Lebens wahrhaft wohlthätig und fruchtbringend werden können. Wir können diese Eigenschaften eines Mannes, der es unstreitig verdient, der geistliche Führer eines Theils seines Volks zu seyn,

nicht

nicht mit besonderen Beispielen aus seinen Predigten belegen; jede einzelne gibt Zeugniß davon, daß er seine Aufgabe begriffen hat und sie zu lösen wohl im Stande ist; und wir billigen es gar sehr, daß er sie durch den Druck in größeren Kreisen zu verbreiten sucht, da es gewiß Jedem, der gegen menschliche Veredelung nicht gleichgiltig ist, höchst erfreulich seyn muß, wahrzunehmen, wie auch den Nachkommen Israels das Licht der Wahrheit nach und nach aufgeht, und eben darum der Hoffnung Raum zu geben ist, daß sie nach und nach das mehrfache Joch abschütteln werden, das seit Jahrtausenden auf ihnen gelastet hat. Der Verf. arbeitet, wie gesagt, wacker auf dieses wünschenswerthe Ziel hin; und wie es ihm unbezweifelt Herzenssache ist, in seinem Berufe für die heiligen Zwecke der Religion zu wirken, so wünschen wir ihm eben so herzlich Muth und Ausdauer, wohl wissend, wie langsam die Früchte solches Wirkens nicht selten zu reifen pflegen. Denn zu wiederholten Malen klagt er selbst und allerdings nicht ohne guten Grund Theils über den Unglauben und Indifferentismus, Theils über den Aberglauben und das starre Vesthalten altherkömmlicher Irrthümer, die auch unter dem Volke Israels aller Orten und in mehrfacher Gestalt ihr verderbliches Wesen treiben; er bezeichnet mit Recht als das hauptsächlichste Hinderniß, weßhalb dieses Volk aus seiner tiefen Versunkenheit sich noch immer nicht überall und in jeder Beziehung emporheben könne oder wolle, das selbstsüchtige Bestreben vieler seiner Amtsgenossen, der Rabbiner selbst, die Menge in Unwissenheit zu erhalten und an dem Gängelbande des Wahnes die Schwachen zu führen; und wie gern und oft er auch die Hoffnung ausspricht, daß eine bessere und in aller Hinsicht glücklichere Zukunft seinen Glaubensgenossen bevorstehe, eben so ernst und oft macht er auch darauf aufmerksam, daß die geistige Erlösung erst begonnen haben müsse, bevor die Befreiung von dem zeitlichen Bedrängnisse Statt finden könne, und daß die bessere Gestaltung

der

der äußeren Verhältnisse an sittliche Besserung und Veredelung nothwendig gebunden sei. Wenn aber die Lehrer der Religion selbst von dem hellen Lichte derselben erleuchtet und von ihrem echten Geiste so durchdrungen sind, wie es bei dem Verf. ohne Zweifel der Fall ist; wenn ihre ewigen und allgemeinen Wahrheiten so ungetrübt und unverfälscht, so ohne alle Beimischung menschlichen Aberwitzes in kräftiger und eindringlicher Weise vorgetragen werden, wie es von ihm geschieht; wo das religiöse Glauben und Leben so innig verbunden, in ihrer unabweislichen Nothwendigkeit und nach ihren allseitigen Segnungen so lebendig dargestellt und als das höchste Ziel des Menschen und seine erhabene Bestimmung ohne Rücksichtnahme auf die äußere Bekenntnißform zu Herzen geführt werden, wie er es thut; da gewiß ist jene Hoffnung nicht vergebens; und sind nur erst die Ansichten und Grundsätze, die er in seinen Predigten so klar und kräftig ausspricht, unter seinem Volke zur allgemeinen Anerkenntniß gelangt, dann unstreitig werden demselben auch die Tage der Verheißung erscheinen, mit deren Erwartung es sich seit so langer Zeit getragen und getröstet hat. Daß er übrigens die historische Grundlage der Religion seiner Väter vesthält, an die bedeutungsvollen Namen derselben mehrfach erinnert, ihr Beispiel als Muster der Nachahmung aufstellt, auf die wichtigsten Ereignisse der jüdischen Geschichte hinweist, die vom Gesetze gebotenen Gebräuche des levitischen Cultus nicht etwa verwirft, sondern nur immer das praktische Moment derselben, wenn auch nicht immer ohne allen Zwang (vgl. z. B. die 7te. Pr.) hervorhebt, nicht ohne Selbstgefühl von Israelitenthume, israelitischem Leben u. s. w. redet, und einige Male äußert, sein Volk sei von Gotte berufen, den übrigen Völkern in aller Hinsicht voranzuleuchten u. s. w., das tadeln wir nicht, sondern billigen es vielmehr, da das geschichtliche Fundament des alten Bundes allerdings eben so merkwürdig, als reich an erbaulichen Momenten ist; und der nationale Stolz

der

der sich hin und wieder zu erkennen gibt, erscheint um so weniger als ein verwerflicher, da er wohl sein Gutes haben kann, und hier von dem sonst freilich nicht zu leugnenden Particularismus des gewöhnlichen Judenthums frei ist. So Viel über den Geist und die Tendenz und den dadurch bedingten innern Werth der gegenwärtigen Predigten, auf deren Gehalt das Christenthum wohl denselben stillen Einfluß geübt hat, den der Protestantismus auf den Katholicismus fortwährend äußert, so wenig auch der letztere dieß vielleicht erkennen mag.

Die vorliegende Sammlung enthält außer sieben auf dem Titelblatte bereits näher bezeichneten Reden neun Predigten, in denen folgende Gegenstände behandelt werden: Israels Bestimmung in der Vorzeit und Gegenwart — das Vergängliche und Ewige im Leben — wie soll der Israelit sich freuen — die alte Lehre und der neue Bund — die Geschichte der Makkabäer, ein Spiegel der Gegenwart — des Israeliten Verhalten gegen den Staat — die heilige Lampe, ein Bild des menschlich-israelitischen Lebens — die Befreiung aus Aegypten — die heiligen zehn Gebote. Unter ihnen haben namentlich die erste, vierte, sechste und siebente, wie sich schon aus den Hauptsätzen derselben errathen läßt, dem Verf. Gelegenheit gegeben, in dem oben von uns genannten Sinne und Geiste zu seinen Gemeinden zu reden; daher sie denn auch als die gelungensten zu betrachten sind, obschon wir auch die übrigen nicht ohne Interesse gelesen haben. Noch eine rühmliche Eigenschaft derselben ist übrigens außer der gebildeten und angemessenen Sprache voll Kraft und Wärme, in welcher sie geschrieben sind, das so löbliche und zweckgemäße Individualisiren, was einer jeden derselben mehr oder weniger eigen ist, indem der Verf. die allgemeine Wahrheit immer an besonderen Fällen als begründet und beherzigenswerth nachweist; und wenn an sich schon nach ihrer ganzen Anlage das praktische Moment in ihnen unverkennbar vorherrscht, so wird dasselbe auch dadurch hauptsächlich gehoben und

und gefördert, daß dem Zuhörer stets Beispiele der äußern und innern Erfahrung vor Augen gehalten werden, durch welche das Gesagte nur um so anschaulicher und eindringlicher wird. Auch haben sie den nicht unbedeutenden Vorzug, daß sie durchaus textgemäß sind, und wenn auch nicht ihre Hauptsätze aus den zu Grunde liegenden Bibelstellen streng entwickeln, doch in ihren einzelnen Theilen sich so genau denselben anschließen, daß nicht leicht ein Gedanke übergangen wird, der in ihnen enthalten ist. Nur eine Probe davon. Die dritte Pred. zeigt nach 5 Mos. 16, 13. u. 14., wie der wahrhaft fromme Israelit sich freuen soll; nämlich so, daß er 1. in seiner Freude an Gott denkt; 2. seine Familie an ihr Theil nehmen läßt; 3. in derselben über die dürftigen Brüder sich nicht erhebt; und 4. diesen letztern gern mittheilt, damit auch sie sich freuen können. Diese sorgfältige Benutzung des Textes, welche dem ganzen Vortrage einen biblischen Charakter, wir möchten sagen unwillkürlich aufdrückt, wäre in der That mancher christlichen Predigt zu wünschen, in denen die als Motto vorgesetzte Schriftstelle weiterhin ohne alle Berücksichtigung bleibt. Das also sind namentlich nach ihrem innern Gehalte, dessen Tüchtigkeit auch eine äußere zweckmäßige Form entspricht, die Leistungen des Verfs. auf dem Gebiete der Homiletik; und wir glauben durch unsere bisherige Bemerkungen sie unseren Lesern als sehr rühmliche und beachtenswerthe Arbeiten empfohlen zu haben. — Indeß tragen sie auch einige, wenn auch nicht eben bedeutende Mängel an sich; und die Unparteilichkeit erfordert es, auch diese namhaft zu machen. Dahin rechnen wir zunächst ein gewisses überhingehendes Behandeln der Gegenstände, das vielleicht dem weniger gebildeten Zuhörer nicht bemerklich ist, einer sorgfältigeren Prüfung aber nicht wohl entgehen kann. Denn so wahr meist auch Alles ist, was der Verf. sagt, so wenig man auch in der Regel seinen Ansichten, Beweisen u. s. w. seinen Beifall versagen kann, und so gern wir auch der geläuterten Re-

ligions-

ligionsfassung, dem sittlichen Ernste und der durchaus prakti= schen Tendenz, die in seinen Vorträgen überall sich beurkunden, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so haben wir doch fast durchgängig das tiefere Eingehen, das durchgreifende Verfah= ren, das allseitige Begründen und die reiche Gedankenfülle ver= mißt, die hauptsächlich nur eine genaue Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen und Leben an die Hand gibt, ohne welche aber wenigstens den höheren Anforderungen der Homiletik nicht wohl Gnüge geleistet werden kann. Man ist mit dem Verf. einverstanden, wenn man seine Predigt gelesen hat, und gibt ihm Recht. Aber man ist nicht ganz befriedigt; man hätte Mehr erwartet; es hätte noch dieser und jener Grund beige= bracht werden können; nicht alle Zweifel sind gehoben; nicht alle Einwände beseitigt; es fehlt noch das Eine und das An= dere, bevor der Vortrag ein in sich abgeschlossenes Ganze ist; und man vermuthet wenigstens, daß auf die Ausarbeitung des= selben nicht der erforderliche Fleiß und die nöthige Sorgfalt ver= wendet worden sei.

Nächst dem können wir mit der Anordnung des Stoffs, wie sie dem Verf. hin und wieder beliebt hat, nicht immer ein= verstanden seyn. Zwar sagt er in der Vorrede, daß er sich mit den Grundsätzen, wie sie gewöhnlich in den homiletischen Lehr= büchern aufgestellt werden, und besonders mit den förmlichen und strengen Introductionen, Propositionen und Partitionen nicht befreunden könne. Allein wenn wir ihm auch darin Recht geben wollen, daß das steife und ängstliche Vesthalten an ge= wissen Regeln der freien und selbstständigen Bewegung leicht hinderlich wird und so mehr schadet, als nützt, so ist doch auf der andern Seite auch zu bedenken, daß man die wohlbegrün= deten Gesetze der Homiletik nie ungestraft verletzen kann, und daß eine genaue und sorgfältige Ordnung in allen Theilen ei= ner Predigt selbst für den eigentlichen und letzten Zweck dersel= ben gar nicht gleichgiltig ist. Eine das Thema vorbereitende

und die Aufmerksamkeit spannende Einleitung; eine dem Texte entsprechende, scharf ausgeprägte Proposition; eine diese letztere erschöpfende und nach den Forderungen der Logik geordnete Theilung muß sie neben andern die Form betreffenden Eigenschaften immer haben, weil außerdem der Redner selbst die Schuld hat, wenn sie nicht ist und leistet, was mit Recht von ihr gefordert werden muß. Und in dieser Beziehung hat denn, wie gesagt, der Verf. sich manchem Tadel bloßgestellt. Seine Einleitungen sind nie Das, was sie seyn sollen, sondern enthalten nur immer einige allgemeine Bemerkungen, aus denen Niemand auf die Wahl des Thema schließen kann; dieses selbst steht mit der leitenden Bibelstelle meist immer nur in einer ganz losen Verbindung, und ist größten Theils zu weit gefaßt, als daß eine erschöpfende Durchführung desselben möglich wäre; und seine Dispositionsweise ist zwar, wie wir oben bemerkten, recht textgemäß, aber den natürlichen Denkgesetzen nicht immer angemessen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir diesen Tadel mit einzelnen Beispielen belegen wollten, so leicht es uns auch werden würde. Nur auf einiges Einzelne wollen wir daher noch aufmerksam machen, was so oder anders gemißbilligt werden muß. So werden z. B. in der ersten Pred. S. 7. aus dem Umstande, daß es nur Einen Gott gibt, mehrere Folgerungen abgeleitet, die eben so gut Statt haben würden, wenn es mehrere Götter gäbe. In der zweiten Pred. wird S. 22. das Neujahrsfest ein Tag genannt, welcher zur Umkehr und Buße ermahne; und doch werden gleich darauf die Zuhörer aufgefordert, des Lebens um so mehr sich zu freuen, je kürzer und flüchtiger es sei. Wie paßt das zusammen? Auch wäre es schlimm, wenn, wie eben daselbst behauptet wird, alle irdische Bestrebungen eitel und fruchtlos wären. In derselben Pred. S. 21. heißt es: Das Jahr ist dahin, ist in das Meer der Ewigkeit gegangen, aber das Herz ist nicht beruhigt mit ihm. Ist denn aber das Jahr beruhigt, daß es das Herz mit ihm

hätte

hätte werden können? In der dritten Pred. sagt der Verf. S. 38.: „wenn andere Religionsgenossen zuweilen ausschweifen in ihrer Freude, so ist das immer thörigt und unwürdig, wird ihnen aber doch nicht so hoch angerechnet. Wenn aber Israeliten das thun, denen ein nüchterner und keuscher Sinn nie fehlen sollte, so ist das doppelt strafbar u. s. w. Man weiß nicht recht, was man zu dieser sonderbaren Aeußerung sagen soll; wenigstens setzt sie ziemliche unwürdige Begriffe von den Christen voraus. Im 2ten Th. der 8ten Pred. „die Befreiung aus Aegypten“ wird diese Befreiung als ein Herausführen aus der Trauer zur Fröhlichkeit, und im 3ten Th. aus dem Werkeltage zum Festgenusse bezeichnet; aber in jenem ist nicht von der Fröhlichkeit, sondern von der Eintracht, und in diesem nicht von dem Festgenusse, sondern von der Freiheit von veraltetem Aberglauben die Rede. In der 9ten Pred. wird mit Recht behauptet, daß Gotteserkenntniß und Heiligkeit des Lebens unter sich genau verbunden seyn müßten; und doch wird gleich darauf wieder gesagt: aber man kann ein höchstes Wesen anerkennen, man kann darnach trachten, ihm zu gefallen, und dennoch kein würdiges, kein heiliges Leben führen. Wie übrigens die Worte „ich bin der Ewige, dein Gott, der dich aus dem Lande Aegypten, aus dem Hause der Sklaverei geführt hat“ ein Gebet, nämlich das erste des Dekalogus enthalten sollen, ist nicht wohl zu begreifen. Die den Predigten beigefügten Gelegenheitsreden vereinigen zwar die guten Eigenschaften der erstern ebenfalls in sich, sind aber, gleich jenen, zu allgemein und oberflächlich gehalten, als daß sie ihrem Zwecke genau entsprechen könnten, und auch in ihrer Anordnung nicht immer ohne Mängel. Sollte sie der Verf., so wie überhaupt Alles, was wir an seinen Vorträgen ausstellen mußten, bei einer größern Sorgfalt im Arbeiten nicht haben vermeiden können, da wir an seiner allgemeinen Tüchtigkeit und Befähigung nicht wohl zweifeln dürfen? Vielleicht, daß unsere Bemer-

merkungen für die folgenden Sammlungen seiner Predigten nicht ohne Einfluß bleiben.

Aus meinem Leben und Wirken, zugleich als Beitrag zur Geschichte der Rheinprovinz unter preußischer Landeshohheit in Hinsicht auf Kirche und Schule. Von Dr. Karl Friedrich August Grashof, königl. Consistorial- und Schulrathe und Director des königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Cöln. Erster Band, die Kirche und das Vaterland. Essen, bei Bädeker. 1839. XIV und 348 SS. in gr. 8.

Um uns mit dem Verf. bekannt zu machen, beginnen wir mit der zweiten Abtheilung des Bandes, die: Das Vaterland, zur Ueberschrift hat. „Ich war als Preuße geboren," heißt es da, „bin als Preuße erzogen, habe diesem meinem Vaterlande nahe an ein halbes Jahrhundert als Beamter im Schul- und Verwaltungsfache gedient, habe in der Zeit der Gefahr einen Theil meiner Zöglinge freiwillig zu seiner Vertheidigung gesandt, bin, als die Gefahr wuchs, selbst mit dem Schwerte in der Hand seinen Fahnen gefolgt, und darf darin wohl die Beglaubigung suchen, daß ich und wo ich mein Vaterland gefunden habe. Das Vaterland der Geburt ist mir auch das Vaterland der Wahl geworden." Doch ist der Patriotismus des Verfs. nicht jener engherzige und ausschließende, der uns auf den Lippen mancher Helden aus der Befreiungszeit mit dem stolzen: Wir sind man die edlen Preußen! verletzend entgegentrat. „Ich bin ein Preuße," sagt der Verf. weiter, „und bin stolz darauf, es zu seyn; aber ich verkenne durchaus nicht das Recht, welches jede andere Nation hat, ihr

Va-

Vaterland obenan zu stellen, nicht die Verpflichtung, es unter gleichen Verhältnissen obenan stellen zu müssen, oder sich ganz von demselben loszusagen." Ja, der Verf. ist so ehrlich, aus der Geschichte seines späteren Wirkens eines Wortes „mit großer Freude" zu gedenken, das König Ludwig von Baiern im Bade zu Brückenau vor wenig Jahren zu ihm sprach, und das doch einem Correctiv nicht eben ganz unähnlich sieht. Der König hatte nämlich nach „Förderung des Patriotismus in den preußischen Schulen" gefragt, und der Schulrath die Frage dahin beantwortet, daß allerdings, da es die Aufgabe der Schule sei, für das Leben zu erziehen, der Zweck der preußischen Schulen dahin gehe, neben guten Christen preußische Bürger zu bilden. „Und mehr als das," fiel ihm hierauf Ludwig in's Wort; „in allen deutschen Schulen sollen Deutsche erzogen werden. Ich kenne kein Nord- und kein Süddeutschland; ich kenne nur Ein deutsches Vaterland, aus einzelnen Staaten bestehend, welche Ein gemeinschaftliches Band umschließt. In dieser Richtung sollen wir Eins seyn!" — Wir wollen billig seyn und dem Verf. Etwas preußischen Patriotismus zu Gute halten. Die Nachklänge aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges und der Name Friedrich hatten den Knaben vielfach begeistert. Später nahm ihn die Revolution in Frankreich in Anspruch. Allein Bonapartes und Napoleons Auftreten konnten dem erwachenden Geiste des Jünglings und Mannes nur kurze Zeit imponiren. Kant's ewiger Friede, eine Idee, der er so gern gehuldigt, konnte durch einen Eroberer nicht verwirklicht werden. Das Jahr 1806 veränderte den Schauplatz. „In Auerstädt übernachtete ich kaum acht Wochen vor der unglücklichen Schlacht, welche über das Schicksal meines Vaterlandes entschied. Die Officiere, welche ich in Halle traf, waren der Siegeshoffnung voll, und ich müßte meine heißesten Wünsche, die sich ja so gern im Menschen zu Hoffnungen steigern, verleugnet haben, wenn ich ihnen geradezu hätte wider-

spre-

sprechen sollen, obgleich ich weit entfernt war, in den nicht selten prahlerischen Ton mit einzustimmen. Schwer lag bei aller Hoffnung in mir der Gedanke, daß Preußen noch vereinzelt dem von so vielen Siegen trunkenen Feinde entgegentrat. Was im Himmel beschlossen war, mußte erfüllt werden; Deutschlands Läuterung im Feuer war der Wille Gottes." — Durch diese Läuterung ist der Verf. selbst mit gegangen, für den bessern Zustand der Dinge hat er mit gekämpft und gearbeitet, erst hochbegeistert, dann ruhiger, später sogar mit manchen Zugeständnissen, daß die gehoffte bessere Zeit nicht überall und auf allen Puncten in die Gegenwart getreten sei. So lebte er — um gleich auf Das zu kommen, was unseren Lesern am Nächsten liegt — der Ueberzeugung, daß die gehoffte Einheit Deutschlands nur an die volle Gleichheit der Rechte eines christlichen Kirchenthums mit katholischer und protestantischer Grundlage geknüpft sei. Eine leere Chimäre sei es, diese Gerechtigkeit von der politischen Verbindung trennen und doch auf ein im Innern gesichertes Zusammenhalten rechnen zu wollen. „Ich schreibe," sagt er da auf S. 235, „diesen zweiten Theil meines Lebens und Wirkens mit minderer Zuversicht, als den ersten. Die Ereignisse der Gegenwart sind ganz geeignet, mich das Bild eines nach Confessionen geschiedenen Deutschlands vor mir erblicken zu lassen, wie es fast vergessen in der Ferne hinter mir liegt. Und es gibt Vertheidiger dieser Getrenntheit, jedoch nach zweien Richtungen geschieden. Die eine Partei, die ich die demokratische nennen möchte, läßt die Religion ganz aus dem Spiele; sie arbeitet nur der Vereinigung Deutschlands zu einer Monarchie unter Einem Oberhaupte entgegen. — Die andere Partei, der ich kein Unrecht thue, wenn ich sie die ultramontanische nenne, denn sie hat ihren Heerd jenseits der Alpen, gründet alle ihre Zwecke und Bestrebungen auf das Uebergewicht, auf die Alleinherrschaft des Katholicismus im Geiste der römischen Curie und

sucht

sucht dieser Richtung einen Stützpunct in den Cabinetten der deutschen Fürsten zu gewinnen, zunächst nur unter der Versicherung, daß die Politik ihrem Streben ganz fremd sei oder doch ihm fern liege, in Wahrheit aber der Aussicht vertrauend, daß auch das widerspenstigste Roß zu bändigen sei, wenn man nur den Fuß im Bügel behalte. Man könnte dem Treiben dieser Partei Viel ruhiger zusehen, wenn das katholische Deutschland sowohl, als das evangelische auch nach katholischen und evangelischen Staaten mit rein katholischer oder evangelischer Bevölkerung geschieden wäre. Das ist aber bei der bestehenden Lage der Verhältnisse nicht allein ganz unthunlich, es ist auch gar nicht die Absicht jener Partei, die dadurch auf der einen Seite ihren Fuß ganz aus dem Bügel gesetzt sehen würde. Sie will nicht Abgeschlossenheit des Einzelnen, sie will Erweiterung zum Ganzen." — Noch in der Periode des Consistorii der Provinz Jülich-Cleve-Berg von 1816 bis 1826, bei welchem der Verf. angestellt war, lauten seine Ansichten vertrauender. „Das Herz von Deutschland schlägt für die, beiden Kirchen gemeinsame, Sache und bekommt fast von allen Seiten her neuen mächtigen Zufluß hellen, beweglichen Blutes; die wenigen Adern, wo dieses in Stocken gerathen ist, mögen als unterbunden betrachtet werden. Im Westen und Osten des Landes sichern die mit den seinigen verwandten Interessen der gallicanischen und der griechischen Kirche seine Flanken in dem Kampfe für Wahrheit und Recht, und im eignen Süden wird keine Macht hemmend entgegentreten, so lange es nur diesem Kampfe gilt, nicht der Störung von Territorialrechten." Von Concilien dürfe dabei weniger die Rede seyn, da es sich nicht um Abänderung in Glaubenslehren, sondern nur um Sicherung in Glaubensrechten handele. „Kommt die Sache auf dem deutschen Bundestage zur Sprache — und das ist es, was ich wünsche, was Jeder der mir gleichgesinnten Brüder mit mir wünschen muß — dann wird es der ihr

Recht

Recht suchenden Kirche nicht an Verfechtern desselben fehlen, selbst auf katholischer Seite. Auf ihrer eigenen Seite ist wenigstens das Uebergewicht der Stimmen." Der Verf. weist nach, wie von den 38 einzelnen Staaten des deutschen Bundes nur 5 eine überwiegende katholische Bevölkerung zählen; von den 17 Stimmen im engern Rathe des Bundestages nur vier, und von den 70 Stimmen im Plenum, wenn bei Sachsen und Luxemburg wiederum die Bevölkerung oder die Majorität derselben, nicht der Regent, die Stimme für sich in Anspruch nehmen darf, nur vierzehn katholisch seien, so daß Rom, wenn es die innern Gründe nicht anerkennen wolle, den Protestanten in Deutschland gleiche Rechte mit den Katholiken zuzugestehen, sich doch den äußeren unvermeidlich werde fügen müssen. „Diese Betrachtung, und die Erfahrungen, welche Rom unter dem französischen Kaiserreiche gemacht hätte, schienen zu der Hoffnung zu berechtigen, es werde dasselbe den so billigen, den so gerechten Forderungen, welche der mächtigste evangelische Fürst Deutschlands an den Papst machen konnte, nachgeben; und in diesem Sinne habe auch ich gesprochen und gehandelt, wo mir in diesen Angelegenheiten zu sprechen und zu handeln vergönnt war." Und das war oft genug der Fall, da der Vf. von der Zeit an, wo er die Waffen niedergelegt hatte, in Regulirung und Verwaltung des Schul- und Kirchenwesens der eroberten preußischen Rheinprovinzen thätig war. „Der Grundsatz aber," fährt er fort, „der auf dem wiener Congresse den Ausschlag gab, hat auch später die Cabinette geleitet, und es wird, wenn nicht noch ein ernster, durchgreifender Schritt erfolgt, die Sache bei'm Alten bleiben. Die evangelische Kirche wird bei aller Kraft, die sie in sich trägt, sich kaum in ihrer defensiven Stellung schützen und erhalten können, wird Diesen oder Jenen ihrer Alliirten zurücktreten oder gleichgiltiger werden sehen, und Rom wird einen Triumph feiern, wie es ihn seit Cäsar und Augustus nicht gesehen hat." Doch

dahin,

dahin, meint der patriotische, wieder muthiger gewordene Vf., werde es nicht kommen. Wenn nicht wohl zu erwarten sei, daß der erste Schritt zu gleichem Rechte beider Kirchen von einem katholischen Fürsten ausgehe, so werde ihn ein evangelischer thun, der durch seine Stellung dazu berufen sei. „Friedrich Wilhelm wird die letzte Periode seines glorreichen Lebens durch eine Handlung krönen, die seiner Regierung in den Annalen der Weltgeschichte einen unsterblichen Ruhm sichern muß. Wie sein großer Vorfahr vor 53 Jahren die Fürsten Deutschlands zu einem Bündnisse vereinigte, um ihre auf dem westphälischen Frieden gegründeten Rechte in politischer Beziehung zu sichern: so wird ihm eine gleiche Vereinigung gelingen, um dieselben Rechte auch in kirchlicher Beziehung in's Leben treten zu lassen, daß sie Wahrheit werde auch auf kirchlichem Boden." — Aehnliche Ansichten, Bedauernisse, und dann wieder auf Preußen gesetzte Hoffnungen werden S. 111. von dem Verf. ausgesprochen. „Auf dem wiener Congresse waren die Materialien zur Legung eines vesteren Grundes für eine veste Burg der allgemeinen christlichen Kirchenfreiheit in Deutschland gesammelt, aber die Baumeister traten zurück und überließen deren Benutzung einer günstigern Zeit;" die aber ungünstiger kam. „So blieb denn die evangelische Kirche durch den Einfluß der römischen Curie in Deutschland noch immer im Nachtheile, obgleich so Viel des Blutes ihrer Glieder für Deutschlands Freiheit vergossen, obgleich in ihrer Mitte zuerst das Banner zu dem blutigen Freiheitskampfe erhoben ward, der zum Siege führte. Selbst unter dem Schutze einer evangelischen Regierung findet sie sich in der Ausübung ihres Rechtes mannigfaltig gehemmt; und wo sie Trotz dieser Hindernisse zu ihrem Ziele gelangt, bahnt in der Regel nicht Liebe, bahnt nur die Furcht ihr den Weg." Die Abhilfe von einer geistigen Macht im Gegensatze gegen die geistliche, von dem Fortschreiten der Cultur durch das Medium der Schule zu erwarten,

ten, sei eine zu ferne Aussicht, denn so sicher jene auch wirke, so wirke sie doch nur langsam. Auch die Gründung einer deutsch-katholischen Kirche, die unter den Flügeln der römischen Curie schwerlich einen Schutz gefunden haben würde, verspreche nur ein zweifelhaftes Resultat. Nur ein evangelischer Staatenbund unter Preußens Vorgange könne zum Ziele führen. Der Verf. verweist auf ein von ihm im Jahre 1818 zu Cöln geschriebenes, sehr tüchtiges und freimüthiges, Privatgutachten über die katholische Kirche in den preußischen Rheinprovinzen, das unter Nr. 9. der Belege mit abgedruckt ist, und auf das wir zurückkommen werden. Hier heißt es vorläufig, daß er nur den usurpirten Rechten des römischen Hofes darin entgegengetreten sei, nie den wirklichen Rechten derselben. „Daß die katholische Kirche ein sichtbares Oberhaupt verlangt, das ist es nicht, was mich von ihr trennt. Einen Einheitspunct in ihrem sichtbaren Reiche sucht auch die evangelische Kirche und würde ihn allenfalls für ganz Deutschland in einem zu diesem Zwecke angeordneten Collegio finden, so daß der ganze formale Unterschied nur in der republicanischen oder monarchischen Verfassung bestände." Auch Pius VII. habe er persönlich geachtet, und das ganze System der Curie umzustoßen, wäre von einem Papste weder klug gewesen, noch habe es in seiner Macht gelegen. „Aber die Auswüchse abzuschneiden, und zunächst die, welche in das Gebiet einer andern gleichberechtigten Kirche hinübergreifen, das lag, sei es auf directem oder indirectem Wege, in seiner Macht, und Das war es, was ich von ihm erwartete, in einem Zeitpuncte erwartete, der ihm die Ueberzeugung gegeben haben mußte, daß es mit der usurpirten Weltherrschaft des römischen Stuhls längst und auf Immer zu Ende sei. Das ist es, was ich auch jetzt noch von seinem Nachfolger erwarte, so sehr auch die Natur der Sache und die Erfahrung mich belehrt, daß die Initiative dazu nicht von einem Papste ausgehen kann, nicht von einem Papste aus-

gehen

gehen wird. Die geforderte Wirkung, die Anerkennung der vollen Parität der Rechte beider Confessionen auf demselben Boden, ist nur von der Einheit und Festigkeit der unmittelbar oder mittelbar betheiligten Fürsten zu erwarten, durch welche der römische Hof gezwungen wird, den Grundsatz von einer alleinseligmachenden Kirche in der Weise zu modificiren, daß er der evangelischen Kirche nicht ferner lästig fällt, daß er sie in ihrer Freiheit nicht ferner beschränkt. In diesem Geiste und in der Ueberzeugung, daß Preußen vor Allen berufen sei, mit seinem Beispiele voranzugehen, ist jene Denkschrift gedacht und geschrieben." Wir wenden uns zu ihr selbst, da sie vor andern die Gesinnung bezeichnet, mit welcher der wackere Verf. in seiner schwierigen Stellung in den preußischen Rheinprovinzen wirkte, oder doch zu wirken suchte. „Unter den beinahe zwei Millionen Einwohnern," beginnt die Schrift, „welche die beiden dem preußischen Skepter unterworfenen Rheinprovinzen in sich begreifen, sind mehr als vier Fünftheile der katholischen Confession zugethan, und es kommt daher bei einer auf die persönlichen Verhältnisse und Bedürfnisse dieser Provinzen zu gründenden Verfassung derselben sehr wesentlich auf die beiden Fragen an: 1. Nach welchen Grundsätzen soll in diesen Provinzen die katholische Kirche an sich regiert und verwaltet werden? 2. Welche Stellung wird der Staat dabei gegen den römischen Hof zu behaupten haben? — Wir können natürlich nur Einzelnes herausheben. Strenge Sonderung der Rechte des Staats und der Rechte der Kirche ist das Erste, was hier urgirt wird. Die Scheidewand liege im Unterschiede der Temporalien und Spiritualien. Ueber jene habe der Staat zu verordnen, und wenn er der Kirche in dieser Hinsicht Rechte einräume, so übe sie dieselben nicht aus eigener Autorität, sondern nur durch Delegation von Seiten des Staats. Bischöfliche Gewalt. Indem der preußische Staat neue Bisthümer zu gründen, neue Bischöfe anzuordnen im Begriffe sei, habe

habe er sich wohl vorzusehen, daß er vorher ihre Gewalt bestimme, und nicht etwa darauf rechne, nur erst würdige Männer für diese Aemter gewonnen zu haben, und hinterdrein über die Grenzen ihrer Macht mit ihnen verhandeln zu wollen. Wie leicht könne ein Aeneas Sylvius unter ihnen seyn. „Vestigia terrent!" ruft der Verf. aus. Schulen. Daß diese von der Kirche ausgegangen seien, sei kein Grund, daß sie jetzt noch als rein kirchliche Institute betrachtet werden müßten. In die Erziehung seiner Bürger habe der Staat auch zu reden. Der Fanatismus der Priester, die ihm jenes Wort nicht vergönnen wollten, erscheine nur als eine Truggestalt, durch welche eine hellsehende Regierung sich nicht werde schrecken lassen. Ehen. Hier nähert sich der Verf. der den Rheinländern bekannten französischen Gesetzgebung. Die Ehe als die Grundlage aller bürgerlichen Gesellschaften ist ihm darum zunächst auch nur ein bürgerliches Institut. Die religiöse Weihe, die Einsegnung steht der Kirche zu. „Ob die Kirche diese Segnung, welche sie dem Ehebündnisse geben soll, mehr oder weniger als ein Sacrament betrachtet, und was sie in dieser Beziehung von den Eheleuten ihrer Confession fordert, das hat der Staat so lange gar nicht zu berücksichtigen, als seine Zwecke und die Gleichheit der Rechte seiner Bürger dadurch nicht gefährdet werden. In diesem Falle aber hat er das Recht, die Kirche in die Grenzen ihrer Gewalt zurückzuweisen; denn keine Gesellschaft im Staate darf Zwecke haben, welche mit den Zwecken des Staats unverträglich sind, oder diese aufheben." Im Artikel von gemischten Ehen heißt es unter Anderem: „Daß die wahre Religions- (nicht Confessions-) Verschiedenheit ein Hinderniß der Ehe sei, kann auch vom Staate anerkannt und mit Gründen unterstützt werden. Daß dieß aber auch auf Katholiken und Protestanten angewandt und eine Ehe dieser Art von der katholischen Kirche auf jede mögliche Weise erschwert werde, ist ein für die andere Partei entehrender

Miß-

Mißbrauch, dem durch Handhabung des westphälischen Friedens und durch andere, denselben ergänzende, in der Macht eines jeden Staates liegende, unabänderliche Gesetze kräftigst zu steuern ist. Dieß ist einer von den Fällen, in welchen die römische Curie von ihren überspannten Forderungen durchaus nachgeben und dieß ausdrücklich anerkennen muß, wenn sie auf die volle Unterstützung eines protestantischen Landesherrn rechnen will." Wir gedenken hier gleich eines Vorschlags, den der Verf. anderwärts in dieser Sache unterstützt, und der Manches für sich zu haben scheint. „Wo aber," sagt er S. 55., „der Erziehung aller Kinder in einer und derselben Confession der Vorzug gegeben werden soll, da finde ich die angemessenste Ausgleichung in einem Vorschlage, der dahin geht, die Entscheidung gewissermaßen von einem Gottesurtheile abhängig zu machen, und das Geschlecht des erstgebornen Kindes zum Bestimmungsgrunde zu nehmen, so daß, wenn dieses ein Knabe ist, alle Kinder der Confession des Vaters, im andern Falle der der Mutter folgen." — Wir übergehen, was der Verf. von Prüfung der Geistlichen und dem Antheile, den der Staat daran zu nehmen habe, von Vereidigung derselben, von Besetzung der Pfarreien und Aehnlichem aufstellt, um aus der zweiten Frage noch Einiges zu erwähnen. Rechte des Papstes. Auch sie können, wie die der übrigen Priesterwelt, nur in Spiritualibus gelten. Von Weltherrschaft oder auch nur weltlicher Herrschaft könne nicht mehr die Rede seyn, und nur auf Rom und den Kirchenstaat sei der Papst mit der letzteren zu verweisen. Für die Erhaltung der Einkünfte der apostolischen Kammer kämpfe eigentlich der römische Stuhl. „Aber," sagt der Verf., „mag die katholische Kirche zur Erhaltung der Einheit ihres Glaubens eines sichtbaren Oberhauptes bedürfen, mag ein solches in der Person des römischen Bischofs immerhin fortdauern, mag derselbe zur Erhaltung einer seiner Würde angemessenen Stellung Rom und das Patrimonium Petri

als

als sein Eigenthum behalten: andere katholische Staaten zu besteuern, dazu hat er kein Recht. Das Recht, welches er zu haben vorgibt, ist ein früher erschlichenes, und wenn in finstern Jahrhunderten von Kaisern und Königen dasselbe anerkannt wurde, so entehrt die fernere Anerkennung desselben ein Zeitalter, in welchem jener Unterschleif aufgedeckt und vor dem Lichte der Vernunft die magische Hülle gesunken ist." Leider muß der Verf. einen Theil der Ehre, die er unserem Jahrhunderte in den letzten Worten anthut, und leider mit Recht, zurücknehmen, wenn er bald darauf S. 187. sagt: „Daß in den neuesten Zeiten diese Hülle sich wieder zu heben anfängt und so manchen sonst hellsehenden Kopf zu umdüstern anfängt, daß der Geist der Zeit sich immer mehr zu dem Mysteriösen hinneigt, welches so gern die Form für die Sache ansieht, daß es fast zum Modetone geworden ist, vor dem Alten und Verjährten die Kniee zu beugen, wenn es auch von dem Verstande für Unsinn, von der Vernunft für Unrecht erkannt wird: das ist freilich ein Zeichen, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, wo man eine Zurückweisung der angemaßten Rechte des römischen Hofes in die ihnen gebührenden Schranken überall erwarten kann. Aber von der einen und andern Seite wird und muß es geschehen." — Auch hier wird zuletzt wieder Preußen aufgerufen und an die Pflicht des Vorgangs von dem Verf. erinnert und, wie der römische Hof nachgebe, wenn man nur Ernst und Entschlossenheit ihm entgegensetze, durch das Beispiel Josephs II. und Napoleons erläutert. „Darum nur rasch und ohne Scheu zum Werke geschritten." — „Und warum diese Scheu vor dem kanonischen Rechte und den Berufungen auf dasselbe? Ist es ein göttliches Recht? Ja, wenn es das wäre, dann gäbe es keinen Streit zwischen Staate und Kirche. Aber wer möchte das Chaos alter und neuer, echter und unechter kanonischer Verordnungen als ein solches anerkennen!" — Forderungen an den Papst. Unter diesen steht oben an, daß

daß er den westphälischen Frieden anerkenne. Ohne diese Anerkennung, die von Seiten des römischen Hofes noch niemals förmlich ausgesprochen ist, könne es keine Verhandlung mit ihm geben. Nachdem im gleichen Sinne von Besetzung der Bisthümer, von Palliengeldern, Annaten, Ablässen und Dispensen, von der Büchercensur und den Nuntien gehandelt worden, heißt es S. 191.: „Eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen die Jesuiten, diese rüstigen Diener der päpstlichen Macht, denen jedes Mittel gleich ist, welches zum Ziele führt, und die unter allerlei Gestalten sich einzuschleichen wissen, um den Saamen der Zwietracht unter die friedlichen Bürger des Staats zu streuen und Aufruhr zu predigen, wenn sie meinen, die Kirche sei in Gefahr. Für seine Schulen weiß der preußische Staat auf besserem Wege zu sorgen und die rheinischen Gymnasien fangen bereits an, echt classische Gelehrsamkeit in sich zu entwickeln und in ihren Zöglingen zu begründen. Kein Jesuit soll hier Unkraut unter den Waizen säen.“ — Die Concordate nennt der Verf. „jämmerliche Nothbehelfe, unwürdig der Staatsgewalt, wie inconsequent im Systeme des römischen Stuhles.“ Mit einem evangelischen Fürsten, einem Häretiker, könne der Papst consequenter Weise gar nicht unterhandeln. Es liege eine Mentalreservation immer im Hintergrunde, und die offene Fehde werde durch solch' ein Scheinconcordat nur in eine versteckte verwandelt, was hundert Mal übler sei. „Und sollte man,“ sagt der Verf., „etwa glauben, dem römischen Hofe auf dem Wege der Concordate am Leichtesten beizukommen und durch vieles Nachgeben zum Ziele zu gelangen, ohne den äußern Frieden zu stören: so sehe man sich wohl vor. Noch herrschen am römischen Hofe, wenn auch auf kluge Weise versteckt und von weisen Päpsten weniger beachtet, Grundsätze, wie sie zu Hildebrand's Zeiten herrschten, noch stehen dem Papste Räthe zur Seite, die in der feinsten Politik seines Hofes er-

 zogen

zogen und ergraut sind. Es ziemt Preußen nicht, in Rom auf diplomatischem Wege zu erhandeln, wo es in gerechter Sache nur vest auftreten darf, um zum Ziele zu gelangen." — Aus diesen Proben wird man das Wackere in Ansicht und Gesinnung des Verfs. zur Gnüge erkennen, und, wenn Preußen nicht immer so handelte, als es nach den cölner Vorfällen gehandelt zu haben wohl selber wünschen mußte, wird man hier die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es ihm wenigstens nicht an Räthen in Kirche und Schule fehlte, die von der ersten Einrichtung und Verfassung der Rheinlande an, was Noth thäte, klar erkannten und freimüthig aussprachen. Auch sonst wird der Leser Mancherlei in dem Buche finden, das ihn anspricht, besonders in den Belegen zu beiden Theilen, einer Art Urkundensammlung aus dem Leben und Wirken des Verfassers. Zu der Abtheilung: Die Kirche, überschrieben, gehören der Brief an Andreas über Mysticismus, in der Manier des wandsbecker Boten, Auszüge aus gehaltenen Predigten und Schulreden, die kirchliche Verfassung der Protestanten im Herzogthume Berg 1817, Gutachten über Synodalverfassung, über Theilnahme an den Synoden, über Einführung der erneuerten Agende 1825, Abschied des Consistorii zu Cöln 1826, das schon erwähnte Gutachten über die Stellung der katholischen Kirche in den Rheinlanden 1818, Schulnachrichten über das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium 1834, Gutachten über Controverspredigten 1819. Schreiben des General-Vicar Barrett. Unter den Belegen zur andern Abtheilung: Das Vaterland, haben uns besonders die Briefe aus dem Feldzuge, September und October 1813, angesprochen. Der Verf. hatte nämlich damals sein Rectorat am Gymnasio zu Prenzlau einem Stellvertreter übergeben und war aus dem Schooße einer liebenden Familie in die Reihen der vaterländischen Krieger getreten. Bei Beschießung von Wittenberg sahe er zuerst den Krieg. „Um 2 Uhr fing der Thurm der Schloßkirche Feuer und brannte bis

vier

vier Uhr, ehe er fiel; dann sank er mit einem furchtbaren Geprassel nieder, das Grabmal — Luthers bedeckend, als wollte er das Andenken einer für Deutschland begonnenen großen Epoche auslöschen, um einer neuern größern ein Denkmal zu errichten. Ueber der Asche des großen Mannes soll eine neue Sonne aufgehen, welche Deutschland unter einer großen Idee vereint." Auch bei Leipzig war der Verf., doch wenig im Feuer. Mit lebendigen Farben malt er das Bild des Einzugs der Alliirten. Auf seinem Rückmarsche lautete in Halle sein Quartier-Billet auf Nr. 244. hinter dem Rathhause. Es war bei Professor Wegscheider. Dankbar gedenkt er des Treffens auf einen „Geistesverwandten," und rühmt die freundliche Aufnahme. Ueberhaupt haben die erwähnten Briefe ein namhaftes Interesse gerade durch die Darstellung der kleinen und kleinsten Begegnisse des Einzelnen auf dem großen welthistorischen Gemälde. Doch genug, wir verweisen den Leser auf das Buch selbst. Ein zweiter Band soll: Die Schule, zum Gegenstande haben, und so die Schilderung des Lebens und Wirkens unseres Verfs. aus eigenen Mitteln vollenden.

Corpus Reformatorum. Edidit *Ernestus Gottlieb Bretschneider*. Vol. VI.
Auch unter dem Titel:
Philippi Melanthonis Opera, quae supersunt omnia. Vol. VI. Halle, bei Schwetschke und Sohn.

Auf 958 Spalten in gr. 4. erhalten wir hier 928 Briefe und andere kleinere Aufsätze von Melanthon und anderen Notabilitäten aus der Reformations-Geschichte, und unter den letztern besonders viele von Casp. Cruciger. Eine bedeutende

Anzahl der hier gelieferten Stücke waren bisher noch ungedruckt. Der Zeitraum, den dieser Band umfaßt, begreift die Jahre 1546, 1547 und die Hälfte des Jahres 1548, und es fallen in denselben der Anfang der tridentinischen Kirchenversammlung, das regensburger Religionsgespräch, Luthers Tod, der schmalkaldische oder deutsche Krieg, die Zerstreuung und Wiederherstellung der Universität Wittenberg, Melanthons freiwilliges Exil, die Verhandlungen über die Stiftung der Universität Jena, und der Anfang der Verhandlungen und Streitigkeiten über das augsburger Interim.

Ueber das regensburger Religionsgespräch enthält ein bisher ungedruckter Brief Gr. Majors an die wittenberger Theologen, aus dem weimarischen Archive, Nr. 3378., einige besonders beachtenswerthe Notizen. Auch das Gutachten Melanthons über die Nothwehr, unter Nr. 3477. zum ersten Male aus einem zerbster Codex mitgetheilt, ist sehr der Beachtung werth. Sicut Evangelium, sagt M., non delet Arithmeticam in humanis mentibus, sic non delet leges naturae et alias, quae ex his bona consequentia extinctae (soll wohl heißen extractae) sunt de moribus politicis. — Non igitur dubium est, Christianum uti posse legibus politicis cum legibus naturae congruentibus, sicut numeris, cibo, potu, arte medica, architectonica uti licet. — Haec (leg. hac) regula cognita et recte et dextre intellecta, multae quaestiones civilibus officiis judicari possunt. Sit igitur haec prima conclusio. Cum defensio vere et non sophistice intellecta, sit juris naturae, non dubium est, eam concessam esse Christianis. Der Brief M's an den Herzog Albert von Preußen Nr. 3471., worin er den berüchtigten Friedrich Staphylus zu einer Professur nach Königsberg empfiehlt, ist ein Beweis, wie leicht Melanthon zu täuschen war. Chemnitz in seiner Theolog. Jesuit. Cap. IX. p. 71. erzählt

von

von ihm: Er habe selbst gegen einen polnischen Prediger gestanden: Ego per aliquot annos professus sum theologiam; sed hoc scio, neminem ex meis auditoribus (Chemnitz selbst war Einer dieser Zuhörer s. Rehtmeyers braunschweig. Kirchenhist. III, 290.) posse pro certo affirmare, quae mea sit in uno aliquo articulo sententia. Ob es wohl noch jetzt solche Theologen gibt? — Ueber Gegenstände des schmalkaldischen Kriegs vergl. Nr. 3530. 3552. 3600. 3682. In einem ungedruckten Briefe des Marcellus d. d. Wittenberg d. 6. Nov. heißt es unter Anderem: Nos hic non satis mirari possumus novum et inauditum genus perfidiae, quod Dux Mauritius conjungit se cum deterrimo monstro omnium Papistarum, rege videlicet Ferdinando, contra suum cognatum, vicinum et nutritorem, praeclare de ipso et patre meritum; et quidem haec scelera fucis excusare volunt, si Diis placet, quod non hoc bellum pertineat ad causam Evangelii, cujusnam se amatorem perhiberi velit, tamen, ut accipimus, non minus crudeliter saevit in evangelicos sacerdotes, quam ulli Papistae faciunt. Von der Schlacht bei Mühlberg handelt Nr. 3914. Eine höchst treffende Schilderung des gemeinen Volks findet sich S. 490. in Veit Dietrichs Vorrede zu seiner Uebersetzung von M's Locis philosophicis consolationis. „Da platzt denn der gemeine Mann zu; der ist liederlich und mit Worten und Gedanken sehr leichtfertig. Darum schallet und schreiet er in den Haufen von denen Sachen, davon er weder Bericht noch Verstand hat, weiß wenig, wo es lieget oder hänget, ich geschweige, daß er bedenken sollte, wo hinaus eines jeden Anfangs Ende gehen muß; was ihm in das Maul kommt, da plumpet er mit heraus, ohne weiteres nützlicheres Nachdenken, zerträget sich mit neuen Zeitungen, nach denselben fraget und forschet er, legt darnach hinzu nach seinem närrischen Kopfe, was ihm bedünket, das ist jetzund

sim

(im J. 1547) fast der Brauch in aller Welt; darum ist solches nicht zu verwundern, daß solche jählinge Aenderungen erfolgen, und die Läufst sich so wunderlich verkehren, und die Leut ganz und gar so irre werden, und ein recht mobile vulgus bleiben, das hin und wieder fleugt und schwebt, und weder Verstand noch Bestand in solchen wichtigen Sachen hat." Das mobile vulgus ist nun fast 300 Jahre älter geworden, aber noch immer dasselbe. Dagegen möchte ein Gottvertrauen, wie Paul Eber in Nr. 3855. ausspricht, h. z. T. wohl seltner geworden seyn. Necessario igitur hic (in Wittenberg) retineor, et casum, quem Deus clementissimus pater dederit, exspectare cogor, cui scio et certo confido, me curae et carum esse, etiam cum hosti, potito urbe, jugulum praebuero, aut meos infantes coram me trucidari adspexero. Für die Geschichte der Errichtung der Universität Jena und der Verhandlungen darüber mit Melanthon ist eine aus einem gothaischen Codex in den Annalen unter d. 14. Jul. 1547 merkwürdig. Nur so Viel, um auf den interessanten Inhalt dieses Bandes aufmerksam zu machen. — Uebrigens bemerkt Ref., daß bei der lobenswerthesten Genauigkeit des Hrn. Herausg., denselben doch ein Versehen beschlichen hat, indem er einen und denselben Brief zwei Mal unter verschiedenen Jahren und unter verschiedenem Datum aufgenommen hat. Der Brief M's an seinen Famulus unter Nr. 3853. ist unter Nr. 4208. noch ein Mal gegeben. Die rechte Stelle ist im J. 1547, wo auch für den Tag des Märtyrers Georg richtig der 23ste April angegeben ist. Daß der Brief nicht in das Jahr 1548 zu versetzen und nicht von Celle aus zu datiren sei, beweisen die Worte: nondum fugere decrevi.

Ein-

Einzelne Predigten
durch Zeitumstände veranlaßt.

Daß Predigten dieser Art in unseren Tagen weit häufiger zur Erscheinung kommen, als sonst, liegt in der Natur der Sache. Denn bei dem hohen Interesse, das in Folge einer allgemeiner gewordenen Bildung, so wie in Folge einer vielseitigen Besprechung alles Geschehenden in den verschiedenartigsten Tagesblättern alle Stände der Gesellschaft an öffentlichen Angelegenheiten nehmen, sieht sich auch der christliche Prediger genöthigt, Dasjenige, was sich unter den Gesichtspunct der religiösen Betrachtung stellen läßt, zum Gegenstande erbaulicher Rede zu machen und dem Urtheile seiner Zuhörer darüber eine rechte und fruchtbare Richtung zu geben. Handelt es sich nun vollends um Angelegenheiten, welche christliche Gemeinden als solche oder die allgemeine Landeskirche, welcher sie angehören, unmittelbar berühren: so kann Nichts angemessener seyn, als daß dieselben von Seiten ihrer Lehrer ernst und würdig erwogen und für die Belebung religiös-sittlicher Gefühle und Bestrebungen durch alle Mittel einer die Würde der heiligen Stätte sorgfältig wahrenden geistlichen Redekunst erfolgreich gemacht werden. — Predigten, durch beiderlei Arten von Angelegenheiten hervorgerufen, liegen uns nun hier vor, und wir bringen sie um so lieber zur näheren Kenntniß unserer Leser, je mehr sie sich bald so, bald anders durch ihre besondere Eigenthümlichkeit auszeichnen. Mit Bezug auf den dazu gegebenen äußern Anlaß, nämlich die speciale dritte Jubelfeier des Reformations-Festes für das Königreich Sachsen, das bekanntlich erst nach Herzog Georg's Tode im J. 1539 unter Herzog Heinrich des Frommen Regierung zu dem vollen Besitze und Bekenntnisse der evangelischen Wahrheit gelangte, nennen wir zuerst:

1) Pre-

1. Predigt am dritten Säcularfeste der leipziger Reformation, als am 1sten Pfingstfeiertage, den 19. Mai 1839 in der Thomaskirche zu Leipzig gehalten von Dr. Christian Gottlob Leberecht Großmann, Super. und Professor der Theologie. — Leipzig, bei Friedrich Fleischer. 26 SS.

Sie ist ein durchaus tüchtiges Werk und eben so sehr durch ihren gedankenreichen Inhalt, als durch ihre edle oratorische Form der Gelegenheit, wobei sie gehalten wurde, vollkommen würdig. Der Verf. hebt im Eingange zunächst die äußeren Beziehungen hervor, unter denen das Fest, dem es galt, für die Herzen seiner Zuhörer höchst anregend werden mußte, d. h. die hohe Bedeutung desselben an sich, die wichtigen Umstände, die seine Feier verherrlichten und die Stellung desselben in der Gegenwart, und bemerkt in Hinsicht der letztern: „Wir können uns unmöglich verhehlen, daß der Friede, dessen wir uns jetzt zu erfreuen haben, nur ein äußerlicher und scheinbarer ist, daß vielmehr der alte böse Feind unserer Kirche und aller christlichen Freiheit die Grundlagen desselben zu untergraben jetzt mehr, als jemals ernstlich bemüht ist und alle Waffen der Macht und der List aufbietet, um mit der alten Finsterniß zugleich die Zeiten der mittelalterlichen Knechtschaft wieder aus der Tiefe heraufzubeschwören, daß wir also im Grunde in einer Art von Kriegszustande leben und recht eigentlich eine streitende Kirche bilden, die stets zum Kampfe gerüstet seyn muß. Aber eben deßhalb erscheint nicht nur unsere Feier als eine heilige Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott, die unserer hochbeglückten Gemeinde obliegt; sie tritt sogar als ein Bedürfniß der Zeit, als eine Pflicht gegen die evangelische Kirche unserer Tage, als eine geistige Macht hervor, die ein öffentliches und

und unverwerfliches Zeugniß dafür ablegt, daß der Geist unserer Väter noch nicht überall von der evangelischen Kirche gewichen, daß unsere freie Anerkennung und edle Würdigung fremder Confessionen Nichts weniger als Lauheit gegen die unsrige ist, daß wir das Licht des Evangeliums über Alles theuer achten, aber auch keine Macht der Finsterniß fürchten, daß wir mit Gotte entschlossen sind, eher uns selbst aufzuopfern, als unsere Sache aufzugeben." Weiterhin richtet der Verf. den Blick der Zuhörer auf den eigentlichen Mittelpunct, in welchem jene äußern Beziehungen wurzeln, und macht nach Philipp. 1, 3—6. als solchen den Gedanken namhaft: „Daß ihre Gemeinschaft am Evangelio ihr höchstes Gemeingut sei." Den Beweis dafür führt er im ersten Theile äußerst gründlich, vielleicht manch Mal Etwas zu wortreich, dadurch, daß er zeigt: diese Gemeinschaft sei die unversiegbare Quelle wahrer Güter, geweiht und besiegelt durch das Blut vieler Zeugen, versehen mit dem unverkennbaren Gepräge der Volksthümlichkeit, und das Werk Gottes, der die Sache seines Sohnes auf Erden schütze und fördere. Unter die wahren Güter, welche der Gemeinschaft am Evangelio entsprießen, werden vornehmlich die geistige Verehrung Gottes, die richtige Ansicht des Lebens, die nachhaltige Beruhigung des Gewissens und die Belebung der sittlichen Kraft gerechnet, um welches Alles es vor der Reformation so traurig stand, und nachgewiesen, welcher unendliche Segen für die wissenschaftlichen Anstalten, für den Volksunterricht, für die Betriebsamkeit im Handel und Gewerbe, für bürgerliche Rechtssicherheit, Gesetzgebung u. s. w. mittelbar hervorging, nachdem „der Bergmannssohn die Grundvesten der alten Felsenburg des großen Fürsten der Finsterniß gebrochen hatte." Sehr würdig und wahr spricht der Verf. da, wo er die durch das Blut so vieler Zeugen errungene Gemeinschaft am Evangelio erwähnt, vom Herzoge Georg, der sich der Reformation so hartnäckig wider-

widersetzte. „Den hellen Blick des edlen Fürsten," heißt es, „blendete neben dem Sonnenglanze der evangelischen Wahrheit, die alle Winkel der herrschenden Finsterniß beleuchtete, die anerzogene Ehrfurcht vor den herkömmlichen Formen menschlicher Ordnung; das angeerbte Vorurtheil, daß die Kirche über der Religion, über Gottes Wort und der Wahrheit stehe und daß eine Kirchenverbesserung nur von den Kirchenbehörden ausgehen könne; und die in ihm vestgewurzelte Furcht vor einer Wiederholung des Trauerspiels eines zweiten Hussitenkriegs. Geheime Einflüsterungen seiner Umgebung und offne Reizungen von Außen kamen hinzu. Und so verkannte er die Offenbarungen Gottes in den großen kirchlichen Bewegungen seiner Zeit; so verachtete er den alten Rath des weisen Gamaliel, der da sprach: Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gotte, so könnet ihr es nicht dämpfen; so blieb er taub selbst gegen das demüthige Bitten und Flehen des großen Reformators; so zerfiel er mit seiner Familie, seinem Volke und seiner Zeit; so ward er zum Feinde, zum Verfolger des Evangeliums. Die Predigt des göttlichen Wortes in unserer Stadt ward verboten und mit harten Strafen bedroht; Luthers Bibelübersetzung und alle seine Schriften wurden eingezogen und durch Henkers Hand verbrannt; der Besuch der Universität Wittenberg und evangelischer Kirchen an den Grenzen des evangelischen Kurfürstenthums ward untersagt und eifersüchtig bewacht; die Feier des heiligen Sacraments in der Osterzeit und nach altem Gebrauche ward selbst Kranken und Sterbenden zur Zwangspflicht und das freie Wort darüber zur Sünde gemacht; alle Uebertreter dieser Verbote wurden mit Schimpf und Schande Landes verwiesen, selbst grausam verstümmelt, in den Kerker geworfen, mit dem Schwerte hingerichtet, unehrlich begraben und selbst die letzte Begleitung geächteter Todten zum Verbrechen gestempelt." — Wo von dem Volksthümlichen der Gemeinschaft am Evangelio hingewiesen wird,

wird, ist mit Recht' die erhebende Wahrheit besonders hervorgehoben, daß „die Reformation, wie das Christenthum selbst, vom Volke im edelsten Sinne des Wortes allenthalben und so auch in Leipzig ausging, und daß erst dann, als die große Bewegung im Reiche der Geister schon um sich gegriffen hatte und nicht mehr aufzuhalten war, weise Fürsten, die die Zeichen der Zeit zu würdigen wußten, sich an die Spitze derselben stellten, sie leiteten, beschützten und durchführten." Die Anziehungskraft derselben aber wird von dem „unverdorbenen Sinne des Mittelstandes, der nach gesunder Nahrung verlangte und sie nirgends als auf den immer grünen Auen des ewigen Evangeliums fand," und „von jenem frommen Ernste, jenem gottinnigen und gottseligen Tiefsinne, jener unüberwindlichen Freiheitsliebe, und jenem urkräftigen Volkscharakter" hergeleitet, den unsere Nation von Alters her bis jetzt an den Tag legte. „Auch, heißt es weiter, trug die Beschaffenheit der evangelischen Kirche das Ihrige dazu bei, denn sie „bildet keinen Staat im Staate," sie verfeindet sich nicht mit den Völkern, weil sie bei Würdigung der Menschen Gotte gegenüber keinen Unterschied macht, Glaubens- und Gewissensfreiheit als das unveräußerliche Gemeingut Aller behauptet, keinen Ketzerhaß kennt und an dem Fortschreiten der Volksbildung und Volksveredelung den wärmsten Antheil nimmt u. s. w." — Die Mitwirkung Gottes bei der Reformation der sächsischen Lande weist der Verf. in den geschichtlichen Umständen nach, welche sich zu Gunsten der Uebernahme der Regierung von Seiten Herzog Heinrich's Statt Herzog Georg's ereignen mußten. „Der blühende Stamm (Georg's) mußte eingehen; alle seine Sprossen mußten vor ihm dahinwelken; der Hohe mußte erniedrigt und der Niedrige mußte erhöhet werden, damit Du (Leipzig) errettet würdest von der Obrigkeit der Finsterniß und versetzt in das Reich seines lieben Sohnes. — Sehen wir hier nicht eine vom menschlicher Willkür unabhängige Wendung der Dinge, die

auch

auch dem Gleichgiltigsten und Unempfindlichsten das Bekenntniß abnöthigt: Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen?" — Im zweiten Theile werden die angezogenen Momente angewandt, um der dankbaren Lobpreisung Gottes und der geheiligten Werkzeuge seines Rathschlusses den höchsten Aufschwung zu geben, bei'm Blicke auf die Vaterstadt und das Vaterland ein erhebendes Gefühl zu entzünden, und die Verpflichtung zu treuer Anhänglichkeit an den evangelischen Glauben und die evangelische Kirche einzuprägen. Alle diese Puncte sind in lebendiger, kräftiger und ergreifender Rede durchgeführt, besonders der letzte, der damit schließt: „Wir leben in Zeiten der Anfechtung und Gefahr, deren Zeichen insgesammt darauf deuten, daß ein schlagfertiges Heer der Feinde in gerüsteter Schlachtordnung uns gegenüber steht und die Gelegenheit sucht und zu jedem Preise entschlossen ist, der Macht der Finsterniß wieder über das Licht den Sieg zu verschaffen. Allein ist unsere Gemeinschaft am Evangelio Gottes Werk, dann dürfen wir kühn mit dem Apostel sprechen: Ich bin desselbigen in guter Zuversicht, daß der in uns angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi." — Ein salbungsvolles, obwohl Etwas zu breites Gebet schließt das schöne Ganze. — Nur an Einer Stelle sind wir angestoßen und zwar ihrer sprachlichen Fassung halber; S. 4. nämlich, wo die mit: „Nicht genug" beginnende Periode keinen richtigen Nachsatz hat und durch das Einschiebsel: „das ist eine Quelle der höchsten Erhebung" ihren gehörigen Fluß verliert. — Eben so tüchtig und wacker, wie der Verf. zu Leipzig, sprach bei gleichem Anlasse zu Dresden der Verf. von

Nr. 2.: Predigt am 6. Juli 1839, dem Gedächtnißtage der vor dreihundert Jahren in Dresden eingeführten Reformation, in der evangelisch-refor-

formirten Kirche daselbst gehalten, auf ausdrückliches Verlangen dem Drucke übergeben von Ernst Volkmar Kohlschütter, Prediger der reformirten Gemeinde. — Dresden, bei Grimmer. 1839. 20 SS.

Auch Hr. Kohlschütter geht von den erhebenden Aeußerlichkeiten des Festes aus, um fühlbar zu machen, daß es seine wahre Bedeutung und Wichtigkeit nur durch „das klare Bewußtseyn von der unermeßlichen Größe der Segnungen erhalte," welche die Reformation nach sich zog, und seine Zuhörer zu „einer Würdigung dieser Segnungen" nach Jes. 49, 8—13. hinzuleiten. Er findet dieselben: in der Befreiung aus einer Knechtschaft, die mit der Würde des Christen unverträglich ist; in der Zurückführung zu den lautern Quellen des Heils, an welchen wir Befriedigung für unsere edelsten Bedürfnisse finden, und in der Anbahnung des Weges zu immer weitern Fortschritten auf den verschiedensten Gebieten des Lebens. Daß die Erörterung dieser Puncte sich nicht ohne einen Freimuth bewerkstelligen ließ, welcher keine der päpstlichen Kirche unangenehme Thatsache verschwieg oder bemäntelte, leuchtet von selbst ein; und der Verf. übte ihn redlich, ohne darnach zu fragen, daß etwa ein Bischof dieser Kirche Aergerniß daran nehmen und seine Heerde dadurch für gekränkt halten könnte. Was die unparteiische Kirchengeschichte von der „kirchlichen Gesetzgebung" erzählt, „welche sich im Schooße dunkler Jahrhunderte bildete und alle gesetzgebende, aufsehende und richterliche Gewalt in der Hand des Papstes vereinigte," so daß er „selbst Fürsten von ihren Thronen zu stoßen und die Völker von dem Gehorsame gegen ihre rechtmäßigen Oberhäupter zu entbinden" wagte; was sie von „der heillosen Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes in Sachen des Glaubens und Gewissens" berichtet, nach welcher „seine Aussprüche von einem großen Theile der

der Christen noch über die Entscheidungen der allgemeinen Kirchenversammlungen gestellt wurden, so daß wer sich seinen Schriftauslegungen, seinen Glaubensvorschriften und kirchlichen Anordnungen nicht willig unterwarf, mit dem Banne belegt und der Theilnahme an den Segnungen der Kirche für verlustig erklärt wurde," — das theilt der Verf. in der ersten Unterabtheilung treulich mit und stellt es mit dem Evangelium in denjenigen Gegensatz, wodurch die schwere Verletzung der (hier nur nicht sorgfältig genug hervorgehobenen) Christenwürde an das Licht tritt. — Eben so offen spricht er in der zweiten Unterabtheilung von den unbiblischen Dogmen der päpstlichen Kirche. „Wer erkennt," fragt er, „das einfache Wort Christi und seiner Apostel in Dem wieder, was in jener Zeit der Unbekanntschaft mit der heiligen Schrift für wesentliche Lehre des Christenthums ausgegeben und dafür gehalten ward, weil es an einem Prüfsteine fehlte, woran man das Unchristliche, Irrige, Verkehrte so vieler Lehren, Einrichtungen und Gebräuche hätte erkennen können, an denen die katholische Kirche in der Hauptsache noch immer vesthält, wenn gleich sie sich dem besseren Geiste, der von der evangelischen Kirche ausgegangen ist in die Zeit, nicht gänzlich hat verschließen können, und darum nun Manchem eine bessere und mildere Deutung zu geben sucht, um den Widerspruch, in welchem es mit dem Evangelium steht, zu verdecken. — Was hat die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche, aus welcher Unduldsamkeit und Verfolgungssucht so oft ihre Nahrung zogen, was hat sie gemein mit dem Evangelio von der heilsamen Gnade Gottes, die allen Menschen erschienen ist (Tit. 2, 11.)? — Was hat die Lehre von einem Schatze überflüssiger Verdienste, aus welchem die Kirche (d. h. der Papst) Erlaß der zeitlichen (ja ewigen) Sündenstrafen ausspenden, ja verkaufen könne, was hat sie gemein mit dem Evangelio von der Vergebung der Sünden, die an keine andere Bedingung, als an die der Reue und Buße vor Gott

und

und des Glaubens an seine Liebe gebunden ist? — Was hat die Anrufung und Verehrung der Heiligen mit der großen Wahrheit gemein: es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen (1 Tim. 2, 5.)? — Die immer neue Wiederholung des Opfers Christi zur Vergebung der Sünden durch die Hand eines Priesters, was hat sie gemein mit der stillen und heiligen Feier des Todes Jesu, den wir mit Andacht verkündigen sollen, so oft wir von dem gebrochenen Brode essen und von dem gesegneten Kelche trinken?" — Trefflich wird in der dritten Unterabtheilung der innige Zusammenhang alles gedenklichen Fortschrittes in wissenschaftlicher, bürgerlicher, pädagogischer rc. Hinsicht mit der Reformation auseinandergesetzt und zum Schlusse bemerkt: „wo der Geist der evangelischen Kirche frei walten, wo er nur einen mittelbaren Einfluß aus üben konnte, da hat er auch, was das Wichtigste ist, das sittliche Leben der Menschen aus der schmachvollen Tiefe gehoben, in welche es in der frühern Zeit besonders durch den himmelschreienden Mißbrauch des Ablaßhandels gesunken war, der mit schamloser Frechheit von den Sendlingen Roms getrieben wurde. — Wir müßten uns gegen die offenkundigsten Zeugnisse der Geschichte selbst verblenden, wenn wir nicht anerkennen wollten, daß die Höhe, auf welcher unser Jahrhundert steht, ohne die Kirchenverbesserung nicht erreicht seyn würde — und daß der gute christliche Geist, den die evangelische Kirche in ihrem Schooße nährt und pflegt, Trotz der vielen Bestrebungen der Feinde des Lichts, welche die Christenheit immer wieder in die alte Nacht zurückführen möchten, läuternd und verklärend hinübergewirkt hat auf Viele von Denen, die äußerlich zwar nicht zu den Unsrigen gehören, die aber doch auch, wie wir, über die neu sich erhebende Macht der Finsterniß in tiefster Seele trauern, (weil sie) Freunde der Aufklärung und des evangelischen Lichts sind." — Hatte der Verf. bisher die Segnungen der Reformation im Allgemeinen geschildert, so kommt er im zweiten

prak-

praktischen Theile, wo er zur Dankbarkeit gegen Gott und edle Vorfahren und zu heiligen Entschließungen zum Heile unserer Kirche ermuntert, auf die speciale Würdigung derselben aus dem Gesichtspuncte des Jubeltages. Selbst die Stellung seiner besondern Kirche läßt er dabei nicht aus der Acht, indem er, nach Erwähnung der Art und Weise, wie man früherhin „die Versöhnung und freie Wiedervereinigung der getrennten, aber im tiefsten Grunde doch unwandelbar einigen Schwester-Kirchen hemmte und erschwerte," ausruft: „Verkennet auch die Bedeutung nicht, welche die Feier dieses Tages in diesem Gottes-Hause hat! Schallen die Lobgesänge, die wir hier anstimmen, nicht hinaus, wie ein Friedensgruß an alle evangelische Gemeinden unserer Stadt und wie die Feierlieder eines Sieges, den der Geist der evangelischen Kirche je mehr und mehr über die Vorurtheile vergangener Zeiten davonträgt?" Gegen den Schluß hin wird die überall kräftige Rede des Vfs. noch eindringlicher, besonders da, wo er die Gemeinde ermahnt, zu halten, was sie habe ꝛc. Das, spricht er, fordere die Zeit, „in welcher so Viele für Religion und Christenthum weder kalt noch warm sind, — wo so Viele den lebendigen Geist unserer Kirche in die Fesseln des tödtenden Buchstabens schlagen wollen und dadurch das Band des Friedens lösen und die Kraft uns nehmen, die nur die Einigkeit im Geiste verleiht; — wo so Viele, von feiger Menschenfurcht beherrscht, äußere irdische Rücksichten höher stellen, als Das, was sie allein vor Gott verantworten können; — und wo die Feinde unserer Kirche, neu und gewaltig ihr Haupt erheben." — Der Schluß selbst hat die erhebenden Worte: „Jahrhunderte kommen und Jahrhunderte schwinden; die Geschlechter der Menschen wallen vorüber: aber an ihren Gräbern hält die Nachwelt Gericht. Die Jubellieder dieses Tages sind nur ein verhallender Laut in den heiligen Lobgesängen, die von Ewigkeit zu Ewigkeit durch das unendliche Weltall brausen (tönen?). Aber ob Alles schwinde und

und vergehe: des Herrn Wort und seine Gnade bleibt. Darum ermahnen wir euch, daß ihr sie nicht vergeblich empfanget. Denn er spricht: ich habe dich in der angenehmen Zeit erhöret und habe dir am Tage des Heils geholfen. Sehet, jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils." — Der verständige Leser wird es natürlich finden, daß die Zuhörer des Verfs. diesen Vortrag gedruckt zu sehen wünschten. Die Bescheidenheit, womit er sich darüber in dem Vorworte äußert, kann den Werth seiner Leistung nur erhöhen. — Wir kommen in

Nr. 3.: Rede bei der Säcular-Feier der Ephorie Oschatz am 16. August 1839 gehalten in der Stadtkirche zu Oschatz von M. Christian Gottlob Wiedemann, Pfarrern in Borna. Oschatz, bei Oldecop. (Leipzig, bei Kollmann). 27 SS.

auf eine durch ihren äußern Anlaß und durch ihren innern Gehalt gleich ausgezeichnete Leistung. Als nämlich am 16. Aug. 1839 das Reform. Jubelfest der Stadt Oschatz gefeiert wurde, beschlossen die sämmtlichen Geistlichen der dazu gehörigen Ephorie, die Festfeier der dreihundertjährigen Stiftung derselben damit zu verknüpfen, und wählten zu diesem Behufe aus ihrer Mitte einen Sprecher, der „den Gefühlen, welche sie dabei bewegten, Nahrung und Ausdruck geben sollte." Daß ihre Wahl eine äußerst glückliche war, beweiset die vorliegende Rede in jedem einzelnen Worte. Denn was der Vf. seinem Zwecke gemäß seinen Amtsbrüdern mittheilte, ist so durchdacht und gediegen, und so würdig und edel ausgesprochen, daß für den Zuhörer und Leser durchaus Nichts zu wünschen übrigbleibt. Mittels eines Einganges, der dem allgemeinen Gedanken an das reformatorische Zeitalter und dessen Begeisterung für das Evangelium die Wendung auf die bedenklichen Erscheinungen

 der

der Gegenwart gibt, bahnt sich der Verf. den Weg zu der Aufgabe: evangelische Lehrer bei der Schwierigkeit ihrer Stellung in unseren Tagen zu ermuthigen, und löst dieselbe in der gelungensten Weise. Denn, sagt er zunächst, wie sehr auch das Geschlecht dieser Zeit dem Kirchlichen sich entfremde: das Bedürfniß des evangelischen Lehrerberufes wird doch immerdar bleiben; und zwar darum, weil dieses Bedürfniß ein inneres ist, das in dem Geiste und in dem Herzen der Menschen wurzelt und nur durch dazu berufene und befähigte Haushalter der Geheimnisse des Reiches Gottes genährt und befriedigt werden kann. „Das Heiligste," heißt es, „und das Ehrwürdigste, das Erhabenste und Wissenswürdigste ist es doch wohl für jeden Denkenden, zu fragen nach dem Grunde aller Dinge, nach seiner Bestimmung, nach seiner Hoffnung: wird es nicht willkommen seyn, wenn Jemand ihm dabei freundlich die Hand reicht, ihm darüber Aufschlüsse und einen vesten Haltpunct gibt? Die seligsten aller Gefühle sind die Gefühle der Andacht, wo man dem Irdischen entrückt, sich dahinschwingt, wo das Endliche in das Unendliche sich verliert: wird es ihm nicht lieb seyn, einen Bruder zu hören, der sie in ihm anregt? Das Leben ist so wechselvoll, der betrübenden Erfahrungen sind so viele, die Verluste, die uns treffen, sind so zerschmetternd und beugen uns so sehr darnieder, daß wir nach einer Stütze verlangen, an der wir uns aufrecht erhalten: würden wir sie nicht ergreifen, wenn Jemand sie uns darbeut und mit freundlichem Worte die strauchelnden Kniee erquickt und die matten Hände stärkt? Die Pforten der Ewigkeit thun sich auf, und dann wünscht wohl Jeder, daß man ihn freundlich hinausgeleite aus dem Leben und ihn stärke in dem letzten schweren Kampfe. Hiermit habe ich unabweisbare Bedürfnisse des Geistes und Herzens ausgesprochen." Weiterhin wird noch das Vorurtheil berichtigt, daß diese Bedürfnisse vielleicht nur von den Armen am Geiste gefühlt würden, während die Gebilde-

bildeten sie nicht empfänden, und dabei unter Anderem auch darauf hingewiesen, daß schon manche starke Geister sich gern wieder zu dem lebendigen Brunnen in Christo wandten, den sie verschmähten. — Eine andere Beruhigung für evangelische Lehrer spricht der Vf. damit aus: Wie sehr auch unsere Kirche durch Streitigkeiten in Parteiungen sich spalte, so wird doch das Halten an der evangelischen Wahrheit uns, ihre Verkündiger, sicher leiten. Auch dieser Satz wird trefflich ausgeführt und nach prägnanter Schilderung jener Streitigkeiten das Halten an der evangelischen Wahrheit so eingeschärft: „Wir wollen evangelische Lehrer in That und in der Wahrheit seyn, nicht paulisch, nicht petrisch, nicht apollisch, sondern wahrhaft christlich; nicht schwören auf das Wort eines Meisters der ältern oder neuern Zeit, sondern halten an dem Worte des Einen Meisters, welcher ist Christus; nicht lehren, nach dem uns die Ohren jucken und uns zu den Fabeln kehren, vielmehr nüchtern seyn allenthalben und unser Amt redlich ausrichten; reden und nicht schweigen, wo es gilt, den Verirrungen der Zeit entgegenzutreten; das Alte nicht darum verwerfen, weil es alt ist, das Neue nicht darum ergreifen, weil es neu ist, sondern Jenes wie Dieses auf den Probirstein der Wahrheit legen und was sich nach unserem besten Wissen und Gewissen als Wahrheit herausstellt, unseren Gemeinden vortragen; nicht wie unsere guten Vorfahren nach der Sitte ihrer Zeit zu thun pflegten, die Kanzel zu einem Tummelplatze gelehrter Streitigkeiten machen, sondern reden, was nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit." — „Bei diesen Grundsätzen," schließt der Abschnitt, „können wir getrost den Tag erwarten, der es klar machen wird, daß wir auf dem gelegten Grunde Gold, Silber und Edelsteine gebaut haben." — Auch in sofern ermuthigt der Verf. evangelische Lehrer, als er spricht: Wie hoch auch die Zeit ihre Forderungen an uns stellen mag, so wird es doch nie an würdigen und tüchtigen Gliedern

dern unseres Standes fehlen, die ihnen gnügen. Meisterhaft ist in dem hierauf Bezüglichen besonders folgende Stelle: „Nicht verzagt, Brüder! (bei Dem, was die Zeit von uns verlangt). Nicht, daß wir der Mode unserer Zeit huldigen sollten, die einen Vortrag mit Blumen aus allen Zonen übersäet und ausgeschmückt zu sehen wünscht und ihn dann schön, herrlich, trefflich nennt, oder ihn um so verständlicher findet, je unverständlicher er ist; nicht, daß wir dem Geschmacke unserer Zeit fröhnen sollten, der uns an heiliger Stätte bald als erhabene Dichter hören, bald als eingelernte Schauspieler sehen will; nicht, daß wir, was noch verderblicher seyn würde, Christum von der Kanzel verdrängten und aus den Fundgruben menschlicher Modeweisheit schöpften: wohl aber, daß unser Wort und unsere Predigt sei ernst und doch liebevoll; einfach und doch gehaltreich; verständig und doch gemüthvoll; kunstlos und doch würdig; ergreifend und doch nicht stürmisch; freimüthig und doch schonend; ruhig und doch nicht ohne Feuer und Geist; edel und doch nicht schwülstig; in alle Verhältnisse des Lebens eingehend und doch nicht gemein; erschöpfend und doch nicht weitschweifig; zwanglos und doch streng geordnet; rührend und doch nicht weinerlich; angenehm und doch nicht süßlich; anziehend und doch nicht gesucht; zeitgemäß und christlich; fromm und doch nicht frömmelnd; kurz, daß jedes unserer Worte sei ein güldener Apfel in silbernen Schalen." Auch was sich an diesen schönen Kanon einer guten Predigt anschließt, um darzuthun, daß die evangelische Kirche sich vieler Männer rühmen könne, an deren Leistungen er sich ausprägt, ist gut gedacht und ausgeführt, so wie die Schlußapostrophe an die Jünger des Predigtamts, sich einst Jenen würdig anzuschließen. — Als Gegenstand der den evangelischen Lehrern nöthigen Ermuthigung bringt der Verf. ferner zur Sprache: die Anfechtungen, welche sie jetzt erfahren, und bedeutet sie, daß dieselben durch Wort und That leicht zu entkräften sind. Die Anfechtungen selbst werden treu und wahr geschil-

geschildert und alle die Vorwürfe offen zur Sprache gebracht, wodurch man heut' zu Tage, selbst in bürgerlichen Volksversammlungen, denen man doch von manchen Seiten her die alleinige Vertretung der christlichen Kirche übertragen wissen will, öffentlich herabzuwürdigen sucht. „Unsere Waffen dagegen," spricht der Verf., „sind nicht fleischlich, sondern geistlich und darum desto mächtiger. — Wissen wir, daß man unsere Mühen gering anschlägt: nun wohlan, desto mehr Gewissenhaftigkeit wollen wir anwenden, daß man jedem unserer Vorträge die Arbeit einer ganzen Woche ansieht. Wissen wir, daß man unserem Stande manche Fehler zur Last legt: desto mehr wollen wir zeigen, wie nicht die entfernteste Spur davon an uns zu finden ist. Wissen wir, daß man auf uns hält und Mängel und Schwächen des Einen so gern auf den ganzen Stand überträgt: desto mehr wollen wir Acht haben auf uns selbst, unsern Leib betäuben und zähmen und selbst den bösen Schein meiden. Wissen wir, daß man Gemeinsinn an uns vermissen will: desto bereitwilliger wollen wir jetzt seyn, jedes gesetzliche Opfer auf den Altar des Vaterlandes darzulegen. Nur daß Keiner unter uns gefunden werde, der Andern predigt und selbst verwerflich wird; nur daß man von Keinem unseres Standes mit Recht' sagen könne: Alles, was sie euch sagen, das ihr halten und thun sollet, das sollet ihr halten und thun, aber nach ihren Werken sollet ihr nicht thun." — Das letzte Wort der Ermuthigung, das der Verf. zu seinen Amtsbrüdern spricht, bezieht sich auf: die anscheinend geringe Wirksamkeit derselben, und weist sie darauf hin: daß sie unter Gottes mächtigem Beistande doch fruchtet und lohnet. Er gibt zu, daß der Schullehrer seine Arbeit meist von augefälligerem Segen begleitet sehe, als der Prediger, erinnert aber auch an die tausend Fälle, wo es von dem Letztern hieß und heißt: Das Wort, das aus deinem Munde geht, soll nicht leer zurückkehren. Er beruft sich dabei auf die dahingegangenen, namentlich

ange-

angezogenen, Lehrer der Stadt, in der er sprach, und knüpft daran die Mahnung, eben so wie sie Andern in die Hände zu arbeiten, welche später kommen. Ein erhebendes Gelübde redlicher Amtstreue und ein salbungsreiches Gebet um Kraft zu dessen Erfüllung von Oben schließt das würdige Ganze, das den Verf. auf eine hohe Stufe homiletischer Ausbildung und Geschicklichkeit stellt. — Die folgenden Vorträge hatten einen weniger erfreulichen Anlaß, als die bisher angezeigten. Sie beziehen sich nämlich auf die durch den berüchtigten cölnischen Handel entstandenen Irrungen und Zerwürfnisse zwischen der katholischen und protestantischen Kirche, und beleuchten dieselben nach dem individualen Standpuncte, den ihre Vff. dabei nahmen. An die Spitze derselben glauben wir mit Recht

Nr. 4.: Vom Religionshasse. Predigt über Joh. 4, 9. — Ein Wort des Friedens für alle christliche Religionsparteien von Maximilian Wangenmüller, katholischem Pfarramtsverweser (Wo?). — Stuttgart, bei Sonnewald. 1839. 23 SS.

stellen zu müssen, da es eine gar zu erfreuliche Erscheinung ist, wenn ein Diener derjenigen Kirche, deren Lebenselement in dem Verketzern und Verdammen Andersgläubiger liegt, eine ganz entgegengesetzte Ueberzeugung nicht nur in sich trägt oder sie im Stillen geltend macht, sondern auch mit lobenswerthem Freimuthe und ohne Furcht vor den jetzigen Schwarm- und Poltergeistern jener Kirche ausspricht. Das thut der Verf. in diesem, auch in Bezug auf die gewählte Form und Darstellung sehr beifallswerthen, Vortrage. Er legt es nicht eben darauf an, der Sache, von der er spricht, durch große oratorische Kunst bei seinen Zuhörern Eingang zu verschaffen; er sucht vielmehr

diesen

diesen Zweck durch die in ihren natürlichen und schlichten Ausdruck gekleidete Wahrheit selbst zu erreichen. Im Eingange nimmt er von seinem gut gewählten Texte Anlaß, zu zeigen, daß der zwischen Juden und Samaritern herrschende Religionshaß dem Sinne und Verhalten Jesu selbst durchaus zuwider lief, und daß daher das Auftauchen desselben unter den Christen der jetzigen Zeit ein für die Herrschaft echten Christenthums in derselben sehr betrübendes Zeugniß ablege. Hierauf betrachtet er diesen Religionshaß Theils nach seinen Aeußerungen, Theils nach seinen Quellen, Theils nach seiner verwerflichen Beschaffenheit, und hat es überall kein Hehl, daß er dabei vornehmlich die römischen Gläublinge im Sinne habe, welche neuerdings der protestantischen Kirche alle gedenkliche Schmach anthun zu dürfen glaubten. Nachdem er z. B. im ersten Theile gesagt hat: „Mit unbegreiflicher Wildheit fährt man los gegen Andere, die sich nicht bei unseren gottesdienstlichen Handlungen einfinden, die nicht wallfahrten gehen, die keine Ceremonieen mitmachen, andere Gebräuche, andere Bücher haben," setzt er hinzu: „Von diesen Vorwürfen, meine Brüder, sind besonders wir, die wir uns katholische Christen nennen, nicht freizusprechen. Wie Viele gibt es noch unter uns, die das Wesen der Religion in Ceremonieen und Gebräuche setzen, die ihr Herz an Aeußerliches heften und, mit unverständigem Eifer daran vesthaltend, den erleuchtetern Mitbruder verachten und selbstgerecht verdammen! Wie Viele gibt es noch, die nicht daran denken, daß es nicht darauf ankomme, wo und wann man Gott anbete, sondern wie; daß Gehorsam das rechte Opfer sei; daß die Heiligkeit nicht in Kleidern und Geberden bestehe, sondern im Herzen wohnen müsse! Wie Viele gibt es noch unter uns, die mit Bedauern auf Andere herabblicken, die zwar Christen sind, aber keine katholische Christen, und die da glauben, kein Anderer, als nur der katholische Christ, könne selig werden." Das wird vom Verf. weiterhin noch weit stär-

ker

ker und mit steter Rücksicht auf das Verhalten der Partei, die einen Görres zum Vorfechter hat, ausgeführt, aber auch nicht vergessen, zu bemerken, wie wenig das schon die Erwägung zulasse, daß eine Gleichförmigkeit in religiösen Ansichten bei der Natur des Menschen zu den Unmöglichkeiten gehöre. — Zu den Quellen des Religionshasses rechnet der Verf.: Unverstand, Selbstsucht und Eigennutz, Heuchelei, Stolz und Herrschsucht, und zieht dafür wie aus der heil. Schrift, so aus der Geschichte der Gegenwart die treffendsten Belege an. So deutet er bei Erwähnung der Selbstsucht und des Eigennutzes unter Anderen auch auf den Hohenpriester Kaiphas hin, der unter dem Scheine der Sorge für's Wohl des jüdischen Volkes nur auf die Hinwegräumung des Mannes Bedacht nahm, der „das Ansehen, die Macht und die Gewinnsucht der Priester in Gefahr brachte," und spricht dann: „Frage dich selbst, du, der du glaubst, nach deiner Ueberzeugung müßten sich alle Andere richten. Ist's dir bei all' deinem Eifer gegen Andersdenkende nicht mehr um deinen Vortheil und deine Ehre, als um Gott und um die Wahrheit zu thun? Prüfe dich! die Pharisäer sterben nicht aus. Frage dich selbst, du, der du durch Verachtung, Spott, hartes und unbilliges Urtheil über Solche, die entweder nur nach deiner Ansicht oder wirklich Irrende sind, die Würde deines Glaubens behaupten zu müssen meinst: ob du den wahren Glauben habest, jenen Glauben, der in der Liebe thätig ist?" Auch die Herrschsucht und Heuchelei der Verdammungslustigen schildert der Verf. wahr, indem er spricht: „Geblendet von dem Glanze irdischer Herrschaft möchten manche christliche Vorsteher nicht nur weiden die Heerde Gottes mit dem Worte des ewigen Lebens, sondern auch Gewalt nach Art der Fürsten über sie ausüben. — Unter dem Scheine der Religion beunruhigen sie die Gewissen, stören den Frieden der Familien, streuen den Saamen der Zwietracht und Uneinigkeit aus, verfolgen mit dem

Feld-

Feldgeschreie: „die Religion ist in Gefahr,“ Andersdenkende, nur um als Wächter Zions und als Lichter der Kirche geprie- sen zu werden.“ — Das Verwerfliche des Religionshasses macht der Verf. im dritten Theile durch den directen Gegen- satz der vom Evangelium und dem Beispiele seines göttlichen Urhebers gebotenen Liebe und durch die furchtbaren Wirkungen anschaulich, welche er laut der Geschichte zu allen Zeiten nach sich zog. „Wie viel tausend und abertausend Menschen,“ heißt es in letzterem Bezuge, „sind dadurch in's bitterste Elend ge- stürzt, auf das Schrecklichste gemißhandelt, auf das Jämmer- lichste ermordet worden! Keine Wuth ist so blind und grau- sam, als die, welche vom Fanatismus erzeugt wird; zu Tigern und Hyänen gestaltete Religionshaß den Menschen, im Namen Gottes und zu Ehren Gottes schlachtete derselbe Tausende von Brüdern. Wer gedenkt nicht mit Schaudern der scheußlichen Opfer, welche in den Kerkern der Inquisition verschmachtet, welche auf den Schaffotten derselben geblutet haben? Möchte doch solcher Unsinn bei uns vorüber seyn! Möchten diese schänd- lichen Auftritte der Glaubenswuth in ewige Nacht begraben bleiben! Möchte der Wahn nie wiederkehren, als thue man Gotte einen Dienst daran, wenn man den andersdenkenden Bru- der hasse und verfolge!“ — Zuletzt weist der Verf. auf das Gemisch von Wahrheit und Irrthume in allen Religionsbekennt- nissen hin und sagt: „Gott allein weiß, wo am Meisten Recht oder Unrecht ist. Aber wer den Geist der Liebe, der Verträg- lichkeit und Sanftmuth hat, der ist gewiß Christi wahrer Jün- ger. — Die Religion Jesu ist älter als alles Kirchenthum; die Liebe Gottes umfaßt alle Secten; Alle sinken einst dem Vater der Liebe an's Herz. Kinder desselben, sind wir Alle Brüder. Darum umfassen wir uns Alle in Liebe und rufen mit heiliger Begeisterung: Wir glauben Alle an Einen Gott und hoffen ihn einst zu schauen ewiglich!“ — Wer, fragen wir, fühlt sich nicht gegen einen Mann, der unter dem neu erwach-

erwachten Wüthen und Toben verblendeter Römlinge also sprach, mit hoher Achtung erfüllt? Und wie bald würde die katholische und protestantische Kirche Ein großes einträchtiges Ganzes ausmachen, wenn alle Diener der erstern vom Sinne und Geiste des Vfs: beseelt wären, den großen Haufen ihrer Glieder sorgfältig zu ihm heranbildeten und mit Verleugnung alles klerikalischen Kastengeistes und aller unchristlichen Verketzerungssucht die ihnen von der letztern Kirche stets dargebotene Hand der Liebe und des Friedens annehmen wollten! — Glücklicher Weise fehlt es selbst in der jetzigen Zeit an solchen Erscheinungen nicht und wir haben von einer derselben auf Anlaß von

Nr. 5.: Einweihung der neuen evangelisch-protestantischen Kirche zu Freiburg im Breisgau am 26. Juni 1839 mit den dabei gehaltenen Reden. Freiburg, bei Wagner. 49 SS.

selbst Bericht zu geben. Nach der geschichtlichen Einleitung dieser kleinen Schrift hatte nämlich die seit dem Anfalle Breisgau's an Baden zu Freiburg entstandene und im Laufe eines Menschenalters bis zu 1300 Gliedern herangewachsene protestantische Gemeinde nach und nach das Bedürfniß immer dringender empfunden, den ihr ursprünglich angewiesenen kleinen Betsaal mit einem geräumigern Gotteshause zu vertauschen. Da sich aber bis zum J. 1827 der Befriedigung desselben mannigfache Hindernisse entgegenstellten: so faßte der katholische Stadtrath und Bürgerausschuß Freiburg's auf Anlaß eines hochherzigen Mitgliedes desselben den Entschluß, die zu einem Monumente für den verst. Gr. H. Ludwig, unter welchem die Regulirung der katholischen Kirchenverhältnisse zu Stande kam, bestimmten 15,000 Fl. als ersten Fonds zur Gründung einer neuen evangelischen Kirche darzubieten, mit dem ausdrücklich beigefügten Grunde, daß die Glieder jener Behörde, „nachdem

dem die Verhältnisse der katholischen Kirche durch Errichtung des erzbischöflichen Stuhles geordnet seien, mit Bedauern bemerkten, daß das Bedürfniß ihrer evangelischen Glaubensbrüder noch unbefriedigt sei." Die hierzu noch weiter erforderliche Summe schoß die badische Regierung aus Staatsmitteln zu und so faßte man den Entschluß, die von dem ehemaligen Cisterzienser-Kloster Thennenbach im Schwarzwalde noch vorhandene, im reinsten byzantinischen Style erbaute, Kirche abzubrechen und als neue evangelische Kirche in die Stadt Freiburg zu versetzen. Am 25. Aug. 1829 wurde unter Theilnahme „des gesammten katholischen Klerus, mit seinem ehrwürdigen greisen Oberhaupte an der Spitze" der Grundstein zu dieser Kirche gelegt und zehn Jahre später, den 26. Jun. 1839, die Einweihung derselben vollzogen. An dieser Einweihung nahm außer den zunächst dabei Betheiligten, außer 50 aus der Nähe und Ferne herbeigekommenen evangelischen Geistlichen, und außer der katholischen Bevölkerung der Stadt, auch „eine Deputation des hochwürdigen erzbischöflichen Domcapitels und mehrere andere katholische Geistliche" Antheil und der Weiheact, nach dem hier mitgetheilten Programme auf das Würdigste veranstaltet, verlief in sehr erhebender Weise. „Wenn," sagt der Herausgeber nach Bemerklichmachung, daß „in der ganzen Stadt nur Eine Stimme der Theilnahme und der Freude über diese Feier geherrscht habe," — „wenn ängstliche Gemüther früher die Besorgniß gehegt hatten, es möchte durch eine solche öffentliche Feier der confessionale Unterschied zu schroff hervortreten und dadurch die bisherige Eintracht zwischen den Gliedern beider Confessionen eine Störung erleiden, so hat nun der Erfolg im Gegentheile bewiesen, daß dadurch das Band der Liebe und Eintracht nur vester geknüpft wurde. — Darum wird dieser Tag in der Kirchengeschichte unserer Zeit einen strahlenden Lichtpunct bilden, auf welchem das Auge des Menschenfreundes um so

lieber

lieber verweilt, als es durch andere Erscheinungen der Zeit getrübt wurde. Es wird dieses Fest wie ein Wort der Versöhnung dastehen unter den Stimmen der Zwietracht und des Parteikampfes und der Welt verkünden, hier sei eine Stätte des Friedens." — Um nun auf Das zu kommen, was hier die Hauptsache ist, auf die Reden, welche bei diesem Anlasse gehalten wurden, so ist im Allgemeinen zu bemerken, daß sie sämmtlich dieses Anlasses würdig waren, und sich durch Inhalt und Form auszeichneten. — Die erste war die Abschiedsrede, welche der Vicar Eisenlohr bei'm letzten Gottesdienste in der alten evangelischen Kapelle hielt. Er ging darin von dem wehmüthigen Gefühle aus, womit die Gemeinde ihre bisherige Andachtsstätte mit ihren „grauen, kahlen und schmucklosen Wänden," verlasse, und fand den Grund davon und von der Liebe, womit sie stets derselben gedenken werde, in der bleibenden Erinnerung an die Stunden der Weihe, welche sie in ihr verlebte, an die sittlichen Stärkungen, die sie daselbst empfing, und an die Tröstungen, die ihr dort zu Theil wurden. Diese drei Momente wurden vom Vf. mit wenigen, aber sehr kräftigen und edel gehaltenen Worten veranschaulicht, so daß sie eines tiefen Eindrucks auf die Gemüther nicht ermangeln konnten. „Wohl ist es wahr," sprach er im ersten Theile, „auch zu Hause wird das Kämmerlein durch unsere Andacht zum Tempel geweiht, auch die Natur ist ein heiliger Dom von Gottes eigener Hand erbaut zu seiner Ehre. Nicht nur durch das Rauschen der Orgel, auch des Windes Säuseln und der Lerche Morgenlied, die tägliche Sonntagsfeier der Natur kann zu heiliger Stimmung wecken die Seele und Gottes Wort wird überall verkündet Dem, der nur ein Ohr hat, seine Stimme zu vernehmen. Doch bleibt es wahr, daß wir die heiligsten Weihestunden des Lebens hier in dem Hause des Herrn verleben, schon darum, weil Die, welche ihn hier nicht verehren, auch meistens sonst ihn nicht suchen." —

„Aber

„Aber dieß Haus ist auch Gottes Haus und weil wir hier seine Nähe am Innigsten fühlen, ist er auch hier uns am Nächsten. Es ist das Gefühl gemeinsamer Andacht, was uns hier ergreift. Nicht mehr der Einzelne ist es, sondern die Gemeinde des Herrn, die hier vor ihres Gottes Antlitz tritt, um gemeinsam zu beten. Da fühlen wir uns inniger mit einander als mit Brüdern verbunden, wir wachsen zusammen zu Einem Leibe des Herrn, von Einem Geiste, von Einer Liebe durchdrungen ff." — Eben so würdig sprach der Verf. im zweiten Theile von den Stärkungen, die das Gotteshaus seinen Besuchern gewährt. „Das Wort vom Glauben," heißt es hier, „hat ja immer noch die alte Kraft, die Gefallenen zu erheben, die Schwachen zu stärken. Wenn ihr jetzt an die Stunden der Erbauung in diesem Hause zurückdenket, so werdet ihr freilich nicht mehr den Inhalt jeder einzelnen Predigt wissen, des einzelnen Eindrucks euch nicht mehr erinnern können, aber der Gesammteindruck ist doch geblieben und Christus lebendiger in euch geworden." — Nachdem der Vf. die Tröstungen der Religion im dritten Theile nicht minder ansprechend hervorgehoben hat, schließt er so: „So verhalle denn, du letztes Wort, das ich an dieser Stätte rede: Gottes Wort wird ewig nicht verhallen. Rausche, Orgel, deinen Abschiedsgruß an die Gemeinde, die du in ihren Gesängen so oft begleitet: kaum wird dein letzter Ton verklungen seyn, so löst dich eine schönere Schwester ab und Gott' lobsingen wir so dort, wie hier. Stimm' an, Gemeinde des Herrn, dein letztes Lied und scheide mit liebender Erinnerung von dieser Stätte ff." — Die zweite Stelle nimmt die Weiherede des Präl. Dr. Hüffell ein. Sie knüpft ihren Hauptinhalt an das Wort des Evangeliums an: Kommet, denn es ist Alles bereit, macht den Sinn desselben in Bezug' auf den Anlaß deutlich, auf den es angewandt wird, und fügt die Mahnung bei, nicht zu verschmähen, was hier bereitet ist. „Das Mahl,"

spricht

spricht der Verf. unter Anderem, „das euch hier angeboten wird, ist zwar nicht eine Weisheit dieser Welt, aber es ist Weisheit bei den Vollkommnen (?) und was kein Auge gesehen hat rc. Das Mahl, das euch hier angeboten wird, hat die Probe von Jahrtausenden bestanden; es hat rohe Gewalt, wie schlau ersonnene List, offenen Hohn, wie schlaffe Gleichgiltigkeit ertragen, und es ist noch immer bereit, die Gäste zu erquicken, die es annehmen. Seit mehrern Menschenaltern namentlich hat die Weisheit dieser Welt, die Neuerungssucht und die Sünde jedem Winde der Lehre, jeder Schalkheit der Menschen und Täuscherei die Thore geöffnet und den Unverstand für Verstand, den Irrthum für Weisheit, den Abfall für Aufklärung ausgegeben und siehe, noch liegt der alte veste Grund unerschüttert da und es ist noch kein Jota im Evangelium aufgehoben, vielmehr hat sich die Weisheit der Welt selbst gerichtet und sich offenkundig zur Thorheit gemacht, und man fühlt sich in der unermeßlichen Leere des Herzens wieder doppelt stark hingezogen zu der Wahrheit aus Gott." Wir lassen es dahingestellt seyn, ob solche und ähnliche Aeußerungen Zeit und Ort ganz angemessen waren und ob es nicht vielmehr vorzuziehen seyn durfte, auf die Reinheit und Lauterkeit des Evangeliums hinzuweisen, das an der zu weihenden Stätte gepredigt werden sollte. Das aber ist sicher, daß die Weiheworte selbst edel und würdig gefaßt und ausgesprochen wurden, und daß das Ganze einen wohlthuenden Eindruck macht. — Das gilt auch von der Predigt des Dekans und Stadtpfarrers Eisenlohr, welche den Schluß macht. Sie schildert „die unvergängliche Dauer des Evangeliums" in Bezug auf seine drei Grundpfeiler (1 Kor. 13, 13.) Glaube, Liebe und Hoffnung, in einfacher, aber ergreifender Sprache und hebt die praktische Seite davon stets gebührend hervor. Diese praktische Seite machte der Verf. sehr verständig besonders da geltend, wo er von der Liebe spricht. Er gedenkt dabei der Zeiten, wo der

der Geist des Hasses, der Zwietracht und der Verfolgung die christliche Liebe fast ganz verdrängte, macht aber auch bemerklich, daß jetzt „die menschenfreundlichen Grundsätze des Evangeliums immer allgemeinere Anerkennung gefunden haben" und weist zu diesem Behufe besonders auf die Beweise hin, welche die Gemeinde selbst davon in Erfahrung brachte. „Wir vergessen es nicht," spricht er, „daß die christliche Bruderliebe es war, welche zur Erbauung dieses Tempels auf seiner jetzigen Stelle den ersten Anstoß gegeben, den ersten Grund gelegt hat. Wir vergessen es nicht, daß er auch in seiner erneuerten Gestalt Das, was er früher war, ein Tempel der Liebe und Eintracht, eine Pflanzstätte wahren christlichen Sinnes seyn soll. Und dazu sei er auf's Neue geweiht!" — Zu bemerken möchte noch seyn, daß die Feierlichkeit, wobei das Vorstehende gesprochen wurde, auch durch die Taufe eines erstgeborenen Kindes aus gemischter Ehe und die gemeinschaftliche Abendmahlsfeier aller anwesenden evangelischen Geistlichen ausgezeichnet war. Die äußere Ansicht der Kirche ist dem Ganzen in einer wohlgerathenen Lithographie beigegeben, und wer jetzt Freiburg besucht, findet in derselben ein eben so reines Muster vom byzantinischen Baustyle, wie in dem dortigen Münster Eins vom gothischen. — Waren die Vff. der vorstehenden Reden in dem glücklichen Falle, bei einem Anlasse zu sprechen, welcher von dem freundlichen Nebeneinanderbestehen der katholischen und protestantischen Kirche an einem einzelnen Orte Zeugniß gab: so setzte sich der Verf. der nun anzuzeigenden

6.: Predigt zum jährlichen Religionsfriedensfeste am 11. Sonntage nach Trin. 1839 in der Herzogl. Hofkirche zu Meiningen gehalten von Dr. C. Ackermann, Hofprediger daselbst. — Jena, bei Frommann 1839. 16 SS.

die Aufgabe, ein solches Verhältniß überall und im Allgemeinen

nen zu vermitteln. Zu diesem Behufe suchte er den Satz durchzuführen: **Mehr als Duldung, Achtung und Anerkennung sind die katholische und protestantische Kirche einander schuldig.** Wir zweifeln nicht, daß jeder Leser gleich bei dem ersten Anblicke dieses Satzes sich der unwillkürlichen Erwartung hingibt, der Verf. werde nicht nur die **Gegenseitigkeit** der von ihm einzuschärfenden christlichen Pflicht überhaupt gehörig hervorheben, sondern auch der von ihm doch wohl nicht ohne Grund zuerst genannten **katholischen Kirche** besonders fühlbar machen, daß sie zur Uebung derselben in hohem Grade verbunden sei. Denn nicht nur die ganze kirchliche Geschichte seit der Reformation, sondern auch die schreiendsten Erfahrungen der Gegenwart bezeugen ja auf's Deutlichste, daß sie, wenigstens in sofern als sie **römisch** ist und nach Maßgabe des Begriffes, den sie selbst von sich aufstellt, d. h. als eine **priesterliche Hierarchie**, neben welcher der unmündige Laienstand gar Nichts gilt, der protestantischen Kirche weder Duldung noch Achtung und Anerkennung widerfahren läßt, sondern dieselbe als eine ketzerische Secte verachtet, und nach Umständen verfolgt und unterdrückt. (Man sehe hierüber das oben angezogene, gewiß ganz unverdächtige, Zeugniß des Pfrs. **Wangenmüller.**) Der Vf. thut jedoch dieser Erwartung sehr unvollkommen, ja fast nur zum Scheine Gnüge. Denn außer der allgemeinen Bemerkung (S. 5.), daß unsere Kirche fordern könne, von der katholischen „geschätzt und geehrt" zu werden, und außer dem Zugeständnisse (S. 7.), daß die letztere „von Anfange an den Ursprung der erstern nicht dem göttlichen, sondern dem teuflischen Willen beigemessen habe, und daß sie noch immer fortfahre, den Protestantismus seinem Wesen nach als Aufruhr und Empörung wider Gottes Reichsordnung auf Erden anzusehen und darzustellen und ihn für ein pestartiges Erzeugniß des ungöttlich gewordenen Menschenlebens auszugeben," ist alles von dem Verf. sonst Beigebrachte so

gehal-

gehalten, daß man sieht, es liege ihm vornehmlich daran, als erklärter Apologet der katholischen Kirche aufzutreten und ihr von Seiten der protestantischen „mehr als Duldung, sondern auch Achtung und Anerkennung" zu erwirken, während er es gleichsam ihrem guten Willen allein überläßt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Zwar will er diese Achtung und Anerkennung nicht auf die „mancherlei Ausartungen" derselben ausgedehnt wissen, sondern hält es vielmehr für erlaubt und angemessen, „da, wo es hingehört, die pfäffischen und jesuitischen Gräuel, an denen der Katholicismus keinen Mangel hat, mit harten Worten zu schildern;" ja, er gesteht selbst zu, daß seine Gemeinde „ganz kürzlich noch gar bittern Tadel über katholisches Wesen und Treiben aus seinem (eigenen) Munde vernommen habe." Gleichwohl erklärt er es auf der andern Seite wieder für „Auswüchse der Rohheit und Gemeinheit oder Gebilde des Unverstandes und der Beschränktheit des Geistes," wenn „man das Daseyn der katholischen Kirche nicht von Oben herab, vom Vater des Lichts, sondern aus der heillosen" — (dieß Wort war in unserem Exemplare nicht zu lesen) „und vom Fürsten der Finsterniß herleite," so daß es immer das Ansehen gewinnt, als ob er Trotz des unwillkürlichen Gefühles von den nicht ganz gleichmäßigen Ansprüchen derselben auf eine unserer Kirche von ihr versagte Achtung und Anerkennung die letztere doch um jeden Preis dazu verpflichten wolle. Das thut er nun auch in der That, indem er bemerkt: „sie habe, wie die protestantische, das Recht ihres Daseyns von Gott; sie besitze, wie jene, eigenthümliche Tugenden und Kräfte; sie sei, wie jene, der christlichen Weltgestaltung förderlich und unentbehrlich." Daß diese Behauptungen sich nicht anders, als durch die sonderbarsten Gedankenverknüpfungen geltend machen lassen, leuchtet auf den ersten Blick ein, und wenn hier Raum dazu wäre, so würde es leicht seyn, das Schiefe und Unhaltbare, das der Verf. mit einigem Wahren und Richtigen zu ver-

vermischen weiß, auf's Unverkennbarste darzulegen. Wir bemerken daher zu diesem Behufe nur Folgendes: Daß die katholische Kirche, wie im ersten Theile gesagt wird, „eine göttliche Grundlage" habe, wird Jedermann zugestehen, „der mit wirklicher Vernunftklarheit und Ruhe die Geschichte durchforscht." Ein solcher Forscher wird aber auch dem Verf. nimmermehr zugeben, daß deßhalb das Mißgebilde, das menschlicher Wahn und Aberwitz, menschliche List und Verschlagenheit, menschliche Selbst- und Herrschsucht, zu gänzlicher Vereitelung der göttlichen Zwecke des Christenthums auf jener Grundlage errichteten, im göttlichen Plane und Willen gelegen habe, und daß daraus „das Recht seines Daseyns und Fortbestehens" folge. Das hieße, im Allgemeinen genommen, Gott zum Urheber des Bösen auf Erden machen, während er dasselbe als ein Erzeugniß des bösen Willens der Menschen nur zuläßt und zum Guten lenkt. Das hieße, mit Hegel alles Wirkliche für vernünftig oder den Zwecken der höchsten Vernunft für angemessen erklären, möge es auch beschaffen seyn, wie es wolle. Das hieße, in diesem besondern Falle jeder andern Kirche außer der katholischen, also auch der protestantischen, das Recht zu ihrem Daseyn und Bestehen absprechen, weil diese bei des Vfs. Annahme gar nicht befugt war, sich ihr zu einer Zeit, wo sie ihre ursprüngliche göttliche Grundlage fast ganz verleugnete, entgegenzustellen. — Eben so wird kein Unbefangener im Allgemeinen leugnen, was der Verf. im zweiten Theile hervorzuheben sucht, daß die katholische Kirche eben ihrer göttlichen Grundlage und des Trotz alles ihres Widerstandes in sie eingedrungenen evangelischen Geistes halber, manche „herrliche Züge und Eigenschaften" besitze. Aber Niemand wird bei nur einiger Ueberlegung dieselben in Demjenigen suchen, worin sie der Verf. findet. Da soll nach ihm „eine eigentliche Anbetung Gottes von der ganzen Gemeinde" nur der katholischen Kirche eigen seyn, die protestantische hingegen „nur einseitige Aeusserun-

rungen der Frömmigkeit" haben, die „entweder die Gemeinde allein, oder der Prediger allein thue;" während doch Jedermann weiß, daß unser gemeinschaftlicher Kirchengesang mit seinen geistlichen Zwischenhandlungen nach dem Geständnisse verständiger Katholiken selbst eine weit erhebendere Anbetung Gottes sei, als die römische Messe, und daß eben die selbstthätige, mit den Functionen des Geistlichen wechselnde, Mitwirkung der Gemeinde dabei das wahre Grundprincip des echten ursprünglichen christlichen Cultus ausmache, das in der vorherrschenden priesterlichen Thätigkeit des katholischen ganz verwischt ist. Rechnet der Verf. ferner zu jenen „herrlichen Zügen und Eigenschaften" der katholischen Kirche ihre „Kranken- und Armenpflege-Anstalten" und „ihre himmelanstrebenden Dome:" so vergißt er, daß jene wie diese die Erzeugnisse nicht einer reinchristlichen Frömmigkeit, sondern einer von der nimmer satten Hierarchie des Mittelalters genährten Superstition sind, und daß die evangelische Kirche in den auf Kosten ihrer einzelnen Gemeinden hergestellten und unterhaltenen Wohlthätigkeitsanstalten aller Art, sowie in ihren mit echt frommem und echt kirchlichem Sinne in's Daseyn gerufenen Andachtsstätten weit ehrendere Denkmale ihrer Christlichkeit aufzuweisen hat, als die genannten sind. Ganz wie der Verf. äußerte sich vor einigen Jahren ein anderer protestantischer Gottesgelehrter dahin: „Der Münster von Straßburg ist durchaus ein Werk des christlichen Geistes, und wenn die christliche Kirche untergegangen, alle christliche Geschichte vergessen und die heilige Schrift verloren wäre, dieses Bauwerk würde als Hieroglyphe den deutenden Frommen verkünden, was das Christenthum gewesen." Darauf dienten Krause's älteste Kunsturkunden 2. B. S. 238. mit der Antwort: „Bei'm Anfange des straßburger Thurmbaues im Jahre 1277 gab man im ganzen Lande den Amtleuten und Pfaffen Büchsen in die Kirchen mit der Heischung auf die vier Frauentage: „„Also ihr lieben Fründ, stüren

 (steuert)

(steuert) unser Frawen zu ihrem Buw (Bau) in Straßburg: Wer ihr Gnod han will, es sei gestolen, geraubt und unfertig Gut, der leg' es herin, der hat hiemit Ablaß und Vergebung der Sünd; es ist unser Frawen ein guttes Gut."" Von der bei'm Baue solcher „himmelanstrebender Dome" auf's Unchristlichste gemißbrauchten Menschenkraft der wie eine Heerde leibeigener Sklaven zusammengetriebener „armen Leute" soll nicht weiter die Rede seyn. — Wenn endlich der Verf. noch das längst verbrauchte, von der Pflege der Kunst hergenommene Argument für die Vorzüge der katholischen Kirche anzieht, so haben darüber, wie im vorigen Hefte S. 181. bemerkt wurde, wissenschaftliche Kunstkenner ganz andere Ansichten aufgestellt; nicht zu erwähnen, daß, wenn diese Kirche sich nichts Besseren rühmen könnte, sie vor dem Kunst fördernden Heidenthume Wenig oder Nichts voraushaben würde. Hält man nun vollends diese „herrlichen Züge und Eigenschaften" der katholischen Kirche mit Demjenigen zusammen, was der Vf. der Wahrheit zur Steuer S. 9. von der protestantischen rühmen muß: so ist schwerlich einzusehen, wie er S. 10. sagen könne: „Jene stehe dieser im Ganzen genommen keineswegs nach," und welches Moment das Angeführte für die „Achtung und Anerkennung" derselben haben solle, da es weder für ihren religiösen noch sittlichen Werth Etwas beweist, auf den allein sich doch eine solche Achtung und Anerkennung beziehen kann. — Was der Verf. im dritten Theile zur Sprache bringt, würde man fast für Scherz halten können, wenn man nicht durchweg sähe, daß es ihm bittrer Ernst damit sei. Um nämlich darzuthun, daß die katholische Kirche der christlichen Weltgestaltung eben so förderlich als unentbehrlich sei, als die protestantische, bezeichnet er diese als die Repräsentantin „der Liebe," jene aber als die Repräsentantin „des Glaubens," welche beide „die Ur- und Grundbestandtheile des Christenthums" ausmachen, und meint, daß

daß das Christenthum durch das unveränderte Fortbestehen beider Kirchen neben einander erst complet werde. Den Beweis für die der katholischen Kirche als Grundprincip inhärirende Liebe, „die nur von Kurzsichtigkeit oder Uebelwollen verneint werden könne," führt der Vf. mit diesen Worten: „Fast alle wesentliche Züge und Eigenheiten der katholischen Kirche lassen sie sich nicht aus der Liebe deuten und erklären, die sich selbst nie genug thun kann und die von dem lebhaften Verlangen glüht, alle ihre Mitgeschöpfe wo möglich in ihr eigenes Seligkeitsgefühl hereinzuziehen? Ja, selbst der blutige Haß und Verfolgungsgeist, welchen die katholische Kirche von Jeher gegen die ihr Widerstrebenden kundgegeben hat, weit entfernt, die ausgesprochene Ansicht vom Charakter dieser Kirche zu widerlegen, dient augenscheinlich nur zu ihrer Bestätigung. Denn Liebe und lebhafter Eifer gehen gewöhnlich Hand in Hand auf Erden und nirgends lodern heftigere Zornesflammen auf, als wo Liebe sich gekränkt und verschmäht oder ihre höchsten Anstrengungen vereitelt sieht." So wüßten wir denn mit Einem Male, woher das dieser Kirche eigene Anathematisiren, Verketzern, Verfolgen, Tödten, Verbrennen und Vernichten ihrer Gegner vom Anfange an entstanden ist, und was sie trieb, alle christliche Länder und Provinzen mit Feuer und Schwerte zu verheeren und mit Strömen von Blute zu überschwemmen, wenn sie sich gegen ihre Herrschaft auflehnten. Es war nicht der gottlose, gräuliche Wahn, die allein seligmachende Kirche zu seyn, oder die blinde, selbstsüchtige Wuth, jeden Mund zum Schweigen zu bringen, der an der Alles vor sich niedertretenden Machtvollkommenheit ihres priesterlichen Oberhauptes Anstoß nahm, sondern „das Erfüllt- und Bewegtseyn derselben von Liebe, von feurig frommer Liebe," und da „den Geist dieser Liebe im tiefsten Innern zu erfassen und auf das Schönste an den Tag zu legen. Gott fordert und die Weltgeschichte erwartet zwar nicht ausschließlich, jedoch ganz vorzüglich von der katholischen

schen Kirche:" so müßten wir Protestanten, wir nur auf „Licht," nicht aber auf „Wärme" bedachten Christusjünger, wir ganz absonderlichen Gegenstände der römisch-katholischen Liebesgluth, gar nicht begreifen, was zum Heile der christlichen Welt diene, wenn wir Trotz der empfindlichsten Beweise derselben der Kirche, die der Verf. so angelegentlich vertritt, nicht Achtung und Anerkennung zollen wollten. — Doch um in ernsten Sachen nicht zu scherzen, wollen wir noch im Allgemeinen bemerken, daß gewiß kein unbefangener Protestant wider das Wesentliche, was der Verf. in dieser Predigt anempfehlen will, Etwas haben kann und wird, daß sich aber nicht leicht eine verfehltere und übelgewähltere Weise, seinen Zweck zu erreichen, denken läßt, als die von ihm befolgte. Hätte er ganz einfach gezeigt, daß die katholische Kirche bei allen ihren widerchristlichen Verunstaltungen in Lehre und Gebräuchen doch noch Christliches genug habe, um die Werthschätzung ihrer protestantischen Schwesterkirche zu verdienen; daß der hierarchische, pfäffische und jesuitische Geist, der einen großen Theil ihres Klerus beseelt und von jedem guten Christen muthig bekämpft werden muß, den Genossen dieser Kirche im Allgemeinen nicht zugerechnet werden dürfe, und daß die Achtung von der Glaubens- und Gewissensfreiheit, die der Protestant als das Grundprincip seiner Kirche für sich selbst in Anspruch nimmt, ihn verpflichte, seinen in vielen Ansichten und Glaubensmeinungen irregeleiteten katholischen Mitchristen nicht nur zu tragen, sondern auch zu lieben: so würde er verständig und wahr gesprochen und alle Urtheilsfähige auf seiner Seite haben. Aber die Art, wie er sich über diese Sache ausließ, kann kein Besonnener billigen, da sie wider alle sachliche und geschichtliche Wahrheit läuft und nur bei einer Begriffsverwirrung möglich ist, welche zu den handgreiflichsten Irrthümern führt. — Diese Begriffsverwirrung waltet in der ganzen Predigt vor und macht sich schon in ihrem Hauptgedanken bemerklich. Denn um darin der

„Dul-

„Duldung“ ihre Stelle unter der „Achtung und Anerkennung“ anzuweisen, stellt der Verf. S. 5. einen Begriff von ihr auf, welcher ihr allen religiösen und sittlichen Werth raubt, indem er behauptet: „sie (die religiöse Duldung) sei ihrer Natur nach mit Schwäche oder mit Hochmuthe, oder mit Kaltsinne, oder mit Gleichgiltigkeit bald mehr, bald minder verwandt und sehr oft sei sie Nichts weniger als eine Tugend, vielmehr geradezu ein Unrecht, eine Sünde.“ Wer mag wohl diese Behauptung unterschreiben, da es bekannt genug ist, daß die religiöse Duldung eben ihrer Natur nach aus der Achtung gegen die religiöse Selbstständigkeit oder die christliche Glaubens- und Gewissensfreiheit Derer hervorgeht, denen sie gilt, und daß sie sich als solche von jedem Versuche fern hält, dieselben Trotz aller Mißbilligung der religiösen Vorurtheile und Irrthümer, denen sie ergeben sind, zu unterdrücken, zu verfolgen, oder ihnen sonst Wehe zu thun. — Auch in oratorischer Hinsicht befriedigt diese Predigt nicht im Mindesten. Denn der Ton, der sich durch sie hinzieht, ist der Ton einer kalten, breiten, und stellenweise ziemlich nachlässig geschriebenen Abhandlung, welche Trotz gewisser auf Effect berechneter Phrasen das Herz leer und unbefriedigt läßt. — Besonderes Unglück hat der Vf. noch mit der Benutzung des sehr übel gewählten Textes Luk. 15, 11—32., der Parabel vom verlornen Sohne, was wir jedoch hier nicht weiter darthun können. — Wurde hier die Meinung vertheidigt: daß die katholische und protestantische Kirche unverändert neben einander fortbestehen müßten, weil durch jene, als Repräsentantin der Liebe, und durch diese, als Repräsentantin des Glaubens, das Christenthum erst complet werde: so spricht der Verf. von

Nr. 7.: Eine Heerde und Ein Hirte. — Friedensgedanken bei confessionaler Zerwürfniß am Sonnt. Miser. Dom. vor der Magdeburgischen Dom-

Dom-Gemeinde ausgesprochen und durch gegenwärtige Blätter auf Begehren wiederholt von dem evangelischen Bischofe Dr. J. H. B. Dräseke, K. Gen. Sup. ꝛc. — Magdeburg, bei Heinrichshofen. 1839. 19 SS.

die Hoffnung aus, daß irgend einmal die Zeit kommen werde, wo beide Kirchen mit Beseitigung ihrer jetzigen kirchlichen Eigenthümlichkeit in Eins verschmelzen und alle Christen überhaupt eine auf's Wesentliche ihres Christenglaubens gegründete „Alleinheit" ausmachen würden. Diese aus der Schlußstelle des Sonnt. Evs. Joh. 10, 12—16. hergeleitete Hoffnung ist schon von andern Kanzelrednern für den Zweck christlicher Erbauung vielfach besprochen worden und was sie über den Inhalt zu sagen wußten, das sagt im Wesentlichen auch der Verf., obwohl in eigenthümlicher und abweichender Weise. Die zu hoffende „Alleinheit" zwischen den Bekennern Christi, spricht er, wird nicht bestehen in einer „vollkommnen, alle Abweichung völlig ausschließenden, Einstimmigkeit in Erkenntniß der himmlischen Dinge," oder in einer „allgemein gewordenen Gleichgiltigkeit gegen die Erkenntniß derselben," oder in einem „gemeinschaftlichen Halten auf Bekenntnisse über dieselben von Menschenhand in Wort und Schrift gefaßt," oder gar „in einer Fessel der Knechtschaft, welche mit eiserner Schwere die Geister dämpft und freie Regsamkeit unmöglich macht," sondern in dem einigen Halten an „dem Geheimnisse: Gott ist offenbaret im Fleische" (die älteste und richtigste Lesart ist: „Er" oder „Welcher," nämlich: Christus); an der Freudenbotschaft: Also hat Gott die Welt geliebet ꝛc.;" an dem Lehrsatze: Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus ꝛc.;" an „dem Grundsatze: Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur;" an „dem Herzenstroste: Das ist je gewißlich wahr und ein theu-

theures, werthes Wort, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist 2c.," und „an der Heilserfahrung: Das ist das ewige Leben, daß wir dich, daß du allein wahrer Gott bist und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen." Einer der gedachten Kanzelredner drückte sich hierüber geordneter und vollständiger also aus: „Erschiene die Zeit auf Erden, wo alle Menschen Augen und Hände gläubig zu Dem erheben, in dem wir leben, weben und sind, und die Ueberzeugung hegen: Es sei in keinem Andern Heil 2c.; die Zeit, wo Alle die Liebe als die Erfüllung des christlichen Gesetzes betrachten und sich unter einander als Kinder Eines Vaters und als Erlöste Eines Herrn behandeln; die Zeit, wo Alle mit zuversichtlicher Hoffnung über das Grab hinausblicken und einem vergeltenden Zustande entgegensehen: dann gäbe es in Wahrheit nur Einen Hirten und Eine Heerde; dann wäre so wenig von verschiedenartigen Religionsbekennern überhaupt, als von einzelnen getrennten Christenparteien mehr die Rede; dann gälte von der gesammten Menschheit das Wort des Apostels: Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser Aller."— Die Frage: worauf sich diese Hoffnung gründe, wird jeder Nachdenkende sich dahin beantworten: Theils auf den gemeinsamen Vernunftcharakter der Menschheit, der vermöge seiner natürlichen Eigenthümlichkeit zu einer Religionserkenntniß, wie sie Christus darbot, aufstrebt und alle Grundlagen und Bedingungen derselben in sich selbst trägt, Theils auf die Macht und Weisheit Gottes, der als erziehender Vater der Menschen will, daß Allen geholfen werde und daß sie Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Der Verf. meint dagegen weder das Eine noch das Andere, sondern stellt Alles, bei nur flüchtiger Berührung des Letztern, auf die Zusage Christi, „des treuen und wahrhaftigen Zeugen, in dessen Munde kein Betrug erfunden, vielmehr lauter Ja und Amen ist." Dabei scheint er aber nicht zu bedenken, daß die dießfallsigen Worte desselben

(„Ein

(„Ein Hirte und Eine Heerde") bei ihrer selbst von ihm hervorgehobenen specialen Beziehung auf die damaligen Juden und Heiden kein Pressen derselben in einen allgemeinen Sinn gestatten. Ueberdieß dürfte auch ein so blindes Bauen auf das: „Er hat's gesagt," wie der Verf. empfiehlt, einer sehr unevangelischen Christologie angehören und in dem Geiste des Christenthums, welches nirgends einen auctoritätsmäßigen Glauben predigt, nicht den mindesten Grund haben. — Noch mangreichender erklärt sich der Verf. über die Mittel und Wege, wodurch diese Hoffnung zur Erfüllung kommen werde. „Durch Menschen," heißt es hier, „kann es nicht geschehen. Es kommt nicht dahin durch unsere Macht, unser Geld, unsere Klugheit, unsern Fleiß; auch nicht durch die Erfindungen, welche über Raum und Zeit (??) gleichsam erheben und die fernsten Länder und Völker einander näher rücken; sogar nicht durch absichtliche Unionsversuche, wie wohlmeinend sie beschlossen, wie planmäßig sie geleitet, wie beharrlich sie vestgehalten werden mögen." Nach seiner Ansicht geschieht es vielmehr „durch den Hirten allein." Aber der Verf. vergißt, daß dieser Hirte besonnen und weise genug war, um die Werkzeuge zur Herbeiführung der Schaafe aus einem andern Stalle unter Menschen zu suchen, seine Jünger in die Welt zu senden, um alle Völker zu belehren und zu taufen, und für die Verbreitung seines Reiches ganz im Einklange mit der göttlichen Weltregierungsweise zu wirken, welche ihre erhabenen Zwecke auf Erden durch Menschen ausführt, die sie dazu befähigt und tüchtig macht. Wie hätte es einem so klaren und erleuchteten Gottgläubigen, wie Christus war, beigehen können, irdische Erfolge ohne angemessene irdische Mittel bewerkstelligen zu wollen und für seine Zwecke auf einen Gang der Dinge zu rechnen, wobei der Mensch in mystischem Glauben an ein unmittelbares Eingreifen Gottes die Hände müßig in den Schooß legt? Diesem Glauben aber redet der Verf. in dem ganzen Abschnitte

das

das Wort, und nur erst S. 17. kommt ihm, im Widerspruche mit sich selbst, der kurz hingeworfene und kurz abgefertigte Gedanke: „Es sorge nur Jeglicher, daß er dafür lebe und auf seinem Standpuncte, wie mit seinen Mitteln an der All-Einheit arbeite, welche Jesus verkündigt hat." Ein gleicher Selbstwiderspruch beschleicht den Verf. auch bei seinem Urtheile über die christlichen Unionsversuche. Denn nachdem er ihnen, wie wir eben hörten, allen Werth und alle Erfolge abgesprochen hat, kann er auf der andern Seite nicht wieder Worte genug finden, um die Union der „preußischen Landeskirche" und „die Höhe der evangelischen Bildung ihres Urhebers, Friedrich Wilhelm des Dritten, die Achtung, die er für seine Zeitgenossen hat, und den großartigen, auf gottgefällige Entwickelungen der Menschheit und des Völkerlebens gerichteten Sinn seines königlichen Herzens" anzupreisen. Wie nun, wenn dieser Friedrich Wilhelm der Dritte auch gedacht hätte, wie der Verf. spricht: „Durch Menschen kann es nicht geschehen, daß Eine Heerde und Ein Hirte wird; es kommt nicht dahin durch unsere Macht u. s. w.:" was wäre dann aus der Union geworden? Solches und Aehnliches muß man jedoch dem Verf. zu Gute halten, weil ihm augenblickliche, frappante Einfälle ohne Gehalt und Wahrheit oft mehr als klare und allseitig erwogene Gedanken zu gelten scheinen. — Die Vortrags- und Darstellungsweise der Predigt ist die alte und wohlbekannte, und man kann dieselbe nicht besser bezeichnen, als wenn man sagt, daß sich in ihr der negative Theil des oben aus der Rede Nr. 3. angezogenen Kanons einer guten Predigt zu concentriren pflegt. Von einem ruhigen, zusammenhängenden, logischgerechten und edelrednerischen Aussprechen lehrreicher und sittlichkräftigender Religionswahrheiten ist nach seiner gegenwärtigen Manier nicht die Rede, sondern nur von einem überwizten, verschrobenen, sententiösen, sich in eitlem Wortgepränge gefallenden Ausklaubern und Zerfasern von Gedanken, zu denen ihm einzelne Ausdrücke

und

und Formeln seines Textes Anlaß geben und die oft nicht die mindeste Beziehung auf den Zweck einer wahrhaft christlichen Erbauung haben, sondern nur bestimmt zu seyn scheinen, den Witz und die Combinationsgabe des Verfs. dem Zuhörer anschaulich zu machen und ihn, wo möglich, über dem steten Bewundern der übereinander herstürzenden Schlagworte nicht zum fruchtreichen Nachdenken über die Sache kommen zu lassen, welcher es gilt. So heißt es gleich von Vorn herein, nach einem vom Verf. schon ziemlich verbrauchten Ausbeuten der Eigenthümlichkeit einzelner Sonntage des Kirchenjahres: „Selige Zusage: Eine Heerde und Ein Hirte. — Zu die schauen wir auf" — (zur Zusage?) — „wie zu einer Höhe, dahin noch kein Fußtritt gelangte" — (was heißt das vernünftiger Weise?) — „Eine Heerde und Ein Hirte! O, allerseligste Zusage!" — So heißt es ferner vom Verlangen „nach dem Hirten, der auf die Friedensauen leitet:" — „Dein Herz beginnt nach Ihm zu klopfen, dein Auge nach Ihm zu sehen, dein Ohr nach Ihm zu hören, dein Mund nach Ihm zu fragen, deine Hand nach Ihm zu greifen, dein Fuß nach Ihm zu laufen;" — warum nicht auch: dein Kopf nach Ihm zu winken, dein Gaumen nach Ihm zu lechzen, deine Nase nach Ihm zu riechen, dein Leib nach Ihm sich hinzuwenden? — So heißt es endlich von der Stimme des Hirten: „Es ist Seine Stimme, die Heilandsstimme; Ton und Sinn zeugen, daß sie es ist. Die Stimme lockt so lieblich: Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid. Die Stimme verheißt so tröstlich: Ich will euch erquicken und ihr sollet Ruhe finden für euere Seelen. Die Stimme ermahnt so ernstlich: Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. Die Stimme ermuthigt so freundlich: Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. — Ja, Er ist es. Es ist der gute Hirte. So redet kein Anderer. An der Stimme wird er von den Seinen erkannt."

kannt." — Heißt das rednerisch, ergreifend, herzbewältigend sprechen? Nein, das heißt mit hohler, gedankenarmer Glanz- und Schönrednerei zum tönenden Erze und zur klingenden Schelle werden. — Hiermit geht nicht selten ganz Geschmackloses und der Kanzel Unwürdiges im Bunde, z. B. bei Erwähnung der verschiedenen religiösen Ansichten der Menschen die Aeußerung: „Sie können ihn (Gott) harmonisch preisen, aber nicht Unisono singen;" oder auch Hartes und Unanständiges, z. B. bei der Hindeutung auf den Wahn der „alleinrechtgläubigen" Katholiken, welche als solche geschildert werden, „die scheel sehen zu solcher Güte" — (daß Eine Heerde und Ein Hirte werden soll) — „und wild werden über solche Zurücksetzung, ja, lieber die ganze Welt in Brand steckten, ehe sie zugäben, daß alle Welt selig würde." Gleichwohl nimmt der Vf. auch wieder die Miene einer so christlichen Milde gegen sie an, daß er ein Mal im Vorübergehen die Weisung gibt, man solle Denen, die von Dort herüber rufen: ihr seid Ketzer und verflucht! nicht von Hier hinüber rufen: ihr seid Gaukler und verächtlich." Er ließ aber dabei aus der Acht, daß diese Entgegnung nur den Päpsten und päpstischen Priestern gilt, welche die christliche Kirchengeschichte in diesem Gaukler-Charakter hundertfach gezeichnet und gerichtet hat, während jener Zuruf einer ganzen Kirche gilt, welcher die entgegengesetzte Alles verdankt, was sie noch Christliches und Evangelisches in sich trägt. Sagten die Katholiken dieser Kirche Nichts weiter, als daß sie unter ihren Geistlichen auch Gaukler habe und zwar mitunter recht arge, die mit der Gabe, womit sie Andern dienen sollen, nur zu ihrer eigenen Glorification schnöden Mißbrauch treiben: so könnte und müßte sie sich das wohl gefallen lassen und ihr diese Gaukler Preis geben. Aber mit ihrem Verketzern ist es eine andere Sache. Das nimmt eine christliche Kirche bei dem Bewußtseyn, das sie von ihrem evangelischen Grunde und Wesen hat, nicht ruhig hin, sondern erlaubt

sich

sich wenigstens, ihr die Männer, von welchen dieses Verketzern zuletzt ausgeht, in ihrer vielbewährten geschichtlichen Gestalt vor Augen zu führen. — Leider aber hat dabei die katholische Kirche den Trost, den Geist des Verketzerns neuerdings auch in einer Fraction der evangelischen Kirche, ja selbst im Kreise Derer, welche sie beaufsichtigen und ihren evangelischen Geist wahren sollten, einheimisch geworden zu sehen, so daß sie bald herüber rufen wird: „warum sollen wir euch nicht Ketzer und Verfluchte" nennen, da eure eigenen Kanzeln von diesen Liebesworten wiedertönen, da ihr sogar die nächsten Amtsgenossen als Judas-Ischariothe bezeichnet, weil sie „die Fessel der Knechtschaft" nicht tragen wollen, „mit deren eiserner Schwere ihr die Geister zu dämpfen und freie Regsamkeit unmöglich zu machen suchet?" Doch sei dem, wie ihm sei. Das ist gewiß, daß „das Land, die Stadt, der Mensch, von denen dieß gilt, der Osten nicht ist, wo die Sonne der Gemeinschaft unter Einem Hirten emporsteigt, die Welt zu überstrahlen!"

Die religiöse Eigenthümlichkeit der lutherischen und der reformirten Kirche. Versuch einer geschichtlichen Vergleichung von Max Göbel, Predigtamtscandidaten. Bonn, bei Marcus. 1837. XXIV u. 321 SS. 8. 20 Gr.

Diese Schrift verdankt, wie wir aus der Vorrede ersehen, ihre Entstehung und eigenthümliche Tendenz einer besonderen Veranlassung. Der Verf. derselben war nämlich Mitglied des wittenberger Prediger-Seminars und zugleich in einen in jener Stadt bestehenden theol. Verein aufgenommen, in welchem jedes Mitglied verbunden ist, zuweilen eine selbstgefertigte Arbeit mitzutheilen und sie der Beurtheilung der übrigen Mitglieder vorzulegen. Als Hrn. Göbel die Reihe traf, las er, am letzten

Abende

Abende seiner Anwesenheit in Wittenberg, einen Aufsatz vor, welcher den Titel hatte: „Versuch über die religiöse Eigenthümlichkeit der reformirten Kirche, im Vergleiche mit der lutherischen Kirche." Seine Arbeit fand freudigen Anklang und wurde, als er in sein Vaterland (das Bergische) zurückgekehrt war, mehreren Freunden bekannt, welche deren Veröffentlichung verlangten. In erweiterter und theilweise umgearbeiteter Gestalt liegt nun dieser Aufsatz vor uns. — Wir fragen zunächst: war der Verf. zu dieser Vergleichung beider Kirchen auch befähigt? Hierauf erfahren wir von ihm selbst, daß er ursprünglich der reformirten Kirche angehörig, später eine fast ausschließliche, lutherische Bildung in Bonn, Berlin und Wittenberg empfing, so daß er allerdings Gelegenheit hatte, die Eigenthümlichkeit beider Kirchen genau kennen zu lernen. Große Dienste dabei leisteten ihm auch seine vielfachen Reisen, die sich fast über das ganze protestantische Deutschland und die Schweiz erstreckten. Uebrigens benutzte er viele Hilfsmittel, welche in der Vorrede angegeben werden. Es gehörte jedoch zur Abfassung einer solchen Schrift nicht bloß genaue Bekanntschaft mit der Eigenthümlichkeit beider Kirchen, sondern auch und ganz besonders die möglichste Unparteilichkeit. Geben wir nun auch dem Vf. zu, daß er nach dieser Unparteilichkeit strebte, so glauben wir doch, eine überwiegende Vorliebe für die reformirte Kirche bemerkt zu haben, worauf wir später aufmerksam machen werden.

Der Inhalt seiner Schrift bezieht sich auf die: Vergleichung des Bodens der beiden Reformationen, sodann auf das: Reformationsprincip, das Reformationsverfahren, die äußere Erscheinung der beiden Kirchen, die innerliche Frömmigkeit, die geschichtliche Entwickelung derselben, und das Verhalten, das sie gegen einander beobachten.

In der Einleitung sagt der Verf.: „Die Reformirten haben niemals den Lutheranern ihre Anerkennung versagt, sondern immer aus christlicher Ueberzeugung die Tendenz zur Einigkeit und

und zur Vereinigung gehabt; die Lutheraner dagegen haben die Reformirten von Anfange an nicht anerkannt, sondern politisch und kirchlich ausgestoßen, sie immer mit Eifersucht und Argwohne verfolgt, und ihnen sogar das liebende Streben nach Einigkeit als tückische List ausgelegt." Das dürfte doch wohl nur zum Theil wahr seyn. Allerdings war Luther in dem Streite mit den Reformirten ziemlich halsstarrig und Viele seiner Nachfolger bewiesen dieselbe Gesinnung; allein die große Menge der Lutheraner, besonders der später lebenden, und namentlich die evangelischen Christen unserer Tage waren gar sehr für die Union beider Kirchen und dachten nicht daran, die reformirte Schwesterkirche „auszustoßen." Was einige lutherische Zeloten dieser Zeit thaten, kann doch wohl nicht als Gesinnung der ganzen Kirche angesehen werden. — Uebertrieben ist auch die Behauptung des Verfs.: „Eine Vergleichung der beiden Kirchen ist in unseren Tagen erst möglich geworden, Theils im Allgemeinen durch die größere Annäherung der Völker zu einander, Theils dadurch, daß man nun, nach versuchter und wirklich vollzogener Union, die beiden Kirchen zusammen hat, und sie nun ein Mitglied der unirten Kirche unpartelisch, der Wahrheit gemäß, vergleichen kann." Erleichtert ist in unserer Zeit diese Vergleichung allerdings, nicht aber erst möglich geworden, indem die Laien beider kirchlichen Parteien die gegenüberstehende Kirche früher Viel zu wenig kannten, und die abenteuerlichsten Vorstellungen von einander hegten. Diese Unkenntniß erschwerte auch die beabsichtigte Union, während jetzt, nachdem die Union in vielen Ländern und Orten glücklich zu Stande gekommen ist, ein Buch, wie das vorliegende, welches das Unterscheidende der genannten Kirchen auf die Spitze stellt und auf Verschiedenheiten aufmerksam macht, an welche der Laie nimmer dachte, leicht die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen könnte. Daß der Verf. für die Union ist, glauben wir ihm gern, wie er dieß auch in der Einleitung mit als Zweck

seiner

seiner Schrift angibt. Nur erklärt er das Wort „Union" dahin, daß sie „nicht Einheit, nicht Versöhnung, nicht Ausgleichung, nicht Toleranzerklärung, sondern innige Vereinigung zweier vorher getrennter, aber zusammengehörender Theile zu Einem Ganzen sei." Warum soll denn aber die Union nicht Versöhnung und Ausgleichung in sich schließen, da ohne die letztere von der erstern nicht die Rede seyn kann? Vollkommen Recht hat indessen der Verf., wenn er sagt, daß die Union nicht erzwungen werden könne, weil sich der Natur der Sache nach keine Ansicht, keine Ueberzeugung, kein Glaube, kein Fürwahrhalten erzwingen läßt, und da noch überdieß der ungebildete Laie in beiden Kirchen bei solchem Zwange leicht glauben würde, man wolle ihm das Christenthum rauben. Auch stellen sich bei solchen Versuchen zelotische Prediger leicht auf die Seite der Laien, und regen diese dagegen auf, an Statt versöhnend und beruhigend einzuwirken, wie leider die neueste Tagesgeschichte sattsam bewiesen hat. —

Die religiöse Eigenthümlichkeit der lutherischen und der reformirten Kirche wird nun vom Verf. dargethan: 1) „nach der Verschiedenheit des Bodens, auf dem sie entstanden, 2) des Princips, das sie leitete und 3) des Verfahrens, das sie beobachteten." — Was zunächst den Boden betrifft, auf welchem die beiden Kirchen entstanden, so setzt der Verf. weitläufig aus einander, daß als Heerd der lutherischen Reformation Nord- und Nordost-Deutschland anzusehen sei, während Süd- und Westdeutschland, wozu nach damaligen Verhältnissen auch die Schweiz und die Niederlande gerechnet werden, mehr den Heerd der „reformirten Reformation" bildete. Diese beiden Theile des deutschen Reiches waren allerdings in politischer, wissenschaftlicher und kirchlicher Beziehung sehr von einander verschieden. In den westlichen und südlichen Kreisen war nach hartem Kampfe mit Fürsten und Herren von einer großen Menge republicanisch gesinnter Städte und Stämme, die bürgerliche

Freiheit kräftig errungen und als theuerstes Kleinod eifersüchtig vertheidigt, so daß unter ihrem Schutze das bürgerliche Leben, Wissenschaft und Kunst in freier und üppiger Entfaltung aufblühte. Ganz anders war die Lage des (sächsischen) Norddeutschlands. Hier gab es freie Reichsstädte fast gar nicht, sondern Fürsten und Adel bildeten den eigentlichen Kern der Nation. Daher war dem eigentlichen Volke, das meist aus Bauern bestand, bürgerliche Freiheit noch ganz unbekannt; es war vielmehr seinen bürgerlichen und kirchlichen Oberherren vollkommen unterwürfig und kannte bei dem Vorherrschen des monarchischen und aristokratischen Elements keine andere Pflicht, als Jenen gehorsam zu seyn. Luthers Reformation blieb, nachdem sie die radicalen und fanatischen Bewegungen Carlstadts ausgestoßen und unterdrückt hatte, stets in den Schranken jenes Elements und sie selbst in Bezug' auf den Staat eine monarchische, in Bezug' auf das Kirchenregiment eine hierarchische. Alle lutherisch-kirchliche Verbesserungen, von Preußen bis England, von Würtemberg bis Schweden, wurden vorzugsweise von Fürsten und Adel zu Stande gebracht, während das darnach verlangende Volk sich von ihnen ruhig mußte geben lassen, was es bedurfte, während die „reformirte Reformation" in allen Ländern, wo sie eindrang, in der Schweiz, in Frankreich, den Niederlanden, Schottland und Polen, von revolutionären Bewegungen begleitet war und die bestehende Staatsverfassung, ja selbst die Throne entweder umänderte oder heftig erschütterte, indem sie entweder eine liberalere Verfassung erzwang, wie in der Schweiz, in den Niederlanden, in Schottland; oder sich den sie unterdrückenden Fürsten mit den Waffen in der Hand widersetzte, wie in Frankreich, Belgien, England. Sie war daher eine durchaus demokratische, ja im Anfange bedeutend mit politischen Elementen versetzt. Zwingli, Oekolampadius und alle ihre Freunde waren durchaus Söhne der Freiheit, erklärte Gegner aller Aristokratie, Monarchie und Hierarchie. — S. 33.

sagt

sagt der Verf.: „Immer zeichneten sich die Süddeutschen — und auch ihr Landsmann Melanchthon — in Bezug' auf classische Bildung und Humanität vor dem in diesen Stücken ziemlich unbewanderten und rohen Luther aus, dessen allzu große Derbheit, welche die Papisten und nachher die Schweizer so sehr verletzte, weniger aus seiner Zeit, als aus seiner Herkunft und aus seiner Bildung wohl entschuldigt, aber nicht gerechtfertigt werden kann." Dieses harte Urtheil möchten wir nicht unterschreiben.

Der Verf. beantwortet hierauf die Frage: „welches war Luthers Reformationsprincip?" Er sagt: „Was Luthern zwang, öffentlich gegen einen Mißbrauch der Kirche und allmälig gegen mehrere und zuletzt gegen die römische Kirche selbst aufzutreten, war keineswegs das Formalprincip der alleinigen Auctorität der heiligen Schrift, noch weniger die Forderung willkürlich freier Forschung in derselben, oder das Streben nach Vernunft- und Gewissensfreiheit, sondern vielmehr das materiale Princip: die Grundlehre der Rechtfertigung durch den Glauben an die Gnade Gottes in Christo." — Dieser Satz behauptet, was sich nicht behaupten läßt, indem die Aufstellung des materialen Princips, von dem die Rede ist, die Geltendmachung des formalen unbedingt voraussetzt und dieses, wenn auch Anfangs nur noch dunkel gefühlt oder erkannt, späterhin um so kräftiger hervorgehoben und vertheidigt wurde, je mehr jenes angefochten wurde. Das Reformationsprincip der Reformirten wird dagegen so bezeichnet: „Es war das positive Schriftprincip, die Anerkennung des Wortes Gottes als unbedingter, positiver Norm und Quelle des christlichen Glaubens und Lebens, oder: das Streben nach der Verherrlichung Gottes durch unbedingte Unterwerfung unter sein Wort, gegenüber allen andern Menschengeboten." Das war jedoch Dasselbe, was Luther und seine Gehilfen auch wollten, wie schon die Aeußerung des Erstern auf dem Reichstage zu Worms bewies. Hauptsache

 war

war übrigens bei beiden Reformatoren: Wahrnehmung des Verfalles der katholischen Kirche durch die eingeschlichenen schriftwidrigen Irrthümer und Mißbräuche und die dadurch begründete Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer im Geiste der heil. Schrift zu bewirkenden Umänderung und Verbesserung der Kirche. Selbst die nähere Veranlassung zur Reformation war auf beiden Seiten eine gleiche; bei Luther: der Ablaßkrämer Tetzel; bei Zwingli: der Ablaßkrämer Samson. Von Zwingli sagt der Verf.: „Kaum war er nach Zürich gekommen, so fing er die Reformation damit an, daß er sich losmachte von dem Zwange, der den größten Theil der heil. Schrift dem Volke unrechtmäßig vorenthielt, und ihn nöthigte, über die vorgeschriebenen alten Evangelien und Episteln zu predigen. Luther und die ganze lutherische Kirche haben dieses, ungeachtet so vieler daraus entstehenden Uebelstände, ungeachtet der entschiedensten Protestationen vieler Lutheraner in drei Jahrhunderten nicht gethan, bis endlich die Union von diesem Perikopenzwange frei machte." Das ist aber theilweise unrichtig. Denn in mehreren lutherischen Landen hat man lange vor der Union freie Texte zum Predigen gestattet, und in anderen Landen, wo die Zahl der Reformirten so gering war, daß von einer Union gar nicht die Rede seyn konnte, wurde der Perikopenzwang durch die Weisheit der oberen kirchlichen Behörden und durch das religiöse Bedürfniß des Volkes unbedenklich beseitigt. — S. 113. sagt der Verf.: „Die augsburgische Confession enthält das Bekenntniß des Glaubens, welchen man aus Grunde göttlicher und heiliger Schrift in unseren Landen predigt; es wird in ihr darauf sich berufen, daß diese Lehre in der heil. Schrift gegründet sei." „Sonst," setzt er hinzu, „kommt in der ganzen Confession kein Wort über das Ansehen der heil. Schrift vor," bedenkt aber nicht, daß durch jene Berufung das Ansehen derselben genugsam anerkannt wird. Wie stark und deutlich dieß die Formula Concordiae thue, ist bekannt. Es ge-

gewinnt fast das Ansehen, als wolle der Verf. unserem Luther seine Anhänglichkeit an die heil. Schrift streitig machen, ihm, der mit unglaublicher Arbeit und Mühe den Laien dieselbe durch ihre Verdeutschung zugänglich machte; ihm, der aus ihr widerlegt seyn wollte, wenn er widerrufen solle; ihm, der so oft in begeisterten Ausdrücken von dem Bibelbuche sprach, z. B.: „Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich alle Diejenigen lieben muß, von denen ich höre, daß sie die heil. Schrift liebhaben;" oder: „So denn unsere Lehre in der Schrift ist, sollen wir sie billig nicht anderswo suchen, sondern alle Christen sollten dieß Buch täglich im Brauche haben." — Wenn den Lutheranern vom Verf. der Vorwurf gemacht wird, „daß sie, abweichend von den Reformirten, die Apokryphen häufig als Gottes Wort behandelt haben, indem sie aus denselben sowohl dogmatische Beweisstellen, als auch Texte entnehmen, was sich die Reformirten niemals erlaubt haben:" so behaupten wir, daß das der Einsicht der Lutheraner eher Ehre macht, indem die apokryphischen Bücher des Guten und Schönen so Vieles enthalten. — „In Bezug' auf die Art und Weise des Verfahrens," sagt der Verf., „handelte Luther durchaus conservativ, regressiv, defensiv, allmälig; die Reformirten: radical, progressiv, offensiv, durchsetzend." — Ist dieß auch im Allgemeinen wahr, so fragen wir doch: fehlte denn Luther darin, daß er die Reformation allmälig durchzuführen suchte? Ließ sich durch Sturm und plötzliches Umwerfen des Bestehenden, wie es Carlstadt wollte, besser zum Ziele kommen? Würde nicht die reformirte Kirche selbst bei dem Grundsatze: festina lente, in vielen Stücken weiser verfahren seyn, als es der Fall war? — Der Verf. sagt ferner: „Das verschiedene Reformationsverfahren zeigt sich zunächst in der verschiedenen Stellung gegen die aus der katholischen Kirche stammende Tradition. Die lutherische Kirche hat sich niemals feindselig gegen dieselbe gestellt, sondern alles mit ihrem Grundsatze übereinstimmende

mende Traditionale beibehalten und angenommen, sich sogar immer auf die Tradition, so lange sie noch echt christlich gewesen sei, zu stützen gesucht." Dagegen erinnern wir, daß es in der augsburgischen Confession heißt: „Die heil. Schrift und Apostel seien kurz hindurchgegangen und schlecht mit einem Striche Alles quittirt, und klar dürre herausgesagt, daß wir in Christo frei ledig seien von allen Traditionen." — S. 128. wird von Luther erzählt, „sein Verfahren habe ein gewisses Schwanken, eine gewisse Unklarheit und Ungewißheit über die Mittel, den Gang und das Ziel der Reformation" verrathen. Wir geben zu, daß Luther sich anfänglich über seinen Zweck noch nicht völlig klar war; aber ist das zu verwundern? Müssen wir dieß nicht vielmehr bei seiner nur allmälig fortschreitenden Einsicht sehr natürlich finden? Wie klar wurde er sich später! und wie lebendig stand ihm sein schönes Ziel vor Augen! — Die Urheber der reformirten Reformation: Zwingli, Oekolampad u. s. w. sollen, nach dem Verf., voll inniger Freude gestorben seyn, während Luther „immer unmuthiger, ja mürrisch wurde und Melanchthon, von seinen eigenen Schülern gemeistert, verachtet (?), verketzert, mit tiefbekümmertem Herzen lebensmüde entschlief." Die Unzufriedenheit, welche Luther zum Theil zeigte, entsprang aus allbekannten Ursachen, und zuletzt selbst aus körperlichen Leiden; im Ganzen war er aber auch so heiter und so getrost, daß es ganz unfüglich ist, ihn geradehin als einen mürrischen und unmuthigen Mann zu bezeichnen. Auch bei Melanchthon mochte die theilweise Verstimmung seines Gemüthes wohl mehr aus physischen Ursachen zu erklären seyn. — Wenn der Verf. rügt, daß die Lutheraner sich allzusehr an den Buchstaben Luthers banden, so ist dieß leider wahr; aber er wird auch zugestehen, daß an dieser Lutherolatrie der edle Luther selbst ganz unschuldig war, wie viele Stellen seiner Schriften beweisen. — Der Verf. kommt hierauf auf das Verhalten der Reformatoren in

Bezug

Bezug auf die Sittenreformation, und behauptet: „hier könne die Verschiedenheit nicht bestimmt genug hervorgehoben werden, da Luther nicht nur gar keine Sittenreformation im Allgemeinen durchführte, sondern auch gar nicht ein Mal versuchte, Zwingli dagegen und seine Freunde und ganz besonders Calvin mit dem ausgezeichnetsten Erfolge auf diese ihr vorzügliches Augenmerk richteten." Wie unrecht hiermit Luthern geschieht, weiß jeder Kenner der Geschichte, und ihn in seiner Lage mit dem hierarchischen Beherrscher Genf's vergleichen zu wollen, ist ganz ungehörig. Der Verf. schildert hierauf Reformirte und Lutheraner in sittlicher Hinsicht, aber mit unverkennbar parteilischer Vorliebe für die Ersteren. „In der reformirten Kirche," sagt er, „flucht und schwört man nicht, was in der lutherischen Kirche und „namentlich in Wittenberg" so herrschend ist; ferner ist in der lutherischen Kirche die wichtige Pflicht der unbedingten Wahrhaftigkeit niemals so kräftig behauptet worden, wie bei den Reformirten; auch gibt es bei den Lutheranern mehr uneheliche Kinder u. s. w." Solche Behauptungen sind zu vag und zu gewagt, als daß dieselben ein Urtheil über die sittliche Beschaffenheit einer ganzen, weitverbreiteten Religionspartei begründen könnten. Und selbst wenn nachgewiesen würde, daß mancher von Reformirten bewohnte Ort sich durch eine größere Sittenreinheit auszeichnete, so ist es immer die Frage, ob die religiöse Eigenthümlichkeit der Kirche selbst diese Sittenreinheit erzeugt habe, oder ob ganz andere Umstände dabei mitwirkten, und wenn der Verf. hinzusetzt, die Lutheraner würden sicher einsehen, wie biblisch-sittlich der Geist der reformirten Kirche sei, wenn sie nur ein Mal nach Schottland, England u. s. w. kommen und mit eigenen Augen sehen wollten, „unglücklicher Weise pflegten aber die Lutheraner nur selten zu reisen und könnten daher freilich nie zu richtiger Ansicht kommen," so ist das eine Aeußerung, die man nur belächeln kann. — Im 10ten Artikel der augsburg. Conf. sollen,

len, nach dem Verf., „die Lutheraner die Reformirten verwerfen und verdammen." Es heißt aber dort nur, nachdem die lutherische Abendmahlslehre angegeben ist:. „derhalben wird auch die Gegenlehre verworfen." — Um zu zeigen, daß den Reformirten die Bibel mehr gelte, als den Lutheranern, bemerkt der Verf. drollig genug: „Auf den reformirten Kanzeln liegt beständig eine aufgeschlagene Bibel, bei dem Lutheraner dagegen ist die Kanzel leer und höchstens liegt die Bibel auf dem Altare." In Bezug' auf das heil. Abendmahl führt der Verf. einige Behauptungen von Lutheranern an, um dadurch zu beweisen, daß bei Diesen noch viel grober Aberglaube gefunden werde, was bei den Reformirten nicht vorkomme, z. B. „daß das Abendmahl unkräftig sei, wenn der Pastor den Beichtpfennig nicht erhalte; daß das Abendmahl das letzte Mittel zur leiblichen Herstellung des Kranken und auf jeden Fall nothwendiges Viaticum zur Ewigkeit sei ꝛc." Aber auch hier ist er keiner ernsten Gegenrede werth, wie in vielem Anderen, was wir der Kürze halber übergehen. —

Sollen wir nun unser Endurtheil über diese Schrift abgeben, so lautet es dahin: daß sie wohl manches Gute enthält, daß sie aber auch voller Irrthümer und Mängel ist, und namentlich bei ihrer unverkennbaren Parteilichkeit eine richtige Kenntniß der betreffenden Kirchen nicht vermitteln könne. —

Christliche Epistelpredigten, vor einer Landgemeinde gehalten, eine vollständige Sammlung für alle Sonn- und Festtage des christlichen Kirchenjahres von Joh. Aug. Karl Rothmaler, Grfl. Stolberg. Consistorial-Assessor, Pfarrern zu Bennungen in der Grafschaft Roßla, und Director

der

der dortigen Schulconferenzen. Erster Theil, die Predigten vom 1. Advente bis zum Trinitatisfeste, zweiter Theil, die Predigten der Trinitatissonntage und der kleinern Festtage enthaltend. Sondershausen, Druck und Verlag von F. A. Eupel. 1838. 2 Thlr.

Der Verf. dieser 85 Predigten rechtfertigt zunächst die Herausgabe derselben Theils mit dem Wunsche, aus dem Munde der öffentlichen Kritik zu erfahren, in wiefern seine Vorträge nach Inhalte und Form den Anforderungen entsprechen, welche gerechter Weise an dergleichen Geistesproducte gestellt werden müssen, Theils durch den Umstand, daß die epistolischen Texte verhältnißmäßig immer noch wenig homiletisch behandelt worden seien, obschon gerade ihr rechtes Verständniß bei Weitem mehr Schwierigkeiten habe, als das der evangelischen Perikopen, wie er durch die eigene Erfahrung mehrfach überzeugt worden sei. Dann erklärt er sich über den Zusatz „vor einer Landgemeinde gehalten" dahin, daß er behauptet, es liege die Behandlung der sogenannten Episteln über den Gesichtskreis der Landleute keineswegs hinaus, es komme nur darauf an, ihren allerdings nicht ganz leichten Inhalt in populärer Rede recht anschaulich, verständlich und praktisch anwendbar zu machen. Endlich macht er auf die Tendenz seiner Predigten als „christlicher" Vorträge aufmerksam, und sagt in dieser Beziehung, er hoffe, daß die eigenthümliche Färbung, welche das biblische Christenthum und darin besonders und am Ausgeführtesten und Durchdringendsten die paulinischen Briefe dem Verhältnisse des Menschen zu Gotte geben, nirgends werde vermißt werden. Die Lehre von der Sünde und dem Versöhner, von welcher das ganze Gebäude des christlichen Glaubens und seiner Kirche gehoben und getragen werde, müsse überall hindurchschimmern. Ein kopfhängerisches, weltscheues, geisttödtendes Christenthum aber möge er nicht

nicht predigen, wenn schon der edlere Mystiker **auch in unsern** Volksleben immer eine wohlthuende Erscheinung **bleibe**, und auf seine Brüder stets einen heilsamen Einfluß **habe**; **wie** denn in jeder positiven Religion immer etwas **Mystisches vorwalte**, so lange sie in ihrer frischen Kraft bleibe und **ihres eigenthüm**lichen Wesens nicht ganz entkleidet sei. Mit Fleiße **aber** *haben* wir diese Ansichten des Verfs., wie er sie in der **Vorrede** aus gesprochen, hier auszüglich mitgetheilt, indem sie **gewisser***maßen* den Standpunct abgeben, von dem aus seine **Predigten** beurtheilt werden können; und wir wollen sie demnach *zuvörderst* ihrer **Form** nach einer gedrängten Prüfung unterwerfen, indem diese zwar nicht die Hauptsache, aber doch namentlich an Kunstwerken, was Predigten doch gewiß auch *seyn sollen*, nicht gleichgiltig ist; dann ihren **Inhalt** und die *in ihnen* herrschende Richtung hauptsächlich mit Bezugnahme *auf* die oben bezeichnete Meinung von dem dem Christenthume eigenthümlichen Wesen betrachten; und endlich ihre **Angemessenheit** zu dem Zuhörerkreise erwägen, vor welchem sie gehalten worden sind. Daß wir dabei mit unparteiischer Rücksichtslosigkeit verfahren, ist an sich unsere Pflicht und dem Wunsche des Verfs. selbst gemäß; und wenn wir uns mehr auf ein übersichtliches Urtheil beschränken, ohne weitläufig überall in das Einzelne einzugehen, so mag dieß seine Entschuldigung in dem Umstande finden, daß 85 Predigten in der That eine zu große Menge sind, als daß man die Richtigkeit des über sie Gesagten an jeder besonders nachweisen könnte.

Anlangend also zunächst die **Form**, in welcher uns dieselben entgegentreten, so schließen sie sich nach Thema und Disposition fast ohne Ausnahme an den Text an; und unstreitig ist dieß eben so lobenswerth an sich, als es nicht immer leicht und bequem ist. Denn eben deßhalb auch werden ja den kirchlichen Vorträgen biblische Stellen zu Grunde gelegt, weil der christliche Redner stets an Gottes Wort sich binden und von

die-

diesem sich leiten und bestimmen lassen soll; und es reicht darum nicht hin, daß der Hauptsatz einer Predigt aus dem Texte genommen und entwickelt werde, sondern es müssen auch die einzelnen Theile, in die derselbe den natürlichen Denkgesetzen gemäß zerfällt, so Viel wie möglich der untergelegten Bibelstelle auf eine Weise sich anschließen, daß sie überall als die Norm und Richtschnur ungezwungen hervortritt. Und so würde das Streben des Verfs., textgemäß zu predigen, gewiß allen Beifall verdienen, wenn es nur immer von einem zu billigenden Erfolge begleitet gewesen wäre. Aber nur allzu oft hat er sich dadurch zur Aufstellung von Thema's verleiten lassen, deren Fassung nicht gut geheißen werden kann, und zu einer Dispositionsweise, die selbst vor einer billigen Kritik nicht wohl bestehen dürfte. Folgende Beispiele möge er selbst beherzigen, um sich zu überzeugen, daß wir ihm nicht Unrecht thun. Am 2ten Adventſ. über Röm. 15, 4—13. „Die Lehre der Schrift macht unsere Hoffnung gewiß; denn sie zeigt uns 1. welche Hoffnung wir haben, und 2. worauf wir sie gründen sollen." Hier hätte zunächst in der Einleitung gezeigt werden sollen, von welcher Hoffnung die Rede sei. Allein diese handelt von der Messiashoffnung des jüdischen Volkes, und dem ersten Theile zu Folge, der eigentlich gar nicht zum Thema gehört, soll doch die Hoffnung, daß wir endlich Alle in Christo Jesu einerlei gesinnet seyn werden, verstanden werden. Der zweite Theil aber sagt am Ende Nichts weiter, als das Thema selbst, oder er versteht sich von selbst, indem der Christ als solcher eben seine Hoffnung auf die Schrift zu gründen hat. Am Neujahrst. über Gal. 3, 23—29. „Das neue Jahr, ein Jahr der Verheißung, 1. daß die Zucht des Gesetzes aufhört im Glauben an Christum, 2. daß wir Gottes Kinder werden im Glauben an Christum, 3. daß wir Christum anziehen im Glauben an Christum, und 4. daß wir eine Gemeinde Christi werden im Glauben an Christum." Auch dieses Thema ist falsch ausgedrückt, und

und mußte in Beziehung auf die Theile wenigstens anders gestellt werden, indem wir weder in der Schrift, noch sonst wo lesen, daß das Jahr 1837 oder 1838 ein solches Jahr habe werden sollen. Die einzelnen Theile aber, die keinen andern Grund als die Worte des Textes haben, fallen deßhalb unter sich zusammen, weil sie sich gegenseitig bedingen. Am Sonnt. Miser. Dom. über 1 Petr. 2, 21—25. „Wenn können wir uns im Leiden für Nachfolger Christi halten? 1. wenn unser Leiden nicht verschuldet ist, 2. wenn uns das Leiden nicht zur Sünde verführt, 3. wenn es dem Sünder zur Gerechtigkeit verhilft, 4. wenn es den Irrenden zur Wahrheit leitet." Aus den beiden letzten Theilen, die eigentlich unter sich zusammenfallen, weil ein Sünder eben auch ein Irrender ist, könnte Jemand, der von Christo Nichts wüßte, leicht folgern, als sei derselbe auch ein Irrender und Sünder gewesen, und erst durch seine Leiden zur Wahrheit und Gerechtigkeit geführt worden. Auch fehlt die Nachfolge in der Geduld und Standhaftigkeit, womit Jesus seine Leiden getragen hat. Bei dem Thema der Pred. am Sonnt. Jubil. über 1 Petr. 2, 11—17. „Der Christ soll einen guten Wandel führen vor den Augen der Welt" hätte die Frage — warum? — und — weßhalb namentlich vor den Augen der Welt? — den Theilungsgrund abgeben müssen. Statt dessen zeigt der Verf., 1. worin dieser Wandel bestehe, und 2. wie wir ihn gewinnen, ohne selbst den Text als Entschuldigung für sich anführen zu können. Am 3ten Trinitatissonnt. über 1 Petr. 5, 6—11. „Die rechte Demüthigung unter die gewaltige Hand Gottes." 1. Sie sorgt nicht um Das, was Gottes Sorge ist, 2. sie ist dabei nüchtern und wacht, 3. sie widerstehet vest im Glauben, und 4. sie hoffet auf die Gnade Gottes. Zu dieser ganz verkehrten Eintheilung hat abermals nur der Text Veranlassung geben können, denn bloß der vierte Theil enthält allenfalls ein Merkmal jener Demüthigung. Am 19ten Trinitatisf. über Ephes. 4, 22—28.

„Was

„Was sollen wir thun, daß wir den neuen Menschen anziehen, der nach Gott geschaffen ist?“ 1. Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit, 2. zürnet und sündiget nicht, 3. gebet nicht Raum dem Lästerer, 4. achtet und fördert das Eigenthum. Diese vier Dinge mögen allerdings auch mit erforderlich seyn, wenn Jemand ein neuer Mensch werden will; aber daß außer ihnen noch viele andere dazu gehören, leuchtet von selbst ein, und hätten sie alle namhaft gemacht werden sollen, so hätte aus dieser Predigt leicht ein ganzes Werk über die christliche Sittenlehre werden können. Auch begreift der dritte Theil die übrigen unter sich, weil eben durch Lügen, Zürnen, Sündigen u. s. w. dem Lästerer Raum, d. h. Gelegenheit zum Lästern gegeben wird. Am 26sten Trinitſ. über 2 Petr. 3, 3—13. „Wie wir über die zögernde Zukunft des Herrn zu denken haben.“ 1. Er verzieht nicht, und kann die Spötter allezeit treffen; 2. er verzieht nicht und läßt uns Allen Zeit zur Buße; 3. er verzieht nicht und mag uns nicht unvorbereitet finden zur Herrlichkeit. Wenn aber der Herr nicht verzieht, wie kann dennoch von der zögernden Zukunft desselben die Rede seyn; und wenn er nicht verzieht, wie läßt er uns doch Zeit zur Buße? Man sieht aus diesen Beispielen, die wir aus einer Menge ähnlicher nur eben herausgegriffen haben, wie es der Verf. mit der Anordnung seiner Vorträge nicht eben genau genommen hat; und wenn auch das oft Verkehrte derselben dem ungebildeten Zuhörer entgehen mochte, vor dem Richterstuhle der Kritik kann es nicht bestehen. So lobenswerth daher auch sein Streben im Allgemeinen ist, sich enge an die zu Grunde liegenden Bibelstellen anzuschließen, und so gern wir ihm auch zugestehen, daß er es hin und wieder mit recht glücklichem Erfolge gethan hat, so darf es doch nicht so weit gehen, daß es entweder zur Aufstellung von Hauptsätzen verleitet, die um ihres Umfangs willen in einer Predigt unmöglich erschöpft werden können, oder zu Dispositionen, welche den Gesetzen der

Logik zuwiderlaufen. — Rechnen wir ferner zu der Form einer Predigt die Sprache nach ihren verschiedenen Beziehungen, in welcher sie sich bewegt, so entbehrt die Diction des Verfs. zwar nicht der nöthigen Klarheit, vorausgesetzt, daß er sich selbst klar ist, was freilich nicht überall der Fall zu seyn scheint; oder der Würde, welche Ort und Sache erfordern; oder der Bildung, welche von dem Geistlichen zu erwarten steht. Deßhalb aber möchten wir doch nicht behaupten, daß sie durchaus angemessen, und dem Zwecke überall dienlich sei, der dem kirchlichen Redner vorschweben muß. Denn abgesehen davon, daß sie, wo es sich um gewisse Begriffe handelt, auf die wir weiter unten zurückkommen werden, ziemlich dunkel und unverständlich ist, so ist auch ihr Verlauf in der Regel zu ruhig und einförmig, ohne die nöthige Kraft, ohne die gehörige Bewegung; und es ist uns vorgekommen, als begnüge sich der Vf. damit, seinen Zuhörern das Verständniß des Textes zu öffnen und die eigene Ueberzeugung auf sie überzutragen. Aber der Geistliche soll nicht bloß beweisen und die Zustimmung des Verstandes für sich gewinnen; er soll auch rühren und ergreifen, erheben und begeistern, und nicht vergessen, wie sehr auch das religiöse Gefühl den Willen zu leiten und zu bestimmen vermag. Darum rede er einfach und ruhig, gemessen und klar, wo es sich um Erklärungen und Beweise handelt; aber je nachdem es die Mannigfaltigkeit seines Gegenstandes mit sich bringt, muß auch sein Ton bewegt, seine Sprache gehoben, seine Darstellung kräftig und eindringlich werden, und er darf es nicht versäumen, zu den Mitteln zu greifen, welche die Redekunst an die Hand gibt, um seinem Vortrage denjenigen Reiz und Schmuck zu geben, dessen Wirksamkeit in der Natur des Menschen als eines geistig-sinnlichen Wesens gegründet ist. Es sei fern von uns, der hochtrabenden, pomphaften, bildernden, affectirten, in allerlei Tiraden sich gestaltenden Manier das Wort zu reden, an der bloß die unverständige Menge sich ergötzen kann,

kann, die aber eben so unwürdig, als zwecklos ist. Eine Rede jedoch, die ohne alle Berücksichtigung des Gegenstandes, den sie behandelt, in steter Gleichförmigkeit sich hält, wird den Zuhörer immer kalt lassen, wie gut sie auch sonst vielleicht gearbeitet ist; und die fast durchgängige Gleichgiltigkeit, mit welcher wir die Predigten des Verfs. gelesen haben, spricht nicht gerade für ihren äußern Werth, wenn sie auch ein lebendiger Vortrag mehr gehoben und ansprechender gemacht haben sollte. Mitunter zwar wird er wärmer, als gewöhnlich, und es fehlt nicht an einzelnen Stellen, welche in dieser Beziehung als gelungen bezeichnet werden können. Aber sie gehören nur zu den Ausnahmen; und wie eine strengere und geordnetere Disposition, so wäre diesen Vorträgen auch eine bewegtere und anziehendere Darstellung zu wünschen, wenn sie hinsichtlich ihrer Form den Forderungen entsprechen sollten, die auch in dieser Beziehung an homiletische Arbeiten gemacht werden müssen.

Wenden wir uns hierauf zu dem Inhalte derselben, wie er der unbefangenen Prüfung sich darstellt, so werden wir dabei zunächst und hauptsächlich die in ihnen herrschende Tendenz, oder die religiöse Richtung, die sie verfolgen, zu berücksichtigen haben, indem sich daran leicht von selbst knüpft, was sich außer dem oben Erwähnten über ihren innern Werth und über ihre Zweckmäßigkeit sagen läßt. Offenbar aber gehört der Verf. zwar nicht zu den kopfhängerischen Frömmlern oder zu den spielenden Mystikern unserer Tage; doch steht er eben so unverkennbar auf der Seite Derer, welche das Gebäude ihrer religiösen Ueberzeugung nicht allein auf den Buchstaben der Schrift, sondern auch auf alle die Lehren und Meinungen stützen, welche die Kirche im Laufe der Zeit aus meist mißverstandenen Stellen der Bibel zum großen Nachtheile des wahren Christenthums gezogen und gefolgert hat; und so wenig er auch, was wir ihm zum Lobe rechnen, in seinen Vorträgen polemisirt, oder, wie es so häufig geschieht, Andersdenkende verdäch-

tigt,

tigt, so verräth er doch überall die vorurtheilsvolle Befangenheit, zu welcher der blinde Buchstaben- und Symbolenglaube nothwendig führen muß. Davon zeugt zuvörderst seine Christologie. Denn unbezweifelte Wahrheit ist ihm alles das Wunderbare, welches von der Person und Würde, von den Thaten und Schicksalen Jesu, so wie von dessen fortdauernder Wirksamkeit und seiner einstigen Wiederkunft in den neutestamentlichen Schriften erzählt wird, und er gründet darauf alle die Behauptungen, die wir dem sachverständigen Leser nicht näher zu bezeichnen, oder hier besonders zu widerlegen brauchen, weil ihre innere Gehaltlosigkeit dem unbefangenen Blicke leicht von selbst sich darstellt. Eben so steht ihm ohne Widerrede vest die auf das bekannte Pfingstereigniß sich gründende Inspiration der Apostel, die des heiligen Geistes voll und eben deßwegen unfähig zu irren einen Glauben verdienen sollen, der ohne alles weitere Prüfen und Fragen an ihre Aussprüche unbedingt sich halten muß. Und in gleicher Weise lehrt er nach dem Vorgange des Tertullian, Augustin, Anselm u. s. w. und ohne alle Rücksichtnahme auf die Ergebnisse der exegetischen Forschungen der neuern und neuesten Zeit, die Erbsünde, die Erlösung und Versöhnung, die active und passive Genugthuung, und namentlich die Gerechtigkeit des Glaubens ganz in dem lutherischen Sinne des Wortes, und beweist entweder die eingebildete Richtigkeit und Schriftmäßigkeit aller dieser Lehren mit den gewöhnlichen, d. h. nichtigen Gründen, oder er stellt sie ohne Weiteres unerwiesen hin, und zieht Folgerungen daraus, die eben so gehaltlos sind, als die Meinungen, auf die sie sich gründen. Es kann, wie gesagt, um so weniger unsere Absicht seyn, ihn eines Besseren belehren zu wollen, je weniger wir uns einen guten Erfolg davon versprechen, so wie es uns auch zu weit führen würde, wenn wir auf alle die oft seltsamen Aeußerungen aufmerksam machen wollten, welche in jenem Buchstabenglauben ihre Quelle haben. Einiges jedoch möchten wir

wie-

wiederum dem Verf. selbst aus seinen eigenen Predigten zu bedenken geben, wäre es auch nur, um ihm zu zeigen, daß wir sie mit der nöthigen Aufmerksamkeit und Sorgfalt durchgelesen haben. Im 3ten Th. der 1sten Pr. steht, der Name Jesu sei die rechte Waffe gegen alle Versuchung von Innen und Außen, und wer sich gewöhne, Alles nur in diesem Namen anzufangen und zu vollenden, der trage das Schwert des Geistes in seiner Hand, und die Sünde werde ihm nicht nahen, wenn der Name ihn schütze, der über alle Namen ist u. s. w. Diese Worte schmecken ganz nach dem alten Aberglauben, dem zu Folge der Teufel, von dem der Verf. jede Versuchung ausgehen läßt, durch den Namen Jesu verscheucht werden konnte. Wollte er aber sie nicht so verstanden wissen, so mußte er sich deutlicher erklären, was er freilich nicht gethan hat. Nach S. 29. des 1sten Bds. soll der Christ seine Arbeit von dem Segen Jesu begleitet wissen. Diese Meinung wird nicht nur durch keinen Bibelspruch bestätigt, sondern sie ist sogar den eigenen Aussprüchen der Schrift und Jesu selbst zuwider. Dasselbe gilt von einer Behauptung, welche in der Pr. am 1sten Weihnachtst. sich findet, daß nämlich Jesus schützen und helfen könne in jeder Noth des Leibes und der Seele. Wenn und wo hat er jemals eine solche Hilfe verheißen? In derselben Pr. heißt es S. 48. „Der Rath und die himmlische Weisheit Christi gehe dahin, daß wir durch tägliche Reue und Buße der Sünde absterben, und das Kleid der Gerechtigkeit anziehen, die vor Gotte gilt." Auch davon lesen wir in allen vier Evangelien Nichts. In der Pr. am S. Jud. „Die Herrlichkeit unseres Hohenpriesters" sagt der Verf. im 2ten Th. „Das heilige Leben, wie es der Herr auf Erden geführt hat, konnte nicht aus rein menschlicher Weise hervorgegangen und aus den Keimen irdischer Kräfte erwachsen seyn. Der Herr selbst hatte ihn gesalbt mit dem heiligen Geiste. In seinem Blute (sic) lebte das Leben und die Kraft des ewigen Geistes. Darum

konnte ihm auch der Himmel aufgethan und der Eingang zur Rechten des Vaters geöffnet seyn." Welche seltsame Folgerungen; und wie kann von uns gefordert werden, daß wir dem Vorbilde Jesu nachstreben sollen, wenn sein heiliges Leben sich nicht auf rein menschliche, also auf übernatürliche Weise entwickelt hat? Und wenn es wahr ist, was im 3ten Th. steht, daß das Opfer Jesu keiner Wiederholung bedurfte, weil sein Blut und Tod die Gnade des Vaters für immer uns erworben und sein Wohlgefallen für immer uns zugewendet habe, was bedarf es dann, da dieß ohne alle Einschränkung behauptet wird, noch der Mühe der Besserung und des oft so beschwerlichen Tugendstrebens? Oder soll die Nothwendigkeit dieses Strebens vielleicht in folgenden Worten S. 226. liegen: Von dem Verderben der Sünde befreit uns das Blut Christi. Denke dir, daß auch nur ein Tropfen dieses heiligen Blutes um deinetwillen vergossen sei, so muß dich das wohl aus dem schwersten Sündenschlafe aufwecken. Wie sollte dich nicht die Erinnerung an den blutigen Tod deines Erlösers, der auch um deinetwillen gelitten hat, in heftige Unruhe bringen, bis du dich an ihn angeschlossen und das Kleid seiner Gerechtigkeit ergriffen hast? Nicht weniger verkehrt ist der auch von dem Verf. festgehaltene Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium, nach welchem jenem die bessernde und heiligende Kraft abgesprochen und nun diesem beigelegt wird. Denn wenn S. 339. gesagt wird: Die alten Sünden und Laster wollten auch unter den Christen nicht weichen, oder wenn sie auch ein Mal überwunden schienen, so kehrten sie bald wieder und lehnten sich trotzig auf wider den Herrn und seinen Gesalbten. Die tiefsten und reinsten Lehren des Christenthums wurden von Vielen in gar fleischlichem Sinne gedeutet und zu irdischem Dienste der Sünde, die Freiheit zu einem Deckel der Bosheit gemißbraucht — (und wenn dieß leider zu allen Zeiten geschehen ist und noch heute immer geschieht) — wo blieb und bleibt denn jene Kraft des

Evan-

Evangeliums und der Unterschied zwischen diesem und dem Gesetze? Wir erkennen selbst einen solchen Unterschied, nur aber nicht den bekannten; denn dieser beruht auf leeren Voraussetzungen. Ueberhaupt zeugt die ganze Pred. am S. Rogate von der Befangenheit des Verfs. auch in dieser Beziehung. In der ersten Pfingstpr. wird das scheinbar Wunderhafte in jenem Ereignisse vestgehalten und daraus, z. B. aus dem schnellen Brausen des Windes, aus den feurigen Flammen und aus dem geistlichen Reden mit andern Zungen manches Lehrreiche und Erbauliche abgeleitet. Uns aber hat es immer geschienen, daß aus übernatürlichen Erscheinungen niemals sittliche Folgerungen gezogen werden können, schon darum nicht, weil es nicht Jedermanns Sache ist, an dergleichen Erscheinungen zu glauben. Gesetzt, was doch auch möglich seyn könnte, es wäre mit ihnen ganz natürlich zugegangen, oder ihre Annahme beruhe auf irgend einer Täuschung oder auf einer frommen Sage, wie steht es dann um die daraus gezogenen Lehren und Ermunterungen? In der Pr. am 10ten Trinitf. behauptet der Verf., nur innerhalb der christlichen Kirche wären die Wirkungen des heil. Geistes zu finden. Da nun aber diese Wirkungen bekanntlich die Erleuchtung und Heiligung des Menschen sind, so würde aus jener Behauptung, wäre sie wahr, nothwendig folgen, daß es außerhalb der christlichen Kirche nie und nirgends weise und fromme Menschen gäbe und gegeben habe. Wäre das aber nicht ein eben so thörigter Particularismus, wie ihn die Juden hegten? Oder soll vielleicht, wie aus der vorhin erwähnten Pfingstpr. hervorzugehen scheint, an übernatürliche, die eigene Thätigkeit des Menschen ausschließende Wirkungen gedacht werden? Ueber die sogenannte Gerechtigkeit des Glaubens äußert sich der Verf. im 2ten Th. der Pr. am 11ten Trinitf. ungefähr auf folgende Weise: Das ist nun freilich wohl eine andere Gerechtigkeit, als welche die Menschen gewöhnlich suchen in dem Ruhme ihrer eigenen Werke. Auf den eigenen Wegen

können wir nun da wohl nicht einhergehen und auf das eigene Verdienst nicht bauen. Wollten wir nun keine Gerechtigkeit anerkennen, als die eigene Tugend des Menschen, und glaubten wir kein Gnadengeschenk annehmen zu dürfen, auch aus der Hand unseres Gottes nicht, dann allerdings hätten wir uns des Evangeliums von Christo zu schämen, wenn es behauptet: aus Gnaden seid ihr selig worden. Wolltet ihr denn aber wohl einen so armen und beschränkten Gott haben, der da nicht Macht hätte zu thun, wie er will, mit dem Seinen? der da Nichts geben und austheilen dürfte nach freier Meinung, der da nicht ein Herr wäre seiner eigenen Güter, sondern ein bloßer Zahlmeister (wie unwürdig!), euch abzulohnen einen Jeden nach strengem Verdienste? Darum wollen wir uns freuen und den Herrn loben, daß er uns eine Gerechtigkeit gegeben hat, die vor Gotte gilt. Diese kommt aber also, daß in ihm ein neues heiliges Leben in unser innerstes Herz hinein gepflanzt wird durch seinen Geist. Haben wir nämlich ein Mal ihm tief in sein heiliges Auge geschaut und seine göttliche Gestalt wahrhaft erkannt, dann mögen wir auch nicht das Auge wieder wegwenden, sondern nur immer tiefer hineinblicken in diese Herrlichkeit und Seligkeit des Lebens u. s. w. Wer mag in diesen, alle natürliche Ordnung umkehrenden, die Gnade Gottes in reine Willkür umwandelnden, mystisch-unverständlichen Worten klug werden? Ein ähnliches, grundloses und oberflächliches Geschwätz zieht sich fast durch die ganze Pred. am 13ten Trinitatiss. „Was dem Gesetze unmöglich war, das that Gott und sandte seinen Sohn." Da soll das Gesetz weiter keine Frucht bringen, als daß es das Bewußtseyn der Sünde in uns weckt, und den Sünder nur noch mehr von Gotte entfernt. Da wird eine Menge hergesagt, was die Christen im Glauben an Christum und im Geiste Christi Großes und Herrliches vollbringen. Da sind Mittels einer wahrhaft zauberähnlichen Umwandlung durch Christum und namentlich durch sein

Ster-

Sterben und Auferstehen plötzlich Wahn und Sünde aus der Welt verschwunden; und die Gemeinde des Verfs. muß sich nothwendig für vollkommen halten, wenn das Alles wahr ist, was von dem intellectualen und sittlichen Zustande der Gläubigen behauptet wird. Angenommen aber, daß auch das Gesetz von Gotte stammt, hätte dann nicht Gott, indem es die Menschen nur noch mehr von ihm entfernt, damit etwas höchst Verderbliches gegeben? Und wenn durch Christum das Reich des Irrthums und der Sünde mit einem Male ein Ende genommen hat, wie erklärt sich dann das leider nur allzu oft noch Vorhandenseyn derselben? Oder gibt es vielleicht nur eine gewisse Anzahl besonders Auserwählter, die im Zustande des Erwecktseyns und der Gnade gar nicht mehr sündigen können? Verstehen wir den Verf. falsch und thun ihm Unrecht, so ist er selbst daran Schuld; denn so oft er in seinen Predigten dergleichen Gegenstände zur Sprache bringt, ist seine Rede stets allgemein, ohne allen Beweis behauptend und entbehrt durchaus der nöthigen Klarheit und Bestimmtheit. Im 2ten Th. der Pr. am 21sten Trinitf. steht eine falsche Worterklärung. Es wird nämlich der Ausdruck „Krebs der Gerechtigkeit“ so erläutert: Wie die weichen, verletzbaren Theile des Krebses zum Schutze mit harten Schalen umgeben sind, so soll uns überall die Gerechtigkeit umgeben und schützen. Hätte aber der Verf., wie er dieß doch selbst in der Vorrede verlangt, den Grundtext eingesehen, so würde er gefunden haben, daß dort „θωραξ της δικαιοσυνης“ steht, und daß, da θωραξ bekanntlich zunächst pectus und dann bildlich lorica bedeutet, das Bild also der Schutzbewaffnung der Soldaten entnommen, von dem eigentlichen Krebse aber und von dessen Schalen gar nicht die Rede ist. Auch lehrt dieß der ganze Zusammenhang der betreffenden Stelle. In derselben Pred. heißt es im 4ten Th.: Die Sünde und deren Schuld und Strafbarkeit, die von den ersten Menschen auf uns fortgeerbt wird, leugnet die Weis-

heit

heit der Welt hinweg als wunderliche Gedanken einer finstern Vorzeit. Aber welcher vernünftige Mensch thut das, wenn er auch die Erbsünde als einen solchen Gedanken bezeichnen muß? Und weiter unten: Warum es dem lebendigen Gotte gefallen habe, eben in dem schmachvollen Tode des Sohnes das Wort von der Versöhnung aufzurichten, das wissen wir nicht; aber daß aus dem Glauben daran die Versöhnung wahrhaftig komme und dem Gläubigen eine Stimme vom Throne Gottes zurufe: sei getrost, mein Sohn, dir sind deine Sünden vergeben —, das fühlen wir als eine heilige unverletzbare Wahrheit in dem Heiligthume unserer Seele. So meint also der Vf. den deutlichsten Aussprüchen der Schrift selbst zuwider, schon um des Kreuzestodes Christi willen sei die Sünde ohne Weiteres vergeben, und nennt diesen Wahn eine heilige Wahrheit? Und im 5ten Th.: Ist irgend Etwas, daran der Hohn und Spott sich gern vergreift, so ist's die Lehre von der Zukunft des Herrn. Gelänge es den Feinden des Kreuzes Christi, uns diese große Hoffnung zu vernichten, so wäre die Ordnung des Heils auf das Haupt geschlagen und an ihrem edelsten Theile verwundet und müßte versiechen zum Tode. So beruht also, um das verkehrte Bild des Verfs. vestzuhalten, das Leben der Heilsordnung auf einer Vorstellung, die offenbar den Träumen der ersten christlichen Zeit angehört? Doch wir würden sobald noch nicht fertig werden, wollten wir alles das Irrige namhaft machen, zu dem der Vf. durch seine Buchstäbelei und seine blinde Orthodoxie verleitet worden ist. Auch werden die angeführten Beispiele wohl hinreichen, unseren Lesern einen deutlichen Begriff von dem Inhalte seiner Predigten und der Tendenz derselben zu geben. Sie sind ein abermaliger Beweis dafür, welche absurde Thorheiten die heil. Schrift sich muß aufbürden lassen, wenn das Vorurtheil und die Befangenheit sie interpretiren, und wie sehr sie an ihrer Ehrwürdigkeit verlieren muß, wenn bei ihrer Erklärung jedes Gesetz einer gesunden Exegese verleugnet

und

und das Zeitliche, Oertliche und Individuale mit dem allgemein Giltigen und Wahren zusammengeworfen wird. Deßwegen brechen wir hier um so mehr davon ab, je mehr dieß Alles längst anerkannt und ausgemacht ist, und wenden uns schließlich zu der beschränkenden Bezeichnung des Titels dieser Predigten „vor einer Landgemeinde gehalten," um auch in dieser Beziehung noch einige Bemerkungen über sie zu machen.

Zunächst finden wir es hier Etwas sonderbar, daß durch sie gleichsam der factische Beweis geliefert werden soll, wie auch über epistolische Texte vor Landgemeinden gepredigt werden könne; als ob noch Jemand der Meinung gewesen wäre, daß dieß nicht möglich sei. Denn wenn auch ihre Erklärung zum Theil größeren Schwierigkeiten unterliegt, als die der evangelischen Perikopen, so soll ja doch der Geistliche als solcher so viel exegetische Kenntniß und hermeneutischen Tact besitzen, daß er die Schrift nicht bloß in gelehrter, sondern auch in populärer Weise zu erklären versteht; und daß zugleich die Schriften der Apostel reichhaltig und inhaltsvoll genug sind, um ihnen den mannigfaltigsten Stoff entnehmen zu können, der für eine praktische und erbauliche Behandlung sich eignet, bedarf hier um so weniger eines Beweises, da ihn der Verf. selbst mehrfach geliefert hat. Er hatte also nicht nöthig, sich deßhalb zu entschuldigen, und es verdient vielmehr sein Unternehmen an sich allen Beifall, da, je mehr die Predigttexte alle Theile der Schrift umfassen, auch die christlichen Gemeinden mit dieser in größerem Umfange bekannt und vertraut werden. Eine andere Frage ist's jedoch, ob ihnen auch das rechte Verständniß der Bibel geöffnet werde, oder ob man ihnen eine solche Erklärung derselben gibt, wodurch Wahn und Vorurtheil, Statt mehr und mehr hinweggeräumt, nur noch mehr begründet und bevestigt werden; und das Letztere leider, dünkt uns, hat der Verf. gethan, wie schon aus den vorhin genannten Beispielen deutlich hervorgeht. Zwar sind auch wir der Meinung, daß die Wahrheit

heit nicht gerade auf dem Dache gepredigt, oder dem noch blöden Auge sogleich das volle Licht gegeben werden darf. Aber ein Anfang muß doch damit gemacht und mit verständiger Umsicht mehr und mehr vorwärts gegangen werden; und es wäre doch wohl endlich an der Zeit, daß die alt-dogmatisch-kirchlichen Begriffe der Trinität, der Erbsünde, der durch Christi blutigen Opfertod geschehenen Genugthuung und Versöhnung, der Gerechtigkeit des Glaubens an das Verdienst desselben ꝛc., welche die exegetischen und sonstigen Forschungen unserer Zeit längst als gleich schrift- und vernunftwidrig dargethan haben, auch aus dem öffentlichen Religionsunterrichte entfernt werden. Oder soll der Laie mit Fleiß' auf der religiösen Bildungsstufe seiner Väter erhalten werden und nie erfahren, daß die gedachten Lehren in ihrer gewöhnlichen Fassung entweder rein antibiblisch, oder als zeitgemäße Vorstellungen zu betrachten sind, welche zwar einst nöthig und unvermeidlich waren, nun aber ihre Geltung und Bedeutung um so mehr verloren haben, je mehr sie entweder aller praktischen Tendenz entbehren, oder wohl selbst sittlich gefährlich sind? Das Licht des wahren Christenthums gehört allen Bekennern desselben; und es scheint uns, als habe gerade der an Landgemeinden angestellte Geistliche eine doppelte Pflicht auf sich, es diesen nicht vorzuenthalten, Theils weil eben sie am Meisten noch gewohnt sind, dem Worte ihres Seelsorgers unbedingt zu trauen, Theils weil gerade der Ungebildete, wenn ihm sonst woher ein Zweifel an dem bisher Geglaubten kommt, gar gern diesen Zweifel auf alle Gegenstände der Religion auszudehnen, und das Kind mit dem Bade auszuschütten pflegt. Daß also auch über die epistolischen Perikopen vor Landgemeinden gepredigt werden könne und müsse, unterliegt keinem Bedenken; aber in der Weise des Verfs. darf es unseres Bedünkens nicht geschehen. Denn weit entfernt, daß durch diese die christliche Wahrheit gefördert wird, so kann sie nur alle Irrthümer repristiniren und erhalten. Und eben

so

so wenig scheint uns die Diction des Verfs. dem Fassungsvermögen einer Landgemeinde namentlich dann angemessen zu seyn, wo es sich um die mehrfach erwähnten Gegenstände handelt. Sonst wohl redet er deutlich und verständlich, und es ist nicht schwer, ihm zu folgen; ja wir haben oben schon erwähnt, daß seine Sprache oft gehobener seyn sollte. Aber sobald er auf diese Gegenstände kommt, verliert er sich meist im Allgemeinen und Abstracten, behauptet, ohne zu beweisen, beweist mit Gründen, die selbst erst einer Begründung bedürfen, und seine Worte, so erhaben sie klingen, sind so dunkel und unbestimmt, daß wir selbst gar oft nicht mit ihnen in's Klare gekommen sind, obgleich wir uns eine Etwas über das Gemeine hinausgehende Kenntniß geistlicher Dinge zutrauen dürfen. Um so mehr ist es also erlaubt, zu zweifeln, ob sich die Gemeinde des Verfs. etwas Deutliches und Bestimmtes dabei habe denken können; und ob das Unverständliche von praktischem Nutzen seyn möchte, darüber mag der Verf. selbst urtheilen. Oder gehört er vielleicht mit seinen Pflegebefohlenen zu den besonders Erleuchteten, die einer religiösen Einsicht gewürdigt worden sind, welche andern ehrlichen Leuten versagt ist? Wir wenigstens müssen ihm den bezeichneten Umstand zum Vorwurfe machen; und so endlich auch den, daß er nur selten in das Einzelne eingegangen ist, und in der Regel versäumt hat, der Richtigkeit Dessen, was er sagt, an besonderen Beispielen der innern und äußern Erfahrung anschaulich und eindringlich zu machen. Wir können auch hier, wie vorhin, auf namentliche Belege dieses Fehlers uns nicht einlassen, aus Furcht, noch weitläufiger zu werden, als wir gegen unsern Willen schon geworden sind. Aber wenn wir nur selten ein recht speciales Bezugnehmen auf das Leben und die mannigfachen Erscheinungen desselben in seinen Predigten gefunden haben, so ist dieß gewiß um so tadelnswerther, da hauptsächlich auch der gemeine Mann, wie uns dieß die eigene Erfahrung gelehrt hat, stets auf sich selbst zu-

rück-

rückgewiesen werden und in Dem, was man ihm vorträgt, sein eigenes Bild erkennen muß, wenn es ihm wahrhaft praktisch und erbaulich werden soll. Daß dazu eine reife Kenntniß des menschlichen Herzens und Lebens gehört, versteht sich von selbst, und eben so, daß es nicht ohne gehörige Umsicht und Lehrweisheit geschehen darf. Daß es aber geschehen muß, bedarf eben so wenig eines ausführlichern Erweises; und wir sind überzeugt, daß uns die Predigten des Verfs., ihrer sonstigen Mängel ungeachtet, doch bei Weitem mehr würden angesprochen haben, wenn er den einzelnen Partieen derselben einen specialeren Charakter zu geben gewußt hätte. Und so haben wir ihm denn unser Urtheil über den Werth seiner Arbeiten freimüthig zu Tage gelegt, und damit unserer Pflicht Genüge geleistet. Sollte er damit aus dem einen oder dem andern Grunde so oder anders nicht zufrieden seyn, oder keinen Gebrauch von unseren Bemerkungen machen zu können glauben, so möge er sich wenigstens überzeugt halten, daß es uns einzig nur um die Sache zu thun gewesen ist.

Predigten in der Hof- und Stadtkirche zu Weimar über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien gehalten von Dr. Johann Friedrich Röhr. — Zweiter Band. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. — Neustadt a. d. Orla und Schleiz, bei Wagner. 1839. VI u. 434 SS. 1 Thlr. 12 Gr.

Was von dem ersten Bande dieser in zweiter Auflage erscheinenden Predigten galt (Krit. Pred. Biblioth. Bd. XVII. Hft. 6. S. 1080.), gilt auch vom vorliegenden zweiten. Die

Die darin enthaltenen Vorträge sind „nur in der Diction, nicht aber in ihrem wesentlichen Inhalte verbessert worden,“ und halten sich demnach auch in ihrer jetzigen Gestalt von „dem zerrbildnerischen Unwesen“ fern, „womit in Hinsicht auf Stoff und Sprache die neueste Homiletik sich von einigen Seiten her geltend zu machen sucht.“ Das Ziel, wornach sie streben, ist „Erbaulichkeit im vollen Sinne des Worts oder Angemessenheit der christlichen Rede zu einer nachhaltigen und fruchtbaren Anregung des menschlichen Denk-, Gefühls- und Willensvermögens in dem Gebiete des Religiösen und Sittlichen.“ Deßhalb schließen sie alles einseitige Bestreben aus, entweder nur im kalten Lehrtone dogmatische oder moralische Discurse anzustellen, oder in überreizter Dithyramben-Sprache eine momentane Phantasie- und Gefühlsthätigkeit zu bewirken und sich um die Förderung einer Gesinnung und Leben kräftig durchdringenden Religiosität unbekümmert zu lassen. Vermehrt wurden diese Vorträge durch sechs neue, gehalten am Neujahrsfeste, am Feste Mariä Reinigung, am Feste Mariä Verkündigung, am Johannisfeste, am sechszehnten Sonntage nach Trinitatis und am Reformationsfeste, so daß jetzt die Gesammtzahl derselben acht und zwanzig ausmacht. Die Hauptgedanken der neu hinzugekommenen sind: Die Merkwürdigkeit der Jahre, welche jetzt an uns vorübergehen; die Gewalt der Hoffnung über das menschliche Herz; die Erscheinung, daß die Menschen so schwer an ihr Glück glauben; der Gedanke: es wird ein Mensch zur Welt geboren; Erinnerung an die Rettungen aus Todesgefahr, und das große Verdienst Luthers bei Verdeutschung der heiligen Schrift (im J. 1834). Zum Zeugnisse gegen Diejenigen, welche einer vernunftmäßigen Ansicht des Christenthums auch den Unglimpf zu bereiten suchen, daß sie eine stolze Geringschätzung der heiligen Urkunden desselben mit sich führe, weil sie angeblich von keiner positiven religiösen Grundlage Etwas wissen wolle, diene aus dem praktischen Haupttheile

theile dieses Vortrages nur die eine Stelle, wo es heißt: „Wer die von Luther dargebotene deutsche Bibel mit dünkelhaftem oder irreligiösem Sinne von sich weist; wer für die Sitte unserer frommen Väter, sie als das wichtigste Heiligthum ihres Hauses und als das unentbehrlichste Noth- und Hilfsbuch des Lebens anzusehen, nur ein vornehmes Lächeln hat; wer jede Stunde für verloren achtet, welche er darauf verwenden könnte, sein Inneres an der rührenden Kindlichkeit ihrer Erzählungen, an dem erhabenen Schwunge ihrer Gesänge, und an der schlichten, herzbewältigenden Kraft des Wortes, in welchem unser Herr von göttlichen Dingen spricht, zu erquicken, zu stärken und zu läutern: der leiste auf den Ruhm Verzicht, ein würdiges Glied der Kirche zu seyn, welche die Reinheit, Wirksamkeit und Dauer ihres christlichen Glaubens auf diese deutsche Bibel gründet" (was in dem ersten Theile gezeigt wurde). Dabei wird freilich nicht vergessen zu erinnern, daß der des Weitern empfohlene Gebrauch der Bibel auch ein verständiger und besonnener seyn müsse, indem hinzugesetzt wird: „Läßt sich der Christ bei diesem Gebrauche derselben von der Weisheit leiten, welche die Natur der Sache fordert; vergißt er nicht, daß ihm das göttliche Wort zur Stillung seines Durstes nach fruchtbringender Gotteserkenntniß, nicht aber zur Nahrung seines Hanges zu spitzfindigen und nutzlosen Religionsfragen gegeben sei; daß bei aller Verständlichkeit desselben in wesentlichen Glaubensstücken doch stets viel Dunkelheiten in ihm übrigbleiben, welche kaum die größte menschliche Gelehrsamkeit, geschweige denn die ungeschickte Grübelsucht gewöhnlicher Leser aufzuhellen im Stande ist, und daß es blinder und schädlicher Buchstabendienst seyn würde, auf die Richtigkeit und sinnvolle Bedeutsamkeit jedes einzelnen Wortes zu schwören, in welches Luther nach dem Maße der Erkenntniß seiner Zeit den Sinn der biblischen Offenbarung kleidete: so darf er sich mit Recht die würdige Gesinnung zuschreiben, welche das Verdienst desselben gehörig

hörig achtet und gewinnreich für sich macht." — Den Inhalt der übrigen Vorträge bezeichnet Ref. für Diejenigen, welche die erste Auflage nicht kennen, nur kurz, ohne die Evangelien und Sonntage anzugeben, über welche und an welchen sie gehalten wurden. Ihre Hauptgedanken sind folgende: Das glänzende Elend des Lasters; die Wichtigkeit eines religiösen Sinnes für die Jugend; das Familienleben als eine Erziehungsschule zum Guten; die Quellen getrosten Muthes in bedenklichen Lebenslagen; was die Last der Erziehung von Kindern erleichtere; eine richtige Ansicht des Todes Jesu als die Bedingung seiner rechten Feier; daß nur die kleine Zahl der besseren Menschen die Herrlichkeit des Auferstehungsfestes lebhaft empfinde; tröstliche Gedanken bei'm Hintritte der Unsrigen; Fragen das Gebet betreffend; der Geist, der die Apostel beseelte; das Hören des göttlichen Wortes; die wunderbare Erhaltung der irdischen Geschöpfe durch Gott; das heilige Gefühl der Scham in seinen Verirrungen; das Große der menschlichen Sprache; die Menschenliebe unserer Zeit; Betrachtungen über die unsichtbare Geisterwelt; der Segen der irdischen Noth; das Trachten nach einem guten Scheine bei bösem Thun; der Untergang einst blühender Völker; die sittlichen Gebrechen unserer Zeit; das Licht, das der Menschheit durch Christum aufging; die Erwartungen eines christlichen Volkes von seinen Vertretern. — Daß unter diesen Vorträgen rein dogmatische oder solche, welche die homiletische Erörterung eines christlichen Dogma sich zum ausschließlichen Zwecke setzen, nur in geringer Anzahl vorkommen, liegt auf der Hand. Der Verf. würde sich aber den Namen eines bloßen Moralpredigers von Seiten Derer ernstlichst verbitten, welche keine Predigt für gläubig oder gar für christlich halten, worin nicht die Dogmen ihres meisten Theils ganz unbiblischen Glaubenssystemes von der Erbsünde, der Rechtfertigung durch den Glauben, dem stellvertretenden Tode Jesu ꝛc. ad nauseam usque verhandelt werden. Denn nicht zu rech-

nen,

nen, daß mehrere dieser Vorträge christliche Glaubenssätze in bester Form behandeln, ohne es gerade durch die Fassung ihres Hauptgedankens zu verrathen, z. B. das Verderben der Sünde (in der Predigt: das glänzende Elend des Lasters), das Heilbringende des Todes Jesu (in der Predigt: die richtige Ansicht desselben als Bedingung seiner rechten Feier) u. s. w., so ist auch die Behandlung aller das religiöse und sittliche Leben betreffender Gegenstände, wovon in ihnen die Rede ist, auf die wesentlichen Glaubenslehren des Christenthumes durchaus basirt und nimmt Ton und Farbe nur von ihnen, nicht aber von einer Moralphilosophie an, welche des christlichen Elementes baar und ledig ist. Ueberhaupt liegt in jenem sectirerischen Vorwurfe gegen alle dem dogmatischen Schulsysteme nicht huldigenden Prediger eine Ungehörigkeit, welche sich selbst mit einer nur oberflächlichen Kenntniß der neutestamentlichen Urkunden und der in ihnen hervortretenden ursprünglichen Predigtweise des Evangeliums auf keine Weise vereinigen läßt. Denn wenn uns drei Evangelien Jesum selbst durchgehends als religiösen Moralprediger darstellen, während nur Eins, dessen innere Authentie noch immer einer gründlichen Erörterung und Beweisführung entgegensieht, ihn als dogmatischen Vertheidiger seiner persönlichen Göttlichkeit schildert, und wenn alle Apostel ohne Unterschied ihre zeit- und ortgemäßen Glaubenssätze nie ohne die gehörige moralische Anwendung lassen und den sittlichen Lebensvorschriften, um Wenig zu sagen, eben so viel Raum und Eifer in ihren Briefen widmen, als jenen: so ist doch wohl klar genug, daß es ganz in ihrem Geiste predigen heißt, wenn man überall das Moment des christlichen Glaubens in seiner einflußreichen Wirksamkeit auf die Sittlichkeit des Lebens geltend macht. Das, meint daher der Verf. am Schlusse des Vorworts, sei die Aufgabe, welche „jedem Prediger vom Geiste des Christenthums selbst gesetzt werde."

Erklä-

Erklärung der Sonn- und Festtags-Evangelien und Episteln. Ein Handbuch für Volksschullehrer, Seminaristen und Präparanden, von Dr. A. L. Steinberg, Director des Königl. Preuß. Schullehrer-Seminarii zu Halberstadt rc. Leipzig, 1839. In der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung. VIII u. 298 SS. gr. 8. 20 Gr.

In sehr vielen Schulen besteht die löbliche Einrichtung, daß Sonnabends das Evangelium des nächsten Sonntags von den Kindern gelesen wird. Das Lesen allein thut es freilich nicht, wenn damit nicht eine Erklärung von Seiten des Lehrers verbunden ist. Wie schwierig ist aber für einen Lehrer der Volksschule die Erklärung der oft dunkeln Bibelstellen! wie schwierig besonders da, wo unser Luther zuweilen den rechten Sinn verfehlt hat! Der Lehrer, der die Grundsprachen nicht versteht, bedarf durchaus eines Hilfsmittels, wenn er nicht selbst im Dunkeln bleiben will. Dinter in seiner Schullehrer-Bibel und Andere haben in dieser Hinsicht Löbliches gethan und auch unser Verf. bietet in vorliegendem Werke allen „Volksschullehrern, Seminaristen und Präparanden" ein Handbuch an, was ausschließlich zum Verständnisse der Evangelien und Episteln des ganzen Jahres dienen soll. An die lutherische Bibelübersetzung hat er sich bei dieser Arbeit nicht immer gebunden, sondern stets auf den Grundtext Rücksicht genommen, bei dessen Erklärung er seinem Lehrer Knapp und dem Dr. Neander folgte. Sämmtliche Evangelien und Episteln sind mit vorangehender kurzer Einleitung mit wenigen Worten Vers vor Vers erklärt. Außer den Perikopen sind noch einige Parabeln Jesu erklärt, so wie auch die Leidensgeschichte nicht unberücksichtigt bleibt. Zu diesen Parabeln und zu den Perikopen über-

überhaupt sind Gesangbuchsverse hinzugefügt, die stets auf die Hauptwahrheiten hinweisen, welche aus diesem Abschnitte hergeleitet werden können. Diese, in der Regel zweckmäßig und passend gewählten, Liederverse sind jedoch das einzige Praktische, was diese Schrift enthält. Sie würde um ein Bedeutendes nützlicher geworden seyn, wenn der Verf. bei jeder Perikope einige Nutzanwendungen hätte beifügen wollen. Wie leicht wäre das dem gewandten Manne geworden und welche Erleichterung hätte er dadurch dem Lehrer bereitet! Denn stehen auch unsere Volksschulen auf einer weit höheren Stufe der Bildung, als die des vorigen Jahrhunderts, so ist es doch nicht zu leugn'en, daß Mancher nicht so recht weiß, was er mit der Bibel weiter thun soll, wenn er die dunkeln Stellen derselben den Kindern nothdürftig erklärt hat. Was hilft aber alle Erklärung ohne Anwendung auf unsere Verhältnisse, auf unsre Zeiten, auf unsere Gesinnungen und Handlungsweise? Zu solchen Winken bedurfte es nicht vieler Worte; der Verf. konnte damit auf das Praktische nur hinweisen, und der nicht ganz stumpfsinnige Lehrer würde den Wink verstanden und weiter benutzt haben. Sollte diese Schrift eine zweite Auflage erleben, so wird derselbe ihr durch diese Zugabe einen noch höhern Werth verleihen. —

Die Einleitung, welche das Kirchenjahr und die Behandlung der Perikopen von Seiten des Katecheten betrifft, wird der Leser willkommen heißen. Er findet in ihr nicht bloß die Namen der einzelnen Sonn- und Festtage, sondern auch die Erklärung derselben und manches andere dahin Einschlagende. Die Ansichten, die der Verf. davon aufstellt, sind fast durchgängig richtig, und nur hier und da dürfte man anderer Meinung seyn. So ist es wohl nicht ganz richtig, wenn er sagt: „Zu dem Osterfeste bereitete man sich durch Fasten vor; so entstand die vierzigtägige Fastenzeit.“ Die Fastenzeit entstand vielmehr aus der Erinnerung an das vierzigtägige Fasten Jesu

und

und aus dem Gedanken, daß wir durch unsere Sünden den Tod desselben verschuldeten, und daß daher in der dem Todestage Jesu vorhergehenden und dem Andenken an seine Leiden gewidmeten Zeit nur ernste Betrachtungen vorwalten müßten. — S. 25. sagt der Verf.: „Es lehrt eine unbefangene Vergleichung des Lebens und Wirkens Jesu mit dem Bilde des verheißenen Messias, welches die Propheten gezeichnet haben, daß Jesus der im A. T. verheißene Erlöser sei. Es ist daher die Sache des Katecheten, seine Katechumenen darauf hinzuweisen, daß die Weissagungen der Propheten hinsichtlich des Messias genau in Erfüllung gegangen, daß aber die Propheten, ohne in dem Lichte höherer Offenbarung zu wandeln, dieß Alles unmöglich hätten vorhersehen, vorhersagen können." Später heißt es hierüber richtiger: „Da gewisse alttestamentliche Stellen etwas ganz Anderes sagen, als das N. T. hineinlegt, da ein und dieselbe Stelle im N. T. mehrfach gedeutet wird, so darf allerdings der Katechet die Bemerkung nicht zurückhalten, daß Manches, was in dem A. T. zunächst eine ganz andere Beziehung hatte, auf den Welterlöser und sein Werk nur accommodirend bezogen werde." Für den Jugend-Unterricht ist allerdings die Bemerkung genügend, daß schon lange vor Christus ein Erlöser vom jüdischen Volke erwartet wurde, und daß viele Aeußerungen der Propheten mehr oder weniger bestimmt darauf hindeuteten. Denn die Vortrefflichkeit der Lehre Jesu, die Heiligkeit seines Wandels, die Großartigkeit seines Werkes zeugen weit stärker für die Hohheit und Göttlichkeit Jesu, als jene vieldeutigen Stellen des A. Ts. —

Was nun die Erklärung der Perikopen selbst betrifft, so schlägt der Verf. einen guten Mittelweg dabei ein. Er thut dem Texte keine Gewalt an, gönnt aber auch dem vernünftigen Urtheile darüber sein Recht. Nur selten kann man anderer Ansicht seyn, als er ist. — In der Epistel am Sonnt. nach Weihnachten: Gal. 4, 1—7. heißt es: „Vom dritten

Capitel des Briefes an die Galater an führt Paulus den Satz aus, daß die Christen nicht mehr verbunden seien, sich an das mosaische Gesetz zu halten." So wahr dieß auch im Allgemeinen ist, so ist doch zu erinnern, daß Paulus mehr das lästige mosaische Ceremonialgesetz dabei im Auge hatte, als die moralischen Gebote des Judenthums, und selbst wenn er von diesen spricht, geht seine Ansicht nur dahin, daß es für den Christen nicht hinreicht, dieselben zu erfüllen, um in vollem Sinne des Worts christlich zu denken und zu handeln. — In dem Evangelium am 2ten Sonntage nach Epiphanias Joh. 2, 1—11. erklärt der Verf. den 4ten Vers: „Liebe Mutter, mische dich nicht in meine Angelegenheiten." Richtiger ist es wohl, den Sinn dieser Worte (τι εμοι και σοι) so zu nehmen: Liebe Mutter, das geht nur mich, nicht aber dich an; du machst dir unnöthige Sorge. Sonst hätte der Verf. noch darauf aufmerksam machen sollen, daß der Ausdruck: „Weib" (γύναι) in dem Munde Jesu nicht eine Härte oder Mißachtung gegen seine Mutter verrathe, sondern daß derselbe, nach Maßgabe seines Gebrauchs, auch bei Profan-Scribenten eine ehrenvolle Bezeichnung sei. Auch zu Luthers Zeit hatte das Wort: „Weib" einen bessern Klang als jetzt. — Zu der Erklärung des Evang. am 5ten Epiph. Sonnt., Matth. 13, 24 bis 30., macht der Verf. die Bemerkung: „Damit" (mit dem Stehenlassen des Unkrautes unter dem Waizen) „ist nicht gesagt, als ob wir ruhig dem Bösen zusehen, Nichts dagegen thun sollen; es ist Pflicht, dem Bösen zu wehren, die Menschen verständiger und besser zu machen. Aber nicht irre sollen wir an Gottes Regierung werden, sollen daran keinen Anstoß nehmen, daß Gott böse Menschen neben den guten duldet. Zu der von Gotte bestimmten Zeit werden die Guten Belohnung, die Bösen Bestrafung erhalten." Richtiger ist der Sinn wohl so zu fassen: wir sollen böse Menschen ruhig neben uns dulden, da Gott sie duldet und da die Vermischung derselben mit Guten

ten selbst für diese heilsam ist. Etwas modern klingt die Uebersetzung des ersten Verses: „Mit der christlichen Kirche verhält es sich ähnlich, wie mit einem Acker, auf den ein Mann guten Saamen säete." Der Vf. konnte den Ausdruck: „Himmelreich" hier immer beibehalten und erklärend hinzufügen, was darunter zu verstehen sei. — Der letzte Vers des Evang. am Sonnt. Septuages. Matth. 20, 16.: (Also werden die Letzten die Ersten seyn u. s. w.) wird so erklärt: „Also werden Viele, welche nur auf geringe Belohnung Anspruch machen, große, Viele aber, welche Anspruch auf große Belohnung machen, eine geringe erhalten." Das ist wohl aber nicht ganz richtig. Die Veranlassung zu der Erzählung hatte Petrus gegeben, der die lohnsüchtige Frage an Jesum stellte: was ihnen (den Aposteln) dafür werden würde, daß sie Alles verlassen und ihm nachgefolgt seien? Als Antwort erzählt Jesus das Gleichniß, dessen Sinn kein anderer ist, als: Fraget nicht, was euch dafür werden wird, daß ihr die Ersten gewesen seid, die mir nachfolgten. Ihr habet deßhalb keinen Anspruch auf besonderen Lohn. Gott ertheilt ihn nicht wie Menschen nach Maßgabe der Arbeitszeit, sondern nach der Redlichkeit und Treue, womit derselbe für seine Zwecke wirkte. Sehr vernünftige Ansichten stellt der Verf. über die Besessenen auf bei Erklärung des Evang. am Sonnt. Reminiscere Matth. 15, 21—28. „Besessene," sagt er, „waren Kranke, die Theils an Epilepsie, Theils an Melancholie und Blödsinne, Theils und vorzüglich am Wahnsinne litten. Dergleichen heftige Krankheitszufälle leiteten die Juden, wie das ganze Alterthum, von bösen Geistern her, welche sich der menschlichen Leiber bemächtigten. Jesus folgte dem Sprachgebrauche seines Zeitalters und heilte jene Unglücklichen, ohne den Wahn des Volkes zu theilen." — Der 40ste Vers des Evang. am Tage Mariä Heimsuchung (Luk. 1, 39 bis 56.) wird so übersetzt: „Und Maria kam in das Haus des Zacharias und wünschte der Elisabeth Glück zur Schwangerschaft."

schaft." Warum sollte es hier nicht bei dem einfachen „Grüßen" bewenden können? — Bei der Erklärung des Evang. am 20sten Trinitatissonnt. (Matth. 22, 1—14.) sagt der Verf.: „Unter dem Bilde Derjenigen, welche ohne das Hochzeitskleid gekommen, welche in den gewöhnlichen Kleidern, in denen sie sich gerade auf dem Wege befanden, mitgegangen sind, welche sich nicht die Mühe gaben, erst ihre Feierkleider zu holen, werden Diejenigen dargestellt, welche der Berufung zwar äußerlich folgen, es sich aber nicht angelegen seyn lassen, die des Reiches würdige Gesinnung sich anzueignen." Hier mußte wohl die Bemerkung hinzugefügt werden, daß es im Oriente üblich war, bei feierlichen Gelegenheiten besondere Festkleider in Bereitschaft zu halten, welche den Eingeladenen dargereicht wurden. Derjenige, der im Evangelium kein hochzeitliches Kleid anhatte, war also entweder gar nicht eingeladen, oder er hatte das Festkleid verschmäht. In beiden Fällen war er nicht würdig, hier zu sitzen. — Mit diesen kleinen Ausstellungen wollen wir übrigens dem Werthe dieses sehr brauchbaren Buches keinen Eintrag thun. Es wird auch in seiner jetzigen Gestalt gewiß nicht ohne Segen wirken.

Die Nachfolge Christi. Ein Erbauungsbuch für evangelische Christen. Mit Anwendungen und Betrachtungen von v. Ammon, Bretschneider, Couard, Cramer, Dräseke, Dinter, Ehrenberg, R. Fischer, Goldhorn, Marezoll, Neander, Reinhard, Röhr, Rößler, Schleiermacher, Schmaltz, Strauß, Stunden der Andacht, Theremin, Tischer, Tzschirner, Wanckel, Zimmermann, Zollikofer. Zweite, vermehrte und verbesserte Aufl.

Leip=

Leipzig, bei Weber. 1838 u. 1839. 6 Lieferungen. XIV und 448 SS. gr. 8. elegant broschirt. 2 Thlr.

Was der Herausg. über den Nutzen solcher und ähnlicher Erbauungsschriften sagt, unterschreiben wir gern. Er sagt nämlich: „Der Mensch ist bisweilen in einer Stimmung, in welcher ihm ein einzelner Gedanke, eine kurze Weisung auf sich, auf das Höhere, auf Gott, eine kurze Erinnerung an die nöthige Aufmerksamkeit auf sich selbst, auf den Wechsel aller irdischen Verhältnisse, an das einzig Bleibende, an die Würde wahrer Tugend, an den Lohn der Ewigkeit, sehr wohlthätig seyn würde. Nicht immer bietet sich ein solcher Gedanke uns von selbst dar; aber das Aufschlagen eines guten Buchs verhilft uns dazu, ohne langes Suchen.“ Ein solches Buch bietet der Herausg. hiermit an. In den vielen Abschnitten desselben wird fast jedes Lebensverhältniß des Menschen berührt und reicher Stoff zu weiterem Nachdenken wird hier dargeboten. Wir finden nämlich in diesem Andachtsbuche zunächst: eine wohlgerathene Uebersetzung eines alten, lateinischen Werkes: de imitatione Christi. Der Verfasser der Urschrift: Thomas a Kempis, war 1380 geboren, in einem Kloster erzogen und weihte sich ganz dem Klosterleben. Durch seine Frömmigkeit, seinen Fleiß, seine Aufrichtigkeit, gewann er bei seinen Ordensbrüdern, wie bei seinen Vorgesetzten, allgemeine Liebe. Dabei war er ein ausgezeichnet guter und beliebter Prediger. Er starb 1471, 92 Jahre alt, als Subprior des Klosters auf dem Berge der heiligen Agnes, nahe bei der Stadt Zwoll. Er hat mehrere Schriften herausgegeben, die großen Segen verbreiteten. Sein Hauptwerk war jedoch das: de imitatione Christi, welches so großen Beifall fand, daß es mehr als tausend Mal aufgelegt worden seyn soll. Der hier gegebenen neuen Uebersetzung hat der Herausgeber dadurch einen Vorzug zu verleihen gesucht, daß er am Schlusse der einzelnen

zelnen

zelnen Abschnitte Zusätze aus den Schriften bekannter Prediger unseres Vaterlandes hinzugefügt hat, wodurch der Gedanke des ursprünglichen Verfassers bestätigt, erweitert, bisweilen auch von einem ganz andern Gesichtspuncte aufgefaßt worden ist. Da sich aber im Reime jeder Gedanke dem Gedächtnisse leichter und tiefer einzuprägen pflegt, so ist auch dafür Sorge getragen worden, daß jeden Abschnitt irgend ein angemessener Vers aus einem Liede begleitet. — Die Betrachtungen sind kurz, was wir als Vorzug eines Andachtsbuches anerkennen. Die zu lang ausgedehnten Betrachtungen werden selten von Anfange bis zu Ende mit Andacht gelesen, und sehr wahr sagt der Herausgeber in dem Vorworte: „Du sollst nicht Tage lang, wie die Mönche der Vorzeit, dem Gebete und den Betrachtungen obliegen; du sollst deine Arbeiten nicht einstellen, deine Freuden, wenn sie nur rein sind, nicht aufgeben! O, eine einzige kernige Wahrheit, aufgefaßt mit der Kraft des Gedächtnisses, ist oft ein Strahl, der tief in das Leben leuchtet und wohlthut deinem Geiste, wie deinem Herzen.“ — Was nun den Werth der, von Thomas a Kempis herrührenden, Betrachtungen betrifft, so wird Niemand verkennen, daß dieser edle Mann für seine Zeit ausgezeichnet war; daß er ein für alles Edle empfängliches Herz hatte; daß ihm das Wohl der Menschheit gar sehr am Herzen lag; daß er mit aller Kraft sich bemühte, Frömmigkeit zu verbreiten, so wie wir endlich gern zugeben, daß gerade das hier übersetzte Werk vielen Segen verbreitete. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß jener fromme Mann vor 400 Jahren seine Glanzperiode hatte, und daß daher viele seiner Ideeen nicht mehr für unsere Zeit passen. So aufgeklärt er für seine Zeit war, so ist doch nicht zu verkennen, daß seitdem die Menschheit im Religiösen große Fortschritte machte. Auch der Herausg. fühlte dieß wohl und darum sagt er in dem Vorworte: „Er verkennt nicht, daß die Darstellungsweise des Verfs. von der Nachfolge Christi, so wie seine Ansichten vom Christenthume

und

und Menschenleben, nicht durchgehends der Stufe der Bildung angemessen sind, auf welcher sich die Menschheit unserer Tage befindet; allein es wehet doch eine so innige Frömmigkeit, ein so tiefes Durchdrungenseyn von Ehrfurcht und Liebe gegen Gott durch das ganze Buch, daß es der Kraft, ein Leben im Sinne Jesu zu fördern, keineswegs ermangelt." Der aufgeklärte Leser, der in diesem Andachtsbuche Erbauung sucht, wird wohl an manchen Stellen, an manchen Ansichten Anstoß nehmen. Nur auf einige Ideeen dieser Art machen wir aufmerksam, das Urtheil dem Leser selbst überlassend. Z. B.: „Enthalte dich des allzu großen Verlangens nach Wissen, denn es zerstreut dich und führt dich irre." „Wenn du es dahin gebracht hast, daß die Trübsal dir lieb ist und dir um Christi willen wohlgefällt: dann darfst du glauben, daß es gut mit dir stehe, weil du dann den Himmel auf Erden gefunden hast. So lange es dir aber schwer wird, zu leiden, und du zu entfliehen suchst, so lange wird es übel mit dir stehen und die nacheilende Trübsal wird dich überall hin verfolgen." „Ich kann mich an nichts Gutes erinnern, das ich gethan hätte; immer war ich vielmehr zur Sünde geneigt und träge zur Besserung." „O, unsichtbarer Schöpfer der Welt, Gott, wie wunderbar handelst du mit uns! Wie liebreich und gnädig waltest du über deinen Auserwählten, welchen du dich selbst im Sacramente zu genießen gibst." „Wunderbar ist's und doch glaubwürdig, obwohl allen menschlichen Verstand übersteigend, daß du, Herr, mein Gott, wahrer Gott und Mensch, in der unscheinbaren Gestalt des Brodes und Weines ganz enthalten bist; und ohne verzehrt zu werden, doch von Dem, der es empfängt, genossen wirst." — Indessen fehlt es nicht an geistreichen Stellen, z. B.: „Vier Mittel großen Frieden zu erlangen: Suche vor Allem mehr des Andern Willen zu thun, als deinen eigenen! Wolle lieber Weniger, als Mehr besitzen. Suche immer mehr eine niedrige Stellung einzunehmen, als eine hohe. Wünsche immer und bete,

bete, daß der Wille Gottes durch dich geschehe. Siehe! ein solcher Mensch geht in das Land des Friedens und der Ruhe ein." Was nun die beigegebenen Zusätze aus den Schriften bekannter Prediger unseres Vaterlandes betrifft, so sind diese eine herrliche Zugabe. Sie sind, mit wenigen Ausnahmen, kurz, schließen sich aber jedes Mal recht passend der voranstehenden Betrachtung an und geben zugleich Gelegenheit, die Verschiedenheit der religiösen Ansichten der alten und der neueren Zeit anschaulich zu machen. Wir enthalten uns jedoch einer genaueren Angabe dieser Zusätze, da dieselben schon dem, in Büchern Erbauung suchenden, Publicum bekannt sind. — Endlich noch ein Wort über die äußere Gestalt, in welcher dieses Erbauungsbuch auftritt. Es ist dasselbe äußerlich reich ausgestattet. Das Papier ist sehr fein, der Druck sehr schön; jede Seite mit einem zierlichen Rande eingefaßt; es sind Kupfer beigegeben ꝛc. So wenig sonst Ref. gegen das nette Aeußere gedruckter Schriften ist, so scheint es ihm doch von einem verdorbenen Geschmacke des Zeitalters zu zeugen, wenn selbst Andachtsbücher mit glänzendem Aushängeschilde versehen werden, gleichsam als fürchte man sich, sie fänden in einfacher Gestalt keine Käufer und keine Leser. Mag immerhin der Almanach auf der Toilette der Damen durch glanzvolles Aeußere sich empfehlen — das evangelisch-christliche Andachtsbuch empfehle sich durch seinen Inhalt und durch jene Einfachheit, welche der höchste Schmuck des Evangeliums ist. — Schließlich stimmen wir ein in den Wunsch des Herausgebers: „Möge dieß Buch in die Wohnungen der Christen wandern, um in stillen Stunden die Herzen zu erheben und Früchte des ewigen Lebens zu tragen!" —

Theo-

Theologisches Notizenblatt

1840.

Nr. III.

1.

Ueber die Namens-Veränderung des Apostels Paulus.

(Von Dr. D.)

Drei Dinge sind es besonders, welche in dem christlichen Berufsleben des Apostels Paulus etwas Auffallendes und vor den andern Aposteln Eigenthümliches haben: erstlich die Art und Weise, wie er zur Erkenntniß und zum Bekenntnisse des Christenthums gelangt ist; Zweitens der öfter und ihm ganz eigenthümliche Gebrauch des Wortes *μυστήριον*, wenn er vom Christenthume und christlichen Dingen redet; und Drittens der Umstand, daß er nach seiner Bekehrung zum Christenthume seinen jüdischen Namen **Saul** abgelegt und dafür den Namen **Paulus** angenommen, auch denselben von da an ununterbrochen von sich gebraucht hat.

I. Paulus gelangte zur Kenntniß und zum Bekenntnisse des Christenthums auf eine Weise, wie vor ihm und nach ihm kein Lehrer des Christenthums, oder sonst ein Bekenner desselben dazu gelangt ist. Wie man auch die Thatsache seiner Bekehrung ansehen und sich klar zu machen suchen mag, immer wird man dabei Folgendes als im höchsten Grade wahrscheinlich annehmen müssen:

1. Daß seine Bekehrung eine plötzliche, augenblickliche, nicht in ihm vorbereitete, müsse gewesen seyn. Schon
hat bemerkt, daß bei dem Charakter des Apost

liche Veränderung habe Statt finden können, wenn es überhaupt möglich war, daß eine solche erfolgen konnte. Als eine solche aber muß sie ihm aus einer im Aeußern gewordenen Offenbarung hervorgegangen seyn, und kann nicht als das Resultat einer Reflexion über das Christenthum und dessen Wesen, oder einer innern Erfahrung angesehen werden.

2. Es müssen dem Apostel durch dieselbe besonders Aufschlüsse über Wesen und Tendenz des Christenthums mitgetheilt worden seyn, wie sie vorher nicht bekannt waren. Insonderheit muß ihm die hohe Bedeutung des Kreuzestodes Jesu deutlich geworden seyn, und er von der Auferstehung Jesu von den Todten die unerschütterlichste Gewißheit erhalten haben. Er war es ja, der zuerst den Kreuzestod Jesu als eine Sache von besonderer Wichtigkeit hervorhob, und sich gegen das Aergerniß, das man daran nahm, aussprach (1 Kor. 1, 17. 18. 23. Gal. 5, 11. 6, 12. 14. Eph. 2, 16. Phil. 3, 18. Kol. 1, 20.); und daß ihm die Auferstehung Jesu zu einer Thatsache von der höchsten Gewißheit geworden, zeigt uns nicht bloß die Sicherheit, mit welcher er überhaupt davon spricht, sondern auch die Art und Weise, wie er seine Ueberzeugung zum Beweise für die Wahrheit des Christenthums anwendet (Röm. 4, 26. 6, 4. 8, 33. 1 Kor. 6, 13. 15, 3 ff. Kol. 1, 18. 1 Thess. 4, 14.).

3. Daß ihm die Ueberzeugung von einer so außerordentlichen Thatsache, als die Auferstehung Jesu von den Todten ist, nicht durch Zeugnisse aus fremdem Munde habe beigebracht werden können, kann keinem Zweifel unterliegen. Es muß sich Etwas ereignet haben, das es ihm unmöglich machte, die Thatsache der Auferstehung abzuleugnen, oder auch nur in Zweifel zu stellen: Christus selbst, der Auferstandene, muß von ihm gesehen worden seyn, so wie er denn auch 1 Kor. 15, 8. dieses ausdrücklich von sich sagt.

II. Daß Paulus ausschließlich sich des Worts μυστήριον

vom

vom Christenthume und von christlichen Dingen so gern und so oft bedient, bezieht sich offenbar auf die Art seiner Bekanntwerdung mit dem Christenthume, welche ihm kein eigentlicher Unterricht, keine gewöhnliche Belehrung, sondern die Eröffnung einer geheimen Schrift, die Offenbarung eines ihm und der Welt verborgenen großen Geheimnisses, einer ὑπερβολὴ τῶν ἀποκαλύψεων 2 Kor. 12, 7., war. Wie ihm das eigentliche Wesen und die Bestimmung des Christenthums ein Geheimniß bis zu seiner Bekehrung geblieben war; so trug er es auch vor als ein offenbar gewordenes Geheimniß Gottes, Jesu Christi und des Evangeliums. Merkwürdig sind in dieser Beziehung besonders die Stellen 1 Kor. 2, 6. 7. 8. 4, 1. Eph. 6, 19. Kol. 1, 26 f. Vielleicht wollte auch Paulus nebenbei mit diesem Namen die Aufmerksamkeit der Mysteriensucht seiner Zeit auf das neue Mysterium des Christenthums lenken. Für uns ist es aber genug, zu wissen, daß Paulus der Apostel war, welcher es liebte, das Christenthum als ein geoffenbartes Geheimniß mitzutheilen.

III. Nach dieser Weise das Christenthum aufzufassen und vorzutragen, veränderte er dann auch seinen eigenthümlichen, jüdischen Namen Saul in Paulus. Einige meinen, die Vermuthung liege nahe, Paulus habe so als römischer Bürger geheißen, und finden den Einwurf dagegen, daß es auffällig sei, ihn nicht vor Ap. Gesch. 13, 9. unter diesem Namen, und nach der Zeit nicht unter dem Namen Saul zu finden, unstatthaft und unbedeutend.*) Daß Paulus als römischer Bürger

*) Daß Lukas erst von Apostel-Gesch. 13, 9. an den Apostel als Παῦλος einführt, findet Hr. KR. Winer entweder bloß zufällig, oder den Grund davon darin, daß Paulus damals erst in öffentlicher Wirksamkeit auftrat. Paulus aber sei der Name, den der Apostel in der Geschichte der Kirche getragen. Mochten auch später die Juden ihn immerfort Saul nennen, als Apostel

ger nicht Saul, sondern Paulus geheißen habe, ist aber eine eben so unwahrscheinliche, als unstatthafte Annahme. Wo ist denn der Beweis, daß die Juden, denen das römische Bürgerrecht zu Theil geworden, entweder aus Observanz, oder nach Vorschrift, ihren jüdischen Namen in einen römischen, ihren hebräischen in einen lateinischen verwandelt haben? Es ist an sich eher höchst unwahrscheinlich, daß die Juden, so lange sie Juden blieben, bei ihrem religiösen Hochmuthe, sich Statt eines jüdischen, einen heidnischen Namen sollen beigelegt haben. Hieronymus war der Meinung, der Apostel habe sich nach dem von ihm bekehrten Sergius Paulus, Apstg. 13, 7., den Namen Paulus beigelegt. Dagegen erinnert Hr. Winer, dieß möge wohl nicht Tradition, sondern bloße Vermuthung des Kirchenvaters seyn, weil dem Lukas es in diesem Falle sehr nahe gelegen habe, mit einem Worte den Ursprung dieses Namens zu bemerken, und wir glauben, Hr. W. hat Recht. Was aber Hr. W. dabei nur als denkbar ausspricht*), daß Paulus bei'm Uebertritte zum Christenthume, morgenländischer Sitte gemäß, den Römern und Griechen geläufigen, und dem hebr. Saul ähnlich klingenden Namen Paulus sich beigelegt habe, vielleicht nicht ohne Beziehung auf die appellative Bedeutung des Worts, 1 Kor. 15, 9., hat für uns den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit. Paulus veränderte seinen Namen mit der großen Veränderung, die in seiner religiösen Ueberzeugung vorgegangen, und veränderte ihn in genauer Beziehung auf die Art und Weise, wie diese Veränderung bei ihm bewirkt worden war.

Dieß

stel hieß er Paulus, und somit sei für Lukas keine Veranlassung gewesen, den jüdischen antiquirten Namen nachmals zu gebrauchen. Hier bleibt dann aber immer noch die Hauptfrage: warum denn Paulus seinen jüdischen Namen antiquirt und sich als Apostel Paulus genannt habe, da kein anderer Apostel jüdischer Herkunft seinen jüdischen Namen verändert hat?

*) Bibl. Realwörterbuch unter Paulus.

Dieß zu beweisen ist vor allen Dingen nöthig, die appellative, d. h. die ursprüngliche Bedeutung des Worts Paulus vestzusetzen.

H. W. scheint anzunehmen, daß das latein. Paulus in seiner Grundbedeutung dem griech. ἐλάχιστος entspreche, weil er sich dabei auf die Stelle bezieht, wo Paulus von sich sagt: Ἐγὼ γάρ εἰμι ὁ ἐλάχιστος τῶν ἀποστόλων. Aber ἐλάχιστος drückt ursprünglich ganz etwas Anderes aus, als das latein. paulus. Das Wort gehört seiner Entstehung nach in die Kriegssprache, und bezeichnet Einen, der in der Reihe der Kämpfenden den letzten, untersten Platz einnimmt, und dann überhaupt gering, ohne besondern Werth. Paulus nennt sich also in der angeführten Stelle, nicht in Beziehung auf die appellative Bedeutung des Worts paulus ἐλάχιστον, sondern aus Bescheidenheit und Demuth, von welchen beiden Eigenschaften aber das Wort Paulus Nichts besagt.

Ὀλίγος, παῦρος, paucus, paulus und ein Weniger sind Wörter, welche ursprünglich dem Mysterienwesen angehören und demselben entnommen sind. Wenig kommt weder her von van, Mangel, noch von weinen, traurig seyn: denn es kann nicht von Mangel abgeleitet werden, weil Mangel sich auf die Abwesenheit von einer Sache, die da seyn sollte und doch nicht da ist, bezieht, wenig aber keine solche Beziehung hat; wenig kann aber auch nicht von weinen abgeleitet werden, weil sich kein nur einigermaßen natürlicher Uebergang von dem in Weinen Ausgedrückten zu Dem, was in Wenig gesagt werden soll, finden läßt. Wenig ist nämlich nur der Gegensatz von Viel, *) die Wenigen von den Vielen, dem Volke, der Masse. Daher bleibt für Wenig als Stammwort nur weihen, von dem Gewöhnlichen, dem Volke,

*) Adelung macht ganz verkehrter Weise aus Wenig ein Zahlwort, da es doch ein Eigenschaftswort ist.

Volke, absondern, und ein Weniger ist Einer, der zu den Abgesonderten, den Geweihten gehört. In derselben Art heißt ein Weniger im Griech. ὀλίγος, ein Auserlesener, von dem Volke Abgesonderter; so παῦρος, von πειρᾶν, auf die Probe stellen, Einer, der auf der Probe gestanden, erprobt ist; Einer, der zu den Epopten oder Ephoren gehört, die das zwischen den kleinen und großen Mysterien liegende Probejahr glücklich überstanden haben. Und so gehören den Mysterien auch die latein. Wörter paucus und paulus an. *Paucus* kommt von pago, paco, pacio = paciscor, einen Vertrag eingehen, eine Verbindlichkeit eingehen, daher paucus Einer, der eine besondere, hier mysteriöse, Verbindlichkeit eingegangen. Noch bezeichnender ist aber *Paulus.* Paulus ist nämlich Nichts sonst, als die Intension von patulus; patulus aber heißt offen, offenbar, paulus also Einer, dem Etwas offenbar, eine Offenbarung zu Theil geworden, dem ein weiterer Blick in das Geheime, die Mysterien verstattet ist.

Auf diese Weise haben wir also einfach und natürlich den Zusammenhang zwischen Paulus Bekehrung und dem *μυστήριον*, und zwischen dem *μυστήριον* und dem von ihm angenommenen und darauf bezüglichen Namen.

2.

Nachricht

von der Feier des dritten hundertjährigen Jubelfestes der Buchdruckerkunst zu Weimar.

Während die ganze gebildete Welt an der Feier des vierten hundertjährigen Jubelfestes der Buchdruckerkunst den regsten Antheil nahm, und sich über die Art und Weise, wie es einzelne Regierungen gestatten und nicht gestatten wollten, in den

den verschiedenartigsten Bemerkungen ausließ, erschien es nicht ungeeignet, einen Blick auf Das zu werfen, was in diesem Bezuge vor hundert Jahren (im J. 1740) geschahe, und anzugeben, wie man an einzelnen Orten das Andenken an ein in der Culturgeschichte der Menschheit so wichtiges Ereigniß erneuern zu müssen glaubte. Der Referent war seiner äußerlichen Stellung nach dabei vornehmlich auf die Stadt Weimar hingewiesen und hatte den Vortheil, über die dießfallsigen Veranstaltungen derselben zu jener Zeit eine authentische Nachricht vor sich liegen zu haben. Sie ist in einer eigenthümlichen Druckschrift enthalten, welche folgenden Titel führt:

„Weimarischer Beytrag zu feyerlicher Begehung des dritten hundertjährigen Jubelfestes einer wohllöblichen Buchdrucker-Kunst; darinnen nebst der dabey gehaltenen solennen Predigt andre dahin gehörige Betrachtungen enthalten. Nebst einer Vorrede Ihro Hochwürdigen Magnificenz, Herrn Johann Georg Webers, Hoch-Fürstl. Sächs. Ober-Kirchen-Raths und General-Superintendenten. — Weimar, gedruckt und verlegt von Joh. Leonhard Mumbach, Hochfürstl. Sächs. Hofbuchdrucker, 1740. kl. 8. 136 SS. —"

Aus dieser Druckschrift theilt Ref. Folgendes mit:

Sie beginnt mit einer in gereimten Alexandrinern geschriebenen Zueignung an den damaligen Erbprinzen von Weimar, Ernst August Constantin, worin ihm am Schlusse die Buchdrucker Mumbach und Glüsing den Wunsch darbringen:

„Gott laß Dich zum Heil' der Kirchen bis auf's Jubiläum bleiben
Da die Welt wird achtzehn Hundert und noch siebzehn dazu schreiben." —

Hierauf folgt „die Vorrede an den Bücher-liebenden Leser" vom

vom gedachten Gen. Sup. u. Ob. K. Rathe Weber, in 20 Paragraphen getheilt und mit untergesetzten literarischen Anmerkungen und Nachweisungen in lateinischer Sprache versehen. Der Verf. bahnt sich darin zu würdiger Erhebung der Buchdruckerkunst den Weg durch Erwähnung der vorgängigen Schreibekunst, und führt die Erfindung und den Gebrauch derselben nicht etwa nur auf Mosis Zeiten, sondern auf die Zeiten Abrahams, ja selbst Noahs zurück, wo gewiß schon manches die damaligen Verhältnisse Betreffendes „nicht nur mündlich vorgetragen, sondern auch schriftlich entworfen worden sei," weil das Schreiben „dem Menschen nicht weniger natürlich, als das Reden sei" und „weil sogar in den allerersten Schriften der Bibel das Wort Schreiben als eine ganz bekannte und gemeine Sache angemerkt werde." Den Werth der Schreibekunst sucht der Verf. unter Anderem dadurch hervorzuheben, daß Gott selbst die zwei mosaischen Gesetztafeln mit seinem Finger geschrieben, und daß auch Jesus in den Tagen seines Fleisches sich zwei Mal niedergebückt und auf die Erde geschrieben habe (Joh. 8, 6. 8.), „obwohl diese Schrift noch Keiner bis auf diese Stunde von denen Gelehrten errathen oder erklären können." Hierauf kommt der Verf. auf eine nähere Andeutung der verschiedenen Schreibeweisen und Schriftarten unter den verschiedenen Völkern, weist nach, wie sich diese Kunst nach einzelnen Stellen der heil. Schrift allmälig immer mehr ausgebildet habe und thut dar, von welchen segensreichen Folgen sie für die Erhaltung und Verbreitung der literarischen Erzeugnisse der Vorwelt durch Abschreiber gewesen sei. Weit trefflicher und nützlicher, wird aber nun hinzugesetzt, habe sich die, „vermuthlich aus der Schreibe-, vielleicht auch aus der Steinschneider- und Malerkunst entstandene" Buchdruckerkunst erwiesen, indem sie als „eine Königin der Schreiberei" dastehe und „für eine fruchtbare Mutter gelten könne, welche, wenn sie ein geschriebenes Concept bekommen und also gleichsam empfangen hat, nicht

etwa

etwa nur hundert-, sondern mehr als tausendfältige Frucht davon bringen und der gelehrten Welt zu ihrem Nachsinnen und zu ihrem Vermögen einliefere." Sie habe nicht nur Mittels der leichten und wohlfeilen Vervielfältigung nützlicher Schriften der ehemaligen Barbarei in jeder Art von menschlicher Wissenschaft im Allgemeinen den größten Abbruch gethan, sondern auch im Besondern „dem großen Werke der Reformation" den heilsamsten Vorschub geleistet und „den gesegneten Aus- und Durchbruch der evangelischen Wahrheit unendlich gefördert." — „Wo," heißt es, „wo wäre doch die so theure augsburgische Confession sogleich in ganz Europa bekannt geworden, wenn nicht die künstliche Drucker-Presse dieselbe in so mancherlei Sprachen zur allgemeinen Prüfung eingeliefert hätte? Selbst unser lieber Lutherus würde mit allen seinen Bemühungen kaum weiter als Johann Huß, die Wiklefiten und Andere vor ihm gekommen seyn, wenn die Welt zu seiner Zeit noch ohne diese Kunst gewesen wäre. Was er noch so fleißig geschrieben, hätten seine Feinde leicht aus dem Wege schaffen können; was aber so viel tausend Mal abgedruckt und daher in so Vieler Hände war, mußten sie wider ihren Willen wohl stehen lassen." Hierauf kommt der Verf. auf den Gewinn, den die Buchdruckerkunst auch noch unseren Zeiten bringe, und macht besonders bemerklich, daß ohne sie von einem recht fruchtbaren Unterrichte im Christenthume nicht die Rede seyn würde, da nur Mittels ihrer der große Christenhaufe in den Besitz von Bibeln und Gesangbüchern gesetzt werde. Dabei vergißt er aber auch nicht, daß durch „unnützen und ärgerlichen Abdruck so mancher verdächtigen Schriften besorgliche Verirrung und Verwirrung in der christlichen Kirche herbeigeführt werden könne." Nach kurzer Berührung einiger die Buchdruckerkunst betreffenden geschichtlichen Umstände bemerkt der Verf., daß, wenn ihm sein körperliches Befinden erlaubt hätte, am damaligen Jubelfeste zu predigen, er aus dem Evangelium des Johannis-Festes darge-

stellt haben würde: „die allererste Schrift bei dem Ausdrucke des evangelischen Gnadenbundes," und zwar „ihren wunderbaren Abdruck" (in dem Täflein, das Zacharias zum Schreiben forderte), „ihren sonderbaren Nachdruck" (in der Erklärung, die er davon in seinem Lobgesange gibt) und „ihren allervortrefflichsten Schöndruck und allerherrlichsten Widerdruck" (in der heil. Schrift und dem heil. Predigtamte). Das Ganze schließt mit einer herzlichen Ermahnung, „die edle Buchdruckerkunst recht achten und brauchen zu lernen."

Das erste Stück des eigentlichen Inhalts dieser Schrift macht nun die „Jubel-Gedächtniß-Predigt" aus, welche, Statt des Vorredners Weber, ein anderer weimarischer Geistlicher, Dr. Laurentius Reinhard*) hielt. Sie hat eine „Vorrede" (Eingang), welche über Hos. 6, 3. den allgemeinen Gedanken zur Sprache bringt, daß Gott stets nach der Finsterniß die Morgenröthe habe anbrechen lassen, und ihn dann auf das Evangelium zur Zeit Johannis d. T. und auf die Buchdruckerkunst anwendet. Nach dem Evangelium kommt ein „Eingang," der die Stelle des Uebergangs vom Evangelium zum Thema vertreten soll, aber über Zachar. 14, 6. 7. den schon erwähnten Gedanken noch ein Mal, obwohl kürzer, berührt. Das Thema selbst ist: „Die Morgenröthe des Neuen Testaments," wobei erwogen werden soll: „1) was für eine große Finsterniß sei vorhergegangen; 2) wie die Morgenröthe selbst hervorgebrochen; 3) wie das helle Sonnenlicht darauf erfolget." Diese drei Puncte werden im ersten Theile des Ganzen, („Abhandelung"), Theils in Bezug' auf das Evangelium, Theils im Bezug' auf die Buchdruckerkunst näher erläutert und Beides so in Parallele gehalten, daß dem Johannisfeste als solchem und auch dem Jubelfeste sein Recht widerfährt. Nur wird

*) Er war sogenannter Stiftsprediger und Verfasser einer Theol. Polemic. 1739. und Theol. Parabol. 1740.

wird die Beziehung auf das letztere ziemlich flach und dürftig durchgeführt und der Verf. weiß in der ersten Unterabtheilung, nach recht guter Schilderung der dem Auftreten des Johannes vorangehenden religiösen Finsterniß unter Juden und Heiden, von der der Erfindung der Buchdruckerkunst vorangehenden Finsterniß Nichts weiter zu sagen, als: „sie war erstaunlich groß. Die schönen und galanten Wissenschaften lagen gänzlich darnieder, wie der hochberühmte Herzogliche Braunschweig-Wolfenbüttelische Rath und Bibliothecarius, Jacobus Burckhardus nicht nur bewiesen, sondern auch wider Polycarpum Lyserum vertheidigt hat. Und obschon der berühmte D. Fridericus Videburgius zu Halle noch einige Ueberbleibsel der schönen Wissenschaft in denen barbarischen Zeiten gefunden hat, so sind doch diese mit vieler Mühe gesuchten wenigen Ueberbleibsel ein offenbarer Beweis von der damaligen großen Finsterniß. Die Religion aber und die Theologie war durch die Scholasticos so verderbet, daß man Thränen darüber hätte vergießen mögen. So finster sahe es um die Studia und um die Religion aus." — Dasselbe Verhältniß findet in der zweiten Unterabtheilung Statt. Denn nachdem in ganz leidlicher Weise gezeigt worden, wie auf dem Gebiete der Religion durch Johannes d. T. die Morgenröthe hervorgebrochen, erwähnt der Verf. eben so obenhin, daß sich das auch auf die Morgenröthe anwenden lasse, die der Reformation in der edlen Buchdruckerkunst vorangegangen, und spricht: „der wahrhaftige erste Erfinder derselben ist ein Bürger zu Maynz, aus Straßburg gebürtig, Nahmens Johann Guttenberg, gewesen; und von Maynz ist diese Kunst nach Cölln, Straßburg, Venedig, Rom und andere Oerter, auch in auswärtige Reiche gekommen. Erstlich wurden die Bücher in ganze Tafeln von Holtz geschnitten und davon abgedruckt. Doch anno 1440 und in folgenden Jahren fing Guttenberg schon an, an bewegliche Buchstaben zu denken, und druckte nebst Johann Fausten und Peter Schöf-

fern bereits gegen 1450 mit einzelnen beweglichen Buchstaben, jedoch nur von Holtz: gleichwie auch der Welt-berühmte Joannes Regiomontanus (sonst Johann Müller der Küngsberger genannt) mein Landsmann, in Nürnberg eine Buchdruckerei von solchen Buchstaben gehabt hat. Endlich haben sie anno 1453 die Kunst ausgegrübelt, die Buchstaben in Ertz zu giessen; worauf die Schriftgiesser nebst den Buchdruckern entstanden. Es gehört also der Ruhm der erfundenen edeln Buchdrucker-Kunst denen Teutschen. Dahero der gelehrte Beroaldus Teutschland also angeredet:

> O Germania! muneris repertrix,
> Quo nil utilius dedit vetustas,
> Libros scribere, quae doces premendo!

Die hiesige Weimarische Hofbuchdruckerei ist bald nach dem Anfange des vorigen siebzehnten Saeculi aufgerichtet worden." — In gleicher Art wird in der dritten Unterabtheilung darauf hingewiesen, wie auf die Erfindung der Buchdruckerkunst das helle Sonnenlicht erfolgt sei. Erst, heißt es, wären die alten Sprachen und die Philosophie mächtig durch sie ausgebildet worden, dann sei „1517 die gesegnete Reformation der vom Papste bedrängten Kirche angebrochen, da der selige D. Martinus Lutherus mit seinen treuen Gehilfen unter Gottes Segen das Licht des Evangelii wiederum aufsteckte. Darauf folgte an. 1530 die Augspurgische Confessien, an. 1552 der Passauische Vertrag, an. 1555 der Religionsfriede und an. 1648 der Westphälische Friede. Unter welcher Zeit das Herzogthum Weimar das klare Licht des Evangelii unversehrt und unverrückt genossen hat, bei dem heylsamen Gebrauche erbaulicher Bücher." — Im zweiten Theile des Ganzen („der Anwendung") werden „noch vier Sätze in die Herzen geprägt;" in Ansehung „der Morgenröthe des Neuen Testaments" die: daß sie Christen zu größter Dankbarkeit gegen Gott verpflichte und ihnen ihre Christenherrlichkeit so fühlen lasse, wie Hohenl.

Sal.

Gal. 6, 9. geschrieben stehe; in Ansehung des Jubelgedächtnisses der edlen Buchdruckerkunst aber die: daß die Bewohner Weimars das ihnen durch dieselbe, besonders durch die „privilegirte Mumbachische Buchdruckerei“ erwiesene viele Gute freudig anerkennen und „Jesu zu Ehren die schönste Buchdruckerei geistlicher Weise dadurch aufrichten müßten, daß sie Gottes Gesetz in ihr Herz vest schreiben ließen mit lebendigen Buchstaben zu willigem Gehorsam.“ — Das Ganze schließt, wie es begonnen wurde, mit folgenden Strophen:

„Johannes verkündigt das göttliche Licht,
Das höchstreich an Klarheit vom Himmel anbricht.
Komm't! Jesus erleuchtet: das Hertze wird helle,
Es fließt in die Seele die himmlische Quelle.

Der Morgen-Glantz scheint aus der dunkelen Nacht,
Den Guttenberg's Kunst den Gelehrten gebracht:
Und diese wird heute höchst billig besungen,
Weil sie uns zum Wachsthum in der Tugend gelungen.“ —

An diese Predigt schließt sich als **zweites** Stück der vorliegenden Schrift ein Programm des damaligen Rectors des weimarischen Gymnasiums, M. **Jakob Carpov's**,*) welches als öffentliche Einladungsschrift zu einigen, das Jubelfest betreffenden, Redeübungen ausgegeben wurde, und „eine Vergleichung der Kunst in Erfindung des Schreibens und der Buchdruckerei“ enthält. Dieses Programm hat in seiner Art einen weit höheren Werth, als die vorstehende Predigt. Es ist nicht nur in einem für jene Zeit höchst edeln, reinen und fließenden deutschen Style geschrieben, sondern trägt auch durchgängig die Spuren eines echt wissenschaftlichen Geistes an sich, und behandelt die betreffende Sache in historischer und philosophischer Hinsicht

*) Auch als Theolog hatte dieser **Carpov** einen nicht unberühmten Namen durch seine: Theolog. revel. Dogm. Tom. II. 1740.

Hinsicht mit einer damals sehr überraschenden Gründlichkeit und Freisinnigkeit. So geht der Verf. nach einigen Vorbemerkungen über die Zeit der Erfindung der Schreibe- und der Buchdruckerkunst von der ihm völlig gewissen Voraussetzung aus, daß jene wie diese „durch den menschlichen Verstand allein ohne unmittelbare göttliche Eingebung erfunden worden," und zeigt dann auf philosophisch-genetische Weise, wie das menschliche Abstractions-Vermögen Schritt vor Schritt dahin gelangen konnte und mußte, die sprachlichen Laute und Töne durch willkürliche fixe Zeichen zu veranschaulichen und durch dieselben den Gedanken, welche sie ausdrücken sollten, eine bleibende Dauer zu geben. Hieran knüpft er eine eben so gründliche Darstellung der ersten Erfindung und allmäligen Vervollkommnung der Buchdruckerkunst und zeigt, wie auch dabei ein philosophischer Gebrauch des Verstandes thätig gewesen sei, um darin Schritt vor Schritt vorwärts zu kommen und sie von dem rohesten Anfange der Holzschnitts-Kunst bis zum Gipfel der Kunst auszubilden: mit beweglichen, metallenen Typen zu drucken. Darum gibt aber auch der Verf. der Buchdruckerkunst in Bezug auf den dabei nöthigen Verstandesgebrauch vor der Schreibekunst den unbedingtesten Vorzug, indem er spricht: „Da unstreitig in derjenigen Sache weit mehr Scharfsinn und Geschicklichkeit steckt, zu welcher man durch eine längere Reihe und Verknüpfung der Gedanken, Urtheile und Schlüsse fortgehen muß; ja, da eine Kunst die andere in der Geschicklichkeit ihrer Urheber so Viel übertrifft, wie Viel die eine Verknüpfung der Gedanken, Urtheile und Schlüsse größer ist, als die andere und je mehr Zwischengründe und Kunstgriffe man durch eigenen Verstandesgebrauch vestsetzen muß: so wird Niemand in Abrede seyn können, daß die Erfindung der Buchdrucker-Kunst mit weit größerer Kunst und Geschicklichkeit geschehen ist, als die Erfindung des Schreibens."

Das dritte Stück der Schrift enthält in einem weit

weni-

weniger guten Style einen: „Kurzen Entwurf der Historie von der Hoch-Fürstl. Sachsen-Weimarischen Hofbuchdruckerei von Wolfgang Adolph Schrön, Ill. Gymn. Vimar. Con-R.“ — Das Ganze hat bei der geschichtlichen Genauigkeit, womit es abgefaßt ist, unfehlbar ein großes Localinteresse, eignet sich aber auch eben deßhalb weniger zu einer nähern Notiznahme von Seiten des Publicums überhaupt. Wir beschränken uns daher nur auf die Mittheilung einiger wenigen Puncte aus demselben. Der wichtigste darunter möchte der seyn, daß die ersten weimarischen Druckereien ein fürstliches Privateigenthum waren, das nur erst in späterer Zeit in den Besitz eigentlicher Buchdrucker überging. Nach dem Verf. fand nämlich Herzog Friedrich Wilhelm (reg. v. 1587—1602), als „ein ungemeiner Liebhaber der reinen, wahren Religion und der Gelehrsamkeit“ so viel Freude an der Buchdruckerkunst und den durch sie zu Tage geförderten geistigen Erzeugnissen, daß er in der als Administrator von Kursachsen von ihm bewohnten Stadt Torgau sich selbst eine Buchdruckerei anschaffte, in welcher er nicht nur mehrere Schriften Luthers, z. B. dessen lateinisch übersetzte Hauspostille splendid drucken ließ, sondern auch nebst seiner Gemahlin zu eigener Unterhaltung und „Kurzweil“ fleißig selbst Hand anlegte. Ein Jahr vor seinem Tode (1601) nahm er nach beendigter Administration der kursächsischen Lande diese Druckerei mit sich nach Weimar, von wo sie aber schon 1603 mit der hinterlassenen Wittwe und seinen Kindern in Folge einer Erbvertheilung, wodurch dieser das Herzogthum Altenburg zufiel, in die Hauptstadt desselben wanderte. Dafür kam 1623 ein Theil derjenigen Druckerei wieder nach Weimar, welche schon 1615 vom Herzoge Johann Ernst, auf Betrieb seiner Mutter, Dorothee Marie, einer anhaltischen Prinzessin, zur Förderung der Ratich'schen Unterrichtsmethode *) in Gemein-

*) S. Weimarisches Album S. 29 ff. Wolfgang Ratich u. s. w. vom Prof. Dr. Weber.

Gemeinschaft mit der anhaltischen Regierung zu Cöthen errichtet worden war. Sie wurde das Jahr darauf (1624) so weit als möglich druckfertig eingerichtet, im J. 1631 durch Herbeischaffung des noch in Cöthen gebliebenen Theiles vervollständigt und nach dem Gutachten des damaligen Hofpredigers Kromeyer in eine solche Verfassung gebracht, daß sie unter der Leitung eines fürstlichen Factors „der lieben Jugend im ganzen Lande die nöthigen Schulbücher umsonst liefern sollte und konnte." Späterhin, als die Ungunst der Zeiten den dazu nöthigen Aufwand der herzoglichen Privatcasse sehr lästig machte, wurde dieselbe einzelnen Factoren mit der Bedingung in Erbpacht gegeben, daß sie die nöthigsten Schulbücher für einen bestimmten geringen Preis liefern mußten (z. B. die A. B. C. Bücher für 3 Pf., deutsche Grammatiken für 1 Gr., lateinische Grammatiken für 2 Gr., Evangelien-Bücher für 5 Gr. 8 Pf., Spruch-Büchlein für 2 Gr. u. s. w.); als aber auch diese Maßregel sich für den dabei verfolgten Zweck nicht bewähren wollte, wurde die Druckerei als eine privilegirte, von der Stadt Weimar nicht wieder zu trennende Hofbuchdruckerei 1658 an Privateigenthümer verkauft, in welcher Eigenschaft sie nach dem Bedürfnisse der Zeiten noch jetzt besteht.

Den übrigen Raum der Schrift nehmen einzelne auf Anlaß des damaligen Jubelfestes verfertigte Gedichte ein, welche in einer jenen Zeiten angemessenen Form oft recht schöne und ergreifende Gedanken enthalten, hier aber nicht weiter berücksichtigt werden können. Nur Eins der kürzesten und besten derselben möge diese Nachricht schließen. Es ist leider anonym und macht den Anhang zum Ganzen aus.

„Madrigal
auf die
edle Buchdruckerkunst.

Such't meinen Ursprung nicht auf Erden,
Als wär' ich nur von Ohngefähr.

Ich

Ich rühr' von Gottes Finger her,
Und mußt' ein kräftig Werkzeug werden
Zu Luthers Reformation.
Ich bin der Weisheit Sitz und Thron,
Die Sonne der Gelehrten;
Wenn Welt und Himmel gleich vergeh'n,
So muß mein Eindruck doch besteh'n.
Den Todten gebe ich das Leben wieder,
D'rum sing't mir Lob- und Ehrenlieder."

3.

Urtheil eines Engländers über die anglicanische und katholische Kirche.

Im Sun suchte Jemand darzuthun, daß die anglicanische Kirche, ungeachtet ihrer Leidenschaftlichkeit gegen die römische, sich eigentlich von dieser gar nicht so sehr unterscheide, und den übrigen protestantischen Glaubensbekenntnissen fast eben so schroff gegenüberstehe, wie die katholische Kirche. „Die Kirche von England," sagte er, „nämlich ihre Priesterschaft, leitet ihre apostolische Nachfolge, einen großen Theil ihres Rituals, viele ihrer Gebete, die meisten ihrer Observanzen, beinahe alle ihre Fest- und Fasttage, den ganzen Umriß ihrer Organisation und Disciplin, endlich neun Zehntel ihrer Dogmatik vom Papstthume ab. Die anglicanische Kirche läßt einen papistischen Priester, der zu ihr übertritt, ohne Weiteres, ohne Widerspruch und Widerstreben, zu ihren Ordinirungen zu; sie erkennt an, daß die Weihe Roms der ihrigen ähnlich und gleichgeltend sei. Bei einer Gelegenheit gab der jetzige Erzbischof im Oberhause selbst zu, daß die beiden Kirchen einander sehr ähnlich seien. Das haben die Calvinisten Englands, das haben die Presbyterianer Schottlands immer gesagt, bis es in letzterer Zeit die Taktik der schottischen Klerisei wurde, für parlamentarische Unterstützung ihrer englischen Amtsbrüder zu

zu eifern, um auf diese Weise, unter dem Vorwande der Kirchenausdehnung, Geldzuschüsse auch für die presbyterianische Priesterschaft zu erpressen. Darum hat diese in neuerer Zeit dieselbe anglicanische Kirche, die einst die ehrenvesten Cameronier die „Tochter der Babylonierin und einen bepurpurten Prälatengräuel" genannt, jetzt, durch den Mund des Dr. Chalmer's, als die mit allen Tugenden ausgestattete Musterkirche proclamirt! Fußend auf die Aussage der alten Presbyterianer, auf das Geständniß des Erzbischofs von Canterbury und auf den Ursprung, die Praxis und die Lehren der anglicanischen Kirche, behaupten wir, daß diese anglicanische Kirche dem Papstthume gleicht. Einige kleine Unterschiede bestehen allerdings zwischen den beiden Kirchen. Die Kirche von England wollte, wie die von Rom, ein sichtbares Oberhaupt haben: was that sie darum? Sie nahm sich zu ihrem Oberhaupte einen weltlichen Souverän, der eben so gut ein Georg IV. wie eine Victoria seyn kann. Einen ehrwürdigen Priester zum sichtbaren von der Geistlichkeit gewählten Oberhaupte zu haben, das ist offenbar ein Vorzug, dessen die römische Kirche sich vor der anglicanischen rühmen kann. In der neuern Zeit ist der römische Stuhl fast immer würdig besetzt worden, und Nepotismus wie niedrige politische Intrigue blieben der Papstwahl fern, wohl aber kann Jedermann in England auf Bischofsitze mit Fingern deuten, auf denen politische Pamphletenschreiber oder Theils unwissende, Theils intriguirende Günstlinge des hohen Adels sitzen. Pfründenhäufungen in Einer Hand werden in der römischen Kirche wenig geduldet, Abwesenheit des Geistlichen von seinem Amtssitze ist in ihr fast unbekannt; daß man einen Unter-Pfarrer mit der Löhnung eines Zimmermannsgesellen abspeist, während der von den Spolien der Hospitäler und anderer milden Stiftungen wohlgemästete Ober-Pfarrer in seiner Kutsche von einer Pfründe zur anderen herumrollt, oder sich in derjenigen vestsetzt, die seinem Lieblings-Badeorte und

Stell-

Stelldichein zum Kartenspiele am Nächsten gelegen ist: von all' diesem Skandale ist die römische Kirche dermalen rein, und in allen diesen Puncten ist sie, wie es unserem zwar ungelehrten, aber auch unbefangenem Urtheile bedünken will, eine bessere Schule der Frömmigkeit und Reinheit, als ihre anglicanische Tochter. Ob die Doctrinen der englischen Kirche vor denen der römischen den Vorzug verdienen, oder ob sie vielleicht nur darum Etwas voraus haben, weil eine freie Presse und ein Etwas aufgeklärteres Volk ihnen fördernd zur Seite standen, wollen wir nicht entscheiden. Wir geben von unserem protestantischen Standpuncte aus zu, daß die Abschaffung der Ohrenbeichte ein großer Fortschritt ist, aber eben der Verlust derselben wird ja von den Puseyiten beklagt, und sie empfehlen deren Wiederherstellung. Hat in früheren Zeiten der römische Klerus nach weltlicher Macht gestrebt, so wird jetzt sein Ehrgeiz von dem der anglicanischen Geistlichkeit erreicht, wo nicht übertroffen, welche in Opposition gegen die Staatsgewalt darauf besteht, die Erziehung des ganzen Volks in ihre Hände zu bringen. So eifersüchtig ist sie auf ihre Macht, daß sie keines der Lebensverhältnisse ihrer Controle entschlüpfen lassen will, und so oft Dissenter=Secten ihre bürgerlichen Rechte zu erlangen suchten, ohne sich von den Dienern der Staatskirche taufen, trauen und beerdigen zu lassen, widersetzten sich ihnen jene Kleriker mit aller ihnen zu Gebote stehenden politischen Macht. Bis auf den heutigen Augenblick lassen sie Dissenters einkerkern, die nicht für ihre unbegehrten und ungebrauchten priesterlichen Dienste zahlen, die nicht für ihren mehr als papistischen, für ihren heidnischen Priesterprunk beisteuern wollen. Solche laut sprechende Zeugnisse geistlicher Tyrannei hat die jetzige römische Kirche schwerlich, die von Irland gewiß nicht aufzuzeigen, wie die zwei wegen rückständiger Kirchensteuer im Gefängnisse schmachtenden protestantischen Dissenters David Jones und John Thorogood."

4. Der

4.

Der Schulunterricht in Belgien.

Bekanntlich war die angebliche Unterdrückung des Unterrichts eine der ehemaligen Hauptbeschwerden der Belgier gegen Holland, und nach der Revolution im J. 1830 wurde folgerecht auch dieser Beschwerde abgeholfen, d. h. volle Freiheit des Unterrichts gewährt. Die Erwartungen, die man davon gehegt hatte, sind aber wenigstens für die eine Partei in Belgien nicht in Erfüllung gegangen, wie aus einem neuerlichen Pamphlet von Hrn. Ducpetiaux, einem der damaligen Häupter der liberalen Opposition, hervorgeht. Das Pamphlet führt den Titel: quelques mots sur l'état actuel de l'éducation en Belgique, und enthält eine ganze Reihe von Zahlenangaben über die Schulen und Schüler in allen Provinzen Belgiens, und ganz neuerdings kam auch in der statistischen Gesellschaft zu London derselbe Gegenstand zur Sprache, indem ein Hr. Rawson den jetzigen Zustand des Unterrichts in Belgien mit nicht sehr erfreulichen Farben schilderte. Das holländische System des öffentlichen Unterrichts wurde nach der Verbindung Belgiens mit Holland im J. 1815 im ersteren gleichfalls eingeführt, und in jeder Provinz Comités errichtet zur Organisation desselben; die Armen sollten umsonst Unterricht erhalten, Schulinspectoren wurden ernannt, und alle Lehrer mußten ein Examen bestehen und ein Certificat ihrer Fähigkeiten erlangen. Der Staat schoß Gelder vor, forderte die Gemeinden zu Beiträgen auf, um Schulhäuser errichten zu können, und vermehrte aus den Staats- oder Provincialfonds die Gehalte und Pensionen der Lehrer. Ein großer Impuls ward so dem Unterrichte gegeben, die Zahl der Schulen und der Schüler stieg. Normalschulen und Schullehrerseminare wurden errichtet und öffentliche Prüfungen für die Lehramtscandidaten angestellt. Die Revolution schnitt, indem sie die Freiheit des Unterrichts proclamirte, diesem Systeme den Lebensfaden ab, den Provincialcomités ward jede Macht benommen, Zwangsmittel anzuwenden, endlich hob man sie ganz auf und alle Aufsicht über die Schulen hatte ein Ende, so daß der Primairunterricht in Belgien jetzt gar nicht durch Gesetze geregelt ist. Auch hat sich die Regierung gehütet, in den letzten neun Jahren Berichte über den Zustand der Schulen zu veröffentlichen, dagegen lassen die Berichte der Gouverneure und

Pro-

Provincialräthe einen fatalen Blick in das Innere desselben thun. Zwar hat sich das Verhältniß der Schülerzahl zur Einwohnerzahl kaum gemindert: es ist jetzt noch wie 1 : 10, wie es im J. 1826 schon gewesen war, aber es ist schon eine Art Rückschritt, daß es so stationair blieb. In der Miliz von Brabant befanden sich im J. 1838 unter 5873 jungen Menschen von 18 bis 19 Jahren nicht weniger als 3105 oder 53 pCt., die weder lesen noch schreiben konnten, doch Brabant ist nach Namur und Luxemburg die Provinz, wo das Verhältniß der Schülerzahl zur Einwohnerzahl noch am Besten, nämlich 1 : 9,6 steht, während es in Lüttich, Antwerpen und Limburg wie 1 : 10, und in den beiden Flandern wie 1 : 13 steht. Man kann somit auf den Stand des Schulwesens einen Rückschluß machen. Zudem ist zu bemerken, daß ein sehr großer Theil der Schulen nur im Winter offen ist, und gewöhnlich mehr als die Hälfte der Schüler im Sommer ganz ausbleibt, anderer Mängel hinsichtlich der Unterrichtsmethoden, der Unterhaltung der Normalschulen, der Abscheidung der Mädchen und Knaben, der Bildung von weiblichen Lehrern u. s. w. gar nicht zu gedenken; die von der holländischen Regierung angeordneten Zusammenkünfte der Lehrer, die Circulation nützlicher Bücher unter denselben, die Errichtung von Lehrcursen über die Kunst des Unterrichts, die vor der Revolution in allen größeren Städten bestanden, haben aufgehört, und das Uebel ist endlich so groß geworden, daß die Provincialräthe ohne Ausnahme sich für die Annahme eines von der Regierung beaufsichtigten Systems aussprechen, indem der mit der Freiheit des Unterrichts gemachte Versuch als völlig mißlungen zu betrachten sei.

5.

Mein Credo.

Du sollst! — Ich kann's nicht mit dem besten Willen,
Nicht Alles glauben, was und weil's geschrieben steht;
Nicht mehr des Zweifels wilde Brandung stillen.
Da frommt kein Anathema, kein Gebet.

Unglücklicher! — Wohl magst Du so mich nennen,
Den Jüngling, der sich falsches Ziel gesteckt.
Kann laut ich das als Gotteswort bekennen,
Was sich als Menschenwahn mir aufgedeckt?

Ich

Ich glaub' an Gott, den Heiligen und Reinen,
Der Alles schuf und liebend Alles hält;
Ich glaub' an Gott, — doch nicht an den Dreieinen,
Den Unvernunft auf den Altar gestellt.

Ich glaube an den Sohn, der uns entsündet,
Weil er den Weg der Wahrheit uns gelehrt;
Der uns das Licht im Heiligthum' entzündet,
Das von dem Oele der Vernunft sich nährt.

An ihn, der hoch vor allen Gotteskindern
Der reichbegabteste, der willensreinste Sohn;
Doch, daß er starb, um uns're Schuld zu mindern,
Spricht der Vernunft, spricht meinem Gotte Hohn.

Ich glaube an den Geist, deß wunderbares Wirken
In allem Herrlichen sich offenbart,
In christlichen und heidnischen Bezirken,
Der nicht erst mit dem Christenthume ward.

Ich glaube vest an ein unsterblich Leben
Des Geistes, ob der Körper auch zerfällt,
An eine Ewigkeit, wo reiner unser Streben,
Weil dunkles Räthselwort den Blicken aufgehellt;

Wo Innenwelt und Außenwelt sich einen,
Wo unser Richter unser eig'nes Herz,
Wo wahrhaft selig nur die wahrhaft Reinen,
Wo des Gewissens Fluch der Höllenschmerz.

Doch daß in Grabesnacht die Todten schlafen,
Bis der Posaunen Ruf den Riegel bricht,
Daß äußerlich und ewig dort die Strafen —
Das glaub' ich jetzt, das glaub' ich ewig nicht.

D—e. H. S—l.

Bekannt-

Bekanntmachungsblatt

der

kritischen Prediger-Bibliothek.

III.

Bei Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Hundeiker, Elias Gerhard Julius (Pastor zu Hötensleben im Regierungsbezirke Magdeburg), der Herr Dekan Götz zu Gnadenberg mit seinem Freiherrn von Wiesau vor dem Gerichte des gesunden Menschenverstandes, der Geschichte und der heil. Schrift. — Eine kritische Beleuchtung der, gegen Hrn. Dr. Bretschneider's Freiherrn von Sandau gerichteten Schmähschrift „der Freiherr von Wiesau." gr. 8. 18 gGr.

Wohlfarth, Joh. Fr. Theodor (Past. in Kirchhasel bei Rudolstadt), Hier ist gut seyn; hier lasset uns Hütten bauen! — Eine Sammlung heiliger Reden über die wichtigsten Lehren des Evangeliums mit einem Vorworte über die gegenwärtigen Kämpfe in der evangelischen Kirche. Ein Erbauungsbuch für Gebildete. gr. 8. 1 Thlr. 15 gGr.

Der Name des Bearbeiters der nunmehr in drei evangelischen Ländern amtlich empfohlenen Prediger-Bibel ꝛc. ist zu bekannt, als daß das Publicum eine besondere Hinweisung auf dieses Erbauungsbuch bedürfte. Deßhalb machen wir nur noch auf das höchst wichtige Friedenswort in der Vorrede S. XX. alle Geistliche und gebildete Christen, welche an den betreffenden Streitigkeiten irgend einen Antheil nehmen, um so mehr aufmerksam, je mehr dasselbe geeignet ist, die Gemüther völlig zu beruhigen und eine

eine Vereinigung der Parteien auf der Basis der ewigen Wahrheit zu vermitteln.

Neustadt a. d. Orla, im August 1840.

J. K. G. Wagner.

So eben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Hilfsbuch bei'm Gebrauche der Bibel, enthaltend eine allgemeine Einleitung in die Bibel, und eine historische Einleitung in die einzelnen biblischen Bücher, mit vollständiger Angabe ihres Inhalts. Nebst einer kurzgefaßten biblischen Geographie und Alterthumskunde. Für Lehrer und gebildete Bibelfreunde. — Mit einer Vorrede von Fr. G. Fd. Schläger, Senior Ministerii und Pastor Prim. in Hameln. — Zum Beßten einer Lehrer-Wittwencasse. — Leipzig, bei A. Wienbrack. gr. 8. Pr. 2 Thlr. 6 Gr.

Wer sollte sich nicht freuen (sagt Hr. Pastor Schläger unter Anderem in der beachtenswerthen Vorrede), wenn die Hilfsmittel sich vermehren, die Bibel besser zu verstehen? Ist auch schon Vieles geschehen, um die Christenheit mit ihrer religiösen Erkenntnißquelle vertraut zu machen, wie Vieles ist noch zu thun übrig? Es war daher ein Unternehmen, das den wärmsten Dank verdient, wenn der dem Publico schon anderweitig rühmlichst bekannte Hr. Verfasser dieses Hilfsbuchs den Lehrern und Allen, welche gern in der Bibel lesen, das Verstehen der heil. Schrift durch diese Frucht einer langjährigen Arbeit erleichterte. Er ist bei der Ausführung seines Planes mit einer Umsicht zu Werke gegangen, die man nur billigen muß. Er hat Nichts außer Acht gelassen, was hier Wichtigkeit haben dürfte. Die Forschungen der ältern und neuern berühmtesten Exegeten hat der Verfasser mit richtigem Tacte zu Rathe gezogen und so ein für Geistliche und Schullehrer höchst brauchbares Werk geliefert, welches auch anderen gebildeten Bibellesern, die nach gründlicher Einsicht streben, mit entschiedenem Nutzen in die Hände gegeben werden kann.

Kritische

Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Vicepräsidenten des Oberconsistoriums, Oberhofprediger und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

Ein und zwanzigster Band. Viertes Heft.

Neustadt a. d. Orla,
bei Johann Karl Gottfried Wagner.
1840.

Der johanneische Lehrbegriff in seinem Verhältnisse zur gesammten biblisch-christlichen Lehre dargestellt von Karl Frommann, Dr. der Phil., Lic. der Theol. und der letzteren außerordentlicher Professor zu Jena (jetzt Prediger bei der St. Petri-Gemeinde zu St. Petersburg). Leipzig, bei Breitkopf und Härtel, 1839. XXII und 701 SS. in 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Bei der gewiß ganz richtigen Ansicht des Rationalismus, daß man im biblischen Christenthume ein urchristliches und ein apostolisches Element hauptsächlich unterscheiden müsse, um zur rechten Erkenntniß des Evangeliums zu gelangen, welches ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben, muß es den Biblisch-Denkgläubigen natürlich sehr interessiren, auch die einzelnen Schattirungen des Apostolicismus gründlich kennen zu lernen. Es darf daher als ein glücklicher Gedanke betrachtet werden, daß neben der Anregung, welche der verstorbene Cramer in Leipzig in seiner biblischen Theologie, Böhme in seiner Religion Jesu und der Apostel, und Matthäi in dem Religionsglauben der Apostel Jesu zu besonderen wissenschaftlichen Untersuchungen der Art gaben, Usteri den paulinischen Lehrbegriff zunächst besonders bearbeitete und Dähne diese Bearbeitung in manchen Stücken zu berichtigen und zu vollenden suchte. Die verschiedenen Auflagen, welche das usterische Werk bald nach einander erlebte, beweisen, welchen Bei-

 fall

fall die Untersuchung bei dem theologischen Publicum Deutschlands fand. Und wie es noch jetzt wohlthätig fortwirkt, davon zeugt auch die vorstehende Schrift, welche ihre Erscheinung nach S. V f. in der Vorrede vorzüglich mit der Anregung von Seiten Ústeri's verdankt. Wir heißen dieselbe in der Literatur der biblischen Theologie bestens willkommen, Theils wegen des allgemeinen Interesses, das solche Schriften bei den wissenschaftlichen Theologen immer finden werden, Theils aber auch wegen der gründlichen Forschung, welche im Ganzen in dem Werke sichtbar ist. Dabei müssen wir die Bescheidenheit des Verfs. noch besonders anerkennen, die sich S. XV. also vernehmen läßt: „Ich werde es für Nichts als Gewinn achten, wenn Männer, die tiefer in den Sinn und Geist des Lieblingsjüngers des Herrn eingedrungen sind, als es mir möglich gewesen ist, mich würdigen sollten, mich zu ihrem Jünger zu machen und mich über Das, was irrig und verfehlt in meiner Arbeit ist, zu belehren." Wir wollen den Wünschen des bescheidenen Hrn. Verfs. nicht als unseres Jüngers, sondern als unseres gelehrten Freundes, mit dem wir ein gleiches Ziel verfolgen, möglichst zu entsprechen suchen, indem wir, so weit es der Raum einer Anzeige in diesen Blättern verstattet, in die Haupttendenz seines Werkes eingehen und bei den einzelnen Momenten, aus denen seine Construction des johanneischen Lehrbegriffs besteht, unsere divergirenden Ansichten zu erkennen geben.

Verweilen wir zunächst bei der Vorrede, des Buches Thüre, die uns den Eingang und die Perspective zum Ganzen eröffnet, so können wir die S. XI—XV. angegebenen Grundsätze, welche der Verf. bei der Ausarbeitung seines Werkes befolgte, nicht mit derselben Zuversicht, wie er, als die durchaus richtigen betrachten. Denn wenn S. XI. die biblische Theologie überhaupt von dem Verf. nicht anders als eine wesentlich historische Disciplin gedacht werden kann, in sofern sie allein darauf ausgehe, oder wenigstens ausgehen soll, den Glauben

ben des Urchristenthums in seiner wahren ursprünglichen und authentischen Gestalt zu beschreiben, so sehen wir ein Mal nicht ein, wie der biblische Theolog als Historiker im A. T. das Urchristenthum suchen und in seiner ursprünglichen Gestalt finden könne, und sodann müssen wir es immer noch für irrig halten, wenn sich der Verf. im Ausdrucke „die biblische Theologie überhaupt" vergriffen und darunter nur die biblische Theologie des N. Ts. verstanden hatte, daß diese Theologie „allein" darauf ausgehen soll, den Glauben des Urchristenthums in seiner wahren ursprünglichen und authentischen Gestalt zu beschreiben. Die biblische Theologie hat zur Aufgabe, den religiösen Inhalt des A. und N. Ts. in seinen verschiedenen Formen, die er zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Schriften angenommen hat, wissenschaftlich darzustellen und gründlich zu erläutern. Ist es aber gewiß, daß in der Bibel überhaupt nicht bloß eine Form des religiösen Glaubens und Lebens enthalten ist, und ist es eben so gewiß, daß selbst im N. T. verschiedene Auffassungsweisen des Christenthums vorliegen, wie der Verf. S. XIV. selbst eingesteht, so kann es auch nicht richtig seyn, die Darstellung des Urchristenthums für die alleinige Aufgabe der biblischen Theologie des N. Ts. zu halten. Denn unter Urchristenthum in seiner wahren und authentischen Gestalt kann man doch wohl nur das Christenthum Christi verstehen, d. h. in seiner wohl unterschiedenen Tendenz von dem Christenthume der Christen, sowohl dem apostolischen, als dem kirchlichen, die Religion, die Jesus Christus nicht nur bekannte und lehrte, sondern nach der er auch lebte, so daß er eben allein für ewige Zeiten als das Ideal des menschlichen Lebens in Gotte zu betrachten ist. Glaubwürdige Nachrichten von diesem Urchristenthume finden wir nun zwar allein im N. T. und wir sind auch keinesweges der beschränkten und beschränkenden Ansicht, daß man zum Belege des authentischen Christenthums nur diejenigen

Stel-

Stellen der Evangelien anführen dürfe, in denen Christus selbst gesprochen und gehandelt habe, indem wir überzeugt sind, daß die nichtevangelischen Berichte der Apostel von Jesu Lehre und Leben auf dieselbe Glaubwürdigkeit, wie die Evangelisten, Anspruch machen können, wenn das Daseyn eines Urchristenthums nicht überhaupt sehr zweifelhaft gemacht werden soll. Allein in den Evangelien wie in den epistolischen Schriften liegt das Urchristenthum nicht klar und widerspruchsfrei überall vor Augen, sondern es hat durch die verschiedene Auffassungsweise und Darstellungsgabe der Apostel eine verschiedene Färbung erhalten, die eben der biblische Theolog aufsuchen muß, um in den Evangelien wie in den übrigen neutestamentlichen Schriften das authentische Christenthum von dem apostolischen gehörig scheiden zu können. Oder will der Verf. leugnen, daß Matthäus, Lukas und Johannes schon in den ersten Capiteln ihrer Evangelien ihre subjectiven Ansichten von der Persönlichkeit Christi vorgetragen haben? Er würde leugnen, was für unbefangene Theologen eine längst ausgemachte Sache ist. Doch scheint sich der Vf. darin noch nicht recht klar geworden zu seyn, was aber seyn mußte, wenn er den johanneischen Lehrbegriff in seinem Verhältnisse zur gesammten biblisch-christlichen Lehre richtig darstellen wollte. Auch seine anderweitigen Grundsätze bezeugen das. Denn wenn es S. XII. auch recht schön klingt, daß er es sich zur ersten Aufgabe gestellt habe, das christliche Glaubensbewußtseyn des Apostels so vollständig als möglich zur klaren Anschauung zu bringen, daß er sich zu diesem Zwecke, zumal da ein jeder Schriftsteller am Beßten nur aus sich selbst zu erklären sei, durch eine anhaltende und gewissenhafte Beschäfftigung mit den johanneischen Schriften Sinn und Herz für die Tiefen der Gottheit, die er aus seinem reichen Gemüthe geoffenbart habe, zu öffnen und sich möglichst in seinen Geist hineinzudenken und hineinzuleben suchte, daß er sich sorgfältig gehütet habe, mit Bewußtseyn zu der Lehre des Apostels irgend

Etwas

Etwas von seinem Eigenen hinzuzuthun oder Etwas von ihr hinwegzunehmen, und daß er es endlich verschmäht habe, den Jünger, welcher den Geist des göttlichen Erlösers gewiß am Selbstständigsten und Eigenthümlichsten in sich aufgenommen habe, dieses Ruhmes berauben zu wollen und etwa die herrlichen und prägnanten Aeußerungen seiner erhabenen Mystik als einen Reichthum anzusehen, den er sich aus den Schätzen der alexandrinischen oder persischen, oder sonst noch anderer Religionslehren nur erborgt hätte; so liegt doch in diesen Worten eine Pietät des Verfs. gegen Johannes, welche weder mit richtigen hermeneutischen Principien, noch mit dem an sich ganz vernünftigen Gesetze der Voraussetzungslosigkeit, dem der historische Kritiker folgen muß, vereinigt werden kann. Doch müssen wir dem Verf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, um gerecht zu seyn, solchen Ansichten nicht immer treublieb. Denn wenn er auch seinem Werke das Motto aus Origenes vorsetzte: *Τολμητέον τοίνυν εἰπεῖν ἀπαρχὴν μὲν πασῶν γραφῶν εἶναι τὰ εὐαγγέλια, τῶν δὲ εὐαγγελίων ἀπαρχὴν τὸ κατὰ Ἰωάννην, οὗ τὸν νοῦν οὐδεὶς δύναται λαβεῖν μὴ ἀναπεσὼν ἐπὶ τὸ στῆθος Ἰησοῦ*, und dem gemäß oben behauptet, es verschmäht zu haben, den Jünger, welcher den Geist des göttlichen Erlösers am Selbstständigsten und Eigenthümlichsten in sich aufgenommen habe, dieses Ruhmes berauben zu wollen; so scheut er sich doch nicht S. 12. in der Anmerk. zu bekennen, daß der Bitte der Zebedaiden (Mark. 10, 35 ff.) nicht Demuth, sondern ehrgeiziger Hochmuth zu Grunde gelegen habe, und S. 22., daß Johannes zu denjenigen Naturen gehört habe, in welchen überhaupt die Receptivität vor der Spontaneität überwiegend vorherrsche, daß er mehr dazu angelegt gewesen sei, sich durch die Eindrücke, die er von Außen empfing, bestimmen und bilden zu lassen, als selbstständig auf die Außendinge, ihnen Maß und Gestalt gebend, einzuwirken. Nur bleibt es dann unerklärlich, wie Jo-

Johannes mit der griechischen Sprache während seines Aufenthaltes in Kleinasien keine griechische Idee aufgenommen und z. B. Nichts aus den Schätzen der alexandrinischen Religionslehre sich angeeignet habe. Einem solchen Charakter ist es doch wohl nicht entgegen, anzunehmen, daß die Logoslehre der jüdisch-alexandrinischen Philosophie und ihre durch den Verkehr mit Alexandrien vermittelte Verbreitung in Kleinasien dem Joh. eine sehr natürliche Veranlassung gegeben habe, das Urwort, welches in der ersten biblischen Urkunde des A. Ts. die Welt erschaffen, mit Christo zu identificiren und somit christlich zu verherrlichen. Auch wäre der Verf. auf solchem Wege, wie er in seiner Pietät befürchtet, gewiß nicht in Gefahr gerathen, das natürliche Bild eines heiligen Apostels zu einer monströsen Caricatur zu verzerren. Eher kann das natürlich bei einer charakterlosen Zeichnung geschehen, welche den wissenschaftlichen Weg verläßt und um erbaulich zu werden, oder Allen Alles zu seyn, hin und her schwankt. Leid thut es uns auch, daß er bei dieser Gelegenheit nur die trefflichen Dienste erwähnt, die ihm in dieser (wie schon erwähnt, nicht ganz vorurtheilsfreien) Beziehung die exegetischen Bearbeitungen der johanneischen Schriften von Lücke, Olshausen, Tholuck und de Wette geleistet haben. Auch Künoel und Paulus und namentlich der würdige Meyer mit seinem trefflichen Commentare zum Ev. des Joh. wäre nicht zu verachten gewesen. Eine gründliche Untersuchung mußte wenigstens von Allen Notiz nehmen und sich dann selbstständig nach dem unabänderlichen Gesetze objectiver Wahrheit ihren eigenen, freien Weg bahnen. — Besser haben uns die Grundsätze gefallen, nach denen der Verf. bemüht war, den erforschten Sinn der johanneischen Aussprüche im Einzelnen in organischer Verbindung zu einem systematischen Ganzen zusammen zu stellen und das eigenthümliche Verhältniß anzugeben, in welchem die Lehre des Joh. zu der anderweitigen neutestamentl. Lehre, zu der synoptischen, zu der des Paulus

und

und der übrigen Apostel steht. Nur meinen wir, daß eine solche Erörterung überhaupt in der Einl. eine passende Stelle gefunden hätte, wie sie auch im Titel des Werks vorausgesetzt liegt. Die Entschuldigung S. XIV., daß dann das kleine Werk ein noch umfangreicheres Buch geworden wäre, gilt nicht, wenn man bedenkt, daß eine solche vorläufige Untersuchung für das Ganze etwas Wesentliches war und daß der Verf. dazu überhaupt viel Raum hätte gewinnen können, wenn es ihm gefallen hätte, seine Ideeen sachgemäßer zu ordnen und präciser darzustellen.

In der Einleitung S. 1—85. handelt der Vf. §. 1. von der Person und dem Charakter des Johannes S. 1 bis 24. §. 2. Von den Schriften des Johannes nach ihrer Authentie S. 24—28., nach ihrem Rangunterschiede als Quellen für den joh. Lehrbegriff S. 28—32., und vorzüglich hinsichtlich der Reden Jesu nach ihrer Stellung zum Inhalte des Ev. im Ganzen, nach ihrem Verhältnisse zu den eigenen Aussprüchen des Joh., namentlich in seinen Briefen, nach ihrem Verhältnisse zu den synoptischen Reden Jesu und ihrer Authentie S. 33—75. §. 3. Von dem Plane des Ganzen hinsichtlich seiner Ansicht von „Lehrbegriffe" und seiner Disposition des Stoffs, S. 75—85. — Bei'm ersten §. müssen wir es tadeln, daß sich der Verf. in eine weitläufige Darstellung des joh. Zeitalters und Lebens verliert, an Statt aus beiden einzelne Momente zur Charakterisirung des Joh. geschickt zu entlehnen und in das ganze Charaktergemälde treu und wahr zu verweben. Das Letztere vermißt man vorzüglich S. 22 bis 24., wo endlich der Verf. aus den einzelnen zerstreuten Zügen in dem Leben des Johannes ein Gesammtbild seines ganzen Wesens und Charakters zu entwerfen sucht, dabei aber ohne streng wissenschaftliche Sprache und im erbaulichen Tone z. B. folgende Charakterzüge des Joh. gibt: „Johannes gehörte zu denjenigen Naturen, in welchen überhaupt die Receptivität

tivität vor der Spontaneität überwiegend vorherrscht. Er war mehr dazu angelegt, sich durch die Eindrücke, die er von Außen empfing, bestimmen und bilden zu lassen, als selbstständig auf die Außendinge, ihnen Maß und Gestalt gebend, einzuwirken. Ihm war es mehr verliehen, das ihm Dargebotene sich anzueignen, dasselbe in stiller, contemplativer Ruhe im Herzen zu bewegen, es dadurch zu seinem bleibenden Eigenthume zu erheben und sich dessen zu freuen, als selbsterrungene Erzeugnisse seines Geistes bei Andern geltend zu machen. Er war mehr dazu geschaffen, sich hinzugeben, als zu beherrschen; mehr, sich in den Gegenstand zu versenken und sein eigenes Ich mit demselben zu verschmelzen, als mit energischer Kraft über den Gegenstand zu walten und ihm das Bild seines eigenen Wesens aufzuprägen. Er mochte lieber in innerer Betrachtung sich sammeln, als durch Handeln auf die Außenwelt sich zerstreuen; er konnte eher mittheilen und bewahren, als suchen und schaffen, und war mehr beharrlich, als strebend. Sein Geist war nicht reich gebildet, noch war er durch Schärfe des Verstandes, durch menschliche Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet. Dafür war ihm aber eine um so größere Tiefe des Gemüths, ein lebendiges und leicht erregbares Gefühl, ein ernster und begeisterter Sinn für alles Göttliche, Wahre und Erhabene zu Theil geworden. Die Grundstimmung seines Lebens war Liebe; aber weniger jene energische active Liebe, welche Alles wagt und unternimmt, um den geliebten Gegenstand zu erreichen (?), als vielmehr die passive, im Gefühle ihrer Befriedigung glückliche, Liebe, die Alles trägt und Alles duldet, die in der Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande ihr einziges Heil erkennt und nur (?) in sofern thätig ist, als sie eifersüchtig (?) Alles, was den geliebten Gegenstand ihr zu rauben droht, abwehrt und fern hält." Wer sieht hier nicht das Tautologische, Schwankende, Vage und Unbestimmte? Und ist das wohl eine passive Liebe, die sich unter das Kreuz Christi stellt,

stellt, die eifersüchtig Alles, was den geliebten Gegenstand ihr zu rauben droht, abwehrt und fern hält? Konnte der Vf. bei einer passiven Liebe des Joh. überhaupt sodann das Resultat fällen: „so war Johannes vorzugsweise geschickt, das christliche Leben, wo es Wurzel gefaßt hatte und zu keimen begann, zu entwickeln, zu pflegen, zu bilden und zu erziehen und ein ausgezeichnetes Werkzeug zur Gründung, Bevestigung und Verbreitung des göttlichen Reichs zu werden, sofern es nicht in äußern Gebehrden erscheint, sondern in dem Herzen der Menschen wohnt?“ Das Alles finden wir besser gesagt bei Meyer, dessen Commentar wir dem Verf. schon oben empfahlen, wenn er in der Einleitung S. 3. bemerkt: „Der Charakter unseres Apostels zeichnet sich durch offene und warme Empfänglichkeit für die Eindrücke der religiösen Wahrheit aus; daher er das Wort und den Geist des Herrn mit tiefer und lebendiger Anschauung erfaßt, und unter dem Einflusse seiner Person und Lehre Meister einer Gnosis wird, welche sich stets im Gebiete eines reinen und ruhigen, freilich oft sehr geistigen und erhabenen, Lichtes bewegt, von Schwärmerei entfernt und vom Geiste der reinen Sittlichkeit und Humanität erfüllt bleibt. Sein tiefes, leicht erregbares Gefühl macht ihn hoher Begeisterung und Unerschrockenheit fähig, verbreitet aber zugleich, von eigener Vernünftigkeit geleitet und vom Geiste Christi geheiligt, über sein ganzes Wesen die liebenswürdigste Milde und Sanftmuth, Demuth und Bescheidenheit. Hohe Ehrfurcht gegen seine beiden Lehrer erfüllt ihn; besonders aber ist er von der wärmsten, hingebenden Liebe an die Persönlichkeit des Erlösers, dessen Liebling er selbst war, gekettet, in welcher Liebe sich die innigste Gottesliebe und die das ganze Menschengeschlecht umfassende Bruderliebe concentrirt.“ Diese Charakterschilderung scheint uns auch weit besser dem Motto des Verfs. zu entsprechen. — Mehr hat uns die Untersuchung des Verfs. in §. 2. über die Schriften des Joh.

ge-

gefallen. Mit kritischer Besonnenheit schließt er bei Bestimmung der Authentie nicht nur die Apokalypse und den zweiten und dritten Brief des Joh., sondern einzelne Interpolationen im Ev. wie 5, 3—4. 7, 53.—8, 11. 21, 1—23. 24—25. und im ersten Briefe 5, 7—8. von den Quellen des johanneischen Lehrbegriffs aus, sondern verwahrt sich auch gründlich gegen die destructive Kritik eines Strauß und Consorten, welche gegen die Authentie des joh. Ev. überhaupt den Umstand geltend machen, daß in ihm gar nicht der historische, sondern ein idealer Christus vorgehalten werde. Wir stimmen dem Verf. bei in Dem, was er S. 37. sehr richtig bemerkt: „Gleichwie er selbst Christum als das Leben in sich trug, so wollte er ihn auch seinen Zeitgenossen als das Leben schildern. Darum hat er den historischen und didaktischen Stoff nicht gesondert und neben einander aufgestellt; sondern er hat beiderlei Elemente gemischt und in ihrer gegenseitigen Durchdringung in und mit einander auftreten lassen." Nur hätten wir gewünscht, daß der Verf. bei dieser Gelegenheit überhaupt tiefer in das Wesen und die Eigenthümlichkeit der hebräischen Historiographie eingedrungen wäre und hier den Zusammenhang der neutestamentliche Historiker unter einander wie ihre Verwandtschaft mit den alttestamentlichen kurz nachgewiesen hätte. Auch Das, was der Verf. S. 47—54. über das Verhältniß sagt, in welchem die in den johanneischen Reden niedergelegte Lehre Jesu zu der eigenen Lehre des Johannes in seinem Ev. und in seinen Briefen stehe, ist gut durchgeführt, indem er beweist, daß die Lehre Jesu bei Johannes fast überall in bildlich-allegorischem, die eigene Lehre des Evangelisten dagegen in dogmatischem Gewande auftrete, daß jene daher mehr populär, diese mehr schulmäßig erscheine. Eben so gründlich gibt er S. 54—63. die Identität und Differenz an, welche zwischen Johannes und den Synoptikern herrsche, obschon es uns unrichtig erscheint, daß es die Synoptiker bloß auf einen

vor=

vorläufigen evangelischen Unterricht Derer, für welche sie schrieben, abgesehen hätten, was wenigstens durch Luk. 1, 1 bis 4. nicht erwiesen werden kann, wie der Verf. glaubt. Auch läßt sich damit, wie mit der Aeußerung, daß die Synoptiker noch auf dem vulgären christlichen Standpuncte gestanden hätten, nicht wohl vereinigen, was der Verf. S. 63. im Resultate der Untersuchung sagt: „Was demnach noch als Unterschied zwischen den synoptischen und johanneischen Reden Christi übrigbleibt, würde darauf hinauskommen, daß dort mehr das Reich Gottes im Ganzen und Großen nach allgemeinen Zügen geschildert und einzelne praktische Lehren und Vorschriften über Theilnahme an demselben gegeben werden, während hier die Person Christi in den Vordergrund tritt und — dogmatisch — nach ihren verschiedenen Beziehungen zu Gotte, wie zu der zu erlösenden Menschheit dargestellt wird; daß die drei ersten Evangelisten Jesum mehr nur als **Verkündiger**, Johannes dagegen mehr als **Gegenstand des Evangeliums** begriffen haben." Denn zur Schilderung des Reiches Gottes im Ganzen und Großen nach allgemeinen Zügen paßt kein vulgärer Standpunct, und indem Jesus bei den Synoptikern das Reich Gottes verkündigt und vest begründet, ist er zugleich auch Gegenstand des Evangeliums. Der Verf. würde besser gethan haben, wenn er bei seinen Untersuchungen in diesem Puncte mehr die dramatisch-historische Darstellung, den episch-didaktischen Zweck und den theokratischen Pragmatismus der Evangelisten in's Auge gefaßt und von da aus ihre besondere Färbung dargestellt hätte. — Sehr vorurtheilsfrei beantwortet der Verf. endlich die vierte Frage in diesem §., in wie weit und in welchem Sinne sich die Authentie der in dem vierten Evangelium berichteten Reden des Herrn behaupten lasse. Nachdem er nämlich die Annahme einer absoluten und wörtlichen Authentie der johanneischen Reden Jesu mit triftigen Gründen S. 66 ff. zurückgewiesen hat, gibt er folgendes Resultat: „So-

„Sofern Johannes in seinen freien Rede-Compositionen solche Formeln und Gedanken verbindet, welche auch in denjenigen Reden Jesu vorkommen, die wir wegen ihres charakteristischen Unterschiedes von johanneischen Gedanken und Ausdrücken als diesem ursprünglich zugehörig ansehen müssen, ist unser Evangelist als ein völlig treuer Referent (?) zu achten. Er ist in dieser Beziehung so verfahren, daß er wirkliche Aussprüche Jesu, welche er gehört hatte, und die ihm noch wohl im Gedächtnisse waren, aus ihrem ursprünglichen historischen Zusammenhange gerissen, dem Herrn auch bei Darstellung solcher Begebenheiten und Veranlassungen in den Mund legte, bei welchen sie derselbe in der That nicht (?) gesprochen hatte." Nur kann man in diesen Sätzen den treuen Referenten nicht mit dem untreuen wohl vereinen.

In §. 3. sucht der Vf. den Plan des Ganzen zu rechtfertigen, nach welchem er den johanneischen Lehrbegriff unter Anleitung von Joh. 1, 1—18. in zwei Haupttheile zerfallen läßt. Der erste Theil (Joh. 1, 1—5.) beschreibt das jenseitige Seyn des Logos in seiner Präexistenz bei Gotte, oder den Logos vor seiner Fleischwerdung S. 86—345. in drei Abschnitten, in welchem das Verhältniß des präexistenzialen Logos zu Gotte (V. 1. und 2.) S. 86—149., seine Offenbarung in Natur und Menschenwelt, als der physischen und geistigen Schöpfung (V. 3. und 4.) oder Gottes Offenbarung durch den präexistenzialen Logos S. 149—242., und das Verhalten der geistigen Schöpfung zu dem Logos (V. 5.) oder wie es in der Inhaltsanzeige S. XIX. heißt, das Verhältniß der Menschheit zu Gotte und dem Logos S. 242—345. dargestellt wird. Der zweite Theil umfaßt dagegen S. 346 bis 701. und zwar nach Joh. 1, 6—18. die Beschreibung des diesseitigen Seyns und Wirkens des Logos, der in Christo Fleisch geworden ist, in zwei Abschnitten, von denen der erste von der Offenbarung der Liebe Gottes in Jesu Christo S. 346 bis

bis 547., der andere von der Aneignung des durch Gottes Liebe in Christo dargebotenen Heils von Seiten der Menschen S. 548—701. handelt. Das Verhältniß der johanneischen Lehre zu den anderweitigen Vorstellungen im N. T. ist Theils am Schlusse einzelner Paragraphen, wie S. 137—149. 174—181. 225—242. 285—309. 634—654., Theils auch in einem ganzen §., wie 480—547. nachgewiesen worden. — Man sieht leicht, wie viel Unbequemes diese Eintheilung hat, und wie wenig sie auch bei Johannes selbst begründet ist. Meint der Verf., wie er S. XIII. der Vorrede äußert, sehr recht, daß er die einzelnen johanneischen Aussprüche zu einem Lehrbegriffe zusammengestellt habe, nicht als ob Joh. selbst sich dieses systematischen Zusammenhanges seiner christlichen Glaubensvorstellungen wirklich bewußt gewesen wäre, und ging seine Absicht dahin, zu zeigen, daß die mannigfachen, scheinbar so aphoristischen Lehraussprüche dieses Apostels sich wirklich zu einer Einheit verbinden lassen — wie konnte er sich S. 84. in dem Glauben eine Fessel anlegen, daß der Hauptinhalt und das eigentliche Gerüste des johanneischen Lehrsystems durch den Evangelisten selbst schon unmittelbar gegeben worden sei? Und wenn Joh. 20, 31. nach dem Verf. S. 83. ein doppelter Zweck der Abfassung des Ev. klar und deutlich angegeben ist, nämlich ein kerygktisch-dogmatischer, in sofern es von Christo zeugen und nachweisen will, wie die ganze irdische Erscheinung Christi den Glauben an ihn als den Sohn Gottes von Seiten der Menschen mit Nothwendigkeit fordere (ἵνα πιστεύσητε, ὅτι Ἰησοῦς ἐστιν ὁ Χριστός, ὁ υἱὸς τοῦ θεοῦ), und ein paränetisch-praktischer, in sofern es seinen Lesern zu der Frucht dieses Glaubens, dem wahrhaften, ewigen Leben verhelfen will (ἵνα πιστεύοντες ζωὴν ἔχητε ἐν τῷ ὀνόματι αὐτοῦ), warum folgte er nicht lieber diesem jeden Falls weit richtigeren Wegweiser, als dem Prologe, in dem keine Andeutung liegt, daß ihn der Verf. als das Thema und die Disposition seines gan-

ganzen Ev. betrachtet wissen wolle? Dergleichen Widersprüche hätte der Verf. gewiß vermieden, wenn er sein Werk nach der Vollendung in seinen einzelnen Theilen und in ihrem wissenschaftlichen Zusammenhange klar überschaut und bei der Darstellung selbst sich nicht zu sehr in's Breite und Weite verirrt hätte.

Sehen wir nun, wie treu er seinen Plan ausgeführt hat. Den Logos vor seiner Fleischwerdung beschreibt er, indem er im ersten Abschnitte §. 1. zeigt, Gott in seiner Immanenz für sich nach seinem substanzialen geistigen Wesen Leben und Licht, und §. 2. Gott, welcher in seiner Beziehung zu Anderem wesentlich Liebe sei, sei in dem Logos sich selbst offenbar. Im zweiten Abschnitte wird dargethan, §. 1., daß sich Gott, welcher Liebe sei, geoffenbart habe, indem er Mittels des Logos göttliches Leben und Licht auch in einem Andern außer sich setzte und vermittelte, und §. 2., daß der Zweck der göttlichen Offenbarung der sei, daß der Mensch durch die Geburt aus Gotte zur Theilnahme am göttlichen Wesen und zur Gemeinschaft mit Gotte gelange. Im dritten Abschnitte endlich wird gezeigt, §. 1., daß die gesammte Menschheit, welche — als Welt — getrieben von Hasse, sich der Lüge und Sünde ergeben habe, in der Finsterniß wandele und sich bei solcher Absonderung von Gotte in dem Zustande des Todes befinde, und §. 2., daß die Bedingung der Sünde im Menschen seine fleischliche Natur sei, ihr Grund sein selbstischer Eigenwille und ihre Ursache der Teufel als das Princip des Bösen in der Welt. Bei dieser Eintheilung, die weder johanneisch, noch logisch richtig ist, sieht man ein, daß, wenn ein Mal Joh. 1, 1—5. die Basis bilden sollte, der ganze erste Paragraph überflüssig ist, was der Verf. selbst fühlen muß, wenn er bedenkt, daß er erst im zweiten Paragraphen S. 117 ff. die ausführliche Erklärung von Joh. 1, 1—5. und zwar auf eine Weise gibt, welche einen langen Prolog über Gott an sich, in seiner Immanenz

manenz und nach seinem substanzialen geistigen Wesen nicht eben nöthig hatte. Der Logos bei Gotte außer der Welt und der Logos außer Gotte in der Welt vor seiner Menschwerdung konnte füglich bloß zur Darstellung kommen, und der ganze dritte Abschnitt des ersten Theiles: „Das Verhältniß der Menschheit zu Gotte und dem Logos" mußte mit dem zweiten in ein Ganzes verschmolzen werden, wenn späterhin Wiederholungen vermieden werden sollten. Wie im ersten Abschnitte der erste, so ist im zweiten Abschnitte der zweite Paragraph S. 181 bis 242. über den Zweck der göttlichen Offenbarung in der Creatur, ganz überflüssig, da er mit der johanneischen Logoslehre 1, 1—5. in gar keinem Zusammenhange steht, und Lehrsätze aus dem zweiten Theile des Lehrbegriffs antecipirt. Die Untersuchung selbst aber ist gründlich geführt. Nur sieht man daraus, wie untreu der Verf. sich selbst wurde, welcher in der Vorrede S. XII. äußert, wie sehr er es verschmäht habe, den Jünger, welcher den Geist des göttlichen Erlösers am Selbstständigsten und Eigenthümlichsten in sich aufgenommen habe, dieses Ruhmes berauben zu wollen und etwa die herrlichen und prägnanten Aeußerungen seiner erhabenen Mystik als einen Reichthum anzusehen, den er sich aus den Schätzen der alexandrinischen, oder persischen, oder sonst noch anderer Religionslehren nur erborgt hätte; gleichwohl aber lange Erörterungen über alttestamentliche (S. 89 f. 108—115.) und philonische (S. 115—117.) Religionsideeen anstellt, um, wie S. [illegible], sagen zu können: „In diesem alttestamentlichen Glaubensbewußtseyn wurzelt denn auch der christliche Glaube des Johannes." Dasselbe Schwanken zeigt sich dann S. 118., wo in der Anmerkung gesagt wird, daß die Darstellung des Joh. von dem Logos nach seinem immanenten Seyn bei Gotte und seinem Wirken und seinen Functionen außer Gotte sich allerdings mit der philonischen Unterscheidung eines λόγος ἐνδιάθετος und λ. προφορικός vergleichen lasse, in sofern in bei-

den Disjunctionen das Verhältniß der Immanenz und Emanenz ausgesprochen sei, und S. 143. gleich hintereinander die Worte folgen: „man muß daher gestehen, daß Joh. und Philo in ihrer beiderseitigen speculativ-gnostischen Begründung ihrer Religionsvorstellungen wenig mehr mit einander gemein haben, als die Annahme von der Nothwendigkeit einer zwischen Gott und der Welt eintretenden Vermittelung und den Gebrauch des Namens Logos, der ihnen zum Ausdruck jener Vermittelung dient; und man versündigt sich stark an dem hehren und einfachen christlichen Geiste unseres Apostels, wenn man ihn für einen unmittelbaren Jünger jener bei allem monotheistischen Scheine doch sehr an das Pantheistische streifenden alexandrinischen Schulweisheit ausgeben will. Ist irgend ein Zusammenhang zwischen Philo und Joh. zu statuiren, so kann sich derselbe wohl nur darauf erstrecken, daß Letzterer, der ja in den spätern Jahren seines Lebens sich Kleinasien, wo gnostische und alexandrinisch-jüdische Ansichten im Schwange waren, zum apostolischen Wirkungskreise erkoren hatte, von dem Geiste jener Religionsphilosophie, die sich in ihren Grundzügen damals weithin verbreitet hatte, wohl nicht unberührt blieb und demselben bei Gestaltung seiner christlichen Gnosis, in soweit als das christliche Element dadurch nicht beeinträchtigt ward, Einfluß gestattet haben mochte." Diese Unbestimmtheit zeigt sich nun auch in dem ganzen Resultate, in welchem der Verf. S. 134 f. seine Logosansicht dem Joh. aufdringt, indem er, fast wie es scheint, der kirchlichen Trinität zu Gefallen und mit Herbeiziehung von Kol. 2, 9. Hebr. 1, 3. Kol. 1, 15. Phil. 2, 6. Röm. 9, 5. Tit. 2, 13., sowie der unpassenden Analogie, daß Gott und Logos Wechselbegriffe seien, wie Vater und Sohn, oder Regent und Unterthan, von welchen Keiner ohne den Andern gedacht werden könne, folgende Aeußerung thut: „Es ist mithin der Logos nach Joh. dasjenige, zwar von Gotte persönlich unterschiedene, aber durch essentiale Einheit ihm gleiche We-

Wesen, mit welchem Gott Kraft der ihm wesentlich einwohnenden Liebe von Ewigkeit her so verbunden ist, daß er in ihm sich selbst offenbar und seiner bewußt wird, welches in dem Begriffe der **einen** und **einigen** persönlichen Gottheit als Gott, der Sohn, neben Gotte, dem Vater, den einen nothwendigen Factor bildet, und welches Gott mit Anderem, das nicht Gott ist, vermittelt." Bei vielem Guten daher, was sich im Einzelnen findet, das immer von mühsamem Fleiße zeugt, kommt man im Ganzen zu einem wenigstens uns unerwarteten Resultate. Uns kommt es so vor, als wenn sich der Verf. erst hinterher wieder frage, ob er auch nicht zu weit gehe, und nun ängstlich noch wenigstens den Schein der Orthodoxie zu retten suche. Wir möchten ihm nicht gern Unrecht thun, aber er prüfe sein Selbstwerk.

Auch im zweiten Theile bleibt der Vf. seinem schwankenden Charakter treu. Schon in der Ueberschrift desselben liegt er: „Das Christenthum oder der Fleisch gewordene Logos." Denn wenn der Fleisch gewordene Logos mit dem johanneischen Christenthume identisch seyn soll, wie konnte dann im zweiten Abschnitte dieses Theiles von der Aneignung des durch Gottes Liebe in Christo dargebotenen Heils von **Seiten der Menschen** die Rede seyn? Die in zwei §§. darüber niedergelegten Untersuchungen, nämlich §. 1. „unter der Bedingung des Glaubens an Christum, welcher in der Liebe wirksam ist, gelangt der Christ durch den Wandel im Lichte zur Kindschaft mit Gotte, in welcher er das Leben hat, und §. 2. Diejenigen, welche durch den Unglauben sich selbst von dem Heile in Christo ausschließen, verfallen dem Gerichte, welches Theils schon ein gegenwärtiges ist, Theils erst künftig bei der Wiederkunft des Menschensohnes Statt finden wird," sollen doch nicht darthun, wie der Logos im Menschen Fleisch geworden ist? Ist nach Johannes der Logos in Jesu Christo unter den Menschen in seiner Vollendung erschienen, so mußte demgemäß gezeigt wer-

den: 1) Was ist nach Johannes Jesus, in dem sich der Logos den Menschen vollkommen offenbarte? 2) Was lehrte nach Johannes Christus, in dem der Logos Fleisch ward? 3) Was that und litt nach Johannes zum Heile der Welt der in Jesu Christo Fleisch gewordene Logos? Bei dem falschen Eintheilungsprincipe des Verfs. aber hat die Person und Lehre Christi, wie sie Johannes darstellt, eine zu zerstreute und schon darum ungenügende Behandlung erfahren. So recapitulirt der Verf. S. 355. die wesentlichen Qualitäten des Logos in seinem präexistenzialen Seyn und sagt, daß er 1) immediativ, nach seinem Verhältnisse zu Gotte betrachtet, in seinem uranfänglichen Seyn in der innigsten Verbindung und Verwandtschaft mit Gotte steht und göttlicher Natur theilhaftig ist, und 2) causativ, nach seinem Verhältnisse zu der Creatur betrachtet, den Grund und Quell alles Lebens abgibt, erwähnt darauf, daß Johannes durch die geschichtliche Darstellung der irdischen Erscheinung Jesu in seinem Evangelium anschaulich zu machen suche, wie Jesus in der That jene wesentlichen Logos-Qualitäten besessen habe, sucht das aus der Geschichtserzählung und den Reden Jesu bei'm Joh. zu erweisen und gleichwohl verschieden davon in einem besondern §. das Werk Christi in seiner irdisch-zeitlichen Erscheinung S. 418—457. und in seiner Erhöhung bei'm Vater S. 458—480. zu diesem Zwecke darzustellen. Sehr erschwerte sich dabei der Verf. die ganze Untersuchung durch das Bestreben, das πνεῦμα ἅγιον, das ihm erst bei der Taufe zu Theil wurde, und Joh. 14, 28. das μείζων mit den Logos-Qualitäten Christi in Einklang zu bringen. Hier genügte die einfache Bemerkung, daß das johanneische Philosophem vom Logos auf das Leben Christi keine volle Anwendung leide. Denn damit ist doch in der That nichts Haltbares gesagt, wenn er nach einer allgemeinen Untersuchung über das testamentische πνεῦμα, zwar freisinnig genug ist, S. 365. zu leugnen, daß dieses irgendwo in den biblischen

schen Schriften als ein besonderes drittes persönliches Wesen neben Gotte und dem Logos dargestellt sei, aber es doch im Allgemeinen als eine Gott und den Logos beseelende Lebenskraft, als das Beide erregende Princip auffaßt, welches in Gotte der Grund seiner Offenbarungen, in dem Logos aber auch zugleich der Trieb und die Kraft zur Vermittelung Gottes durch die Offenbarungen ist, und welches eben dadurch beide, der Creatur gegenüber, zu einer Einheit verbindet, und dann bald darauf S. 367. behaupten kann: „So lange daher in seiner Kindheit und Jugend das menschliche messianische Bewußtseyn Jesu noch nicht völlig entwickelt und derselbe noch nicht völlig zum menschlichen messianischen Wirken befähigt war, so lange war zwar der Logos schon wirklich in ihm als göttliche Bestimmtheit seines Wesens und als Princip seines göttlichen Lebens; allein es war noch nicht in ihm jenes ihn zur Offenbarung nach Außen und zur Mittheilung seines göttlichen Lebens an Andere anregende Princip des Geistes Gottes, welcher auch Geist Christi genannt wird, Theils weil er zunächst durch Christum den Gläubigen mitgetheilt wird (Röm. 8, 9.), Theils weil er, als in den Propheten des A. B. wirksam (Joh. 12, 38.), die Zukunft Christi verkündigte (1 Petr. 1, 11.)“!! Der Verf. widerspricht sich, um in diesem Puncte die neutestamentlichen Schriftsteller zur Harmonie zu bringen, eben so sehr, als die Evangelisten sich widersprechen, wenn sie Christus im heiligen Geiste empfangen und als heiligen Gottessohn geboren werden, den heiligen Geist selbst aber erst bei seiner Taufe auf ihn herabfahren lassen. Der Widerspruch liegt auch im Folgenden deutlich vor, wenn der Verf. S. 367. bemerkt, daß der heilige Geist erst auf Christus herabgekommen sei, als er das volle kräftige Mannesalter erreicht habe, welches ihn zu seinem menschlichen messianischen Wirken unter seinem Volke befähigte, S. 368. aber wieder schließt: „Denn gleichwie zu Jesus nicht bloß das Wort Gottes geschahe, wie zu den Pro-

pheten

pheten des A. B., sondern er selbst dieses Wort Gottes wirklich war: so mußte auch der Geist nicht nur als stetiges und bleibendes (Joh. 1, 33.) Princip seines Lebens und Wirkens ihm einwohnen, sondern er mußte auch mit dem Geiste erfüllt werden mit einem Male und — nicht nach dem Maße (Joh. 3, 34.), weil das Göttliche nicht eben so dem Gesetze der Allmäligkeit seiner Entwickelung unterworfen ist, wie das Menschliche, und weil der Logos, wenn er ein Mal aus seiner Immanenz heraustreten und sich äußern soll, sich auch alsobald in seiner vollen göttlichen Kraft und Stärke muß äußern können." Und demnach soll sich nun im Ev. Joh. die Taufgeschichte Jesu zu dem Prologe, namentlich V. 14. so verhalten, daß dieser den Eintritt des Logos in die Welt, jene die Ausrüstung und Manifestation desselben nach seinem Verhältnisse zu der Welt darstellt (?!). Wie verhält sich aber das Selbstzeugniß Christi über seine Person bei Johannes dazu, daß er höherer, göttlicher Abkunft sei, daß ihm Coexistenz mit Gotte und eine innige Verbindung mit dem Vater als eine besondere Würde zukomme, und daß ihm eben deßwegen auch eine ausschließliche Bekanntschaft mit Gotte und den göttlichen Dingen eigen sei? Der Verf. muß sich nothwendig in einer fortwährenden Verlegenheit dabei befinden, oder der Exegese Gewalt anthun, wie es auch S. 393. geschieht, wo er den „prägnanten" Ausspruch des Erlösers, daß der Vater größer sei als er (Joh. 14, 28.), mit seinen sonstigen Erklärungen über seine Person dadurch in Uebereinstimmung zu bringen sucht, daß er annimmt, der Erlöser zeuge eben nur immer als Mensch gewordener Gottessohn von seiner Person, so daß man auch in diesem Ausspruche nur eine Vergleichung zwischen dem Vater und dem in zeitlicher Gegenwart auf Erden lebenden Sohne Gottes zu erkennen habe, daß der Sohn in dieser zeitlichen Gegenwart, wie sehr er auch immer in ihr das Bild des unsichtbaren Vaters seyn möge, der vollen δόξα entbehre, deren

er

er früher vor seinem Erscheinen in der Welt theilhaftig gewesen sei und einst nach seinem Hingange zum Vater wieder theilhaftig werden solle. — Dieß genüge, unseren Lesern zu beweisen, mit welchem Geiste Hr. Frommann den johanneischen Lehrbegriff dargestellt habe. Zeugt das Einzelne auch vom Fleiße, mit dem der Verf. geforscht hat, und liefert das einem Bearbeiter des johanneischen Lehrbegriffs zum Theil' recht gutes Material, so können wir doch die gestellte Aufgabe selbst keinesweges als gelöst betrachten. Sollte das Buch eine neue Auflage erleben, dann müßte unser Vf. von richtigeren Principien ausgehen und mit wissenschaftlicherem Geiste ordnen und schreiben, um die volle Wahrheit sich selbst und Andern zur Klarheit zu bringen.

Noch ist uns übrig, zu referiren, in welches Verhältniß der Verf. seinen johanneischen Lehrbegriff zu der anderweitigen biblisch-christlichen Lehre gestellt hat. Und hier freuen wir uns, berichten zu können, daß er S. 137 — 149. die jüdischen Vorstellungen vom Wesen Gottes richtig geschätzt, dem A. T. die Idee der göttlichen Liebe mit Recht' vindicirt und doch auch in ihrem Unterschiede von der neutestamentlichen Gottesliebe überhaupt und der johanneischen in's Besondere gut erkannt habe. Dagegen wird der Vf. S. 174 — 181. ungerecht gegen Paulus und den Verf. des Br. a. d. Hebräer, wenn er einzelne Ausdrücke ohne ihren Zusammenhang mit dem Ganzen zu sehr urgirt und jenen in der Logoslehre ein Schwanken zuschreibt, das doch eigentlich weit mehr bei'm Johannes nach seiner eigenen Darstellung, wie wir oben zeigten, zu finden ist. S. 225 bis 242. findet er ein Verwandtschaftsverhältniß des Joh. mit der anderweitigen Lehre des N. Ts. in der Idee einer Gemeinschaft mit Gotte, zu welcher der Mensch von Gotte bestimmt und zu dessen Streben er verpflichtet sei, ferner in der Idee der Seligkeit, die für den Menschen in der Gemeinschaft mit

Gotte

Gotte liege und als Leben oder ewiges Leben bezeichnet werde, und endlich in der Liebe, die als Grundforderung an den Menschen gestellt werde, durch die sich bei ihm die Erkenntniß des unsichtbaren Gottes in seinen Offenbarungen zur Gerechtigkeit vollenden solle, welche die Bedingung des Lebens sei; ihre Differenz aber in den bestimmteren Modificationen der johanneischen Vorstellungen, nach welchen die Erkenntniß Gottes von Seiten des Menschen nicht bloß eine mittelbare und discursive, sondern eine unmittelbare und intuitive sei. Allein dieß läßt sich nicht behaupten, wenn man außer Phil. 2, 13. Stellen erwägt, wie 1 Kor. 1, 4—6. Phil. 1, 3—6. Eph. 1, 17. 2 Kor. 4, 6. 2 Tim. 2, 25 f. 1 Kor. 1, 8. 3, 6. 6, 19. Kol. 1, 10. 2 Tim. 1, 14. 1 Petr. 1, 22. 5, 10. 1 Kor. 4, 7. 12, 8. 28 f., dann Röm. 8, 9—16. 1 Kor. 3, 5—9. 1 Theff. 5, 23. und bedenkt, daß die unmittelbare Zurückführung alles Guten auf das Göttliche tief in der antiken Weltanschauung begründet ist, welcher das christlich-religiöse Gefühl nur einen besonderen Ausdruck verlieh. Die außerjohanneische Lehre der heil. Schrift in Betreff des ursprünglichen und durch die Sünde gestörten Verhältnisses der Menschheit zu Gotte ist S. 285—309. im Einzelnen gründlich, im Ganzen aber an einem unpassenden Orte dargestellt worden. Sie sollte offenbar erst am Schlusse des zweiten §. des dritten Abschnittes und dann auch übersichtlicher gegeben werden. Besser that das der Vf. bei'm zweiten Theile, wo er S. 480 bis 547. in einem besonderen §. das Verhältniß der johanneischen Christologie zu der anderweitigen neutestamentlichen Lehre angibt und deßhalb im Einzelnen die synoptischen Evangelisten, Jesus, Paulus, den Verf. des Hebräerbriefs, Petrus und die Apokalypse durchgeht. In den erstern Fehler verfällt er aber wieder bei'm zweiten Abschnitte, wo er am Schlusse des ersten §. die anderweitige neutestamentliche Lehre S. 634—654. beschreibt, an Statt diese bei'm zweiten §. im Zusammenhange

dar-

darzustellen und dem Leser über das Ganze eine klare vergleichende Uebersicht zu geben.

Fassen wir die pia desideria zusammen, die in uns der Vf. in Betreff seines johanneischen Lehrbegriffs erregt hat, so wünschten wir, daß er logisch geordneter, exegetisch vorurtheilsfreier, kritisch entschiedener und stylistisch präciser und deutlicher gearbeitet hätte.

Geschichte der christlichen Homiletik, ihrer Grundsätze und der Ausübung derselben in allen Jahrhunderten der Kirche. Von C. G. H. Lentz, Dr. der Theologie und der Philosophie, Pastor zu Halchter und Linden im Großherzogthume Braunschweig. Erster Theil 427 SS. Zweiter Theil 393 SS. in gr. 8. Braunschweig, bei Oehme und Müller. 1839. 4 Thlr.

Es kann ein Werk, das nicht gerade bestimmten Anspruch darauf macht, die Wissenschaft an sich weiter gefördert zu haben, gleichwohl als Buch zur Hand sehr brauchbar gefunden werden. Ohne über das Erstere hier entscheiden zu wollen, dürfen wir das Letztere versichern, und dem Amtsbruder, der sich orientiren will und Geld und Zeit an ein bändereicheres Werk nicht wohl wenden kann, den Ankauf der Geschichte der christlichen Homiletik von Lentz unbedenklich empfehlen. Sie empfiehlt sich nämlich selbst durch das Maß wie durch die Uebersichtlichkeit des vertheilten Stoffes, durch im Ganzen gesundes Urtheil und Darlegung desselben in einer einfachen und doch edlen Sprache, und auch äußerlich durch sehr schönen Druck des eigentlichen geschichtlichen Textes, wie durch einen Reichthum von Anmerkungen und Aushebungen aus den Vorträgen

der

der besprochenen Homileten, die im kleinern Drucke noch gut lesbar sind, ohne dem Leser gleichwohl das Gefühl zu erregen, als nähmen sie des Raumes zu viel und ungebührlich weg. — Das Urtheil eines Historikers, der es, wie in einer Geschichte der Homiletik natürlich, vorzugsweise mit hervorragenden Persönlichkeiten zu thun hat, lernt man vielleicht am Sichersten kennen, wenn man dem Zünglein seiner Wage da folgt, wo man das Nachwägen ohne Anstand selbst vornehmen kann, nämlich bei der Kritik der bekannten Notabilitäten der Gegenwart selbst. So sollen hier im Voraus die Namen Dräseke und Harms und einige andere, dem Leser eine Art Rückschluß auf die Behandlung früherer Erscheinungen vermitteln, und was der Verf. über dieselben sagt, zum Maßstabe Dessen dienen, wie er überhaupt die Geister prüft. Wir erlauben uns deßhalb eine längere Anführung. „Mit Reinhard," sagt der Verfasser S. 255. des zweiten Bandes, „hatte die doctrinale und abhandelnde Weise gewissermaßen ihren Gipfel erreicht, und wenn die Meisterschaft Mängel und Unvollkommenheiten einer Methode zu bedecken, ja oft Dasjenige zu gefallender Eigenthümlichkeit zu erheben weiß, was bei weniger Begabten als Fehler gerügt wird; so werden bei den Nachahmern, bei denen der Geist nicht über den Wassern schwebt, die seichtern Stellen alsbald sichtbar. Soll ein Gebäude, welches der Eine nach seiner Weise sich einrichtete, auf die Länge bestehen und für Viele Raum behalten, so wird es nöthig, daß hier die Winkel in andere Grade verlegt, dort eine neue Säulenordnung hinzugesetzt, dort eine neue Kuppel gewölbt werde. An Bauleuten — und wenn die Könige bauen, an Kärnern — hat es auch in neuester Zeit nicht gefehlt." So kommt er denn seinem Gegenstande näher und fährt fort: „Die Schulen, welche offen standen, genügten nicht Allen. Claus Harms, damals Diakonus in Lunden, klagte, er habe „die Wissenschaft des innern Menschen (Mystik), diese nothwendige Vorschule der Religion,"

ligion,"" von keinem Lehrer erlernen können und müsse sich daher privatim darin üben, und Bernhard Dräseke, damals in Bremen, erklärte die vorherrschende Homiletik geradezu für eine abgelebte und zur Veraltung reife. Beide Männer aber, deren Predigerstimme in erregter Zeit erschallte, fanden Zuhörer, Leser, Bewunderer und Tadler. — Claus Harms, geb. 1778, bilderreich, in seiner Sprache „eckig, scharf, spitzig, Spießen und Nägeln gleich," bald in hohem Pathos, bald in traulicher Ansprache in's innere und äußere Leben eingehend, hier zu der Gemeinde herabsteigend, dort sie zu sich heraufziehend, feurig und mild, die alte lutherische Bibel im Herzen, erkannte in den homiletischen Regeln Fesseln, die sein Genius verschmähete. Mit nicht gewöhnlichem Geschicke weiß er zu individualisiren, die Zuhörer zu eigener Geistesthätigkeit anzuregen, den Stachel in ihre Brust zu drücken, die schwache Seite des menschlichen Herzens zu belauschen und den Sünder zu entlarven. Aber mit seinen, häufig sehr gelungenen, Bildern spielt er auch mehr, als er dadurch belehrt, unterhält mehr durch seine Vergleiche, als daß er erbaut, und ist oft so original, daß man Ursache hat, seine homiletischen Producte unter die Curiosa zu rechnen. Er fordert noch immer auf, „mit Zungen zu reden," und gibt die Regel: Sechstens, der Prediger spreche nachlässig und incorrect!" — Seine homiletischen Schriften sind unter dem Texte verzeichnet und eine Galerie von Curiosen, die zu Nutz und Frommen der durch seinen sonstigen Schimmer Geblendeten leicht erweitert werden konnte, ist dort eröffnet und besonders aus den Predigten über die „Vaterunser-Betreffnisse" mit einigen Rembrands ausgestattet. — „J. H. B. Dräseke, geb. 1774, in seinen früheren Leistungen mehr den gegebenen Gesetzen der Redekunst gehorchend, in seinen spätern mehr sich selbst ein Gesetz, hatte, wo er auftrat, geflügelte Worte in rhythmischem, oft lyrischem Schwunge, versteht, wie Wenige, mit Geistesreichthume die Texte bis in ihre

klein-

kleinsten Theile auszunutzen und glücklich anzuwenden; er übt eine seltene Gewalt über Sprache und Gebehrde, daß sein Vortrag das Gefühl anregt und spannt, knüpft mit außerordentlicher Gewandtheit oft an Ein Wort eine Gedankenreihe an, die Vieler Herzen offenbart und dient der Verwirklichung des Gottesreiches in einer Weise, die dem blinden Nachahmer eher zum Falle, als zum Auferstehen gereichen dürfte." Unter dem Texte sind die größeren Sammlungen seiner Predigten verzeichnet. Auf Vollständigkeit in Angabe des einzeln Gedruckten verzichtend, bemerkt der Verf. nur noch im Texte, wie sehr es Dräseke gelungen sei, die Zeitideeen zu ergreifen und kirchliches und politisches Leben mit religiöser Weihe zu besprechen, „wobei dann aber auch die sich selbst immer steigernde Manier, das Alte und Neue auffallend neu zu sagen, zu künstlichem Antithesenspiele, Alliterationen und Wortklängen ihre Zuflucht nahm, auf „den Weg in die Wüste" leitete und „Bilder und Cabinettsstücke" schuf, welche, in den Gestalten verzeichnet und ausgestattet mit einer schillernden Pracht im Colorit, nicht Jedermann mit Wohlgefallen befriedigten." Die beiden Homileten, dünkt uns, haben alle Ursache, mit der Gerechtigkeit, die ihnen der Historiker in seinem Urtheile widerfahren ließ, zufrieden zu seyn. Der guten Sache der christlichen Predigt indessen, die, nach dem Muster des Evangeliums selbst, immerdar nur im Einfachen und Natürlichen ihre rechte nachhaltige Kraft hat, so wie dem Dienste der jüngern Männer, die eine Geschichte der Homiletik unter Anderem auch deßhalb aufschlagen, um für sich selbst die rechte Bahn zu finden, würde es ersprießlicher gewesen seyn, wenn der Verf. Das, was er vom Irrwege und den Extravaganzen Beider sagte, wenigstens — unterstrichen hätte. Angedeutet hat er es allerdings, und: Sapienti sat. — Was der Verf. über Schleiermacher herausgibt, ist weniger bestimmt und klar, vielleicht, weil die schleiermacher'sche Predigtweise selbst eine unklare ist. Er stellt ihn sehr hoch und meint

meint mit Lücke, zum vollen wissenschaftlichen Verständnisse seiner Predigten sei seine Dogmatik unentbehrlich, und wiederum um seine Dogmatik nach ihrem esoterischen und exoterischen Sinne zu verstehen, müsse man nothwendig seine Predigten studiren. Das ist aber Viel verlangt, und wenn der Verf. in der Charakteristik Luthers, des Predigers, S. 16. mit Recht die Popularität so hoch stellt und das Wort aus seinem Munde anführt, daß „ein Prediger nicht ansehen müsse die Doctores und Magistros, die in die Vierzig drin sind, sondern den Haufen, der in die Hundert und Tausend da ist;" so haben wir uns eben um ihrer Unpopularität willen mit den schleiermacher'schen Predigten nie auszusöhnen vermocht. Eine christliche Predigt soll für Alle seyn, wie das Christenthum für Alle ist. Dialektische Kanzeldiscurse aber verdienen wenigstens den Namen der Predigt nicht. Der Verf. selbst sucht den unangenehmen Eindruck, den sie in jener Beziehung auf den Leser machen, durch die Bemerkung zu paralysiren, daß nach der Aussage von Ohrenzeugen in der Persönlichkeit des Redenden, in seiner Betonung und seiner Gebehrde, nicht nur etwas Anziehendes, sondern auch die Verständlichkeit Beförderndes gelegen habe. „Wo der Leser ihn einen obscuris vera Involventem nennen möchte, da muß der Hörer in der fließenden Anmuth des Vortrags und der Hervorhebung des Sinnes durch Steigen und Fallen der Stimme des Redners, der selbst in längeren Perioden sich nie versprach, eine Forthilfe gefunden haben." Wir können uns gleichwohl unmöglich die christlichen Zuhörer in vollem Verständnisse seiner Rede denken, und selbst endlich zugegeben, daß Schleiermacher so sprechen durfte, wie er sprach, als Professor und in Berlin; so haben jeden Falls die Prediger seiner Schule, die auf ihre Dörfer und in ihre kleinen Städte Nichts mitbrachten, als des Meisters vornehmen und fashionablen Schleier, Schaden genug dadurch angerichtet, daß sie den sogenannten Gebildeten gegenüber mit jenem

koket-

kokettirten, die Armen aber desto mehr in ihrer Blöße und die Nackten im Froste ließen. — Doch genug, um den Verf. als einen im Ganzen gerechten und milden Schätzer homiletischer Erscheinungen der Zeit an dem Vorstehenden auch da kenntlich gemacht zu haben, wo wir im Einzelnen nicht überall mit ihm einverstanden waren und sein Gerecht und Mild theilweise anders ausgeglichen haben würden. Es gibt ein Ideal von historischer Unparteilichkeit, bei welchem man vielleicht mit Absicht unterläßt, manche Dinge so stark zu bezeichnen, als die Verirrungen der Gegenwart es wohl erheischten, auch darum es unterläßt, weil man überzeugt ist, die Zeit selbst werde richten und einem künftigen Geschichtsschreiber müsse für seine kritische Wurfschaufel auch Etwas übriggelassen werden. Wir wenden uns von hier ab zu einer kurzen Beschreibung des Werkes selbst. Der erste Band erzählt die Geschichte der christlichen Homiletik von ihren ersten Anfängen an bis zur Reformation. Der Verf. folgt der sprachlichen Eintheilung, als der einfachsten und geht in zwei Abschnitten die orientalische Kirche und die occidentalische Kirche homiletisch durch, indem dann wieder Abschnitt II. in zwei Abtheilungen zerfällt, wovon die eine die lateinisch redenden Homileten bis zu Ende des achten Jahrhunderts nennt, die andere bis zur Reformation a. die lateinisch redenden, b. die in den Landessprachen redenden Kirchenlehrer aufführt. In der Einleitung erklärt sich der Verf. über sein Verfahren näher, indem er sagt: „Unsere Geschichte hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, die Beschaffenheit und die Veränderung der öffentlichen Religionsvorträge selbst zu erzählen, zugleich aber auch eine besondere Rücksicht auf die Regeln zu nehmen, welche für die geistliche Rede aufgestellt und empfohlen wurden. Bei Anführung der berühmtesten Homileten sollen diejenigen Umstände und Verhältnisse aus ihrem Leben ausgehoben werden, welche für ihre Wirksamkeit von

vor-

vorzüglicher Bedeutung sind und ihre Bildung oder persönliche Eigenthümlichkeit besonders in's Licht setzen. Die mitzutheilenden Beispiele und Auszüge, in denen wir die Verfasser selbst reden lassen, machen einen nicht unwichtigen Theil unserer Arbeit aus und hoffentlich auch einen nicht unwillkommenen, da sie Theils zu Erläuterung, Theils zu Belegen des Gesagten dienen werden, Theils dazu, daß das Ganze desto plastischer und die Individualitäten veranschaulichter hervortreten. Sie sind auch zum Theil' aus Werken genommen, die ihrer Kostspieligkeit und Seltenheit wegen nicht in Jedermanns Händen sich befinden." Es werden in der letztern Beziehung besonders die Vorsteher der Bibliotheken in Wolfenbüttel und Göttingen dankbar genannt, die den Verf. bei seiner „documentirten Geschichte" der Homiletik bereitwillig unterstützt haben. — Von dem Gewinne redend, den das Studium, dem er dienen wollte, dem Kanzelredner bringe, faßt er mit Recht' besonders unsere Kirche in's Auge, und sagt: „Insonderheit wichtig ist die Geschichte der Homiletik für die evangelische Kirche, in welcher der Gebrauch des Worts, nach langer Zurückstellung desselben hinter dem kirchlichen Ceremonieendienst, wieder zur verdienten Anerkennung kam; die der Kraft des Wortes noch immer, ohne sich zu täuschen, vertraut, sich aber auch die hohe Aufgabe gestellt hat, in der Predigt den Mittelpunct, den „Kern und Stern" des Gottesdienstes zu haben, um durch sie zu wirken und der moralischen Hoheit des Christenthums und seiner siegenden Gewalt die Steige eben zu machen, während anderswo der Cultus durch schönes Außenwerk (— manche Evangelische sähen ihn selbst gern wieder damit verbrämt —), Musik, glänzende Aufzüge, duftenden Weihrauch, Kerzenglanz und reichen Prunk die Gemüther besticht." In der That hat uns selbst wieder das Lesen in dieser Geschichte der Homiletik mit manchem erhebenden Gedanken und Gefühle erfüllt. Das schwache Wort geht durch die Jahrhunderte, und trägt das Christenthum.

thum. Das schwache Wort stiftete unsere Kirche, und wird sie halten. Und bliebe ihr im äußersten Falle kein anderes Schwert, als das der Rede, sie würde die Scheide wegwerfen und mit ihm siegen. Oft verzagt der Redner in seinem kleinen Bereiche am Worte. Es ist dennoch gewaltig, und am Gewaltigsten das einfache, natürlich-populäre. — Wir können natürlich den Verf. nicht auf seinem ganzen langen Wege begleiten, nur hier und da wollen wir wieder zu ihm treten, seine Rede zu vernehmen, oder eine Bemerkung zu machen. Unter den Homileten der alexandrinischen Schule wird nach dem Origenes, auch Athanasius „der Vater der Rechtgläubigkeit," mit aufgeführt. Wenn aber der „Athanasius alter," den eine Medaille unserer Tage feiert, nicht besser gepredigt hat, als sein erhabenes Vorbild, so liegt in jenem alter mehr eine Ironie, als ein Preis für einen Bischof. „Wegen der ihm beigelegten und wieder abgesprochenen sieben Homilieen," sagt der Verf., „muß er hier genannt werden. Es bedarf aber weiter keiner als der Anführung, daß diese Vorträge mit wildem Feuer und in geschmacklosen Allegorieen polemisiren. Nur wollen wir uns die Bemerkung erlauben, daß die katholische Kirche, in dankbarer Verehrung des Vertheidigers der Rechtgläubigkeit, den oratorisch-allegorischen Künsten desselben eine Art von symbolischer Weihe ertheilt hat. In dem römischen Katechismus werden nämlich die Pfarrer bei Anführung des Evangeliums auf den Palmsonntag angewiesen, sich die schöne Deutung von der Eselin sammt ihrem Füllen nicht entgehen zu lassen. Unter der lastbaren Eselin wollte Athanasius die Kirche und unter dem Füllen die Söhne derselben verstanden wissen, die mit den Stricken des Teufels und der Sünde gebunden sind." — Volles Recht läßt der Verf. dem Heros der griechischen Kirche, dem Chrysostomos widerfahren und gibt reiche und sehr schöne Belege der oratorischen Gewalt desselben auf 8 bis 9 Seiten engen Drucks.

Drucks. Gleichwohl ist er entfernt von dem Fehler Derer, die den Mann als Muster aller Muster betrachtet wissen wollen, und fügt der Schilderung seiner glänzenden Eigenschaften das folgende, ermäßigende wie warnende, Urtheil hinzu: „Aber seine orientalische Phantasie reißt ihn auch oft hin. Er unterscheidet häufig nicht die Verwandtschaft der Begriffe und wird durch das Bestreben, Allen verständlich zu werden, weitschweifig; überladet sich mit Bildern, gefällt sich zuweilen in gezerrten Wortspielen und hyperbolischem Schmucke der Rede, wodurch er der Wahrheit zu nahe tritt; erkünstelt eine Erhabenheit und erschöpft allzusehr seine Allegorieen und Gleichnisse, oder vermengt die Bilder zum Nachtheile der Richtigkeit und Deutlichkeit des Gedankens." Ein unbedingteres Lob aber gibt er ihm nach einer andern Seite hin, das man gewissen Leuten unserer Tage in beiden Kirchen zur Nachachtung wohl empfehlen möchte. Er sagt zum Schlusse der Charakteristik des trefflichen Redners: „Wenn es uns anspricht, den Chrysostomus von der dogmatischen Befangenheit frei zu wissen, welche nach ihm in das System der Religionslehrer überging, wenn seine Predigten den Beweis führen, daß wir nicht Adams wegen gestraft werden und dieser, wenn wir aufmerksam auf uns selbst sind, mehr Gutes als Böses über uns gebracht habe; so verdient auch die christliche Duldsamkeit eine Anführung, welche sich gegen alles gewaltsame Verfahren in Sachen des Glaubens erklärt und christliche Liebe und Milde gegen Heiden und Häretiker empfiehlt. Er hielt eine eigene Predigt: περὶ τοῦ μὴ δεῖν ἀναθεματίζειν." — Gehen wir auf den heil. Augustinus in der lateinischen Kirche über. Wir begegnen hier dem Historiker nicht weniger auf dem Wege der Gerechtigkeit. „Wie man," heißt es S. 163., „über Augustin als Dogmatiker auch denken möge, die homiletische Seite seines Wirkens verdient mehr als Ein Lob." Schon als erster christlicher Homiletiker wirkte er. Sein Werk De doctrina

 chri-

christiana enthält im vierten Buche eine schätzbare Homiletik, die von Aufsuchung des Lehrstoffs und vom Vortrage desselben handelt, und ihre Disposition so stellt: Duae sunt res, quibus nititur omnis tractatio scripturarum; *modus inveniendi*, quae intelligenda sunt, et *modus proferendi*, quae intellecta sunt. Seine oratorischen Grundsätze sind gut und meist von Cicero entlehnt. Der Zweck, welchen die christlichen Redner verfolgen sollen, ist ihm praktische Ueberzeugung, aut ad expetendum fugiendumve animos moveant. Das submisse, temperate, granditer loqui setzt er auseinander, und anders, als Manche seiner heutigen dogmatischen Jünger, in die Wahrheit das Wesen des christlichen Vortrags auf Kanzel und Katheder. Nach ihm heißt's vom rechten Redner: Id agit verbis, ut veritas pateat, veritas placeat, veritas moveat, nicht aber, daß Heuchelei die Herzen täusche und „Geistesspiel" mit der Wahrheit würfle. Dagegen hatte er die sonderbare Ansicht, daß ein Redner, dem das Schaffen schwer falle, die gute Predigt eines Andern auswendig lernen und seiner Gemeinde vortragen möge. „Man könne das wohl für einen Diebstahl halten, denn der Dieb nehme fremdes Eigenthum weg, Gottes Wort aber sei Aller Eigenthum." Vielleicht, daß Hr. Dr. Tholuck diese Maxime Augustin's kannte, und um so unbedenklicher mit seiner eigenen, einmal einstudirten, bekannten Predigt in einem Sommer zu verschiedenen Malen auftrat, was aber, anders als zu Augustin's Zeiten, die Welt übelnahm und als „ein Ereigniß" in ihren Tagesblättern cursiren ließ. Der Verf. führt jedoch in einer Anmerkung eine glücklichere Anwendung der augustinischen Regel an. Der Prediger Hardenberg in Bremen war wegen seiner Rechtgläubigkeit in der Lehre vom heil. Abendmahle — es war um's Jahr 1556 — verdächtig geworden. Er wußte, daß Aufpasser seine Kanzel umstanden, als er in der Auslegung des ersten Korintherbriefs an das Capitel vom Abend-

mahle

wahle kam. Daher nahm er eine vor zehn Jahren bereits gedruckte Predigt des Wolfgang Musculus, lernte sie auswendig und trug sie vor. Freilich fanden die horchenden Gegner in dieser Predigt auch 15 Irrthümer, die aber dann nicht auf Rechnung des Vortragenden kamen, dem rechten Verfasser aber vermuthlich als gut orthodox angeschrieben wurden. Denn bei solchen Gelegenheiten pflegt das Wort in ganz besonderer Weise zu gelten: Duo cum faciunt idem non est idem.— Ist man mit dem Verf. durch die Steppen der Scholastik hindurch und hat bei den bessern Mystikern jener Zeit wie auf einer Oase in der Wüste ausgeruht, so erregt besonders das aufdämmernde Licht und die Freimüthigkeit, womit man Rom und seine Gebrechen angriff, dem Menschenfreunde frohe Gedanken und dem Homileten eine Art von Triumphgefühle, daß auch hier das kleine schwache Wort zum Mauerbrecher für die Bresche ward, durch welche die Reformation in die alte hoch umschanzte Veste drang. Wenn schon ein Bernhardin von Busti, † 1500, die heilige Roma nicht schonte, in einer Fastenpredigt die Worte des Dichters anführte: Aurum Roma sitit, dantes amat, absque dativo Accusativo Roma favere negat, und von der Feilen sagt: venditur ipse Deus; so fühlt man, welch' einen Eindruck die Zornreden eines Geiler von Kaisersberg, † 1510, machen mußten, und wie stark, nach v. Ammon's Bemerkung, die Reformation schon vor der Reformation gepredigt würde. Man denke sich die Schilderung der Mönche, Nonnen und Einsiedler auf einer katholischen Kanzel: „Wenn du, Ehemann, einen solchen Mönch siehst, so zeichne dich mit dem heiligen Kreuze; und ist der Mönch schwarz, so ist er der Teufel; ist er weiß, so ist er seine Mutter; ist er grau, so hat er einen Theil mit jenen Beiden. Nimm die Ordensleute vor dich, wie gänzlich die zerrissen sind. Sie sind größere Buben, als in andern Ständen und in aller Leckerei vorne daran. Ich weiß nicht,

 welches

welches schier das Beste wäre, eine Tochter in ein Kloster zu thun oder in ein Frauenhaus. Warum? Im Kloster ist sie eine Hure und dennoch eine Gnadfrau darzu." — Mit der Zeitfrage: Predigt oder Messe, und mit dem Worte reformatorischer Entscheidung: Es ist kein Ding, das die Leute mehr bei der Kirche behält, denn die gute Predigt, beginnt der zweite Band. Wir haben uns im Einzelnen daraus schon vorgegriffen, und können hier nur einen allgemeinen Umriß geben. Der Verf. theilt hier nach Kirchen und widmet der lutherischen, der reformirten, der katholischen und der griechischen ihren Abschnitt. Die erste ist mit Recht am Ausführlichsten behandelt. Nach einer Einleitung schildert der Verf. die Fortbildung der Homiletik durch Grundsätze und Beispiel Luthers. Dann folgen die Capitel: Allgemeine Predigtweise des sechszehnten Jahrhunderts. Homiletische Anweisungen und Hilfsmittel. Siebenzehntes Jahrhundert. Joh. Arndt. Ungünstiger Einfluß der Zeitumstände auf die Fortbildung der Predigtkunst. Verschiedene Gestaltung der Predigtweise. Homiletische Hilfsmittel und Lehrbücher. Spener und dessen Richtung. Einfluß der Philosophie auf die Predigt. Verbesserungen der Homiletik. Rambach und Reinbeck. Mosheim und Cramer. Fernere Fortschritte, Sammlungen und Hilfsmittel. Das achtzehnte Jahrhundert. Zweite Hälfte. Jerusalem. Reinhard. Neueste Bewegungen auf dem Gebiete der Homiletik. — Kürzer werden die andern Kirchen berührt. Die Geschichte der Homiletik in der griechischen schließt der Verf. mit schönen Hoffnungen für die Zukunft. „Wenn erst wieder die Landsmannschaften der atheniensischen Studentenwelt gedrängt im Hafen die Ankömmlinge erwarten, um diese, wie einst — vid. wie Gregor von Naz. die Ankunft seines Freundes Basil in Athen. Or. XX. beschreibt — den geliebtesten und gefeiertsten Lehrern zuzuführen; dann wird in dem schönen Hellas, bei der glücklich wiederge-

won-

wonnenen bürgerlichen Selbstständigkeit, auch die geistvolle Behandlung der heiligen Wahrheiten zur classischen Gediegenheit sich wieder erheben. Aber es wird auch nöthig seyn, die kirchliche Liturgie so einzurichten, daß die Predigt, die dem christlichen Gottesdienste die rechte Bedeutung gibt, ihren Platz in dessen Mittelpuncte finde. Für liturgische Ausstattung, für Acte und Symbole der Adoration ist reichlich genug in der griechischen Kirche gesorgt." Die Hoffnung des Verfs. erscheint mehr froh, als begründet. Es wird noch manches Jahrzehend vergehen, ehe sich jene Kirche in ihrer Namensheimath, wie in ihrem größern Vaterlande, Rußland, von der stereotypen Form erheben wird zu dem lebendigen Worte. Nicht nur das Volk steht bis jetzt noch zu tief darzu, auch die große Masse der Geistlichen entbehrt noch des Geistes, der zur freien Handhabung des lebendigen Wortes gehört. Es ist bequem, zu erbauen und sich erbauen zu lassen durch Ceremonie und Symbol, unbequem, durch die Predigt. Und die vis inertiae hat ein weites mächtiges Reich.

Das Register, welches dem zweiten Bande angehängt ist und das Ganze umfaßt, erscheint als eine sehr dankenswerthe Zugabe. Und wenn das Buch selbst weiter kein Verdienst hätte, als das Studium der Geschichte der Homiletik frisch angeregt zu haben, so wäre das schon kein unbedeutendes. In einer Zeit, wo Alles schwankt und die tollsten Predigtweisen mit dem Anspruche an unvergängliches Wesen auftreten, thut es Noth, an die vesten und durch das Prüfungsfeuer der Jahrhunderte geläuterten und bewährten Regeln der Natur und Vernunft zu erinnern, so wie das Untersinken alles Dessen, was jenen beiden und somit dem Geiste des Evangeliums selbst widersprach, klärlich und urkundlich nachzuweisen. Für die Verirrungen der Gegenwart ist und bleibt die Geschichte der Vergangenheit auf allen Feldern das wirksamste Correctiv. Aber gehört wollen ihre Lehren seyn, und viele Götzen der Zeit unterliegen leider

noch

noch immer dem Worte, das Ps. 115, 6. von jenen des Alterthums geschrieben steht: Sie haben Ohren und hören nicht.

Stunden christlicher Andacht. Ein Erbauungsbuch von Dr. A. Tholuck, Königl. Preuß. Consistorialrathe, Professor und Universitätsprediger an der Universität Halle-Wittenberg. Hamburg, bei Friedrich Perthes, 1840. XVIII und 628 Seiten. 8. 2 Thlr.

Wir beeilen uns, den Lesern der Krit. Pred.-Biblioth. ein Erbauungsbuch anzuzeigen, das, wie sein bescheidener Verf. in der Vorrede dazu selbst sagt, bisher seines gleichen noch nicht hatte. „Wie Viele," meint er S. III., „so empfand auch ich schon seit einer Reihe von Jahren den Mangel eines lebendig aus der Gegenwart hervorgegangenen und mit Weisheit die Bedürfnisse der Gegenwart in's Auge fassenden, gehaltvollen christlichen Andachtsbuchs, und war verwundert, daß unter der wachsenden Anzahl echt christlicher asketischer Schriften dennoch kein eigentliches Andachtsbuch erschien, welches für unsere Zeit Das geworden wäre, was Arndt und Kempis für die ihrige." Nun könnte wohl Jemand sagen, daß die in so vielen Auflagen erschienenen, in so verschiedene Sprachen übersetzten und in so vielen tausend Exemplaren verbreiteten Aarauer Stunden der Andacht der Arndt und Kempis unserer Zeit wären. Allein Gott bewahre! Wenn es auch zu stark ist, was katholische und protestantische Zeloten gegen dieses Buch gesagt haben, daß es nämlich unmittelbar von dem Satan herrühre (Hr. Tholuck sagt S. X., daß er nicht zu Denjenigen gehöre, welche, wo sie jenes Buch in Jemandes Händen erblicken, dasselbe sogleich ihnen entreißen möchten, ja, daß

daß er sogar nicht verkennt, daß die Aarauer Stunden der Andacht manchen guten Saamen gepflegt haben); so ist es doch immer, was das wahre, christliche Seelenheil anlangt, das durch solche Bücher gefördert werden soll, nicht recht geheuer mit diesen Andachtsstunden. „Aber allerdings," fährt Hr. Tholuck weise sogleich fort, „halte auch ich Manches darin für verderbliche Speise, am Verderblichsten die reichliche Nahrung, welche der Dünkel der Selbstgerechtigkeit erhält; überdieß kommt es ja auch bei Büchern dieser Art nicht bloß auf Das an, was sie geben (?), sondern eben so sehr auf Das, was sie vermissen lassen (?); die Aarauer Stunden der Andacht lassen aber nichts Geringeres vermissen, als denjenigen Weg des Heils, den die evangelische Kirche für den wahrhaften erklärt." Da haben wir's. Die beliebten Stunden der Andacht taugen doch eigentlich Nichts; sie sind keine christlichen Stunden der Andacht, wie die tholuck'schen, und somit geben sie nicht nur nichts Christliches, sondern lassen auch alles Christliche vermissen. „Die hier dargebotenen Betrachtungen," sagt Hr. Tholuck von seinen Stunden der Andacht, „wollen nur diesen (den wahrhaften Weg des Heils) darlegen und machen darauf Anspruch, eine von Einseitigkeit und Krankhaftigkeit freie Darstellung des evangelischen Glaubenslebens zu seyn, mit welcher sich solche redliche Freunde der Aarauer Stunden der Andacht, welche nur den Muth haben, vor dem Schmerze der Selbsterkenntniß nicht zu erschrecken, werden aussöhnen können." Dabei verlangt Hr. Tholuck S. XI. nur den geringen Beweis von Gerechtigkeitsliebe, daß Männer, welche etwa über sein Andachtsbuch ihre Stimme öffentlich abgeben und dasselbe bei der unverzeihlichen Gewissenlosigkeit, mit welcher man in unseren Tagen die Schimpfnamen Pietismus und Mysticismus gebrauche, pietistisch zu nennen geneigt seyn sollten, ausdrücklich erklären, ob und in wiefern sie darin eine krankhafte Darstellung

lung

lung des evangelischen Glaubenslebens finden, oder ob sie mit Bretschneider diese Gestalt der Frömmigkeit eben darum pietistisch nennen, weil es die Darstellung des Glaubenslebens der evanglischen Kirche ist; und wünscht schließlich echt evangelisch, daß doch Keiner bei dem oft so gänzlich blinden Parteieifer der Gegner, bei den stets sich wiederholenden schreienden Ungerechtigkeiten an seine Polemik ginge, ohne wenigstens den Ausspruch des Herrn Matth. 7, 12. ernstlich und als ein göttliches Gebot zu beherzigen. — Noch bemerken wir aus der Vorrede, daß in Hrn. Tholuck der Gedanke, auf diesem Gebiete literarisch thätig zu seyn, zu verschiedenen Zeiten und durch mannigfache äußere Veranlassungen angeregt wurde. Zuerst fing er im Jahre 1826 an, als ein anhaltendes, überaus schweres Krankheitsleiden den Geist wie den Körper niederdrückte, zunächst zu seiner eigenen Aufrichtung Betrachtungen über Stellen der heil. Schrift niederzuschreiben, sodann erhielt er eine neue Anregung dazu bei seinem zweiten Aufenthalte in England, als ihm da ein Buch bekannt wurde, dessen Einrichtung ihm zum Gebrauche bei Familiengottesdiensten überaus passend erschien, weil es ausgewählte, besonders praktische Abschnitte der heil. Schrift für jeden Tag, jedesmalige kurze Erläuterungen der Dunkelheiten enthielt, um auch zum Verständnisse der heil. Schrift zu führen, und daran sich eine auf den Text begründete Betrachtung und endlich ein Gebet anschloß, welches die durch die Betrachtung geweckten Entschließungen als Gelübde Gotte vortrug. Noch jetzt erscheint ihm nun ein Erbauungsbuch für Familienandachten, nach diesem Plane gearbeitet, als ein wahres und noch nicht befriedigtes Bedürfniß der Kirche seines Vaterlandes. Aber erst der bedrohliche Zustand, in welchem sich eine Zeit lang sein Augenlicht befand, wurde die zufällige Veranlassung für ihn, sein Werk abzufassen. In den Wintermorgen nämlich, in denen er verhindert war, seine gewöhnlichen Arbeiten bei Licht

zu

zu verrichten, reifte in stillem Nachdenken der Plan zu seinen „Stunden christl. Andacht.“ Es war dieses eine Zeit, wo er die Gefahr vor sich sahe, auf mehrere Jahre, wenn nicht gänzlich, seinem gelehrten Berufe zu entsagen; wenn nun aber die Zeit der Trübsal überhaupt für die Entstehung eines geistlichen Products keine ungünstige sei, so glaubt er auch für dieses, sowohl früher seinem ersten Gedanken, als später seiner Ausführung nach, aus ernsten Lebensstunden hervorgegangene Werk keine ungünstige Hoffnung zu hegen. S. VII. hebt dann der Verf. noch ein Mal hervor, wie ihm zur Beruhigung das Bewußtseyn diene, daß das Werk wenigstens seinem Entstehen nach kein Erzeugniß der Reflexion sei, daß vielmehr von Außen kommende und ungesuchte Veranlassungen die Entstehung desselben herbeigeführt haben. Die Verehrer Hrn. Tholuck's werden sich nun noch mehr wundern, welch' ein eminentes Genie der Mann ist, der selbst im Seelen- und Leibesschmerze nicht etwa einer innern, sondern nur einer äußeren Anregung, einer zufälligen, wie er es zu nennen beliebt, oder einer von Außen kommenden und ungesuchten Veranlassung bedarf, um auch im Fache der Erbauungsliteratur so Ausgezeichnetes zu leisten, daß er mit einem Male die lange so hoch geschätzten Aarauer Stunden der Andacht aus seinem Vaterlande verdrängt. Wie das aber möglich sei, darüber werden sie sich nicht mehr wundern, wenn sie S. VII—X. lesen, welch' eine tiefe Höllenfahrt, ich wollte sagen, welch' eine hohe Himmelfahrt seiner eigenen Selbsterkenntniß Hr. Dr. Tholuck von Jeher in allen seinen Schriften und so auch in's Besondere bei seinen Stunden christlicher Andacht gemacht hat. In dieser so gerechten Selbsterkenntniß, welche immer Matth. 7, 12. vor Augen hat, damit sie Andern ein gutes Beispiel gebe, hat sich Hr. Tholuck dafür entschieden, in seinen Betrachtungen die Entwickelung des christlichen Lebens nach Innen und nach Außen darzustellen und somit seinem Andachtsbuche den allgemeine-

reineren Charakter für Hausgottesdienste zu geben, an denen die gesammte Familie mit Einschlusse der Dienstboten Theil nimmt, zugleich aber auch für Die, in denen zwar christliche Anregungen vorhanden sind, aber ohne Durchbildung der christlichen Erkenntniß. Man sieht, daß der gute Mann echt' apostolisch Allen Alles werden will. Und wie weise verfährt er außerdem! Da seiner Natur überhaupt starrer Schematismus widerstrebt, und er (S. VIII.) dem „aus dem Grünen schneiden" eben so hold, als dem „Leimen" gram ist, so hat er der Planmäßigkeit doch nicht die freie Bewegung zum Opfer gebracht; innerhalb des geschlossenen Ganges des Ganzen waltet Freiheit und Mannigfaltigkeit. „Ein Fehler," sagt er, „der die meisten Erbauungsbücher trifft, ist die Eintönigkeit; ich habe gestrebt, oder ich darf wohl richtiger sagen, meine Eigenthümlichkeit hat mich davor bewahrt, in diesen Fehler zu fallen. Ich habe mich bei'm Niederschreiben dieser Betrachtungen recht eigentlich in meinem Elemente gefühlt, viel mehr als bei'm Abfassen von Predigten, deren hergebrachte Form Fesseln anlegt, in denen der Geist oftmals nach Freiheit seufzt." Doch damit die frommen Leser daran nicht Anstoß nehmen, daß der fromme Mann sich bei'm Niederschreiben recht eigentlich nur in seinem Elemente gefühlt habe, so vergessen sie nicht, daß er sich dabei recht eigentlich auch in einem andern Elemente gefühlt hat. Er hat die Kanzelsprache verlassen und sich, je nachdem es der Gegenstand gab, bald von Claudius, bald von Kempis, bald von Tersteegen, bald, und zwar am Oeftesten, von Luther inspiriren lassen. Wie diese Inspiration namentlich durch Letzteren zugegangen ist, erlauben wir uns den Altlutheranern und Methodisten zum Troste hier mit den eignen Worten Hrn. Tholuck's zu erkennen zu geben. „Wie Viel ich," sagt er S. IX., „dem theuern Vater Luther überhaupt bei Abfassung dieses Werkes verdanke, kann ich nicht sagen: ich habe mich selbst an diesem Manne

von

von Stahle, an dieser Kernnatur, in welcher das christliche Leben nach einigen Seiten hin — denn andere Seiten haben allerdings anders Begabte vollkommener entfaltet (das wird freilich den guten Altlutheranern Etwas nach gemeinem Rationalismus schmecken) — auf ganz vollendete Weise sich darstellt, immer auf's Neue erbaut, erhoben, gestählt. Sein Bild war mir, ich gestehe es, einige Jahre hindurch getrübt gewesen, ich richtete zu ausschließlich meinen Blick auf die Ausbrüche der von dem Geiste des Herrn noch nicht bewältigten kräftigen Natur; mit reineren Gefühlen der Ehrfurcht erfüllte mich die Geisteszucht eines Calvin im Denken und Handeln; als aber bei diesem erneuten Studium sich vor meinem Auge die Weihe des Glaubens und der Kraft dieses grunddeutschen Charakters, die Wahrhaftigkeit seines ganzen Wesens, die wunderbare Kindlichkeit und Naivetät abermals in ihrer Herrlichkeit entfaltete, da mußte ich mich ihm wieder mit ganz reiner Liebe zuwenden und ausrufen (freuet Euch, Ihr Methodisten und armen Sünder in'sgesammt): Seine Schwächen sind nur so groß, weil seine Tugenden so groß sind!" Sollte das zufällig bei dem Inspirirten nun auch der Fall seyn, so wissen wir doch, worin eigentlich die wahre Größe eines echten Lutheraners besteht und welch' schreiendes Unrecht dem armen Erzbischofe Stephan widerfahren ist, als man ihn, den wunderbar Großen eben so an Schwächen wie an Tugenden, am Mississippi als einen Höllenbrand auf den Teufelsbackofen aussetzte. — Noch würden wir es uns nicht vergeben können, unsere Leser auf das neue Talent nicht aufmerksam zu machen, das Hr. Tholuck in seinem Erbauungsbuche mit aller Bescheidenheit und mit allbekannter Demuth zu erkennen gibt. Es ist das nämlich das poetische. Da nämlich die Dichtkunst, wie er S. IX. schreibt, noch in einem andern Dialekte zu Herzen redet, als die Prosa, so war es erst seine Absicht, reichlich Kernsprüche unserer älteren Lieder anzuschlie-

schließen; allein da er nur mit großer Mühe und sehr häufig gar nicht solche fand, wie er sie wünschte und bedurfte, so redete er denn selbst die Sprache der Poesie, und nur ganz wenige der in seinen Betrachtungen eingestreuten Verse sind von andern Verfassern. Dabei ist er sich aber S. X. wohl bewußt, daß dadurch dem Buche Etwas abgeht an Körnigkeit und an kirchlichem Charakter (nur in übertriebener Bescheidenheit, bei der sich Hr. Tholuck, sowie die Kirche doch nicht recht zu kennen scheint, übersieht er, daß das Lied recht Viel zur Lebendigkeit des kirchlichen Charakters beiträgt), indeß darf er sich doch auch damit trösten, daß es dadurch wenigstens an Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit gewonnen hat, was bei einem Erbauungsbuche auch nicht gleichgiltig sei.

Im Betrachte der unverzeihlichen Gewissenlosigkeit, des gänzlich blinden Parteieifers und der stets sich wiederholenden Ungerechtigkeiten, welche Hr. Tholuck im Voraus seinen Gegnern in's Gesicht spuckt, wenn sie es wagen sollten, sein Andachtsbuch pietistisch zu nennen, nehmen wir uns nun sehr in Acht, über dieses Buch im Allgemeinen ein Urtheil zu fällen, wie es etwa der vulgäre Rationalismus thun würde, wenn er sagte, daß der andächtige Verf. bei seinen Betrachtungen zu sehr in seine höllische Selbsterkenntniß und Menschenkenntniß verrückt worden sei und den armen Sünder in eine grauenhafte Tiefe hinabziehe, in welcher es ihm wird wie dem Judas Ischarioth, so daß er hingeht und in schrecklicher Verzweiflung sich selbst entleibt, wähnend somit seiner Höllenqual ein Ende zu machen (exempla, wie Hr. Tholuck selbst nur zu gut weiß, sunt odiosa, sed in promtu, würden die groben Rationalisten hinzufügen); wir erkennen es vielmehr gebührend an, daß Hr. Tholuck seinen Cornel gelesen und vorzüglich den Alcibiades trefflich studirt hat, von dem es heißt, daß er temporibus callidissime inserviens sich in alle Menschen wohl zu schicken verstanden habe, bei den dummen Böotiern, wie bei den

sei-

seinen Versen, daß er z. B. in der ersten Betrachtung nach dem Inhaltsverzeichnisse unter Anleitung von Apstg. 17, 28. darüber belehren will, wir seien göttlichen Geschlechts, der Betrachtung selbst aber wieder die Aufschrift gibt: „Wohl bist du Gottes Sohn, doch aber der verlorne," und in der Ausführung eine entzückende Freiheit und Mannigfaltigkeit, wie er in der Vorrede beabsichtigt zu haben erklärt, wirklich walten läßt, indem er leise von dem Gottesbilde redet, das wir von Natur an uns tragen, sich bald aber selbst dieser leisen Andeutung schämt und nun in vollem Grundtone seiner Seele die Melodie anstimmt:

„Ich stamm' fürwahr von Gott', bin nicht gemeiner Leute;
Doch warum geht zur Erd' der Blick, und nicht in's Weite?
Gott lebt und webt in mir, wie wär' ich denn geringe;
Doch werd' ich täglich Sklav' auch der geringsten Dinge! —
Wer löst das Räthsel mir, wer ist der Auserkorne?
Mein Kind, du bist der Sohn, doch bist du der — verlorne!"

Da uns das poetische Talent Hrn. Tholuck's bisher unbekannt war und darauf, wie wir oben zeigten, von ihm selbst ein besonderes Gewicht gelegt zu seyn schien, so insinuiren wir uns bei ihm gewiß, wenn wir ihm zu Liebe die poetische Seite seines Andachtsbuches besonders hervorheben. Wir können das aber nicht gewissenhafter thun, als wenn wir jetzt alle die schönen Verse zur Erbauung und zur wesentlichen Verbesserung des Geschmacks unserer Leser anführen, in welchen es Hrn. Tholuck gefallen hat, den Inhalt seines Andachtsbuches zu besingen.

I. Allgemeiner Theil.

1. Vom rechten Glauben abgetrennt
Bleibt auch die Lieb' ohn' Fundament.

2. Hat

II. Besonderer Theil.

1. Der Kreislauf des Lebens der Kirche.

2. Der Kreislauf des Menschenlebens.

Daß

Wir machen unsere Leser nicht erst auf das Sinnreiche aufmerksam, das in diesen Versen liegt, auch nicht auf das besondere Streben, womit Hr. Tholuck alle Härten vermieden hat. Wir erwähnen nur noch, daß alle Betrachtungen mit dergleichen poetischen Stücken und Stückchen reichlich durchwebt sind und auch darin die Aarauer Stunden der Andacht weit übertreffen.

Doch wer keinen rechten Sinn für den Sinn jener poetischen Inhaltsanzeige haben sollte, für den ist auch noch durch ein besonderes Inhaltsverzeichniß gesorgt worden, damit er gleich Anfangs den Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Dargebotenen im Gegensatze z. B. zu der Eintönigkeit der meisten Andachtsbücher überschauen lerne. Und da wir fürchten, daß viele Leser der Krit. Pred.-Biblioth. bei ihrer so prosaischen und vulgären Natur jene Poesie nicht recht zu würdigen vermögen, so werden sie es uns Dank wissen, daß wir sie nach diesem Inhaltsverzeichnisse für die Lectüre des tholuck'schen Erbauungsbuches zu gewinnen suchen. Dieses enthält nämlich

I. Wir sind göttlichen Geschlechts. II. Das Leben ist gar ein mühselig Ding. III. Eins ist Noth. IV. Herr, lehre

uns

uns bedenken, daß wir sterben müssen. V. Wir sind allzumal Sünder. VI. Ich bin aus sündlichem Saamen gezeugt. VII. Wir fehlen Alle mannigfaltiglich. VIII. Ich bin mir wohl Nichts bewußt, aber darum bin ich nicht gerechtfertigt. IX. Wohl Dem, dem die Uebertretung vergeben und die Missethat bedecket ist. X. Wir werden ohne Verdienst gerecht durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist. XI. Der Herr hat mich von je und je gezogen. XII. Ich habe unwissend widerstrebt im Unglauben. XIII. Christus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. XIV. Der Glaube ist ein neuer Sinn. XV. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes. XVI. Das Gesetz des Herrn erquickt die Seelen. XVII. Wohl Dem, der über dem Gesetze des Herrn sinnet Tag und Nacht. XVIII. Ich bin nicht gekommen, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. XIX. Herr, wie sind deine Werke so groß und deine Gedanken so sehr tief! XX. Herr, du verstehst meine Gedanken von Ferne. XXI. Er macht es, wie er will. XXII. Gottes Zorn wird vom Himmel her über alles gottlose Wesen offenbar. XXIII. Der Herr ist der Vergelter. XXIV. Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? XXV. Loos wird geworfen in den Schooß, aber es fällt, wie der Herr will. XXVI. Der Herr ist mein Hirte, mir wird Nichts mangeln. XXVII. Der Weingärtner reinigt den Weinstock. XXVIII. Er hat mich mit Wermuth getränket. XXIX. Achtet es für Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallet. XXX. Ich gedenke meines Sohnes wohl, so oft ich auch wider ihn geredet habe. XXXI. Ehe ich gedemüthigt ward, irrte ich. XXXII. Von seiner Fülle haben wir Alle genommen Gnade um Gnade. XXXIII. Nahet euch zu Gotte, so nahet er sich zu euch. XXXIV. Jesus ging allein, daß er betete. XXXV. Der Geist vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen. XXXVI. Gott ist das höchste Gut. XXXVII. Das ist unsere Freudigkeit, daß, so wir Etwas bitten nach

sei-

seinem Willen, so hört er uns. XXXVIII. Das Gebet des Herrn. XXXIX. Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. XL. Sie blieben aber beständig in der Gemeinschaft. XLI. Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? XLII. Die Sünde wird nicht herrschen können über euch, denn ihr stehet unter der Gnade. XLIII. Siehe, ich bin aus Lehmen gemacht. XLIV. Da du dein Antlitz verbargst, erschrak ich. XLV. Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. XLVI. Es ist das Herz ein trotziges und verzagtes Ding, wer kann es ergründen? XLVII. Ein Gerechter fällt sieben Mal und steht wieder auf, aber die Gottlosen versinken im Bösen. XLVIII. Abraham hat geglaubt auf Hoffnung wider Hoffnung. XLIX. In Christo Jesu gilt weder Beschneidung noch Vorhaut, sondern der Glaube, der durch die Liebe thätig ist. L. Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen. LI. Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel Gottes ist? LII. Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels. LIII. Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und vom Herzen demüthig. LIV. Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. LV. Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit. LVI. Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. LVII. Ein Jeglicher bleibe in dem Berufe, darinnen er berufen ist. LVIII. Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu. LIX. Nun aber sind der Glieder viele, aber der Leib ist Einer. LX. So sind nun Mann und Weib nicht zwei, sondern Ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. LXI. Das Geheimniß der Ehe ist groß, ich deute es aber von Christo und der Gemeinde. LXII. Dein Weib wird seyn wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, deine Kinder wie Oelzweige um den Tisch her. LXIII. Weiset meine Kinder und das Werk meiner Hände zu mir. LXIV. Wer einen Sünder be-

 lehrt

kehrt hat vom Irrthume seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen. LXV. Es ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden. LXVI. Ich sahe einen neuen Himmel und eine neue Erde. LXVII. Auch die Creatur wird frei werden von dem Dienste des vergänglichen Wesens. — Sodann folgt der Kreislauf des Lebens der Kirche. LXVIII. Am heil. Christfeste. LXIX. Am heil. Christfeste. LXX. Am Charfreitage. LXXI. Am Charfreitage. LXXII. Am heil. Osterfeste. LXXIII. Am heil. Osterfeste. LXXIV. Am heil. Osterfeste. LXXV. Am Himmelfahrtsfeste. LXXVI. Am heiligen Pfingstfeste. LXXVII. Am Todtenfeste. LXXVIII. Am Todtenfeste. LXXIX. Am Sonntage. Endlich wird der Kreislauf des Menschenlebens beschrieben. LXXX. Am Neujahrstage. LXXXI. Am Geburtstage. LXXXII. Bei'm Sacramente der Taufe. LXXXIII. Am Confirmationstage. LXXXIV. Vor dem Genusse des heil. Abendmahls. LXXXV. Bei'm Hinaustritte in's Leben. LXXXVI. Am Trauungstage. LXXXVII. Des Lebens Abendroth. LXXXVIII. Der Tod des Christen.

Wenn nun das unseren Lesern noch nicht genügt, um einen Vorschmack von diesem Erbauungsbuche zu erhalten, so wissen wir nicht, was uns noch zu thun übrigbliebe, als nun eine ganze Betrachtung folgen zu lassen, aus der man den Geist des Buches kennen lerne. Wir wählen die erste beßte und zwar Nr. 6., welche wie die vorhergehenden den armen Sünder aufrüttelt aus seinem Schlafe, aber auch wieder einschläfert:

Was schau'st du Kind nur immer auf die Aeste?
Glaub' mir, es stünd' mit dir auf's Allerbeßte,
Wär' das Verderben einzig in den Zweigen,
Und nicht der Wurzel eigen!

Jetzt folgt Ps. 51, 1—5. angeführt und dann wird fortgefahren: Heiliger Gott, wie war mir, so lange dein Licht mich noch nicht erleuchtet hatte, ein brünstiges Verlangen nach Tilgung meiner Sünde so fremd und so fern; und jetzt, wenn

ich

ich einer leisen Abweichung von deinen Rechten und Wegen mir bewußt bin, wie dann mein Herze so unruhig pocht, und ich keine Ruhe finden und an's Bessermachen nicht denken kann, als bis ich in's Kämmerlein gegangen und vor dir bekannt habe. O, der Mensch kann an's Bessermachen in der Zukunft nimmer gehen, so lange nicht gut gemacht ist, was in der Vergangenheit liegt. O, dieses zarte Gewissen, das seine Missethat immer vor sich hat, so lange sie ihm nicht vergeben ist, das ist das sicherste Zeichen, daß der Geist des Herrn an einer Seele arbeitet. Da wollen sie es freilich als Uebertreibung ausschreien, wenn Einem auch schon der kleine Fehltritt so viele Unruhe macht. Aber was sagt der Apostel Jakobus 2, 10.: „So Jemand das ganze Gesetz hält und sündigt an Einem, der ist es ganz schuldig." Das Gesetz mit seinen Geboten ist es nicht ein Leib mit seinen Gliedern, in deren jedem dieselbe Seele waltet, das ist der Geist Gottes? Sie sind gleichsam alle aufgehängt, die Gebote Gottes, an einem güldenen Faden, das ist der Faden der Liebe Gottes, und wer auch an einem kleinsten von ihnen sündigte, hat sich an der Liebe versündigt. Oder, wie Luther so schön sagt, das erste Gebot unter den zehn Geboten, das treibt alle übrigen. Jene Unterscheidung aber von großen und kleinen Sünden, richtet sie nicht oftmals nur nach dem Augenscheine? O habet ihr, die ihr über den einzelnen groben Fehltritt im Leben des Menschen so unbarmherzig richtet, habet ihr so wenig die Gewalt erfahren, welche die unbewachte Stunde und die Gelegenheit über den Menschen haben kann? und wiederum, wer wüßte nicht, daß es frevelnde Gedanken im Kämmerlein vor Gotte gibt, feine Hochmuthssünden, die eine größere Scheidewand zwischen Gotte und dem Menschen aufrichten können, als die gröbsten Sünden des Fleisches! Hat Luther nicht recht geredet, wenn er sagt, daß der schwarze Teufel manch Mal so gefährlich nicht sei, wie der weiße? Ist doch bei der fleischlichen Lust namentlich immer

mehr Gewalt der sinnlichen Leidenschaft und weniger Bewußtseyn, als bei den geistigen Versündigungen. Ich habe schon einige Male die Erfahrung gemacht, daß gerade recht zarte und heilige Seelen, die auch vor dem leisesten Hauche auf dem Spiegel des eigenen Herzens erschraken, sich am Ehesten darein finden konnten, daß ein David und eine Magdalene Gnade gefunden, während rohe Sündenknechte murrten. O sie verstehen das Geheimniß der Bußthränen nicht! Aber auch der Umfang und die Tiefe des Reiches der feinen Sünden ist ihnen verborgen. Ich meine, wer diese Erfahrung wirklich gemacht hat, der wird auch kein Bedenken tragen, sich mit dem gefallenen Könige David, mit einem Schächer und mit Magdalenen auf ein und dieselbe arme Sünderbank zu setzen.

V. 6. An dir allein habe ich gesündigt, und übel vor dir gethan, auf daß du Recht behaltest in deinen Worten, und rein bleibest, wenn du gerichtet wirst.

Das ist ein wichtiges Wort und das rechte Mysterium der Buße zu nennen: an dir allein hab' ich gesündigt. Bei den Wohlthaten, die wir von Menschen empfangen, bleiben wir so oft nur eben bei den Menschen selber stehen, an Statt an den höchsten Wohlthäter zu denken, dessen Engel sie sind. So machen wir es aber auch bei unseren Sünden. Immer denken wir nur daran, was wir Dem oder Jenem oder uns selbst Uebles gethan haben. Aber es geht ja ein güldener Faden durch alle Gebote Gottes und darum ist jeglicher Fehltritt eine Versündigung an der göttlichen Liebe. Daß die Menschen so gleichgiltig sind bei ihren Fehltritten, daß es ihnen so wenig eigentlich an's Herz geht, muß doch darin mit seinen Grund haben, daß ihnen eben nicht zum Bewußtseyn kommt, daß sie mit jedweder Sünde ihren größten Wohlthäter betrüben. Erkennten die Menschen das, so würden sie ja wohl auch vor Allem bei Dem die Vergebung suchen, den sie vor Allem durch ihre Fehltritte beleidigten. So würden sie aber auch dem

heili-

heiligen Gotte in seinem Strafgerichte über die Sünde Recht geben, denn es würde ihnen die Sünde weit mehr als Sünde erscheinen.

V. 7. Siehe, ich bin aus sündlichem Saamen gezeugt und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen.

Ja, so führt auch mich die Betrachtung jedes einzelnen Fehltritts immer wieder darauf zurück, daß nicht bloß meine Werke sündig sind, daß ich selbst ein Sünder bin. Luther sagt: „gute Werke machen nicht einen guten Mann." Ist es nicht also auch mit den bösen Werken? Wer zur rechten Selbsterkenntniß kommt, fühlt als den eigentlichen Stachel in allem bösen Werke doch immer dieß, daß er selbst ein solcher Mensch ist, der die Heiligkeit und Wahrheit nicht von ganzem Herzen liebt. Spricht das Gesetz Gottes: Du sollst nicht tödten, meint es doch zunächst nicht meine Hand, sondern mich selbst, meine Person. Wie die Liebe, wenn sie recht beschaffen ist, uns angenehm macht vor Gotte, so ist es auch nur die auf das Böse gehende Richtung der Liebe, die einen Menschen vor Gotte verwerflich macht. Und mit dieser angebornen Lust will sich der gefallene König David vor Gotte nicht entschuldigen; nein, nur desto strenger wird sein Selbstgericht durch das Bewußtseyn, daß auch der Stamm, ja die Wurzel seines geistigen Lebens von der Sünde angefressen ist. Es ist der Mensch gefallen, wie sollte nicht jeder Einzelne, der Mensch ist, diesen Fall beweinen? — O, wie es so schwer fällt, daß der sündige Mensch von den Blättern und Früchten seiner Sünden hinabsteigt bis zur Erkenntniß des Stammes und seiner Wurzel. An sich liegt diese Erkenntniß so nahe, aber der Stolz läßt es nicht dazu kommen. Wohl nennt Luther mit Recht dieß „die allerschwerste Lehre des Psalms, ja der ganzen heil. Schrift, ohne welche es unmöglich ist, daß man die heil. Schrift möge recht verstehen." Auch der Psalmist ist sich dessen bewußt; denn er sagt:

V. 8. Siehe, du hast Lust zur Wahrheit, die im Verborgenen liegt; du lässest mich wissen die heimliche Weisheit.

Er erkennt, daß Gottes Geist es ist, der ihn im Innersten dazu geführt hat, seine Sündhaftigkeit im tiefsten Grunde zu erkennen. Wer es erfahren, wie lange sich gegen solche Erkenntniß das stolze Menschenherz auflehnt, der legt wohl das Bekenntniß ab:

Hätt'st du, o ew'ges Licht, dich nicht zu mir gewandt,
Ich hätt' aus eigner Kraft mich nimmer selbst erkannt!

Alle Besserung aber muß damit anfangen, daß wir uns selbst verstehen. An dieser verborgenen Wahrheit, wie betrübt sie auch an und für sich seyn mag, hat doch Der seine Freude, der keine Heuchelei und Falschheit duldet. Wie betrübend also auch für unser Einen eine solche Erkenntniß unseres tiefen Verderbens seyn mag: sie hat doch auch eine erfreuliche Seite, sie ist immer ein Zeichen, daß sich Gott mit uns eingelassen hat, daß der Geist in uns eingekehrt ist, der die Welt straft um der Sünde willen.

V. 9—12. Entsündige mich mit Ysop, daß ich rein werde, wasche mich, daß ich schneeweiß werde. Laß mich hören Freude und Wonne, daß die Gebeine fröhlich werden, die du zerschlagen hast. Verbirg dein Antlitz vor meinen Sünden und tilge alle meine Missethat. Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen gewissen Geist.

Es ist eine so schwere Aufgabe, unser Verderben der Wahrheit gemäß zu erkennen; aber welch' eine viel schwerere Aufgabe, nachdem man es erkannt hat, dann doch noch vor Gott hinzutreten und den Muth zu haben, ihn zu bitten, daß er uns unsere Sünde vergebe. Hält es schon so schwer, daß die erste Aufgabe zu Stande komme, wie viel mehr bei der andern! Der heil. Bernhardus sagt: „Der Teufel schadet dem Menschen auf zwiefache Weise; vor der That der Sünde raubt er ihm die Schaam, und im Augenblicke,

wo

wo er glauben soll, gibt er sie ihm zur Unzeit wieder." Und wie ein Kirchenvater sagt: „O, was ist doch bei Bettlern die Schaam für ein schlimmes Hausgesinde!" Ist es nicht Das, was Die, welche keine Erfahrung davon haben, so gar unbegreiflich finden, daß Christen einerseits so groß von ihrer Sünde und Schuld denken, und andererseits auch wieder so groß von ihrer Gnade? — Wenn dann aber wirklich nach so tiefer Beugung der Glaube unerschütterlich eintritt, daß Einem Gnade widerfahren ist: o eher muß es möglich seyn, daß unter dem Platzregen das Erdreich dürre bleibt, als daß ein solches Herz nicht Früchte der dankbaren Gegenliebe bringen sollte. Nein, wie der Apostel sagt, daß der Glaube die Herzen reinigt (Apg. 15, 9.), so wird in Wahrheit durch solche Sündenvergebung das Herz rein gemacht und es zieht in den Menschen der neue und gewisse Geist ein, der veste Tritte thut auf dem Wege zur Heiligung. Wenn Paulus sagt, daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, kann man fürwahr auch die Sünde unter diesem Alles mitbegreifen; denn ist nicht jede solche Absolution des Sünders nach einem neuen Fehltritte nur gleichsam eine tiefere Furche in's Herz, damit der Saame des göttlichen Wortes desto tiefer hineinfalle? Und so bete denn auch ich:

Ist Belebung für die todten Herzen,
Die dein Herz betrübt mit tausend Schmerzen,
Doch nur, wo Vergebung ist, zu finden:
O vergib denn, Herr, auch meine Sünden.
Wo ein Tröpflein Gnade du läßt fließen,
Sieh', wie gleich so zarte Blumen sprießen!
O wie fühl' ich's tief, mein sündig Wesen
Kann durch Gnad' um Gnade nur genesen.

Wir haben nun schließlich nur noch Weniges zu bemerken. Sind nämlich auch in unseren Tagen mehrere Erbauungsbücher im tholuck'schen Geiste erschienen (wie: Jesus Chri-

stus.

fus. Tagebuch eines Gläubigen von Gottfr. Gentzel. 2 Bde. Berlin, 1839. Siona. Stimmen aus der Gemeinde für christliche Erbauung. Erster oder Wintertheil. Gütersloh und Erfurt, 1840. Sodann auch das „Tägliche Handbuch der Kinder Gottes," bestehend in erbaulichen Betrachtungen und Gebeten auf alle Tage des ganzen Jahres herausgegeben von K. H. von Bogatzky. 5. Aufl. Halle, 1838 bis 1840. Die evangelische Herzpostille von Valerius Herzberger, neu herausg. von Tauscher 1839—40. und „erbauliche Parabeln von Christian Scriver," eine Auswahl aus: Gotthold's zufällige Andachten, sprachlich verjüngt. 2te Aufl. Barmen, 1840., womit „Gotthold's zufällige Andachten" die vier und zwanzigste Auflage erlebt haben), und werden diese Bücher auch in dem „literarischen Anzeiger" des Hrn. D. Tholuck als unübertreffliche Muster in der Erbauungsliteratur „voll alter Glaubenskraft, überfließender Innigkeit und lieblichster Einfalt" dargestellt; so existiren doch noch keine Stunden christlicher Andacht, wie sie „zufällig" der heiligen Geistesfeder Hrn. Tholuck's entflossen sind, welche unmittelbar in die Schwärze des teuflischen Sünderherzens getaucht war. Die vulgären Rationalisten haben daher nichts Eiligeres zu thun, als die Aarauer Stunden der Andacht weit von sich zu werfen und das Heil bloß in den tholuck'schen Stunden der Andacht zu suchen, das vor Jahren in einem berliner Blatte in Bezug auf jene also gepriesen wurde: „In dem Buche der Geschichte glänzen die Namen edler Wohlthäter, die der Menschheit Glück gefördert haben, der deinige glänzt vor Gotte, Mann, der du aus der Verborgenheit darreichst, was keinem Golde oder Silber vergleichbar ist. Leichtsinnige werden ernst, Schwermüthige erheitert, Sünder werden gebessert; in den Familien waltet der Geist der Liebe und Sterbende freuen sich der Unsterblichkeit. Siehe, das hat deine Arbeit gewirkt bei Tausenden, die dich segnen. Auch mir bist du Lehrer und Führer ge-

geworden. Dein Unterricht hat mich erleuchtet, dein Trost hat mich erquickt, und ich habe in deinem Buche Worte des ewigen Lebens gefunden. Ich kenne deinen Namen nicht, aber einst werde ich ihn erfahren und ihn nennen vor Gotte. Droben wird mein Geist dem deinigen begegnen, und ihn mit Dank und Segen begrüßen. Heil dir! du hast mir den Frieden gebracht, den die Welt nicht geben kann, den stillen Frieden des Herzens und freudiger Hoffnung."

Ganz anders, als Hrn. Tholuck's Reimerei und Poetasterei, gefallen uns dagegen, wie wir nun zur Anzeige bringen wollen, die

Tempelstimmen, oder christlich-religiöse Ansprachen und Gemüthserhebungen mit Berücksichtigung vorgeschriebener Predigttexte, in gebundener Rede von C. Ernst Frenkel, Pastor in Stadt Wehlen. Zu haben bei dem Verfasser und in Commission bei C. Diller und Sohn in Pirna. 1840. VIII und 180 SS. 8.

Diese Tempelstimmen, denen der Verf. kein Vorwort gewidmet hat (die VIII Seiten beziehen sich nur auf Titel, Dedication und Inhaltsverzeichniß), ertönen in 149 Nummern bald größeren, bald geringeren Umfangs. Ihr Grundton liegt in der jedesmaligen Ueberschrift, welcher als Accompagnement der vorgeschriebene Text beigefügt ist. Sie beginnen z. B. mit „Religion" nach Luk. 2, 25—32. Doch hat nicht jede Tempelstimme ein biblisches Accompagnement erhalten. S. 16. steht „der Hausstand" allein; eben so S. 135. das „Komm', du Führer zum Frieden," S. 145. die „Selbstprüfung am Jahresschlusse," S. 149. die „Geduld," S. 162. „des Todes Macht" und „die Lebensblume," S. 164. „Erd' und

Him-

Himmel," S. 165. „das dahinwelkende Leben," S. 166. „am Grabe eines Jünglings," S. 168. „am Grabe einer Mutter," und „am Grabe eines Hochbejahrten," S. 173. „der Thautropfen" und S. 180. „zur Sylvesterfeier." Der Hr. Verf. gibt demnach mehr, als er in dem Titel verspricht, was die Käufer sich gefallen lassen können, da die Tempelstimmen im Ganzen ihrem Componisten zur Ehre gereichen, obschon eine gewisse Monotonie in der Composition nicht durchgängig vermieden worden ist. Die äußere Anordnung ist außerdem die, daß die Tempelstimmen vom Neujahre an zu allen Sonntagen bis zum Jahresschlusse S. 2—147. erschallen, doch so, daß ihnen S. 1. ein Präludium über Religion vorausgeht und S. 148. ein kurzes Nachspiel über das Bleibende im Wechsel folgt. Hierauf lassen sich „Tempelstimmen an einzelnen und besonderen Festtagen" hören, wie am Feste Mariä Verkündigung, am Feste der Himmelfahrt Christi, am Johannisfeste, am Aerntedankfeste, am Kirchweihfeste, am Constitutionsfeste, zum Reformationsfeste 1835. 37. 38. und am Reformations-Jubelfeste 1839. S. 149—160. Dann folgen S. 161—168. „Stimmen am Grabe" und S. 169—180. „Einige Stimmen aus dem Tempel der Natur."

Wir geben dem Hrn. Verf. gern das Zeugniß, daß er seine Stimme sowohl im Tempel der Gnade, als im Tempel der Natur aus voller Seele und mit dem heiligen Ernste des Christenthums erhebt zur Ehre Gottes, zur dankbaren Liebe des Erlösers und zum Heile des Christen, und empfehlen seine Tempelstimmen zum Nachsingen bei dem öffentlichen Gottesdienste, z. B. am Schlusse der Predigt, wie bei der Privatandacht Gelehrten und Ungelehrten. Mögen beifolgende Lieder vorstehendes Urtheil rechtfertigen. Wir wählen, ohne erst lange zu suchen, das Lied „zum Neujahre," welchem zwei Bibeltexte untergelegt sind, Röm. 8, 24—28. und für die zweite Hälfte Luk. 12, 5—9.

Wer

Wer enthüllte bei der Jahresfeier
  Nicht der dunkeln Zukunft Loose gern?
Aber Niemand lüftet ihren Schleier,
  Vorwitz nur greift in die Macht des Herrn.
Dennoch zag't nicht an der Zeitenpforte,
  Wo Vergang'nes sich und Künft'ges trennt;
Wisst Ihr doch, daß auch am finstern Orte
  Allen Frommen eine Leuchte brennt.
    Blick't empor, zu ihm hinauf,
    Der da lenkt der Sterne Lauf!
Aufwärts müss't Ihr immer schauen,
In dem Herzen Gott' vertrauen.
Zum Gebet' die Hand erhoben,
Sprech't: „der Segen kommt von Oben!"

Luk. 12, 5—9.

Und so nahe deinem Herrn!
Such' ihn nur; er läßt sich finden.
Willst du dich mit ihm verbinden:
Bleibt er dir gewiß nicht fern.
Auch auf neuem Lebenspfad'
Sei und bleibe stets dein Streben,
Deinem Gott' dich zu ergeben
Und zu folgen seinem Rath'.
Fällt dann einst auch dieses Jahr
Der Erinnerung anheim:
Nun, wenn's wohl genützt nur war,
Ruht in ihm des Segens Keim.

Aus den Tempelstimmen an besonderen Festtagen möge noch die am Reformations-Jubelfeste 1839 hier wiedertönen. Der Text dazu ist 1 Kön. 8, 56—60.

Auf zu Dem, der uns dieß Fest gegeben,
Steig' empor der Herzen frommer Dank.
Ihm, der neu geweckt der Kirche Leben
Aus dem Schlaf', in den's erloschen sank;
Ihm, der freundlich auf die Seinen blickte,
Sie Jahrhunderte hindurch beglückte,
Tönen heute uns're Jubellieder.

Berg'

Berg' und Thäler, hall't von Freude wieder
Und erzähl't dem kommenden Geschlechte,
Wie der Wahrheit neu errung'ne Rechte
In des Zeitstroms wechselnden Gestalten
Wurden uns durch Gottes Macht erhalten.
Doch auch ferner, Ew'ger, laß uns scheinen
Immer hell und ungetrübt dein Licht;
Laß in Glaub' und Tugend uns vereinen,
Freudig übend uns're Christenpflicht,
Und ermuthigt deiner Huld vertrauen,
Bis wir jubelnd dort dein Antlitz schauen!

Papier und Druck sind gut, doch hätte bei'm ersteren gespart werden können, wenn nicht jede Tempelstimme ihren Text auf einer besondern Seite erhalten hätte.

Praktischer Cursus über die Formenlehre der hebräischen Sprache (,) oder Analysirübungen zur methodischen Einführung des Scholars in die hebräische Formenlehre (,) nebst einem etymologischen Wortregister (,) von Dr. F. J. V. D. Maurer (,) Mitgliede der historisch-theol. Gesellschaft zu Leipzig. Leipzig, 1837. Verlag von Friedrich Volckmar. XI und 170 SS. in gr. 8. 15 Gr.

Wie die Kenntniß der altclassischen Sprachen in neuerer Zeit durch vielseitige Forschungen ungemein sich gehoben hat, und die Darstellung des grammatischen Baues dieser Sprachen von philosophischer und praktischer Seite eine ganz andere, tiefer gehende und dabei doch faßlichere geworden ist, als sie es selbst noch im ersten Decennium des gegenwärtigen Jahrhunderts gewesen war, eben so hat auch die Kenntniß der althebräi-

bräischen Sprache in neuerer Zeit eine bedeutende Entwickelung und durch diese einen bedeutenden Aufschwung erhalten, namentlich dadurch, daß sich dem gründlichsten und umfassendsten Studium der hebr. Sprache so bedeutende Talente zuwendeten, wie wir sie in Gesenius, de Wette, Umbreit, Ewald, ganz neuerdings in Knobel, Redslob, Stickel, Rhode u. A. erkennen. So ist auch nun die philosophische und praktische Darstellung der hebräischen Grammatik eine ganz andere geworden, als wie wir sie z. B. in den Schriften aus der danzischen Schule finden, — und zwar zunächst durch die grammatischen Lehrbücher von Gesenius und Ewald. Durch diese Lehrbücher wurde den die hebr. Sprache Lernenden eine feinere und richtigere Kenntniß geboten, als sie vorher möglich war, und um die richtige grammatische Kenntniß jener Sprache, die für die historisch-kritische Auslegung der alttestamentlichen Schriften von unendlicher Wichtigkeit ist, in den Lernenden um so vester zu begründen, hat man es in neuester Zeit für nothwendig erachtet, mit dem grammatischen Unterrichte eine Lectüre zu verbinden, welche mit jenem Unterrichte gleichen Schritt hält, an ihn sich eng anschließt, mit ihm von Leichtem zu Schwerem fortschreitet und immer Gelegenheit darbietet, das Theoretische auch praktisch zu erläutern. Daß durch eine solche Lectüre die grammatische Kenntniß der hebräischen Sprache ungemein gefördert werden muß, ist gar keine Frage; hatte es aber an einem zu solcher Lectüre zweckmäßigen Buche bis vor einigen Jahren gefehlt, so hat nun Hr. M. durch Ausarbeitung eines Elementarbuches zum Analysiren der zur Formenlehre gehörigen Regeln dem fühlbaren Mangel abzuhelfen gesucht. Die Arbeit, welcher sich Hr. M. unterzog, war keine leichte; die Art und Weise, wie er seine Aufgabe löste, sein Fleiß, seine Sorgfalt und Sachkenntniß verdient alles Lob, obschon wir meinen, daß gerade das praktische Element in diesem Buche, zu recht erfolgreichem Gebrauche desselben, doch noch viel

viel mehr hätte hervorgehoben werden müssen, als es wirklich geschehen ist.

In der Darlegung des Planes, welche der Verf. seinem Werke voranschickt, bemerkt Hr. M. sehr richtig, daß man in der ersten hebr. Lectüre nicht bloß mit dem Bildungsgange der Sprache selbst streng gleichen Schritt halten, sondern auch sich streng an die gegebene stufenweise Entwickelung halten müsse, wodurch jedes eben so unmethodische, als leicht zur Verwirrung führende Anticipiren vermieden wird. Nie und nimmer aber wird man, wie doch der Verf. meint, in Schulbüchern dieser Art an den Gang sich anschließen, welcher gewöhnlich in griechischen und lateinischen Lehrbüchern befolgt ist, denn die Entwickelung der Gesetze in der hebr. Sprache ist ja eine ganz andere, als die in der griechischen und lateinischen Sprache; uns wenigstens ist ein solcher Fehlgriff, wie ihn der Vf. hier bezeichnet, noch nicht vorgekommen.

Indem der Verf. von dem Hauptgrundsatze ausgeht, vom Leichten zum Schweren vorzuschreiten und die grammatischen Regeln in Sätzen zu veranschaulichen, mußte er jeden Falls die entsprechenden Regeln der Grammatik selbst, entweder nach eigener Auffassung und Ansicht, oder so, wie sie in den verbreitetsten Grammatiken von Gesenius und Ewald enthalten sind, jedem Paragraphen voraussetzen. Dieß hielt aber der Verf. nicht für zweckmäßig, indem er meint (Vorr. S. XI.), daß dadurch der Scholar leicht verleitet werden könnte, die Grammatik ohne Zusammenhang zu gebrauchen. Wie dieß dem aufmerksamen Schüler möglich seyn soll (— von dem unaufmerksamen kann ohnehin nicht die Rede seyn —), sehen wir in der That nicht ein, um so weniger, da in den vom Leichten zum Schweren fortschreitenden Regeln ein inniger und enger Zusammenhang Statt findet und Statt finden muß. Durch das Voranstellen der entsprechenden Regeln konnte daher dem aufmerksamen Scholar ein wesentlicher Dienst geleistet werden, um

so

so mehr, da der Verf. (Vorr. S. XIV) bei dem Gebrauche seines Buches es wünschenswerth findet, „die im §. in Anwendung kommenden, vom Lehrer in der früheren Lection angedeuteten und erklärten Regeln zuerst im Zusammenhange vor der Exposition, dann einzeln während derselben abzufragen." Wie leicht würde es daher der Verf. dem Schüler gemacht haben, wie zweckmäßig überhaupt würde es gewesen seyn, wenn er jedem Paragraphen die entsprechende Regel vorangesetzt hätte! Würde dann nicht der Schüler, bei der Vorbereitung zur Lectüre, den Zusammenhang des Ganzen und des Gelernten sich vergegenwärtigen können? Ohnehin aber geht ja der Verf. in der Aufeinanderfolge der Paragraphen seinen eigenen Gang, er schließt sich also an keine der auf Schulen gewöhnlich gebräuchlichen Grammatiken an, — wo soll nun der Schüler bei seiner Vorbereitung in zweifelhaften Fällen immer Rath sich holen, wie immer vor einer Vermengung des scheinbar, oder wirklich nahe Verwandten sich hüten, oder wie seinem Gedächtnisse wieder zu Hilfe kommen, wenn ihm bei den Beispielen eine Regel nicht mehr ganz klar im Gedächtnisse ist? Der Vf. wird antworten: in der Grammatik. Ja! aber ist denn der Schüler dabei immer vor Mißgriffen gesichert? Ist denn die Kenntniß der Regeln, welche in einem Paragraphen zur Anwendung kommen und die sich immer auf einander beziehen, so leicht? Wird also nicht eine Repetition nach den in dem Buche enthaltenen Beispielen Lehrern und Schülern geradezu erschwert? Wir glauben daher, daß ein Lehrer des Vfs. Buch, welches an und für sich mit unverkennbarem Fleiße gearbeitet ist, neben dem grammatischen Unterrichte nach den gewöhnlichen und verbreitetsten Grammatiken, nur mit Mühe wird gebrauchen können; der Lehrer wird oft genöthigt seyn, in der bei'm Unterrichte zu Grunde gelegten Grammatik bald das Ende, bald den Anfang, bald die Mitte aufschlagen zu lassen, und hierdurch kann es erst recht eigentlich geschehen, daß der Schüler

die

die Grammatik ohne Zusammenhang gebraucht, oder daß eine Confusion in den Kopf des Schülers kommt.

Nehmen wir nun aber die vom Vf. uns gebotene Gabe, wie sie gerade vorliegt, an, so finden wir es natürlich und zweckmäßig, daß der Verf. in seinem Buche zum Analysiren diejenigen zur Satzbildung schlechthin nothwendigen Sprachtheile zunächst in das Auge faßt, gegen deren Voranstellung die Grammatik selbst keinen Einspruch erhebt und die sie theilweise selbst begünstigt. In jene Kategorie setzt der Verf. (Vorrede Seite IV.) „die bis auf einen einzigen Laut verkürzten Partikeln וְ, בְּ, לְ, שֶׁ, מִ und das ה der Bewegung, Frage und des Artikels," in diese „die der Bildung des Verbum und Nomen theilweise zu Grunde liegenden Pronomina." Diese, als wenig ausgebildet, faßt er mit jenen Partikeln unter dem Ausdrucke „unvollkommene Bildungen" zusammen, im Gegensatze zu den vollkommenen Bildungen, d. i. im Gegensatze zum „Verbum, Nomen und den aus beiden sich sondernden zwei- und mehrbuchstabigen Partikeln." Hiernach gestalten sich von selbst [illegible] Haupttheile, von denen sich der erste auch auf die für sich bestehenden Pronomina und auf das Zeichen des bestimmten Objects, so wie auf die Pronomina bezieht, welche sich an jene voranbemerkten Präpositionen (— unter denen doch auch die Form מִן hätte aufgeführt werden sollen —) und an das Accusativzeichen anschließen. Hier sind aber nur die Pronomina personalia und die Pronomina personalia separata berücksichtigt, indem die Pronomina person. suffixa verbi beim Verbum, die Pronomina person. suffixa nominis beim Nomen berücksichtigt werden. Für das Zeichen des Accusativs sind jedoch zu wenig Beispiele angeführt worden, vornehmlich fehlt es hier durchweg an Beispielen der Verbindung der Präpositionen und des Accusativzeichens mit Suffixen der zweiten Person sing. masc. in Pausa.

Der

Der zweite Haupttheil, welcher über die vollkommenen Bildungen handelt, ist bei Weitem umfassender, als der erste, da in ihm die sämmtlichen Bildungen jedes Stammes zusammengestellt sind. Der erste Abschnitt des zweiten Haupttheils bezieht sich auf das Verbum und Nomen des starken Stammes, der zweite Abschnitt auf die schwachen Stämme überhaupt. Hier wäre eine nähere Erklärung Dessen, was der Scholar unter starken und schwachen Stämmen zu verstehen hat, um so wünschenswerther gewesen, da gerade diese Benennung nicht allgemein in den grammatischen Lehrbüchern der hebr. Sprache verbreitet ist. Bei'm regulären Verbum folgen zunächst Beispiele über die einfache Form Kal, dann über die Verdoppelungsform Piel, — und wir setzen hinzu auch über Pyal, denn diese Angabe ist wohl ganz ohne Grund vom Verf. weggelassen worden. Hierauf folgen die Verbalformen mit äußeren Zusätzen, nämlich über Hiphil, — und wir setzen hier hinzu auch über Hophal —, über Niphal und Hithpael. In Beziehung auf die Declination des Nomen folgt der Verf. der Ewald'schen Eintheilung in drei Hauptclassen, jede mit Unterabtheilungen, und in den Beispielen kommt jedes Mal das selbstständige und das Verbal-Nomen in Betracht. Als ein für sich bestehender dritter Abschnitt treten die Beispiele zu den Partikeln des starken Stammes hervor. Der zweite Abschnitt des zweiten Haupttheils umfaßt die schwachen Stämme, und zwar auch hier nach der dreifachen Unterabtheilung in Verbum, Nomen und Partikeln. Zuerst folgt die Behandlung der Verba primae, secundae und tertiae gutturalis nach den verschiedenen Conjugationsformen, wo wir aber bei den Verbis der ersten Classe die allseitige Berücksichtigung der Formen in den Conjugationen Pyal, Hophal und Hithpael, bei den Verbis der zweiten Classe die allseitige Berücksichtigung der Formen in den Conjugationen Hiphil und Hophal und bei den Verbis der dritten Classe die allseitige Berücksichtigung der Formen in

den Conjugationen Piel, Pyal und Hophal vermissen. Was die Beispiele für das Nomen und die Partikeln betrifft, so finden wir sie sehr zweckmäßig gewählt und die Veränderungen hierbei sorgfältig berücksichtigt.

Als die zweite Gattung der schwachen Stämme sind die Imperfecta aufgeführt und zwar in den zwei Classen: 1) Stämme mit den Buchstaben ן oder ל, und mit den Unterabtheilungen פן, פל, ען und לן; 2) Verba geminantia, ע״ע, woran sich zuletzt die hierher gehörigen Partikeln schließen; nach dem Verbum wird stets das Nomen, nach seinen hier zu erwägenden Bildungsmomenten, behandelt. Die dritte Gattung der schwachen Stämme umfaßt die Verba quiescentia, die der Verf. in zwei Theile trennt, nämlich 1) Stämme mit א, mit den Unterabtheilungen a) פא, b) mediae Aleph; עא, und c) לא. 2) Stämme mit ו oder י, und zwar nach den Unterabtheilungen פי, עי und לה. In dieser letzten Classe behandelt der Verf. das Nomen nach den Formen des einfachen Stammes von drei Radicalen, nach den verkürzten Formen und nach den Formen der äußeren Zusätze.

Sämmtliche Beispiele hat der Vf. gewiß mit vieler Mühe, großem Fleiße und großer Umsicht aus den alttestamentlichen Schriften gewählt; er ließ sich bei der Wahl der Stellen, wie er selbst bemerkt, auch von ihrem Inhalte leiten, um das jugendliche Gemüth durch sententiöse Aussprüche für das Studium der alttestamentlichen Schriften recht empfänglich zu machen, ja er nahm deßhalb auch kleine abgerundete Erzählungen auf, — aber dieß Alles doch nur in soweit, als dadurch der Plan, den er für sein Werk angelegt hatte, nicht gestört und beeinträchtigt wurde, denn „mehr als der Inhalt galt hier überall die Form." Wir können dem Verf. das Zeugniß nicht versagen, daß er hierin die größte Strenge beobachtet hat. Die Abschnitte führt der Verf. nach Buch und Capitel mit hebräischen Zeichen an. Daß der Schüler von diesen Angaben einen

nach-

nachtheiligen Gebrauch machen könne oder werde, bezweifelt der Verf., bezweifeln auch wir, nicht bloß darum, weil der Schüler in jedem Augenblicke ein anderes Citat aufsuchen muß und sich dennoch oft getäuscht sehen wird, da die Sätze bald mit einander verschmolzen, bald umgebildet sind, sondern auch darum, weil der Schüler, auch wenn er die Stelle auffindet, doch niemals darin eine Hilfe findet, die Formen, ohne weiter nachzudenken, analysiren zu können.

Daß das Buch, sofern wenigstens zwei Stunden wöchentlich zur Lectüre vestgesetzt würden, in einem halben Jahre bequem durchgelesen werden kann, bezweifeln wir nicht, aber daran zweifeln wir, daß man auf Schulen, außer dem eigentlich grammatischen Unterrichte, zwei Stunden wöchentlich zur Lectüre des Buches bestimmen werde. In der Beziehung, daß man die nöthige Zeit und Mühe auf den hebräischen Sprachunterricht in unseren Schulen wendet, liegt das hebr. Sprachstudium in der That noch gar sehr im Argen, denn dieses wird nicht planmäßig mit unter die Lehrgegenstände aufgenommen, weil verhältnißmäßig die geringste Anzahl von Schülern das Hebräische zu erlernen nöthig hat, obendrein aber gibt es Lehrer, die in der hebr. Grammatik selbst nicht sehr tactvest sind und die meisten Directoren von Schulen sind selbst kaum im Stande, hebräisch zu lesen, vielweniger grammatisch und syntaktisch zu verstehen, weßhalb sie auch weder die Leistungen des Lehrers der hebr. Sprache, noch die Kenntnisse der Schüler in dieser Sprache zu beurtheilen vermögen. Man verwendet wöchentlich kaum ein Paar Stunden auf den grammatischen Unterricht im engsten Sinne, und gelangt mit Mühe und Noth am Schlusse eines halben Jahres dazu, einige leichtere Psalmen übersetzen zu lassen. Eben daher kommt es aber auch, daß so Viele, die das Hebräische erlernen und dann als Geistliche in ein Amt treten, es kaum bis zum Lesen bringen, davon aber, daß sie das A. T. in der Ursprache verstehen könnten, ist gar keine

Rede. Haben wir doch Studenten gekannt, die sich die hebr. Worte von uns vorlesen ließen und sie mit lateinischen Buchstaben aufschrieben, weil sie nicht ein Mal im Stande waren, hebräisch zu buchstabiren. Solche Dinge kommen aber auch jetzt noch vor, wie wir zuverlässig wissen, und werden noch so lange vorkommen, bis man auf Schulen den hebräischen Unterricht nur sachverständigen Männern übergibt, d. h. solchen, welche im Stande sind, einen methodischen Unterricht zu geben, der sich aber nicht auf eine allgemeine und oberflächliche, sondern auf eine tüchtige und gründliche Sprachkenntniß stützt, bis man zugleich auch planmäßig die nöthige Zeit auf das Erlernen der Sprache verwenden läßt und dieses nicht mehr, nach alt-classischer Philologen-Pedanterie, als einen Anhängsel betrachtet. Es ist in der That gar zu sehr zu bedauern, daß so viele Directoren und Lehrer auf Schulen gar oft mit vornehmem Stolze, — zur Beschönigung eigener Unwissenheit — auf die höchst merkwürdige und höchst wichtige Ursprache des A. Ts. herabsehen, — weil sie sonderbarer Weise meinen, daß Nichts weiter, als ihre vorgebliche griechische und römische Classicität der Welt alles Heil bringen werde, daß sie darum auch nur jene mit allem Fleiße gefördert, andere wichtige und nützliche Lehrgegenstände aber nur als Appendices betrachtet wissen wollen.

Uebrigens hat unser Verf. seinem Buche noch ein sehr zweckmäßiges und gutes Wortregister beigefügt und dadurch den Gebrauch desselben für Schulen sehr erleichtert; mit voller Ueberzeugung können wir das Buch, dessen vortrefflicher Druck rühmend anerkannt werden muß, als recht nützlich und brauchbar zur Einübung der hebräischen Formenlehre empfehlen.

Bibli-

Biblische Vorträge von P. Scheitlin, Professor. St. Gallen, Verlag von C. P. Scheitlin. 1839.

Wir haben seit einiger Zeit aus der Schweiz manches Ansprechende und Beachtenswerthe in die Hände bekommen, z. B. Predigten von Bernet, kleine Wochenpredigten von Steiger u. a. m.; und freuen uns, auch in dem Verf. der gegenwärtigen Vorträge einen Mann kennen gelernt zu haben, dessen Geistesverwandtschaft mit seinen eben genannten Landsleuten offen zu Tage liegt. Denn auch seine Mittheilungen erheben sich in mehrfacher Hinsicht weit über das Gewöhnliche; sie tragen das Gepräge geistiger Kraft und tiefer Empfindung in hohem Grade an sich; sie sind eben so gedankenreich als gemüthvoll; sie verrathen einen religiösen Sinn und eine praktische Lebensansicht, die in dieser Verbindung, wären sie überall herrschend, die wohlthätigsten Folgen haben würden, und wir gestehen gern, daß uns das Lesen derselben nicht ohne Gewinn und Genuß gewesen ist, wenn wir auch nicht Alles, was sie enthalten, mit unserer individualen Ansicht in Einklang bringen konnten. Eigentliche Predigten freilich darf man in diesen Vorträgen nicht suchen, dazu fehlt es ihnen schon an dem üblichen Zuschnitte, indem sie zwar einen Hauptgedanken voranstellen, dann aber ohne weitere strenge Ordnung und Sichtung über denselben sich verbreiten, und zwar nicht ohne innern Zusammenhang, aber doch auf eine Weise ihren Gegenstand behandeln, daß ein weniger geübtes Ohr oder Auge das Festhalten des vorgezeichneten Weges nicht immer herausfinden würde. Eben so weicht die Durchführung der einzelnen Themata nicht selten in sofern von der gewöhnlichen Regel — Beweis und Anwendung — ab, als diese beiden Haupttheile einer wohlgeordneten Predigt nicht eben immer gesondert und auseinander gehalten, sondern öfters neben und mit einander, aber vielleicht eben deßhalb nur um so kräftiger und eindringlicher gegeben wer-

werden; und wenn hin und wieder Manches übergangen ist, was wohl eigentlich in die Reihenfolge der Gedanken gehört, aber sich auch am Ende von selbst verstanden hätte, so wird auch wieder Dieß und Jenes hereingezogen, was unbeschadet des Ganzen auch wohl hätte weggelassen werden können. Aber, wie gesagt, eigentliche regelrechte Predigten wollte unstreitig der Verf. nicht liefern; der bisweilige Mangel an der hergebrachten Form und Ordnung wird durch die geistvolle Behandlung des Stoffs hinreichend ersetzt oder entschuldigt, wenn er überhaupt einer Entschuldigung bedarf; und die nähere Einsicht und die aufmerksamere Prüfung wird selbst da Beweis, Zusammenhang, Klarheit und Zweckmäßigkeit, wenn auch mitunter nur in einzigen schlagenden Worten, entdecken, wo dieselben auf den ersten Anblick zu fehlen scheinen. Wozu auch eine lange und ausführliche Nachweisung Dessen, was für und durch sich selbst deutlich und einleuchtend ist? Oder weßhalb in weitläufiger Rede zeigen, wie und wozu diese oder jene Wahrheit anzuwenden sei, wenn dieß auch dem einfachsten Verstande sogleich begreiflich ist? Mancher Prediger ermüdet auf diese Weise die Andacht seiner Zuhörer, statt sie zu heben und zu fesseln, und stellt die Geduld derselben auf harte Proben, ohne ihnen dafür gerechte Entschädigung zu geben. Freilich sind Ordnung und Zusammenhang sehr nothwendige Erfordernisse einer Rede; was sie behauptet, muß sie auch beweisen; sie darf nicht zweck- und regellos umherschweifen und Alles bunt durch einander werfen; und vesthalten muß sie immer das praktische Moment, und darf nicht unterlassen, auf die Bestimmung des Willens und auf die Richtung des Handelns einzuwirken, weil sie sonst ihres eigentlichen und letzten Zweckes verfehlen würde. Aber ja keine seichte Oberflächlichkeit und keine unnöthige Weitschweifigkeit, keine überflüssigen Worte, hinter denen man gern Gedankenarmuth und mit gutem Grunde zu vermuthen pflegt; und lieber mögen wir eine Uebertretung des gewöhnlichen Weges verzeihen,

zeihen, als das geistlose und mechanische Beobachten des Hergebrachten ertragen. Mag also auch immerhin der Verf. in der äußern Anordnung seiner Vorträge nicht eben mit ängstlicher Genauigkeit verfahren seyn, wie denn überhaupt der geistreiche Mensch nicht gern die Fesseln des Hergebrachten trägt; man übersieht das um so lieber und leichter, je mehr der körnige und gediegene Inhalt, die Gedankenfülle desselben, die kräftige und lebendige Darstellungsweise, selbst eine gewisse Originalität die Form vergessen lassen. Wir sagen nicht, daß er Neues zur Sprache bringt; denn die allgemeinen religiösen Wahrheiten, oder die besondern positiven Lehren des Christenthums bleiben immer dieselben, und die Gedanken, über die er redet, sind wohl unzählige Male schon behandelt worden. Aber gewiß nicht immer mit dieser Geistesfrische, mit dieser Wärme und Innigkeit des Gefühls, mit dieser sinnreichen, oft überraschenden Ideeenverbindung, mit dieser psychologischen Feinheit, mit dieser reichen, allseitigen Lebenserfahrung, wie sie hier auf jeder Seite uns entgegentreten. Und welche Kraft der Sprache, welche Gewandtheit des Styls, welche fließende Diction, wie edel und gehoben, und doch immer klar und verständlich, der Würde des Gegenstandes stets angemessen! Es begegnet dem Verf. nicht selten, daß er einen figürlichen Ausdruck längere Zeit vesthält, oder ein treffendes Bild mit sichtbarer Liebe ausmalt, und dann vielleicht Etwas zu wortreich wird. Aber gern läßt man sich die einzelnen Züge desselben von ihm vorhalten; denn keiner ist überflüssig, jeder hat seine Bedeutung für den berücksichtigten Zweck; in jedem liegt für den Beschauenden eine heilsame Lehre und Mahnung; und wenn diese letztern, wie wir bereits bemerkten, auch in der Regel nur kurz angedeutet werden, man weiß doch immer, was der Verf. will, und es bedarf keiner weitern Worte. Nur einige Proben von seiner Art und Weise. In dem 2ten Vortrage, einer Neujahrsbetrachtung über Jes. 38, 5. „ich will deinen Tagen

noch

noch funfzehn Jahre zulegen," heißt es S. 17. — Funfzehn Jahre! Funfzehn Jahre sind, wegen der Kürze des menschlichen Lebens, ein großer Theil. Wir leben nicht viele Male funfzehn Jahre. Ein Mal funfzehn Jahre, so sind wir am Ende des Kindesalters; zwei Mal so viel, so sind wir am Ende der Jünglingszeit; drei Mal, so stehen wir im hohen Lebensmittage; vier Mal funfzehn, so kommt der Abend, und das Greisenalter naht sich schon mit starken Schritten; fünf Mal funfzehn, so deckt schon Silber unsern Scheitel, und das Grab bereitet sich von selbst. Was über fünf Mal funfzehn ist, ist der Regel nach nur noch ein Zittern, und, weil man seiner selbst nicht mehr mächtig ist, weil man keine Plane mehr machen, auf keinen Tag mehr zählen kann, kaum noch ein Leben zu nennen. Der 5te Vortr., eine Osterbetrachtung, behandelt die Worte „selig sind, die nicht sehen und doch glauben." Hier sagt der Verf. S. 65. eben so wahr, als schön: Beherziget dieses oft mißverstandene, oft vorsätzlich gemißbrauchte Wort genau. Sein Sinn ist nicht eine Behinderung der Gabe zu forschen, nicht eine Begünstigung des Aberglaubens und des blinden Wahnes, nicht ein Vorschub zu Gunsten der Pharisäer und Pharisäerartigen, die des Volkes Glauben zu zeitlichem Gewinne sich machen wollen; es ist einfach die Anpreisung eines rein Menschlichen, eines in der Natur unseres Gemüths Gegründeten, Gegebenen, die Anpreisung des Glaubens für dasjenige Gebiet, in welchem wir noch Nichts wissen können, von welchem wir das Einzelne noch nicht schauen sollen; es ist nur die ewige, aber von allen Sinnlichen immerfort vergessene und so leicht zu vergessende Wahrheit, daß das Unsichtbare nicht täuscht, und daß wir uns zehn Mal vester auf's Unsichtbare, als auf's Sichtbare verlassen können. Es muß so seyn; denn die Täuschungen des Sichtbaren sind von selbst, wie manche Kinderunarten, vergänglich; die Täuschungen der Sinne sind nothwendige Schranken, nur unvollkommene Mittel zu irdischen

Zwecken;

Zwecken; aber die Täuschungen des Unsichtbaren griffen durch die Seele, rissen uns die Sterne selbst vom Himmel, deckten nur noch tiefe Nächte in der Seele auf, zerrissen das schon vorher durch Sinnentäuschungen gefolterte und oft gemarterte Herz. Daß die Sinne täuschen, ist Niemandem zweifelhaft. Wie? wenn nun auch das Unsichtbare täuschte? Wenn unserer Seele Lügen angeboren, und wenn die großen Gedanken: Wahrheit, Heiligkeit, Seligkeit und die davon abgeleiteten: Religion, Recht, Schönheit, unsere Ideeen von der Kraft des Gebetes, vom Werthe der Liebe und Freundschaft, von den ewigen Banden der Familienglieder u. s. w., alle falsch wären, unser Leben, unser Sterben, unser Streben nur auf einem Scheine, auf einer Verneinung ständen? Unendlicher, aber undenkbarer Betrug unserer Seele! der Gedanke daran sei uns Allen fern u. s. w. Aus dem 11ten Vortr. „die Flucht" nach Marc. 14, 50., einer durch und durch kraft- und lebensvollen Rede, heben wir folgende Stelle aus: O der Verkehrtheit! Wenn der Mensch fliehen soll, flieht er nicht. Er soll Versuchungen ausweichen; er soll sich von der Gelegenheit zur Sünde, selbst wenn sie ihn schon ergriffen hat, mit Gewalt losreißen; er soll, wie zur rechten Zeit stehen bleiben, so zur rechten Zeit sein Heil in der Flucht suchen, weil oft in dieser nur der wahre, volle Sieg ist; aber er flieht nicht, er traut sich Stärke zu, er hält ein Aufbrausen des Geistes, wie Petrus, für standhaften Muth. Er wagt den Kampf in dem Vorhofe, sogar unmittelbar nach der Niederlage, als ob diese seine Kräfte gestärkt, seinen Muth wahr gemacht haben könne, und fällt noch eine ganze lange Treppe tiefer. Er faßt noch ein Mal gute Vorsätze. Am Stärksten sind sie unmittelbar nach der Sünde, weßwegen sich mancher Gefallene unmittelbar nach dieser am Allerbeßten wähnt. Auch die Sicherheit ist ein Feind; auch der wilde Muth geht in der Gefahr unter; auch die Schlaflosigkeit, die mit dem ernsten Wachen verwechselt wird, weil

die

die Augen offen sind, macht umkommen. Nirgends Beruhigung für die arme, von Sünden, wie von wilden Thieren gehetzte, und doch die Sünde mit Recht fürchtende Seele. In der Gefahr umkommen, oder doch schwere Wunden vom Kampfe davontragen, ein nur halber Sieg, der später noch entrissen werden kann, eine schmerzende Narbe in den glücklichsten Fällen, Unehre in der feigen Flucht, tieferer Fall nach schlechter Gegenwehr, der tiefste, wenn man sich stark wähnt und schwach der Gefahr wieder trotzen will, ist die kurze Sündengeschichte unzähliger Menschen. 13ter Vortr., eine Betrachtung am Ende des Jahres über Jos. 10, 12. S. 184. „Sonne, stehe stille! ruft auch der Mann. Er sieht, wie sie sich hinabtaucht gegen das todte Meer, einem seiner Altersgenossen nach dem andern, auch ihm den völligen Untergang dräut. Er sieht, wie das Alter in allen Dingen abnimmt, wie unmächtig es zu allen Genüssen und Werken wird. Er schaudert im Gefühle seiner Manneskraft, daß es auch ihm so gehen werde, dahin mit ihm auch kommen müsse. Anklammern möchte er sich doch endlich ein Mal an das Leben, vesthalten die Sonne des hohen Mittags. Ach, er hat schon genug verloren. Soll er Alles verlieren? Er will nicht weiter, er will nicht schwach und alt werden, er will seine jetzige gediegene Einsicht und Kraft fortan in seinen Wirkungskreis setzen; aber er muß dennoch weiter. Es ist kein Aufenthalt da; er muß weiter, wie die Sonne, er muß wider Willen reisen, wie sie; er muß Greis werden, wenn ihm die Sonne nicht schon im Mittage verlöscht." Als besonders gelungen bezeichnen wir noch den 14ten Vortrag — Siehe, er betet! — nach Apstg. 9, 11., den wir nicht ohne eigne Erbauung gelesen haben. Er schließt mit folgenden Worten: sogar der beste und glücklichste Mensch und Christ ist im Beten am Besten, Glücklichsten, Christlichsten, weil im Gebete alle Wahrheit, Tugend und Seligkeit liegt. Das: er betet! hat für Gott selbst einen Werth. O Gott! möchten wir

mit

mit dir sprechen lernen, es von Jesu lernen! Solches Lernen wäre eine selige Vorbereitung auf das Leben vor dir. Beten wir alsdann vor dir, so mag irgend ein guter Geist, der uns beobachtet, zu den andern guten Geistern leise sagen: Siehe, er betet! Amen.

Daß übrigens der Vf. seine Vorträge „biblische" nennt, geschieht wohl nicht darum, weil sie an gewisse Bibelstellen geknüpft, sondern weil sie im Geiste und in der Kraft der heil. Schrift geschrieben sind, und die religiös-praktische Tendenz derselben unverkennbar verfolgen. Vielleicht wollte er auch dadurch zu erkennen geben, daß das Bibelwort für ihn noch seine volle Geltung hat; wenigstens geht aus mehreren Beispielen hervor, daß er den Wortsinn vesthält und die Resultate der neuern exegetischen Forschungen mindestens hier unberücksichtigt läßt. Daß auch ihn dieß zu manchen Inconsequenzen verleitet hat, konnte freilich nicht fehlen; und wir möchten wohl wissen, wie er z. B. das Verderben, das durch den sogenannten Sündenfall über die Erde und das Geschlecht der Menschen gekommen seyn soll, mit der Weisheit und Güte Gottes in Einklang bringen will. Indeß ist die Ansicht, welche er von dergleichen Dingen hat, jeden Falls seine eigene Sache, und wir wollen mit ihm deßhalb um so weniger rechten, da wir in seinen Reden sonst keinen dogmatischen und symbolischen Vorurtheilen begegnet sind. Ob sie jedoch durchgängig zu kirchlichen Vorträgen sich eignen, möchten wir schon darum bezweifeln, weil in ihnen eine Menge Worte und Ausdrücke vorkommen, welche allein der Wissenschaft und der Schule angehören; wenigstens würden sie dann einen durchaus gebildeten Zuhörerkreis voraussetzen. Wie dem aber auch sei; sie sind von gediegenem Werthe, und wir wünschen ihnen viele Leser, überzeugt, daß sie nicht leicht Jemand unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Ueber

Ueber die Erziehung des Landvolks zur Sittlichkeit. Von Karl Bernhardt König, Verfasser der Wanderung zur Kirche. Halberstadt, 1840. Bei Friedrich August Helm. 109 Seiten in 8. 8 Gr.

Es ist hier unter den Rubriken: Mäßigkeitsvereine, die Gesetzgebung, die Schule, die Kirche, der Bauer, das Resultat, in einer populären, frischen und mitunter auch starken Sprache Mancherlei in Erwähnung gebracht, was, zunächst auf das Vaterland und zum Theil nur auf die Umgebung des Verfs. Bezug habend, des allgemeineren Interesses gleichwohl nicht ermangeln wird. Der Verf. rechtfertigt seine ethische Topographie bei'm Schlusse seines vorletzten Abschnittes selbst, wenn er sagt: „Ich habe mich allerdings bei der Schilderung der bäuerlichen Sitten in einer einzelnen Gegend Deutschlands Etwas lange verweilt. Wer aber geneigt wäre, mir deßhalb einen Vorwurf zu machen, der möge bedenken, daß, wenn meine Darstellung auch nur einseitig ist, doch auf solche Weise allein ein treues Bild vom gesammten Volksleben allmälig entstehen kann; ich meine, wenn Jeder veröffentlicht, was in seiner Umgegend geschieht, oder, damit keine Folianten erwachsen, bemerkt, worin die heimathliche sich von fremder Sitte unterscheidet. Auch stand, indem ich Solches schrieb, ein lustiger Geselle hinter mir, der mir die Worte Göthe's zurief: Greift nur hinein in's volle Menschenleben. Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt; und wo ihr's packt, da ist's interessant." — Nicht Alles, was der Verf. bemerkt und vorschlägt, wird den Beifall Aller finden. Aber Alles ist in der Form männlichen Freimuthes unter dem Gesetze ausgesprochen, manche Ansicht überraschend und original. Im Bezuge auf Mäßigkeitsvereine, deren Gutes der Verf. nicht verkennt, greift er gleichwohl manches Verfehlte an. Schon den Namen, „Mäßigkeit

sigkeit ist eine Eigenschaft, eine Tugend, wie wir gewöhnlich sagen, zu welcher jedes vernünftige Wesen verpflichtet ist. Es versteht sich von selbst, daß Jeder mäßig leben soll, und es klingt wirklich höchst unangenehm, wenn Einzelne auftreten und sagen: Wir werden vorzugsweise vor Andern diese Tugend üben. Thut es in Gottes Namen, aber redet nicht Viel davon. Man denke an die Armee. Der Soldat soll tapfer seyn, das versteht sich von selbst. Da treten in der Armee Einzelne zusammen, und bilden einen Verein für Tapferkeit. Was ist die Folge davon? Wo die Mitglieder sich sehen lassen, wird man mit Fingern auf sie deuten und sagen: dort gehen die Tapfern." Dann will der Vf. auch nicht, so lange wir selbst noch Wein oder Bier trinken, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet haben und mißbilligt jene Vereine der stricten Observanz mit dem Gelübde der völligen Entsagung. Ueberhaupt, meint er, solle man nicht wähnen, daß, wenn der Branntwein wegfalle, es einen Himmel auf der Erde geben werde. „Schwache Menschen fallen gewöhnlich aus einer Thorheit in die andere, den ganzen Menschen muß man bilden, wenn man Menschenwohl befördern will." Mit Indignation aber wird die zweideutige Genesis mancher solcher Vereine S. 7. geschildert: „Wo in unseren Tagen eine einflußreiche Person Etwas empfiehlt, da kann man sicher darauf rechnen, daß sich eine Menge Anderer zusammenfindet, die sich gleichsam im Leibe zerreißt, um das Empfohlene in's Werk zu richten. Immer aus Ueberzeugung? Gott bewahre. Diese Leute würden eben so gut das Gegentheil befördern, wenn es ihnen Aussicht auf Gunst, Ehre, Beförderung gewährte. An diesem Krebsschaden leiden unsere trefflichsten Institute. Predigervereine, aus eigenem Antriebe der Betheiligten hervorgegangen, sind eine herrliche Sache, aber lächeln muß man, wenn, bloß um berichten zu können, daß ein solcher Verein bestehe, die Theilnehmer zusammengerufen werden. Den an sich trefflichen Mäßigkeitsvereinen schadet

die

die Ostentation, das augenscheinliche Bestreben mancher Gründer und Beförderer, etwas irgendwo Wohlgefälliges zu thun. Der Weg des wahren Verdienstes ist Manchen zu beschwerlich, zu langweilig, darum schlagen sie den kürzern ein, sich mit dem Scheine des Verdienstes zu umgeben, und nicht selten gelingt es ihnen, den zwar glänzenden, doch wohlfeilen Lohn davon zu tragen." — Im Abschnitte von der Schule wird vornehmlich den sogenannten Kleinkinderschulen oder Bewahranstalten das Wort geredet, und der verlassene Zustand der Kleinen auf dem Dorfe stark, aber wahr geschildert. Für die Schulen selbst wird eine Revision der Schulbücher von je zehn zu zehn Jahren und eine Preisbewerbung für Abfassung von Büchern für die Lesenlernenden, wie für die Lesenden vorgeschlagen. „Nur vor Einem Uebel dürften wir dann bitten müssen bewahrt zu bleiben, es heißt: Centralisirung. Die Kinder, welche am Gestade der Ostsee spielen, bedürfen anderer Erzählungen, als die des Winzers am Rheine und als unsere Kinder." — Die Kirche. Der Verf. beklagt hier Manches, was die Stellung des Geistlichen zur traurigen und verlassenen mache. Im Bezug' auf die Geltung als Redner, die fast allein ihm in seiner Gemeinde gelassen sei, warnt er vor Irrwegen und deutet, wie es scheint, auf eine Kehrseite jener Visitationsreisen in seiner Provinz hin, die man als Hebel des gesunkenen kirchlichen Lebens so laut gerühmt hat. „Nicht nachdrücklich genug," heißt es S. 39., „kann man jüngere Prediger vor dem verderblichen Wahne warnen, daß durch Nachahmung des Kanzelwitzes, der kühnen Bilder, der lebhaften Action berühmter Meister dem Reiche Gottes aufgeholfen werde. Ja, ich betrachte es als einen wahren Uebelstand, wenn dem von Natur mit seltenen ausgezeichneten Gaben ausgerüsteten Redner die Gelegenheit geboten wird, an vielen Orten aufzutreten. Oft werden auch nur vielen Neugierigen die Ohren gekitzelt, und nicht selten bewirkt eine solche Gastpredigt die un-

ver-

verdiente Zurücksetzung der Männer, die mit Gewissenhaftigkeit und Treue bis dahin ihr Amt verwalteten, und nun, nach dem einseitigsten Maßstabe der Vergleichung mit dem Fremdlinge gemessen, hören müssen: Im Vergleiche mit Dem prediget Ihr schlecht! Uebrigens tritt, Gott sei Dank, solches verkehrte Urtheil nur bei den Unverständigen hervor, denn die Verständigen fragen doch überall mehr nach dem Inhalte, als nach der Form. Ja, Gotte sei Dank, daß die Wirksamkeit des göttlichen Wortes nicht von der Figur des Verkündigers, nicht von seinen sprechenden Augen, nicht von seinem schönen Tenore oder Basse, nicht von seiner gefälligen Biegung des Leibes oder der Hände abhängig ist. Wo es vom Herzen kommt, da dringt es zum Herzen und ist, auch aus minder beredtem Munde verkündet, eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben." Auch weiter unten kommt der Verf. wieder auf diesen Gegenstand zurück und wünscht, daß jene auftretenden Redner im Aussprechen von Lob' und Tadel über den sittlichen Zustand der Gemeinde Etwas behutsamer seyn möchten, als sie es gewöhnlich wären. „Loben können sie eigentlich nicht, denn sie kennen den innern Zustand der ihnen fremden Gemeinde oft Viel zu wenig und verlassen sich nicht selten auf das zweifelhafte Urtheil Derer, die in den meisten Fällen es in ihrem Interesse finden, zu sagen, hier ist Alles in Ordnung. Tadeln sie aber, so fragt der Bauer natürlich: Woher weiß denn der fremde Mann unsere Fehler, das hat ihm gewiß der Pastor gesagt. Ueberhaupt vermeide man die directe Beziehung, ich habe gehört, ich habe vernommen. Die Person des Redners mag dadurch gehoben werden, der Sache hilft es selten." — Der Bauer. Dieser Abschnitt ist der ausführlichste, und gibt eine auf Beobachtung gegründete Schilderung eines Gegenstandes, der namentlich dem Landprediger nie gleichgiltig seyn kann, und von welchem jeder Neuangestellte nach dem „ländlich, sittlich" seiner Gegend zunächst sich Kunde verschaffen sollte. Davon,

von, wie der Bauer ist, steht freilich in der Homiletik Nichts, und doch wird von der Antwort darauf der Erfolg von Predigt und Seelsorge größten Theils mit abhangen. Ueberdem hat der Verf. nicht Unrecht, wenn er bemerkt, daß es dem Landvolke wie dem Mittelalter gehe und dieses wie jenes von Einigen übermäßig gelobt, von Andern übermäßig getadelt werde. „Jene finden bei'm Landmanne Unschuld, Treuherzigkeit, Genügsamkeit; Diese nennen ihn das verstockteste, boshafteste, habsüchtigste und undankbarste Geschöpf unter der Sonne." Zwischen beiden Extremen hindurch muß der Pfarrer den Mittelweg der Wahrheit finden und seine Leute kennen lernen. Die Charakteristik, die der Verf. vom Bauer seiner Umgebung zum Beßten gibt, kann Andern wenigstens als eine Anleitung zu jener pfarrlichen Terrainkunde dienen, die dem rechten Hirten seiner Heerde an Ort' und Stelle und auf seiner Trifft nicht fehlen darf. Was da über die Lebensweise des Bauers, über seine Noth, über Wirkung der Noth, sodann über Hypothekenwesen, über Ablösungen und Separationen, über geschlossene Höfe und deren Einfluß auf Sittlichkeit, über das Altentheil und die Lage der alten Auszügler in den Bauerwirthschaften, über das Gesindewesen, über die Freiwerber und die Art, wie Ehen geschlossen werden, über Polterabend und Hochzeit, über Kindtaufen und Leichenessen, und Aehnliches mehr bemerkt ist, müssen wir der Kenntnißnahme des Lesers aus dem Buche selbst überlassen. Nur noch Eins und das Andere wollen wir erwähnen. Unter den Vergnügungen des Landmanns werden die sogenannten Freischießen empfohlen, an welchen eine Anzahl Bursche und Männer mit Musik zu Felde ziehen, um durch geschickten Schuß nach der Scheibe die bestimmten Preise zu verdienen. „Dieser alte Brauch verdient sorgfältige Pflege, denn es liegt ein guter Keim in ihm. Der deutsche Mann soll, wenn er auch nur Bauer ist, sich vor dem Schusse nicht fürchten. Es ist ein öffentliches Vergnügen, diese controliren

sich

sich selbst und verdienen, bei Weitem den Vorzug vor allen Heimlichkeiten." Daß die Sache auch ihre Kehrseite hat, ist nicht zweifelhaft und, um sie zu erkennen, braucht man nur nach Tyrol zu blicken, wo jenes Volksvergnügen heimisch, aber auch so hinreißend und verführerisch ist, daß man acht, wohl vierzehn Tage zusammenbleibt und schon mancher Schütze die beste, wohl auch letzte Kuh verkaufte, um keinen schlechtern Stutzen zu haben, als sein Nachbar. Kostspielig für den Landmann bleibt dieß Vergnügen immer, und schlösse sich daran die erwachte Leidenschaft der Jagd, dann wäre das Uebel noch schlimmer. Die Bauern, die mit der Flinte laufen, sind wenigstens in des Recn. Gegend sprichwörtlich, aber nicht im besten Sinne, geworden. Vielleicht merkt man dem Vf. hier, wie in der gleich folgenden Behauptung an, daß bei ihm die „Wanderung zur Kirche," die der Titel nennt, und deren wir uns noch mit Vergnügen erinnern, eine Wanderung „durch's Feldlager" war. Er spricht sich nämlich auch über den Militärdienst der jungen Landleute, nach Abwehr der Vorwürfe, überaus beifällig aus: „Da ziehen sie hin in die großen Städte diese unverdorbenen kräftigen Bauernsöhne und lernen Dinge, die sie früher nicht kannten, und gewöhnen sich an Freuden und Genüsse, die ihnen ehedem verborgen waren. Dieses Zusammenleben so vieler jungen Leute in den Kasernen muß höchst verderblich wirken, die Verführung muß in ihrer Mitte reiche Beute finden, sie erlernen die Laster und tragen sie in ihre Heimath zurück — wer Das glauben wollte, könnte meinen, es gingen Riesen fort und kämen Zwerge wieder, es würden Engel geworben und Teufel entlassen; dem ist aber nicht so." Er stellt nun die Vortheile des vaterländischen Militärdienstes in beredter Sprache heraus und sagt: „So mancher Vater bereut es bitter, daß er seinen Sohn nicht zur Fahne brachte und ich, der ich selbst Soldat war, und das militärische Verhältniß, wo ich es erblicke, scharf in's Auge fasse, ich sage als Landgeist-

licher offen: Ich wünschte, jeder Bauer hätte gedient." — Auf allgemeinere Zustimmung dürfte Das rechnen können, was der Vf. über Kleidung des Bauers sagt. „Wer dem Landmann lieb hat, muß ihm rathen, der väterlichen Sitte treu zu bleiben. Der so achtbare Bauer ist in meinen Augen ein beklagenswerthes Geschöpf, wenn er als Affe des Städters auftritt, und mag die schönste Sommerhose ihm nur einen, die lederne dagegen vier, auch fünf Thaler kosten, so hat er, ehe diese nur geflickt zu werden braucht, schon dreißig andere bei seiner schweren Arbeit zerrissen. Man halte das für keine Hyperbel, ich rechne im vollen Ernste hundert Ellen Zeug aus ägyptischer Baumwolle auf Ein deutsches Bockfell." — Nachdem noch über Lectüre des Bauers sehr Wahres und Beherzigenswerthes gesagt ist, kommt der Verf. auf ein Pädagogium für junge Bauern nach der Confirmation, eine Anstalt für Söhne wohlhabender Aeltern, die, ohne städtische Bildung, einmal tüchtige Schulzen werden sollen. Von den nothwendigen Eigenschaften eines tüchtigen Schulzen oder ersten Ortsvorstehers handelte ein Schriftchen, das von dem Verf. schon im Jahre 1832 herausgegeben ward. Und in der That, je mehr das Dorfschulzenamt in unseren Tagen an Einflusse gewinnt, desto weniger darf der Pfarrer die Candidaten desselben und die eigene Stellung zu ihm unbeachtet lassen. Schon ein altes deutsches Witzwort sagt: Es geht im Dorfe Alles, wenn drei Dinge darin gut sind, der Pfarrer, der Schulze und der Wille. Mögen die Vorschläge des Verfs. geprüft und an den Orten, wo sie gut befunden werden, besonders auch den letzten Regenten im Dorfe finden.

Muster-

Mustersammlung der Beredtsamkeit. Für die Schule und das Leben. Herausgegeben von Dr. Friedrich Haupt, erstem Lehrer und Stellvertreter des Directors am Schullehrerseminare des Cantons Zürich. Aarau, bei Sauerländer. 1838. 357 SS. in gr. 8. 1 Thlr.

Es ist die politische und parlamentarische Beredtsamkeit, die hier in Mustern eine Gestalt vor dem geistigen Auge gewinnt. Auch ist die Absicht des Verfs. eine politische auf Schule und Leben. „Noch vor einem Jahre," sagt er in der Vorrede, „an der Cantonschule zu Aarau als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur in Wirksamkeit, legte mir mein Amt die Verpflichtung auf, Rhetorik vorzutragen, mit der besondern Aufgabe, den oratorischen Theil derselben als Vorbereitung für den spätern staatsbürgerlichen Wirkungskreis der Zöglinge zu berücksichtigen." Diesen Wirkungskreis setzt er in einer weitern Ausdehnung voraus, als sonst wohl angenommen wurde, und bietet im vorliegenden Werke der Bildung darzu ein entsprechendes Hilfsmittel dar. „Urtheile man," heißt es S. VI., „über Werth und Bedeutung der dermaligen politischen Zustände, wie man wolle, die Thatsache liegt vor, daß der Staatsbürger zu einer hier freiern, dort beschränktern Theilnahme an der Leitung des Staatslebens gelangt ist. Ohne Fertigkeit im freien mündlichen Vortrage aber, wie sollte eine erfolgreiche Theilnahme möglich seyn? Der Volksrepräsentant sinkt ohne die Gabe der Beredtsamkeit mehr oder weniger zur bedeutungslosen Null herab." Kürzer noch wiederholt diese Wahrheit der Verf. mit dem Worte des genialen Nägeli: Für jedes öffentliche Amt wird der Bürger nur würdig durch den Mund. Es müsse also wie auf Gymnasien, so auf Gewerbs- und Realschulen auf jenes Stück der bürgerlichen Bildung Rücksicht genommen werden. Den Einwand, daß es ver-

derblich sei, die Jugend schon in politischen Diskussionen heranzuziehen, berührt der Verf. und gibt zu, daß sie schon im älterlichen Hause durch Tagblätter und Tagsgespräche in das Gezänk der Parteien mit hineingezogen und zu einer politischen Leidenschaft entflammt werde, die um so widriger sei, weil sie mehr den Personen, als den Sachen gelte. Aber, fährt er fort, weil es nicht immer in unserer Macht stehe, die Jugend von der Theilnahme an politischen Ideeen und Bestrebungen zurückzuhalten, das Herz rein von dem Gifte des politischen Hasses zu bewahren; so sei es Pflicht der Schule, das jugendliche Gemüth von einer gemeinen Wirklichkeit ab, auf die Erhabenheit der Idee hinzulenken, durch gründliche Wissenschaft die Oberflächlichkeit des Alltagsräsonnements zu paralysiren und mit einem reinern Feuer des Jünglings Brust zu entflammen, als die Verunglimpfungen politischer Tageblätter zu verleihen vermögen. „Was aber wäre hierzu geeigneter, als eine Sammlung von Aussprüchen und Erörterungen aus dem Munde der größten Heroen der Menschheit, als dieser Reflex der ewigen Wahrheit im Spiegel von mehr als zwanzig Jahrhunderten?" Wir wollen zugeben, daß diese Mustersammlung, die mit Demosthenes beginnt und mit Robert Peel und O'Connel endet, für Lehrer und Jünglinge der höheren Unterrichtsanstalten brauchbar sei, können aber das Nämliche nicht zugeben da, wo der Verf. auch die Schullehrerseminare und die Volksschule im Auge hat — Reden eines Burke, Fox, Canning, Brougham u. A., welche die großen Weltfragen ihrer Zeit besprachen, werden der Letztern unfaßbare Worte bleiben. Dagegen bezweifeln wir es nicht, daß die Geschichte der deutschen und vaterländischen öffentlichen Verhandlungen Stoff zu einer Mustersammlung aus der sogenannten kleinen parlamentarischen Beredtsamkeit dargeboten haben würde, um dem Volke selbst in den untern Regionen einen Begriff davon zu geben, wie Fragen der Orts- und der Gemeindeverfassung, der

Vater-

Vaterstadt und ihrer öffentlichen Angelegenheiten und Aehnliches von verständigen Männern besprochen werden müssen. An diesen kleinern Stücken aber fehlt es der Sammlung. In Deutschland würde mancher wackere Schulze einen Beitrag dazu haben liefern können. Und wie die Geographie der Volksschule am Besten bei'm Wohnorte selbst anfängt, so mag auch die Politik der Volksschule, wenn's überall eine solche gibt, mit den Fragen und Grundsätzen beginnen, die im Dorfe und für die Interessen der ersten Heimath von Wichtigkeit waren. — Doch wir zeigen die Schrift Lesern eines theologischen Blattes an. Es ist begreiflich, daß wir da noch andere, als politische, Gesichtspuncte vestzuhalten haben. Und wir dürfen versichern, daß wir dem Buche die Anregung eines Interesses verdanken, wie es auch dem Theologen und dem Homileten vielfach ersprießlich ist. Sind wir doch ebenfalls Redner und Volksredner. Hat nicht ein Reinhard nach seinen eigenen Geständnissen seinem Demosthenes Mehr verdankt, als allen Lehrbüchern der Homiletik nicht nur, sondern auch Mehr, als den namhaftesten Kanzelrednern seiner Zeit? Mag die politische Beredtsamkeit immerhin einen andern Zweck haben und andere Hebel zur Erreichung desselben in Bewegung setzen dürfen, als die kirchliche, die Grundgesetze haben sie mit einander gemein, und wie mancher Redner in der Volksversammlung es nicht verschmäht hätte, bei guten Kanzelrednern zu lernen, so dürfen wir die Muster draußen vor dem Tempel nicht ignoriren, um im Tempel selbst unseres Ziels gewisser zu werden. Ueber das Wesen der Beredtsamkeit aber spricht sich unser Verf., wie in der Vorrede, so in den Biographieen seiner Redner und den historischen Uebersichten, die er von der Beredtsamkeit der einzelnen Völker gibt, so wahr und treffend aus, daß wir alle Redner an heil. Stätte zu ihm und seinem Buche in die Lehre schicken möchten, die von der heiligen Kunst abgewichen und der Künstelei verfallen sind, die Wahrheit verlassen haben und der

Täu-

Täuscherei und Lüge huldigen. An dem erstgenannten Orte erinnert der Verf., daß selbst Kant von der Rhetorik nur eine geringe Meinung hatte und sie die Kunst nannte, „durch den schönen Schein zu hintergehen und sich der Schwächen der Menschen zu seinen Absichten zu bedienen." „Um wie viel wahrer," sagt er, „ist nicht die Antwort Rousseaus, die er jenen Jesuiten gab, als sie ihn um das Geheimniß seines Styls und der Beredtsamkeit überhaupt befragten: „Ich zweifle, verehrte Väter, ob es Ihnen von Nutzen seyn könnte, dieß Geheimniß zu wissen; es besteht nämlich darin, daß man sagt, was man denkt." Und gewiß ist jener Ausspruch Kant's nur dann verständlich, wenn man sich erinnert, nach welchen Grundsätzen die meisten Lehrbücher der Rhetorik in frühern Zeiten abgefaßt waren und zum Theil' noch sind, und daß dieser Unterricht am Stärksten gerade von den Jesuiten cultivirt worden. Unsere Mustersammlung wird zeigen, daß die größten Redner gewöhnlich auch die edelsten Menschen waren, und daß nur in der Wahrheit und Reinheit der Absichten eine Ueberzeugungskraft liegt, die auch über die Aufwallungen einer ersten Rührung hinausdauert. Es liegt darum Jedem, der nach wahrer Berédtsamkeit trachtet, der Wink sehr nahe, daß er nicht durch Künsteleien und Schmuck der äußern Rede, sondern durch die Kraft des Gedankens, durch die Reinheit der Gesinnung und die Würde der Darstellung sich jenen Einfluß auf die Gemüther wird verschaffen können, den die wahrhaft großen Redner aller Zeiten sich errungen haben." Ist nun diese Bemerkung schon bei den politischen Rednern des Verfs. wahr, wie Viel mehr muß sie es für Diejenigen seyn, die im Dienste der ewigen Wahrheit stehen. Und doch spielt Unwahrheit im Gedanken, im Worte, in der Gebehrde auf der Kanzel eine, selbst durch bedeutende homiletische Notabilitäten unterstützte, häufigere Rolle, als man wohl glaubt. — Das Loos der Phantasieredner, wie wir sie auch haben, ist in der

Geschichte der Beredtsamkeit unter den Römern da sehr lehrreich und warnend vor Augen gestellt, wo der Verf. den Redner Hortensius mit Cicero parallelisirt und in Beiden den Culminationspunct der rednerischen Kunst unter ihrem Volke nachweist. Im Anfange überbot Hortensius seine Nebenbuhler. Allein es trat ein Stillestand in seinen rednerischen Bestrebungen ein. „Seine Beredtsamkeit glich einem Gemälde, dessen Farben nach und nach verbleichen, und bald konnte Niemand sich mehr verhehlen, daß seine Blüthenperiode vorüber war. Die Fugen seines sonst so imposanten Ausdrucks begannen sich zu lösen, der Fluß seiner sonst so unerschöpflichen Rede zu stocken." Nun trat Cicero auf, und jener nahm alle seine Kraft zusammen. „Wenn nun aber," fährt der Verf. fort, „Hortensius den alten Ruhm in seinem ganzen Umfange wieder zu erringen vergeblich trachtete, so liegt der Grund davon sowohl in der Ueberlegenheit des Gegners, als in seiner eigenen rednerischen Individualität. Ihm fehlte die philosophische Bildung. Dann riß ihn sein feuriges Gemüth, in welchem die Phantasie die vorherrschende Geistesthätigkeit war, frühzeitig zu der üppigen, glänzenden, wortreichen asianischen Manier hin, worin er, selbst noch jugendkräftig, den Aelteren und Bedächtigeren anstößig, die Jüngeren bezauberte; als aber jenes Jugendfeuer verflogen war und die Würde seiner Stellung auch mehr Würde des Vortrags erheischte, ging ihm das Ebenmaß zwischen Form und Inhalte in einer gewissen Mattigkeit des Ausdrucks verloren. Eben diese Lebendigkeit war es auch, welche auf der einen Seite seiner sorgfältig studirten Action einen fast theatralischen Anstrich gab, auf der andern Seite aber ihn mehr dem extemporalen Vortrage zuwandte und der schriftlichen Ausarbeitung entfremdete." Wie mancher Kanzelheld auf welkenden Lorbeeren mag hier in seine Brust greifen und das Fabula de Te narratur im hortensischen Verdrusse erkennen. Wissenschaftliche Bildung, tieferes Studium und mit diesen im

Bunde

Bunde Wahrheit und Natur erhalten auch den alternden Redner am Sichersten, in jener Jugend, die Novalis im Sinne hatte, als er das sinnreiche, tröstliche Wort schrieb: Wer jemals jung war, wird nie alt. — Man kann diese politischen Redner der namhaftesten Völker aus verschiedenen Zeitaltern nicht vernehmen, ohne Das, was den Theologen ganz eigentlich interessirt, die religiöse Denkart der Sprecher, durchklingen zu hören. Das ist selbst bei den Reden des classischen oder heidnischen Alterthums der Fall. In Verurtheilung der Mitverschwornen des Catilina traten, außer Cicero, Julius Cäsar und M. Porcius Cato auf. Wenn schon im Rednerischen ein größerer Contrast nicht leicht gefunden werden kann, als in den hier mitgetheilten Worten Beider, so erkennt man überdieß im Cäsar nicht nur den vornehm glatten Hofmann, sondern auch den Glaubenslosen, im Cato aber den ernsthaft Wahren und Religiösen. Cäsar will die Verschwornen vom Tode retten und stimmt für Verweisung. „Der Tod sei Ruhe von Leiden, keine Qual, alle Uebel der Sterblichen löse er, und jenseits sei für Kummer und Freude kein Raum mehr.“ Darauf antwortet dann der ernste Cato: „Gut und mit Rednerschmucke hat kurz vorhin Cajus Cäsar in dieser Versammlung über Leben und Tod gesprochen, indem er, wie mir vorkam, für Mährchen achtet, was von der Unterwelt gelehrt wird, daß die Bösen auf anderem Pfade als die Guten an gräßliche, öde und grauenvolle Oerter kommen. Darum sein Antrag ꝛc.“ — Es liegt ein überraschender Nachdruck in dem in dieser Rede eines Heiden einfach, aber vest ausgesprochenen Glauben an vergeltende Unsterblichkeit. — Uebrigens begegnet man allerdings in diesen politischen Reden eher moralischen Maximen, als Maximen der Religion. Ja, in einer Rede für Emancipation der Juden in England, die man um des Christenthums willen nicht zu Bürgern machen wollte, schildert Lord Brougham die Christlichkeit beider Parlamentshäuser nicht eben vortheil-

theilhaft, wenn er sagt: „Wir schließen die Juden aus, weil sie nicht an den Sohn glauben, aber wir öffnen die Thore Denen, die weder an den Sohn noch an den Vater glauben. Mit allen unseren Gesetzen erreichen wir weder die Deisten, welche die Schrift verwerfen, noch die Atheisten, welche alle Religion verwerfen. Die frivolsten Religionsspötter fanden Zutritt nicht bloß zu beiden Häusern des Parlaments, sondern auch zu dem Hause des Königs und den höchsten Staatsstellen. Lord Shaftesbury und Lord Bolinbroke schwuren den Eid: nach dem wahren Glauben eines Christen, obgleich alle Welt wußte, daß sie so wenig als die Juden an die erhabenen Lehren des Christenthums glaubten. Wilkes, obgleich von einem unserer Gerichtshöfe der Gotteslästerung schuldig befunden, fand doch in diesem letzten Urtheile kein Hinderniß seines Eintritts in das Haus der Gemeinen. Seine Wähler sendeten ihn wieder in das Parlament und er schwur: auf den wahren Glauben eines Christen, ein Benehmen, dessen sich ein gewissenhafter Jude enthalten haben würde." — Eine Farbe ganz anderer Art trug die englische Parlamentarberedtsamkeit zur Zeit Cromwells. Religiöse Schwärmerei, finstere bigotte Frömmigkeit verbannten alles Schöne, jeden wärmeren, lebensvolleren Pulsschlag aus den öffentlichen Reden und setzte eine biblische Phraseologie, abgestorbene Formeln an ihre Stelle. Wer nicht zu dieser frommen Classe gehörte und ihrem fehlerhaften Geschmacke nicht huldigen wollte, mußte wenigstens Alles, was derselben anstößig war, vermeiden, d. h. alle Kunst, allen Schmuck. Daher sind die Reden aus jener Zeit entweder trocken und langweilig, oder durch ihr vermeint frommes Geschwätz widerwärtig. Cromwell selbst, Anfangs wilder Student, dann kleiner Gutsbesitzer, der aber sein Hauswesen ganz vernachlässigte, brachte seine Zeit in den Versammlungen der Puritaner zu, in denen, gewöhnlich unter seinem Vorsitze, gebetet, gesungen, aus der Bibel und anderen Erbauungsbüchern vorgelesen und gepredigt wurde.

wurde. Er wurde General. Nun sprach er, wenn er in's Parlament kam, länger und öfter, zwar noch eben so dunkel und verworren als vorher. Er fing Perioden an und vollendete sie nicht, er stockte und fing auf's Neue an. Um die Lücken, die ihm aus Mangel an eigenen Gedanken entstanden, auszufüllen, citirte er Sprüche aus der Bibel, wie sie ihm einfielen. Niemand verstand ihn, aber jetzt war es sein militärisches Verdienst, was ihm Gehör verschaffte. Die Reden, die er als Protector hielt, haben einen sehr eigenthümlichen Charakter. Es ist, als ob in ihnen zwei verschiedene Personen abwechselnd sprächen, bald ein Schwärmer oder Heuchler — denn was von beiden er gewesen, ist schwer zu sagen — bald ein entschlossener Despot. Während der Schwärmer oder Heuchler am Oeftesten, Längsten und Verworrensten redet, spricht der Despot Viel kürzer, deutlicher, ohne Umschweif mit Stärke und Nachdrucke. Eine seiner Reden ist so eigenthümlich und zugleich kurz genug, daß wir dem Leser sie zur Probe geben. Es ist die folgenreiche, mit welcher er das sogenannte lange Parlament entließ und sich zum Alleinherrscher machte. Er redete die Volksvertreter also an: „Es ist hohe Zeit, daß ich euerem Verweilen an diesem Platze ein Ende mache. Ihr seid ein Pack feiler Schurken, und möchtet wie Esau euer Vaterland um ein Linsengericht verkaufen und wie Judas euern Gott für ein Paar Silberlinge verrathen. Ist eine einzige Tugend unter euch geblieben? Gibt es irgend ein Laster, das euch nicht beflecke? Ihr habet nicht mehr Religion, als mein Pferd. Gold ist euer Gott. Wer von euch hat nicht sein Gewissen Bestechungen aufgeopfert? Ist Einer unter euch, der sich auch nur im Geringsten um das allgemeine Wohl bekümmerte? — Ihr schmutzigen Auswürflinge, habet ihr nicht diesen geheiligten Platz geschändet, und den Tempel des Herrn zu einer Diebshöhle gemacht? Euer Land schreit deßhalb zu mir, diesen Stall zu schließen, indem ich euerem ungerechten Verfahren ein Ende

mache;

mache; und das will ich mit Gottes Hilfe und der Kraft, die er mir gegeben hat, jetzt thun. Ich befehle euch daher, diesen Platz bei Todesstrafe gleich zu räumen. Fort! hinaus! schnell! Ihr verkauften Sklaven. Machet, daß ihr wegkommet! Da (zu seinem Gefolge), nehmet diese Narrenspossen (die Insignien der Würde des Hauses) weg, und schließet die Thore." Es fehlt zu dieser Rede nur noch, daß der Protector sie mit: Amen, Amen! geschlossen hätte. — Zu noch manch anderen Betrachtungen wird dem homiletischen Redner die Lectüre der hier gesammelten politischen Reden die Veranlassung geben. Die meisten sind frei gehalten, aber, wie aus den interessanten Biographieen der einzelnen Redner zu ersehen ist, ward die Kunst der freien Rede fast immer nur durch die anhaltendste Uebung in schriftlicher Abfassung der Vorträge gewonnen. So wird von dem trefflichen Burke S. 69. gesagt: „Am meisten Vorschub für sein Auftreten als Redner leistete ihm aber seine bisherige Gewohnheit, seine Gedanken niederzuschreiben, und dabei auf Anordnung und Stellung der Worte wie der Gedanken die höchste Sorgfalt zu wenden." Daß indessen noch Mehr als dieß zum Parlamentsredner gehöre, thut eine Schilderung des englischen Unterhauses, die der Verf. dem Quaterlyreview entnahm, auf interessante Weise dar. Es wird dort gesagt, daß im Ganzen der Conversationston der beliebteste der parlamentarischen Beredtsamkeit sei, und daß Worte, die eine Vorbereitung verrathen, besonders pomphafte Reden, die einem nicht ganz bedeutenden Gegenstande gelten, am Gewissesten ihres Zieles verfehlen. Dann heißt es weiter: „Der größte Stein des Anstoßes, der den gelehrten Rednern auf ihrer Bahn zum parlamentarischen Ruhme im Wege liegt, ist ihre allzugroße Empfindlichkeit. „Ist dieß nicht eine große Rede?" sagte ein Unterhausmitglied zu Fox, als ein Lord seine Antrittsrede gehalten hatte. „Ich kann noch nicht über den Redner urtheilen," erwiederte Fox, „bis ich ihn ein Mal habe durchfallen sehen."

sehen." Ueberhaupt wird gelehrten Männern, die im stillen Haine der Musen aufgewachsen sind, eher als Andern eine Laufbahn verleidet, wo man nothwendiger Weise so manchen Stoß erleiden muß." Freilich sind dann auch die Triumphe groß und herrlich, und während wir nur ein unsichtbares Ziel auf dem heil. Rednerstuhle erkämpfen, fällt das dort erkämpfte in Hand und Auge, Krieg oder Frieden, Seyn oder Nichtseyn. Es blüht aber jenen Rednern in so starken Bewegungen ein concentrirtes Leben, die berühmtesten zehrten sich auf und starben eines frühen Todes. — Dem Theologen, der die sich so unähnlichen Kanzelredner der Franzosen und Engländer kennt, wird eine Vergleichung der politischen Beredtsamkeit beider Nationen, die hier auf S. 49. enthalten ist, nicht unwillkommen seyn. „Die Engländer," heißt es, „sprechen mehr mit dem Verstande, wenn ich so sagen darf, und zu dem Verstande; die Franzosen mehr mit der Einbildungskraft und zu der Einbildungskraft. Die Engländer sehen mehr auf die Stärke, die Franzosen mehr auf die geschickte Handhabung der Gründe. Der Engländer ficht mit schärferen, der Franzose mit geputzteren Waffen; der Engländer will bloß überzeugen, der Franzose überreden, gefallen. Der Engländer spricht oft kalt, aber immer mit Nachdrucke und Vestigkeit; der Franzose mit Lebhaftigkeit und Feuer. Manche französische Rede gleicht einem Blumenkranze, manche englische einer Korngarbe, manche auch einem Bündel Dornzweige." Dieß Urtheil bezieht sich natürlich nur auf den allgemeinen Charakter. Unter den Rednern des nämlichen Volkes tritt oft ein scharfer Unterschied hervor. So nach der trefflichen Schilderung der Redner Fox und Burke, die der Verf. von Hegewisch entlehnte. Gut englisch erscheint hier Fox, Burke aber dem französischen Schmucke geneigter, wenn es von Ersterem heißt: „Auch an solchen pathetischen Stellen (der Begeisterung für Verfassung und vernünftige Freiheit) war sein Ausdruck einfach und ungeschmückt. Er bediente sich über-

überhaupt der gewöhnlichen Worte und Redensarten, die der gebildete Geschmack nicht verworfen hat. Er suchte nie durch Pracht des Ausdrucks Aufmerksamkeit zu erregen. Er verhält sich in dieser Hinsicht zu Burke wie ein nackter, nervöser Ringer zu einem pomphaft gerüsteten Fechter, an dessen Helme ein mächtiger Federbusch flattert, und dessen Schild, wie der Schild des Achilles, vom erfindsamen Künstler mit dem reichsten Schmucke bis zur Ueberladung geziert ist." — Dem Theologen können auch eigentlich politische Fragen nicht fern liegen, besonders die seiner Zeit. So theilen wir zum Schlusse noch Einiges aus der Rede mit, die Lamartine nach seiner Rückkehr aus dem Oriente über den Zustand des Orients in der französischen Kammer hielt. Wenn gleich sechs Jahre alt, dürfte diese Rede noch heute des Interesses nicht ermangeln. Er nennt Jerusalem die neutrale, arme, ohnmächtige, an jedes Joch gewöhnte Stadt, und auf die Empörung Mehemed Alis und Ibrahims kommend, sagt er: „Ich war Zeuge seiner Triumphe, ich sahe ihn jene Mauern von St. Jean d'Acre überwältigen, die selbst Napoleon nicht hatte erschüttern können, als Eroberer ganz Syrien durchziehen, Damaskus und Aleppo unterwerfen, zwei Mal mit Kraft und Kühnheit die letzten Heere des Sultans zerstreuen, den Großwessir gefangen nehmen und nur einige Tagemärsche von Constantinopel vor — einem Briefe eines europäischen Botschafters stille halten. Er würde daselbst ohne Hinderniß eingerückt seyn, und Trotz des Widerspruchs der Gesetze und der Sitten eine neue Dynastie gegründet haben. Der ganze Orient verstummte vor ihm, wie vor Alexander dem Großen; aber ein Wort des Occidents hält ihn auf, er weicht zurück und läßt sein Werk der Macht und des Ruhms unvollbracht. Dieser einzige Zug, meine Herren, zeigt ihnen die Herrschaft der Civilisation über die Barbarei; selbst die siegende Barbarei hat das Gefühl ihrer Schwäche. Daraus geht hervor, was Europa thun kann, wenn es Ein-

sicht

sicht und Gefühl seiner Mission hat. Ibrahim, meine Herren, civilisirt nicht, er erobert, erringt Siege; er unterwirft durch sein Genie und seine Kühnheit zitternde Völkerschaften, denen am Namen ihres Unterdrückers wenig liegt. Er ist ein Meteor, das glänzt und vergeht, das verheert und nicht gründet. Seine Eroberungen erklären Ihnen die Alexanders des Großen, in Ländern, wo es weder Nationalität, noch Eigenthum, noch Vaterland gibt; der Eroberer findet nur Sklaven und der Sieg wird immer begrüßt. — Sie sehen aus dieser kurzen Schilderung, daß das ottomanische Reich kein Reich, sondern nur eine unförmliche Zusammenfügung verschiedener Racen, ohne Gleichförmigkeit der Sprache, der Gesetze, der Religion, der Sitten und ohne Einheit und Festigkeit der Staatsgewalt ist. Sie sehen, daß der Lebenshauch, der es beseelte, der religiöse Fanatismus, erloschen ist; Sie sehen, daß seine jämmerliche und blinde Verwaltung selbst den Stamm der Sieger verzehrt hat, und daß die Türkei aus Mangel an Türken zu Grunde geht." — Der Redner will Civilisation des Orients durch Colonisirung, ein Hilfsmittel, das wohl eben so abentheuerlich, als die Schilderung des Zustandes, dem abgeholfen werden soll, geistreich ist.

Wir glauben des Interessanten genug ausgehoben zu haben, um dem Leser, der nicht bloß aus Homiletiken und Predigtbüchern reden lernen will, und solchen Amtsbrüdern, die aus den Compendien der theologischen Disciplinen hinaus den Blick gern auch auf das Leben in seinen großen und öffentlichen Verhältnissen richten, ein Empfehler des brauchbaren Buches gewesen zu seyn.

Evan-

Evangelisch-lutherisches Gesangbuch (,) herausgegeben von E. Ehrw. Ministerium der freien Hanse-Stadt Lübeck. Lübeck, 1839. In Commission der v. Rohden'schen Buchhandlung. 516 Seiten in 8.

Es ist schon öfters der Fall gewesen, daß Lehrer des Rechts, mit dem gebildeten Theile des größern Publicums im Bunde, einer vernünftigen Aufklärung Bahn machten, während die Diener des göttlichen Wortes sich derselben in den Weg stellten, schon öfters der Fall gewesen, daß Juristen alte, verrostete Vorurtheile abschafften, Theologen aber sie vesthielten aus allen Leibeskräften. Als die Tortur dem Gesetze der Menschlichkeit in einem vernünftigeren Criminalverfahren wich und aus allen bürgerlichen Gerichtshöfen Wippe, Schraubenstock und Folter verschwunden waren, war's die heilige Inquisition, die jene Werkzeuge in Thesi vertheidigte, und in Praxi fort und fort in Anwendung brachte, und die Folterknechte, die draußen entlassen worden waren, fanden in der Kirche ihr Brod. Als Christ. Thomasius den Hexenprocessen den Proceß machte, waren Theologen die Kronanwalte des Bösen, und wollten die Welt von einem Glauben nicht abfallen lassen, der ja lutherisch war, und dessen Basis im Artikel von Besitzungen, Wechselbälgen und Exorcismen der große Reformator selbst vestgestellt und nach dem identificirenden Sprüchlein: „Gottes Wort und Luthers Lehr' vergehen nun und nimmermehr," für alle Zukunft in seiner Kirche vestgestellt hatte. Fast eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem vorliegenden evangelisch-lutherischen Gesangbuche, das füglich nach dem Kanon: A potiori fit denominatio, in ein lutherisches allein, oder doch in ein lutherisch-evangelisches Gesangbuch umgenannt werden könnte. Die Geschichte des Buchs, nach welcher ein juristischer Senat den Repristinationsversuchen seines geistlichen Ministeriums sich wi-

der-

versetzt, ist bedeutend genug, dem Leser zunächst gegeben zu werden. „Als im Jahre 1833“ — so heißt's in der nicht besonders unterzeichneten und deßhalb wohl, wie das Buch selbst, von E. Ehrwürdigen Ministerium, d. h. den lübecker Stadtgeistlichen ausgegangenen Vorrede — „die vorräthigen Exemplare des hiesigen kirchlichen, obrigkeitlich eingeführten Gesangbuchs größten Theils abgesetzt waren, und deßhalb der Verleger bei dem Hohen Senate die Erlaubniß nachsuchte, eine neue Auflage veranstalten zu dürfen, erging im Auftrage des Letzteren von Seiten seiner Commission in kirchlichen Angelegenheiten an Ein Hochehrw. Ministerium die Anfrage: was dasselbe von dem Wiederabdrucke des Gesangbuchs halte, und ob demselben vielleicht ein Anhang bis dahin noch nicht aufgenommener Lieder hinzuzufügen sei. Um diese Frage gründlich zu erledigen, beauftragte das Ministerium fünf seiner Mitglieder, nämlich von jeder der fünf Hauptkirchen der Stadt einen Geistlichen, das bisher eingeführte Gesangbuch nach seinem theologischen und ästhetischen Gehalte sorgfältig zu prüfen und sich darüber gutachtlich zu äußern. Nach hierauf erstattetem Berichte entschied sich das Ministerium dahin, daß eine Veränderung und Vermehrung des gegenwärtigen Gesangbuchs nicht statthaft, dagegen die Anfertigung und Einführung eines ganz neuen angemessen und zeitgemäß erscheine.“ Der Senat billigte das. Das Ministerium beauftragte nun eine Section aus seiner Mitte mit dem Entwurfe des Gesangbuchs, der auch eine Commission des Senats beigesellt wurde. Während dreier Jahre kamen die Beauftragten an jedem Freitage von 11 bis 2 Uhr zusammen, später wurden auch Bemerkungen von einzelnen Gliedern des Ministeriums und von Landgeistlichen, denen der Entwurf mitgetheilt ward, berücksichtigt. „Auf diese Weise,“ sagen die Vorredner, „ist die vorliegende Liedersammlung entstanden, das Ergebniß gründlicher Arbeit und vielseitiger gemeinsamer Berathungen.“ Aber was geschahe? „Als darauf der vollendete

vollendete Entwurf dem Hohen Senate — oben ward er nur der Hohe Senat genannt — zur Genehmigung vorgelegt wurde, erklärte dieser in einem Decrete vom 30. März 1839, daß er Bedenken trage, dieser neu bearbeiteten Sammlung seine Genehmigung zu ertheilen, vielmehr eine neue Auflage des jetzigen Gesangbuchs verstattet habe." Dem Ministerio, wurde lindernd hinzugesetzt, bleibe es unbenommen, einen Abdruck der neuen Liedersammlung ausgehen zu lassen, „damit dieselbe in den Kirchengemeinden, für welche sie bearbeitet sei, zur Kenntniß gebracht, und so eine künftige Benutzung derselben vorbereitet werde." So haben denn die Herausgeber das Buch veröffentlicht, es der Kenntnißnahme des Publicums dargeboten, und dem Leser die Lösung des Räthsels überlassen, warum wohl der Senat der freien Stadt Lübeck verwarf, was das geistliche Ministerium derselben als gereifte Frucht dreier Jahre zum geistlichen Heile darbot. Wir haben gelesen und wollen unser Urtheil sagen. — Die Lebensfrage bei einem Buche, in dessen Gesängen die Gemeinde ihren Glauben aussprechen will, wird und muß die dogmatische bleiben. Die übrigen, so wichtig sie an sich seyn mögen, sind dieser untergeordnet. Die dogmatische ist aber gerade die schwächste, oder sollen wir sagen, die stärkste Seite des vorliegenden Gesangbuchs? Es ist stark, einer evangelischen Christengemeinde im Jahre 1839 die Dogmen darzubieten, die vor drei oder zwei hundert Jahren galten, vor dem Lichte einer fortgeschrittenen christlichen Bildung aber ihr Recht und ihre Geltung verlieren mußten. Wenn demnach die Herausgeber versichern, es sei „bei jedem einzelnen Liede erwogen worden, ob sein Inhalt der heiligen Schrift gemäß sei, und nicht wider das öffentliche Bekenntniß unserer evangelisch-lutherischen Kirche streite;" so haben sie vergessen, daß die Bekenntnißschriften dieser Kirche und noch mehr die Dogmatik, die später aus ihnen entwickelt ward, mit der heiligen Schrift selbst oft genug im Streite lagen und bei einer

vernünftigen Auslegung der letztern mehr und mehr und immer wieder in Streit gerathen müſſen. Nun geben wir zu, daß Poeſie eigentlich keine Dogmatik iſt, und räumen auch der heiligen Dichtkunſt ſo Viel der poetiſchen Licenz ein, daß ſie es mit Begriffen nicht ſo genau nehme, wie der Dogmatiker, daß ſie im Bilde, in der Hyperbel rede und zum Elemente mehr die Phantaſie habe, als den Verſtand. Allein ſoll ſie ein Chriſtenthum in der Gemeinde zum Leben bringen, das keins iſt? Soll ſie in Formeln reden, die weder vor der vernünftig-chriſtlichen Anſicht der Zeit, noch vor dem geläuterten Geſchmacke unſerer Tage beſtehen? Wollten wir ihr Das einräumen, ſo brächten wir ſie in ein ſtörendes Mißverhältniß mit den übrigen Beſtandtheilen unſeres Cultus. Es mag immer ſeyn, daß manches alte, in die Dogmatik ſeiner Zeit getauchte Lied vom Dichter empfunden ward und aus einer andächtigen, bewegten Gemüthsſtimmung hervorgegangen iſt. Aber ſollen wir uns hiſtoriſch erbauen? Sollen wir noch den Dies irae ſingen, wenn wir uns ſcheuen, von einem Zorne Gottes zu reden? Mit gleichem Rechte dürften wir den zweiten Pſalm ſingen und die chriſtliche Gemeinde, wie es die reformirte Kirche ſonſt wirklich that, Gott gegen die Heiden anrufen laſſen: Du ſollſt ſie mit einem eiſernen Skepter zerſchlagen, wie Töpfe ſollſt du ſie zerſchmeißen! Nein, man erkläre ſich jene Lieder aus der Bildungsſtufe ihrer Zeit, man ſammle ſie und bewahre ſie als einen Schatz, worin einſt der Glaube, wenn nicht in ſeiner Reinheit, doch in ſeiner Stärke ſich ausſprach, aber einer Chriſtengemeinde unſerer Tage, die im Liede vor Gotte ihren Glauben auszuſprechen hat, biete man ſie nicht zum autoriſirten Gebrauche dar. Für das Häuflein Altlutheraner mag hier allerdings noch Manches taugen, was ihnen lutheriſch heißt, wenn's gleich der Dogmatik, die nach Luther ſich bildete, mehr angehört, als der des großen, aber auch nicht Irrthums freien Reformators ſelbſt; zur evangeliſch-proteſtan-

testantischen Bevölkerung der guten Stadt Lübeck haben wir das Vertrauen, daß sie gegen Vieles in dem neuen Gesangbuche mit uns und, wie es scheint, mit ihrem Senate protestiren werde. Es sei uns vergönnt, nur eine kleine Unkrautlese zu halten, es den Betheiligten selbst überlassend, von den Pflänzlein im Buche, die der himmlische Vater nicht gepflanzt hat, sich noch ein vollständigeres Herbarium vivum oder vielmehr mortuum anzulegen. — Die Festlieder eröffnen die Sammlung. Aber gleich das Weihnachtsdogma führt in einen wunderlichen Zwiespalt. Im Liede Num. 23. heißt's: „Nun wird das größte Wunder kund, denn Gott ist Mensch geboren." In Num. 34.: „Der die Himmel ausgebreitet und der Erde Grund gelegt, der die Creaturen trägt, wurde auch wie wir bereitet, und der alle Dinge erfüllt, wird in Windeln eingehüllt." Vernunft und Schrift aber lehren einen unerschaffnen Gott, und ein „Gott in Windeln eingehüllt" ist zwar ein ungeheurer poetischer Gegensatz, aber für eine Gemeinde, die Wahrheit im Glauben will, kein singbares Wort. Num. 31. hat: „O großer Gott, wie konnt' es seyn, dein Himmelreich zu lassen, zu kommen in die Welt herein, da Nichts, denn Neid und Hassen." Dem und dem Obigen widerspricht aber das nämliche Lied in seinem sechsten Verse: „O, werthes Kind, das Gott uns gab." Was soll nun die singende Gemeinde glauben? Merkwürdig ist dabei, daß die Herausgeber, die zu Weihnacht ohne Anstoß Gott geboren werden lassen, am Charfreitage Bedenken trugen, denselben Gott sterben zu lassen, und die Strophe des Passionsliedes unter Num. 74.: „O, große Noth, Gott selbst ist todt," in das ungleich Mattere: „Der Herr ist todt, litt große Noth," verwandelt haben. Wenn das Eine recht ist, müsse es, dächten wir, das Andere auch seyn. — Daß die Passionslieder, auf die wir im Vorgriffe übergegangen sind, des Anstößigen Viel enthalten werden, wird man sich denken können. Num. 43.: „Da Jesus

an des Kreuzes Stamm' der ganzen Welt Sünd' auf sich nahm." In Num. 65.: „Ich, ich und meine Sünden, der sich so viele finden, als Körnlein Sand am Meer', die haben dir erreget das Elend, das dich schläget, und deiner Marter zahllos Heer." Num. 50.: „Zage nicht, betrübter Sünder, komm' und sieh' den Bürgen an, der für Adams böse Kinder an dem Kreuz' genuggethan. Er hat das Gesetz erfüllet, das mit Fluch' und Hölle schreckt, es ist Gottes Zorn gestillet." In Num. 46.: „Wenn endlich ich soll treten ein in deines Reiches Freuden, dann soll dein Blut der Purpur seyn, darin ich mich will kleiden." In Num. 52.: „Dein Kreuz ist unser Trost, die Wunden unser Heil, dein Blut das Lösegeld, der armen Sünder Theil." Wieder aus Num. 50.: „Was der erste Mensch verdorben, den der Feind zum Fall' gebracht, das hat, der am Kreuz' gestorben, Alles wieder gut gemacht." Auch die Polemik gegen eine vernünftigere Ansicht fehlt nicht. So das Lied Num. 45.: „Richtet auf des Heilands Leiden die Vernunft ihr Denken hin, so will sie allein sich weiden an des Dulders hohem Sinn', sie verdammt der Feinde Wuth, die vergoß des Heil'gen Blut, und klagt über Christi Schmerzen; doch Das heiligt nicht die Herzen." Um des Vorwurfs willen, daß die Vernunft die Feinde „verdamme," für die der Göttliche betete, wollen wir die Herausgeber nicht verdammen, daß aber die Christen-Seele, die in Wehmuth die Schmerzen des Dulders beklagt und an dem hohen Sinne des Heiligen Gottes sich erhebt, der „heiligenden" Kraft seines Kreuzes gewisser theilhaftig werde, als jene, die in seine Wundenhöhlen sich verbirgt, für sich das Lösegeld zahlen läßt, und in den Purpur seines Blutes sich kleidet, das werden wir so lange glauben, als die Erfahrung auf unserer Seite steht und die Gesetze einer gesunden Psychologie es bestätigen. — Unter den Trinitatisliedern finden wir eins, darin es lautet: „Gelobet sei der Herr, deß Name heilig heißt, Gott Vater, Gott

der

der Sohn, und Gott der heilige Geist." Bekanntlich aber wollte Christus seine Gläubigen selbst nur auf den Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes getauft haben. So hat die Dogmatik mit den Symbolen immer Mehr gewußt, als die Bibel. Auch dürfte die Bibel von einem „dreieinigen Jehovah" Nichts wissen, den das Lied 138 hat. — Abendmahlslieder. Num. 344.: „Jesus Christus, unser Heiland, der von uns den Gotteszorn wandt', hat durch's bitt're Leiden sein uns geholfen aus aller Pein." In Num. 346.: „Wen er mit seinem Fleische speist, wer sein vergoss'nes Blut geneußt, kann und soll selig leben." In Num. 341.: „Nein, Vernunft kann nicht erreichen dieses Wunder ohne Gleichen. Christus will zum ew'gen Leben mir die rechte Nahrung geben, will im Brod' sich selbst mir schenken, mich mit seinem Blute tränken." Num. 350.: „O großes Werk, geheimnißvoll." In Num. 347.: „Auf daß ich dein, du wahres Brod, mein Heiland, wahrer Mensch und Gott, genieß' mit Ehrfurcht und Begier." — Tauflieder. Num. 315.: „Kaum war ich, treuer Gott, an's Licht der Welt gekommen, so hast du meiner dich schon herzlich angenommen, das Wasserbad im Wort' wusch mich von Sünden rein." Es waren aber gleichwohl ungetaufte, und also, wenn das Lied Recht hätte, von Sünden noch schmutzige, von denen der Erlöser sagte: Kehret um und werdet, wie die Kindlein. — Unter der Rubrik: Von der Liebe zu Gotte und Jesu, ist der erstere gegen den letztern schon numerisch zu kurz gekommen. Drei Lieder, nämlich 422. 423. u. 431. handeln von der Liebe zu Gotte, die übrigen zwanzig von der Liebe zu Jesu. So arm ist der orthodoxe Glaube in der Liebe, die Christus so überströmend als eine Sache der ganzen Seele, des ganzen Herzens, aller Kräfte, und des ganzen Gemüths schilderte und zum Gegenstande seines ersten und vornehmsten Gebots machte. Aber auch in diesen, mitunter allerdings tiefempfundenen, Je-

sus-

ſusliedern wird dem einen und allmächtigen Gotte zu nahe getreten; und wenn der Herr einſt ſchon jenem Jünglinge ſagte: Niemand iſt gut, denn der alleinige Gott, ſo dürfte er es hier ihm ſo weniger gut heißen, wenn ihm z. B. Allwiſſenheit, Regierung der Welt und überhaupt ſolche Bezeichnungen zugelegt werden, die der Glaube der Bibel nur bei Gotte auf die betenden Lippen nimmt. So heißt es in dem Liede 426.: „Gottlob, mein Jeſus läßt mich nicht, nein, er iſt meine Stärke, mein Schild und meine Zuverſicht;" in dem zweiten Verſe: „Er iſt der Herr, der Alles kann, das zeugen ſeine Werke;" und im vierten: „Was mich beſchwert, iſt ihm bewußt; er läßt es wohl geſchehen, doch aber werd' ich meine Luſt an ſeiner Hilfe ſehen." Wer ſollte hier nicht glauben, daß von Gotte geredet werde, es iſt aber von Chriſto die Rede. Von ihm, von Chriſto, ſagt das folgende Lied: „Es iſt, Herr, dein Geſchenk und Gab' mein Leib und Seel' und was ich hab' in dieſem armen Leben." Der Spruch des innigſten Gottesglaubens: „Herr, wenn ich nur dich habe u. ſ. w.," im Liede Num. 428. auf Jeſum angewendet, erſcheint doch faſt als eine Gottesläſterung: „Hab' ich nur dich, ſo frag' ich nicht nach Himmel und nach Erden; denn wär' der Himmel ohne dich, ſo könnte keine Luſt für mich in tauſend Himmeln werden." Wer im Geſange zu Jeſu ſeinen bewußten Glauben ſo ausgeſprochen hätte, könnte der noch beten, wie Chriſtus beten hieß: Vater unſer, der du biſt im Himmel? — Dem Verlangen nach dem Himmel gilt manch ſchönes Lied. Aber oft iſt dabei die Erde, die doch auch Gottes iſt, zu ſehr zum „Thränenthale" gemacht, und chriſtliche Anſicht kann es nimmer ſeyn, wenn's im Liede Num. 580. heißt: „Du, o ſchönes Weltgebäude, magſt gefallen, wenn du willt; iſt, was in dir Freude ſcheinet, doch mit lauter Angſt umhüllt." — Nach der ſonſtigen Dogmatik im Buche und der Geltung, die bei den Herausgebern das Alte zu haben ſcheint, hätten wir in dem

Liede:

Liede: Jesus, meine Zuversicht, den Vers: „Dann wird eben diese Haut mich umgeben, wie ich gläube," unverändert erwartet. Der Ausdruck ist jedoch gemildert. Anderwärts sind Fortdauer der Seele nach dem Tode und Auferstehung des Leibes zwar nicht immer geschieden, der letzteren aber ist im paulinischen Sinne der Verklärung das Wort geredet.

Indem wir hiermit die dogmatische Seite des Buchs vor unsern Richterstuhl gezogen und in diesen und zahllosen andern Stellen jene Dogmen wiedergefunden haben, die man billig endlich ein Mal als antiquirt betrachten und den evangelischen Christengemeinden unserer Tage nicht zum erneuten Organe der Erbauung darbieten sollte, können wir es um so füglicher andern Blättern überlassen, über das Hymnologische, Metrische, Musikalische desselben zu urtheilen Wäre es aber in diesen und allen übrigen Requisiten das vollendetste Werk, es würde doch nicht taugen. Nicht singen soll eine Gemeinde, was sie nicht glaubt. Und soll das Gesangbuch ihr zum Glauben helfen, so darf es nach den Grundsätzen unserer Kirche selbst Nichts enthalten, was da stritte wider Schrift und Vernunft. Wer in solchem Werke anders verfährt, setzt sich ganz von selbst in Widerspruch mit dem Fortschritte der Zeit. Die Zeit aber schreitet dennoch fort.

Das heilige Vaterunser für Christen, welche sich darüber belehren und daran erbauen wollen, in fortlaufender Erklärung und Anwendung auf Gemüth und Leben, nebst einer Zugabe einiger der besten metrischen Paraphrasen bearbeitet und herausgegeben von Dr. Fr. G. Nagel, Pastor in Gatersleben. Neustadt a. d. Orla, 1837. Druck und

und Verlag von Johann Karl Gottfried Wagner. 18 Gr.

Als nächste Veranlassung der Entstehung der vorliegenden Schrift nennt der Verf. derselben in der Vorrede die Aufforderung eines Freundes, ihm Aufschluß über den Sinn und Inhalt einiger dem Laien nicht sogleich einleuchtenden Bitten im Gebete des Herrn zu geben. Wenn ihn aber diese Bemerkung vor dem Publicum vielleicht deßhalb entschuldigen soll, daß er, was er Anfangs für den Privatgebrauch niederschrieb, nach und nach erweiterte und endlich durch den Druck bekannt machte, weil allerdings das V. U. schon vielfach erläutert und oft genug auch für den Zweck der Erbauung behandelt worden ist; so bezeugen wir ihm gern, daß er dieser Entschuldigung nicht bedurft hätte, indem seine Arbeit der weitern Veröffentlichung keineswegs unwerth ist, und namentlich um ihrer Einfachheit und praktischen Tendenz willen besonders für die Bedürfnisse des gemeinen Mannes sich eignet. Erklärung und Anwendung sind immer die beiden Hauptpuncte, die er im Auge hat; und wenn er die erstere stets auf eine Weise gibt, daß auch dem einfachsten Verstande der Sinn der jedesmaligen Bitte deutlich werden muß, in der letztern aber jeder Zeit eines specialen Eingehens auf einzelne Fälle und Erfahrungen des Lebens sich befleißigt, so befriedigt die Art, wie er seine Aufgabe löst, die billigen Erwartungen des Lesers um so mehr, da auch seine Sprache, ob auch immer edel und angemessen, doch nie die Fassungskraft desjenigen Publicums überschreitet, für das er wohl zunächst und hauptsächlich geschrieben hat. Folgende Beispiele mögen sein Verfahren näher bezeichnen. Zu der Anrede „unser Vater" wird bemerkt und durch zahlreiche Stellen nachgewiesen, wie im A. T. der Vatername Gottes zwar nicht unbekannt, aber doch stets mit der Vorstellung eines Nationalgottes und eines strengen, auf seinen Ruhm eifersüchtigen Herrn ge-

gemischt gewesen sei. Nur erst durch Jesum erschien Gott als der allgemeine und rechte Vater von Allem, was Kinder heißt, und wie diese Benennung des höchsten Wesens mit kindlichem Vertrauen zu ihm uns erfüllt, so verbindet sie auch und verbrüdert alle Menschen ohne Ausnahme unter sich durch das Band der Liebe. Der Zusatz „der du bist im Himmel" — deutet hin auf die Erhabenheit und Majestät Gottes, daß wir nur um so ernster und vertrauensvoller zu ihm beten sollen. — Dein Name werde geheiliget —. Der Name des vollkommensten Wesens und zugleich des Vaters aller seiner Geschöpfe, dem unsere Verehrung und Anbetung gebührt, ist an sich zu hoch und heilig, als daß ihm durch die Creatur irgend Etwas von seiner Würde und der ihm zukommenden Ehrfurcht entzogen werden könnte. Um so größer aber ist der Wahn und die Sünde Derer, die ihm diese Ehrfurcht verweigern, oder durch Leichtsinn und frevelnden Mißbrauch (Fluchen und Schwören) entweihen. Der wahre Christ wird ihn nie ohne fromme Scheu nennen, und durch Lob und Preis, durch Dank und Gebet, besonders durch einen reinen Sinn und Wandel ihn ehren und heiligen. — Dein Reich komme —. Die Juden erwarteten die Aufrichtung oder Wiederherstellung eines Reiches von irdischer Macht und Herrlichkeit. Obgleich aber Jesus als den von den Propheten verheißenen Stifter desselben sich kund gab, so wollte er doch nicht ein solches Reich, sondern ein Gottes- oder Himmelreich gründen; und es ist darunter die Anstalt Gottes zur Beseligung der Menschen, das Mittel, dessen sich der Höchste zur sittlich-religiösen Bildung seiner Erdenkinder, ja das Heil der Gläubigen und Frommen selbst zu verstehen. Wir bitten daher in dieser Bitte, daß unter Gottes Beistande und Segen die durch Jesum gegründete Heilsanstalt des Christenthums sich immer weiter verbreiten möge. — Dein Wille geschehe u. s. w. —. In dem ganzen Weltenraume geschieht Gottes Wille; die Engel und Seligen des Himmels üben

üben ihn vollkommen. Ihnen also sollen wir nachahmen, und nie den Willen der verderbten Welt, oder der Sünde in und außer uns, sondern nur den heiligen Willen Gottes zur Richtschnur unseres Denkens und Handelns machen. — Unser tägliches Brod gib uns heute —. In dieser Bitte liegt neben dem Vertrauen auf die segnende Liebe Gottes zugleich der Ausdruck der Zufriedenheit und Genügsamkeit, und der Zusatz „heute" zeigt an, daß wir hinsichtlich unserer sinnlichen Bedürfnisse um die ungewisse Zukunft nicht ängstlich besorgt seyn sollen. — Vergib uns unsere Schuld u. s. w. —. Das Bewußtseyn unserer mannigfachen Vergehungen gegen uns selbst, gegen unsere Nebenmenschen und gegen Gott läßt uns so beten. Wir erkennen in Gotte unsern Richter und Vergelter, dem wir Gehorsam schuldig sind; der Glaube an seine Barmherzigkeit soll uns nie in unseren Sünden bestärken; nur unter der Bedingung aufrichtiger Reue und Buße dürfen wir, wie dort der verlorne Sohn, auf Vergebung hoffen; und die Ueberzeugung, daß uns Gott vergeben wolle, soll uns antreiben, daß auch wir unseren Feinden und Widersachern mit einem versöhnlichen Herzen entgegenkommen. — Führe uns nicht in Versuchung —. Unmöglich kann der heilige Gott selbst uns je Veranlassung geben, zu sündigen. Diese liegt vielmehr in unserer eigenen sinnlichen Natur, in den Verführungen des Beispiels, in dem Reize äußerer Güter u. s. w. Nur daß Gott alle diese Versuchungen nicht zu mächtig an uns werden lasse, darum bitten wir ihn. (Die Versuchungsgeschichte Jesu, die der Verf. bei dieser Gelegenheit recht gut erklärt, wird hier als lehrreiches Beispiel benutzt; und nur die Führung des Herrn auf die Zinne des Tempels, möchten wir nicht sowohl auf das Einlassen in gefahrvolle Unternehmungen, als eine besondere Versuchung, als vielmehr auf den Stolz und Hochmuth beziehen, wodurch der Mensch so oft zum Falle gebracht wird.) — Sondern erlöse uns von dem Uebel —. Nicht von zeitlichen Uebeln ist hier

die

ie Rede, obschon wir Gott auch um die Befreiung von diesen bitten dürfen und sollen. Die größten und eigentlichen Uebel sind Wahn und Sünde; und da uns Jesus durch die Stiftung seines Gottesreiches eben von ihnen erlösen wollte, so fällt diese Bitte genau genommen mit der zweiten zusammen. Die Worte „denn dein ist das Reich u. s. w." drücken noch ein Mal das Gefühl der Ehrfurcht und die Gesinnung des innigsten Vertrauens gegen Gott aus. —. Man sieht aus dieser gedrängten Inhaltsanzeige leicht, daß der Verf. zwar gerade keine neuen oder ungewöhnliche Gedanken über die verschiedenen Bitten des V. U. zur Sprache bringt, indem er sich selbst größten Theils an die bekannten Erklärungen Luthers mehr oder weniger angeschlossen hat. Aber faßlich und verständlich, praktisch und erbaulich ist Alles, was er darüber sagt; und zum besondern Lobe rechnen wir es ihm außerdem, daß er überall nur vernünftige Ansichten des Christenthums, gestützt auf eine richtige Schrifterklärung, ausgesprochen hat. Die Bitten — dein Reich komme — vergib uns unsere Schuld — erlöse uns von dem Uebel — z. B. dürften wohl gewissen Leuten Veranlassung gegeben haben, über Erlösung, Sündenvergebung, Gnade u. s. w. andere Meinungen, als der Verf., aufzustellen. Nur Das möchten wir an diesem tadeln, daß er nicht, wie es bei der zweiten Bitte geschehen ist, allen übrigen eine kurze, den wahren Sinn derselben genau bezeichnete Umschreibung beigegeben, und nicht deutlich darauf hingewiesen hat, was von Seiten des Menschen nothwendig geschehen müsse, wenn diese Bitten erfüllt werden sollen. Die Eigenschaften des V. U., von denen zum Schlusse noch kürzlich geredet wird, werden dahin bestimmt, daß das Gebet des Herrn einfach in seinen Gedanken, schmucklos in seinen Ausdrücken, zwar wortarm, aber desto gedankenreicher sei; weßhalb es auch in dieser Hinsicht als ein Mustergebet betrachtet werden könne. Unter den als Anhang beigegebenen dreizehn Paraphrasen des V. U. haben uns von

von den bis jetzt uns unbekannt gewesenen besonders die von Böckel und Schubart angesprochen; und auch die aus der Feder des Verfs. selbst geflossene ist der Ausdruck eines frommen und dichterischen Gemüths. Mit dieser Schrift steht eine andere desselben Verfs., wenigstens ihrer ersten Abtheilung nach, in Verbindung. Sie ist betitelt:

Dreizehn Predigtumrisse über das heilige Vater-unser nebst einer Folge vermischter geistlicher Amtsvorträge von Dr. F. G. Nagel, Pastor zu Gatersleben. Quedlinburg und Leipzig, Verlag der Ernst'schen Buchhandlung. 1837.

Diese Umrisse sollen nämlich der Vorrede zu Folge der praktische Theil der vorigen theoretischen Bearbeitung des nämlichen Stoffes, und die zweite Abtheilung nur deßhalb beigegeben seyn, damit auch solche Leser nicht leer ausgehen, denen es um Mannigfaltigkeit des Inhalts zu thun ist. Und allerdings tritt hier die praktische Tendenz des V. U. wenigstens mehr hervor, wenn es auch der Verf. nicht vermeiden konnte, immer wieder auf Erläuterungen sich einzulassen, die schon in dem vorigen Bande stehen, so wie es auch in diesem gleichfalls nicht an erbaulichen Nutzanwendungen fehlte, denen man hier zum Theil' wenigstens noch ein Mal begegnet. Uebrigens gilt auch von diesen Predigtentwürfen im Allgemeinen, was wir von jenen Erklärungen des V. U. gesagt haben. Sie enthalten, wenn keine neuen, doch überall sehr beherzigenswerthe Gedanken, die immer in eine edle und verständliche, bisweilen auch wirklich rednerische und ergreifende Sprache gekleidet sind; sie bleiben nie bei dem Allgemeinen stehen, sondern wenden dieses stets auf besondere Fälle und Verhältnisse des menschlichen Lebens an, und haben so jeder Zeit das wahrhaft erbauliche Interesse

tereſſe im Auge; ſie ſind frei von dem frömmelnden Tone und der myſtiſchen Spielerei, die man in gewiſſen Predigten unſerer Zeit ſo oft findet; und verrathen in ihrem Verf. einen Mann, der, ob auch das religiöſe Gefühl in ihm unverkennbar iſt, doch von aller vorurtheilsvollen Befangenheit frei iſt und eine geläuterte und vernünftige Anſicht und Auffaſſung des Chriſtenthums ſich zu eigen gemacht hat. Und in dieſer Beziehung alſo können wir uns nur beifällig über ſeine Arbeiten äußern. Nicht gleich lobenswerth aber erſcheinen ſie, wenn man ſie von dem Standpuncte der homiletiſchen Kunſt aus betrachtet; und der Verf. hatte leider Recht, wenn er vorausſahe, daß die Kritik Manches an ihnen würde auszuſetzen haben. Zunächſt ſind es allerdings nur Umriſſe oder weitläufige Entwürfe, die er gibt; und ſchon damit können wir nicht einverſtanden ſeyn. Denn abgeſehen davon, daß wir das Extemporiren auch über ſolche Entwürfe aus mehr als einem Grunde nie billigen können; (und in dieſer Kürze ſind dieſe Vorträge doch wohl nicht gehalten worden, weil ſie dann durchgängig den Tadel der Unvollſtändigkeit nothwendig auf ſich laden müßten); ſo entbehrt natürlich auch der Leſer Das, was bei dem mündlichen Vortrage noch hinzugekommen iſt, und ſieht ſich alſo um ſo weniger befriedigt, je mehr er, wenn er auch nur an einiges Selbſtdenken gewöhnt iſt, finden muß, daß hier und da ſo Manches fehlt, wenn die Gegenſtände hinreichend erſchöpft ſeyn ſollten. Und kann es nicht ſeyn, daß ihm auf dieſe Weiſe gerade das Beſte und Erbaulichſte entzogen iſt? Bisweilen wenigſtens iſt es uns ſo vorgekommen. Ueberhaupt können wir dem Verf. nicht ganz beiſtimmen, wenn er meint, daß die Zuhörer durch längere Predigten ermüdet werden. Im Gegentheile glauben wir, daß ſie, ſofern ihnen nur die Theilnahme an den Angelegenheiten der Religion überhaupt nicht fehlt, eine vollſtändige und durchgreifende Ausführung des zur Sprache gebrachten Gegenſtandes fordern, und vorausgeſetzt, daß ein Vortrag nur

nicht

nicht allzusehr das Maß der Zeit überschreitet, liegt es wohl größten Theils an dem Prediger selbst, wenn seine Gemeinde im Stillen wünscht, daß er bald schließen möge. Das Interesse gewöhnlicher Leser hat also der Verf. mit seinen Vorträgen nicht genug berücksichtigt, und sicher hätte er seinen Zweck besser erreicht, wenn er vollständig ausgearbeitete Predigten geliefert hätte. Aber auch Solchen, die sich etwa aus diesen Entwürfen in homiletischer Hinsicht unterrichten möchten, können wir sie nicht eben empfehlen. Der Verf. sagt in der Vorrede, daß er sich in seinen Vorträgen weder an die analytische, noch an die synthetische, noch auch an die analytisch-synthetische Form ausschließlich binde, und überhaupt gegen den strengen Logismus mißtrauisch geworden sei. Ist aber auch die Erbauung der Gemeinde der erste Zweck alles Predigens, und mag auch diese die logische oder unlogische Anordnung der Materie zum großen Theile nicht beurtheilen können; Unklarheit und Verworrenheit in den aufgestellten Dispositionen wird doch auch ihr auffällig, so wie sie sich dagegen von einer genauen und folgerechten Ordnung der Gedanken, wenn auch unbewußt der Gründe, angesprochen fühlt; und jeden Falls muß auch der Geistliche sich selbst und seiner wissenschaftlichen Bildung Genüge leisten, und seine Predigten so ausarbeiten, daß er sich ihrer auch in künstlerischer Beziehung freuen kann. Daß es aber der Verf. mit diesen Dingen wirklich nicht eben genau nimmt, mögen folgende Beispiele zeigen. So sind schon Hauptsätze, wie: Reichthum und Tiefe in dem Gedanken: Gott ist unser Vater — Frucht und Segen des Gedankens: Gott ist allgegenwärtig — dein Reich komme — Geist und Inhalt der Bitte: unser tägliches Brod gib uns heute — offenbar zu weit und allgemein, als daß sie auf genügende Weise erschöpft und durchgeführt werden könnten. In dem 2ten Umrisse ferner wird versichert, der Gedanke an Gottes Allgegenwart verheiße 1. a. Schutz im Glücke; in der Ausführung aber wird vom Schutze

in

in Gefahren geredet. In dem 3ten Umrisse „dein Name werde geheiliget," bestimmt der 1ste Theil, was wir zu vermeiden haben, um den Namen Gottes zu heiligen, nämlich daß wir a. das Andenken an Gott nicht verlieren, b. den Namen Gottes in unseren Reden nicht mißbrauchen, c. Gotte die Ehre in That und Leben nicht versagen; und im 2ten Theile wird nachgewiesen, was wir zu thun haben, um den Namen Gottes zu heiligen; wir müssen a. dem Gedanken an Gott die gebührende Ehre geben, b. die Gesinnungen und Gefühle nähren, die dieser Gedanke in uns weckt, und c. Gotte auch äußerlich die schuldige Verehrung beweisen. Wer sieht aber nicht sogleich, daß mehrere dieser Untertheile sich gegenseitig einschließen, und daß überhaupt im 2ten Th. affirmativ gesagt wird, was im 1sten Th. negativ behauptet wurde? Der 12te Umriß nennt als Schutzmittel gegen die Versuchung a. Maß und Ziel im sinnlichen Genusse, b. die Wahrnehmung des Weges und der Grenze bei Allem, was wir für unser Fortkommen unternehmen, und c. die rechte Würdigung des Irdischen. Sind aber nicht hier gerade die hauptsächlichsten Schutzmittel: ein stetes Andenken an Gott, das ernste Gebet zu ihm, Wachsamkeit über uns selbst u. s. w. übersehen worden? Der 1ste Th. des 13ten Umr. „Zuflucht zu Gotte aus den Drangsalen des irdischen Prüfungsstandes" gibt einen Ueberblick der Uebel, von welchen wir Erlösung wünschen (muß heißen: von denen wir erlöst zu werden wünschen), und erst im 2ten Th. wird gezeigt, und noch dazu sehr unklar und ungenügend, daß und weßhalb wir unter den Drangsalen des Lebens zu Gotte unsere Zuflucht nehmen sollen. Welcher Sachkundige aber stimmt uns nicht bei, daß der 1ste Th., genau genommen, durch das Thema nicht bedingt ist, und allenfalls der Einleitung angehört hätte? Daß der Verf. freilich auch sehr gut zu disponiren versteht, hat er mehrfach und besonders in dem 7ten Umr. „unser tägliches Brod gib uns heute" bewiesen. Um so mehr aber muß

es

es gemißbilligt werden, daß er bei Weitem nicht überall mit dieser logischen und durchaus erforderlichen Genauigkeit verfahren ist. —. Die zweite Abtheilung des Bandes enthält neunzehn verschiedene und zwar vollständig ausgearbeitete Amtsvorträge, von denen wieder im Allgemeinen Dasselbe gilt, was wir über die Umrisse des ersten Theiles gesagt haben; nur daß hier dem Leser nicht bloß skizzenartige, sondern vollständig durchgeführte Arbeiten geboten werden. Einige derselben haben recht ansprechende Hauptsätze, z. B. das Amen der Christenheit — die Herbstnachlese, — die Saat des Heils —. Andere dagegen stellen wieder allzu umfassende Themata auf, z. B. Christus der Sohn Gottes — Christus der Welt Heiland — das Christenthum — Freundes- und Friedenswort an die Gemeinde. Auch manche tadelnswerthe Dispositionen lassen sich hier wieder nachweisen. In der 1sten Pr. z. B. wird im 1sten Th. das Amen der Christenheit nach seiner äußern Beziehung (was das heißen soll, ist uns nicht recht klar geworden) als das Schlußwort jedes Gebetes, jeder religiösen Betrachtung und jeder gottesdienstlichen Feier und zwar recht sinnreich und ansprechend dargestellt; das Amen des Tagewerks aber und das des Lebens, wovon gleichfalls geredet wird, gehört offenbar nicht hieher. Die 2te Pr. nach einer kärglichen Aernte hat zum Thema den bekannten Vers: Nimm dankbar an, was Gott beschieden, entbehre gern, was du nicht hast u. s. w. Wenn aber die beiden ersten Strophen dieses Verses sehr gut passen, so ist dieß mit den zwei letztern um so weniger der Fall; weßhalb denn auch in den beiden letzten Theilen der Aernte gar nicht weiter gedacht wird. Die 10te Pr. betrachtet „Christum den Erlöser und sein heiliges Werk.“ Aber die Theilung dieses ziemlich weiten Thema: 1. das Heer der Uebel ist groß; 2. in jedes Menschen Brust lebt der Wunsch, von diesen Uebeln frei zu werden; 3. der Gedanke dieser Befreiung war in der Brust eines Menschenfreundes, wie Jesus war, sehr natürlich; 4. sein

Ent-

Entschluß, welcher aus dem Gedanken einer Welterlösung hervorging, war edel, kühn und groß — wird gewiß Niemand billigen können. Auch einige Einzelnheiten müssen dem aufmerksamen Leser auffallen, z. B. daß in der 9ten Pr. „Christus der Sohn Gottes" der Gedanke ganz übersehen ist, daß Jesus auch deßhalb Gottes Sohn genannt wird, weil er von Gotte gesendet war und Gottes Sache auf Erden förderte. Haben wir jedoch auch Manches an diesen Predigten zu tadeln, so ist auch Vieles an ihnen zu rühmen, und namentlich, wie wir bereits gesagt haben, die durchaus religiöse und praktische Richtung derselben, und das lautere, unentstellte Christenthum, das sie verkündigen. Auch finden sich mehrere Vorträge unter ihnen, deren Anordnung nicht allein durchaus lobenswerth erscheint, sondern die auch nach ihrem ganzen Inhalte als ungemein ansprechend und interessant sich darstellen. Z. B. die 3te, eine Dankpredigt nach einer gesegneten Aernte; die 4te, der Herbst des menschlichen Lebens; die 7te, der Weinstock und die Reben, die besonders dadurch sich auszeichnet, daß das Bild des Hauptsatzes durchgängig vestgehalten ist; die 8te, eine Bußtagspredigt, die nur Etwas zu kurz abgebrochen ist; und die 16te, zur Feier der augsb. Confession, in welcher das Geschichtliche mit der praktischen Anwendung desselben sehr geschickt verbunden ist. Und so scheiden wir denn von dem Verf. mit der Versicherung unserer aufrichtigen Achtung, ob wir auch unserer Pflicht gemäß an seinen Arbeiten manche Ausstellungen machen mußten, und mit dem herzlichen Wunsche, daß dieselben nicht ohne Nutzen und Segen gelesen werden mögen.

Leben, Seele, Gott in ihrem innersten Heiligthume aufgesucht und in ihren wesentlichsten Offenbarungen zusammenhängend dargestellt von Fr. Reinh. Hasert. Nürnberg, Druck und Verlag von Friedrich Campe. 1839. 16 Gr.

Der Verf. des vorliegenden Werkchens gibt dasselbe nicht für die Frucht vielfacher Studien, sondern für das Erlebniß des eigenen Innern aus, wie es lebendiger Empfindung entquollen und dem betrachtenden Geiste erschienen sei; und hat es seiner Versicherung zu Folge zunächst in der Absicht herausgegeben, um zu erfahren, ob, was er in Beziehung auf seinen Gegenstand als Wahrheit erkannte, auch Andern als solche sich kundgebe. Wir wollen deßhalb unsere Ansicht von dem Werthe und Gehalte seiner Schrift in möglichster Kürze und mit freundlicher Offenheit gegen ihn aussprechen; und hoffen, daß er auch da, wo unsere Meinung über die fraglichen Angelegenheiten nicht mit der seinigen zusammenstimmt, doch wenigstens unsere gute Absicht nicht verkennen, und vielleicht auch in Dem, was wir ihm entgegenstellen, etwas Wahres finden werde. Zuvörderst aber ist schon der Umstand nicht ohne Bedenklichkeit, daß auf ungefähr zehn Bogen drei Gegenstände abgehandelt und durchgesprochen werden, deren Prüfung und Erforschung zu allen Zeiten die denkendsten Köpfe beschäfftigt hat, ohne daß den bis jetzt gewonnenen Resultaten eine widerspruchslose Gewißheit vindicirt werden könnte; und wenn wir es deßhalb auch nicht gerade Anmaßung nennen wollen, daß der Vf. die unstreitig wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Denkens und Strebens in solcher Kürze abthun zu können meinte, so scheint doch schon daraus geschlossen werden zu dürfen, daß Das, was er darüber sagt, kaum etwas Anderes seyn kann, als allgemeine Behauptungen, die entweder nur längst Bekanntes enthalten, oder aller tiefern und vestern Begründung entbeh-

behren, und darum nicht selten als schief, schwankend und unhaltbar sich darstellen, so sehr auch Hr. Hafert von ihrer Wahrheit subjectiv überzeugt seyn mag. Er nennt seine Behauptungen nicht Untersuchungen, was sie wohl eigentlich seyn sollten, sondern innere Erlebnisse, über die der Mensch gar leicht sich täuschen kann, sobald er sie nicht vor den Richterstuhl der Vernunft zieht, den Vorhof, das Heilige und das Allerheiligste, andeutend dadurch, daß Alles ein fortschreitendes, unzerreißbares Ganze sei, welches bis zu Ende durchgegangen werden müsse, wenn man es verstehen wolle. Obschon wir dieß aber und nicht ohne die nöthige Aufmerksamkeit gethan haben, so ist uns doch der innere Zusammenhang, in welchem namentlich der Vorhof Mittels des Heiligen zu dem Allerheiligsten, oder umgekehrt, angeblich stehen soll, gar nicht klar geworden; manche in dem „Leben" aufgestellte falsche Prämisse hat weiterhin natürlich zu falschen Folgerungen führen müssen; und nicht selten ist der Verf. durch das consequent seyn sollende Durchführen seiner Grundansicht zu Meinungen und Urtheilen verleitet worden, die man bei ruhiger und besonnener Prüfung unmöglich als allgemein wahr und giltig anerkennen kann. Ein näheres, wenn auch nur übersichtliches Eingehen auf die einzelnen Partieen seiner Schrift möge unsere Leser in den Stand setzen, selbst darüber zu urtheilen.

Der erste Hauptabschnitt — das natürliche Leben — sucht zu zeigen, was das Leben sei, wodurch es bedingt werde, wie sich Männliches und Weibliches zu einander verhalten, wie fremdes Leben durch die inneren und äußeren Sinne in das eigene aufgenommen werden, in welchem Verhältnisse das Leben zu seinem Leibe, und die Welt, als die Einheit des Lebens, zu jedem Einzelleben stehe. Darüber nun läßt sich allerdings manches Instructive und Interessante sagen, und wir gestehen dem Verf. gern zu, daß er über diese Dinge gedacht und sie meist richtig aufgefaßt habe. Aber wenn von dem Le-

ben gesagt wird, was es eigentlich sei, könne nicht bestimmt werden, in seinem äußern Erscheinen dagegen gebe es sich als rastlose Bewegung kund, sein Stoff sei Wärme und Licht seine schönste Verklärung; im leiblichen wie im geistigen Leben träten besonders zwei Seiten hervor, das wechselseitige Aufnehmen des fremden und Ausströmen oder Mittheilen des eigenen Lebens, wie dieß namentlich in dem Verhältnisse der beiden Geschlechter zu einander zu erkennen sei; durch den Sinn, welcher ein leiblicher und ein geistiger sei, empfange der Leib wie die Seele von Außen her die nöthige Nahrung, und das Gefühl mache es möglich, das Angenehme und Unangenehme, das Zusagende und Widerstrebende zu unterscheiden; das Leben stehe zwar mit seinem Körper in der engsten Verbindung, werde aber nicht aus demselben erzeugt, sondern bilde sich seinen Organismus für seine Zwecke, so daß letzterer Träger und Verwahrer des Lebens ist; das Gesammtleben der Welt sei zwar ein unendlich großes Ganze, ein Eines, aber zerronnen und zertheilt in eine unzählbare Menge von Einzelnheiten, deren jede nur für sich bestehe und ewig fortströme u. s. w.; so sind das Dinge, über die es eines so weitläufigen Verbreitens nicht bedurft hätte, da sie Jeder durch die eigene Erfahrung auch nur bei einigem Nachdenken selbst finden und erkennen kann. Ist übrigens das Leben in seinem eigentlichen Grunde nicht zu erforschen, sondern nur in seiner äußern Erscheinung wahrzunehmen, so kann auch nicht mit Gewißheit gesagt werden, ob z. B. die Wärme der Stoff desselben sei, oder nicht vielmehr erst von ihm erzeugt werde; und wie das Leben als rastlose Bewegung seinen Organismus, seinen Leib sich baue und für seine Zwecke bilde, ist gar nicht abzusehen, da das Leben als Bewegung unmöglich sich irgend eine Form erzeugen oder einen Zweck für sich selbst haben kann. Eben so gut könnte behauptet werden, daß durch den vollkommen ausgebildeten Organismus das Leben desselben erst möglich werde, und daß dieses letztere selbst nur Mittel für

gewisse

gewisse Zwecke sei; es läßt sich, wie gesagt, darüber etwas Gewisses nicht bestimmen, da der innerste Kern des Lebens, das primum movens desselben, sich unserer Beobachtung gänzlich entzieht, die äußere Erscheinung aber sehr leicht täuschen kann. —

Der zweite Hauptabschnitt „das Heilige“ umfaßt das geistige Leben nach seinen verschiedenen Erscheinungen, Richtungen u. s. w., und es kommen darin folgende Gegenstände zur Sprache: das geistige Leben als Bewußtseyn — die wesentlichsten Entwickelungen des Erkennens — der innere Sinn und die Ideeen — die Verschiedenheit der innern Erfahrungen und Erkenntnisse — das Verhältniß der Erkenntniß zum Leben — das Leben Wirkende — die Mittel, durch welche der Geist dem Geiste sich mittheilt und vernehmlich macht — das sittliche Handeln — das heilige Geistes- und das sündliche Fleischesleben —. Es würde uns zu weit führen, wollten wir im Einzelnen nachweisen, welche Ansichten und Meinungen der Vf. im Allgemeinen über diese Gegenstände äußert, und zugleich deßhalb überflüssig seyn, weil er größten Theils wieder nur, und zwar wieder in unnöthiger Weitschweifigkeit sagt, was entweder in jeder Logik sich findet, oder Jeder, der auf die Erscheinungen und Veränderungen in seinem Innern achtet, leicht an sich selbst wahrnehmen kann. Hinsichtlich der intellectualen Seite des menschlichen Geistes scheint Hr. Hasert ein reiner Empiriker zu seyn, und die Meinung von der Seele als einer tabula rasa festzuhalten, die alle ihre Eindrücke, Begriffe, Vorstellungen u. s. w. von Außen her empfängt und dann nur allen Falls in sich verarbeitet. Selbst die Ideeen und die Bestimmungen des Willens scheinen ihm von Außen in das geistige Leben hineinzutreten, obschon er nicht leugnet, sondern vielmehr fordert, daß das Sinnliche dem Geistigen immer untergeordnet, und der Mensch, unabhängig von äußern Eindrücken und Reizungen, ein heiliges, rein-sittliches Leben in sich erschaffen und erhal-

erhalten solle; nur daß er in letzterer Hinsicht wieder einer gewiß allzustrengen Asketik das Wort redet. Das Vesthalten des Grundgedankens aber, — das Leben ist als Erscheinung Bewegung, sein Stoff ist Wärme und seine Verklärung Licht — wobei der Begriff des Lebens selbst nie gehörig geschieden ist, scheint ihn zu mancher nur halbwahren oder gänzlich grundlosen Behauptung verleitet zu haben. So können wir z. B., um nur Einiges zu erwähnen, damit nicht einverstanden seyn, daß, wie wir oben bereits erwähnten, der menschlichen Seele alle Erkenntniß von Außen her mitgetheilt werde, und daß selbst die sogenannten Ideeen nur die Erzeugnisse des Abstrahirens von den an dem äußern oder innern Sinne im steten Wechsel vorübergehenden Erscheinungen seyn sollen. Vielmehr ist wohl anzunehmen, daß die Seele gewisse ursprüngliche Gesetze in sich trage, nach denen sie das von Außen Gegebene auffaßt, erkennt, ordnet; und wie sie zu den eigentlichen Ideeen sich erheben könne, wenn sie ihr nicht von Natur schon inwohnten, ist darum nicht abzusehen, weil bekanntlich die Wirklichkeit der Idee niemals entspricht, und diese letztere deßhalb auch durch die Erfahrung nimmermehr erzeugt werden kann. Wie könnte uns auch nur ein Gedanke an das Uebersinnliche kommen, wenn alle Erkenntniß nur durch die Sinne eingeführt werden kann? Eben so unhaltbar und selbst verkehrt ist, was der Verf. in dem Capitel „das Leben Wirkende" über den Einfluß äußert, welchen das geistige Leben des Einen auf das des Andern, z. B. der Redende auf den Hörenden haben soll. Einen solchen Einfluß an sich wird Niemand leugnen. Aber wenn unter Andrem S. 87. alle Wirksamkeit des Geistlichen davon abhängig gemacht wird, in welcher Stimmung er predige und in welche Form er seine Rede kleide, so mag diese Meinung wohl mit dem oben bezeichneten Grundgedanken von der wechselseitigen Bewegung des Lebens zusammenhängen; falsch aber ist sie gewiß und aller Erfahrung widersprechend. Also von der jedesmaligen

mäßigen Stimmung des Geistlichen soll die Kraft des göttlichen Wortes abhängen, die Tröstungen, Belehrungen, Mahnungen und Warnungen desselben auf die Beschaffenheit des Tones und Schalles sich stützen, wodurch sie zu dem Zuhörer hinübergetragen werden? Die Erbaulichkeit einer Predigt soll darauf allein beruhen, ob die in ihr ausgesprochenen Gedanken warm, lebendig, ergreifend vorgetragen werden, nicht aber darauf, ob sie klar und deutlich, wahr und begründet, tief geschöpft und praktisch anwendbar sind? Nicht das Evangelium von Christo ist demnach die Kraft Gottes, selig zu machen, sondern Der erst macht es dazu, welcher es nach den Forderungen des Vfs. verkündigt, und für Den, der es eben nur büßt, bleibt es ohne Frucht und Einfluß? Es versteht sich von selbst, daß die ganze Form des Vortrags niemals gleichgiltig seyn kann, und daß der Geistliche das wahrhaft christliche Leben in sich selbst tragen muß, wenn er es Andern mittheilen will. Sicher aber ist Das, was gesagt wird, immer die Haupt-, das „Wie“ nur die Nebensache; und ein schöner, herzlicher und lebenvoller Vortrag mag wohl für den Augenblick seine Wirkung thun; ein nachhaltiger Segen aber ist nur dann von demselben zu erwarten, wenn er nicht bloß das Herz, sondern auch den Verstand beschäfftigt, und nicht allein das Gefühl, sondern auch den Willen und dessen sittliche Richtung in Anspruch nimmt. Was endlich in diesem Abschnitte über das sittliche Handeln, so wie über das heilige Geistes- und sündliche Fleischesleben gesagt wird, zeugt gleichfalls von der verkehrten Consequenzmacherei des Verfs. Er scheint nämlich mit Beziehung auf die Meinung von einem beständigen Zu- und Ausströmen des Lebens anzunehmen, daß das geistige oder sinnliche Uebergewicht in der Natur eines Menschen auf den Augenblick seiner Empfängniß und auf seine Umgebung ankomme; behauptet aber doch, daß er selbst für das Einlassen gewisser Einflüsse sich entscheiden müsse, und nennt dieses Entscheiden den sittlichen Willen,

len, so wie die Bemühungen, sich selbst zu behaupten, sittliche Handlungen. Wenn nun aber auch zugestanden werden muß, daß die geistige Natur der Aeltern in vielen Fällen nicht ohne Einfluß auf die der Kinder ist, so ist doch eben so gewiß, daß ein solcher Einfluß nicht immer Statt findet, und deßhalb nicht als durchaus nöthig erscheint. Wäre aber die sittliche Richtung des Menschen von solchen zufälligen Umständen schlechthin abhängig, so stünde es schlimm um seine sittliche Freiheit, und er könnte dann kaum zurechnungsfähig genannt werden. Ganz unverständlich ist es uns übrigens, wenn der Verf. sagt, das Leben, für welches der Mensch sich entscheiden solle, müsse von ihm erst geschmeckt, ihm erst mitgetheilt seyn, und Gründe und Vorstellungen (die Rede ist hier wieder von dem Geistlichen und seiner Gemeinde) könnten ebenfalls jene Entschiedenheit erzeugen helfen. Denn ist dem Menschen ein gewisses, sittlich gutes oder verwerfliches Leben bereits mitgetheilt, so braucht er sich nicht erst dafür zu entscheiden, sondern er hat es schon, und Gründe und Vorstellungen kommen dann zu spät. Oder ist vielleicht an eine gewisse mystische Communication zu denken? Wir meinen, daß wir uns dann erst für eine Lebensweise bestimmen können, wenn wir die moralische Beschaffenheit derselben klar erkannt haben; es ist dann Sache der Willensfreiheit, daß wir auch für das Rechte und Gute uns entscheiden; und wo das nicht geschieht, da ist unsere Freiheit durch den Einfluß der Sinnlichkeit noch allzusehr gehemmt und gebunden. Ueberhaupt ist es uns vorgekommen, als huldige der Verf. in dieser Beziehung Theils einem gewissen Fatalismus, Theils einer Art von Mysticismus, oder der Meinung, daß das geistige Leben der Individuen unter sich in einer geheimnißvollen Verbindung stehe. Thun wir ihm damit Unrecht, so muß er sich das selbst, d. h. seinen unklaren und schwankenden Bestimmungen über diese Angelegenheiten zuschreiben; so wie er gleichfalls sich selbst die Schuld beimessen mag, wenn wir ihn in Beziehung

hung auf Das, was er über das sündliche Fleischesleben sagt, manichäischer Irrthümer zeihen müssen, weil er die Quelle alles Bösen allein in der Materie, im Fleische und Blute, mit einem Worte in der sinnlichen Natur des Menschen zu finden scheint. Leitet er nämlich alle Sünde von der Selbstsucht her, und schreibt er diese dem Leibe (?) zu, welcher fremdes Leben beständig an sich zu reißen, als Nahrung zu verschlingen, und in seinen Organismus umzubilden sucht, so ist natürlich zuletzt eben der Leib die Ursache, weil der Selbstsucht, darum auch der Sünde; und daß darum auch eine gänzliche Ertödtung des Leibes (wo möglich durch Fasten und Kasteien) gefordert wird, ist freilich ganz folgerichtig. Was sich aber auf der andern Seite aus solchen Ansichten ergibt, das brauchen wir dem Sachverständigen nicht erst zu sagen, und enthalten uns deßhalb jeder Widerlegung von Meinungen, die, genauer geprüft und weiter verfolgt, eben so wenig psychologisch als christlich sind. Dem sittlichem Ernste jedoch, welchen der Verf. bei dieser Gelegenheit offen zu Tage legt, wollen wir damit keineswegs zu nahe treten. —

Der dritte Abschnitt endlich — das Allerheiligste — umfaßt „das göttliche Leben" und behandelt im Einzelnen folgende Gegenstände: die ewige Urquelle der Ideeen des heiligen Lebens: Gott ist die Liebe — die Mittler zwischen Gotte und Menschen — die innere Verschiedenheit der Religionen — Verhältniß von Religion, Glaube, Theologie und Philosophie — die Kirche und der Gottesdienst — die Unsterblichkeit oder Ewigkeit des Lebens. Hierüber noch einige Worte. Sahe es nämlich schon in dem Vorhofe und in dem Heiligen, durch welche uns der Verf. bisher geführt, ziemlich unordentlich und verworren aus, so begegnet uns in dem Allerheiligsten fast überall die allergrößte Verwirrung, und es ist sehr zu bezweifeln, ob sich Jemand mit gesunden Sinnen und mit hellem Verstande darin gefallen wird. Folgendes sind über die vorhin genannten

Gegenstände Hrn. Hasert's ungefähre Meinungen und Ansichten: Das Daseyn Gottes kann bloß gefühlt und empfunden werden, und zwar nur von den Frommen und Heiligen, welche das Leben Gottes in sich tragen, ohne daß sie sagen können, wie es in sie gekommen ist. Sie haben ihr Inneres demselben geöffnet, so ist es ihnen zugeströmt, und weiter war Nichts nöthig, um es zu empfangen. Alle sonstige Beweise für das Daseyn Gottes sind Thorheiten des „düftelnden" Verstandes, und die sogenannten Eigenschaften Gottes bloße Gedankensplitter, welche immer nur sagen, was Gott nicht sei, und also (?) einen Nichtgott beschreiben. Der Mysticismus also, denn dieser wird hier offenbar gelehrt, ist die einzig mögliche und richtige Auffassung des wechselseitigen Verhältnisses zwischen Gotte und Menschen; und das Gefühl, nicht aber die Vernunft beweist das Daseyn Gottes; es ist Thorheit, eine deutliche Vorstellung, eine klare Erkenntniß von Gotte haben zu wollen; und die ihm beigelegten Eigenschaften — auch die Liebe, die Heiligkeit, die Barmherzigkeit u. s. w.? — verneinen bloß und sagen, was Gott nicht sei? Solcher Unsinn bedarf keiner Widerlegung, er richtet sich selbst. Ferner: Viele Menschen wenden sich bloß dem Sinnlichen zu, und öffnen sich nicht dem Göttlichen und dem Leben aus Gotte. Diesen muß ein solches Leben durch besonders gotterfüllte Männer mitgetheilt werden, welche deßhalb Mittler zwischen Gotte und Menschen sind, weil von ihnen aus für Andere die Religion, oder „das Haben des Lebens aus Gotte in heiliger Liebe" geht. Nun, das sind eben bekannte Dinge, so wie auch, daß das Heidenthum die Naturprincipien vergötterte, das Judenthum das Verhältniß des Menschen zu Gotte durch knechtische Furcht und Opferdienst entstellte, und nur erst das Christenthum, nämlich das von Jesu und Johannes gegebene, dieses Verhältniß richtig bestimmte. Uebrigens unterscheidet der Verf. bei dieser Gelegenheit offenbar nicht zwischen subjectiver und objectiver Religion; und wenn er

dem

em Paulus vorwirft, daß er das Christenthum wieder in jüdischer Trübung gelehrt, und die Furcht vor dem Zorne Gottes nd die Versöhnung durch Opfer zurückgebracht habe, so mag dieß selbst verantworten; uns dünkt es eine Versündigung n den Manen des ehrwürdigen Apostels zu seyn. Was der Verf. über „das Verhältniß von Religion, Glauben, Theologie und Philosophie“ sagt, ist, wo es richtig ist, das Bekannte, außerdem aber zum Theil' nicht klar und bezeichnend ung, zum Theil' ganz verkehrt und unhaltbar. Er meint, das Speculiren über das Wesen Gottes sei der Religion durchaus fremd, und bedenkt nicht, daß der Mensch nur dann erst on seinem Verhältnisse zu Gotte eine richtige Einsicht und ein klares Bewußtseyn haben kann, wenn er zuvor eine richtige Vorstellung und eine klare Erkenntniß von Gotte sich erworben hat, die ohne das Nachdenken über Gott nicht möglich sind. Der religiöse Glaube wird als ein Ausfluß der Religion bezeichnet, indem die Religion wohl ohne ihn, nicht aber er ohne sie seyn könne; und weiterhin heißt es, er sei nichts Anderes, als das religiöse Lebensbedürfniß. Diese Meinung ist, wollen wir nicht allen Sprachgebrauch bei Seite setzen, unstreitig dahin zu berichtigen, daß entweder religiöser Glaube und Religion Eins und Dasselbe sind, oder daß diese die Frucht von jenem und das religiöse Lebensbedürfniß erst das Erzeugniß beider ist. Was sonst noch über den falschen Glauben, über die Bedeutung des Wortes Theologie und über das Verhältniß derselben zu der Summe religiöser Ueberzeugungen gesagt wird, hat zwar im Allgemeinen seine Richtigkeit, brauchte aber kaum erwähnt zu werden, da es dem Unterrichteten und Sachverständigen längst nicht mehr neu ist. Lesen wir dagegen, mit welcher spottenden Verachtung der Verf. von der Philosophie redet, als ob sie der Religion und Theologie nur Unheil und Verderben bringen könne, und daher von beiden gänzlich ausgeschieden werden müsse, so müßte man sich wundern, wie ein Mann, der doch wohl wissen-

sen-

senschaftliche Bildung für sich in Anspruch nimmt, zu solchen Behauptungen kommt, wenn sie nicht jeden Falls in seiner mystischen Richtung ihre Quelle hätten. Wehe der Religion, wenn sie sich der Leitung der Philosophie, und somit des vernünftigen Denkens entzieht; die Erfahrung zeigt sattsam, was dann aus ihr wird; wie es denn auch der vorliegenden Schrift gar nicht hätte schaden können, wenn sie in einem Etwas mehr philosophischen Geiste geschrieben wäre. Was endlich in den beiden letzten Capiteln von der Kirche und dem Gottesdienste, so wie von der Ewigkeit des Lebens und von der Unsterblichkeit zur Sprache kommt, ist, soweit es Wahrheit ist, ziemlich unbedeutend, und enthält daneben wieder manches Irrige und Verkehrte. Der Verf. ist mit dem jetzigen Zustande der Kirche sehr unzufrieden, indem er meint, daß aus ihr das Leben aus Gotte verschwunden und nur noch das Gedächtniß früherer Herrlichkeit übrig sei; wie denn auch die kirchlichen Symbole der Taufe und des Abendmahls den Geist des Mittlers nicht mehr in sich trügen. Dergleichen Klagen sind an der Tagesordnung, und der Verf. muß wohl seine Gründe haben, ebenfalls in dieselben einzustimmen, obschon wir uns ein solches unerwiesene Absprechen niemals erlauben würden. Ob aber eine so idealisirende Darstellung des Gottesdienstes, wie sie S. 146 sich findet, jemals wirklich werden, oder das religiöse Leben in der Kirche dadurch wieder gehoben werden könne, daß die Heiligen (?) täglich nach geschlossenem Tagewerke in der feierlichen Dämmerung des Abends sich versammeln sollen, wo dann Jeder aus der Fülle seines begeisterten Herzens das Leben, das ihn bewegt, strömen lassen möge (Conventikel in bester Form), möchte nach der Erfahrung aller und auch der neuesten Zeit sehr zu bezweifeln seyn. Die Unsterblichkeit endlich beweist der Verf. dadurch, daß er meint, das Leben, das sich ein Mal von dem Allleben gesondert und als Einzelleben gestaltet habe, müsse als solches auch ewig fortbestehen, weil Leben und Tod

zwei

zwei sich widersprechende und sich gegenseitig aufhebende Dinge seien. Wem dieser Beweis genügt, mag sich dabei beruhigen. Wohl aber könnte dagegen eingewendet werden, daß das Leben ein bloßes Abstractum, nicht aber ein Individuum ist, und sein Fortbestehen nicht auch zugleich die beständige Fortdauer dieses letztern beweisen kann, abgesehen davon, daß, wie der Pantheismus behauptet, eine Rückkehr des Einzellebens in das Allleben eben so gut gedacht werden kann, als die Wiedervereinigung des Einzelstoffs mit der Allmaterie. Es würde also nach unserem Dafürhalten ziemlich schlimm um unsere Unsterblichkeit stehen, wenn nicht ihre Hoffnung auf bessere und haltbarere Gründe sich stützte. —.

So haben wir also dem Wunsche des Verfs. Genüge geleistet, indem wir offen ausgesprochen haben, ob und in wiefern wir in seiner Darstellung der fraglichen Gegenstände Wahrheit oder Irrthum gefunden haben, und schließen mit der Bemerkung, daß, wenn es ihm aus irgend einem Grunde Bedürfniß war, seine Schrift zu veröffentlichen, er doch auch das „nonum prematur in annum" hätte beherzigen sollen; vielleicht daß er dann durch längeres Studium und größere Erfahrung zu einer reifern und gründlichern Beurtheilung so ernster Angelegenheiten gekommen wäre.

Predigten für die häusliche Erbauung über sämmtliche Sonn- und Festtagsevangelien des Jahres von J. Ch. L. Fischer, Pastor zu Schönberg im Fürstenthume Ratzeburg. 2 Bände. Friedland, bei Gottlieb Barnewitz. 1838.

Weßhalb der Verf. der vorliegenden Predigtsammlung bei der Herausgabe derselben namentlich die häusliche Erbauung und

und deren Beförderung im Auge hatte, ist schon deßhalb nicht wohl abzusehen, weil, von welchem Werthe und Gehalte seine Arbeiten auch seyn mögen, sie doch keinen eigenthümlichen Charakter an sich tragen, wodurch sie für den bezeichneten Zweck in besonderer Weise geeignet wären; wie es denn wohl überhaupt einigem Bedenken unterliegt, ob dieser Erbauung mit dergleichen Sammlungen im Allgemeinen gedient seyn könne. Denn soll auch an sich jede Predigt auf das religiöse Bedürfniß in irgend einer Beziehung berechnet seyn, und wird sie das empfängliche Gemüth immer erbauen, sofern sie nur von der rechten Beschaffenheit ist, mag sie gehört oder gelesen werden, so scheint es uns doch, als müsse schon bei ihrer Ausarbeitung der Umstand, daß sie öffentlich vorgetragen werden soll, stets berücksichtigt werden; und es dürfte daher wohl die Form, die ihr aus diesem Grunde gegeben werden muß, eine ganz andere seyn, als die irgend einer andern frommen Betrachtung, die allein für den Zweck der Privatandacht geschrieben ist. Wir können uns hier auf eine nähere Darlegung dieses Unterschieds nicht einlassen; glauben aber nicht zu irren, wenn wir für die häusliche Erbauung eine andere Fassung, Einkleidung und Behandlung des betreffenden Gegenstandes verlangen, als die Eigenthümlichkeit der Predigt erforderlich macht; und wie zwischen dieser in ihrer Allgemeinheit und der kirchlichen Rede als eines sogenannten casualen Vortrags eine nicht unwesentliche Verschiedenheit Statt findet, so können auch beide, wie trefflich sie vielleicht für sich selbst sind, doch für die Fälle sehr unzweckmäßig seyn, wo sie zugleich das persönliche Interesse des Einzelnen gewinnen oder sein frommes Bedürfniß befriedigen sollen. Wird nicht, um nur das Eine zu erwähnen, der ganze Ton einer religiösen Betrachtung, die Jemand, um sich zu erbauen, in einem ernsten Augenblicke zur Hand nimmt, ruhiger und gehaltener seyn müssen, als der eines für die Oeffentlichkeit berechneten Vortrags, der leicht um so kälter erscheint, je richti-

ger

ger er ist, und um so gleichgiltiger läßt, je mehr er eine bloß reflectirende Sprache redet? Aber auch davon abgesehen, kann eine Predigtsammlung, so reichhaltig und umfassend sie auch seyn mag, doch unmöglich Alles in sich begreifen, was der Erbauung Suchende eben gerade für sich bedarf; sie kann und wird für besondere Fälle immer als mangelhaft erscheinen; sie muß sich entweder auf einen engern Kreis von Religionswahrheiten beschränken, oder, will sie über alle sich erstrecken, sie nur, wir möchten sagen, übersichtlich behandeln, ohne auf die mannigfaltigen Seiten derselben und ihre verschiedenen Beziehungen eingehen zu können. Nehmen wir z. B. an, es suche Jemand Trost bei einem schmerzlichen Verluste, oder Ermuthigung bei einer drohenden Gefahr, oder geistige Erquickung auf dem Krankenlager, oder Belehrung über entstandenen Zweifel irgend einer Art u. s. w., so kann es leicht geschehen, daß das Predigtbuch, welches er zu diesem Behufe aufschlägt, entweder gar Nichts der Art enthält, oder doch höchstens nur Aehnliches oder Allgemeines, was für den fraglichen Zweck kaum obenhin sich eignet; und wie wenig Dergleichen zu erbauen pflegt, bedarf keines weitern Beweises. Sogenannte asketische Schriften dagegen, welche eigends für den Zweck der Privaterbauung geschrieben sind, müssen, sofern nur ihr Vf. seine Aufgabe verstanden hat, das ganze Gebiet des christl. Glaubens und Lebens in sich begreifen, und, indem sie keine der vielfachen innern und äußern Erfahrungen übersehen und die allgemeinen Wahrheiten der Religion auf dieselben anwenden, werden sie Niemand unbefriedigt lassen, dem es wirklich um Erbauung zu thun ist. Daß sie vielleicht bezüglich ihrer Tendenz das nicht sind und gewähren, was man von ihnen erwartet, ist allerdings sehr möglich, kann aber der Richtigkeit unserer Bemerkung keinen Eintrag thun. Dürfen sie sonst nur auf Vollständigkeit Anspruch machen, so werden sie auch Denen Genüge leisten können, die mit ihrem Geiste einverstanden sind. Wir würden

daher

daher eine Predigtsammlung nicht gerade für häusliche Erbauung besonders bestimmen, und lieber, wenn es denn ein Mal so seyn sollte, dem Titel eine andere nähere Bezeichnung hinzufügen; da es immer sehr zweifelhaft ist, ob sie diesem Zwecke in seinen allseitigen Beziehungen entsprechen können, so erbaulich auch an sich die einzelnen Theile derselben seyn mögen.

Weit entfernt jedoch, daß dadurch der eigentliche Werth der vorliegenden Predigten geschmälert werden soll, so gestehen wir vielmehr recht gern, daß wir sie mit vielem Interesse gelesen und sie mit der wohlbegründeten Ueberzeugung aus der Hand gelegt haben, daß sie den vorzüglicheren Geistesproducten dieser Art mit vollem Rechte zur Seite gestellt werden können. Denn sie verrathen zunächst in ihrem Vf. jenen echt religiösen Sinn, der, ganz in dem Geiste des Christenthums, die menschlichen Dinge stets von dem Standpuncte des Glaubens an das Walten der göttlichen Vorsehung und an eine höhere Weltordnung betrachtet, und Alles, was dem Menschen begegnet, was er denkt und thut, was er hofft oder erstrebt, in das innige Verhältniß setzt, das uns mit Gotte verbindet, und worin unsers Bedünkens das eigentliche und wahre Wesen der Religion zu suchen ist. Darum sind auch seine Belehrungen, seine Tröstungen, seine Mahnungen und Warnungen niemals seicht und flach, ohne veste Begründung und sichere Ueberzeugungskraft, sondern sie erhalten von selbst Tiefe und Stärke, Würde und Salbung, jenes eigenthümliche, kaum näher zu beschreibende Gewand, in welches das religiöse Gemüth Alles, auch das scheinbar Geringe und Bedeutungslose zu kleiden weiß, und wodurch jedes gleichgestimmte Gemüth sich immer so wohlthuend und erhebend angesprochen fühlt. Und aus demselben Grunde tragen denn auch die Predigten des Verfs. den Charakter des Biblischen und Christlichen unverkennbar an sich; nicht bloß, weil ihnen ein biblischer Abschnitt zu Grunde liegt, oder weil

allerdings wohl noch häufiger der Fall hätte seyn sollen, hin und wieder passende Stellen der heil. Schrift ihnen eingewebt sind; sondern weil sie von der den schriftlichen Urkunden des Christenthums so eigenthümlichen Tendenz durchdrungen sind, vermöge welcher das religiöse Glauben und Leben stets in die genaueste Verbindung gebracht werden. Nirgends reden sie deßhalb auch von jenem, ohne zugleich des fruchtbaren Einflusses zu gedenken, den er auf dieses haben kann; nirgends fordern sie die christliche Beschaffenheit des letztern, ohne dabei nachzuweisen, wie diese in dem erstern ihren Grund und ihre Quelle haben soll; so lehren sie weder ein todtes Fürwahrhalten, noch eine trockene Moral; und indem sie stets auf das Wort des Herrn und seiner Apostel fußen und auf das Beispiel desselben in allen Beziehungen überall hinweisen, entgehen sie auch dem gewiß nicht unbegründeten Tadel, den wir einst einen nicht unberühmten Kanzelredner über eine angehörte Predigt aussprechen hörten: es sei dieselbe nämlich ganz gut und lobenswerth; nur daß sie nicht bloß in christlichen Tempeln, sondern auch in jüdischen Synagogen gehalten werden könne. Diese religiöse Tendenz, dieser christliche Geist in den Vorträgen unseres Verfs. erscheint aber um so rühmlicher und gereicht ihnen um so mehr zur Empfehlung, je mehr sie zugleich von den beklagenswerthen Thorheiten und Vorurtheilen frei sind, in denen die symbolische Rechtgläubigkeit auf der einen, und die moderne Zeitphilosophie auf der andern Seite das wahre Heil der Kirche sucht, oder die allein richtige Auffassung des Christenthums findet. Sie nennen Jesum den Heiland der Welt, und sagen offen, daß nur in ihm und durch ihn Heil und Seligkeit zu erlangen sei. Aber von jener Causalverbindung zwischen dem Blute und Tode desselben und der nur dadurch möglich gewordenen Sündenvergebung, wie sie in der Einbildung gewisser Köpfe unaustilgbar sich vestgesetzt hat, wissen sie Nichts; und eben so wenig von einem menschgeborenen Gotte, oder von einem Christus, in welchem, ohne daß er selbst je-

mals wirklich existirt hätte, nur die Idee des Gottmenschen, oder der menschwerdenden Gottheit, oder der Himmel mag wissen, was sonst, sich realisirt haben soll. Sie weisen wohl hin auf die sittliche Schwachheit und Unvollkommenheit des Menschen, auf die mannigfachen Gefahren und Versuchungen, die seiner Tugend drohen, und leugnen nicht, daß er zu dem Werke seiner Heiligung des göttlichen Beistandes und Segens bedarf. Aber sie verwerfen den gotteslästerlichen Wahn von seiner noch obendrein durch fremde Schuld herbeigeführten gänzlichen Verdorbenheit, von seinem absoluten Unvermögen, das Gute auch nur zu wollen, geschweige zu erstreben, und von der daraus sich ergebenden Nothwendigkeit irgend eines wunderhaften Einflusses Gottes oder des heiligen Geistes. Sie bezeichnen als die lautere zureichende Quelle alles religiösen Erkennens, Glaubens und Hoffens die durch Jesum uns gewordene Offenbarung, und fordern eben deßhalb, die Lehren und Wahrheiten derselben mit inniger Ueberzeugung zu umfassen. Aber sie wehren darum nicht dem besonnenen Prüfen und Forschen; wenn sie auch hin und wieder die menschliche Vernunft in ein Verhältniß zu dieser Offenbarung oder überhaupt zu dem Uebersinnlichen setzen, dessen Richtigkeit wohl in einigen Zweifel zu ziehen seyn dürfte. Es ist also die Religiosität des Verfs., dafür sprechen seine Predigten unverkennbar, eine eben so innige und klare, und sein Christenthum ein nicht weniger lichtvolles als fruchtbares; und seine Vorträge sind in sofern zugleich als zeitgemäße zu betrachten, als sie gegen ein in unsern Tagen nur allzu ausgebreitetes Unwesen gerichtet sind, welches keiner nähern Bezeichnung bedarf, und die mehrfachen, aber in ihren Wirkungen gleich verderblichen Tendenzen kräftig bekämpfen, die von gewissen Seiten her so emsig und oft mit so glücklichen Resultaten verfolgt werden. Dabei macht er durchgehends eine Frömmigkeit geltend, die von kopfhängerischer Frömmelei, wie von pharisäischer Gerechtigkeit und von finsterem Ze-

lotis-

lotenwesen gleich weit entfernt ist. Demuth vor Gotte lehrt er wohl, aber nicht Selbstverachtung und Knechtessinn; das Bewußtseyn unserer Abhängigkeit von ihm, aber unbeschadet der eigenen Selbstständigkeit; Ergebung in seinen weisen Willen, aber nicht müßiges oder sklavisches Beugen unter das Joch des Schicksals; Anerkennung unserer sittlichen Unwürdigkeit, aber verbunden mit dem erhebenden Gefühle unseres Werthes in Gottes Augen und unserer herrlichen Bestimmung; und wenn wir dem sittlichen Ernste, der uns in seinen Arbeiten überall begegnet, unsere gerechte Billigung nicht versagen können, so begegnen wir in ihnen zugleich einer heitern Lebensweisheit, die mit jenem wohl verträglich ist, und selbst von dem Christenthume geboten wird. Damit glauben wir den Geist der gegenwärtigen Predigten als den einer echten Religiosität und einer lautern Frömmigkeit, als einen wahrhaft christlichen also hinlänglich bezeichnet zu haben.

Aber nicht allein in dieser Hinsicht verdient der Verf. unsere volle Achtung und Anerkennung; auch als einen wissenschaftlich gebildeten, vielerfahrenen und seiner Aufgabe als Kanzelredner in aller Beziehung gewachsenen Mann beurkundet er sich, sollte er auch nicht durchaus Vollkommenes und Untadelhaftes überall geleistet haben. Eine reife Beobachtung des menschlichen Lebens in allen seinen Erscheinungen; eine tiefe und umfassende Kenntniß des Herzens in seinen geheimsten Falten; eine genaue Bekanntschaft wie mit den Vorzügen, so mit den Mängeln und Bedürfnissen der Zeit liest man leicht aus seinen Predigten heraus, und wird nicht selten durch die treffenden Bemerkungen überrascht, denen man in ihnen begegnet. Eben so gehören mit wenigen Ausnahmen Klarheit der Gedanken, Deutlichkeit der Begriffe, Schärfe der Beweise, nur bisweilen mit einiger Weitschweifigkeit verbunden, Ideeenfülle, lebendige Darstellung und eine meist durchgreifende und erschöpfende Ausführung zu den lobenswerthen Eigenschaften seiner Vorträge;

so wie wir es ihm gleichfalls zum Verdienste rechnen, daß er zwar nicht nach dem Ungewöhnlichen hascht und das Auffallende sucht, aber doch das schon oft Besprochene auf nicht gewöhnliche Weise behandelt, und überhaupt über die triviale Alltäglichkeit und selbst über die Mittelmäßigkeit in jeder Beziehung auf eine Weise sich erhebt, daß er keinen wahrhaft gebildeten, ihm wahlverwandten Leser unbefriedigt lassen wird. Und wenn sich mit allen diesen Vorzügen endlich eine durchaus edle, würdige, angemessene, gehobene und doch allgemein verständliche Diction, mit einem Worte diejenige sprachliche Popularität verbindet, die, ohne die Würde der Sache zu beleidigen, doch nie zu einer unverständlichen Höhe sich versteigt, und, ohne dem gebildeten Geschmacke zu nahe zu treten, doch stets den Standpunct des gemeinen Mannes berücksichtigt, diesen aber mehr zu sich emporzuheben, als sich zu ihm herabzulassen sucht, und, wie es die jedesmalige Beschaffenheit des Gegenstandes erfordert, bald kräftig und nachdrücklich, bald mild und ruhig, dabei fast überall fließend und nicht ohne den Redeschmuck ist, der um so mehr gefällt und gewinnt, je ungesuchter er erscheint; so glauben wir nicht zu Viel zu sagen, wenn wir diese Predigten zu den besten und gelungensten rechnen, die zu unserer Kenntnißnahme gelangt sind. Sie mögen daher auch dem Publicum, das sich für solche Lectüre in irgend einer Absicht interessirt, angelegentlich empfohlen seyn. —. Weil jedoch der Verf. in der Vorrede selbst sagt, Niemand könne von der Mangelhaftigkeit seiner Arbeit mehr überzeugt seyn, als eben er, und dieß Geständniß unstreitig in etwas Besserem, als in einer unzeitigen Bescheidenheit seinen Grund hat, so wollen wir ihn auf Einiges aufmerksam machen, was zwar dem eigentlichen Werthe seiner Predigten keinen besondern Eintrag thut, doch aber namentlich dem urtheilsfähigen Leser um so mehr in ihnen auffallen muß, mit je größerer Sachkenntniß und Sorgfalt sie im Ganzen gearbeitet sind. Wir rechnen dahin zu-

nächst

nächst einige Aeußerungen (vergl. z. B. die 19te Pr. des 2ten Bds.), in denen der menschlichen Vernunft die Kraft abgesprochen wird, durch sich selbst auch die allgemeinen Religionswahrheiten zu erkennen, und sich z. B. von der Gewißheit unserer persönlichen Unsterblichkeit zu überzeugen, als welche Erkenntniß und Ueberzeugung erst und nur durch die in den Urkunden des Christenthums niedergelegte göttliche Offenbarung möglich geworden sei. Wir wollen uns auf eine Widerlegung dieser so oft besprochenen Behauptung hier nicht weiter einlassen, können aber unsere Verwunderung nicht bergen, daß der Verf. doch anderwärts Vernunftgründe für die Wirklichkeit des Uebersinnlichen gelten läßt und deren selbst aufstellt. Ueberhaupt scheint ihm in einigen religiösen Begriffen, z. B. in dem des Glaubens im engern Sinne, der Menschwerdung Jesu, der Erlösung und Versöhnung eine gewisse Unbestimmtheit eigen zu seyn; wenigstens erklärt er sich über diese Gegenstände nirgends so deutlich, daß man gewiß sagen kann, was er darunter versteht; es ist uns vorgekommen, als wolle er der neuern Auffassungsweise wohl gern beitreten, aber doch auch die ältere nicht ganz aufgeben. Was soll unter Anderem die ohne Weiteres hingestellte Behauptung — ohne den Glauben an die Göttlichkeit (wie ist dieser Ausdruck zu nehmen?) Jesu sei die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Lehre nicht möglich? Oder was hat man zu denken, wenn es in der Reformationspredigt (2. Bd. S. 530.) heißt: Wir sind dann, wenn wir das Evangelium Jesu für die höchste und umfassendste Offenbarung halten, nicht der Meinung, es könne uns durch uns selbst gelingen, uns von der Gewalt der Sünde zu befreien, sondern nehmen die Erlösung an, die Christus uns anbietet und gewährt; erwarten die Vergebung der Sünde nicht von Menschen, sondern von ihm, der sich selbst für uns geopfert hat am Holze, auf daß wir in ihm würden die Gerechtigkeit, die vor Gotte gilt? Wir haben oben gesagt, daß der Verf. keineswegs in dogmatischen oder kirch-

kirchlichen Vorurtheilen befangen sei, vielmehr in seinen Predigten überall ein heller und klarer Geist walte. Doch aber können wir ihn von einer gewissen, wenn auch wohl nur absichtslosen Unentschiedenheit in mancher Beziehung nicht freisprechen; und wir durften dieß ihm um so weniger verhehlen, je wichtiger allerdings die Gegenstände sind, um die es dabei sich handelt.

Nächstdem leiden seine Predigten an einer gewissen Breite besonders in den Beweisführungen, unstreitig an sich durch das löbliche Streben herbeigeführt, durchaus Nichts dunkel und unerörtert zu lassen. Wollen wir aber auch nicht sagen, daß dabei Ungehöriges oder geradezu Ueberflüssiges zur Sprache käme, so hätte doch manche Darlegung kürzer und gedrängter seyn können; und durch das längere Verweilen bei einzelnen Vorstellungen, durch das weitere Ausspinnen dieses oder jenes Gedankens haben die Vorträge nicht selten einen docirenden oder demonstrirenden Ton bekommen, der, wenn er auch nicht gerade ermüdet, doch den beabsichtigten Eindruck leicht schwächen kann, sollte auch die bisweilen unverhältnißmäßige Länge nicht zu tadeln seyn, die auf diese Weise unvermeidlich war.

Auch bezüglich der Anordnung des Stoffs, der Wahl der Hauptsätze, der Dispositionsweise u. s. w. können wir mit dem Vf. nicht immer einverstanden seyn. Zwar geben wir ihm darin Recht, daß, hat man erst eine Reihe von Jahren über die nämlichen Perikopen gepredigt, man wohl genöthigt wird, bisweilen zu Thematen zu greifen, die mit dem Texte nicht immer im strengsten Zusammenhange stehen, zumal da ihn hin und wieder wohl auch der Wunsch geleitet haben mag, in seine Predigtsammlung so viel wie möglich Einheit und Zusammenhang zu bringen. Mitunter aber hat er doch Gegenstände behandelt, welche der zu Grunde liegenden Bibelstelle allzu fern liegen, und es ist natürlich, daß dann der Text auch wenig oder gar nicht weiter benutzt werden konnte. Bezüglich der Ausfüh-

führung folgt er durchgängig der synthetischen Methode, und Niemand wird ihm dieß verargen, wenn ihm dieselbe am Meisten zusagt. Aber schon um unserer selbst willen würden wir zwischen dieser und der analytischen mitunter wechseln, oder auch beide mit einander verbinden, nicht zu gedenken, daß die letztere dem Texte sich bei Weitem leichter anschließt und der Fassungskraft wenigstens des ungebildeten Hörers wohl am Angemessensten ist. Die Gewohnheit jedoch, die sogenannte Nutzanwendung zu einem besondern Theile zu machen, können wir nicht billigen. Denn das längere Verweilen dabei thut meist der Eindringlichkeit des Ganzen Abbruch und läßt es nicht zu, daß die Hauptgedanken der Predigt und die daraus sich ergebenden Ermahnungen in wenige, aber um so kräftigere Schlußworte zusammengefaßt werden. Auch die Art und Weise, wie der Verf. seine Hauptsätze disponirt, kann, wie wir das schon bemerkten, nicht immer gut geheißen werden. Nicht selten stellt er zwei in mehrere Untertheile geschiedene Obertheile auf, von denen der erste den Beweis, und der zweite die Anwendung enthält; und dieß Verfahren ist, sofern die Beschaffenheit des Thema nicht ein anderes erfordert, unstreitig um so weniger zu tadeln, je einfacher es ist und je mehr es dem Gedächtnisse des Zuhörers zu Hilfe kommt. Aber wir sind auch solchen Dispositionen begegnet, die entweder als willkürlich sich darstellen und den Hauptsatz nicht erschöpfen, oder sonst mit den natürlichen Denkgesetzen nicht zusammenstimmen. Nur einige Beispiele davon, wie sie uns eben in die Hände kommen. 1. Bd. 7. Pr. Matth. 8, 23—24. „Die Liebe zum Leben ist 1. nicht bloß erlaubt, sondern 2. selbst heilige Pflicht." Ist sie aber das Letztere, so versteht sich das Erstere von selbst, und überdem umfassen diese beiden Theile bei Weitem nicht Alles, was über diesen Gegenstand gesagt werden kann. 16te Pr. Joh. 6, 1—15. „Daß es Viel werth sei, das Vertrauen der Menschen zu besitzen." Hier mußte offenbar der Beweis den Thei-

lungs-

lungsgrund abgeben; aber der Verf. wendet dazu nur den ersten Theil an, und zeigt im zweiten, auf welchem Wege jenes Vertrauen erstrebt werden müsse. 21ste Pr. Marc. 6, 1—8. „Die Auferstehung Jesu Christi ist der unerschütterliche Grund unseres Glaubens, nämlich 1. an die Unsterblichkeit unserer Seele, 2. an eine ewige Wiedervergeltung (Vergeltung) und 3. an den endlichen Sieg des Guten." Abgesehen davon, daß in dieser Proposition das Wort „Glaube" zu unbestimmt und der Disposition zu Folge zu enge gefaßt ist, so fallen auch die drei Theile als einander subordinirt nothwendig unter sich zusammen, weil eben aus der Unsterblichkeit unseres Geistes auch die einstige Vergeltung und der endliche Sieg des Guten von selbst folgen. Uebrigens können wir uns nicht überzeugen, daß die Auferstehung Jesu unsere eigene Unsterblichkeit beweist, so wenig, als sein Tod die Wahrheit seiner Lehre, so oft auch Beides schon behauptet worden ist. 2ter Bd. 4te Pr. Luk. 6, 36—42. „Die kräftigsten Antriebe, von dem Sinne einer vergebenden Liebe uns leiten zu lassen." Diese Liebe nämlich kündigt sich uns an 1. als eine Forderung der Gerechtigkeit, 2. als ein Gebot des Evangeliums, und 3. als eine Vorschrift der Gerechtigkeit. Auch diese Theile sind unter sich nicht streng geschieden, denn auch die Gerechtigkeit wird von dem Evangelium geboten, und unstreitig sind alle Vorschriften desselben in gewissem Sinne Vorschriften der Weisheit. Und hätte nicht der Gedanke an die vergeltende Liebe Gottes, der so nahe lag, gleichfalls erwähnt und wohl selbst als ein besonderer Theil aufgeführt werden sollen? In dem Thema der 8ten Pr. Matth. 7, 15—23. „Das Streben nach Scheintugend, ein in jeder Hinsicht verwerfliches" ist dieses letztere Wort nicht richtig gewählt. Denn wenn von diesem Streben gesagt wird: 1. es sei unmöglich, dasselbe dem beobachtenden Auge der Menschen zu entziehen; 2. es müsse uns damit fehlschlagen, unsere innere Wohlfahrt vest zu gründen; und 3. es hindere uns, unsere

fere erhabene Bestimmung zu erreichen, so (es hat außerdem noch manchen andern Nachtheil) erscheint jenes Streben zunächst als ein schädliches, und es hätte daher an Statt „verwerflich" lieber „thörigt" gesagt werden sollen. 25ste Pr. Matth. 24, 15—18. „Wie wir uns in einer bösen Zeit als Christen zu verhalten haben." 1. Wenn verdient eine Zeit eine böse genannt zu werden? 2. Worin besteht in einer solchen Zeit das weise Verhalten des Christen? Es leuchtet von selbst ein, daß hier der 1ste Th. nicht im Thema liegt; die Antwort auf die Frage desselben hätte in der Einleitung gegeben werden sollen; der 2te aber ist eine bloße Wiederholung des Hauptsatzes. Mag deßhalb auch der sel. Reinhard, den sich der Verf., wie er sagt, zum Muster genommen hat, allerdings nicht selten so disponirt haben, so kann doch auch das Beispiel dieses großen Redners das Fehlerhafte einer solchen Theilungsweise nicht entschuldigen.

Doch wir begnügen uns mit diesen Beispielen für unsere obige Bemerkung, daß nämlich der Verf. nicht immer richtig disponirt hat; und machen endlich noch auf einige Einzelnheiten aufmerksam, die wohl einer Berichtigung mehr oder weniger bedürfen möchten. Nach dem 3ten Th. der 2ten Pr. des 1sten Bds. soll auch der Glaube an die göttliche Gnade, die sich auch des Sünders erbarmt, ein Beruhigungsgrund über das Böse in der Welt seyn. Sicher aber mußte damit auch der Gedanke an die Gerechtigkeit Gottes verbunden, und die Nothwendigkeit der Besserung von Seiten des Sünders stärker hervorgehoben werden, als es der Verf. gethan hat; es kann sonst die Lehre von der Gnade Gottes leicht eine sehr gefährliche werden. Die ganze 6te Pr. „Verachte Niemand seines Glaubens wegen". ist ein sprechender Beweis von dem oben gerügten bisweiligen Schwanken des Verfs. Denn wenn der Glaube wirklich so etwas Hohes und Wichtiges ist, als er selbst mit Recht mehrfach behauptet, so kann es niemals gleichgiltig seyn, ob der

Mensch

Mensch den wahren oder den falschen Glauben hat, und es muß gewiß dem letztern mit allem Eifer entgegengearbeitet werden. Wer aber religiöse Vorurtheile mit Absicht bei sich unterhält und der bessern Einsicht und Erkenntniß vorsätzlich widerstrebt, der verdient, wenn nicht unsere Verachtung, doch gewiß den ernstesten Tadel; und sollte er gar Verketzerungssucht damit verbinden, was doch leider so oft der Fall ist, so muß wohl auch das christlichste Tragen und Dulden zuletzt ein Ende nehmen. Soll denn der evangelische Christ die heftigen Invectiven der Römisch-Katholischen oder deren Geistesverwandten immer mit schweigender Geduld und schonender Sanftmuth hinnehmen? Ein solches Toleranzpredigen möchte wohl stets am unrechten Orte seyn, und könnte leicht in den Verdacht des Indifferentismus bringen. Aber wie gesagt, der Verf. hat es wohl nicht so gemeint, und nur darin gefehlt, daß er die Begriffe nicht vest bestimmt und nicht klar und scharf geschieden hat. In der 8ten Pr. „Die Langmuth, womit Gott uns Sünder trägt" (ein viel zu weites Thema) heißt es S. 117.: „Zu vest steht Gottes Rathschluß, uns nur in Christo gnädig zu seyn, als daß es noch einen andern Weg zum Leben geben könne, als die Heilsordnung, welche uns im Sohne vorgezeichnet ist." Wie aber ist eine solche Behauptung mit Gottes allumfassender Liebe und selbst mit seiner Weisheit und Gerechtigkeit in Beziehung auf die Menschen zu vereinigen, die von Christo und der in ihm vorgezeichneten Heilsordnung Nichts wissen? In der 15ten Pr. „Daß Niemand so unglücklich sei, als der Ungläubige" (ein dem Texte Luk. 11, 14—28. ziemlich fern liegender Gedanke) sagt der Verf. S. 222.: „Selbst wenn der Glaube ein Irrthum wäre, so wäre er doch ein schöner, süßer, schuldloser Traum gewesen, den wir unser Lebenlang geträumt hätten; und wäre Vernichtung unser Loos und das Ziel unseres Lebens, gäbe es keine Allmacht, die es gegen sie zu schützen vermöchte, keine ewige Gerechtigkeit, die das

Gute

Gute belohnte; so wäre der Gläubige doch immer glücklicher gewesen, als der Ungläubige u. s. w." Wir wissen in der That nicht, was wir zu dieser seltsamen Meinung sagen sollen, die, consequent durchgeführt, die verderblichsten Resultate geben müßte. Kaum weniger seltsam ist die Behauptung in der Charfreitagspredigt S. 295., Jesus sei deßhalb bis in den Tod betrübt gewesen, weil es seine Ehre gekränkt habe, vor den Augen eines ganzen Volks als ein Missethäter zu sterben; sie ist weder historisch, noch psychologisch begründet. Dem 4ten Th. der 25sten Pr. zu Folge soll der Umstand, daß unsere Hoffnungen nicht immer in Erfüllung gehen, auch deßhalb für uns heilsam seyn, weil dadurch ein sanftes und gefühlvolles Herz in uns geweckt werde. Allein das ist nur in manchen Fällen wahr, in andern mag wohl auch die Vereitelung gewisser Hoffnungen den Menschen hart und gefühllos machen. Die 1ste Pfingstpr. sucht zu beweisen, was sich eigentlich von selbst versteht, daß nämlich die Gründung der christlichen Kirche ein Werk Gottes sei; denn alles Gute geschieht nicht ohne Mitwirkung Gottes. Wollte aber der Verf., wie es scheint, irgend eine übernatürliche Concurrenz desselben bei der Stiftung der christlichen Kirche darthun, so hat er damit sehr Unrecht; denn merkwürdige und unerwartete Erfolge sind noch kein Zeugniß, daß es dabei auf wunderhafte Weise zugegangen sei. Wenn in den drei ersten Theilen der 1sten Pr. des 2ten Bds. der Reichthum deßhalb als ein gefährliches Gut geschildert wird, weil er den Menschen leicht zu einem Sklaven der Sinnlichkeit mache, ihm das freudige Aufmerken auf die Stimme der Wahrheit erschwere, und ihm die Lust raube, seinen wahren Menschenberuf zu erfüllen; so gilt dieß Alles eben so gut auch von der Armuth, die also aus denselben Gründen eben so gefährlich ist, als der Reichthum. Einen durchaus einseitigen Gedanken drückt das Thema der 10ten Pr. aus, daß es nämlich die höchste Weisheit sei, auch in der Noth Gotte und seinem Gewissen treu zu bleiben.

Wir

Wir meinen, die höchste Weisheit bestehe in noch ganz andern Dingen. 24ste Pr. „Christus hat uns vom Tode erlöst" S. 357.: „Am Grabe wird die Sünde von uns abgelegt werden, wie ein veraltetes Gewand, da sie sich nur als eine körperliche Regung hier äußerte u. s. w." Ist das nicht Manichäismus? Oder pflegen nicht die Mucker unserer Tage ihre Gräuelthaten damit zu rechtfertigen, daß sie sie nur als im Fleische begangen betrachten? Man hüte sich doch ja namentlich auf der Kanzel vor zweideutigen Redensarten, die so leicht falsch verstanden werden können. Die ganze Beweisführung der 27sten Pr. „Daß Nichts (?) für uns so heilsam sei, als die Unbekanntschaft mit unserer Todesstunde" ist nach unserem Dafürhalten verfehlt. Denn wenn der Verf. behauptet, daß wir, wüßten wir unsern Tod noch fern, das Glück mißbrauchen und im Unglücke verzagen, wüßten wir ihn aber nahe, unsere Freuden uns verbittert sehen, an der Erfüllung unserer Pflicht gehindert und im Genusse der Freundschaft und Liebe gestört werden würden, so mag das Alles vielleicht seine Richtigkeit haben; aber die Menschen mißbrauchen Nichts desto weniger auch ihr Glück, verzagen im Unglücke u. s. w., obschon sie ihre Todesstunde nicht wissen; und es ließe sich wohl eben so gut beweisen, daß es in vielen Fällen heilsam seyn würde, wenn ihnen dieselbe bekannt wäre. Dasselbe gilt von der dritten Adventspr. über „den wichtigen Umstand, daß die Lehre Jesu ein Evangelium für die Armen sei." Zunächst fehlt in diesem Satze wenigstens das Wörtchen „auch," sonst ist er falsch; so wie es auch ganz unrichtig ist, daß sich das Evangelium mit seinen Lehren, Geboten und Verheißungen vorzugsweise an die niedern Stände wenden soll. Auch die Beweise, die der Verf. dafür beibringt, und aus der Beschaffenheit, der Einkleidung und Sprache, und aus den zahllosen Tröstungen der Lehre Jesu entlehnt, taugen nicht Viel. Denn gesetzt auch, daß sie nach Inhalte und Form wirklich überall auch dem schlich-

testen

testen Verstande so leicht faßlich und begreiflich wären, als er behauptet, so folgt daraus noch lange nicht, was er beweisen will, indem auch der Verstand der Hohen und Reichen ein sehr beschränkter seyn kann. Und bedürfen nicht auch diese in vielen Fällen der evangelischen Tröstungen eben so, wie die Geringen und Armen? Wenn aber aus dem Umstande, daß die Lehre Jesu ein Evangelium für die Armen sei, im 2ten Th. auf die ewige Fortdauer derselben geschlossen wird, weil, so lange die Welt steht, es immer zahllose Arme und Zurückgesetzte geben werde, so wissen wir wirklich nicht, was wir zu diesem seltsamen Beweise sagen sollen. Hat denn, um nur das Eine zu erwähnen, der Verf. noch nie die Erfahrung gemacht, daß das Evangelium von den Armen eben so oft verachtet wird, als von den Reichen? Uebrigens sind, beiläufig gesagt, sämmtliche vier Adventspr. deßhalb keine solche, weil sie die eigentliche Bedeutung dieser kirchlichen Zeit gar nicht berücksichtigen. Eben so möchten wir nicht unterschreiben, was in der Einleitung zu der Reformationspr. S. 524. behauptet wird, daß nämlich eben das durch mannigfache Irrthümer und menschliche Zusätze entstellte Evangelium Christi für die rohen Völker des Mittelalters geeignet gewesen sei; die Jahrhunderte lange Dämmerung, welche die Wahrheit verhüllt habe, habe gerade so viel Licht übriggelassen, als sie hätten ertragen können, sie würden das reine Evangelium, wenn es ihnen verkündigt worden wäre, nicht verstanden haben. So hätte sich also der göttliche Meister selbst getäuscht, indem die einfache Klarheit seiner Lehre nicht für alle Menschen geeignet war, und es bedurfte menschlicher Nachhilfe, d. h. menschlicher Irrthümer und Thorheiten, um ihr unter rohen Völkerschaften Eingang und Glauben zu verschaffen? Findet nicht der Verf. selbst in der vorhin erwähnten Predigt in dieser Einfachheit einen Beweis dafür, daß das Evangelium ein Evangelium für die geistig Unmündigen sei, und nennt er nicht weiter unten die bezeichneten Irrthümer schändlich und straf-

strafbar? Wir begreifen wohl, daß er damit die göttliche Vorsehung habe vertheidigen wollen, als habe sie auch jene Entstellung des Urchristenthums nicht ohne weise Absicht zugelassen; aber es scheint uns, daß er die Sache dieser Vorsehung ganz anders hätte führen müssen; denn die Art und Weise, wie er es gethan hat, erinnert fast an den jesuitischen Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel. Und so könnten wir wohl noch Dieses und Jenes namhaft machen, was in den vorliegenden Predigten wenigstens dem sachverständigen, unbefangenen und sorgfältig prüfenden Leser als mehr oder weniger tadelnswerth erscheinen muß; wie uns denn hin und wieder auch einige unedle Ausdrücke vorgekommen sind, z. B. nimm dich zusammen — Tagedieb — durchstöbern u. a. m. Dessen ungeachtet wollen wir das oben über ihren Werth und Gehalt ausgesprochene Lob weder im Allgemeinen, noch in seinen Einzelnheiten zurücknehmen. Sie verdienen in jeder Hinsicht eine ehrende Anerkennung; und wo das Ganze als gelungen bezeichnet werden muß, da verzeiht man gern theilweise Mängel, zumal in einer so umfangreichen Sammlung, die, wie die gegenwärtige, nicht weniger als 69 nicht eben kurze Predigten enthält. Mögen sie viele Leser finden und an Allen den schönen Zweck fördern, für welchen sie der Oeffentlichkeit übergeben worden sind.

Neue Predigten über freie Texte. Von Dr. Johann Friedrich Röhr rc.

Auch unter dem Titel:

Predigten über das neue Weimarische Evangelienbuch. — Zweite Sammlung. — Magdeburg, bei Heinrichshofen. 1840. 505 SS.

Diese zweite Sammlung von Predigten über freie, den neuen, auch in anderen Ländern und Provinzen zur öffentlichen

chen Erbauung adoptirten weimarischen Evangelienbuche entlehnte Texte schließt sich im Aeußeren und im Inneren an die erste im J. 1832 erschienene Sammlung gleicher Art an und macht die eigentliche Fortsetzung derselben aus. Sie enthält, wie jene, 81 einzelne Vorträge, unter welchen sich auch mehrere an christlichen Festtagen gehaltene befinden, bei denen der Natur der Sache nach die alten Perikopen zu Grunde gelegt wurden, welche in der Regel die geschichtliche Festmaterie allein enthalten. Da es nicht thunlich erscheint, über Stoff und Form dieser Predigten ein eigentliches Urtheil in diesen Blättern auszusprechen; so muß es genügen, aus dem beigefügten Vorworte Dasjenige wiederzugeben, was der Verf. derselben hierüber selbst bemerkt. „Was," sagt er, „den Stoff dieser Predigten betrifft, so ist er kein anderer, als der dem christlichen Prediger ausschließlich gegebene, d. h. Christus selbst oder Alles, was sich auf dessen Person, dessen Schicksale und Thaten, dessen Lehre, dessen Beispiel und Verdienst um die Welt bezieht; also der ganze Christus, wie er in den evangelischen Schriften uns vor Augen tritt, nicht der theilweise, wie das theologische Schulsystem ihn schildert, das immer nur an seiner Person und an einem bestimmten Theile seines Erdenwerks und zwar nach Bestimmungen hängt, welche nicht der wohlverstandenen heiligen Schrift, sondern der ihr beigefügten Menschensatzung angehören." Damit will der Verf. offenbar nichts Anderes sagen, als daß der Inhalt seiner Predigten im weitesten Sinne des Worts christlich seyn solle, sich aber nicht auf die engherzigen Ansichten beschränke, welche die sogenannten Kirchengläubigen von dem angeblichen Kerne des Evangeliums hegen, der nach ihnen auf den Fünftelsaft der augustinisch-anselm'schen Heilslehre mit ihren Heische- und Folgelehren hinauslaufen soll. Der Verf. geht im Gegentheile darauf aus, bei jedem schicklichen Anlasse diese Art des Evangeliums nicht eben geradezu zu bekämpfen, wohl aber durch geflissentliche Geltend-

tendmachung des ihm entgegengesetzten wahren Evangeliums dasselbe in seinem biblischen Ungrunde darzustellen und so zur Verbreitung einer erleuchteten christlichen Denk- und Glaubensweise das Seinige beizutragen. Einige Belege dazu sollen weiterhin gegeben werden. — „Die Form aber," fährt er fort, „in welcher diese Predigten sich bewegen, ist die Form der wohlgeordneten, klaren, ruhig dahinfließenden und alle Gemüthskräfte des Hörers zur Bewirkung einer vesten und thatkräftigen Ueberzeugung in Anspruch nehmenden Rede, nicht aber die Unform eines in abgerissenen Sätzen, sentenzenartigen Sprüchen, witzigen Antithesen, hohlen Phrasen und allerlei Auswüchsen einer bodenlosen Schönrednerei sich überbietenden Vortrags, welcher nur die Ohren kitzeln, die Einbildungskraft aufregen, das Gefühl beschäfftigen und der eigenen Eitelkeit Befriedigung gewähren will, ohne für den Zweck einer wahrhaft christlichen Erbauung Etwas zu thun." Damit will der Verf. jedenfalls die wahre Beredtsamkeit in Schutz nehmen, welche schon das classische Alterthum empfahl und übte und die in Hinsicht der Form in den bewährtesten Rednern Griechenlands und Roms ihre Vorbilder und Muster hat. Denn auch diese erkannten keine Rede nur für erträglich, geschweige denn für zweckgemäß und beifallswerth, welche nicht „wohlgeordnet, klar, ruhig dahinfließend alle Gemüthskräfte des Hörers in Anspruch nahm" und darauf hinwirkte, klare Einsichten in Das, und veste Ueberzeugungen von Dem, worauf es abgesehen war, in ihm hervorzurufen, damit durch die Beziehung derselben auf den subjectiven Zustand seines Innern Mittels des Gefühles thatkräftige Entschließungen und Bestrebungen in ihm hervorgerufen würden. In dieser Weise sprachen Demosthenes, Isokrates, Aischines, Cicero und andere von dem Letztern hochgepriesene Redner und eben dieser Cicero und nach demselben Quintilian abstrahirten in ihren theoretischen Schriften von dieser rednerischen Sprach- und Darstel-

lungs-

lungsweise die ewig geltenden Vorschriften, welche sie zur Bildung tüchtiger Redner aufstellten. Männer solcher Art würden die stärksten Protestationen gegen die alle Tropen und Figuren der rednerischen Diction wirr und bunt durchlaufende Gefühlsrednerei eingelegt haben, deren Vertreter mit einer Art von superciliösem Mitleide auf den aus der innersten Natur des Menschen und aus der psychologischen Aeußerungsweise seiner Gemüthskräfte geschöpften Grundsatz herabsehen: durch den Verstand zum Herzen. Diese Gefühlsrednerei wurde nur erst dann in der classischen Welt gäng und gäbe, als der Geist der Classicität, der Geist einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung und eines gesunden, geläuterten Geschmacks verlorenging und als man Statt der alten körnigten Oratoren nur noch luftige Rhetoren und Rhetorikaster aufzuweisen hatte. Nicht auf diese, sondern auf jene weisen daher auch die besten Lehrer der christlichen Homiletik hin, wenn es sich von der rechten Vortragsweise handelt, und nur die ihnen hierin ähnlichen christlichen Redner der neuern Zeit (einen Mosheim, Cramer, Spalding, Sack, Jerusalem, Zollikofer, Reinhard, Tzschirner u. s. w.) stellen v. Ammon, Schott u. A. als Muster der der Kanzel angemessenen Diction auf. Mit Recht sagt daher der Vf. von der von ihm verworfenen Redeweise in seinem Vorworte ferner: „Mag es seyn, daß sie heut' zu Tage manche Bewunderer und, was noch schlimmer ist, manche ungeschickte Nachahmer findet: vor dem Richterstuhle der unparteiischen homiletischen Kritik und Geschichte wird sie doch stets in das Gebiet der Verirrungen gewiesen werden, von denen uns auch aus früherer Zeit so Vieles berichtet wird, und ewig wird nicht nur das Wort des Meisters und seiner Jünger, sondern auch die schlichte und erbauliche Weise, wie sie es aussprachen, Bestand haben, deßhalb aber auch Denen, die es jetzt zu predigen berufen sind, zum Muster der Nachahmung dienen müssen.“ Daß mit der falschen homiletischen

Vortragsweise, welche der Verf. bekämpft, besonders die neuere bräsekesche, gemeint sei, scheint aus der gegebenen kurzen Charakteristik derselben, so wie auch daraus hervorzugehen, daß sie, wie diese Blätter beweisen, auch bei andern Anlässen einen unverhohlenen Gegner an ihm gefunden hat. Und allerdings läßt sich auf der Kanzel nicht unrednerischer und zweckwidriger sprechen, als in jener Weise, so daß, wenn sie für christliche Prediger überhaupt zum Muster werden könnte, die wahre protestantische Kanzelberedtsamkeit, in welcher ein so namhafter Vorzug unserer Kirche besteht, mit einem Male vernichtet seyn würde. Glücklicher Weise hält sich aber, wie die jährlich erscheinenden protestantischen Predigtsammlungen und einzelnen Predigten beweisen, nicht nur die homiletische Welt fast durchgängig fern von ihr und überläßt dieselbe als eine isolirte Erscheinung ihrem Schicksale, sondern auch die Laienwelt, die sich hier und da von ihr bestechen oder bethören ließ, hat in unwillkürlicher Regung ihres unverdorbenen Geschmacks das Leere und Gehaltlose, das sich hinter ihre glänzende Außenseite verbirgt, gar bald erkannt und von sich gewiesen. Dazu haben auch die wenigen „Nachahmer" derselben, die der Verf. erwähnt, das Ihrige bestens beigetragen, indem dergleichen Menschen durch ihr natürliches Ungeschick selbst eine gute Sache zu verderben pflegen, einer schlechten aber den unvermeidlichen Untergang bereiten. Ein ähnliches Beispiel haben wir an der trockendiscursiven und kaltdialektischen Predigtweise Schleiermacher's erlebt. Denn während sie bei diesem für den gänzlichen Mangel an jeder gemüthvollen, warmen und eindringlichen Aeußerung doch noch einigen Ersatz durch einzelne frappante Gedanken und geistreiche Wendungen darbot, sank sie bei der kleinen Anzahl ihrer Nachahmer zu einer rednerischen Starrheit und Leere herab, von der sich jedes Erbauung suchende Herz gleichgiltig hinwegwendet.

Die hier gesammelten Predigten bringen übrigens die verschie-

schiedenartigsten Gegenstände aus dem religiös-sittlichen Wahrheitsbereiche zur Sprache und wenn sie auch, wie sich von selbst versteht, nicht lauter neue, noch nie behandelte Hauptgedanken an der Stirne tragen, so gehören doch auch viele der letztern gewiß nicht zu den alltäglichen. Rec. ist geneigt, folgende dahin zu rechnen: „Das Bedenkliche und Gefahrvolle eines hartnäckigen Beharrens bei religiösen Irrthümern und Mißbräuchen" (am S. Septuag.); — „Der veredelnde Einfluß des höheren Lebensalters auf unsere Denk- und Sinnesweise" (am F. Mar. Reinig.); — „Die Bestimmung des weiblichen Geschlechts, einen heilsamen Einfluß auf das männliche auszuüben" (am S. Lät.); — „Maria als das Vorbild christlicher Frauen" (am F. Mar. Verk.); — „Die traurige Gewohnheit, im irdischen Leben das ewige zu vergessen" (am Ost. Feste); — „Unsere Verbindung mit den Geistern unserer Vollendeten" (am S. Cant.); — „Die Gewalt geistvoller Rede über das menschliche Herz" (am Pf. Feste); — „Die Verdienste edler Mütter um unser Geschlecht" (am F. Mar. Heimſ.); — „Die Lichtscheu der Menschen" (am 12. S. n. Trin.); — „Die leidige Gewohnheit, die traurigen Schicksale Anderer zum Maßstabe ihres sittlichen Werthes zu machen" (am 13. S. n. Trin.); — „Der Vorwurf des religiösen Unglaubens" (am 15. S. n. Trin.); — „Wie schwer die Länder, denen man das reine Evangelium Jesu nicht gestattete, dafür büßen müssen" (am Ref. F.); — „Der unevangelische Geist, welcher sich jetzt in der evangelischen Kirche geltend macht" (an eben demſ.), u. a. m. Die übrigen Predigten beschäfftigen sich mit nachstehenden Betrachtungen: „Ein ernster und besonnener Rückblick auf das verflossene Jahr" (am Neuj. F.); — „Die Leiden des Lebens in ihrer heilsamen Wirksamkeit auf uns" (am S. Estom.); — „Der unkirchliche Sinn der jetzigen Christenwelt" (am S. Oculi); — „Das Erhebende in dem Kreuzestode Jesu" (am Ch. Freit.); — „Das Auferstehungsfest als

ein Siegesfest der Wahrheit und des Rechts" (am Ost. F.); — „Die Geringschätzung der christlichen Kirche" (am Pf. Feste); — „Das Wirken für's Gute als ein wesentlicher Bestandtheil unserer irdischen Bestimmung" (am 5. S. n. Trin.); — „Die Offenbarung Gottes im häuslichen Leben" (am Joh. Feste); — „Die uneigennützige Thätigkeit für edle Zwecke" (am 10. S. n. Trin.); — „Das Pflichtmäßige eines milden Urtheils über sündige Nebenmenschen" (am 11. S. n. Trin.); — „Die religiösen Bildungsanstalten der Christen" (am 16. S. n. Trin.); — „Der Mangel an offener Wahrheitsliebe" (am 17. S. n. Trin.); — „Die Scheu vor einem offenen Bekenntnisse unseres Christenglaubens" (am 18. S. n. Trin.); — „Fruchtbringende Betrachtung der göttlichen Gnadenerweisungen" (am 20. S. n. Trin.); — „Strenge Selbstprüfung als das beste Verwahrungsmittel vor eitlem Tugendstolze" (am Bußtage); — „Das Bedenkliche und Gefahrvolle einer schwärmerischen Geistesrichtung" (am 24. S. n. Trin.); — „Die Geburt Jesu als eine anschauliche Offenbarung Gottes unter den Menschen" (am Weihn. Feste). —

Um nun auf den Stoff dieser Predigten wieder zurückzukommen, so läßt er sich zur Beseitigung einer weitläufigen Anziehung von Einzelnheiten am Besten durch Hindeutung auf die Grundsätze veranschaulichen, welche der Verf. bei Ermittelung der evangelischen Wahrheit für die protestantische Kirche als leitend anerkennt. Diese Grundsätze sind aber in der Predigt am Reformat. Feste, welche „den unevangelischen Geist schildert, der sich jetzt in dieser Kirche geltend zu machen sucht," am Offensten ausgesprochen und wer dieselben mit dem Verf. für richtig hält, der kann nicht zweifeln, daß auch das von ihm zur Sprache gebrachte Lehrmaterial den Charakter wahrer Christlichkeit an sich trage. Hier wird nämlich gegen das jetzt von so Manchen vertretene „Beharren auf den religiösen Satzungen der Väter" ein „reges Fortschreiten auf der Bahn christ-

christlicher Erkenntniß" in Schutz genommen; ein „sittlich fruchtbares Evangelium einem nur im Dienste frommer Gefühle oder eines bösen Gewissens stehenden" vorgezogen und Statt „der gläubigen Annahme aller unwesentlichen Nebenbestimmungen des christlichen Glaubens auf Einigkeit im Wesentlichen desselben" gedrungen. In letzterem Bezuge heißt es: „Wir sehen jetzt Viele, welche den von Christo und seinen Aposteln selbst verkündigten einfachen Glauben als unzureichend in Anspruch nehmen und ihm nur dann die rechte Vollständigkeit zugestehen, wenn sich derselbe mit allen unwesentlichen Nebenbestimmungen verbindet, welche ihm der menschliche Vorwitz beizumischen suchte, der es nicht leiden mochte, daß der Weg des Heils für alle Christgläubige ein so gerader und schlichter seyn sollte. Es genügt ihnen nicht an dem Bekenntnisse, daß Gott sich uns über Das, was wir zu glauben, zu thun und zu hoffen haben, durch Jesum offenbarte: es soll dasselbe auch die wunderbare und unbegreifliche Weise in sich fassen, wie er dabei nach ihrer Meinung verfuhr. Es genügt ihnen nicht an der Ueberzeugung von der erhabenen Würde unseres Herrn, als eingeborenen Sohnes Gottes: sie soll sich auch auf das unerforschliche Verhältniß erstrecken, in welchem nach ihrer Ansicht sein inneres Wesen zum Wesen des Vaters steht. Es genügt ihnen nicht an dem gläubigen Dafürhalten, daß Gott aus freier Gnade gegen das in Irrthum, Sünde und Elend versunkene Geschlecht der Menschen ihnen in Jesu Christo einen Erlöser sandte: es soll sich auch auf die spitzfindigen Lehrsätze beziehen, welche nach ihrer Behauptung über die einzelnen Theile seines Erlösungswerkes vestzuhalten sind. Es genügt ihnen nicht an der Zustimmung, daß Gottes Geist alles Gute in und außer uns pflegt und fördert: sie soll auch allen den Regeln und Vorschriften gelten, nach welchen sich in der von ihnen vestgestellten Heilsordnung die Wirksamkeit desselben äußert. Es genügt ihnen nicht an dem Glauben, daß die von unserem Herrn angeordne-

ordneten Religionsgebräuche den würdigen Vollziehern derselben Heil und Segen bringen: er soll zu diesem Behufe auch die einzelnen Worte, unter welchen die Einsetzung derselben Statt fand, nach ihrer eigenthümlichen Ansicht ausdeuten. Es genügt ihnen nicht an dem zuversichtlichen Fürwahrhalten eines Daseyns nach dem Tode, das außer seiner vergeltenden Beschaffenheit alle menschliche Erkenntniß übersteigt: es soll auch allen bildlichen Bezeichnungen, in welchen die heilige Schrift davon spricht, den eigentlichen und wörtlichen Sinn unterlegen, wenn dieselben ihrer Behauptung nach zu nehmen sind. Sollte das nun wohl dem Geiste des Evangeliums und der von ihm benannten Kirche angemessen seyn? Nein, dieses Evangelium fordert von seinen Bekennern nur einen vesten Glauben an Das, was nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung und zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Es will nicht fleischlich, sondern geistig gerichtet seyn oder Das, was es als religiöse Wahrheit lehrt, nach seinem eigentlichen Wesen und ohne thörigte Wortgrübelei verstanden wissen. Es warnt vor der unseligen Hinneigung zu ungeistlichem und losem Geschwätze, weil es nur zu einem ungöttlichen Wesen hilft, und erklärt mit vollem Nachdrucke: Einen andern Grund könne Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus, und ein Jeder habe zuzusehen, wie er darauf baue, ob Gold, Silber und Edelsteine, oder Holz, Heu und Stoppeln." — Mehr wird es nicht bedürfen, um anschaulich zu machen, welche christliche Glaubenslehren hier behandelt werden. Sollten aber Diejenigen, welche das Bestreben, dieselben besonders vom sittlichen Standpuncte aus geltend zu machen, übel empfinden und die dazu unerläßliche Annahme, daß der Mensch auch sittliche Kraft besitze, mit dem Glauben das Thun zu verbinden, als eine Verleitung desselben zu eitlem Tugendstolze und zu dem Wahne hinreichender Selbstgerech-

gerechtigkeit verschreien, auch dem Verf. einen ähnlichen Vorwurf machen wollen: so werden sie sich aus der mit der angezogenen Predigt unmittelbar verbundenen und über Gal. 6, 4. (am Bußtage) gehaltenen eines Andern überzeugen. Denn hier wird gegen diesen Tugendstolz förmlich und zwar darum angekämpft, weil uns eine strenge Selbstprüfung lehre: daß unsere Tugend oft in Nichts weiter, als in einem von Gesetze und Sitte gebotenen Verhalten bestehe; daß sie nicht selten das unverdienstliche Werk unserer eigenthümlichen Naturanlagen sei; daß sie meisten Theils auf sehr unlautern Beweggründen beruhe, und in den Stunden der Versuchung sich gemeiniglich sehr schwach erweise.

Aus dem bisher Bemerkten geht zugleich hervor, daß der Verf. bei der Wahl und Durchführung seiner Hauptgedanken Alles auf das praktische Interesse der Hörer gestellt hat und daß ihm jede theoretische Erörterung nur in so weit Etwas gilt, als sie sich praktisch machen läßt. Bei einzelnen Gegenständen ließ sich das Theoretische und Praktische in Eins verschmelzen und darum wurde diese Verschmelzung auch von ihm bewerkstelligt, ohne das Ganze in zwei Beides von einander haltende Haupttheile zu zerfällen. Bei andern schien diese Zerfällung nöthig zu seyn, um der Belehrung desto mehr Klarheit und der Mahnung desto mehr Nachdruck zu geben. Der erste Fall findet z. B. in der Charfreitags-Predigt Statt, wo Dasjenige erörtert wird, was in dem Kreuzestode Jesu sich uns zu erhebender Betrachtung darbietet. Denn was hier von der vesten Entschlossenheit, womit ihn Jesus übernahm, von der sittlichen Würde, womit er ihn erduldete, von dem Vertrauen auf Gott, womit er in ihm ausharrte, und von der frohen Hoffnung, womit er ihm unterlag, bemerkt wird, dient dem Verf. zugleich zum Anlasse, Ermunterungen daran zu knüpfen, welche das dem Hörer in ähnlicher Lage Nöthige zu Gemüthe führen. In der gleich darauf folgenden Osterpredigt findet dagegen der zweite

Fall

Fall Statt. Denn erst nachdem die traurige Gewohnheit, im irdischen Leben des ewigen zu vergessen, als eine solche näher bezeichnet worden ist, vermöge deren man das tägliche Näherkommen des Eintritts in dasselbe unbeachtet läßt, der völligen Räthselhaftigkeit desselben seine Gedanken nicht zuwendet und die vergeltende Natur desselben übersieht, wird der unbegrenzte Leichtsinn, die übertriebene Hingebung an das Irdische und das schuldbewußte Herz des Menschen, worin der Grund jener Vergessenheit zu suchen ist, zu den praktischen Mahnungen benutzt, welche hier erforderlich waren. —

Der biblische Geist dieser Predigten stellt sich übrigens überall heraus und zwar jener geläuterte und reine, der den angezogenen Bibelworten nicht einen willkürlichen, von der Schuldogmatik verdrehten Sinn unterlegt, sondern der sie in dem Verstande nimmt, welchen eine gesunde Auslegungskunst nach Maßgabe der höchsten Principien des ursprünglichen Evangeliums selbst erfordert. — Druck und Papier machen der Verlagshandlung Ehre und die wenigen sinnentstellenden Druckfehler sind am Ende berichtiget.

De Joviniano et Vigilantio purioris doctrinae quarto et quinto saeculo antesignanis. Accedunt nonnulla de synodo Gangrensi. Dissertatio historico-theologica, quam — publice defendet *Guil. Bruno Lindner*, Theologiae Licentiatus AA. LL. Magister societatis historico-theologicae, et collegii homiletici, quod a die jovis nomen habet, sodalis. Lipsiae ex officina Caroli Tauchnitii. 1839.

Der Verf. behandelt in dieser Habilitationsschrift einen Gegenstand, der zwar zunächst nur von kirchenhistorischem Interesse

tereſſe iſt, doch aber auch in ſofern allgemeinere Bedeutung hat, als auch aus ihm hervorgeht, daß der religiöſe und kirchliche Aberglaube zu allen Zeiten eine Oppoſition fand, die ſtets ehrenwerth und erfreulich bleibt, mag ſie auch in ihren Erfolgen nicht immer glücklich gewesen ſeyn. Auch die auf dem Titelblatte genannten Männer nämlich bekämpften durch Lehre und Schrift die mancherlei Vorurtheile, welche bereits im 3ten und 4ten Jahrhunderte der chriſtlichen Aera allgemein verbreitet waren, und von den angeſehenſten Kirchenlehrern jener Zeit entweder als unſchädlich geduldet, oder ſelbſt als heilſam und zur kirchlichen Rechtgläubigkeit gehörig empfohlen und vertheidigt wurden, wie ſehr ſie auch der unbefangenen Prüfung ſogleich als vernunft- und ſchriftwidrig ſich darſtellen; und wie wenig auch die Beſtrebungen jener Männer an ſich Etwas fruchteten, indem ihre Stimmen, als ketzeriſch verdammt, gar bald erfolglos verhallten, ſo verdienen ſie doch, daß ihr Gedächtniß aufbewahrt und namentlich Denen zu Gemüthe geführt werde, die noch im 19ten Jahrhunderte die Finſterniß mehr lieben, als das Licht, und veraltete Dogmen zu repriſtiniren ſuchen, ohne begreifen zu wollen oder zu können, daß ſie mit der geſunden Vernunft nicht weniger als mit der wohlgedeuteten Schrift in gleichem Widerſpruche ſtehen. Darum billigen wir auch die Wahl des Gegenſtandes, durch deſſen öffentliche Behandlung und Vertheidigung der Verf. das Recht, als Lehrer der Theologie aufzutreten, ſich erwerben wollte, weil ſie ſeine Wahrheitsliebe eben ſo, wie ſein gelehrtes Streben in rühmlicher Weiſe beurkundet; und je größer unſtreitig der Einfluß iſt, den das akademiſche Lehramt auf die Sache des Chriſtenthums im Allgemeinen hat, um ſo erfreulicher iſt es, wenn Männer dieſem Amte ſich widmen, die gleich von Vorne herein als Freunde des Lichts ſich zu erkennen geben. Die Diſſertation beginnt mit einer Einleitung, in welcher unter Anführung der betreffenden Quellen gezeigt wird, wie bereits in den genannten Jahrhunder-

hunder-

hunderten die Verehrung der Märtyrer, der Heiligen und der Maria, so wie die Meinung von der Verdienstlichkeit der Wallfahrten und des Mönchswesens überhand zu nehmen begonnen habe, und daß dieß, wie gesagt, von den Kirchenvätern entweder stillschweigend geduldet, oder selbst empfohlen und in Schutz genommen worden sei. Daß übrigens diese Verehrung nach S. 4. ihre Quelle hauptsächlich in der Vielgötterei der gewesenen Heiden gehabt habe, ist sehr begreiflich. Dagegen möchten wir wohl die Meinung des Verfs. als unbegründet bezweifeln, als ob die Heidenchristen der Verehrung der Heiligen darum besonders geneigt gewesen wären, quod varietatis suavitate omnino carere noluissent; indem es sich dabei gewiß nicht sowohl um eine angenehme Abwechselung, als vielmehr um die Ansicht handelte, es sei die Fürbitte der Heiligen und namentlich der Maria von vorzüglich kräftiger Wirksamkeit. Die Abhandlung selbst zerfällt hierauf in zwei Hauptabtheilungen. In der ersten ist von Jovinianus die Rede, und zwar zunächst von dem Leben und den Schicksalen desselben, soweit darüber nach den beiden Widerlegungsschriften des Hieronymus bestimmt werden kann. Diesen zu Folge, denn seine eigenen Schriften wurden frühzeitig vernichtet, stammte Jov. aus Rom oder Mailand, und widmete sich dem Mönchsleben, weil er, wie Anfangs auch unser Luther, die Verdienstlichkeit desselben überschätzte. Später kam er jedoch von diesem Irrthume zurück, gab einer weniger strengen Lebensweise sich hin, weshalb ihn, gewiß mit Unrecht, Hieronymus einen christlichen Epikuräer nennt, und lehrte und schrieb besonders zu Rom in ziemlich schwerfälliger und unverständlicher Weise gegen das Mönchswesen überhaupt, und gegen die Ehelosigkeit besonders, obgleich er selbst nicht heurathete; und wurde deßhalb aus Rom vertrieben und vor einer unter dem Vorsitze des Ambrosius zu Mailand gehaltenen Synode mit seinen Anhängern als Ketzer verdammt. Ob er sodann von dem Kaiser Honorius im J. 412

auf

auf eine entfernte Insel verwiesen worden, oder bereits 406 gestorben sei, ist nicht zu ermitteln. Der Verf. entscheidet sich mit einigen Gründen der Wahrscheinlichkeit für das Letztere. Das zweite Capitel dieser Abtheil. handelt von der Lehre des Jovinianus. Nach den Bruchstücken, welche sich davon bei Hieronymus in den vorhin gedachten zwei Büchern contra Jovinianum finden, war er der Etwas sonderbaren Meinung, daß alle Christen, die auf rechte Weise getauft sind, Christum wirklich in sich aufgenommen haben, und nicht sowohl der sichtbaren, als vielmehr der unsichtbaren Kirche angehören, an Tugend und Verdienste einander gleich seien. Niemand nämlich könne Christum in sich aufnehmen, ohne dieß ganz und vollkommen zu thun; dadurch aber werde alle Verschiedenheit der Tugend und des aus ihr entspringenden Verdienstes aufgehoben, weil nicht der Mensch selbst, sondern Christus Alles in ihm wirke; und deßhalb würden denn auch Alle in jenem Leben auf gleiche Weise belohnt werden. Besonders scheint Jov. der Ansicht gewesen zu seyn, als ob der Christ nach der Taufe nicht mehr sündigen könne, so viele Mühe sich auch der Verf. gibt, ihn davon freizusprechen, als habe er nicht das „non posse peccare," sondern nur das „posse non peccare" gelehrt. Wenn er aber S. 27. sagt, wenn auch Jov. wirklich angenommen habe, daß der recht getaufte Christ nicht weiter sündigen könne, so sei auch diese Meinung keine ketzerische, weil dieses Sündigen nicht von wirklichen Sünden, sondern nur von der Neigung dazu zu verstehen sei; so irrt er unstreitig auch darin, weil diese Neigung auch nach der Taufe bekanntlich noch zurückbleibt, wenn auch der wohlthätige Einfluß der letztern in dieser Beziehung nicht in Abrede gestellt werden mag. Daß übrigens Jov. diese Ansicht lehrte, um damit der hochgepriesenen Verdienstlichkeit des Mönchslebens und der sogenannten guten Werke entgegen zu treten, leuchtet von selbst ein, und es mußte damit nothwendig auch zusammenhängen, was er gegen

die

die Ehelosigkeit, gegen die unbefleckte Jungfrauschaft der Maria und gegen das Fasten lehrte; wie dieß der Verf. in dem weitern Verlaufe dieses Cap. weitläufig nachweist. Der Vergleich jedoch, den er am Schlusse desselben zwischen seinem Helden und Luther anstellt, möchte wohl nicht so nahe liegen, als er behauptet. Das dritte Cap. handelt von der Secte des Jov. Doch erfährt man Nichts weiter, als daß derselbe allerdings Anhänger gefunden habe, mit ihnen aber gar bald verfolgt und unterdrückt worden sei. —. Kürzer als dieser erste ist der zweite Hauptheil der Schrift, welcher sich mit dem Leben, den Lehren und Schicksalen des Vigilantius beschäfftigt. Was darüber gesagt wird, möchte in gedrängtem Auszuge etwa Folgendes seyn. Vigilantius, ein geborner Gallier, scheint zuerst von Sulpicius und dann von Paullinus von Nola gebildet worden zu seyn. Noch sehr jung empfing er das Amt eines Presbyter, und reiste als solcher, mit einem Empfehlungsschreiben des Paullinus an Hieronymus versehen, nach Palästina. Obschon er von diesem liebreich aufgenommen wurde, so glaubte er doch origenistische Irrthümer an ihm zu entdecken, worüber er öfters mit ihm in Streit gerieth, und endlich nicht eben freundschaftlich von ihm sich trennte. Er ging von Palästina nach Aegypten, bekämpfte daselbst den Origenes auf's Heftigste, schrieb, wahrscheinlich von Ruffinus dazu aufgemuntert, auf seiner Rückreise ein Buch gegen den Hieronymus, und wurde deßhalb von diesem auf eine Weise angegriffen, welche eines so heiligen Mannes ziemlich unwürdig war. In seinem Vaterlande angekommen, trat er gegen den herrschenden Aberglauben seiner Zeit auf, und bestritt namentlich die Verehrung der Märtyrer, den Werth, der auf die Fürbitten derselben gelegt wurde, die Wunder, welche an ihren Gräbern oder durch ihre Gebeine angeblich geschahen, die Sitte, Almosen für die jerusalemische Gemeinde zu sammeln, indem er verlangte, es solle jede Gemeinde für ihre eigenen Armen sorgen, und die Ver-

dienst-

dienstlichkeit des Fastens. Dessen ungeachtet blieb er bis an sein Ende im ruhigen Besitze seines Amtes, während, wie gesagt, Jovinianus verketzert und verdammt wurde, weil er entweder überhaupt gemäßigter verfuhr, als Dieser, oder seine Sache geschickter zu führen wußte. Denn die Ansicht des Verfs., Jener sei darum so heftig angegriffen und verfolgt worden, weil er gegen das Grundübel der Kirche, nämlich gegen die Meinung von der Verdienstlichkeit der guten Werke angekämpft habe; Vigilantius dagegen habe nur gegen einige Mißbräuche gelehrt und sei deßhalb unangefochten geblieben, dürfte wohl mehr in dem Wunsche ihre Quelle haben, zwischen Jovinian und Luther eine Parallele zu ziehen, als daß sie mit zureichenden Gründen gerechtfertigt werden könnte; indem ja auch Vigil. dadurch wenigstens indirect die Verdienstlichkeit der guten Werke bekämpfte, daß er auf das Fasten u. s. w. keinen besondern Werth legte. Als Anhang werden einige Beschlüsse einer um das Jahr 340 gegen einen gewissen Eustathius zu Gangrea gehaltenen Synode mitgetheilt, welche ebenfalls gegen die mehr erwähnten Irrthümer jener Zeit gerichtet sind. —. Uebrigens rühmen wir den Fleiß, welchen der Verf. auf die Ausarbeitung seiner Dissertation unverkennbar verwendet hat, und ehren namentlich das überall sich kundgebende Quellenstudium, das besonders aus den dem Texte untergesetzten Noten hervorgeht; und wenn auch die Meinungen und Conjecturen, die er in zweifelhaften Fällen aufstellt, noch keine rechte Sicherheit und Gründlichkeit in der Beurtheilung solcher Fälle verrathen, so ist doch gewiß der Eifer, mit welchem er der Sache der Wahrheit kirchlichen Irrthümern und Vorurtheilen gegenüber das Wort redet, gebührend anzuerkennen. Seine Latinität ist leicht, fließend und correct; die Schrift selbst aber nicht frei von manchen störenden Druckfehlern.

Kott=

Kottwitzer Denkschrift. Zur Erinnerung und Rechenschaft. Zugleich eine Jubelschrift des im Jahre 1740 erfolgten siegreichen Einzuges Friedrichs des Großen in Schlesien. Herausgegeben von Karl Herrmann Moritz Sonntag, evangelischem Pfarrer zu Kottwitz bei Sagan und der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz correspondirendem Mitgliede. Sagan, 1840. Gedruckt und in Commission zu haben bei P. H. Raabe u. Sohn.

Der Verf. dieser Denkschrift veranstaltete, wie unsere Leser sich vielleicht entsinnen, unlängst die Herausgabe einer auch in diesen Blättern angezeigten Predigtsammlung, deren Ertrag auf den beabsichtigten Neubau einer evangelischen Kirche in seiner Gemeinde verwendet werden sollte. Das überaus glückliche Resultat dieses Unternehmens nun, durch welches der eben genannte Zweck wesentlich gefördert wurde, die Verbindlichkeit, über die für denselben Behuf eingegangenen mannigfachen Geschenke und deren Verwendung öffentlich Rechenschaft abzulegen, und der Wunsch, dem bei dieser Gelegenheit von allen Seiten her zu Tage gelegten Sinn christlicher Milde und Wohlthätigkeit ein bleibendes Denkmal zu setzen, veranlaßten, laut der Vorrede, die Abfassung der gegenwärtigen Schrift, deren Veröffentlichung eben dadurch auch und um so mehr gerechtfertigt ist, da sie allerdings gar Manches mittheilt, was auch in größeren Kreisen nicht ohne mehrfaches Interesse seyn kann. Sie enthält zunächst eine bei der Legung und Weihe des Grundsteins zu der neuen Kirche von dem Verf. gesprochene Rede, in welcher er die Gefühle des Dankes und der Freude über den glücklichen Beginn eines längst nöthig gewordenen Werkes zu Tage legt, und dann namentlich auch darauf

auf aufmerksam macht, wie nöthig und zweckmäßig zugleich der bisher noch nicht beschlossene Anbau eines Thurmes sei; indem gerade dieser das rechte Malzeichen sei, welches das Gotteshaus von allen für gemeine Zwecke errichteten Gebäuden unterscheide, und besonders die wiedererlangte Freiheit der evangelischen Kirche Schlesiens beurkunde; da in den frühern Zeiten der Glaubensverfolgungen, welche auch über dieses Land ergingen, der genannten Kirche nicht gestattet gewesen sei, diese bedeutungsvolle Zierde der Gotteshäuser zu haben. Abgesehen von der Etwas bilderreichen und gekünstelten Manier, in welcher der Verf. hier spricht, ist diese Rede sehr zweckmäßig und beifallswerth. Dann folgt eine Predigt bei'm letzten Gottesdienste in dem altevangelischen Bethause über 5 Mos. 32, 7. gehalten, in welcher „der Abschied von dem Gotteshause als eine fruchtbare Erinnerung an göttliche Wohlthaten" dargestellt wird. Diese Erinnerungen sollen sich dem 1sten Th. zu Folge auf die Gründung des Gotteshauses, auf Die, welche daselbst seit jener Zeit Trost, Heil und Frieden fanden, und auf die Weihestunden sich beziehen, welche die jetzt Lebenden hier feierten. Im 2ten Th. wird sodann die Fruchtbarkeit dieser Erinnerungen dareingesetzt, daß sie zum Danke gegen Gott ermuntern, und zu frohen Hoffnungen in Absicht auf die Zukunft erwecken sollen. Das Ganze ist mit Recht durchaus special gehalten, und gewiß nicht ohne Eindruck und Erbauung gehört worden. Besonders gelungen sind die Schlußworte, wenn der Verf. sagt: mir ist das Herz so voll, so bange und schwer, da es nun zum Schlusse und zum letzten Amen geht, mit welchem die evangelische Predigt an dieser Stätte für immer verstummt. Wie soll ich würdig endigen? Welches soll das letzte Wort seyn, das ich hier ausspreche im Namen Gottes? Wie der Baumeister, wenn er in ein vollendetes Gewölbe den letzten Schlußstein einsetzen will, unter den vorhandenen Bausteinen lange wählt, bis er endlich einen findet, der zum

Schluß-

Schlußsteine sich eignet, gerade so ist mir heute. Der Geist dieser ernsten Stunde reicht mir dar das apostolische Wort: Alles, was ihr thut mit Worten oder Werken, das thut Alles im Namen des Herrn. Alles mit Gotte, und auch — das Ende! Nur der 1ste Untertheil des 2ten Haupttheils fällt mit dem 1sten Haupttheile nothwendig zusammen, weßhalb es denn auch an Wiederholungen nicht fehlen konnte. Außer dieser Predigt enthält die Denkschrift, und allerdings mit Recht, auch noch die bei der feierlichen Einweihung der neu erbauten evangelischen Kirche zu Kottwitz gehaltene Predigt. Ihr Thema ist nach 1 Kor. 15, 57. der Ausruf: Gotte sei Dank! und es wird im 1sten Th. gezeigt, wofür Gotte gedankt werden solle; nämlich für die überstandene Noth, für die der Gemeinde gewordene Hilfe, und für den sie hier erwartenden Segen; und dann im 2ten Th. dargethan, wie dieselbe dadurch Gotte würdig danken könne und solle, daß sie das Haus des Herrn festlich schmücke, sein Wort gerne höre und fortan in einem neuen Leben wandele. Der Verf. sagt Alles, und sagt es mit der erforderlichen Kraft und Wärme, was bei einer solchen Gelegenheit einer Christengemeinde an das Herz gelegt werden kann, und es ist nicht zu zweifeln, daß er namentlich auch durch das individualisirende Eingehen auf die besonderen Umstände und Verhältnisse den beabsichtigten Zweck an seinen Zuhörern werde erreicht haben. Nur wie und wodurch dem 1sten Untertheile des 2ten Theiles zu Folge das Gotteshaus geschmückt werden solle, läßt er den Leser bloß errathen, wenn auch die Gemeinde vielleicht wußte, was er dabei im Sinne hatte. An diese Predigt schließen sich Festlieder bei der Grundsteinlegung und bei der Einweihung der neuen Kirche, welche durchgängig als sehr zweckmäßige, einem dichterischen und frommen Gemüthe entsprungene Gesänge bezeichnet werden können. Hierauf gibt der Verf. eine Geschichte von Kottwitz in zwei Abschnitten, von denen der erste bis zur

Be-

Besitznahme Schlesiens durch Friedrich den Großen, und der zweite bis auf die neueste Zeit herabreicht; welche Eintheilung unstreitig in dem Umstande ihren Grund hat, daß besonders erst mit der gedachten Besitznahme religiöse Duldung und kirchliche Gleichstellung für die dortigen Landestheile ihren Anfang nahmen. Auf Einzelnheiten können wir uns natürlich hier nicht einlassen, und bemerken deßhalb nur, daß, wenn diese Erzählung, welche zugleich die Namen der Besitzer, der Prediger und Schullehrer, so wie außerdem einiger anderer verdienter Männer von Kottwitz, und Nachrichten über eine von einem dortigen Geistlichen, Namens Klemm, gestiftete Bibelcasse und die Kottwitzer Parochial-Bibliothek enthält, zunächst auch nur für die dasige Gemeinde und Umgegend von besonderem Interesse seyn kann, sie doch auch manchen lehrreichen Blick in die vormaligen religiösen, kirchlichen und politischen Verhältnisse thun läßt, und darum auch für das größere Publicum nicht ohne Bedeutung seyn kann. Daran knüpft sich weiter noch eine kurze Geschichte des Kirchenbaues, und eine Beschreibung des Kirchengebäudes und der Einweihungsfeierlichkeiten. Die treffliche, geist- und gedankenreiche Weihrede von Ribbeck, die hier noch mitgetheilt wird, ist keineswegs das Geringste, was die Schrift enthält; so wie dieser ganze Abschnitt ein recht erfreulicher Beweis dafür ist, daß gemeinnützige Unternehmungen, wie der fragliche Kirchenbau, aller entgegenstehenden Hindernisse ungeachtet, dennoch wohl durchzuführen sind und meist immer gelingen, wo ernster Eifer, redlicher Gemeinsinn und christliche Wohlthätigkeit im fördernden Bunde stehen. Auch das Verzeichniß der Wohlthäter und Wohlthäterinnen der Kottwitzer Kirche durfte natürlich nicht fehlen, denn es geht daraus hervor, daß unsere Zeit, wie manche Gebrechen sie auch an sich tragen möge, doch auch gewiß ihre ehrenwerthen Lichtseiten hat; und die zum Schlusse beigegebene Nachweisung populärer Schriften für Parochial-Bibliotheken macht auf man-

ches lehrreiche Buch aus mehreren Zweigen der betreffenden Literatur aufmerksam, welche zu dem bezeichneten Behufe wohl angekauft zu werden verdienen. Der Verf. begreift also, wie sich aus dieser übersichtlichen Inhaltsanzeige ergibt, sehr Mannigfaltiges in seiner Denkschrift zusammen; weßhalb sie denn auch nicht ohne mehrfaches Interesse gelesen werden kann; und wir wünschen ihm zahlreiche Käufer derselben, da er jeden Falls auch mit ihrer Herausgabe einen wohlthätigen Zweck verbindet.

Denkschrift des homiletischen und katechetischen Seminariums der Universität zu Jena unter Auctorität der theologischen Facultät herausgegeben von Dr. J. C. E. Schwarz, Großh. Sächs. Kirchenrathe, Superintendenten und Professor der Theologie, Director des Seminariums. Neue Folge. II. Die Jahre 1836—1838. Jena, bei Fr. Frommann. 1838. 176 SS. in 8.

In Num. I. der neuen Folge dieser, schon unter dem sel. Schott von den Lesern stets willkommen geheißenen, Denkschrift hatte der jetzige Herausgeber derselben, Dr. Schwarz, einen Rückblick auf die Geschichte der Anstalt, der sie gewidmet ist, geworfen und so, wie er sagt, die Vergangenheit an die Gegenwart geknüpft. Sehr zweckmäßig eröffnet er die vorliegende Num. II. mit einem Aufsatze seiner Hand: Ueber die Grundsätze für die Leitung des homiletischen Seminariums. Da für den Zweck des Instituts auf diesen Grundsätzen und ihrer Befolgung eigentlich Alles beruht; so haben wir sie mit großem Interesse gelesen und setzen ein ähnliches bei unseren Lesern voraus. Sie geben davon Zeugniß, daß die jungen Redner unter guter Leitung stehen und daß

die

die Kraft eines so geistreichen und lebensvollen Directors Geist wecken und Leben erregen müsse. Da indessen, nach des Vfs. Erklärung, seine Absicht bei Darlegung der ihn leitenden Grundsätze unter Anderem auch die war, eine „Veranlassung zu Rath und Belehrung zu geben und einen „Austausch von Ansichten" zu vermitteln: so gehen wir auf diesen Austausch und zwar um so lieber ein, als unsere Ansicht von der seinigen in manchem Puncte allerdings eine abweichende ist. — Als Aufgabe der Predigt gilt dem Verf. ganz einfach, „daß sie erbaue." Damit sind wir völlig einverstanden. Aber der Begriff der Erbauung ist es, der bestimmt dargelegt werden mußte, und eben da ist uns der Verf., wie uns dünkt, Einiges schuldig geblieben. Er erklärt sich zwar näher, indem er S. 5. sagt: „Auch ist dieß kein vager, zerfließender Gedanke, wie wunderlich immerhin die Ansichten sind, die sich zum Theil durch Schuld der Geistlichen über das Erbauliche unter den Gemeinden verbreitet haben und fortwährend im Schwange gehen. Was hier entscheiden kann, ist doch allein das Evangelium, und das spricht klar genug. Die προσκύνησις τοῦ θεοῦ ἐν πνεύματι καὶ ἀληθείᾳ Joh. 4, 24. wird schon durch die Stelle Ephes. 2, 19—22. für uns hinlänglich bestimmt, um jeden Zweifel über die Sache zu heben, für die objective und subjective Beurtheilung einen vesten Stand zu bieten und neben dem allgemein religiösen das positiv christliche Element zu seinem Rechte kommen zu lassen. Die Bevestigung der Gemeinde auf dem Grunde, auf welchem Jesus Christus der Eckstein ist, die Förderung des Wachsthums zu einer Behausung Gottes im Geiste, ihre Vereinigung mit ihm und unter einander durch Glauben und Leben — das wird jede rechte Predigt anstreben müssen, welche besondere Seite sie auch in der letztern Beziehung hervorhebt und wie concret dadurch in jedem gegebenen Falle ihr Inhalt werde." So gut das gesagt ist, reicht's doch unseres Bedünkens nicht aus, und der Seminarist, der noch

keine bestimmtere Vorstellung von Dem, was erbaulich sei, gewonnen hätte, würde sich immer noch unberathen fühlen. Die angezogene Bibelstelle ist wohl die Wurzel, aus der das Wort Erbauung, das in der Kirche mit Recht' sein privilegirtes Forum hat, erwuchs, aber sie ist nicht und wollte nicht seyn die logische Mutter des Begriffs. Der Verf. selbst hat, von ihr ausgehend und ihre Ausdrücke wiederholend, eigentlich nur Bild mit Bilde erläutert, was Erbauung sei aber nicht definirt. Doch war gerade bei den „wunderlichen Ansichten" unserer Zeit in diesem Puncte die klare Darlegung des Begriffs nothwendig, so wie die psychologische Bezugnahme auf die Grundvermögen der menschlichen Seele, auf welche durch Religiöses und Christliches eingewirkt werden soll, dabei unerläßlich. Endlich würde selbst die Erinnerung an die alte Regel, daß der Weg zum Herzen auch christlicher Weise durch den Verstand zu nehmen sei, hier ganz an ihrem Orte gestanden haben. — Da, wo von dem Inhalte der Predigt die Rede ist, versichert der Vf., wie billig, daß es ihm nicht darum zu thun sei, ein einzelnes dogmatisches System ausschließend gelten zu machen. Wären, meint er, die Differenzen, welche in dieser Hinsicht hervorgetreten seien, auch nicht bereits in einer Milderung begriffen, so bliebe doch in der Analogie des Glaubens, wie sie durch eine ernste Beschäfftigung mit der Schrift gewonnen werde, immer ein sicherer Maßstab übrig, um zu erkennen, was dem christlichen Bewußtseyn der Gemeinde geradezu widerstreiten müßte. Allein dieser Maßstab ist in der That so sicher nicht, als er hier dafür genommen wird, weil es immer wieder auf die bekannte Vorfrage ankommen wird, nach welcher auch die Analogie des Glaubens sich so oder so gestaltet. Und wenn es in der untergesetzten Anmerkung des Verfs. heißt, daß es ihm „eben so unangemessen erscheine, in Predigten die Vernunft in allgemeinen Diatriben zu verlästern, als es unnöthig seyn dürfte, sie auf diese Weise zu vertheidigen und anzupreisen;" so sind wir

wir auch hier mit dem Verf. nicht völlig einverstanden. Einer Vertheidigung wird die gute Sache der Vernunft, nicht gerade in Diatriben, aber doch in der christlichen Predigt bedürfen, so lange sie auf der Kanzel noch verlästert wird und so lange noch nicht erwiesen ist, daß Christus und die Apostel es unnöthig gefunden hätten, den rechten Gebrauch derselben in religiösen Dingen durch Wort und Beispiel selbst zu empfehlen. Einen jungen Redner also, der dem Vernunftgebrauche in Sachen des Christenthums das Wort redete, würden wir gewähren und, wenn er sonst nur angemessen und bescheiden dabei verführe, in seinem guten Rechte lassen, den Andern aber, der in der christlichen Predigt die Vernunft verlästerte, an den göttlichen Meister selbst erinnern und ihm die Schriftstellen, in denen nach Luthers Uebersetzung das Wort Vernunft in anrüchiger Bedeutung steht, exegetisch erläutern. — In Bezug auf die Form der Predigt sind die Grundsätze des Verfs. sehr liberal. So namentlich in der Lehre vom Exordio. „Ob der Entwurf es auf eine selbstständige Einleitung, auf ein eigentliches Exordium abgesehen hat, ob er dasselbe mit der Erklärung und Entwickelung des Textes verbindet, ob sie allein den Uebergang zum Hauptsatze bildet — schon Dieß wird so sehr durch den letztern, durch sein Verhältniß zum Texte, durch die Beschaffenheit von diesem, durch das Verhältniß, worin die eigentliche Disposition zu ihm steht, und durch so manche andere Umstände bedingt, daß es mir immer seltsam vorgekommen ist, wenn unsere Homileten gleich dafür bestimmte Regeln geben und zwar genau vestſtellen wollen, wie die Thür zu dem Hause beschaffen seyn müsse, auf das letztere selbst jedoch keine hinlängliche Rücksicht nehmen." Wir billigen ganz die Freiheit, die der Verf. läßt, müssen aber noch zu Gunsten unserer individualen Ansicht bemerken, daß wir die Predigteinleitungen, die unmittelbar vom Texte ausgehen, für das Natürlichere halten, dem die alten Exordien mit dem auf sie noch folgenden Transitus

stus gewiß endlich ganz weichen werden. Es liegt viel Wahres in dem Worte, daß „Gottes Wort einer Vorrede nicht bedürfe," und, um in des Verfs. Bilde zu bleiben, die Häuser, die zwei Hausthüren hinter einander haben, sind wenigstens selten. — Text und Hauptsatz. „Von welcher Art jedoch der Text sei," heißt es S. 10., „ich dringe auf strengen Zusammenhang zwischen ihm und dem Hauptsatze, verwerfe das beliebige Herausgreifen eines Nebengedankens aus dem erstern, um zu dem Thema zu kommen, und habe gar Nichts dagegen, wenn, sobald es die Beschaffenheit der Schriftstelle gestattet, Beides, Text und Thema zusammenfällt." Für den ersten Punct rechnet der Verf. auf allgemeine Zustimmung. Gleichwohl sprechen wir hier auch schon für ein Seminar, das künftige Seelsorger bilden soll, eine einigermaßen größere Freiheit an. Wir geben zu, daß die Predigt, die nur den Hauptgedanken des Textes urgirt, auf einen Nebengedanken aber mit ihrem Thema nicht eingehen darf, recht eigentlich genöthigt ist, biblisch zu werden. Und das ist im Allgemeinen wohl ihr Element. Allein neben der Bibel predigt auch das Leben und fordert seine Predigt. Zeit und Ort wollen Berücksichtigung, Vorfälle in der Gemeinde, Zeitideeen, Richtungen und Bestrebungen, von denen die Bibel noch Nichts wußte, erheischen das Wort des Predigers, kurz, der Casus ist vorhanden, dem der Text nicht immer voll entspricht — soll der Redner dann so vest an den Textsinn gebunden seyn, daß eine Predigt, die einen Nebengedanken sich zur Unterlage nahm, darum verwerflich wäre? Wir meinen, nicht. Der Versuch aber muß selbst dem jungen Redner wenigstens als Ausnahme gestattet seyn. — Was dagegen den andern Punct, die Identificirung des Textes und des Thema's, betrifft, so können wir dafür nur in den seltnern Fällen stimmen, wo der Text ein wirkliches Thema gibt. Der Verf. ist nicht der Meinung Derer, „welche das Thema bloß in der Gestalt eines vollständig abgeschlossenen Satzes gel-

ten

ten lassen wollen." Allein wir möchten nicht davon abgehen, und die vielen Motto's, die jetzt Statt eines Thema's bei sogenannten geistreichen Rednern gelten, die unbestimmten Ausrufungen, die den Hauptsatz machen sollen, die Ueberschriften, die in sich so wenig eine Grenze tragen, daß sie füglich einem Capitel, oft einem ganzen Buche zum Titel dienen könnten, bestärken uns in der Ueberzeugung, daß namentlich von sich bildenden Rednern das Thema allerdings in der Gestalt des geschlossenen und sich selbst abgrenzenden Satzes gefordert werden müsse. Wir wollen dem Verf. eine ihm zunächst liegende Instanz geben, seine eigene Predigt in dieser Denkschrift. Sie hat die Worte aus dem Texte zum Thema: Lasset die Todten ihre Todten begraben! Welcher Leser wird mit einiger Sicherheit errathen können, was der Verf. unter diesem Thema gepredigt hat? Schon in der nächsten Zeile fühlte er sich gedrungen, sein Thema zu vervollständigen, oder den Inhalt desselben näher zu bestimmen, indem er sagt: „So rufe ich euch zu in Hinsicht auf euern Glauben." Nun ist allerdings eine Schranke gezogen und der Zuhörer weiß, daß hier nicht die Rede davon seyn werde, daß man sich z. B. auf dem Felde der Wissenschaft, oder auf dem Gebiete der Moral nicht an das Caput mortuum, sondern an das Lebendige halten solle. Aber wie groß und weit ist doch auch noch das Reich des Glaubens. Der Verf. hat die Gegenstände gewiß nicht erschöpft, wenn er disponirt: „Denn mit ihm, mit dem Glauben, müssen wir uns erheben zu dem lebendigen Gotte. An seine Stelle aber setzen ja immer noch so Manche den todten Götzen eines flachen Verstandes; Andere dagegen lassen ihn untergehen in dem allgemeinen Leben der Welt. Eben so bedürfen wir eines lebendigen Christus. Aber auch er ist für Viele noch immer das starre Gebilde des todten Buchstabens, während er Andern vor lauter Geiste zusammenschrumpft in ein dürres Gerippe.

Diese

Diese wie jene sind die Todten, welche ich meine." Auf diesem langen Wege hat sich der Redner nun allerdings erklärt. Allein unter dem Thema an sich hätte ein Tzschirner den Fall des Heidenthums, oder ein Anderer den Schiffbruch der römischen Kirche in den Stürmen der Reformation, oder wieder Einer die Inschachlegung der alten Dogmatik auf den Wissenschaftsfeldern des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts eben so gut schreiben können, als der Verf. unter ihm vom todten Glauben an Gott und Christus predigte. — Auch was die Grundsätze über Disposition betrifft, dürfte die eben angeführte Predigt mehr für unsere Ansicht, als für die seinige sprechen. Er unterscheidet die formalen und die sogenannten materialen Dispositionen, bei welchen letztern der Gesammtinhalt der einzelnen Theile wieder in einzelnen abgeschlossenen Sätzen concentrirt erscheint. Die erstern mag er auch da, wo sie wegen des Thema anwendbar wären, nicht als die vollkommnern empfehlen, und sagt zu Gunsten der andern: „Es gibt formale Dispositionen, bei denen in einer weniger strengen Weise, doch mit genauer Berücksichtigung des gerade vorliegenden Hauptsatzes, nur die Gesichtspuncte für die Betrachtung aufgestellt werden. Nichts desto weniger beurkunden sie, wenn man die weitere Ausführung vergleicht, dieselbe Macht über die Sache," (was wir jedoch mit dem in der Nota nicht widerlegten Erdmann leugnen.) „Sie sind oft um Vieles einfacher zu gewinnen (das ist wahr) und gestatten nicht selten eine lebendigere Entwickelung, (aber oft auf Kosten der Folgerichtigkeit). Selbst was man oft als wesentlichen Vortheil bei der erstern Art zu disponiren rühmt, daß nämlich der Zuhörer sogleich von Vorne herein einen umfassenden scharf begrenzten Ueberblick über das Ganze empfängt, scheint mindestens precär." Das förmliche Ankündigen der Theile, das damit verbunden sei, gebe, sagt der Verf. weiter, etwas unerquicklich Steifes und komme bei Parlamentsrednern nicht vor, schade der weitern Entwickelung,

indem

indem es ihr die Aufmerksamkeit entziehe, Statt solche zu erregen, und sei am Ende doch nur Accommodation an das Hergebrachte. Allein abgesehen davon, daß eine förmliche Ankündigung der Theile mit der vom Verf. angefochtenen strengern Art zu disponiren nicht nothwendig verbunden ist, und daß wir Parlamentsreden gelesen haben, wo ohne Steifheit dennoch die Theile der Rede angekündigt waren, wird die materiale oder überhaupt die strictere Disposition immer die Unterlage jener Popularität bleiben, die es macht, daß eine Predigt auch von dem Christen des Volks gefaßt und in ihren Theilen, die Mehr als Ueberschriften sind, wiedergegeben werden könne. Die Predigten des Verfs., so viel wir ihrer gelesen haben, stehen uns eine Linie über dieser Popularität, und vielleicht daß die Art, wie in denselben oft disponirt oder auch die Disposition verdeckt ist, mit zu den Ursachen gehört, die ihnen jene Eigenschaft erwirken. Wir können aber davon nicht abgehen, daß der Prediger im Ideale Volksredner seyn müsse, wie Christus Volksredner war, und somit Popularität als erste Kanzeltugend anzustreben und anzubahnen habe. — Ob Theremin Recht habe, wenn er wünscht, daß durch eine frühzeitige Uebung in extemporirten Reden die Kraft darzu geweckt werden möge, und wenn er beklagt, daß auf unseren deutschen Bildungsanstalten dafür zu wenig geschehe, möchten wir bezweifeln. Der Vf. neigt sich der Ansicht desselben in soweit zu, daß er S. 18. erklärt: „Ich denke daher vom nächsten Semester an eine solche Uebung von Zeit zu Zeit in dem gewöhnlichen Versammlungs-Locale des Seminariums mit den älteren Mitgliedern zu veranstalten. Sie mögen einen kurzen Vortrag halten über ein zuvor im Geiste erwogenes einfaches Bibelwort, die Entwickelung einer religiösen oder ethischen Idee in populärer Weise versuchen, eine freie Schilderung oder Paränese geben, wie Neigung und Geistesrichtung es mit sich bringen und erleichtern. Es gilt wenigstens den Versuch, vielleicht gelingt er besser, als

wir

wir denken." Es möchte dabei doch noch Manches zu bedenken und das größere Gewicht jeden Falls auf die, auch von dem Verf. stark und nachdrücklich ausgesprochenen, Gründe für das strenge Concipiren und Memoriren zu legen seyn. Wir heben deßhalb ganz besonders hervor, was der Verf. selbst in der untergesetzten Anmerkung sagt: „Die leuchtenden Beispiele von extemporirenden geistlichen Rednern der neuern Zeit aber bestätigen doch nur das gewichtige Wort Broughams in seiner Inauguratrede bei Uebernahme des Rectorats in Glasgow, deutsch von Snell, Jena 1826: Ich möchte es als Regel, die keine Ausnahme leidet, vestftellen, daß Vollkommenheit im mündlichen Vortrage von der Menge schriftlicher Uebungen abhängt und daß bei gleichem Talente Derjenige der beste Redner aus dem Stegreife ist, wenn er keine Zeit zur Vorbereitung hat, der sich sonst durch sie am Sorgfältigsten vorzubereiten pflegt. Alle Ausnahmen sind nur scheinbar und beweisen nur, daß einige wenige Menschen von seltenem Genie ohne solche Vorbereitung große Redner geworden sind; mit ihr aber wären sie gewiß weiter gekommen." Der Verf. kommt zuletzt auf Quintilians Regel zurück: Non hoc ago, ut orator ex tempore dicere malit, sed ut possit. Allein es findet selbst in Bezuge auf dieß Posse immer noch ein Unterschied zwischen der politischen oder parlamentarischen Beredtsamkeit und der geistlichen Statt. Auf der Tribune muß Einer aus dem Stegreife reden können, weil er den Widerspruch der Gegner augenblicklich aufzunehmen und abzuwehren hat. Auf der Kanzel ist diese Nöthigung selten oder nie vorhanden. Im Parlamente sind studirte und memorirte Reden in der Regel die weniger erheischten und selten den Ausschlag gebenden. An heiliger Stätte dagegen wird der gesunde Sinn der Gemeinde das wohlvorbereitete, gründlich erwogene und abgewogene Wort auch deßhalb erwarten, weil es hier in keinerlei Weise der Ueberredung, sondern nur der Ueberzeugung und zwar im

Dienste

Dienste einer Wahrheit gilt, von der Nichts abgehandelt werden darf, und die darum auch mit keiner Sylbe noch Gebehrde überboten werden soll. Dieß Letztere aber hat der Extemporirende gewöhnlich nicht mehr in seiner Gewalt, und ruhiger geworden sagen sich's die Hörer unserer gefeierten geistliche Debütanten hinterher gewöhnlich selbst. Manches sei denn doch übertrieben, sei wahr gewesen, aber nicht ganz. Nichts aber schadet dem göttlichen Worte mehr, als Das. Der Vf. hatte gleich zu Anfange der Frage mit vollem Rechte erklärt: „In einem Seminare, wie das unsrige, Predigten auch nach einem ausführlichen Entwurfe und zwar im Gotteshause extemporiren lassen, hieße wohl nur Schwätzer bilden und würde zu großen Uebelständen führen." Worin aber der specifische Unterschied zwischen diesen Predigten und den zu extemporirenden Vorträgen im Seminar-Locale zu finden sei, ist uns, da das Seminar doch eigentlich in die Kirche führt, nicht ganz deutlich geworden. Das Extemporiren hier wie dort kann Schwätzer bilden. Der Verf. wollte „nicht weiter untersuchen," ob das Extemporiren „die vollkommenste Art der Mittheilung" sei oder nicht. Wir würden es immer nur als Aushilfe in der Noth betrachten und in einem Seminare bestimmt erklären, wie es in der Natur und dem Wesen der christlichen Predigt begründet sei, daß ihr Hochpunct wo anders als im Stegreife liege. — Wir sind im Austausche unserer Ansichten mit denen des Vfs. deßhalb so ausführlich gewesen, weil uns die Darlegung seiner Grundsätze gar sehr angesprochen hat, und wir uns in den meisten übrigen Puncten als völlig einverstanden mit ihm bekennen. So verweisen wir die Leser nur noch auf die psychologische, zu mildem Urtheile stimmende, Schilderung der Lage eines predigenden Seminaristen dem Director und seinen Recensenten gegenüber, auf die Bemerkungen über Sprache, nach welchen Jeder „seine eigene" reden solle, über Gewöhnung an lateinische Periodologie in frühern Jahren, die so oft der Leichtigkeit

im

im deutschen Style Eintrag thue, über Bilderjagd und Einfangen von Tropen und Figuren, um sie bei nächster Gelegenheit wieder loszulassen, über Klarheit in der Sache als die Mutter der Popularität, über Action und Tonsprache, die da allererst die rechte werden könne, wo der Prediger in lebendige Wechselwirkung mit der Gemeinde komme, über den Nutzen der Kritik der Seminarmitglieder unter einander selbst, über den Gewinn, den das Seminar aus Uebungen auf dem Felde der vergleichenden Homiletik ziehen könnte, und auf Aehnliches, was den geistreichen Mann und erfahrnen Director zur Genüge beurkundet. — Der Predigt des Vfs. haben wir schon oben erwähnt und bemerken nur noch, daß sie, Trotz unserer Ausstellungen, treffliche Stellen hat und zwei Fragen von der höchsten Wichtigkeit für unsere Zeit jeden Falls mit großer rednerischer Kraft behandelt. — Es folgen fünf von Mitgliedern der theologischen Facultät, den Doctoren Hoffmann und Hase und dem Herausgeber, gesprochene Reden bei Aufnahme neuer Mitglieder des Seminars und bei Preisvertheilungen. Den Beschluß machen Preisarbeiten, nämlich eine Predigt von Köhler, von Gerber, von Schmid, und eine Katechisation von Tröbst. Aus der Chronik des Seminars ersieht man den Activbestand von 33 Mitgliedern. Die Anzahl der Auscultanten betrug seit Michaeli 1836 bis dahin 1838, als der Zeit der Herausgabe der Denkschrift, 75; darunter 41 Inländer und 34 Ausländer. Möge die Anstalt ferner blühen.

Theo-

Theologisches Notizenblatt

1840.

Nr. IV.

1.

Zur Beachtung für Amtsbrüder, die am Reformationsfeste zu predigen haben.

Eine besondere Erfahrung haben kürzlich die Predigten für den christlichen Landmann von Schatter*) ihrem Verfasser von katholischer Seite her eingebracht. Ueber das Postamt Neustadt a. d. O., Postzeichen 14. Aug. 1840, erhielt derselbe einen Brief, angeblich aus Böhmen, auf dessen Couverte aber das Postzeichen der Aufgabe nicht mehr deutlich zu erkennen war. Der Brief selbst ist ohne Datum, ohne Ort und anonym, bezieht sich vorzugsweise, wie es scheint, auf die beiden, in jener Sammlung befindlichen, Reformations-Predigten, und dürfte als Zeichen der Zeit und als Beleg, wie unverändert der Typus Roms bis heute in seinen blinden Anhängern geblieben sei, eines allgemeineren Interesses nicht ermangeln. Der Verf., der dem Briefsender um so mehr ein öffentliches Recepisse schuldig ist, als dieser das Antworten auf dem Privatwege ihm unmöglich machte, hat dem Notizenblatte das empfangene Schreiben zur Mittheilung überlassen. Es lautet wörtlich mit Orthographie und Interpunction so:

„Hoch-

*) Der vollständige Titel ist: Predigten für den christlichen Landmann auf alle zwei und funfzig Wochen des Jahres, nebst einem Anhange christlicher Fest- und Gelegenheits-Predigten, von Karl Gottfried Schatter, Pfr. zu Neunhofen. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Neustadt an der Orla, bei J. K. G. Wagner. 1836. Preis: 2 Thlr. 12 Gr.

„Hochwürdiger Herr Pfarr Schatter!

Fernher aus den böhmischen Wäldern sende ich Ihnen dieses Schreiben. In meiner Einsamkeit kamen mir Ihre Predigten zu Gesichte. Hr. Pfarrer! was werden einst unsre aufgeklärteren Nachkommen von dem 19 Jahrhunderte denken? — Sie werden unser Jahrhundert das dummstolzste der chr. Zeitrechnung nennen! Wie können Sie, ein studirter Mann noch im 19 Jahrhundert ihren Kirchkindern vorpredigen von Glaubenszwang der röm. Priesterherrschaft, von Wiederherstellung der Religion Christi, von Bilder- und Heiligen Anbethung der Katholiken, vom Bibelverbothe, von Luthers Tugenden? Wie können Sie als Theolog solche Ungereimtheiten, solche dumme Verläumdungen, Ihren Kirchkindern vortragen, über welche die Bauersleute sogar in Böhmen Sie eins Bessern gründlich belehren könnten. Wahrlich Sie Hr. Pfarrer müssen wohl in Ihrem ganzen Leben noch kein Wort aus Luthers Schriften gelesen haben, sonst würden Sie nicht so unwissend von dem Katholicismus des Mittelalters und von Luthers Character faseln. In den 70 gr Jahren wurde in Böhmen ein gelehrter Protestant wieder katholisch, und er sagte, daß er zu diesem Schritte bewogen worden sey — durch die eigne Lesung der Schriften Luthers. Cobbet war sicher so gelehrt, wie Sie, und der sagt, daß es keinen der Reformations Häuptlinge gebe, der nicht wenigstens den Strang verdient habe. Lesen Sie gelegentlich Luthers Schriften und die Schriften des weltberühmten Erasmus, und dann werden Sie Ihren Kirchkindern keine solchen Lügen vortragen. Es ist gut von einer Sache Etwas zu wissen über die man schreibt und gar drucken läßt. Schlagen Sie nicht die ganze Geschichte ins Angesicht.— Doch ists Ihnen um Aufklärung zu thun, so lesen Sie den Cobbet, Thomas Moore, und die Beleuchtung der Vorurtheile etc. Von einem Protestanten. Luzern 1839. 2te Auflage.

Allein

Allein solche Mahnungen werden wahrscheinlich auch bei Ihnen nichts nützen, da Sie ein Mensch sind der als Pfarrer sogar seine Kirchkinder gelehrt hat, daß Christus nicht Gott ist, der dem crassesten Rationalismus predigt und dabei das Brod eines christlichen Predigers ißt. In Ihrem Sterbestündlein denken Sie an Voltaire; wenn Ihr Sterbstündlein einst kommt, dann denken Sie an die Tausende von Christen denen Sie ein Führer seyn sollten zu Gott und es zur Hölle geworden sind; denken Sie dann an den Pilger aus den böhmischen Wäldern der unterdeß zu Gott bethen wird und zu Jesus Christus daß er Ihren Verstand erleuchte, und Sie nicht strafe mit den Strafen der Verführer.

Gott befohlen.

Aus den böhm. Bergen."

Wer die fraglichen Predigten nicht kennt, wird freilich meinen, daß ihr Verfasser der Fürbitte seines katholischen Mitbruders doch sehr bedürftig seyn und es auf seiner protestantischen Kanzel arg genug gemacht haben müsse. Und es gibt allerdings bei einer Partei in unserer Kirche eine Lutherolatrie, die einseitig genug ist. Ob aber der Verf. vor dieser Einseitigkeit sich bewahrte und in evangelischer Würdigung der „Tugenden Luthers" bei aller Freudigkeit des Protestanten auf dem Wege der historischen Gerechtigkeit blieb, werden unsere Leser am Sichersten beurtheilen können, wenn wir ihnen unter Anderem nur, was uns zunächst in die Hände fällt, den Schluß der Predigt mittheilen, die dem gesegneten Andenken Luthers galt, und den katholischen Leser so sehr in Feuer und Flamme setzte. Nachdem dort Luthers Charakter-Bild in den anerkannten Zügen seiner Ueberzeugungstreue, seines Muthes, für die erkannte Wahrheit einzustehen, seines Gottvertrauens u. s. w. aufgestellt ist, heißt es: „Dieß sein Bild. Geliebte! Es ist rein und werth, daß wir es mit dem der heiligen Menschen

schen Gottes vergleichen. Aber, saget ihr, hat es nicht seine Schattenseiten auch? hatte der Mann nicht auch seine menschlichen Schwächen? Ja, Geliebte, die hat er auch gehabt, und Niemand bekannte das williger, als er selbst. Aber sie aufzusuchen, sie darzustellen, wollen wir Andern überlassen. An das Edle, an das Fromme, an das Christliche, das Tausenden schon in seinem Leben ermunternd leuchtete, wollen auch wir uns halten. Und wie der Apostel sagt, was lieblich ist, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem jaget nach: so freuen wir uns des edlen Stifters unserer Kirche und folgen seinem Glauben nach und erwärmen uns an seinem Vorbilde zur Nachfolge auf dem Wege der evangelischen Tugenden, die sein Leben schmückten. — Und so gib uns denn deinen Segen, Mann Gottes, gib ihn uns von Neuem an dem Tage deines erneuten Gedächtnisses. Dein Leben, dein Werk, das Bild deiner Tugenden ging unserem sinnenden Geiste vorüber. Nicht als einen Heiligen beten wir dich an. Aber als verklärter Geist schaue auf die Deinen nieder. Freue dich Droben mit Christo und allen Frommen deiner Kirche hienieden und des Gedächtnisses deines Namens, das fort und fort im Segen bleibt und im Segen wirkt. Dir aber, unserem Herrn und unserem Gotte, dir, der du von Jeher ausgesandt Propheten, deine Knechte, zu machen in der Welt bekannt dein Heil und deine Rechte, dir, dem Urquell aller Wahrheit, dir, dem Vater der Geister, sei Anbetung, Dank, Preis und Ehre. Amen." So sicher ist hier die Linie der rednerischen und der historischen Gerechtigkeit gehalten, aber so kitzlich auch ist die römische Kirche immer noch, wenn es dem Lobe eines Ketzers gilt. Und da sie nicht mehr henken darf, brechen ihre Leute über unsere Reformatoren doch wenigstens noch den Stab und reden vom verdienten Strange. — Ob der Brief wirklich Böhmen zum Vaterlande hat, ob er vielleicht nur aus einem halbkatholischen Grenzlande stammt, wohin die schatter'schen Predigten in der

ersten

ersten wie in der zweiten Auflage einen starken Absatz hatten, wer mag das bei dem Vissere, hinter dem der Ritter ausfiel, mit Sicherheit erkennen. Böhmen hat allerdings noch dichte Wälder, aber Mancher auch sucht, wie Karl Moor in Schiller's Räubern, sie auf, sich dort mit dem Handwerke, das die Sonne scheut, zu verstecken. Für die ihm hier gewordene Repräsentation, die so oder anders im Grunde dieselbe bleibt, mag sich jedoch das Land bei seinem „Pilger" selbst bedanken.

2.

Zerstreute Notizen über Italiens Religiosität und Sittlichkeit aus dem Tagebuche eines der neuesten Reisenden.

Kommt man von Tyrol aus nach Italien, so tritt der Unterschied des kirchlichen und sittlichen Lebens beider Länder scharf hervor. In Tyrol herrscht noch wahre Frömmigkeit, und der Aberglaube der katholischen Religion zeigt sich hier in einer freundlicheren, fast möchte ich sagen kindlicheren Gestalt. Ueberall auf den Bergen zerstreut liegen die Häuser der Landleute, von einem Gärtchen und einem kleinen Felde umgeben: allein die schönsten und höchsten Puncte sind stets mit Kapellen und Kirchen besetzt. Die Häuser sind mit Heiligen und frommen Sprüchen bemalt und an den Landstraßen und öffentlichen Orten findet man Heiligenbilder und Crucifixe. Der gute Zustand und die frischen Farben derselben beweisen, daß diese äußeren Zeichen des katholischen Glaubens noch immer heilig gehalten werden. In Tyrol herrscht an den Sonntagen Ruhe und Stille, und der fromme Tyroler benutzt selbst den Nachmittag desselben (wenigstens während der Fastenzeit), um bei den Stationen eines Calvarienberges zu beten. In Tyrol werden ferner die Fasttage streng beobachtet, und selbst

der durchreisende Fremde erhält, wenigstens in den kleineren Ortschaften, durchaus bloß Fastenspeisen. In den Wirthsstuben und in den Schlafzimmern der Fremden findet man kleine Gefäße mit Weihwasser und Crucifixe und Heiligenbilder. — In dem größten Theile von Italien hingegen und namentlich in Rom ist die Zahl der Crucifixe und Madonnenbilder viel geringer und sie selbst befinden sich in schlechtem Zustande. Man benutzt in Rom die den Fremden merkwürdigen Orte, wie z. B. das Colosseum und den angeblichen Tempel des Bakchus bei dem Thale der Egeria (in Neapel die Grotte des Pausilipp und den Palast des Tiberius auf Kapri), um kleine Kapellen anzubringen. Will nun der Fremde den Tempel des Bakchus sehen, so muß er sich von einem jungen, wohlgenährten Einsiedler aufschließen lassen und ihm ein Geschenk machen. In ganz Italien sind ferner die äußeren Wände der Kirchen und hier und da auch die besseren Privathäuser mit Kreuzen bemalt und mit einer Inschrift versehen, um sie vor grober Verunreinigung der Vorübergehenden zu schützen. Diese Sitte scheint der Katholicismus, wie viele anderen Gebräuche, aus dem Alterthume entlehnt zu haben; denn in den Bädern des Titus zu Rom und in Pompeji steht an einer Wand: Duodecim deos et Dianam et Jovem O. M. habeat iratos, quisquis hic minxerit aut cacarit. Der Italiener lebt mehr auf der Straße, als in dem Hause, und daher sind besonders des Sonntags, wo auch das Landvolk in die Städte hereingezogen kommt, alle Straßen und Plätze mit müßigen, oft nur zu lauten Haufen angefüllt. Dazu kommt noch, daß, weil alle Tage und, außer von Mittage bis 4 Uhr Nachmittags, den ganzen Tag hindurch Messe gelesen wird, man die Stunden nicht heilig halten kann, in welchen Gottesdienst ist. Der beständige Gottesdienst, die vielen Feste und die zu strengen Vorschriften für die Fasten bewirken, daß man vor den Kirchen während des Gottesdienstes lärmt und schreit, die Fast-

tage

tage nicht heilig hält und die Vorschriften für die Fasten nicht beachtet. In Neapel namentlich sieht man nur an dem größeren Putze der anständigeren Leute, daß es Sonntag ist; der Lärm ist an Sonn- und Feiertagen weit stärker, als an Werktagen. Durch das Ueberschreiten des rechten Maßes und dadurch, daß man die Menschen zu sehr von ihrem Berufe abgezogen und für die Religion und Kirche in Anspruch genommen hat, hat man gerade das Gegentheil von Dem bewirkt, was man wollte, und den Unterschied zwischen göttlichen und menschlichen Dingen vernichtet. Jene heilige Ehrfurcht vor dem Hause des Herrn, jene feierliche Stille, welche bei uns Protestanten in den Kirchen herrscht, suche man nicht in Italien. Mit schmutziger, zerrissener Kleidung tritt der gewöhnliche und gemeinere Italiener aus dem lärmenden Haufen auf kurze Zeit in die Kirche ein, spricht gedankenlos sein Gebet, und beginnt, die Kirche bald wieder verlassend, bereits schon an der Kirchthür und auf den Stufen zur Kirche sein lautes, kreischendes Geschrei. Auch die Geistlichen selbst und namentlich Diejenigen, welche dem Messe lesenden Geistlichen assistiren, schienen mir immer sehr gedankenlos, und der durchgängig sehr schmutzige weiße Ueberwurf über dem schwarzen Priesterrocke verrieth eben auch keine besondere Achtung vor ihrer geistlichen Function. Lächerlich nehmen sich besonders die in vollständigem geistlichen Anzuge mit affectirter Gravität je Zwei und Zwei mit ihren Lehrern einherschreitenden, dem geistlichen Stande bestimmten, Knaben von 10 — 12 Jahren aus. Oft wird ein solcher Bube plötzlich von jugendlichem Uebermuthe ergriffen und beginnt, den Priesterrock und dreieckigen Hut vergessend, auf öffentlichem Platze den neben ihm gehenden Knaben zu stoßen und zu necken. —

Je näher man Rom kommt, je mehr vermindert sich Frömmigkeit, Religiosität und die Achtung vor dem Papste und den Geistlichen. Wollte man Tyrol, Oberitalien, Rom

und seine Umgegend, Neapel und Sicilien mit einander vergleichen, so sind die am Weitesten von Rom entfernten Länder, Tyrol und Sicilien gewiß diejenigen, in welchen sich noch am Meisten religiöser und frommer Sinn erhalten hat. In Oberitalien und Neapel ist die Religion neben grenzenloser Unsittlichkeit mehr ein äußeres gedankenloses Mitmachen der Ceremonieen, und in Rom endlich herrscht die größte Gleichgiltigkeit. In Neapel und Oberitalien waren die Kirchen immer zahlreich besucht, in Rom hingegen habe ich außer bei den großen Prozessionen die Kirchen immer sehr leer gefunden. In den vorzüglichsten Städten von Oberitalien griffen meine Lohnbedienten nur in der ersten und zweiten Kirche in den Weihkessel und besprengten und bekreuzigten sich; ich habe aber Keinen gefunden, welcher dieses noch in der dritten Kirche that, nachdem er gesehen hatte, daß ich es unterließ. Ja, Mehrere begannen später selbst darüber zu spötteln und den Freigeist zu spielen. — Zu der großen Unruhe und dem entsetzlichen Lärmen, welcher in vielen italienischen Kirchen herrscht, trägt 1. die durch die Fremden eingerissene Sitte bei, selbst während des Gottesdienstes darin herumzugehen und sich umzusehen; 2. aber und noch vielmehr der fast gänzliche Mangel an Bänken und vesten Sitzen. Wird nun in einer solchen Kirche gepredigt oder sonst ein feierlicher Gottesdienst gehalten, so vermiethen gewisse Leute gegen eine kleine Vergütung einzelne Stühle. Da ist nun ein beständiges Fragen, ob man einen Stuhl wünsche, dann ein Drängen und Treiben, um die Stühle herbei- oder die bereits wieder leer gewordenen wieder hinwegzuschaffen; dann ein beständiges Rücken der Stühle, auf die sich die Leute abwechselnd setzen und abwechselnd hinter dieselben, auf der daran befindlichen kleinen Bank knieen. —

In Venedig hörte ich während der Fasten (denn nur in dieser Zeit wird regelmäßig des Sonntags gepredigt) einen

der

der beliebtesten Prediger. Seine Predigt war in 5 oder 6 Theile eingetheilt, von denen jeder ungefähr mit den Worten endigte: „Nicht durch ausgezeichnete Thaten, nicht durch Inschriften und Monumente verewigt man sein Andenken, sondern allein durch Almosengeben. Gebet also den Armen." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als 8 — 10 junge, rings in der Kirche auf Tischen und Stühlen stehende, Bursche mit ihren an sehr langen Stöcken befindlichen Klingelbeuteln ein furchtbares Geklingel anfingen und diese dann nach allen Seiten den Leuten so lange vor das Gesicht hielten, bis man, um sie los zu seyn, ihnen eine Kleinigkeit gab. Während dieser Pause setzte sich der Prediger nieder, nahm eine Prise, trank Etwas Wasser und legte gemächlich seine beiden Taschentücher zurecht, von denen das eine zum Abwischen des Schweißes, das andere, sehr schmutzige, zum Schnauben diente. —

Unangenehm und widerlich sind auch die Menge der an den Altären aufgehängten Vota, Bilder, Krücken, Stöcke, hölzerne Arme und Beine, silberne und blecherne Herzen und eine Menge anderen Spielzeugs. In Mailand befindet sich sogar eine sehr besuchte Kapelle, deren Wände ganz aus Menschenknochen und Schädeln bestehen. In Rom soll es nach der mir von mehreren deutschen Landsleuten leider erst in Neapel gemachten Mittheilung eine Kirche geben, deren Altar mit noch weit schlimmeren Dingen geschmückt ist. Hat nämlich ein Römer einen Mord begangen, so flüchtet er sich in diese Kirche, hängt seinen Dolch am Altare auf, beichtet und thut im Mönchsgewande einige Tage die ihm auferlegte Buße und ist dann wieder frei und jeder andern Strafe überhoben. Ein Bekannter von mir versicherte, einen berüchtigten Mörder als Büßer in dieser Kirche gesehen zu haben. Bekannt ist ferner, daß die Kirchen in Italien nur zu oft zu sehr unheiligen Zusammenkünften benutzt werden, und daß die bunt neben einander knieenden

den Mädchen und Bursche oft ganz andere Dinge, als Gebete mit einander sprechen. —

Je näher man Rom kommt, desto sichtbarer vermehrt sich die Zahl der Geistlichen und Mönche, und in Rom ist gewiß auf der Straße der sechste Mensch ein Geistlicher oder Mönch. Die Meisten derselben sind sehr unwissend und zum großen Theile auch sehr unsittlich. Wiederholt habe ich Geistliche, höhere und geringere, lateinisch angeredet, aber nur ein Mal in der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand eine lateinische fehlerhafte Antwort erhalten. Der Bibliothekar in Verona (Domherr Graf v. Bernim) schützte die Aussprache vor und sprach italienisch; der Bibliothekar im Vatikan verstand mich zwar und holte das gewünschte Manuscript, antwortete mir aber ebenfalls italienisch. Geringere Geistliche und selbst ein im Collegium Romanum gebildeter adeliger Abbé gestanden entweder geradezu, daß sie nicht lateinisch sprächen, oder meinten wenigstens, daß sie keine Uebung darin besäßen. Selbst über den katholischen Ritus waren die Geistlichen nicht hinlänglich unterrichtet, und zwei junge, aus sehr vornehmer Familie stammende Geistliche, welche in der sixtinischen Kapelle die einzigen Geistlichen auf den Plätzen der Fremden von Distinction waren, konnten weder über die Ceremonieen, noch über die durch verschiedenen Ornat ausgezeichneten Classen der Geistlichen genügenden Aufschluß geben. — Die Geistlichen führen aber ferner auch ein sehr unsittliches Leben und sind deßhalb bei dem Volke nicht sehr beliebt. Vom Papste selbst sagt das Gerücht mancherlei Zweideutiges, z. B.: daß er mit der Frau seines Kammerdieners in unerlaubtem Verhältnisse lebte, und diese Frau, obgleich eigentlich keine weibliche Person die Zimmer des Papstes betreten darf, mit ihren Kindern zu sich kommen lasse, die Kinder herze und küsse und sie in der Stube herumtrage. Man nennt deßhalb diese Kinder laut und öffentlich seine Kinder und die Mutter derselben

seine

seine Concubine. — Ein Kammerdiener des Papstes hatte vor nicht langer Zeit eine Weibsperson in den Vatikan kommen lassen und das eigene Bette des Papstes mit ihr benutzt. Die Sache wurde ruchbar und der Papst hatte dem Menschen bloß einen Verweis geben wollen. Allein der Kardinal-Staatssecretär hatte erklärt, daß er den Menschen mit Soldaten aus dem Vatikan abholen und einstecken lassen würde, wenn er nicht binnen 24 Stunden daraus verwiesen würde. Ueberhaupt witzelt das Volk über den Papst ganz ungenirt, verspottet ihn wegen seiner großen Nase und nennt ihn einen fornario (Bäcker). Es weiß, daß viele Geistliche und Mönche die Bürgerfrauen verführen und unsittlich leben, und ist deßhalb nicht wenig eifersüchtig und aufgebracht auf sie. Vor einigen Monaten trafen 2 Bursche gegen Abend in einem an dem Wege zu den Kaiserpalästen liegenden Gewölbe einen Geistlichen und ein Mädchen an und stürzten sogleich mit ihren Messern wüthend über den Geistlichen her, um ihn zu entmannen. Schon hatten sie die Operation begonnen, als das furchtbare Geschrei des Gemarterten Leute herbeirief. Die Regierung hat jetzt diese Gewölbe zumauern lassen. In Terni hatte, eben als ich dort angekommen war, ein junger Mensch Mittags um 12 Uhr auf öffentlichem Platze den aus der Kirche kommenden Geistlichen nebst seinem Sacristan erschossen und ihre beiden ihnen folgenden Haushälterinnen, zwei junge Mädchen, erstochen. Man gab mir keinen Grund dieses schändlichen Verbrechens an, zuckte aber, als ich frug, ob vielleicht Eifersucht zu Grunde liege, bejahend mit den Achseln. In Neapel habe ich öfters Geistliche ihre Kebsweiber am Arme spatziren führen sehen. Einen unangenehmen Eindruck macht es auch, wenn man die Mädchen und jungen Weiber in den Straßen den Geistlichen und Mönchen die Hand küssen sieht. Das Küssen ist freilich in Italien ein förmlicher Glaubensartikel; so das Küssen der Heiligen und der in den Gnadenpforten der 7 Hauptkirchen eingemauer-

gemauerten Kreuze. Im Colosseum befindet sich auch ein solches Kreuz und eine Inschrift, daß Derjenige, welcher dieses Kreuz küßt, auf eine gewisse (sehr lange) Reihe von Jahren Ablaß erhalte. In Neapel sahe ich das Blut des heiligen Januarius fließen und küssen. In langer Reihe lagen die Leute auf den Knieen und der Geistliche ging an ihnen hin und ließ Jeden das Kästchen küssen. War eine solche Reihe fertig, so standen diese auf und Andere, Vornehme und Geringe, nahmen den Platz ein. — Ein anderer Reisender, der zwar sehr unsittlich war, aber mit seiner Unsittlichkeit nicht prahlte, versicherte, daß ihm von seiner Kupplerin in Rom auch zwei Nonnen zugeführt worden wären, von denen die eine in ihrem Anzuge als Nonne, die andere als Bäuerin verkleidet auf sein Zimmer gekommen sei. Die letztere habe jedoch ebenfalls unter ihrem Kleide an einer Schnure eine Art Madonnenbild, das Abzeichen ihres Klosters, getragen. Von derselben Kupplerin sei ihm auch, jedoch erst kurz vor seiner Abreise nach Neapel, eine dritte noch schönere Nonne angeboten worden, deren Liebhaber kurz vorher gestorben sei, und welche zwar keine Bezahlung, aber einen dauernden und gleich auf längere Zeit sich verpflichtenden Liebhaber verlangt habe. In Sicilien, in Palermo, sahe ich eine Nonne auf dem Corso in der Hauptstraße Toledo in sorgfältig gelegtem Anzuge, mit zurückgelegtem Schleier, Glacèhandschuhen und einem Blumenstrauße und Fächer so keck und kokett sich durch die Menge drängen, daß keine Prostituirte ihr Gewerbe durch auffälligeren und unschicklicheren Gang hätte andeuten können. Hinter ihr gingen zwei ihrer Aufsicht anvertraute junge Mädchen, welche durch viel sittsameren und stilleren Gang einen grellen Gegensatz mit ihr bildeten. Sittsamkeit und Keuschheit sind überhaupt zwei in der italienischen Praxis nicht häufig vorkommende Begriffe. In Oberitalien bieten sich die fast unzähligen liederlichen Geschöpfe mitgroßer Unverschämtheit selbst an. Ueberall erblickt

man

man solche Creaturen, oft in geschmackvollem, schönem Anzuge, welche vor dem Fremden stehen bleiben, ihn anlächeln, sich umdrehen, ihm nachgehen und wohl auch ein Gespräch mit ihm anknüpfen. Bedauernswürdiger aber als bei diesen Verworfenen ist der Verfall der Sittlichkeit in den Familien. Vornehme Frauen bieten sich durch Lohnbediente, Portiers u. s. w. dem durchreisenden, verschwiegenen Fremden an. In Rom wird dieses Geschäfft wenigstens im Stillen betrieben und der Anstand im äußeren Leben beobachtet. Hier sind es ferner vorzüglich die verheuratheten Frauen, welche der Unsittlichkeit dienen, weil kein römisches Mädchen, welches in den geringsten Verdacht kommt, einen Mann erhält. Wird in Rom ein Mann von einem Mädchen des Umgangs mit ihr geziehen, so wird er, selbst dann, wenn es nicht von Folgen war, gezwungen, sie zu heurathen, und wenn er Protestant ist, wird er so lange in die Engelsburg eingesperrt, bis er katholisch geworden ist. Es wurden mir in Rom mehrere Fälle der Art genannt, und auch Greverus sagt in seiner jetzt erschienenen Reise durch Italien: „Wird ein genaueres Verhältniß unverheuratheter Personen, etwa ein Rendezvous am dritten Orte, durch die Policei entdeckt, so werden die Liebenden entweder nach Umständen von Obrigkeitswegen eingesperrt, oder in flagranti getraut." — In Neapel bieten sich zwar die Dienerinnen der Venus vulgivaga auch nicht selbst an, allein dafür gibt es eine solche Menge Kuppler (ruffiani) und dieses Gesindel ist so unverschämt, daß ein Fremder, welcher sogleich von ihnen erkannt wird, nicht 10 Schritte in der Straße Toledo gehen kann, ohne von ihnen gewerbsmäßig angeredet zu werden. Man hat keinen Begriff von der Unverschämtheit dieser Leute, deren Handwerk auf ihren bleichen, abgelebten Gesichtern und tiefliegenden Augen als warnendes Aushängeschild geschrieben steht. Wer daher nur einiges Gefühl für Sittlichkeit und Anstand besitzt, vermag in Italien den Lockungen des Lasters leicht zu widerstehen. —

Wäh=

Während meiner Anwesenheit in Neapel war den 8ten Juni das Fest der wunderthätigen Maria del Arco in Portici, welches mir den berüchtigten siebenten Tag der Eleusinien, die Rückkehr nach Athen, recht lebhaft versinnlichte. Schon am Morgen sahe man Schaaren von Landleuten und gemeinen Volkes mit Madonnenbildern und mit bunten Bändern und Blumen geschmückt durch Neapel nach Portici ziehen, zu Fuße, zu Wagen und auf Eseln und Maulthieren. Der Hauptspectakel war aber erst Nachmittags und gegen Abend, wo das Volk zu Tausenden, zum Theil betrunken zurückkehrte. Bald kam ein Zug Kinder mit einer Madonna, bald ein Trupp betrunkener Reiter und Weiber und Mädchen auf Eseln, bald einige mit Weibern und Männern ganz bunt durch- und aufeinander vollgestopften Wagen, welche überdieß noch mit allerhand geweihten Gefäßen und Hausgeräthe beladen waren. Die Leute waren mit allerhand südlichem Schmucke, mit buntem Papiere, an Schnüren gereihten Kastanien, Blumen und Bändern geschmückt und sahen sich laut jauchzend um, den frechen Scherz der dastehenden Menge beantwortend und hervorrufend, so daß dieses Fest der Maria eben nicht sehr jungfräulich begangen wurde. Der bereits genannte Reisende versicherte uns hierbei, daß es auch anderwärts, z. B. in Wien nie unsittlicher und liederlicher hergehe, als in der stillen Woche vor Ostern. — Einen noch unangenehmern Eindruck als diese wilde Belustigung des gemeinen Volkes, machte ein anderer Aufzug auf mich, welcher mir eines Tages in Neapel begegnete. Voran zogen Musikanten; dann kamen Geistliche, einen höheren Geistlichen umringend, welcher unter einem Baldachin das Allerheiligste trug. Diesem folgte der durch einen Knaben von 12 Jahren repräsentirte Heilige, ein Bube mit Rittermantel, Alongenperücke, künstlichem Schnurrbarte, Helme, Degen und Sporen. Den Held des Tages umringten andere ebenfalls als Ritter verkleidete Knaben in ähnlichem Anzuge.

Den

Den Zug beschlossen eine Menge Leute mit Lichtern. Der wahrscheinlich aus einer Kirche kommende Zug ging durch mehrere Straßen in eine Kirche, wo Gottesdienst gehalten wurde. Abwechselnd und auch zu gleicher Zeit hörte man die Musik, die Gesänge der Geistlichen und das Geschrei des Volkes. Vor der Kirche entstand eine förmliche Balgerei, welcher nur durch das begleitende Militär Einhalt gethan werden konnte.

Da nur während der Fastenzeit und später bei besonderen Veranlassungen gepredigt wird, so habe ich nur in Oberitalien einige Male der Predigt beiwohnen können. Von einem aus Florenz nach Padua zu einer Fastenpredigt berufenen Geistlichen ist mir erinnerlich, daß er das ganze Alterthum und die ganze Geschichte zum Vortheile der katholischen Religion ausbeutete, und zwar mit auffälliger, sei es absichtlicher oder aus eigener Unkenntniß entspringender Verdrehung. Was jedoch den Vortrag, die Haltung und Gesticulation anbelangte, so machte die wohlklingende italienische Sprache mit sonorer voller Stimme hell und deutlich gesprochen und die überaus lebhafte und dem Feuer der Rede angemessene Gesticulation keinen übeln Eindruck. Die von mir gehörten Prediger schienen jedoch mehr den Zweck zu haben, ihre Zuhörer hinzureißen und zu erschüttern, als sie ruhig zu belehren, und bei uns würde man die Meisten von ihnen lieber als Schauspieler auf das Theater, als auf die Kanzel verweisen. In Neapel habe ich später im Vorüberfahren bei dem Hafen an einer Straßenecke einen von einem großen Haufen gemeinen Volks umringten jüngeren Geistlichen predigen gesehen. Auch er schien es an pathetischen Theaterstreichen nicht fehlen zu lassen. Er umarmte z. B. wiederholt die Füße des neben ihm stehenden großen Crucifixes. Das Volk hörte mit demselben Eifer zu, mit dem es sonst den auf diesem Platze aufgestellten Marionettentheatern zusieht, während rings der wildeste Lärm des Hafens die aufmerksame Menge umtobte.

3. Im=

3.

Immediateingabe der nichtunirten Lutheraner in Magdeburg an Se. Majestät den jetzigen König von Preußen.

„Als wir hörten, unser Vater sei gestorben, ergriff uns eine tiefere Betrübniß als andere seiner Kinder. Wir hatten ihn in seinen Lieblingsplanen über Union und Agende gestört, waren ihm in diesen Dingen ungehorsam gewesen, das rechte Verhältniß zwischen Obrigkeit und Unterthanen war gestört und bis zu seinem Heimgange nicht wiederhergestellt. Was uns aber tröstete, war, daß wir nur um des Herrn Jesu Christi willen ihm widerstanden hatten, daß wir die wahrhaftige Treue und Liebe zu ihm mit des Herrn Hilfe gegen alle Anfechtungen Satans bewahrt hatten, daß auch er in väterlicher Liebe uns zugethan geblieben war und nur mit Schmerz die harten Maßregeln gegen uns, die er für Wahnbethörte hielt, verhängt hatte, daß er endlich jetzt, da er zu seines Herrn Freude eingegangen ist, im Lichte der ewigen Klarheit mit ungetrübterer Liebe auf uns herabsieht. Voll Trost und Zuversicht treten wir deßhalb vor Ew. Königl. Maj., die Gott berufen hat, unseres verstorbenen Landesvaters Werk fortzusetzen, und zu bessern, was noch ungebessert geblieben ist. Bisher seitwärts vom Throne stehend, haben Ew. Königl. Maj. Vieles sehen können, was man unserem Könige künstlich verdeckt hatte. So hoffen wir, wird auch unsere, der nichtunirten Lutheraner, Angelegenheit Ew. Königl. Maj. im wahren Lichte erschienen seyn. Mit der vestesten Ueberzeugung halten wir die Lehre der lutherischen Kirche, wie solche in deren symbolischen Büchern, namentlich in der ungeänderten augsburgischen Confession niedergelegt ist, für die wahre und gewisse Lehre der Schrift. Die fanatischen Anhänger anderer Lehren können zwar nicht begreifen, wie Jemand in gutem Glauben und aufrichtig etwas Anderes glauben kann

kann als sie selbst; aber Ew. Königl. Maj. wissen bei dem weiten Ueberblicke, den Ihre erhabene Stellung gewährt, recht gut, daß es nicht die unredlichsten Gemüther sind, welche an den alten Lehren vesthalten. Die luther. Kirche kann die Bestimmtheit ihrer Lehre nicht aufgeben, sie verwirft in ihren Symbolen die Kirchengemeinschaft mit solchen, die diese Lehre nicht annehmen, nicht aus Hasse oder Mißgunst, sondern weil nach ihr die Uebereinstimmung in der Lehre und in den Sacramenten der Grund der Kirchengemeinschaft ist. Darum können wir mit den Reformirten, Unirten und Katholiken nicht in Einer sichtbaren Kirche seyn, ob wir uns gleich alles lieblosen Verdammens ihrer Irrlehren enthalten und mit ihnen, als unseren christlichen Mitbürgern, in sonst jeder Gemeinschaft der Nächstenliebe stehen müssen. Nach der luther. Lehre muß der Gottesdienst und somit auch die Agende ein genauer Ausdruck der Kirchenlehre seyn, darum können wir die ältere luther. Agende nicht gegen die neue Agende für die unirte Kirche aufgeben. Bei der jetzt herrschenden Mannigfaltigkeit der theologischen Lehrmeinungen können wir keine Sicherheit haben, daß uns unsere Geistlichen die Lehre der Kirche predigen werden, wenn sie nicht auf die unveränderte augsburgische Confession als das Hauptsymbol der luther. Kirche verpflichtet werden; endlich kann nach den symbolischen Büchern die Kirchengewalt nur durch Mitglieder der Kirche ausgeübt werden, so daß wir nur ein aus nichtunirten lutherischen, auf die ungeänderte augsb. Conf. verpflichteten Mitgliedern bestehendes Consistorium als unsere rechtmäßige Kirchenbehörde ansehen können. Dieß sind die Punete, auf denen zu bestehen unser Gewissen uns zwingt. Wir bitten demnach Ew. Königl. Maj. unterthänig und herzlichst: 1) uns von Staatswegen als eine nichtunirte evangelisch-lutherische Gemeinde anerkennen zu lassen; 2) uns die altwittenberger Agende von 1539 ferner zu belassen; 3) zu gestatten, daß unsere Geistlichen auf die ungeänderte augsb. Conf. verpflichtet werden; 4) uns in Gemeinschaft mit

den

den übrigen nichtunirten evangelisch-lutherischen Gemeinden im preuß. Staate ein aus nichtunirten, auf die ungeänderte augsburgische Conf. verpflichteten Mitgliedern bestehendes Consistorium einzusetzen, welches die Kirchengewalt handhabt und die Prüfung und Ordination unserer Geistlichen und Schullehrer bewirkt. Von unserem untergeordneten Standpuncte können wir uns nicht unterfangen, unsere Bitten durch den Nachweis, sie seien dem Kirchenrechte und der Staatsweisheit gemäß, unterstützen zu wollen. Dieß zu beurtheilen ist lediglich Sache Ew. Königl. Majestät. Aber was wir zu thun haben und nicht lassen dürfen, darüber müssen wir uns selbst entscheiden, nicht nach eigner Willkür, sondern nach fleißigem Forschen in der Schrift und eifrigem Gebete in der Gemeinschaft. Auf diesem Wege haben wir gefunden, daß wir von den gegebenen Puncten nicht lassen können. Welche bürgerliche Folgen dieß für uns haben soll, haben Ew. Königl. Maj. zu bestimmen, und wir vermessen uns nicht, unseres Landesherrn Regentenhandlungen irgend einer Beurtheilung zu unterwerfen. Wir sind bereit, alles zeitliche Wohl und, wenn es seyn muß, selbst unser geliebtes Vaterland ohne Murren aufzugeben; aber von Dem, was unser in den symbolischen Büchern niedergelegter Glaube von uns fordert, abzuweichen, ist wider unser Gewissen, ist uns unmöglich. Wir wissen, daß ohne Gottes Willen uns kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden kann und daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. So müßte es uns, wenn wir nur die rechte Zuversicht zum Herrn haben, gleich seyn, ob uns Duldung gewährt wird oder ob wir Verfolgung zu erleiden haben. Aber der Herr hat Jedem von uns auch einen bürgerlichen Beruf gegeben und die Sorge für eine Familie anvertraut. Darum ist es unsere Pflicht, auf jede rechtmäßige Weise für unser zeitliches Wohl zu sorgen. Satans Haupttücke in dieser Zeit ist, Obrigkeit und Unterthanen zu entzweien: dieser Zwiespalt und dieses Mißtrauen ist das Feld, auf dem er

seine

seine reichen Saaten höllischen Unkrautes zieht. Wir sind arme, schwache, sündige Menschen, und beten von Herzen: „Führe uns nicht in Versuchung.“ Darum muß es unser ernstliches Bestreben seyn, für Das, was wir um Gottes willen thun müssen, auch die Genehmigung unserer Obrigkeit zu erlangen. — Was wir von unseren jetzigen Verhältnissen Ew. Königl. Maj. mitzutheilen haben, ist Folgendes: „Wir bilden seit der Auswanderung unserer Brüder mit den Filialgemeinden Quedlinburg und Halberstadt eine nur kleine Gemeinde. (Dieß ist nicht genau. Die sämmtlichen nichtunirten Lutheraner in der Provinz Sachsen sind an einen einzigen Pfarrer gewiesen, dem aber andere Geistliche öfters assistiren. Derselbe hat in der Provinz keinen vesten Wohnsitz, sondern reist beständig umher.) Ein ordinirter Geistlicher, der früher Prediger in der unirten Kirche gewesen ist, versieht uns von Zeit zu Zeit mit den Sacramenten und der Predigt des göttlichen Wortes: heimlich, denn die Behörden lauern ihm auf, um ihn gefangen zu nehmen. In seiner Abwesenheit feiern wir unsern Gottesdienst durch Ablesen einer gedruckten Predigt — jetzt lesen wir die Predigten des gottseligen Mannes, Joh. Arndt —, Gemeindegesang und Vortrag der alten wittenberger Agende. Dieser Gottesdienst wird in einem von uns gemietheten Saale gehalten. Früher wurde er vielfach durch die Policei gestört, in der letzten Zeit aber nicht. Den Unterricht ertheilt ein von uns besoldeter Lehrer. Die Gemeinde-Angelegenheiten werden durch vier erwählte Repräsentanten besorgt. Ew. Königl. Maj. gehört unser Gut und Blut; unsere Seele aber allein dem Herrn. Mögen Ew. Königl. Maj. uns gnädig seyn, gleichwie der Herr am Tage des Gerichts Ihrer und unserer armen Seele gnädig seyn wolle. Versuchen Ew. Königl. Maj. es in Gottes Namen, unsere Angelegenheiten, ohne daß unsere Gewissen leiden, in gute bürgerliche Ordnung zu bringen. Ach, lieber Herr, es geht gewiß! Wäre es aber doch unmöglich, was Ew. Königl. Maj. am Besten verstehen müs-

müssen, kann der Druck und die Verfolgung nicht von uns genommen werden, so bewahren uns Ew. Königl. Maj. doch, darum flehen wir schließlich, auch während der Verfolgung ein mitleidiges und gütiges Herz und, wie wir nicht ablassen, in unserem Gottesdienste und in unseren Kammern für König und Königin herzinnig zu beten, so wolle Ew. Königl. Maj. nicht vergessen, in Ihrem Gebete unserer inbrünstig zu gedenken. Dann wird der Herr, welcher die Herzen der Könige wie Wasserbäche lenkt, Ew. Königl. Maj. zu rechter Zeit schon in's Herz geben, was Noth ist. Wir sind Ew. Königl. Maj. unterthänige und treue Unterthanen, die Mitglieder der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Magdeburg." Die Bittsteller wurden durch die Provinzialbehörde beschieden, daß der König ein unmittelbares persönliches Einschreiten in dieser Angelegenheit vermeidend, die Bittschrift an das betreffende Ministerium abgegeben habe. Schon vor längerer Zeit war eine Commission niedergesetzt, um die Angelegenheit der nichtunirten Lutheraner zu begutachten. Wäre nicht der, von dieser Commission erstattete, den Wünschen der Lutheraner durchaus günstige Bericht verlorengegangen und der Verlust längerer Zeit verborgen geblieben, so wäre schon vor Jahresfrist diese Angelegenheit zur vollständigsten Befriedigung der Lutheraner erledigt gewesen. Der verstorbene König hat sich noch in den letzten Wochen seines Lebens lebhaft mit dieser Angelegenheit beschäfftigt. Die Arbeit wird dem Befehle des jetzigen Königs gemäß eifrig betrieben und wahrscheinlich sehr bald auf die liberalste Weise erledigt werden."

Bekannt-

Bekanntmachungsblatt
der
kritischen Prediger-Bibliothek.
IV.

Einladung zur Subscription.

Unterzeichneter erlaubt sich alle Herren Superintendenten, Prediger, Seminar-Inspectoren nochmals auf die höchst wohlfeile

Gesammt-Ausgabe
von
D. G. F. Dinter's Schriften,

von welchen in diesen Tagen das 4te Bdchn. der II. Abthlg. die Presse verläßt, aufmerksam zu machen und zu recht reger Theilnahme aufzuforden.

Alle Buchhandlungen Deutschlands sind in Stand gesetzt, diese auf schönem, weißem Velindruckpapiere veranstaltete Ausgabe zum Subscriptions-Preise von ½ gGr. pro Bogen zu liefern und den Subscribentensammlern auf 10 Expl. 1 frei zu geben.

Neustadt a. d. Orla, im October 1840.

J. K. G. Wagner.

Das, von dem Herausgeber dieses seit mehreren Jahren redigirte,

Magazin für christliche Prediger

erscheint vom XIII. Bande an, im Verlage des Unterzeichneten und bittet alle die Herren Prediger, welchen es noch nicht bekannt seyn sollte, Ihre Bestellungen gef. in der Ihnen nahegelegenen Buchhandlung abzugeben, deren jede in den Stand gesetzt ist, dasselbe zu dem frühern, sehr billigen Preise von 20 gGr. pr. Stück, wovon jährlich zwei erscheinen, welche einen Band bilden, zu liefern.

Ferner

Ferner sind nachstehende Schriften in meinem Verlage erschienen:

Fischer, M. G. E., christliche Betstunden, oder: biblisches Erbauungsbuch 2c. N. T. I. Thl. 1. u. 2. Lfrg. II. Thl. 1. Lfrg. 2te verbesserte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 10 gGr. netto.

Hundeiker, E. G. J., der Herr Dekan Götz zu Gnadenberg mit seinem Freiherrn von Wiesau vor dem Gerichte des gesunden Menschenverstandes, der Geschichte und der heil. Schrift. Eine kritische Beleuchtung der gegen Herrn D. Bretschneider's Freiherrn von Sandau gerichteten Schmähschrift: der Freiherr von Wiesau. gr. 8. geh. 18 gGr.

Wohlfarth, D. J. F. Th., hier ist gut seyn, hier lasset uns Hütten bauen. — Eine Sammlung heiliger Reden über die wichtigsten Lehren des Evangeliums mit einem Vorworte über die gegenwärtigen evangelischen Kämpfe. Ein Erbauungsbuch für Gebildete. gr. 8. 1 Thlr. 15 gGr.

Der Name des Bearbeiters der letztern Schrift der nunmehr in drei evangel. Ländern amtlich empfohlenen Prediger-Bibel 2c. ist zu bekannt, als daß das Publicum eine besondere Hinweisung auf dieses Erbauungsbuch bedürfte. Deßhalb machen wir nur noch auf das höchst wichtige Friedenswort in der Vorrede S. XX. alle Geistliche und gebildete Christen, welche an den betreffenden Streitigkeiten irgend einen Antheil nehmen, um so mehr aufmerksam, je mehr dasselbe geeignet ist, die Gemüther völlig zu beruhigen und eine Vereinigung der Parteien auf der Basis der ewigen Wahrheit zu vermitteln.

Neustadt a. d. Orla, im Octbr. 1840.

J. K. G. Wagner.

In

ihrer Glaubensansichten gegen Hrn. Past. F. W. Krummacher und Hrn. Past. Tiele.

☞ Wichtiges Werk für Theologen! ☜

Preisermäßigung.

Durch die Uebernahme der noch vorhandenen Exemplare bin ich in den Stand gesetzt, die im Jahre 1836 — 1838 erschienenen und in allen Ländern mit ungetheiltem Beifalle aufgenommenen

Musterpredigten

der vorzüglichsten jetzt lebenden Kanzelredner Deutschlands und anderer protestantischen Länder.

Herausgegeben von **Dr. Heinr. Aug. Schott,**

nach dessen Tode fortgesetzt

von **Dr. Jonathan Schuderoff.**

4 Bände, à 5 Lieferungen, gr. 8. 125 Bogen stark und **120 nur Original**-Kanzelvorträge enthaltend,

bisheriger Preis 6 Thlr. 16 gGr.,

auf unbestimmte Zeit auf 3 Thaler Pr. Ct.,

einzelne Bände aber auf 1 Thlr. herabzusetzen.

(Einzelne Hefte können nur zu dem frühern Preise à 8 gGr. abgelassen werden.)

Ueber den gediegenen homiletischen Werth dieser Sammlung haben sich competente Stimmen in allen kritischen, theologischen und andern Blättern stets höchst empfehlend ausgesprochen; hierfür bürgen auch genügend die Namen der Herren Herausgeber und Mitarbeiter, wie z. B. Alt, Ammon, Böckel, Couard, Dräseke, Ehrenberg, Girardet, Hagenbach, Hesekiel, Hüffel, Krehl, Marheinecke, Röhr, Schottin, Schuderoff, Tischer, de Wette u. a. m.

Diese

Diese Namen rechtfertigen auch wohl vollkommen den Titel **einer Mustersammlung**, bestimmt, **die verschiedenen homiletischen Richtungen und Leistungen der neuern Zeit kennen zu lernen** und **als eine bildende Lectüre für gegenwärtige und zukünftige Mitglieder des geistlichen Standes** zu dienen, außerdem aber noch den Zweck der **häuslichen Erbauung** in hohem Grade erfüllend.

Der jetzige niedrigere Preis dürfte es Vielen möglich und leichter machen, den Wunsch des Besitzes der vorzüglichsten Sammlung dieser Art zu erfüllen. Später tritt der frühere Preis wieder ein, weßhalb man bittet, Bestellungen, welche alle Buchhandlungen des In- und Auslandes annehmen, möglichst bald zu machen.

Leipzig, im Octbr. 1840.

Bernh. Hermann.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Kirchengeschichte Mecklenburgs. Vom Licentiaten der Theologie Dr. Julius Wiggers. 1½ Thlr.

Diese Geschichte einer echt lutherischen Landeskirche gegeben von einem Manne, dessen religiöser Sinn und historischer Geist sich in jeder Zeile beurkundet, darf von keinem gelehrten Theologen des ganzen protestantischen Deutschlands unbeachtet bleiben.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung in Parchim und Ludwigslust.

In der Keyßner'schen Hofbuchhandlung in Meiningen ist erschienen:

Emmrich, G. C. Fr., Auswahl christlicher Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. 2 Thle. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

In

---

ern. Werks., so wie den Freunden christlicher Erbauung auf's Angelegentlichste empfohlen.

Bretschneider, D. K. G., Der Streit über die Anbetung Christi, geführt im Februar und März 1840 zu Magdeburg. 8. geh. 4 Gr. oder 18 Kr.

Das große Interesse, welches der hier besprochene Streit erregte, machte einen neuen Abdruck dieser in der Allgemeinen Kirchenzeitung mitgetheilten Erzählung nöthig.

Bei *E. B. Schwickert* in *Leipzig* ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Wie Herr Doctor Tholuck die heil. Schrift erklärt, wie er beten lehrt und dichtet. Vorträge in einer sächsischen Predigerconferenz gehalten.

Auch unter dem Titel:

Kritische Beiträge zur Erklärung des Briefes an die Hebräer mit Rücksicht auf den Commentar des Hrn. Dr. Tholuck zu diesem Briefe. Nebst einem Anhange über die Stunden christlicher Andacht von Dr. Tholuck. gr. 8. geh. 18 Gr.

Leipzig, im Septbr. 1840.

Büsten

von

Dr. J. Fr. Röhr,

Großh. Sächs. Weim. Vicepräsident u. Generalsuperintendent etc. etc.

modellirt von **Angelika Facius.**

Preis der großen, 24" hoch, 19" breit:

in Gips: 5 Rthlr. oder 9 Fl.

in Zink als weißer Marmor präparirt 40 Rthlr. od. 72 Fl.

in Zink grün bronzirt oder (nach Wahl) mit Kupfer überzogen,

zogen, so daß es von florentinischer Bronze nicht zu unterscheiden ist, 45 Rthlr. od. 81 Fl.

Preis der kleinern, 9″ hoch, 5″ breit:

in Gips: 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

in Zink als weißer Marmor präparirt $6\frac{1}{2}$ Rthlr. oder 11 Fl. 42 Kr.

in Zink bronzirt wie oben 8 Rthlr. od. 14 Fl. 24 Kr.

Kiste und Emballage werden extra berechnet.

Dr. Röhr, der ehrwürdige Kämpfer für evangelische Wahrheit, der neue Luther, nicht bloß dem Ultramontanismus, auch der Verfinsterungsbande unter den Protestanten selber gegenüber, ist von der anerkannten Künstlerin Fräul. Angelika Facius in diesen Büsten mit so viel Wahrheit als Talente aufgefaßt und dargestellt und alle seine vielen Verehrer werden sich freuen, hier ein so sprechend ähnliches, lebenvolles Bild von ihm zu erhalten.

Von diesen Büsten habe ich Formen und Eigenthumsrecht an mich gebracht und sind dieselben von mir durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen.

Weimar, 1. Septbr. 1840. B. F. Voigt.

☞ Auf den Wunsch des Herrn Verlegers, seiner Ankündigung mein Urtheil über die obengenannten Werke beizusetzen, kann ich die Ueberzeugung aussprechen, daß sie zu denjenigen gehören, in welchen die ausgezeichnete Künstlerin ihr Talent für sprechende Bildnißdarstellung am Meisten bewährt hat.

Weimar, 12. Septbr. 1840. Schorn.

Kritische

Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Vicepräsidenten des Oberconsistoriums, Oberhofprediger und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

Ein und zwanzigster Band. Fünftes Heft.

Neustadt a. d. Orla,
bei Johann Karl Gottfried Wagner.
1840.

Dogmatique chrétienne, par M. J. — J. *Chenevière*, Docteur en Théologie, Pasteur et Professeur. Genève, Vve Julien et fils, Libraires. 1840. VIII und 482 SS. gr. 8. brosch.

Mit nicht geringer Achtung gegen des rühmlichst bekannten Verfs. Gelehrsamkeit und christliche Gesinnung hat Recn. das Studium dieser Dogmatik erfüllt, deren Erscheinen als ein um so erfreulicheres begrüßt zu werden verdient, da sie ein höchst vortheilhaftes Zeugniß von dem unter den Theologen der französischen, namentlich genfer, reformirten Kirche unserer Tage herrschenden wissenschaftlichen Geiste ablegt. — Es war, wie Hr. D. Ch. in dem kurzen Vorworte zu erkennen gibt, hauptsächlich der fühlbare Mangel eines den Bedürfnissen der Zeit entsprechenden französischen dogmatischen Werkes, was ihn bewog, seine Arbeit zu veröffentlichen, von der er sagt, daß, obwohl er dieselbe leicht weit umfangreicher hätte machen können, sie doch an Reichhaltigkeit des Inhaltes Nichts verloren habe, da nichts Wesentliches übergangen worden sei. Indessen glauben wir doch auf einzelne, wenn auch verhältnißmäßig eben nur wenige Partieen des Werkes gestoßen zu seyn, wo allerdings mehreres zur Sache Gehörende unberücksichtigt geblieben, obschon das Ganze vollständig und erschöpfend genug ausgefallen ist, um dem beabsichtigten Zwecke ein Genüge zu thun, zumal ein gewisser, dem Verf. eigenthümlicher unverkennbar sicherer Tact ihn in der Regel immer das Rechte hat finden lassen.

 Ganz

Ganz besonders verdient die genaue Bekanntschaft des Verfs. mit den einschlägigen theologischen und philosophischen Schriften und resp. Systemen vorzugsweise deutscher Gelehrten einer auszeichnenden Erwähnung um so mehr, als eine solche — mehrere andere, gleich rühmliche, Ausnahmen abgerechnet — sonst gemeiniglich bei seinen Landsleuten nicht vorausgesetzt werden darf. In der That auch ist ihm keine, nur einigermaßen bemerkenswerthe Erscheinung der älteren, neueren und neuesten Zeit auf dem, von ihm mit nicht gewöhnlicher Kenntniß und Umsicht betretenen, Gebiete der Wissenschaft entgangen, und seine oft sehr scharfsinnigen bezüglichen Kritiken beweisen hinlänglich, daß er von der betreffenden Literatur nicht bloß Notiz genommen, sondern auch das Gegebene gründlich verarbeitet hat. Von den ihm eigenen dogmatischen Ansichten, die er klar und unumwunden ausspricht, wird weiter unten, bei schicklicher Veranlassung, die Rede seyn. — Wir gehen zu dem Werke selbst über und machen den näheren Inhalt desselben mit Wenigem namhaft.

Im ersten §. der vorausgeschickten, gedrängt gehaltenen Einleitung hebt der Verf. den Unterschied der Begriffe Religion und Theologie kurz, aber genügend hervor, nur daß er dabei an einigen Stellen in eine Art Betrachtungston fällt, der mehr in ein Handbuch der Moral, als der Glaubenslehre gehört, z. B. gleich auf der ersten Seite, wo er die Eigenthümlichkeit eines religiösen Gemüths beschreibt, was viel einfacher und körniger hätte gesagt werden können. Ganz richtig wird aber S. 2 f. das Verhältniß der jedem Menschen gewordenen Uroffenbarung Gottes in Vernunft und Gewissen zu der sogenannten außerordentlichen Offenbarung bestimmt und der Kanon aufgestellt, daß sich beide in keinem Falle widersprechen, darum die letztere Nichts lehren und fordern dürfe, was jene nicht approbiren könne, wozu die Bemerkung (S. 3.) zu vergleichen ist: „On prétend

tend que des points opposés à la raison limitée de l'homme peuvent être approuvés par la raison infinie de Dieu; mais si cela était vrai, des enseignements de ce genre ne seraient pas pour nous, et comme la révélation est un bienfait destiné à l'homme, les Apôtres de cette révélation, hommes eux-mêmes, s'addressant à des hommes, ne leur auraient pas donné ces enseignements, dans la crainte d'égarer leurs disciples, d'ôter à la révélation sa beauté sublime, et de soulever contre elle, d'irréconciliables ennemis." Das Christenthum ist ihm „die höchste Entwickelung des religiösen Geistes, das kräftigste Beförderungsmittel eines frommen Lebens und jeder echt menschlichen Vervollkommnung." — Bei dem sichtbaren Bestreben des Verfs., sich der möglichsten Kürze zu befleißigen, das im Allgemeinen gebührende Anerkennung verdient, ist es ihm jedoch gleich von Vorn herein widerfahren, mehreres Wesentliche ganz bei Seite gelassen zu haben. Denn vergeblich sieht man sich nach einer sicheren Beststellung des Begriffs der Religion nach ihrer subjectiven und objectiven, theoretischen und praktischen Beziehung, in Rücksicht ihrer Quellen u. s. w., um. Die Religion selbst beschreibt Hr. Ch. als „ein Gefühl, ein durch Nachdenken sich entwickelndes und bevestigendes, der menschlichen Natur angebornes Bedürfniß." Allein das Primitive, und überhaupt das Wesen der Religion kann und darf im Gefühle nicht gesucht werden, weil diesem nur erst Mittels der, die Gottesidee auffassenden, Vernunft die Richtung auf Gott ertheilt wird. Sehr wahr erinnert in diesem Betrachte ein Recensent in dies. Bl. (XVI. Bd. 5. H. S. 755.): „Wenn Gefühl das Wesen der Religion wäre, so müßte man sagen können: Alles Religionhaben ist ein Fühlen. Kann man wohl umgekehrt richtig sagen: Alles Fühlen ist ein Religionhaben? Da dieß unleugbar nicht ist, so fragt es sich, welches Fühlen ein Religionhaben

haben sei? Und wird sich das durch Gefühl wieder ausmachen lassen? Auch dieß wird Niemand behaupten wollen. Aber jene Frage kann offenbar nur aus dem **Wesen** der Religion entscheidend beantwortet werden, welches also im Gefühle nicht liegt." Eben so treffend raisonnirt und argumentirt jener Recensent weiter: „Es gibt religiöse Gefühle nach Jedermanns Geständnisse, das heißt solche, die durch Religion gewirkt sind. Ihr Daseyn folglich setzt Religion im Menschen voraus; eben so, wie freundschaftliche Gefühle Freundschaft in ihm voraussetzen. Ist aber Freundschaft selbst darum nothwendig ihrem Wesen nach Gefühl, weil es freundschaftliche Gefühle gibt? Eben so wenig als darum, weil es religiöse gibt, Religion. Endlich erwäge man: So wie Gefühle durch Religion gewirkt werden, so auch Gedanken und Handlungen, welches gleichfalls Niemand leugnen wird, wenn er überhaupt Religion anerkennt. Denken, Fühlen und Handeln aber machen zusammen den **ganzen Geist des Menschen** aus. Wird mithin nicht auch Religion, ihrem Wesen und Ursprunge nach, diesem ganzen Geiste angehören müssen? Sie ist also" — wie jener Rec. schließlich bemerkt — „nicht bloße Gefühlssache und wird daher von Jedem, der sie dafür nimmt, nur **einseitig** aufgefaßt."

Wenn der Verf. im 2ten §. der Einleitung, welcher überschrieben ist: **Von der Dogmatik und der Geschichte derselben** unter Anderem da, wo er von den neueren und neuesten Dogmatikern unserer Kirche spricht, **Schleiermacher** nachrühmt (S. 12.), daß dieser der christlichen Glaubenslehre vornehmlich dadurch einen großen Dienst erwiesen, daß er sie „von den Fesseln des Buchstabens erlöst und ihr eine freiere Richtung gegeben habe," so ist Rec. ganz anderer Meinung, da ein System, an welchem, wenn man es ohne Vorurtheil in Augenschein nimmt, das gerade Gegentheil von dem Allen hervortritt, nämlich eine widernatürliche Einzwängung der christ-

lichen

lichen Glaubenswahrheiten in die von Schl. mit scholastischer Spitzfindigkeit und dialektischer Täuscherei willkürlich zurechtgelegten und ausgedeuteten kirchlichen Dogmen, — sich nothwendig als ein solches ausweisen muß, welches eben so sehr vom Geiste des Evangeliums abweicht, als es der wahren christlichen Wissenschaft schlechte Dienste leistet. Oder sollte aus den unfruchtbaren Sätzen einer dürren speculativen Philosophie unserer Theologie und Kirche Heil erwachsen? — Anderer Seits jedoch hat Hr. Ch. selbst eingesehen und gefühlt, wohin die consequente Durchführung der schleiermacher'schen Grundansicht von der Religion ꝛc. führen müßte; denn, sagt er sehr richtig (ebendas. Anm.): „Il (Schleiermacher) a fondé sa dogmatique sur le sentiment général de l'adoration de Dieu; il a fait un tout scientifique des sentiments qui remplissaient son coeur et qu'il considérait comme le produit de sa conscience immediate. On peut remarquer que la conscience est sujette à bien des variations; que ce point de vue tendrait à justifier les prières pour les morts, l'intercession des saints, l'influence des anges, en général les additions que l'Eglise romaine a faites à l'Evangile, conduite par un sentiment et des besoins religieux." Auch müssen wir ihm vollkommen Recht geben, wenn er in Bezug auf die t w e s t e n'sche Ansicht vom Wesen der Dogmatik (S. 9.) sagt: „Je ne saurais soucrire a son point de vue, qui me paraît dépouiller la dogmatique de son côté le plus utile, en le restreignant à l'histoire et à la dogmatique biblique cet." Der Vorwurf aber, der, wie es scheint, auf den seichten Grund eines Ausspruchs des Hrn. D. H a s e in dessen Dogmatik dem D. W e g s c h e i d e r gemacht wird, daß dieser Gelehrte „oft das Christenthum als etwas geschichtlich Gegebenes, als eine positive Religion verkannt habe," ist völlig aus der Luft gegriffen, wovon sich Jeder überzeugen kann, der mit dem Lehrbuche Weg-

scheis

scheider's nur einigermaßen bekannt ist. Uebrigens hat Hr. Ch. es nicht für gut befunden, diesen verdienstvollen Theologen in der Reihe der S. 8. aufgeführten Dogmatiker zu nennen; nur in einigen flüchtigen, Wenig besagenden Anmerkungen kommt sein Name einige Male, und zwar an Einer Stelle (Seite 16.) in der sonderbaren Zusammenstellung mit — man denke! — Venturini vor, als ob er mit dem Verfasser der längst vergessenen natürlichen Geschichte des großen Propheten von Nazareth so ohne weitere Umstände in eine und dieselbe Classe gesetzt werden könnte! Auch wird ihm, nebst Dr. Paulus, das Beiwort eines „alten" Rationalisten gegeben. Worauf soll sich dieses Epitheton beziehen? Wie bekannt, nimmt der würdige Wegscheider noch immer einen Hauptplatz unter den Rationalisten unserer Tage ein, und seine, in so vielen Auflagen verbreiteten und fortwährend segensreich wirkenden, Institt. theologiae christ. dogmat. geben hinlängliches Zeugniß von der Geistesfrische und Gediegenheit dieses classischen Werkes. — Noch müssen wir bemerken, daß in demselben §. die Aufzählung der dogmatischen Lehr- und Handbücher neuerer katholischer Theologen vermißt wird.

Die Erwähnung der verschiedenen Religionsarten und Formen, die der Verf. im 2ten §. nachbringt, hätte ihre passendere Stellung in §. 1. gefunden. Was er (S. 14 fg.) über das Princip des Katholicismus und Protestantismus sagt, ist hinreichend charakterisirend. Wenn der Vf. aber in der kurzen Abhandlung über Supranaturalismus und Rationalismus (S. 15—18.) zwischen „älteren" und „neueren" Rationalisten einen Unterschied machen zu müssen glaubt, und unter Anderem jene als solche bezeichnet, welche die Wunder im N. T. auf eine natürliche Weise zu erklären gesucht hätten, so entgegnen wir, daß diese Behandlungsweise des Christenthums fälschlich mit dem Namen einer rationalistischen belegt wird, der Verf. vielmehr diese mit der natura-

listi-

listischen verwechselt hat. Was er den „modernen" Rationalismus nennt und von dem Wesen desselben aussagt, ist überhaupt der Charakter des allein diesen Namen verdienenden Rationalismus. — Sich selbst gibt Hr. Ch. als einen „rationalen Supernaturalisten" zu erkennen, da ihm die Systeme des Supernaturalismus wie des Rationalismus beide als ungenügend erscheinen und er den Grundsatz aufstellt (S. 17.): der Theolog dürfe schlechterdings keinem besonderen Systeme huldigen. Wir wollen hierbei nur so Viel bemerken, daß es durchaus verkehrt ist, den Rationalismus ein System im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu nennen. Wer die Autorität der Vernunft in Glaubenssachen anerkennt — und sie nicht anerkennen, heißt Gott selbst schmähen, der uns dieselbe als höchstes geistiges Vermögen zum Erkennen und Verstehen der übersinnlichen Dinge und zur Prüfung alles Dessen, was sich unter dem Namen: geoffenbarte Religion ankündigt, verliehen hat — der ist ein Rationalist. Die Halbheit des Begriffs eines „rationalen Supernaturalisten" liegt übrigens am Tage. Rec. wenigstens kann sich von diesem Begriffe keinen rechten Begriff machen. Entweder das Eine, oder das Andere. Die beliebten Mittelwege, die manche unserer Theologen einzuschlagen suchen, führen zu keinem vesten Ziele und befriedigenden Resultate, und leiden überdieß an dem größten aller wissenschaftlichen Mängel, — der Inconsequenz.

In §. 3., der die Quellen, woraus der Christ seinen Glauben schöpfen müsse, in's Auge faßt, spricht der Verf. mit Recht seine Verwunderung darüber aus, daß noch jetzt so viele Gottesgelehrte den symbolischen Büchern neben der heil. Schrift eine bindende Geltung einräumen, und bemerkt sehr wahr: „Les symboles imposés à une Eglise sont un contre-coup et un reste du catholicisme romain." Bei dieser Gelegenheit erzählt er in einer Nota folgenden „ganz

eigen-

eigenthümlichen Vorfall, der im Canton Waadt sich zugetragen habe und dessen unvorhergesehene Folgen geeignet seien, die Hoffnung der Freunde des Fortschritts zu beleben." Unter allen Geistlichen des Waadtlandes nämlich, welche in Lausanne zu einer Conferenz vereinigt gewesen, um die Symbolfrage abzuhandeln, habe ein Einziger, der würdige Pfarrer Archinard, ein Mann voll Glaubens und Muthes, der Annahme der kirchlichen Bekenntnißschriften sich zu widersetzen gewagt, während alle Andere zu ihren Gunsten gesprochen hätten, und das Endresultat sei die Erschütterung der Anhänglichkeit an diese Symbole gewesen. In Folge Dessen soll, wie versichert wird, zur Zeit ein Gesetzesvorschlag vorbereitet seyn, worin es sich um Abschaffung jener Bekenntnißschriften handele. —

Das über die s. g. Inspiration der heil. Schriftsteller §. 4. Gesagte, ist das Bekannte. Die Meinung des Verfs. wird indeß dem Leser nicht recht klar. Eine Inspiration im altorthodoxen Sinne nimmt er zwar nicht an; allein er scheint doch anderer Seits in den Begriff Mehr zu legen, als er vernünftiger Weise enthalten kann. Die Forderung aber, worauf er dringt, daß die heil. Schrift nach denselben Regeln, wie jeder andere Schriftsteller, nämlich aus sich selbst, von dem grammatisch-historischen Standpuncte aus erklärt werden müsse, beruht auf gutem Grunde. Treffend erinnert Hr. Ch. nebenbei (S. 27.): „Il y a erreur dans les enseignements que l'on prétend faire découler de la Bible et revêtir ainsi d'une autorité sainte, lorsqu'il a contradiction entre la raison et la révélation, lorsque notre sens commun éprouve une repulsion qui s'oppose à ce qu'il accepte un enseignement, et qu'il en expose les motifs qui ont pour lui une force irrésistible, lorsque la dignité céleste est compromise par des leçons superstitieuses et puériles, lorsqu'il y a opposition entre ces leçons ainsi entendues

et

et d'autres enseignements positifs contenus dans d'autres livres du canon; lorsqu'on suit ces erreurs à la trace, depuis leur apparition première jusqu' à leur maturité et à leur adoption par un synode, un concile ou une secte; de même que les sons nous parviennent par l'entremise de nos oreilles, le sens des Livres Saints frappe notre esprit par le moyen de l'intelligence qui saisit la signification des mots et en fait découler les vérités et les préceptes que ces mots nous transmettent." — Den Beschluß der sehr kurzen Einleitung macht eine Untersuchung über den alt- und neutestamentlichen Kanon, die nichts Neues, das Alte aber in zweckmäßiger Zusammenstellung gibt. Als Verfasser eines großen Theils des Pentateuchs wird Moses angenommen; auf die neueren deßfallsigen Untersuchungen über diese Bücher hat Hr. Ch. nicht Rücksicht genommen, was wir nicht billigen mögen. Unbestimmt, wie oben, wird von der Inspiration und Sehergabe der Propheten geredet, und ohne nähere motivirende Bestimmung die allgemeine Behauptung hingestellt: „ils (die prophetischen Schriften) contiennent les prophéties messianiques plusieurs siècles avant l'événement (S. 32.)." In den ebenfalls ganz aphoristisch gehaltenen Bemerkungen über den Kanon des N. Ts. wird unter Anderem als Zweck des johanneischen Evangeliums angenommen, die Synoptiker zu ergänzen, eine Annahme, die als hinlänglich widerlegt zu betrachten ist, da sie zu viel innere und äußere Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten, ja Ungereimtheiten enthält. Die Echtheit des fraglichen Evangeliums dürfte übrigens denn doch noch nicht so ganz außer Zweifel gesetzt seyn, als der Verf. meint, der auch die Apokalypse, an deren Authentie er, durch die von Michaelis in dessen „Einleitung in's N. T." dagegen erhobenen Argumente unsicher gemacht, lange Zeit gezweifelt, demselben Apostel zuschreibt. Eine, wie Hr. Ch. versichert, „ausgezeichnete, jedoch zu wenig bekannt

kannt gewordene" und, wie er hinzusetzt, „avec une grande rigueur de principes et souvent avec beaucoup de sagacité" verfaßte, im Jahre 1832 zu Paris erschienene Schrift eines gewissen Pfarrers Basset, die den Titel führe: *Explication raisonnée de l'Apocalypse*, habe seine jetzige Ansicht bestimmt. Die sorgfältigen Forschungen der gewichtigsten neuesten Kritiker möchten aber wohl entschieden und unwidersprechlich genug die Unechtheit dieses, mit Unrecht in den Kanon aufgenommenen Buches dargethan haben. — Nächst der heil. Schrift werden die Apologieen der ersten christlichen Jahrhunderte, die Schriften der apostolischen Väter und die kirchengeschichtlichen Werke jener Zeit als „kostbare Urkunden," woraus der Christ seinen Glauben zu schöpfen habe, angeführt; jedoch räth der Verf. Vorsicht bei'm Gebrauche dieser Quellen an und verlangt, daß man einen kritischen Geist zu dem Studium derselben mitbringen müsse. Nicht mehr als billig; nur gehört eben ein mehr gelehrtes Studium dazu, und darum möchten wir nicht jedem Christen ohne Unterschied auf jene mit Vorsicht zu gebrauchenden Quellen verweisen.

Bevor der Verf. zu dem ersten Abschnitte seines eigentlichen Werkes übergeht, thut er noch der Art und Weise Erwähnung, wie von mehrern Theologen unserer Kirche, z. B. Augusti, Marheineke, v. Ammon, Bretschneider rc. der Stoff der christlichen Glaubenslehre eingetheilt werde. Er selbst theilt seine Dogmatik in drei Theile ein: 1. Von Gotte, oder der Theologie im eigentlichsten Sinne; 2. Von dem Menschen, oder der Anthropologie und 3. Von Jesus Christus, oder der Soterologie. Den Vortheil der „Einfachheit, Vollständigkeit und Behältlichkeit" hat diese Anordnung allerdings, aber auch mit den meisten anderen Lehrbüchern der Dogmatik den Fehler gemein, daß sie Das, was an der Spitze jeder christlichen Glaubenslehre stehen sollte, um dieselbe sogleich als eine solche kenntlich zu machen, die Lehre von der Person Jesu

Christi

Christi — die, strenge genommen, in die Einleitung gehört — erst hintennach bringt.

Sehr bezeichnend heißt es im 1sten §. des ersten Abschnittes, Cap. 1., wo zunächst von dem Daseyn Gottes gehandelt wird, (S. 40 fg.): „Nous pouvons espérer donner de Dieu une idée depouillée d'erreurs, quand nous disons, il est infini, il est nécessaire, il est esprit, alors nous évitons les écueils du panthéisme et du dualisme. Quoi que nous fassions, avec nos petites mesures, pour un être sans limites, nous serons toujours voisins de l'anthropomorphisme, avec nos formes, dans nos langues imparfaites et limitées comme nous; mais en parlant ainsi de Dieu, nous nous élèverons autant qu'il nous est possible." Wenn die Eigenschaften Gottes unter die beiden Hauptgesichtspuncte der Macht und Güte zusammengefaßt werden, so kann man, obwohl sich Mancherlei dagegen einwenden ließe, doch nicht anders, als die gegebene weitere Ausführung eine geistreiche und übersichtliche nennen. — Die Frage, warum Gott, als der Heilige, die Sünde zugelassen habe, wird befriedigend und, wie sich von selbst versteht, in Rücksicht auf die sittliche Freiheit des Menschen beantwortet. Nach Anführung und Definition der einzelnen Eigenschaften Gottes, setzt der Vf. (S. 50.) hinzu: „La réunion de ces attributs nous conduit à determiner selon nos forces la nature de Dieu, elle nous fait sentir les diverses relations sous lesquelles il se manifeste à nous, et semble bien propre à nous inspirer des sentiments d'admiration, de respect et de reconnaisance. Ces attributs ne sont point séparés en Dieu et distincts dans son essence; nos divisions ne sont qu'un aide pour notre faiblesse, la plus parfaite unité règne en Dieu. La réunion de ces attributs forme la majesté divine, que l'Ecriture appelle

sa

sa gloire, et qui nous conduit à l'adoration cet." Die Beweise für das Daseyn Gottes finden sich bei dem Verf. nur dem Namen nach. — Daß ein in den Sinn und Geist der Bibel und der christlichen Wissenschaft so wacker eingedrungener Theolog, wie Hr. Ch. ist, die Lehre von der Trinität nicht anders ansehen und auffassen konnte, als er (S. 51—56.) gethan hat, ließ sich erwarten. Wir können es uns nicht versagen, aus der gehaltvollen bezüglichen Abhandlung die charakteristische und schlagende Schlußbetrachtung hervorzuheben (S. 65.): „C'est en vain qu'on veut concilier avec le dogme de la Trinité des principes philosophiques. C'est vouloir l'impossible; un seul Dieu et trois êtres égaux qu'on appelle chacun Dieu, ce sont des thèses opposées qui se détruisent. Pour éviter le thriteisme, on est obligé d'admettre que chacune des personnes divines n'a son complément et toute son existence que dans l'essence divine, ce qui dépouille l'Etre Suprême de son indépendance, il n'est plus l'être absolu. Le Père existe par lui même, tout le monde est d'accord sur ce point; mais il y a entre le Père et les deux autres personnes une génération, une filiation, une procession, comme on les appelle; on ne peut accommoder ces idées avec la divinité. S'il y a dépendance du Fils, on éclaircit l'idée, mais on supprime le dogme; des dieux ne peuvent être dependants, c'est-à dire inégaux. Dites génération, dites procession, il y a toujours une cause, ceux qui procèdent existent par un autre et ne sont pas dieux. Ainsi le Fils et le Saint-Esprit sont privés de l'existence inhérente, de l'aséité, aucun raisonnement, aucune distinction ne peut empêcher cette thèse d'être contraire à la raison." Eben so gelungen ist die aus der Schrift geschöpfte Beweisführung von der Unvereinbarkeit dieses Dogma mit den klar-

klarsten Aussprüchen Jesu (S. 56.). Schleiermacher's Versuch, die Idee der Trinität zu „vergeistigen," wird ganz recht geradezu eine Aufhebung und Vernichtung derselben genannt. Warum, fragen wir, den Nichts sagenden Namen, wenn man die Sache nicht mehr halten kann; warum ein leeres Spiel mit einem Worte treiben, mit welchem sich ein realer und vernünftiger Sinn nun einmal nicht verbinden läßt? Beiläufig sei noch erwähnt, daß allerdings die Bibel von Jesu als dem dereinstigen sichtbaren Richter der Menschen redet, wie der Verf. an- und im zweiten Abschnitte (von der Christologie) S. 265. weiter ausführt. Allein diese, lediglich aus jüdisch-messianischen Zeitbegriffen zu erklärende, mit der Idee Gottes und seiner Machtvollkommenheit schwer zu vereinbarende, Lehre sollte doch nicht mehr so urgirt werden, als unser Verf. noch thut, der hier rein auf den Boden des Supernaturalismus getreten ist und somit unsere obige Behauptung von der unvermeidlichen Inconsequenz eines angeblichen rationalen Supernaturalismus selbst gerechtfertigt hat. — Uebrigens sind von ihm in demjenigen §., wo er von der Einheit Gottes, dem Götzendienste und den verschiedenen Arten desselben spricht, die Gründe für das Daseyn Eines höchsten Wesens mit großer Klarheit auseinander gesetzt worden.

In dem darauf folgenden Paragraphen läßt er sich in eine umständlichere Betrachtung über den Pantheismus ein und zeigt eine nicht geringe Bekanntschaft mit diesem Systeme. Sowohl den s. g. idealistischen Pantheismus (Spinoza, Fichte), als auch den naturalistischen (Schelling's und Hegel's Lehre vom Absoluten) unterwirft er einer besonnenen Würdigung, und seine dagegen erhobenen Einwürfe sind eben so scharfsinnig als triftig. In's Besondere richtet er diese gegen die zur Zeit in Frankreich mehr und mehr auftauchenden Versuche gewisser Schriftsteller des Tages, jener trostlosen Lehre neue Geltung zu verschaffen und Bahn zu brechen, und ruft in diesem Bezuge

aus

aus (S. 73.): „Nous croyons que la popularisation de cette doctrine en France, chez un peuple doué d'un esprit vif et lucide, deviendrait la cause de grands maux et le principe d'une désorganisation générale. Le panthéisme compte déjà dans cette contrée des partisans parmi les intelligences les plus hautes. Cousin l'a professé sans trop de mystères, malgré ses dénégations répétées cet;" ingleichen S. 74.: „C'est une doctrine séduisante pour le talent, parce qu'elle prête un charme poétique aux descriptions de la nature. Elle se retrouve au fond de religions nouvelles que notre siècle a vu s'allumer et s'éteindre (La Martine, George Sand, Alphonse Karr etc.); elle en a fait le succès et le danger; aussi se cont-elles évanouies au souffle du ridicule soulevé par les étranges utopies des saint-simoniens; et la réalisation du systeme de Fourier multiplierait des difficultés innombrables qui ne lui laissent aucune chance de vie, quel que soit le talent de son auteur;" am Schlusse aber läßt er die wohlbegründete Ueberzeugung laut werden, daß, so viele neue Versuche man auch immer machen möge, um an dieses System „die philosophische Zukunft Frankreichs zu knüpfen," diese unfehlbar an „der Einsicht und dem gesunden Sinne der Nation, an dem unabweislichen Bedürfnisse des Menschen, an einen persönlichen Gott zu glauben, so wie an den Forderungen des religiösen Bewußtseyns" scheitern werde und müsse, das eine „positive Religion, sichere Grundlagen für den Glauben, Wirkliches, nicht aber Eingebildetes, thatsächlich Gegebenes, nicht aber Abstractionen" verlange. — Nachträglich bemerken wir noch, daß Hr. Dr. Ch. den schleiermacher'schen Pantheismus gänzlich mit Stillschweigen übergangen hat. Die sollte er bei diesem Theologen, dessen Religionsphilosophie er doch gründlich studirt zu haben scheint, keine Spur jener Ri-

tung haben entdecken können? Nun, wir meinen doch, namentlich in den bekannten „Reden über die Religion" liege dieselbe gar nicht so sehr versteckt vor. Wir erlauben uns über den Pantheismus Schl's. einen Mann sprechen zu lassen, der, obschon er seinem eigenen Geständnisse nach, „in der philosophischen Ansicht von der Religion in vielen Puncten mit Schl. zusammenstimmt," doch auf geistreiche Weise vieles Unhaltbare in des Letzteren Glaubenssysteme im Ganzen mit Glücke bestritten hat — den verewigten Heinr. Schmid in s. Schrift: „Ueber Schleiermacher's Glaubenslehre mit Beziehung auf die Reden über die Religion." Leipz. 1835. Nachdem derselbe die Bemerkung vorausgeschickt hat, daß Schl. durchgängig eine gewisse Unentschiedenheit in Rücksicht des Pantheismus (der in seinen „Reden 2c." bestimmter, als in seiner „Glaubenslehre" hervortritt) beobachte, fügt er (S. 223 fgg. des angezogenen Werkes) hinzu: „Den Schlüssel dazu haben wir vielleicht in einer Aeußerung Schl's. zu der 4. Ausgabe seiner „Reden 2c.," S. 137., gefunden. Dort bemerkt er, daß die Vorstellung eines persönlichen Gottes sich da allerdings mit fast unabänderlicher Nothwendigkeit aufdränge, wo es darauf ankommt, die unmittelbaren religiösen Erregungen auszusprechen und mitzutheilen, oder wo das Herz in unmittelbarem Gespräche mit dem höchsten Wesen begriffen ist; daß dagegen der Begriff der Persönlichkeit schwer vestzuhalten sei, wenn man im streng wissenschaftlichen Ausdrucke alles Menschliche und Beschränkte daraus entfernen wolle, und daß man eine Persönlichkeit nicht wohl als wahrhaft unendlich und leidensunfähig zu denken vermöge (?). Wenn er daher vorschlägt, Statt eines persönlichen Gottes einen lebendigen anzuerkennen, so wird damit allerdings der materialistische Pantheismus und die atheistische blinde Nothwendigkeit ausgeschieden; aber nicht auch der idealistische Pantheismus, der doch eben so wenig der wahren Idee Gottes entspricht, da jener lebendige Gott Schleiermacher's

auch nur als die die Welt beherrschende Lebenskraft, als das gestaltende und belebende Princip derselben gedacht werden kann, dessen Substanz aber mit der Welt Eins seyn könnte, etwa so, daß die Welt nur ein Ausfluß aus dem göttlichen Wesen, oder eine Offenbarung Gottes wäre. Die nähere Bestimmung der Idee Gottes in Bezug' auf die Persönlichkeit innerhalb dieses Kanons (der auch die Persönlichkeit selbst aufzugeben zuläßt) überläßt aber Schl. ganz der „„vergegenwärtigenden Phantasie und dem dialektischen Gewissen““ eines Jeden. So entwickelt sich vor uns ein unterhaltendes Schaukelspiel, in dem bald die vergegenwärtigende Phantasie, bald das dialektische Gewissen die Oberhand behält. Die vergegenwärtigende Phantasie mit ihrer Neigung zur persönlichen Auffassung Gottes wird diesen immer mehr und mehr mit menschlich-persönlichen Eigenschaften ausstatten und die Zeichnung der Persönlichkeit so weit ausführen, als das dialektische Gewissen es zuläßt. Dieses wird sich bis auf einen gewissen Grad ausdehnen lassen, aber es wird sich doch nie ganz zum Schweigen bringen lassen und wird immer, wenn es auch noch so weit und mild ist, einen Punct vesthalten, von dem aus es die Persönlichkeit Gottes wieder auseinander sprengen kann, und je mehr es dann wieder zur Strenge erwacht, desto mehr wird es ein Merkmal der Persönlichkeit nach dem andern wieder zerstören, bis es die vergegenwärtigende Phantasie wieder auf einen unendlich kleinen Punct zurückgedrängt hat, in dem diese das letzte persönliche Element vesthält. Denn da beide gleichmäßig dem Interesse der Frömmigkeit angehören, so wird, wo Frömmigkeit ist, keins das andere ganz zu verdrängen vermögen, sondern sie werden auf ihrer Schaukel nur in unaufhörlichem Auf- und Abschweben begriffen bleiben, je nachdem bald das eine, bald das andere ein größeres Uebergewicht erhält. Der Ernst aber, der diesem Spiele zu Grunde liegt, ist der, daß nach Schl's. Ansicht der wissenschaftliche, d. i. dialektische Ausdruck

druck der Idee Gottes die Unpersönlichkeit desselben, also die pantheistische Form ist, und daß die Persönlichkeit Gottes, also die theistische Vorstellung von demselben, nur dem bildlich-ästhetischen Ausdrucke der Phantasie, der symbolischen Form der Idee Gottes für das unmittelbare religiöse Gefühl und dessen Mittheilung gehört. Spricht sich nun aber in der wissenschaftlichen Form die eigentliche Ueberzeugung des Gebildeten aus, so wäre hierin das eigene Geständniß Schl's. enthalten, daß seine religiöse Ueberzeugung die Unpersönlichkeit Gottes, also die pantheistische Ansicht von Gotte enthalte." — „Die Annahme eines von der Welt verschiedenen, persönlichen Gottes," läßt sich derselbe Verf. a. a. O. S. 52 fg. vernehmen, „entspringt ihm (Schleiermacher) nur aus der Phantasie, hat also keine Realität. Auch die Unsterblichkeit soll nicht als persönliche Selbstständigkeit gefaßt werden, sondern als Auflösung der Persönlichkeit in das Universum u. s. w."

Doch wir kehren nach dieser kurzen Abschweifung zu unserem Verf. zurück. Das 2te Capitel des 1. Theiles seines Werkes hat die Ueberschrift: Von Gotte als Schöpfer. Die Schöpfung der Welt, die Schöpfungsgeschichte nach der heil. Schrift, die Kosmogonie anderer Völker, die mosaische Chronologie, die Lehre von den Engeln bilden die einzelnen Bestandtheile dieses Capitels. Was er über die Schöpfung aus Nichts (ein Ausdruck, der, wie auch der Verf. darthut, bekanntlich in der Bibel nirgends vorkommt, sondern aus der fehlerhaften Uebersetzung der Worte 2 Makk. 7, 28.: ἐποίησε ἐξ οὐκ ὄντων, welche die Vulgata durch: creavit ex nihilo wiedergibt, entstanden ist), Endzweck der Schöpfung, über das Alter der Erde, — das aus geologischen und physikalischen Gründen weit höher, als 6000 Jahre hinaufgerückt wird, — über den Vorzug der mosaischen Kosmo-

gonie vor der anderer Völker u. s. w. beibringt, ist geschickt zusammengestellt, gibt auch manches Eigenthümliche. Die mosaische Schöpfungsgeschichte soll in „vollkommenster Uebereinstimmung mit der Wissenschaft stehen." Indessen ist es Hrn. Ch., Trotz der Mühe, die er sich gegeben hat, nicht gelungen, den stringenten Beweis dafür zu führen, was immer ein vergeblicher Versuch bleiben wird und muß. Die Annahme unter Anderem, daß die mosaischen Schöpfungstage Zeiträume von mehreren Jahren bedeuten sollen, ist ohne Frage zu gekünstelt, unwahrscheinlich und willkürlich. Es läuft diese Hypothese ganz augenscheinlich gegen die ausdrückliche, einfache Angabe des Erzählers, daß die Tage aus Abende und Morgen entstanden seien; daher יום wohl nur im gewöhnlichen Sinne zu nehmen ist. Daß vor den Kosmogonieen anderer Völker (wie auch der Verf. zeigt) die in der Genesis enthaltene Schöpfungsgeschichte größere Einfachheit und Anschaulichkeit voraus habe, ist zuzugeben; dennoch aber ist es, unseres Bedünkens, dem Verf. nicht gelungen, die nicht geringen Schwierigkeiten, welche die mosaische Erzählung drücken, aus dem Wege zu räumen. Wenn es zur Rechtfertigung der Naturgemäßheit und Glaubwürdigkeit der betreffenden Schöpfungsmythe heißt (S. 83.): „Supposez un autre ordre quelconque, aucun n'est aussi naturel. — Rompez un anneau de cette chaîne et tout est confondu," so läßt sich, um mit Bretschneider (Handb. der Dogmatik ꝛc. 1. Bd. S. 596.) zu reden, füglich dagegen einwenden, daß nach jener Erzählung „das Licht drei Tage vor der Sonne vorhanden gewesen seyn und die Abwechselung zwischen Tage und Nacht ohne die Sonne schon Statt gefunden haben würde; daß die Gewächse eher vorhanden gewesen seyn sollen, als die Sonne; zwischen den Werken des vierten Tages und den Werken der übrigen Tage eine ungeheuere Disproportion ist, welche sich mit der Weisheit des Schöpfers nicht vereinigen läßt ꝛc." Treffend sagt Luther in

seiner

einer Vorrede zum 1. B. Mosis (Walch. Ausg. I. S. 2.): Es ist in der Kirche bisher noch Keiner gewesen, der da (in der mosaischen Schöpfungsgeschichte) Alles überall eigentlich und richtig genugsam ausgeleget hätte, ohne daß die Lehrer so gar mancherlei seltsame und unzählige Fragen über diesem Capitel unter einander gemenget haben; also, daß daraus wohl zu sehen ist, daß Gott diese Majestät seiner Weisheit und rechten Verstand dieses Capitels ihm selbst vorbehalten, und uns das insgemein hat wissen lassen, daß die Welt einen Anfang gehabt und aus Nichts von Gott erschaffen sei. Eine solch gemein Erkenntniß kann man aus dem Texte klar haben. Was aber insonderheit ein jeglich Stück für sich anbetrifft, darin ist sehr Viel, deß man nicht gar gewiß seyn kann, und davon unzählige Fragen hin und wieder aufgebracht werden."

Der an sich fleißig gearbeitete Excurs über die mosaische Chronologie gehört, streng genommen, nicht hierher, wiewohl ihm ein gewisses Interesse nicht abzusprechen ist. — Ueber die Bedeutung der Lehre von den Engeln, die nach der Schrift und Vernunft untersucht und (S. 92—99.) gut entwickelt worden ist, heißt es am Schlusse: „Dans notre état actuel, cette question des Anges n'est pas essentielle; ils n'exercent aucune influence sur nous; il n'est pas besoin d'occuper le peuple de ces matières, qui donnent facilement prise à la superstition et à des vaines terreurs, Hébr. 2, 5." Warum sagt der Verf. im 3ten Capitel von der Vorsehung, bloß: „Sans elle (la doctrine de la Providence) toute l'histoire *du peuple juif* semble un leurre cet.," warum dasselbe nicht ebenfalls von der Geschichte aller übrigen Völker, denen sich doch wohl die erziehende und „leitende Hand Gottes" auch offenbarte? Röm. 3, 29. — Die gewöhnlichen Einwürfe gegen die Vorsehung und deren Widerlegung finden sich S. 104 bis

bis 107.; die einschlägige Bibellehre wird aber (S. 108 fg.) Etwas zu flüchtig abgefertigt.

Im 2ten Theile (Anthropologie) lesen wir manches Gehaltvolle zuvörderst über die Anthropogonie, und namentlich §. 2., wo von Einem ursprünglichen Stammpaare der Menschen gehandelt und überzeugend nachgewiesen wird, daß die Verschiedenheit der Menschenraçen (deren bekanntlich fünf angenommen werden: die kaukasische, mongolische, amerikanische, malayische und äthiopische) nur das Zufällige, nicht aber Wesentliche betreffe, also keinen hinlänglichen Grund gegen die Voraussetzung der Abstammung des Menschengeschlechts von Einem Paare abgebe. Ob bei den noch sehr anthropomorphistischen Vorstellungen, welche in der Genesis über Gott herrschen, der Ausdruck: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde," dort in rein geistigem Sinne gemeint sei, wie der Verf. behauptet, möchte sehr bezweifelt werden können. Er seiner Seits setzt die Gottähnlichkeit des Menschen 1. in die Vernunft, womit er begabt ist, 2. die Gabe der Sprache, 3. die Herrschaft über die Thiere, 4. das religiöse Gefühl und die sittlichen Anlagen desselben, 5. seine Vervollkommnungsfähigkeit und endlich 6. in die Unsterblichkeit seines Geistes. Daß die Sünde Adams das Ebenbild Gottes an dem Menschen nicht verwischt, der Mensch eine von dem Körper verschiedene Seele habe, wird in den folgenden §§. (das Letztere vornehmlich durch philosophische Argumente) klärlich erwiesen; auch sind verschiedene ältere und neuere Meinungen über den Ursprung, die Beschaffenheit rc. der Seele beigefügt, die einen gewissen Ueberblick über den Gegenstand gewähren. Die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele aus den Eigenschaften der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes, der allgemeinen Uebereinstimmung der Völker und aus der Schrift hergeleitet, sind sogleich, und wie uns scheint, ganz zweckmäßig hier beigebracht worden. — Vorzüglich angesprochen

chen haben Recn. die über die sittliche Freiheit des Menschen angestellten Raisonnements, die bei aller Einfachheit der begründenden Tiefe nicht ermangeln. Wir geben nur einige Stellen aus diesem Abschnitte, z. E. S. 153.: „Si l'homme n'est pas libre, pourquoi louer ou blâmer ses actions? Toute blâme et toute louange supposent le mal et le bien moral, l'empire sur soi-même, la direction des ses forces, en un mot, la liberté." S. 154 fg.: „S'il n'y a pas de liberté, que signifient le repentir, le remords et la honte? De quoi vous repentir, de quoi vous affliger, si vous n'avez pas pu éviter ce qui est inévitable? autant vaudrait se reprocher une action commise par un autre, à laquelle on est étranger. — Il ne faut ni peine, ni récompense si l'homme n'est pas libre d'agir. — Sans liberté, il n'y a ni religion, ni morale, ni foi, ni piété, ni justice, ni moeurs. Dieu ne peut être notre juge. De quoi le serait-il? serait-ce des actions qu'il fait faire et auxquelles nul ne pouvait se soustraire?" S. 163.: „Toute la révélation, ses préceptes, ses lois, ses menaces, n'ont aucun sens si l'homme ne peut se déterminer librement pour le bien ou pour le mal, pour la vertu ou pour la vice cet." Die von unserem beschränkten menschlichen Standpuncte aus niemals ganz und erschöpfend zu lösende Frage über die Vereinbarkeit der göttlichen Vorsehung mit der menschlichen Freiheit läßt sich, soweit dieß möglich ist, unseres Erachtens mit dem Verf., einigermaßen befriedigend dahin beantworten (S. 167.): „L'homme; quoique libre, est soumis à des nécessités de sa nature intelligente, physique et sociale, qui restreignent sa liberté, car Dieu ne l'a pas jeté dans le monde, comme un ballon non équilibré, jouet de tous le vents; il a placé des barrières prochaines pour prévenir ou empêcher

pêcher de trop grands écarts; et d'ailleurs, la Providence particulière peut suspendre cette liberté dont on abuse, et reserrer plus encore, dans des vues toujours miséricordieuses, le champ qu'elle avait ouvert devant l'homme pour y courir et pour y donner la mesure de son obéissance et de son pouvoir sur lui-même."

Im 5ten Capitel wird das Dogma von der Sünde und der s. g. Erbsünde einer besonnenen Prüfung unterworfen. Der Vollständigkeit wegen hätten, da die verschiedenen Arten der Sünden ein Mal durchgegangen werden sollten, noch andere herkömmliche Eintheilungen beigebracht werden können, als es (S. 171.) geschehen ist. Ueber die Erbsünde denkt der Verf. sehr vernünftig, und sein mit wenigen Worten dargelegtes deßfallsiges Urtheil lautet (S. 183.): „Qui pourrait, en respectant les idées de justice et de sagesse en Dieu, accepter la pensée qu'il punit pendant des siècles des êtres pour une faute qu'il n'ont pas commise? On punit à cause du mal qu'on a fait, et il ne peut-y avoir péché avant qu'on soit né et responsable. — Le coeur de l'homme rejette l'imputation d'une faute et l'application de tout châtiment à un innocent."

Der dritte Theil beschäfftigt sich, wie bereits gesagt, mit der Christologie oder Soterologie. In dem einleitenden §. zu Capitel 6. (Von dem Rathschlusse Gottes, das Menschengeschlecht zu erlösen) beschwert sich unser Dogmatiker da, wo er auf die alttestamentlichen messianischen Weissagungen zu sprechen kommt, darüber, daß man die Zahl derselben oft zu sehr gehäuft und dieser „unkluge Eifer" nichts Geringeres bewirkt habe und noch bewirke, als daß einer der stärksten (?) Beweise für die Göttlichkeit des Christenthums erschüttert werde; daß es nicht auf die

Menge

Menge der Prophetieen ankomme, da schon eine einzige, wohl begründete, hinreichen würde, um „den Finger Gottes kenntlich zu machen," zum Glücke aber mehr als eine solche vorhanden seien, während ein vermeintliches Orakel, worauf man sich berufe und stütze, den Glauben wankend zu machen drohe, wenn es gelänge darzuthun, daß die davon gemachte Anwendung eine irrige sei u. s. w. Er stellt die Behauptung auf (S. 187 fg.), daß „selbst die Apostel, und namentlich Matthäus, bei Anführung alttestamentlicher Stellen ungenau verfahren seien und zuweilen unrichtige Anwendungen davon gemacht haben, in der Absicht, den Juden, die sie für's Evangelium gewinnen wollten, die zahlreichen Beziehungen, die zwischen der neuen Lehre und dem alten Gesetze, das sie als ein göttliches verehrten, Statt fänden, vor Augen zu stellen." Nach der Fassung, die der Autor diesem Satze gegeben hat, sieht es gerade so aus, als ob er die heil. Schriftsteller von einer absichtlichen und berechneten Täuschung nicht freisprechen wolle, wenn er jene von ihnen gemachten „ungenauen" Anwendungen überhaupt als mit einem bestimmten Zwecke verbundene setzt. Zum Belege für seinen Satz weist er auf die Stellen Matth. 2, 15., verglichen mit Hos. 11, 1.; Matth. 2, 17. 18., mit Jerem. 31, 15.; Matth. 8, 16. 17., mit Jes. 53, 4. 5. hin. Aehnliche Citate bringt er aus den neutestamentlichen Briefen bei, z. B. Ephes. 4, 8., vergl. mit Ps. 68, 19.; und Hebr. 10, 5., vergl. mit Ps. 40, 7.

Unter die eigentlich messianischen Weissagungen werden (S. 188 fg.) gerechnet: Jes. 11, 1—9., wo „der Stamm und die Familie, woraus der Messias hervorgehen sollte," Micha 5, 2., wo „der Geburtsort" desselben und Dan. 9, 24—26., wo „die Zeit," zu welcher der Messias erscheinen würde, bezeichnet seien. Eben so ist dem Verf. Jes. 53, 4 fgg. ein entschieden echtes und in volle Erfüllung gegangenes, auf das Leiden, den Tod, das Begräbniß und

die

die Auferstehung des Messias, und resp. Jesu zu beziehendes Orakel. Doch wir lassen Hrn. Ch. selbst reden. Er sagt nämlich (S. 189 fg.) ferner: „Dans le même oracle (Jes. 53.), Esaïe avait présagé les obstacles apportés au succès de la prédication du Messie par sa douceur et sa patience, et chaque trait annoncé a son corrélatif dans l'histoire du ministère de Jésus-Christ." Mag man auch dieser berühmten letzteren Stelle, wozu noch Cap. 52, 7—15. gehört, von welcher das N. T. (Matth. 8, 8. Marc. 15, 28. Luk. 22, 37. Joh. 12, 38. Ap. Gesch. 8, 31 u. a.) einen wenigstens parallelisirenden, praktischen Gebrauch macht, eine gewisse dogmatische Bedeutung nicht absprechen wollen: so ist und bleibt es doch ein grober Verstoß gegen alle gesunde Hermeneutik, sie, wie Hr. D. Ch. — der sich hier wieder als reinen Supernaturalisten gibt und sonach mit dem rationalen Elemente seiner Glaubensansichten sehr in's Gedränge kommt — mit den orthodoxen Theologen thut, im eigentlichsten und unmittelbarsten Sinne auf Jesu Leiden und Sterben zu beziehen. Eine unbefangene Auslegung hat, meinen wir — was auch unser Verf. a. a. O. dagegen sagen möge — zur Genüge in's Licht gesetzt, daß das Subject der prophetischen Darstellung (der „Knecht Gottes") allerdings kein Individuum, sondern eine moralische Person und näher die ganze bedrängte jüdische Nation (Judäa im Exile) sei. Darin aber stimmt Rec. dem Verf. bei, wenn er in Abrede stellt, daß Jesaias selbst (wie Stäudlin will), oder Josias unter dem עֶבֶד zu verstehen ist; eben so ergibt sich aus dem Zusammenhange des ganzen Abschnittes, daß auch nicht Cyrus oder Esra, wie einige Interpreten annehmen, gemeint seyn könne. Nicht minder unstatthaft ist Rosenmüller's, Gabler's und de Wette's Vermuthung, daß der in Verachtung gesunkene Prophetenorden, welcher einst in seinem vollen Glanze werde wiederhergestellt werden, darunter zu denken seyn möchte,

da

da die Hauptzüge und Bestandtheile des Orakels dieser Ansicht entgegen sind). Der doppelte Plural im 8ten und 9ten Verse desselben Capitels deutet übrigens auch bestimmt genug auf einen Collectivnamen hin. Dazu kommt, was Hr. D. Ch. gänzlich übersehen hat, daß die Idee eines leidenden und sterbenden Messias sich im A. T. nirgends vorfindet, obwohl die von einer, in der messianischen Zeit vorzunehmenden, Entsündigung des Volkes (vergl. Ezech. 36, 25. 37, 23. Zach. 13, 1. Dan. 9, 24.) nicht unklar hervortritt, ohne daß jedoch das Leiden und der Tod des Messias als Medium bezeichnet würden; vielmehr sollte, nach den ältesten Vorstellungen, das Volk selbst seine Sündenschuld und zwar durch politische Strafen und mancherlei andere Leiden abbüßen. Auch liegt durchaus kein zureichender Grund zu der Annahme vor, daß zu Jesu Zeiten die Vorstellung von einer stellvertretenden Versöhnung des Messias gäng' und gebe gewesen sei. Weder in den Apokryphen des A. Ts. noch im N. T. läßt sich eine Spur dieses Glaubens nachweisen. War ja die Predigt von einem gekreuzigten Messias den Juden ein *σκάνδαλον* (1 Kor. 1, 23.); drückten sie doch ihre Verwunderung und ihr Befremden darüber aus, daß Jesus als der als solchen sich bezeichnende Messias von seinem Tode redete; lebte das Volk doch der vesten Ueberzeugung *ὅτι ὁ Χριστὸς μένει εἰς τὸν αἰῶνα* (Joh. 12, 34.); blieben doch den Jüngern des Herrn die öfteren Hindeutungen auf seinen Tod ein völliges Räthsel und schwanden doch, nachdem dieser Tod wirklich erfolgt war, alle ihre früheren, so vielfach hervorgetretenen und laut gewordenen messianischen Hoffnungen mit Einem Male (Matth. 20, 17 fgg. 16, 22. Luk. 24, 21. Joh. 12, 31 fgg. u. m. a.). Nur in einigen späteren rabbinischen Schriften, wie im Buche Sohar, das frühestens in's 2te Jahrhundert zu setzen ist, kommen mehrere Hindeutungen auf einen Messias vor, der eines gewaltsamen Todes sterben werde; unter welchem

Messias

Messias aber nicht der eigentliche, den David, sondern der ihm vorangehende, den Joseph, verstanden wurde, welcher, nachdem er die zehen Stämme des Reiches Israel mit den zwei Stämmen des Reiches Juda werde vereinigt haben, im Kriege mit Gog und Magog umkommen würde.

Die Stelle Micha 5, 2 fgg., die der Verf. gleichfalls für eine echt messianische nimmt, weist, um nur dieß noch mit Wenigem zu erwähnen, vom 7ten Verse an zu augenscheinlich auf den politischen Zustand von Judäa und Ephraim zurück, als daß man die dort enthaltene Weissagung weiter als über ein Menschenalter auszudehnen befugt seyn könnte, und das neunte Capitel des Propheten Daniel bezieht sich unleugbar auf die Zeiten des Antiochus Epiphanes (vgl. V. 26.). So spricht auch Jesaias Cap. 9, 6 fgg., und Cap. 11, 1 fgg. unverkennbar mehr die mit Bezug auf Hiskia auf die nächste Zukunft gebaueten Erwartungen und Hoffnungen aus. — Rec. nimmt nicht Anstand, bei dieser Gelegenheit die gehaltreichen und tiefe Wahrheit enthaltenden Worte v. Ammon's (Fortbild. des Christenth.) zu wiederholen: „In allen Weissagungen der Propheten findet sich auch nicht eine bestimmte und unumwundene Vorherverkündigung Jesu von Nazareth, als des einzigen Erlösers und Beglückers der Juden und Heiden, welche mit voller Gewißheit und Sicherheit auf eine unmittelbare Offenbarung Gottes zu schließen nöthig machte; es kommen vielmehr in sämmtlichen Schriften der jüdischen Seher nur dichterische, unbestimmte, vieldeutige und häufig unerfüllte Schilderungen der Zukunft vor, die sich aus der Individualität jedes einzelnen Propheten vollkommen erklären lassen. — Jene Orakel gingen aus der allen Völkern der alten Welt eigenthümlichen Hoffnung einer bessern Zeit und der natürlichen Rechtsbegierde einer unterdrückten und mißhandelten Nation hervor und tragen der Einkleidung und Darstellung nach dieselbe Form, die den übrigen Prophezeihungen der alten Welt eigenthümlich ist;

ist; sie (jene messianische Hoffnungen) sind rein politischen Inhalts, tragen einen nationaljüdischen und selbstsüchtigen Charakter, werden von jedem einzelnen Propheten aus dem Standpuncte seiner Zeit, seines Ortes, ja sogar unter dem sichtbaren Einflusse ausländischer Philosophie erfaßt und dargestellt und bieten ebendaher eine Amphibolie des Sinnes und der Deutung dar, die jedem Ausleger aus der Nähe und Ferne wieder die Einmischung seiner Phantome, seiner Vorurtheile und seines Aberglaubens gestatte, wodurch begreiflich die Erkenntniß der wahren Religion mehr gehindert als gefördert wird." Eben so gewiß ist aber auch anderer Seits (was derselbe Verf. trefflich auseinandersetzt), daß aus der ganzen Oekonomie der messianischen Weissagungen, „in sofern sie den Keim einer weiteren Entwickelung und Fortbildung der mosaischen Religion enthalten," sich uns neben jener „menschlichen" eine „providentiale und ebendaher wahrhaft göttliche Ansicht" eröffnet.

Der nächstfolgende §. der chenevièr'schen Dogmatik, der von der geschichtlichen Person Jesu spricht, beginnt sogleich mit den, ohne nähere Motivirung hingestellten Worten (S. 192.): „Jésus-Christ existait dans le ciel avant que de descendre sur la terre etc.," wozu die Stellen citirt werden: Joh. 3, 13.; 6, 62.; 8, 58.; 16, 28.; 17, 5.; und dann folgt unmittelbar darauf die Angabe seines Geburtsjahres, seiner Kindheitsgeschichte u. s. w. Sowohl über die physiologischen, als auch die exegetisch-historischen Schwierigkeiten, welche dem berichteten Factum einer übernatürlichen Erzeugung Jesu im Wege stehen, geht der Vf. hinweg. Die letzteren betreffend, so ist nicht ein Mal der nicht zu übersehende, gewichtige Umstand herausgehoben worden, daß zwar die beiden, historisch mehr als zweifelhaften Kindheitsevangelien bei Matthäus und Lukas, nicht aber Marcus und Johannes Etwas davon wissen; daß ferner gerade das erste und dritte Evangelium auf jene Erzeugungsart Jesu sich spä-

terhin mit keinem Worte wieder zurückbeziehen, im Gegentheile Luk. 2, 41. u. 48. mit dürren Worten von Joseph und Maria als seinen „Aeltern" redet, wozu kommt, daß er in Nazareth allgemein Joseph's und Maria's Sohn, der Bruder Jakob's und Jose's, Simon's und Juda's und seiner ebendort lebenden Schwestern genannt zu werden pflegte (Matth. 13, 55. Marc. 6, 3. Luk. 4, 22. Joh. 6, 42.); daß er in dem Gespräche zwischen Philippus und Nathanael ausdrücklich ὁ υἱὸς τοῦ Ἰωσήφ heißt (Joh. 1, 46.), woraus unzweifelhaft hervorgeht, daß auch seine Schüler ihn für den wirklichen Sohn Joseph's gehalten haben müssen. Ganz entschieden endlich spricht der Apostel Paulus (Gal. 4, 4. Röm. 9, 5.) von einer menschlich-natürlichen Erzeugung Jesu, wenn er ihn einen *γενόμενον ἐκ γυναικὸς* und *ὑπὸ νόμον* nennt, in welcher „gedoppelten Aussage nicht nur keine Bestätigung seiner jungfräulichen Empfängniß, sondern vielmehr eine buchstäbliche Geschlechtsableitung von männlicher Seite, und in jedem Falle eine mittelbare Verneinung der übernatürlichen Erzeugung Jesu von dem heil. Geiste liegt, die noch im zweiten Jahrhunderte von den schlichten Ebioniten geleugnet wurde." (v. Ammon.)

Aus dem Zeugnisse des Macrobius (aus dem vierten Jahrhunderte) wird vom Verf. (S. 196.) die Bestätigung des von Matthäus erzählten bethlehemitischen Kindermordes hergeleitet. Die betreffende Stelle steht Macrob. Saturn. 2, 4. und lautet: Quum audisset (Augustus) inter pueros, quos in Syria rex Judaeorum intra bimatum jussit interfici, filium quoque ejus occisum, ait: melius est, Herodis porcum (*ὗν*) esse, quam filium (*υἱόν*), wird aber dadurch völlig gewichtlos, daß in derselben die von Herodes über seinen Sohn Antipater, der sich wider ihn empört hatte, also kein Kind mehr, sondern im Alter schon ziemlich vorgerückt war (Joseph. Bell. jud. 1, 30. 3. Antiq. 17, 4. 1.) verhängte Todesstrafe der Erdrosselung (fünf Tage vor

dem,

dem, im Jahre 750 nach Roms Erbauung erfolgten Tode des Herodes) mit jenem Kindermorde ganz unhistorisch verbunden ist. Es bedarf übrigens der Erinnerung nicht, daß von dem letzteren alle andere Schriftsteller, auch Josephus, schweigen. — Welche sonderbare Vertheidigung der Glaubwürdigkeit der evangelischen Berichte ist es doch, wenn gesagt wird (S. 197.): Matthäus, der sein Evangelium hebräisch für Juden geschrieben, die an denselben Orten gelebt hätten, wo die Begebenheiten [es ist kurz vorher von der Auferstehung Jesu die Rede gewesen] vorgefallen wären, habe solche Einzelnheiten, deren Erzählung von keinem besondern Nutzen gewesen seyn würde, ausgelassen, während Marcus, der seine Schrift für entferntere Leserkreise bestimmt habe, es für räthlich gehalten, ihnen unbekannte Thatsachen aufzuzeichnen! Was die angezogenen Stellen: Matth. 28, 2. 4. 16. 17, 11—15.; Marc. 16, 1. 5. 9. 12—14. dafür beweisen sollen, bekennt Rec. nicht einsehen zu können. Es läuft die ganze Deduction auf die beliebte Evangelien-Harmonistik hinaus; Versuche, von deren Erfolglosigkeit man sich doch endlich sattsam überzeugt haben sollte. Darum ist es denn auch ein vergebliches Bemühen, dem unser Dogmatiker sich von Neuem unterzieht, die evangel. Berichte über das erste Kundwerden der Auferstehung Jesu mit einander in Einklang zu bringen. Selbst die noch am Meisten annehmbare Hypothese, welcher er zu huldigen scheint, und die vornehmlich Griesbach in s. Programme: De fontibus, unde Evangelistae suas de resurrectione Domini narrationes hauserint. Opusc. acad. ed. Gabler. Vol. 2. p. 241 sqq. geltend gemacht hat — daß jeder der Evangelisten die Art und Weise referire, wie ihm eben diese Kunde zugekommen war, läßt sich nicht consequent durchführen. Man wird immer zugestehen müssen, daß, ein so entschiedenes Factum die Auferstehung Jesu selbst ist, die einzelnen näheren Referate der Evangelien über die

ersten

ersten Zeugen derselben in Uebereinstimmung nicht zu setzen sind. —

S. 199. wird als ausgemacht hingestellt, was bekanntlich nur eine unverbürgte Sage ist, daß Barnabas, einer der s. g. apostolischen Väter, zu den 72 Jüngern des Herrn gehört habe. Mit demselben Rechte hätte dann auch die nicht mehr und nicht weniger beglaubigte Tradition, daß er nach Italien gekommen sei, in Mailand eine Kirche errichtet und zu Salamis den Märtyrertod erlitten habe, aufgenommen werden können! — Die Echtheit des demselben Barnabas zugeschriebenen Briefes ist bei Weitem noch nicht so erwiesen, als Hr. D. Ch. zu glauben scheint. Auch ist nur wahrscheinlich, nicht aber zu völliger Gewißheit erhoben, daß der von Paulus im Briefe an die Philipper 4, 3. erwähnte Gefährte des Apostels derselbe Clemens von Rom sei, dem zwei Briefe an die Gemeinde zu Korinth (der zweite ohne Zweifel unecht), die s. g. apostolischen Constitutionen und Kanones, deßgleichen die Recognitiones Clementis u. a. m. zugeschrieben werden. — Gegen den Schluß dieses §. hin wird noch besonders der großen Schwierigkeiten gedacht, die Richtigkeit der bei Matth. 1, 1—17. und Luk. 3, 23—38. aufgeführten Genealogieen Jesu darzuthun und die Versuche, den Widerstreit beider zu lösen, werden als durchaus vergebliche bezeichnet; sehr wahr. — Die Versuchungsgeschichte Jesu ist dem Verf. nicht eine wirkliche Begebenheit, sondern, „un enseignement figuré, destiné à nous donner d'utiles leçons et une haute idée du caractère de Jésus-Christ dès le début de son ministère" (S. 211.), und S. 214. drückt er sich, nachdem er einige der hauptsächlichsten Erklärungsarten dieses vielgedeuteten biblischen Abschnittes und zugleich mehrere innere und äußere Gründe, die namentlich einer wörtlichen Auffassung desselben im Wege stehen, beigebracht hat, darüber bestimmter so aus: „Je vois ici un enseignement sublime du Sauveur, qui

qui ne fait usage de la puissance qu'il tient de son Père que pour fonder son royaume et avancer sa gloire, et qui indique la Sainte Ecriture comme l'arsenal où le chrétien doit prendre ses armes pour combattre et pour vaincre les ennemis de son salut." Der Erzählung von der Verklärung Jesu auf dem Berge Thabor (Matth. 17, 1—8.; Marc. 9, 1—7.; Luk. 9, 28—36.) spricht er gleichermaßen das historische Element ab. „Je penche à croire" — sagt er S. 215. — „que ce récit n'est pas historique et que c'est un enseignement dans le genre de celui de la tentation, dont il faut saisir et retenir le sens, sans en presser les détails. Il y a un grand rapport avec la glorification de Moïse sur la montagne, où il fut aussi accompagné de trois personnes; d'ailleurs, l'entretien que Jésus a immédiatement après avec ses trois disciples, combat l'idée de la récente apparition d'Elie etc." und (S. 216.) weiterhin: „Cet enseignement a pour but de faire sentir l'alliance et le rapport intime qui existent entre l'Ancienne et le Nouveau Testament; le fondateur du christianisme est environné de deux de principaux serviteurs de Dieu, le père et le réformateur du gouvernement théocratique; par leur présence ils constatent que Jésus accomplit la loi et les prophètes, ils reconnaissent sa supériorité; et c'est aux chrétiens à saisir ce qu' il y a d'applicable et de concluant dans cette leçon des Evangélistes." (Vgl. mit dieser Ansicht Strauß's „Leben Jesu," 2. Bd. S. 288 fgg. 3te Ausg.). Es tritt hier von Neuem der theilweise Widerspruch, in welchen der Verf., der sich bald an den rein buchstäblichen Sinn der Bibel hält, bald wieder in freier Weise dieselbe deutet, mit seinem Glaubenssysteme geräth, hervor. Warum will man, wenn die Wunder der übernatürlichen Empfängniß Jesu, der

bei seiner Geburt vom Himmel herabgestiegenen Engelschaaren, der bei seiner Taufe laut gewordenen Stimme vom Himmel u. als wirklich Geschehenes stehen bleiben sollen, nicht auch das Uebrige in's Reich der Wunder Hineinragende aus dem Leben Jesu, so wie es in den Evangelien erzählt wird, verstehen, da es doch klar ist, daß die Referenten wirkliche Facta, nicht aber Allegorieen haben berichten wollen?

Das Dogma von der Höllenfahrt Christi verwirft der Verf. als ein durchaus schriftwidriges. „Les Evangélistes et les Pères apostoliques," erinnert er (S. 216 ff.) „n'en ont pas eu l'idée; ce fut au second et au troisième siècle qu'on en parla pour la première fois." — Als Resumé der ganzen vorausgegangenen Untersuchung lesen wir (S. 218.) Folgendes: „Ces interprétations diverses, qui sont du domaine de la théologie, n'attaquent nullement la vérité historique des faits relatifs au Sauveur. Jésus est né sous Auguste, il a publiquement enseigné dans la Judée, il a fondé son Eglise, il est mort et il est ressuscité sous Tibère. Quand on récapitule tous les traits de son histoire, les écrits, les travaux de ses Apôtres, le nombre toujours croissant de ses disciples, les biens que sa vie et sa mort ont répandus sur le monde; quand on relit ses discours prophétiques, et que l'on médite les monuments que l'histoire nous a transmis sur les faibles commencements et les progrès surprenants du christianisme, on ne peut que céder à la force de la vérité, et l'on répète, avec le plus éloquent des écrivains français dont Genève est fière d'être la mère: „„Dirons-nous que l'histoire de l'Evangile est inventée à plaisir? mon ami, ce n'est pas ainsi qu'on invente, et les faits de Socrate, dont personne ne doute, sont moins attestés

que

que ceux de Jésus-Christ."" (*Rousseau* Emile, Confession du vicaire savoyard.)

Ein besonderer Paragraph ist der Bestreitung der mythischen Auffassung der evangel. Geschichte gewidmet (S. 218—233.). Vorausgeschickt sind einige Anmerkungen über die bereits von mehrern Vätern des 3ten und 4ten Jahrhunderts gehandhabte allegorisch-mystische Interpretationsmethode der heil. Schrift, so wie über die schon von einigen Theologen der neueren und neuesten Zeit (wie Bauer und de Wette) versuchte Anwendung der mythischen Erklärungsweise auf einzelne Partieen des N. Ts. Der strauß'schen Ansicht von der evangelischen Geschichte werden drei gut ausgeführte Haupteinwände entgegengehalten. Der erste ist in folgenden Worten ausgesprochen (S. 223.): „On ne peut envisager l'époque où Jésus-Christ a vécu comme favorable au developpement d'une histoire fabuleuse; c'est une époque bien différente des âges obscurs, anterieurs à la constitution régulière des sociétés où le mythe peut prendre naissance et remplacer des faits réels." Den zweiten Einwand stützt er auf die Authentie unserer Evangelien und den dritten auf die Briefe des Apostels Paulus, die bezeugen, „que peu après la mort de Jésus-Christ, l'Evangile était répandu dans une grande partie du monde connu et qu'il y avait déjà beaucoup d'Eglises florissantes. — Si le monde s'est converti à la prédication du christianisme, c'est qu'il a cru aux miracles du Christ et en particulier à sa résurrection, que Strauss reconnaît avoir été la base des enseignements de saint Paul." — „Comment," — fährt der Verf. S. 230. fort, „comment, sans les miracles, parvenir à expliquer, je ne dis pas l'entrée des païens dans l'Eglise, on pourrait à la rigueur les imaginer séduits par la beauté de la morale évangélique, mais celle de

St. Paul et des Juifs, qui tenaient à leur religion divine et pour qui Jésus n'était point le Messie qu'ils avaient espéré? Comment expliquer la distinction admise dès les temps les plus anciens entre les récits vrais et controuvés des faits de l'Evangile, puisque ces derniers surtout avaient le caractère mythique, commun, selon Strauss, à tous les récits qui concernent Jésus, et merveilleusement adapté au penchant du premier siècle de l'Eglise? Comment expliquer cette foule de martyrs qui se seraient sacrifiés à une illusion de leur cerveau et a une religion dépouillée de toute preuve de divinité?" Noch mehr befriedigt hat Rec. Das, was der Verf. gegen das, in der Schlußabhandlung des strauß'schen Werkes von diesem Gelehrten angestellte, Unternehmen, das kritisch von ihm Vernichtete dogmatisch wieder herzustellen, und gegen das „pantheistische Christenthum" Strauß's im Allgemeinen vorgebracht hat. „C'est un système bien étrange," läßt er sich vernehmen (S. 232) „au fond, c'est purement et simplement le panthéisme; et il n'y a aucun rapport entre ces idées abstraites, speculatives et les enseignements de Jésus-Christ; si vous dépouillez le christianisme des faits qui attestent la puissance et la divine inspiration de son chef, où est son autorité, et pourquoi m'y soumettrais-je? Il n'y a plus de sanction, et je retombe dans la religion naturelle avec ses variations, ses incertitudes et ses chances d'erreur;" und bezieht sich dabei auf einen von Edgard Quinet in der „*Revue des Deux Mondes*" (December 1838) der deutschen Wissenschaft gemachten Vorwurf. „Il (der genannte Schriftsteller nämlich) montre la science allemande, arrivant avec ses immenses matériaux, avec son allure en apparence toute différente, à l'incrédulité ignorante de Voltaire." Nun, so schlimm

ist

ist es denn doch nicht, und der gute Franzose sieht die Sache schwärzer, als sie ist, vergißt auch, daß die Deutschen an der von ihnen stets und vorzugsweise gepflegten echten Wissenschaft das sicherste und kräftigste Gegenmittel gegen das vermeintliche Uebel besitzen. „Heureusement" — mit diesen beruhigenden Worten schließt Hr. D. Ch. seine Betrachtung über Strauß — „heureusement le système mythique creux et nu ne satisfait ni la raison ni le coeur, qui en repoussent les conclusions arides. Nous avons besoin d'un Dieu indépendant, immuable, éternel, d'un Dieu père de l'homme, qui pardonne au pécheur, qui le soutient, le ranime, lui fait grâce, et non du fini qui se rejoint à l'infini. Nous avons besoin de foi; et la foi ne trouve aucun aliment dans des spéculations insaisissables; nous avons besoin de preuves, de confiance et d'espoir, et nous puisons ces trésors dans l'histoire, dans les vérités et la morale de l'Evangile que notre Sauveur Jésus-Christ nous a transmises de la part de Dieu son Père et notre Père: *Ma doctrine n'est pas de moi* cet." (Joh. 7, 16.). —

Wohl ging nach des Hrn. Verfs. Ausdrucke (S. 233.) Jesus selbst in der Bestimmung seines Verhältnisses zur Gottheit, wovon der nächste §. spricht, nicht so weit, als die Theologen thaten. Allein zum Theil' wenigstens liegt der Keim der nachher ausgebildeten Kirchenlehre über die Person und Würde Christi in mehreren Aussprüchen des N. Ts., sonderlich bei Johannes und Paulus. Denn es ist ganz evident, daß ihm Präexistenz, göttliche Würde und Macht beigelegt werden. Mehr als bloße Willens-Einheit und sittliche Uebereinstimmung mit Gotte, wie Hr. D. Ch. meint, liegt z. B. in der bekannten Aeußerung Jesu Joh. 10, 30., wie denn auch die Bezeichnung: „Gottes Sohn" in vielen Stellen mehr als Amtsname des Messias ist. Das sollte man

nicht

nicht verkennen, und in Bibelstellen nicht Mehr und nicht Weniger legen, als sie ihrem eigentlichsten Sinne nach sagen wollen. Beherzigenswerthe Worte spricht indessen der Verf., wenn er sich S. 241. also vernehmen läßt: „Ce qui est à déplorer, c'est que beaucoup de gens rejettent sur le christianisme les torts de ses interprètes, et repoussent la loi du Christ parce qu'elle est souvent présentée sous une face étrange, tandis qu'ils devraient l'etudier eux-mêmes. Il est des théologiens qui pensent que l'amour divin fait participer la vie humaine à la perfection de Dieu, et que si la vie divine s'est manifestée en Jésus, ce ne point que la nature de Dieu soit miraculeusement entrée dans la nature humaine, mais parce que cette nature a atteint son parfait développement cet."

Das siebente Capitel beschäfftigt sich mit der Lehre und Lehrart Jesu. Die oft aufgeworfene Frage nach den Quellen, woraus er seine Lehrweisheit geschöpft habe, wird, ganz im supernaturalistischen Sinne, dahin beantwortet (S. 244.), „daß, da Jesus vor seinem Erscheinen auf Erden, im Himmel gewesen, wo er großer Herrlichkeit bei seinem Vater genossen, er auch eine Sprache geredet habe, wie sie vorher noch in keines Menschen Ohr gedrungen sei." Das heißt den gordischen Knoten zerhauen. Von der Wiederkunft Christi urtheilt der Verf. (S. 257.) also: „Lorsque nous professons croire au retour de Jésus, nous entendons par là qu'il viendra non pour régner sur la terre, mais pour exécuter ses promesses; il reparaîtra dans sa gloire pour rendre à la vie les hommes, pour les juger, et pour recueillir les hommages et la reconnaisance dus à sa grandeur et à ses bienfaits; hommages et gratitude qui lui furent refusés pendant sa vie terrestre." Ueber die Auferstehung der Todten entwickelt er ganz ver-

vernunftgemäße Ansichten; in Widerstreit mit sich selbst kommt er jedoch, wenn er (S. 264.) Gott, gleich auf der folgenden Seite aber Jesum zum dereinstigen Richter der Menschen macht. — Das Gesetz, nach welchem Jeder einst wird gerichtet werden, die ewige Seligkeit, die Strafen der Gottlosen und insonders die ewige Verdammniß bilden den Inhalt der weiteren §§. bis zu Cap. VIII. Die Bibel- und Kirchenlehre wird auch hier, wie überall sonst, gewissenhaft gegeben und eine Kritik derselben beigefügt. Vom Dogma über die Ewigkeit der Höllenstrafen wird (S. 276 fg.) gesagt: „La miséricorde du Dieu, père des hommes, ne peut s'allier avec ce dogme. L'Etre qui sait tout n'aura pas appelé à la vie des créatures faibles pour les soumettre à une éternelle condemnation, après quelques jours d'une vie traversée par de nombreuses infortunes. Si vous ôtez, dit-on, ce frein, il n'y a plus de morale. Mais les peines indéfinies de l'avenir ne sont-elles pas assez redoutables pour détourner l'homme du vice, quand même elles devraient prendre fin, après avoir atteint leur but dans des siècles éloignés? N'est-il pas plus digne d'un Dieu dont la bonté est immense, d'admettre que les peines purifieront les âmes, qui pourront enfin parvenir au bonheur? C'est ainsi que la nature de l'homme et ques les attributs d'un Dieu miséricordieux et pitoyable se réunissent pour autoriser l'espérance que des êtres qui n'ont pas demandé l'existance, ne soufffriront pas des tourments affreux pendant toute la durée des siècles."

Es ist irrig, wenn Hr. Ch. in der Einleitung zum achten Capitel seines Buches („*Jésus sauveur, ou rédemption*"), S. 280. behauptet, die Rationalisten schrieben bloß der Lehre und dem Leben Jesu eine erlösende Kraft zu,

da

da ihnen doch, wiewohl in ganz anderem, höherem Sinne, als den Orthodoxen, auch der Tod des Erlösers ein zur Vollendung seines großen Werkes nothwendiger Theil ist. Das Bekannte, aber gut zusammengestellt und geordnet, enthält derjenige §., welcher der Opfer und deren Bedeutung bei den Juden gedenkt, wie denn auch die eigenen Belehrungen Jesu Christi über die Wirksamkeit seines Todes und die der Apostel über denselben Gegenstand (S. 285—291.) mit exegetischer Unbefangenheit wiedergegeben sind. Gar nicht in Abrede zu stellen ist's, daß Jesus nach der Versicherung Matth. 20, 28. seinen Tod als ein Lösegeld (λύτρον) zur Entsündigung Vieler (ἀντὶ πολλῶν) gegeben, nennt, was auch aus den Einsetzungsworten des heil. Abendmahls, Matth. 26, 28.; Luk. 22, 20. unwidersprechlich hervorgeht. „Matthieu," sagt in diesem Betrachte unser Verf. (S. 286.) „dit clairement (a. a. O.), que *le sang de Jésus a été répandu pour le pardon des péchés*; et comme les Apôtres étaient accoutumés dès leur enfance à l'idée de sacrifice, ils ne purent donner que ce sens aux paroles de Christ: „„il s'est offert pour les péchés des hommes."" Sehr bezeichnend wird von denselben Aposteln gesagt (S. 291.): „ils ont moins spiritualisé que Jésus l'acte de la Redemption, ils l'ont plus rapproché des idées et des usages des Juifs." Die Lehren der Kirchenväter, der Scholastiker, der römischen, protestantischen, älteren reformirten Kirche und neuerer Theologen über den Opfertod Jesu werden weiterhin mit Wenigem erörtert, und der Verf. verräth auch da eine erfreuliche Bekanntschaft mit den bezüglichen Systemen. — Wie oben (S. 16.) mit Venturini, so müssen sich S. 301. die Rationalisten mit Bahrdt vergesellschaftet sehen!! —

Mit vielem Interesse ist Rec. den Einwürfen gefolgt, welche

welche S. 308 fgg. dem von Calvin und Beza in seiner ganzen Härte ausgebildeten Dogma von einer absoluten Prädestination (das, wie bekannt, durch die dordrechter Synode im J. 1618 in Holland und in einigen Theilen der Schweiz zur öffentlichen Lehre erhoben und durch die Synoden von Alais und Charenton mit aller Strenge als Glaubensartikel festgesetzt wurde) entgegengehalten werden. Er nennt sie eine „abscheuliche Lehre" und macht gegen dieselbe folgende Sätze geltend: „La prédestination absolue est contraire à l'Ecriture-Sainte, qui annonce le salut offert a tous et l'universelle efficace du sacrifice de Jésus-Christ. — La prédestination tend à faire naître une sécurité funeste chez les élus et le désespoir dans le coeur des réprouvés. — La prédestination rend la prière inutile. A quoi bon prier un être dont les arrêts sont irrevocables? On ne peut comprendre pourquoi l'Evangile exhorte l'homme à recourir à un aide inutile. — Avec cette doctrine, la rédemption n'a plus de but applicable, puisque le sort de chaque homme est préordonné de toute éternité; la mort de Jésus-Christ ne change rien à un décret immuable, et le reprouvé n'est fondé à se réjouir ni de la naissance, ni de la resurrection de Jésus-Christ. Il n'en est pas moins condamné à d'éternels supplices." Auch als unvereinbar mit der Heiligkeit, der Weisheit, der Gerechtigkeit und Güte Gottes wird jene Lehre mit vielem Glücke in Anspruch genommen (S. 309 fg.) und schließlich erinnert: „Les secours de Dieu et les dons de sa grâce, tels que nous les entendons, ne sont point incompatibles avec la liberté de l'homme. Dieu les accorde, parce qu'il est bon et qu'il a pitié d'êtres faibles. Le Juste par excellence destine le bonheur à tous ceux qui prouveront par leur vie qu'ils veulent mâtriser leur coeur,

com-

commander à leurs passions et perfectionner leur sainteté dans sa crainte."

Der Mitwirkung des Menschen zu seiner Erlösung redet der vorletzte §. dieses Capitels nicht mehr als billig das Wort, und beklagt bitter die traurigen Verwirrungen, in welche Flacius (der Vf. schreibt unrichtig: Flaccius) durch die mit Victorin Strigel (1560) geführten synergistischen Streitigkeiten die protestantische Kirche hineinzog. Die charakteristische Anmerkung, die nebenher gemacht wird, lassen wir vollständig folgen: „C'est ainsi" — heißt es nämlich S. 314. — „qu'il y a dans tous les siècles des fanatiques qui, appuyés sur des convictions sincères, mais exclusives, émettent des dogmes dangereux; et j'ai entendu plus d'une fois, dans les chaires de notre ville, qui passe pour instruite et civilisée, de prédicateurs qui ne fremissaient pas de soutenir, avec des précautions oratoires et des termes adoucis, qu'il n'existait aux yeux de Dieu aucune difference entre un scélérat et ceux que les hommes appellent justes." Aehnliches ist wohl auch auf deutschen Kanzeln gehört worden und wird heutigen Tages noch von Predigern und Tractätchenmännern gehört, die da verkünden: „Meine Sünden verdammen mich nicht und meine Gerechtigkeit macht mich nicht selig;" oder: „Unsere Sünden machen Christo weniger zu schaffen als unsere Tugenden;" — oder: „Das Evangelium ist nur für Sünden. Hast du nur auf gute Werke, Pflichten und Tugenden gesehen, so wird es dir theuer zu stehen kommen!" — oder: „Da brauchet ihr keine Tugenden zu bringen, um den Himmel zu verdienen oder mit zu verdienen; er ist verdient. Christus hat Alles dargebracht. Wir genießen nur die Früchte Dessen, was er gut gemacht;" — oder:

„Es ist vollbracht! Was willst du nun
Dich noch vergeblich plagen,

Als

Als müßt' ein Mensch mit seinem Thun
Die Sündenschuld abtragen?
Es ist vollbracht,
Das nimm in Acht;
Du brauchst hier Nichts zu geben;
Nur daß du glaubst
Und gläubig bleibst
In deinem ganzen Leben."

Das Wupperthal vorzüglich ist für solche Raritäten ein gar productiver Boden, und wer Mehr davon wünscht, den verweisen wir auf das wackere, neuerdings erschienene Schriftchen: „Das Asyl auf dem Felseneilande und sein Bewohner, oder: Nur Christi Christenthum!" Von G. Rietschldg (Weimar, B. Voigt 1840.), wo ein ganzes Register solcher Schaustücke verzeichnet ist. — Vortreffliche Worte spricht unser Vf., wenn er mahnt (S. 315.): „N'est-ce pas par l'amour, la reconnaissance et la pureté que le chrétien peut ésperer être reçu dans les rangs de céux qui sont pardonnes? Si la rédemption n'était pas aussi un moyen puissant de sanctification, elle ne serait pas l'oeuvre bénie du Dieu de sainteté; Jésus n'est pas mort pour que le péché abonde, mais pour que le pécheur renonce au péché;" und weiter: „N'est-il pas clair que le chrétien qui veut prendre sa part de l'alliance de grâce et ne pas être exclu du bienfait de la rédemption, doit suivre l'exemple du Sauveur et marcher sur ses traçes?" — Aus dem Schlußparagraphen des Capitels, worin die im Früheren historisch wiedergegebene und in das rechte Licht gestellte Lehre von der Satisfactio vicaria an und für sich selbst, in ihrer Unhaltbarkeit und ihren schädlichen Folgen für christlichen Glauben und christliches Leben geschildert ist, wählen wir nur noch nachstehende bezeichnende Stelle aus. S. 319.: „Jésus n'a pas satisfait à Dieu, son Père, dans le sens de Godeschalque et de Calvin, car alors,

le

le chrétien n'aurait plus qu'à dire: Nous sommes quittes, ma dette est payée, donc, je ne dois plus rien et je n'ai plus d'inquiétude à nourrir sur mon salut; on sait que l'homme est un être actif, qui est tenu de travailler avec crainte et de joindre la vertu à la foi." — S. 326.: „La raison et l'Evangile nous enseignent que la rédemption n'est pas un fait indépendant de notre concours, un acte physique, pour ainsi dire, qui produise instantanément tout son effet. De telles explications sont inadmissibles quand il s'agit d'une influence morale etc.;" und S. 330.: „Il faut imiter Jésus et obéir comme lui à la volonté du Père. La raison et la conscience nous indiquaient déjà naturellement ce moyen d'être agréables à Dieu; l'Evangile de grâce confirme cette espérance que le Dieu des miséricordes accueillera nos efforts, malgré leur insuffisance, et qu'il couvrira nos fautes de sa grâce à cause de la rédemption par Jésus-Christ."

Das neunte Capitel (S. 331—396.) **von der Kirche** muß Rec. als eine der gediegensten Partieen des ganzen Buches bezeichnen. Es ist dasselbe mit besonderer Liebe und ausgezeichneter Sorgfalt behandelt und bringt Alles zur Sprache, was sich nur immer über diesen wichtigen Theil der christlichen Glaubenslehre sagen läßt. Vornehmlich muß als sehr verdienstlich gerühmt werden, daß der Verf. in zweckgemäßer Ordnung eine höchst anschauliche Uebersicht über die Principien der römisch-katholischen und protestantischen Kirche gegeben hat, und in den Geist und das Wesen dieser Institute mit seltener Genauigkeit und Geistesschärfe eingedrungen ist. Gern würden wir in eine ausführlichere Darlegung der von dem gelehrten Hrn. Verf. entwickelten Gedanken eingehen; allein wir fürchten schon zu weitläufig geworden zu seyn, und müs-

müssen es daher bei einigen wenigen Andeutungen bewenden lassen. —

Die Grundzüge der ältesten christlichen Kirche und deren Einrichtung enthält der „*de l'Eglise primitive*" überschriebene, sehr instructive §. (S. 334—344.). Hierauf folgt (S. 345—350.) eine Auseinandersetzung des „Système de l' Eglise Romaine" und dann eine Widerlegung desselben, die sehr gründlich ausgefallen ist, und einen reichen Schatz wahrer Kerngedanken und zeitgemäßer Reflexionen in sich schließt. Rec. hebt einige derselben heraus. S. 365. lesen wir: „Il ne faut pas se le dissimuler, au sein de la société chrétienne, comme dans toute association d'hommes, il y aura toujours des retardataires, au milieu même d'un mouvement progressif; il y aura toujours des catholiques chez les protestants, comme des protestants chez les catholiques, c'est-à dire des gens, qui, indépendamment des lieux de leur naissance, de leur éducation et du culte de leurs aïeux, éprouveront le besoin de croire en aveugles, tandis que d'autres voudront, avant que d'accorder leur confiance, examiner, scruter, peser, voir de leurs yeux et décider par eux mêmes. Il est plus que vraisemblable que cette dernière catégorie l'emportera enfin; plus on apprend, plus on réfléchit, plus on avance, plus on sent la nécessité de savoir nettement ce que l'on croit et de consulter sa raison etc." Nicht minder Gediegenes und Probehaltiges geben die von dem Wesen der protestantischen Kirche und der Regierungsform derselben handelnden §§. (S. 366—379.). Sehr schön heißt es von dem Protestantismus (S. 370.): „Ce n'est pas au quinzième siècle qu'il faut chercher l'origine du protestantisme; il est expression de l'une des plus heureuses tendances de l' esprit humaine, *le besoin d'examen*; il favorise les pro-

grès,

grès, il facilite le déploiement de la libre énergie de l'homme, et cela seul suffit à expliquer le nombre et la qualité de ses adversaires, de tous ceux qui ont intérêt à maintenir des principes et des abus profitables sous d'autres rapports;" und gleich darauf: „Le protestantisme se fonde sur *la liberté d'examen et de conscience;* il l'appelle et il, l'encourage de tous ses moyens; l'Eglise de Rome la craint, la repousse et use de sa force pour l'étouffer sous le poids d'une autorité immuable." Auf den so häufig gemachten Einwand, daß von der freien Prüfung in religiösen Dingen die Masse des Volkes keinen weiteren Gewinn ziehe, da dasselbe einen schon völlig fertigen Glauben vorfinde und in sich aufnehme, den Unterweisungen seiner Lehrer blindlings vertraue ꝛc., antwortet der Vf. (S. 371.): „C'est une erreur de croire que les hommes acceptent tout ce qu'on leur dit, sans examen; et d'ailleurs, si les docteurs sont éclairés, s'ils sont fidèles au principe de la communion qu'ils répresentent, leurs instructions seront claires, méthodiques, analysées, mises à la portée de leurs élèves; et alors, ces élèves mettront moins d'importance à ce qui dépasse décidément leur intelligence, ils laisseront en suspens ce qui leur semblera douteux, et en revanche, ils s'attacheront avec conscience et fermeté aux vérités vivantes et applicables qu'ils auront pleinement comprises." So schlägt er auch sehr glücklich die eitle Befürchtung nieder, daß diese freie Forschung unendliche Abweichungen, eine unabsehliche Verwirrung ꝛc. hervorrufe, wenn er erwidert (S. 372.): „Ne nous effrayons pas trop de ces grands mots dont l'on fait depuis long-temps un épouvantail; il faut accepter le principe de l'examen avec toutes ses conséquences; il entrâmera beaucoup moins de divergences qu'on ne le croit communément, et il finira

par

par obtenir pour cortége la paix et les lumières;" wenn er verlangt: „il faut s'élever à la hauteur de l'esprit d'humain; il ne faut pas vouloir l'autorité aveugle et absolue en religion quand on réclame la liberté en tout et partout; — il faut le progrès et non recul, l'avenir et non le passé, le développement de l'intelligence et non son incarnation dans les langes des symboles; il faut que la religion se concentre dans son domaine, que ses ministres circonscrivent leur action dans les limites saintes de la piété et de la foi; ils doivent se garder d'emprunter la force et les rigueurs de l'autorité civile et d'entrer en quelque partage de son pouvoir."

Unter den verschiedenen bestanden habenden und bestehenden Verfassungen der Kirche scheint Hr. D. Ch. der Synodalverfassung den Vorzug vor den übrigen einzuräumen, wenn er zu deren Gunsten anführt (S. 376.): „il a avantage de se prêter mieux au progrès; la vigilance du pasteur est soutenue par la pensée de réunions prochaines, dans lesquelles il devra rendre compte lui-même de sa gestion, ou répondre à des questions ou a des plaintes; chacun jouit de la liberté, et n'est pas assujetti à une inspection défiante ou trop minutieuse; on conçoit qu'il peut y avoir dans ce regime une autorité suffisante; chacun est jugé par ses pairs; chacun inspecte, et à son tour est inspecté cet."

Ueber Symbole und Symbolzwang, wovon schon §. 3. der Einleitung nebenbei die Rede war, urtheilt der Verf., nach unserem Dafürhalten, ganz verständig (S. 383.): „Il est impossible de gêner la foi; s'il est quelque chose dans ce monde qui soit indépendant d'une autorité quelconque, c'est la pensée. S'il existe quelque chose d'intime et de sacré, ce sont les relations de l'homme

l'homme avec son Dieu," und goldene Worte spricht er, wenn er fortfährt: „Les confessions de foi imposées à des Eglises sont un heritage du vieux temps et de la communion de Rome qu'on doit se hâter de repudier."— „C'est la Bible à la main que nous démontrons la légitimité de notre scission de Rome, et s'il faut se soumettre à une autorité humaine quelconque, j'aime autant celle du pape que celle de Calvin (S. 385.)." Die von so vielen Seiten her behauptete unerläßliche Nothwendigkeit von symbolischen Schriften zum Bestehen einer Kirche widerlegt er aus Thatsachen der Erfahrung vom Gegentheile. „Il y a déjà bon nombre d'Eglises réformées qui se sont soustraites à ce joug et qui vivent. Sans être prophète, je ne crains pas d'affirmer que dans cinquante années il y en aura d'autres à ajouter au noble catalogue de celles qui ont repoussé cette inconséquence chez des réformés," bei welchem Anlasse die genfer Kirche überhaupt in gedachter Beziehung als rühmliches Muster aufgestellt wird.

Aus den lesenswerthen Schlußworten des 9ten Capitels, wo namentlich die katholische und die evangelisch-protestantische Kirche ihrem Wesen und Geiste nach mit einander verglichen werden, will Rec. nur noch auf folgende Stelle (S. 394.) aufmerksam machen: „L'Eglise protestante a aussi des nuages qui voilent sa lumière, mais elle est conduite par la liberté; elle exige de ses membres une culture intellectuelle, plus haute que l'Eglise de Rome, qui veut une obéissance passive, et qui ne repond aux objections que par des anathèmes. L'Eglise ne peut être *une* qu'en couvrant de son large manteau tous ceux qui réclament le nom béni de Jésus; jamais il n'a rêvé l'uniformité des opinions et l'accord parfait des commentaires. Le chrétien doit supporter tout ce

que

que le Créateur tolère, reserrer avec ses frères le doux liens de l'amour, et montrer la divinité de sa foi par la sainteté de sa vie."

Das letzte Capitel von den äußeren Hilfsmitteln zur Erlangung des durch Christum dargebotenen Heiles, mit den hergebrachten Eintheilungen, verfährt mit großer Gründlichkeit, vorzugsweise in dem Abschnitte von den Sacramenten. — Ob Das, was von der Art, wie die Rationalisten den Sinn und Zweck des heil. Abendmahles auffassen, S. 460. gesagt ist, ein Tadel seyn soll oder nicht, wollen wir dahingestellt seyn lassen. Wir meinen aber doch, daß ihre Auffassung der Sache eben die vernünftigste und sonach würdigste sei. Oder soll ein tieferer Sinn in der Ansicht des Verfs. über die heil. Handlung liegen? Er gibt dieselbe in folgenden Worten zu erkennen (S. 462.): „Nous voyons dans ce sacrement un mémorial du sacrifice de Jésus et un aliment pour notre foi." Nun, so ungefähr denken auch die Rationalisten darüber.

Die allgemeine Schlußbetrachtung enthält viel geistvoll Gesagtes und Wahres über das dem Christenthume eigenthümliche Element der Perfectibilität, *) über die mächtigen Fortschritte, welche die heutige christliche Wissenschaft in allen Zweigen gemacht hat und fortwährend macht, und über so manches Andere, Erfreuliche und Unerfreuliche,

*) Der Verf. drückt sich darüber unter Anderem so aus (S. 464.): „Nous aimons à reconnaître qu'il y a dans le christianisme un élément de progrès et de perfectibilité; ce que nous appelons *perfectionnement* et *progrès* consiste, non à découvrir quelque chose de meilleur qui remplace le christianisme, mais à le rapprocher de sa source, à le voir remonter le cours des âges jusqu'au siècle des Apôtres, à le simplifier et à le délivrer du pesant bagage qui appartient aux théologiens cet."

liche, was gegenwärtig im Bereiche der Kirche und auf dem Felde theologischer Bestrebungen das Interesse aller Denkenden und aller Derer, die an der heiligen Sache der Religion Antheil nehmen, zu erwecken geschickt ist. Ein gewichtiges, wohl zu erwägendes Wort spricht der Verf. gegen das Ende seines Buches hin, wo er sagt (S. 475.): „Si la marche ascendante de la Réformation est arrêtée par des obstacles de divers genres, si les efforts extraordinaires de ses ennemis, si les disputes théologiques, si des variations dans la foi mal comprises, si des inconséquences flagrantes de la part de chretiens qui repoussent l'auctorité d'une main et qui la ramènent de l'autre, si toutes ces causes, subdivisées à l'infini, paralysent les progrès du protestantisme, ce sera lui qui vaincra sous l'une de ses formes actuelles ou sous une forme encore inconnue, quand la religion, cessant d'être pour les uns un moyen de puissance et de richesses, pour les autres une occasion de crédit et de succès humain, elle ne sera plus que ce qu'elle doit être, une affaire de conscience et un intime lien entre l'homme et son Dieu."

Wir wiederholen, daß, ob wir uns gleich in mehreren Puncten mit dem Verf. nicht einverstanden erklären konnten, die Durchlesung seines, mit anerkennenswerthem Fleiße gearbeiteten, Werkes, uns viele Freude gewährt hat und mehrfach nutzreich gewesen ist, und sind der Ueberzeugung, daß dasselbe die Beachtung der Theologen des In- und Auslandes in vollem Maße verdiene, diese ihm auch nicht entstehen werde.

Zur

Zur Vertheidigung der evangelischen Kirche gegen die päpstliche. Predigten, im Winter 18 38/39 in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin gehalten von Dr. Marheineke. Berlin, bei Duncker und Humblot, 1839. XVI u. 138 Seiten in 8.

1.

Was Görres in seinen „Triariern" über des Verfs. Schrift gegen den „Athanasius" geäußert hatte, veranlaßt diesen, in der Vorrede sich Theils über die wider ihn erhobenen Beschuldigungen, hinsichtlich eines angeblichen Auftrags der preußischen Regierung und einer angeblichen Verwerfung von der Censur-Behörde, zu purificiren, Theils die Zweideutigkeit, mit der G. von der Kirche spricht, ernstlich zu rügen. Mit Recht behauptet er, daß die evangelische Kirche der römischen noch Etwas schuldig sei, um die harten Angriffe auf ihren Glauben zurückzuweisen. Die hier besprochene Angelegenheit sei nicht bloß eine Sache des Staates, oder der Wissenschaft, sondern auch der Gemeinden, und dieß habe ihn veranlaßt, diese Predigten zu halten, die indessen nur „ein Anfang, nichts Ganzes oder Vollständiges" seyn können, in denen aber doch „das eigentlich Substantiale und die geistige Grundlage des ganzen Handels, der gegenwärtig die Welt erschüttert," berührt sei. Wenn nun der Verf. bevorwortet: „ich kann mich leicht darüber beruhigen, wenn diese Schrift der evangelischen Kirchenzeitung mißfällt; diese Zeitung hat es längst verdient, daß der schwerste und bitterste Feind des evangelischen Glaubens ihr den Lobspruch ertheilt: er halte große Stücke auf sie," so freuen wir uns freilich sehr darüber, daß auch Hr. M. die papistische Tendenz der genannten Zeitung offen anerkennt, glauben aber doch, daß die von derselben erwartete Mißbilligung sich nur auf die drei ersten Predigten beziehen; und daß sie dagegen mit den

beiden letzten schon mehr einverstanden seyn werde. Jene beschäfftigen sich nämlich mehr mit dem Geiste und den Principien der evangelischen Kirche, während diese auf das Materiale des Lehrbegriffs eingehen; und es ist bekannt genug, wie sehr die besagte Zeitung die Hinweisung auf den Geist scheut, und den überlieferten Buchstaben als die Hauptsache hervorhebt.

Die erste Predigt, über 2 Kor. 4, 6., zeigt die heilige Berechtigung der evangelischen Kirche, aus ihrer Entstehung, Ausbildung und Erhaltung. Der erste Theil ist gegen den Vorwurf der Neuerung und Ketzerei gerichtet und weist die Entstehung der evang. Kirche als eine naturgemäße, nothwendige und ganz nach Gottes Absicht und Willen geschehene nach. Weniger befriedigend ist der 2te Theil, der sie gegen den Vorwurf des Mangels an Zusammenhange, Gemeinschaft und Uebereinstimmung mit sich selbst in Schutz nehmen will, dieß aber nur kurz durch Hinweisung auf ihre öffentliche Bekenntnisse beseitigt, und dagegen Viel von dem Hinausgestoßenseyn der Evangelischen, und von ihrer gerechten Freude über Bibel, Predigt und Gesang in der Muttersprache einmischt, während von der angekündigten Ausbildung der evang. Kirche eigentlich gar nicht die Rede ist. Einiges darüber kommt indessen im 3ten Theile vor, der, über den sicheren Bestand der evang. Kirche trefflich beruhigend, es als ein heiliges Vorrecht derselben darstellt, „daß sie, wie in der Wissenschaft, so auch im kirchlichen Leben, beständig fortschreitet, immer neue Formen versucht, damit der Geist sich darin freier bewegen könne." — Meisterhaft ausgeführt, und durch und durch voll evangelischen Geistes ist die 2te Predigt, über Gal. 5, 1.: die evangelische Freiheit. Sie wird bestimmt unterschieden von Willkürlichkeit und Eigensinnigkeit. Ihr wahres Wesen wird gesetzt, in Bezuge auf den Einzelnen, in das Bewußtseyn eines unantastbaren Heiligthumes in einem Jeden, in Bezuge auf die Gemeinschaft aber

in

in die Prüfung alles menschlichen Ansehens in Glaubenssachen nach Schrift und Vernunft. Daraus ergibt sich endlich, daß wir sie ihrem ganzen Werthe nach immer mehr schätzen lernen, und sie dann auch einem Jeden gern gönnen müssen. Dieß Alles wird, in beständiger Beziehung auf den gegenwärtigen Kampf mit der päpstlichen Kirche, mit Wahrheit, Kraft und Anschaulichkeit entwickelt, und was sich hier ausspricht, ist, um es mit des Redners eigenen Worten auszudrücken: „der Geist der Freiheit, der Geist des freien Prüfens und Forschens in Sachen des Glaubens, der Geist der Unabhängigkeit vom Buchstaben der Bibel und Glaubensbekenntnisse, das lebendige Eindringen in den Geist beider, wodurch man auch den Buchstaben beider erst recht verstehen und schätzen lernt." Wie mannigfaltig sich auch immer die Verkündigung der evangelischen Lehre gestalte, in diesem Geiste stimmen wir dem Verf. freudig darin bei, „daß noch Nichts verloren ist, so lange nur die Gedankenfreiheit und die Lehrfreiheit bleibt und gerettet ist," und daß Nichts uns bewegen könne, „die Zügel der Geister straffer anzuziehen und ihnen die Freiheit zu beschränken oder zu rauben, deren wir selbst uns erfreuen." — Mit eben so vieler Würde und Klarheit und mit großem Ernste den Gegensatz gegen die kathol. Kirche vesthaltend, schildert die 3te Predigt, über 2 Kor. 5, 17., den Einfluß des evangel. Glaubens auf das Wohl eines Volkes, in der dreifachen Beziehung auf das häusliche, bürgerliche und öffentliche Wohl. Trefflich ist besonders, was in der letzten Beziehung gesagt wird über die allgemeine Bildung, welche vom evang. Glauben über alle Stände des Volkes ausgegangen ist, über den Wahn, daß ein ungebildetes, rohes Volk sich weit leichter und bequemer regieren lasse, als ein gebildetes, vernünftiges, und über die Zumuthung, neben den Befehlen der höchsten Macht im Lande noch Befehle von einem „ausländischen Landesherrn anzuneh=

zunehmen, der als angeblicher Nachfolger Petri sich einbildet, ihm gehöre die ganze Welt, und er dürfe nach Herzenslust eingreifen in die Rechte des uns von Gotte gegebenen Landesherrn." —

Mit Vergnügen sind wir dem Vf. bis hieher gefolgt, und haben uns wohlthätig angesprochen gefühlt durch den in diesen drei ersten Predigten wehenden Geist evangelischer Wahrheit und Freiheit, der gegen alle Abgeschlossenheit und Buchstabenknechtschaft auf's Ernstlichste protestirt. Aber in einem ganz anderen Tone treten uns die beiden letzten Predigten entgegen, die von dem Glauben und von der Rechtfertigung durch den Glauben handeln, über Gal. 3, 1—2. und Röm. 3, 23—24. Größten Theils verläßt den Verf. hier seine bisherige Klarheit, und es tritt eine beschränkte Identificirung des symbolischen Dogma mit der reinen Bibellehre hervor. Richtig zwar wird gewarnt vor der Verwechselung des Glaubens mit dem bloßen Fürwahrhalten und mit dem Hinnehmen auf das Wort eines Andern. Wenn dann aber weiter gesagt wird, der Glaube sei nicht ein menschliches Werk, sondern Gottes selbst, so bekennen wir, daß wir den Verf. hier weder recht haben verstehen, noch in Einklang mit sich selbst bringen können. „Den Glauben geben kann nur Gottes Gnade; der Mensch kann ihn nur verhindern; ist aber der Glaube ein Werk der freien Gnade, so ist er auch eine Sache der Freiheit, und diese von ihm unzertrennlich; er ist das unmittelbarste, freieste Verhältniß des Menschen zu Gotte, worin er allein Gotte und seinem Gewissen gehorchen will." Aber wie? ist denn die Freiheit nicht Activität, und das Empfangen aus Gnade reine Passivität? Setzt das zugestandene Wollen nicht nothwendig ein Können voraus, und ist dieses Können nicht eben vorher dem Menschen abgesprochen worden? — Viel Gutes ist ferner über des Glaubens Tiefe, Macht und Freudigkeit gesagt. Allerdings kann man sagen: „der

Glaube

Glaube ist wesentlich Vereinigung mit Demjenigen, woran er glaubt, und so fließt nun auch des Geglaubten unendliche Macht und Kraft in die glaubende Seele ein.“ Wenn aber hinzugesetzt wird: „zugeeignet und angeeignet, d. h. zugerechnet ist ihr das Verdienst und die Gerechtigkeit Christi,“ so ist das ein Spiel mit Worten, wobei man sich weder etwas Deutliches denken, noch den symbolischen Lehrbegriff treu wiedergegeben finden kann. Daß ferner der Glaube die Kraft „über die Grenzen der menschlichen Natur hinaus“ steigere, dürfte schwer zu beweisen seyn. Daß endlich die „Zweideutigen oder gar (!) Aufgeklärten,“ die „über die Grundlehren (vom Glauben und der Rechtfertigung durch denselben) unserer Kirche hinaus zu seyn“ denken, allerdings in ihrer freieren Auffassung der Bibellehre über den Buchstaben der Reformatoren hinweg seien, würde mit Recht behauptet werden können; wie aber Hr. M. sagen könne, sie haben sich „dem Geiste nach schon getrennt von der evangel. Kirche,“ ist uns nach dem Inhalte der drei ersten Predigten völlig räthselhaft. Und was sollen wir vollends sagen, wenn wir im Eingange der letzten Predigt wieder die echt evangelische Aeußerung lesen: „was damals von Seiten der Bekenner des Evangeliums geschahe, ist nicht ein Mal und dazumal nur geschehen, sondern in ihrem Sinne auch fortzusetzen, und dieß unablässige Fortschreiten, dieß Prüfen alles Dargebotenen, dieß Vertilgen aller Vorurtheile, dieß Verbessern unserer Einsichten und kirchlichen Einrichtungen, dieß Verwerfen alles Dessen, was mit der Schrift sich nicht vereinigen läßt, ist der Geist unserer Kirche selbst, der nicht nachläßt, es auch von uns zu fordern, und uns dieß Alles zu einer heiligen Pflicht macht.“ — Die Grundlehre der evangel. Kirche von der Rechtfertigung durch den Glauben wird in dieser Predigt zuerst in positiven Sätzen aufgestellt, denen gegenüber sodann die Irrthümer betrachtet werden, die sich daran angeknüpft haben. Zuerst: die Rechtfertigung vor Gotte hat

zu

zu ihrer Bedingung und Voraussetzung das tiefste Gefühl der Sündhaftigkeit. Ohne Zweifel. Aber daß „unsere Natur einen Fall erlitten, und seit dem Sündenfalle kein Mensch mehr gut von Natur" sei, ist nimmermehr aus dem N. T. zu rechtfertigen. Ferner: die Rechtfertigung selbst ist vermittelt einerseits durch die Gnade Gottes in Jesu Christo, und andererseits durch den Glauben daran. Ganz gewiß. Aber daß „Christi unendliches Verdienst zurechnungsweise unsere Gerechtigkeit" werde; ist jeden Falls unbiblisch. Endlich: die Rechtfertigung ist die Grundlage aller Heiligung. Auch das ist richtig, wenn man nämlich die Heiligung, als das Nachfolgende, von der Buße, als dem Vorangehenden, abtrennt; eine Trennung freilich, deren Zulässigkeit nach der Schriftlehre noch keinesweges über allen Zweifel erhaben ist. — Daß der Verf., um diese Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben consequent durchzuführen, auch die ganze, grasse Erbsünden-Theorie der Reformatoren adoptiren mußte, versteht sich von selbst; und so erklärt er sich denn auch auf das Stärkste gegen die kathol. Lehre, daß der Abfall von Gotte habe geschehen können, ohne dem Menschen alle Freiheit und Kraft zum Guten zu rauben. Daß er aber diese Lehre „im schärfsten Widerspruche mit der christlichen, apostolischen Lehre" findet, ja, daß er sich zum Beweise dafür sogar auf den Spruch: „der natürliche Mensch vernimmt Nichts vom Geiste Gottes," beruft, — das hat uns bei einem so gelehrten und bibelkundigen Manne, wie M., höchlich Wunder nehmen müssen. Und wenn er sagt: „wir Evangelische lehren, der heil. Geist bringe zuerst den Glauben, oder, was Dasselbe ist, der Glaube bringe den heil. Geist in die Herzen," — so finden wir darin nicht bloß eine homiletische, sondern auch eine logische Sünde, die sich selbst richtet. Wir können nur beklagen, daß ein Mann, der so freisinnigen und echt evangelischen Grundsätzen das Wort redet, sobald er auf dogmatisches Gebiet hinübertritt, denselben

so

so wenig treubleibt, und das altkirchliche Dogma auf Kosten der reinen Bibellehre vestzuhalten sucht. Denn hier wenigstens ist es ihm wirklich um den Inhalt des Dogma zu thun, während er anderswo allerdings oft nur die Formen vesthält, und ihnen hegel'sche Begriffe unterlegt.

2.

(Von einem andern Recensenten.)

Soll unsere Polemik gegen die römischkatholische Kirche nicht zu jenem traurigsten aller Streite werden, wo man den Irrthum bekämpft mit Irrthume; so sieht jeder aufgeklärte Protestant, daß man die Grundsätze der Reformation, nicht aber jene Glaubenssätze zur Basis nehmen müsse, die den Reformatoren nur im Lichte und auf der Stufe ihres Jahrhunderts eigenthümlich waren. Die erstern sind unverändert geblieben und werden es bleiben, so lange es eine protestantisch-evangelische Kirche gibt, die letztern waren dem Wandel unterworfen und haben sich gebildet, je nachdem die Zeit gebildet war. Die Tragödie solchen Streites nun sehen wir in den beiden letzten Predigten dieser Sammlung auf funfzig abhandelnden Seiten. Es ist die symbolische Lehre von der „Rechtfertigung allein durch den Glauben," die hier durchgenommen wird und zwar so, daß die eine Predigt den Glauben, die andere aber die Rechtfertigung durch den Glauben zum Gegenstande hat. Indessen ist auch in der ersten schon so Viel von der Rechtfertigung die Rede, daß man dieselbige leicht für das Element erkennen mag, in welchem das Wort des Verfs. am Liebsten schwimmt. Wir erwähnten schon der Länge beider Predigten, wir gedachten des abhandelnden Verfahrens in einem Thema, das überhaupt mehr der Schule angehört, als dem Leben, und wenn wir endlich das vielfach Verfehlte und Unverständliche in Sprache und Gedanken hinzusetzen, so mag der

Leser

Leser nicht mit Unrecht unserer Meinung seyn, daß diese Vorträge wenigstens als Volksreden keinen, großen Eindruck gemacht haben können. Man höre z. B. den Verf. da, wo er in der ersten Predigt ausführt, daß der Glaube, den wir freilich immer auch als ein Fürwahrhalten aus vernünftigen Gründen definirt haben, eben noch viel Etwas anderes, denn solches Fürwahrhalten sei: „Ist der Glaube Nichts weiter, als ein solches Fürwahrhalten und Meinen, so ist die nächste und nothwendige Folge davon, daß er, wie das Wissen, so auch die Möglichkeit der Wissenschaft ausschließt." Daher könne es auch dort, in der andern Kirche, zu keiner vernünftigen Wissenschaft kommen. „Ja, mein muß der Glaube seyn, aber dadurch ist dieß Meine noch nicht ein Meinen. Ich muß dabei seyn und frei darin seyn, wenn ich glauben soll, aber durch mich und mein Fürwahrhalten und Meinen ist oder wird der Glaube nicht wahr, nicht heilig, nicht göttlich. Die Meinung, daß der Glaube nur Meinung, Lehrmeinung sei, ist selbst nur eine Meinung; er wäre da das Geringste, was er seyn kann, kaum mehr als ein Vermuthen, ja kaum verschieden von einem Wahne." Der rechte Christ werfe alles bloße Fürwahrhalten und Meinen von sich hinaus, Alles, was nur sein Zuthun, sein Sinnen und Denken sei; da habe er in Dem, an den er glaube, einen vesten Grund gefaßt und aus diesem und durch dieses sein Glauben sei erst sein Wissen selbst. „O, wie schlecht stände es um den Glauben, wenn er nicht ein Wissen wäre, woher sollte ihm die große Gewißheit kommen, von der der Apostel spricht 1 Theß. 1, 5., und die nur ein Wissen ist?" Wie Viel von Hegel und wie Viel von Christus in dieser Theorie des Glaubens sei, mag der Leser entscheiden. Im zweiten, positiven, Theile wird von des Glaubens Tiefe, Macht und Freudigkeit gehandelt. Wir wissen nicht, wie Viele den Redner verstanden haben werden, wenn er sagt: „Des Glaubens Tiefe ist, daß er nicht einsam, nicht leer, nicht

nicht ohne seinen wesentlichen Inhalt ist, daß er selbst die Vereinigung mit diesem wesentlich göttlichen Inhalte und dadurch allein wahrer Glaube ist." Deutlicher gibt sich der Verf. weiter unten, wo er als das Höchste, „worein sich dieser Glaube zu vertiefen habe, was er an sich ziehe und in sich hineinziehe, und mit durstenden Lippen einsauge," die „erlösende Gnade, die Gerechtigkeit Christi und die dadurch vermittelte göttliche That der Sündenvergebung" nennt. Dann macht er die praktische Anwendung auf die katholische Kirche und sagt: „O, diese Tiefe und Innerlichkeit des Glaubens im christlichen evangelischen Sinne, kann sie der Geist einer Kirche seyn, die nur auf Aeußerlichkeiten aller Art, auf buntes Gepränge bei'm Gottesdienste, auf rothe Hüte und blaue Strümpfe" — müssen sich auf der Kanzel eigens ausgenommen haben — „auf glänzende Stellungen in der Welt, auf Herrschaft über Kaiser und Könige von Jeher bedacht gewesen ist, und deren Frömmigkeit selbst eine ganz oberflächliche und mechanische ist." Aber hat's nicht auch „tiefer gehende Seelen" bei uns gegeben, die gegen ein Bischofskreuz so gar unempfindlich auch nicht waren, Cultus und Liturgie wo möglich auch wieder bunter haben wollten, und nicht übel Lust hatten, wenn nicht über Könige, doch durch sie in der Kirche und auf dem Felde des Glaubens zu herrschen? — Daß „Gott selbst Mensch geworden sei;" daß „Kraft und Macht Christi selbst, sein unendlich Verdienst, alle Rechtfertigung und Seligkeit auf dem Wege des Glaubens an die Seele hinübergehe;" daß der Glaube sich halten müsse an Gottes Gnade in Jesu Christo „an dieß unendliche Verdienst, an diese Gerechtigkeit Christi, welche im Glauben zurechnungsweise nun auch unsere Gerechtigkeit und Rechtfertigung werde;" daß „Gott weder unsere Tugenden noch unsere Fehler ansieht, sondern uns um Christi willen und um unseres Glaubens willen allein rechtfertigt und begnadigt" — Solches und Aehnliches wird hier, als wäre es die Gesammtüberzeugung

gung der ganzen protestantisch-evangelischen Christenheit, in den Kampf gegen die römisch-katholische Kirche geführt. Wie traurig eben diese letztere Kirche darum beschaffen sei, daß sie der rechten Basis, worauf dieß Alles beruht, nämlich der rechten augustinischen Erbsündenlehre, entbehre, dieß müssen wir den Verf. in einer längern Anführung auseinander setzen lassen. Denn hier ist jeden Falls die Hauptbresche, die er in die Umwallung des alten bösen Feindes geschossen zu haben meint. „Schon darüber" — nämlich über das Gefühl der Sündhaftigkeit und das Bedürfniß der Rechtfertigung — „schon darüber nun hat die unevangelische Kirche die schwersten Irrthümer verbreitet. Sie stellt den von Gotte geschaffenen Menschen so auf seine eigenen Füße, daß er selbst gefallen und in das allgemeine Verderben verflochten, strenge genommen, der göttlichen Gnade der Erlösung und Rechtfertigung nicht bedarf. Das göttliche Ebenbild war, nach ihr, nur ein zu seiner in sich fertigen und abgeschlossenen Natur hinzugekommenes obenein verliehenes, eine Zugabe, die nun nicht ganz überflüssig war, die aber auch verschwinden konnte, ohne daß dadurch eine wesentliche, die Natur selbst angehende, Veränderung und Zerrüttung in ihr erfolgt wäre; es ist seitdem nun eine gewisse Schwäche eingetreten, aber nicht ein Hang, der mit nie ruhender Gewalt zum Bösen hinzieht. Das im Sündenfalle verlorene Ebenbild Gottes hatte zur menschlichen Natur ein so äußerliches, außerwesentliches Verhältniß, daß es von ihr getrennt werden konnte, ohne das Verhältniß des Menschen zu Gotte völlig umzukehren; der Abfall von Gotte konnte geschehen, ohne ihm alle Kraft zum Guten, alle Freiheit eines Kindes Gottes zu rauben" —. „Nimmt man diese Lehre bei'm Worte, wie sie in den feierlichsten Bekenntnißschriften, wiewohl künstlich, umwunden, zweideutig und auf Schrauben gestellt ausgesprochen ist, so muß sie den Menschen für gut von Natur erklären; denn es fehlt ihm auch in und nach dem Sündenfalle

denfalls Nichts zu seiner naturgemäßen Entwickelung und hierdurch tritt sie mit der christlichen, apostolischen (auch evangelischen?) Lehre in den schärfsten Widerspruch." — „Fremd ist ihr die Tiefe des christlichen Bewußtseyns, der große, heilige Ernst des evangelischen Glaubens, welchem zu Folge der Mensch nicht gut ist von Natur und durch die Geburt (— Kehret um und werdet wie die Kindlein. Christus —), sondern es wird erst durch den Geist und die Gnade der Wiedergeburt; fremd ist ihr der Glaube an das natürliche vom ersten Menschen bis auf den letzten sich forterbende Verderben, oder an die Erbsünde. Sie hat vielmehr das Gift einer Irrlehre in sich, welche sie dem Namen nach zwar für ketzerisch erklärt, aber in der That tief in sich eingesogen und weiter durch ihren ganzen Lehrbegriff verbreitet hat. Sehet, geliebte Freunde, so ist es; eben diese Kirche, welche angesteckt ist mit den unchristlichsten Irrthümern, sie betrachtet uns u. s. w." — Der Verf. hat diese Exposition selbst mit dem Seufzer begonnen: „Ich weiß, daß auch in unserer Kirche Viele hierüber — über das Dogma von der Erbsünde — die größten verderblichsten Irrthümer hegen;" und in der That, wenn die Dogmen der katholischen Kirche sämmtlich so unschuldig wären, als das vom Ebenbilde und dessen Verluste und Ersatze, so würde der Friede mit ihr und der evangelischen nicht mehr in der Ferne liegen. Denn es würde nur ein kleines Häuflein seyn, das sich unter die Erbsündenfahne stellte, um Rom zu beweisen, daß wir Alle in Sünden empfangen und geboren seien. Daß einst die Consequenzen, die Rom aus dem mildern Dogma zog, und dieß mildere Dogma selbst die Evangelischen in Harnisch brachte, leugnen wir darum nicht. Aber in Harnisch geriethen sie damals auch über: Das ist mein Leib, mit den Reformirten, und die Wenigen, die heute noch darob mit ihnen kämpfen, kommen um ein Paar hundert Jahre zu spät. Eben so wenig können wir den Streit des Verfs. mit unserer Erbsündenlanze

auf

auf den römischen Harnisch für zeitgemäß und volksthümlich halten. Wir haben eine viel zu hohe Achtung vor unserem Jahrhunderte und ein viel zu großes Vertrauen zu dem gesunden Kerne unserer protestantischen Völker, als daß wir glauben könnten, auf der Höhe des erstern und aus der Gesammtüberzeugung der letztern heraus habe Hr. Marheineke in diesen beiden Predigten gekämpft. — So wenig gut bewaffnet und gerüstet nun uns die eben genannte Nachhut erscheinen konnte, um so mehr müssen wir den übrigen Truppen, die der Verf. auf das homiletisch-polemische Feld führte, abgesehen von manchen auch hier wiederkehrenden marheineke'schen Eigenthümlichkeiten, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Num. I. hat nach 2 Kor. 4, 6.: Die Berechtigung der evangelischen Kirche, zum Thema, und disponirt: wir werden sie erkennen, wenn wir der Entstehung, der Ausbildung und Erhaltung derselben unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Berechtigung der evangel. Kirche, ist an sich ein unvollständiger Begriff. Man wird fragen, wozu sie berechtigt sei. Der Text ist im Ganzen zu wenig benutzt, und wenn der Verf. nicht ein eigentliches Exordium hat, sondern nur eine Ableitung von der an die Spitze der Predigt gestellten Bibelstelle, so ist diese, fünf Seiten füllend, jeden Falls zu lang, oder verdient vielmehr den Namen einer Ableitung nicht, da sie erst auf ihrer fünften Seite unten des fast verschollenen Textes wieder erwähnt. Sonst aber fehlt es der Predigt nicht an gelungenen Stellen und da, wo der Verf. populär ist, ist er kräftig zugleich. „Wir können es nicht leugnen, heißt es unter Anderem, daß Angriffe dieser Art, Beunruhigungen der evangelischen Kirche, in der Nacht geschehen sind, da die Wächter schliefen. Denn es ist in unserer Kirche auch nicht mehr Alles noch so, wie es seyn sollte. Sie ist in sich durch entgegengesetzte Parteien heimgesucht, welche dem Gegner offne Angriffspuncte, bequeme Gelegenheiten zum Ueberfalle darbieten. Auf der einen

Seite

Seite ein sogenanntes evangelisches Christenthum, welches unevangelisch genug ist, mit dem Feinde in geheimem Bunde zu stehen, ihm selbst die Thore zu öffnen, den evangelischen Glauben — bewußt oder unbewußt — es ist in Absicht auf die Wirkung einerlei — an ihn zu verrathen. Diese Sectirerei arbeitet aus allen Kräften an der Auflösung der evangelischen Kirche, indem sie ihr das Recht der freien Prüfung beschränken und rauben will und hat dabei Nebenabsichten." Auf der andern Seite wird dann jene materiale Richtung der Zeit geschildert, wobei der Sinn für höhere Interessen verlorengehe. Deßhalb müsse eine Anregung willkommen seyn, meint der Redner, und sagt: „Geliebte Freunde, ich wüßte nicht, wie ich mich sehr grämen sollte über den Zustand, in den wir gekommen sind, da ich ja weiß, wie die Kirche Christi nie schöner geblüht hat, als unter Verfolgungen und Anfechtungen, und so kann ich vielmehr nicht umhin, die gegenwärtige Zeit glücklich zu preisen, wo durch Stürme bewegt die Kräfte der Kirche stärker als sonst sich regen und entwickeln, wo sich die Aufmerksamkeit ein Mal wieder auf andere höhere Gegenstände lenkt, als die irdischen leiblichen Dinge und den eitlen leeren Inhalt der gewöhnlichen Tagesgespräche, wo die traurige Bewußtlosigkeit über den Glauben und die Vorzüge unserer Kirche endlich zu weichen beginnt und Jeder zu der Erkenntniß kommt, welche hohe und heilige Güter auf dem Spiele stehen." — Im ersten Theile, von der Entstehung unserer Kirche, weist der Vf. den Vorwurf der Ketzerei und Neuerung zurück und ihre Rückkehr zur echten alten Kirche nach. „Vielmehr nur an die Zeiten halten wir uns, als die reinsten und schönsten des Christenthums, wo Das, was jetzt sich so hohen Alters rühmt, selbst noch eine Neuerung, eine Abweichung, ja noch gänzlich unbekannt war, und soll einmal, was wir nicht zugeben, der christliche Glaube an die Mauern einer alten Stadt gebunden und davon abhängig seyn, so hat Jerusalem weit mehr Anspruch

spruch darauf, als Rom, wie das Morgenland überhaupt mehr, als das Abendland." Dann wieder im Theile von der weitern Ausbildung unserer Kirche: „Nicht auch von selbst und freiwillig ausgezogen sind die Bekenner des Evangeliums aus dem alten, morschen Gebäude, sondern sie sind hinausgetrieben, hinausgestoßen worden mit roher Gewalt; ihrer Demuth hat sich der Uebermuth, ihrer äußersten Billigkeit die äußerste Unbilligkeit gegenüber gestellt; ihren oft wiederholten Anerbietungen, sich belehren, überzeugen, widerlegen zu lassen aus dem Worte Gottes, hat man Spott und Hohn, das Verlangen eines unbedingten Widerrufs, die eitlen Machtsprüche eines menschlichen Ansehens, das sich für göttlich ausgab, entgegengesetzt." Noch eine Stelle aus dem dritten Theile. „Nun wissen wir zwar nicht, geliebte Freunde, was Gott mit uns vorhabe und wie sich unsere nächste Zukunft gestalten werde. Wir leben in einer solchen Zeit, wo Vieles bereits sich umgestaltet hat, wo Vieles noch im Begriffe steht, in einen neuen Zustand überzugehen. Es kündigt sich nach allen Zeichen der Zeit auch für die christliche Kirche eine neue bedeutungsvolle Entwickelung an. Es ist selbst ein heiliges Vorrecht unserer Kirche, daß sie wie in der Wissenschaft, so auch im kirchlichen Leben beständig fortschreitet, immer neue Formen versucht, damit der Geist sich darin freier bewegen könne." Und fährt der Verf. fort: „Es liegt in unserer Kirche ein so gesunder, kräftiger Kern des Glaubens und der Lehre, daß man ihn nur frei sich entwickeln lassen darf, um der Erhaltung nicht nur, sondern auch der würdigsten Gestaltung der evangelischen Kirche gewiß und sicher zu seyn." Davon sind wir auch vest und freudig überzeugt, nur müssen wir uns hüten, jenen Kern des Glaubens und der Lehre mit den Schalen zu verwechseln, deren einer die zuerst besprochenen beiden Predigten des Verfs. gewidmet waren. — Die folgende Predigt, über Gal. 5, 1., hat das allerdings unbegrenzte Thema: Die evangelische Freiheit,

heit, welches zuerst negativ, dann positiv behandelt und mit Folgerungen in einem dritten Theile zum Schlusse gebracht wird. Indessen sind auch hier, bei manchen abhandelnden Partieen in der Schulsprache, sehr wackere und ergreifende Stellen. So im zweiten Theile, wo die evangelische Freiheit in Bezug auf den Einzelnen und in Bezug auf die Gemeinschaft als das Bewußtseyn eines unantastbaren Heiligthums in einem Jeden und als die Prüfung alles menschlichen Ansehens in Glaubenssachen betrachtet wird. Hier kommt der Redner natürlich auf die Anmaßung des römischen Glaubensrichters und sagt da unter Anderem S. 42.: „Doch tretet nur noch Etwas näher heran, geliebte Freunde, an das Grab der christlichen Freiheit, woran dieser Todtengräber Jahrhunderte hindurch gearbeitet hat, ob ihr es auch nicht ohne Schaudern und Entsetzen ansehen könnet." Folgt nun eine Ausführung, wie Vernunft und Freiheit, „des persönlichen Wesens höchste Vorzüge," dort ihr Recht verloren hätten, und lautet S. 44. weiter: „Diese Fesseln sind geschmiedet und angelegt worden zu einer Zeit, wo man es nicht besser haben wollte, wo man es auch nicht besser wußte, wo ganz Europa von dem Netze der Barbarei und Unwissenheit überzogen war. War je ein Gebäude der Tyrannei mit mehr Schlauheit und Heuchelei, mit mehr Gewalt und Verfolgung aufgeführt worden; ist irgend ein anderes so blutbefleckt anzusehen und reicher gewesen an Opfern Solcher, die ihren Zweifel und Widerspruch in finsteren Kerkern, auf Blutgerüsten und lodernden Scheiterhaufen gebüßt haben? Geschieht es nicht noch heutiges Tages, daß das Sterbelager Dessen, der einige Zweifel wider seine Rechtgläubigkeit erregt hat, von grausamen Quälern umstellt ist, die ihm zusetzen und ihre Vergebung an harte Bedingungen knüpfen und ihn nicht im Frieden mit Gotte und mit der Welt sterben lassen? Aber stand irgend ein menschliches Werk auch in so schreiendem Widerspruche mit dem Christenthume?

Da erhob sich Gottes Stimme in Denen, die er zur Kirchen-
verbesserung berufen." — Im letzten Theile, daß man die
Freiheit immer mehr schätzen lerne und sie auch Andern gönne,
spricht der Verf. selbst sehr entschieden aus, woran wir Ein-
gangs unserer Anzeige erinnerten. „Es konnte nicht anders
seyn, als daß die evangelische Kirche im Laufe der Zeit durch
drei Jahrhunderte hindurch sich vielfältig veränderte. — Aber
das Wesentliche, die Grundlage der evangelischen Kirche, ist
unverändert geblieben; dieß ist nächst dem schriftgemäßen Glau-
bensinhalte der Geist der Freiheit, der Geist des freien Prü-
fens und Forschens in Sachen des Glaubens, der Geist der
Unabhängigkeit vom Buchstaben der Bibel und der Bekenntnisse,
das lebendige Eindringen in den Geist beider, wodurch man
auch den Buchstaben beider erst recht verstehen und schätzen
lernt." — Vom Einflusse des evangelischen Glau-
bens auf das Wohl der Völker handelt die letzte der an-
zuzeigenden Predigten. Schon die eben berührte deutete auf
jenen Einfluß hin in der Stelle: „Nur da, wo man der wah-
ren Freiheit entbehrt, wo das befreiende Licht des Gedankens,
der Bildung und Wissenschaft fehlt, jagt der unruhige Frei-
heitstrieb jenen falschen Gebilden der Leidenschaft nach, in deren
Gefolge die Erschütterung der Throne, das wildeste Toben und
Blutvergießen ist und der schrecklichste Bürgerkrieg. Die Län-
der hingegen, in denen die evangelische Freiheit herrscht, sind
sie nicht die blühendsten Wohnsitze der Wissenschaft und Gelehr-
samkeit, des regsten Gewerbfleißes, des unermüdeten Fortschrei-
tens in Allem? Ist es nicht der evangelische Glaube, der dem
Geiste die Fesseln genommen hat?" — Den Einfluß desselben
auf häusliches, bürgerliches, öffentliches Wohl stellt
die Predigt dieses Thema's des Weitern heraus, und daß hier
von Ehe, Cölibat, Klosterleben, Verdummung der Völker und
ähnlichen Flecken auf dem Harnische der Gegnerkirche die Rede
sei, sieht der Leser von selbst. Im Gefühle des gerechten preu-

ßischen

schen Patriotismus spricht sich der Verf. unter Anderem da aus, wo er sagt: „Nein, sie sind vorüber, sie können uns immer wiederkehren die Zeiten, da man dem fürstlichen Ansehen Hohn sprach, da man den Glanz der weltlichen Kronen verdunkelte durch die geistliche und diese dreifach über jene erhob, da man sich erfrechte, die heiligen Bünde des Eides und der Treue zu lösen, welche Regenten und Völker verknüpften, und Kaiser und Könige vom Throne zu stoßen.“ Die Ansprüche darauf habe man indessen bis Heute nirgends förmlich aufgegeben noch widerrufen.

---

1. Der Freiherr von Sandau auf dem Richtplatze einer unbefangenen Kritik. Leipzig bei Reclam. 1839. 173 SS. 8.
2. Offener Brief an den Verfasser des Libells: Der Freiherr u. s. w. von D. Karl Gottlieb Bretschneider, Oberconsistorialrathe rc. Halle bei Schwetzschke. 1839. 36 SS. 8.

Nr. 1. ist ein würdiges Gegenstück zu dem unvergessenen, zu seiner Zeit aber merkwürdig-lächerlichen Attentate eines jungen Barons gegen die DD. v. Ammon und Krug und überhaupt gegen alle Rationalisten. Nur findet zwischen Beiden der Unterschied Statt, daß der Letztere für das alte Lutherthum, der Verf. von Nr. 1. aber für das Papstthum kämpft und Jenem in gemeiner und niedriger Witzreißerei weit überlegen ist, wodurch er aber schon allein der Ehre, in einer heiligen Sache mit einem Bretschneider zu streiten, sich völlig unwerth machte. Der Geist seiner Schrift offenbart sich gleich auf der ersten Seite, wo es heißt: „Ganz Deutschland erinnert sich, daß, als bald nach der Mitte des vorigen Jahr-

hunderts in der beliebten vaterländischen Nachäffungsweise auch unter den Protestanten der weiland Deismus und die Aufklärung in den deutschen Gauen das Bachanal ihrer Vermählung feierten, mehr als die Hälfte aller Vernünftigen zu dem tollen Beilager als Gäste und Zeugen erschienen und voll Erwartung einer herrlichen Nachkommenschaft im kannibalischen Jubel eine entsetzliche Menge Druckerschwärze zu Ehren des unvergleichlichen Familienfestes verwendet wurde. Ungeachtet der feurigen Umarmungen, in welchen das hektische Paar seine letzten Lebenskräfte vergeudete, und welche regelrecht nach den damals beliebten Populations-Theorieen erfolgten, lieferte diese vortreffliche Ehe nur todte Geburten, deren Legion zu nennen hier der Ort nicht ist." Wer so über die Entwickelung der religiösen Ideeen in der letztern Zeit, so thörigt und frivol zugleich schreiben kann, der sollte doch nicht meinen, eine Stimme in der theologischen Welt zu haben. Wenn der Verf. hierauf also fortfährt: „Die Protestanten haben es hier nur mit diesem gothaischen Polterer zu thun, weil dem weimarischen schon von anderer Seite das Licht in die blasse Physiognomie gehalten worden ist;" so glauben wir ihm versichern zu können, daß der weimarische niemals vor dem Lichte erblaßt, da in ihm selbst Licht genug ist, von einem Lichte aber, welches er von seinem katholischen Gegenredner empfangen haben soll, kann wohl nur unter lichtscheuen Römlingen die Rede seyn, wie sich Jedermann aus der im vor. Jahre erschienenen Schrift überzeugen kann: Kirchen- und welthistorische Zeugnisse für die frevelhafte Verunstaltung des Christenthums durch die römische Hierarchie. Zur Erläuterung der röhr'schen Reformationspredigt 1838. Kein Wunder, wenn der Weimarische und Gothaische dem Verf. als Poltergeister vorkommen; denn wer weiß nicht, daß der Abergläubische des Nachts vor jeder Lichtgestalt erschrickt. Diese Poltergeister zu bannen, dazu ist der Verf.

nicht

nicht der Mann. Daß er aber seine Herzensangst der Welt mittheilt, mag ihm wohl verziehen werden.

Den Inhalt seiner Schrift kündigt der Verf. mit folgenden Worten an: „Wir werden 1. den Kern des Buches nach Folgeordnung der Seitenzahlen herausschälen, d. h. zu deutsch: einen Auszug geben; 2. die Form der Schrift, 3. ihren Inhalt betrachten." Wie sonderbar war es, 1. und 3. zu trennen! Und wozu war es nöthig, den ganzen Inhalt herauszuschälen, da seine Schrift doch nur für Diejenigen bestimmt seyn konnte, welche mit dem Freiherrn von Sandau bekannt waren? — Gern übergehen wir die Witzeleien in seiner formalen Charakteristik (sollte heißen: Charakteristik des Formalen). Genug, die von Hrn. D. Bretschneider gewählte Form hat eine gute Wirkung gethan; und darin liegt ihre volle Rechtfertigung. Der Verf. will wissen, der Freiherr von Sandau sei Anfangs zum Ladenhüter geworden und bei'm Versenden als Krebs zurückgekommen, bis eine lobpreisende Recension denselben flott gemacht habe. Wir können ihm versichern, daß zur Empfehlung dieses Buchs weiter Nichts nöthig war, als die Bekanntmachung seines Inhalts. Sowie dieser ruchbar geworden, ward es von Solchen, die keine Recension lesen, begierig gekauft. Schwerlich möchte des Verfs. Schrift eben so viel Glück machen.

Was nun das Urtheil des Verfs. über den Inhalt der bretschneider'schen Schrift betrifft, so steht es summarisch gleich an der Spitze des 3. Cap. also: „Wenn nach Durchlesung des Buchs darüber noch der mindeste Zweifel obwaltet, daß das Werklein eine in servilster Ergebenheit für den Rationalismus geschmiedete, höchst intolerante Parteischrift des Verstandes-Fanatismus sei, der legt giltiges Zeugniß ab, daß es ihm an aller Einsicht und gänzlichem (!!) Urtheile gebricht." Wenn D. B. nach christlichen Principien den Streit über die gemischten Ehen zu schlichten suchte, so hatte der Rationalismus dabei

Nichts

Nichts zu thun. Der strengste Supernaturalist kann in diesem Punkte mit D. B. zusammenstimmen. Mit dem Verstandes-Fanatismus hat es aber gar Nichts auf sich, da der Verstand, wie außer dem Verf. Jedermann bekannt ist, allem Fanatismus entgegentritt. Wer die bretschneider'sche Schrift fanatisch nennen kann, „der legt das giltigste Zeugniß ab, daß es ihm an aller Einsicht und gänzlich am Urtheile gebricht." Es folgt darauf die unverschämte Anklage gegen die Absicht Bretschneider's. „Also nicht Verständigung, Aussöhnung, Frieden, wie mit pharisäischer Heuchelei vom Verf. und seinen selbst erschaffenen Helden, die als lauter kleine Bretschneider im Buche umherhandthieren, vorgegeben wird, will der grundehrliche Kauz, sondern Zwiespalt, Hader, Haß und Krieg gegen den Katholicismus soll erregt werden. Das ist aber nur die augenfällige (??) Tendenz der Schrift, denn nebenher geht es eigentlich recht gegen jeden tiefern Glauben, der nicht aus der geizigen Verstandesretorte als klares Röhrwasser in homöopathischen Dosen gewonnen ist, zu Felde." Boshafte und zugleich läppische Rede! Wenn doch die Katholiken den Gedanken aufgeben wollten, uns mit solchen Waffen aus dem Felde schlagen zu können! Was der Verf. Hrn. B. Schuld gibt, möchten wohl Wenige von den Katholiken, welche den Freiherrn von Sandau gelesen haben, unterschreiben wollen. Durch seine grundlosen und gehässigen Behauptungen muß er bei den Verständigern seiner Partei selbst allen Credit verlieren. Er fährt fort: „Fast Alles, was wider den Katholicismus auf's Tapet gebracht wird, ist zugleich eine Feindseligkeit wider Jeden, der es mit Christi Worte, d. h. der Wahrheit wörtlich und redlich meint." Wo ist denn aber in Christi Worte die Rede von dem Eigenthümlichen des Katholicismus? Kann man nicht jenes ehren, wenn man dieses angreift? Ja, kann man Achtung gegen Christi Wort heucheln wollen, wenn man das ganze päpstlich-hierarchische und jesuitische Unwesen in

Schutz

Schutz nimmt? Soll denn Wahrheit in einer Kirche gesucht werden, die der ersten, unter den Augen der Apostel entstandenen Kirche nicht von Ferne mehr ähnlich sieht? O man kann Vieles gegen das päpstliche System schreiben, ohne das Wort Christi anzutasten! Denn Christus hat mit dem Papste, welcher sich an seine Stelle gedrängt, ja über ihn erhoben hat, eben so wenig Gemeinschaft als mit Belial. — Von den Gebrechen des römischen Katholicismus hat Hr. D. B. nur Wenig und das mit vieler Schonung aufgedeckt. Gleichwohl mag das Bild des kranken Körpers dem Verf. selbst widerlich gewesen seyn, daher er ausruft: „Was soll man aber zu dem Beginnen sagen, welches dem Katholicismus alle Glieder verrenkt, seine Gestalt scheußlich entstellt, willkürlich verstümmelt, um denselben abscheulich zu machen u. s. w." Wer kann denn noch ein Glied verrenken, wenn schon alle Glieder lahm sind? Und wer wird sich die Mühe nehmen, einer abgelebten und eingeschrumpften Matrone noch eine Fratze anzudichten? Wir so wenig als Hr. B. verkennen es, daß auch im Katholicismus ein christliches Element befindlich ist; werden es aber immer laut sagen, daß priesterlicher Dünkel und Frevel dieß Element mit Unrathe überschüttet hat. Sollen wir den Papst, welcher sich den Pantoffel küssen läßt, für einen Stellvertreter Dessen halten, der seinen Jüngern die Füße wusch? Findet ihr das christlich, so lohnt es nicht die Mühe, mit euch noch ein Wort zu wechseln; wo nicht — nun so höret auf, euer Christenthum von Rom zu holen. Dort ist Nichts lästiger, als Christi Wort; dort gilt die Verbreitung der Bibel als ein Teufelswerk. — Doch der Verf. wird nicht von Rom lassen, denn er spricht: „Man forsche doch nach der allgemeinen Stimmung (weiß denn der Verf. nicht, wie viele Katholiken jetzt protestantisch gesinnt sind?), besuche doch die Wallfahrtsorte (an einfältigen Pilgern, welche noch an Mirakel und Reliquien glauben, fehlt es freilich noch nicht) und die Kirchen (wo mancherlei Ge-

Geberden zu sehen sind) und man wird zugeben müssen (hört!), der Katholicismus steht noch in seiner alten (seit dem finstern Mittelalter) Pracht (Flitterstaate) und Kraft (zu schaden) da, weiß noch immer mit seinen (m) vesten und (leider) Alles durchdringenden System (e), welches mit allen Richtungen der Politik (wenn es klüglich nach dem Winde gedreht wird), der Wissenschaft (welche demselben endlich das Garaus machen wird) und Kunst (diese fragt nicht nach dem theologischen Systeme) sich befreunden kann (um Alles zu verwirren), mit seiner alle tieferen (finsteren) Gemüther ansprechenden Mystik (der Lehre von der Anbetung der Himmelskönigin oder Gottesgebärerin, der Himmelfahrt der Maria, den Erscheinungen der himmlischen Jungfrau und ähnlichen Dingen, mit denen die Phantasie so spielen kann) und durch andere unvergängliche Vorzüge (die besseren hat der Verf. vermuthlich verschwiegen) die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der Christen zu fesseln (Ja wohl! ja wohl! das Fesseln ist die Hauptsache) und sich hold und treu zu erhalten (was jedoch durch eine Reformation bereits geschehen ist, kann alle Tage durch eine zweite fortgesetzt werden, wenn man nicht aufhört zu fesseln). Und das nennt Herr Bretschneider todtes Holz (wie hätte man es sonst in vielen Ländern verbrennen können?)? Wo ist denn diejenige Form des Protestantismus, welche sich nicht chamäleonartig in tausendfacher Veränderung verwandelt hätte? (Eben darum wird der Protestantismus kein todtes Holz. Alles Lebendige verändert sich.) So wird die katholische Kirche also (die Katholiken schreiben schlecht deutsch) auch die bretschneider'schen Attaquen aushalten (hütet euch nur vor der Attaque euerer eignen Glaubensgenossen, welche es hier und da zu fühlen anfangen, daß sie gefesselt sind!) und ihren majestätischen Bau in den Himmel erheben (da möchten viele Ruinen zu repariren seyn. Auch haben euere Kirchenfürsten alle Hände voll zu thun, um sich selbst anzubauen) und die Bewunderung einer Nachwelt erringen

(Ver-

Verwunderung, daß sie so lange hat fesseln können, erregen), welche gar nicht mehr wissen wird, daß ein Bretschneider gelebt (der Verf. meint wohl, B. habe weiter Nichts geschrieben, als den Freiherr von Sandau), welcher jene Riesenstructuren (dieses Dornengeflechte) für eine Laube von todtem Holze (Laub- und todtes Holz!) angesehen, und in seinem wohlverwandten Namen eine Aufforderung gefunden hat, die protestantischen Sägezähne seines Scharfsinns und seiner Gelehrsamkeit, an der Massivität der Grundmauern zu versuchen. (Schöner Witz!)" — Weiterhin findet es der Verf. unbegreiflich, daß Hr. B. so viel Aufhebens über die Verkehrtheit einiger Päpste und anderer Kirchendiener habe machen können, da die Juden, welche von Gotte die wiederholte Versicherung erhalten, daß sie sein auserwähltes Volk seien, auch zu Zeiten verkehrt gewesen und durch furchtbare Strafgerichte Gottes an ihre Bestimmung hätten erinnert werden müssen. Er hat aber nicht daran gedacht, daß die Juden, weil sie sich nicht bessern wollten, endlich verworfen und andere Völker in ihr Recht eingesetzt worden sind. Bis jetzt haben sich die Päpste durch alle Strafgerichte Gottes nicht bessern lassen. Was Wunder, wenn ihnen endlich ihre so schnöde gemißbrauchte Herrschaft genommen wird? Helfe doch der Verf. den römischen Sündenpfuhl reinigen, an Statt die Protestanten zu lästern, welche nicht mehr aus diesem Pfuhle trinken mögen. — Den Cölibat der katholischen Geistlichkeit weiß der Verf. bloß damit zu entschuldigen, daß es auch unter den protestantischen Geistlichen Ehebrecher gebe. Aber die Letzteren sind doch durch kein Gesetz gehindert, ihren Geschlechtstrieb auf eine regelmäßige Weise zu befriedigen; da hingegen die katholischen Geistlichen ein Privilegium zu sinnlichen Ausschweifungen zu haben glauben, weil ihnen die Ehe untersagt ist. — Ferner spricht er: „Die Offenbarung der Gebeine der 11,000 Jungfrauen, welche der heiligen Elisabeth in einem Gesichte geworden und deren wunderthätige Kraft sollte doch

doch dem Herrn Bretschneider nach so vielen anderen Geschichten, von welchen die h. Schrift meldet, nicht Wunder nehmen. Nun, die Katholiken werden es ja wohl endlich überdrüssig werden, bei Knochen ihre Hilfe zu suchen, und werden auch zum lebendigen Gotte zurückkehren, wenn ihnen das Licht des Evangeliums aufgegangen seyn wird, welches sie jetzt noch unter den Scheffel stellen. —

Die Katholiken hören nicht auf, uns die Meinungsverschiedenheit in unserer Kirche als eine verderbliche Frucht der freien Schrifterklärung vorzuwerfen, und halten es für ein Glück, daß Einer, der Fürst in Rom, für Alle interpretirt. Wem es gefällt, keinen eignen Verstand und keinen eignen Willen zu haben, und sich unter den fortgesetzten Forschungen der protestantischen Welt nicht zurechtfinden kann, den geben wir recht gern an die katholische Kirche ab, wo man nicht ängstlich fragt, was Wahrheit sei, sondern glaubt, was die Kirche glaubt, d. h. was dem Papste beliebt, für Wahrheit auszugeben. Der Verf. befindet sich auch wohl in diesem unfreien Zustande; darum ruft er wehmüthig aus: „O Luther! Luther! wie würde dir zu Muthe werden, wenn du die Früchte der von dir stabilirten freien Schriftforschung ein Mal vorgesetzt erhieltest.“ Luther wird im Gegentheile dafür gesegnet werden, daß er die teuflische Gewalt brechen half, welche über das göttliche Wort gebieten wollte. Der christliche Geist gedeiht nur in freien Seelen. Könntet auch ihr Katholiken Alle in ein Credo einstimmen, so seid ihr doch nicht von Gott, sondern von Menschen gelehrt. Es ist euch aber oft bewiesen worden, daß es auch in euerer Kirche an Meinungsverschiedenheit nicht fehlt, nur mit dem Unterschiede, daß sie bei euch verdammt — weil ihr Sklaven seyn sollet — bei uns aber geduldet wird, weil wir nicht der Menschen Knechte seyn wollen. — Ebenso legt der Verf. auch darauf ein Gewicht, daß „mehrere sehr ehrenwerthe Männer in der Angst über die Mei-

nungs-

ungsverschiedenheit in unserer Kirche sich in die burgähnliche Sicherlichkeit der katholischen Kirche gerettet haben;" obgleich er wissen muß, daß ganze katholische Gemeinden zu uns übergetreten sind. Daß manche Menschen eine burgähnliche Sicherheit dem freien Leben vorziehen, ist allerdings wahr. Wer sich selbst nicht hüten kann, muß sich einschließen lassen. Uebrigens gibt es Phantasten, welche das Spielwerk der katholischen Kirche ergötzlich finden. Wir lassen sie ungekränkt dahingehen. Doch nur Wenigen ist es bei uns unheimlich zum Katholischwerden. — Weiterhin kommt der Verf. auf die Jesuiten, erklärt die denselben angeschuldeten Verbrechen Trotz aller weltgeschichtlichen Documente derselben für Fabel, findet es in der Ordnung, daß Clemens XIV. nothgedrungen, um größern Schaden zu verhüten, sie aufgehoben, und daß Pius VII. sie als bewährte und treue Diener wieder aufgenommen hat. Ist denn aber bei solchen wetterwendischen Machinationen der Päpste eine burgähnliche Sicherlichkeit? Unsinnig aber ist die Art, wie der Verf. die Päpste in dieser Rücksicht gegen die Beschuldigung der Inconsequenz vertheidigen will, wenn er sagt: „Wer ist infallibel, wenn es nicht Gott ist, und gleichwohl gab er ein neues Testament, welches das alte aufhob, indem er dasselbe erfüllte." Rec. hält es nicht der Mühe werth, über solch Geschwätz ein Wort zu verlieren. Wie bedenklich muß es um eine Sache stehen, zu deren Vertheidigung man zu solchen Waffen greifen muß! Schweigen wäre hier besser, als auf solche Weise reden. — Im Freiherrn v. Sandau hat gestanden: „ich habe erkannt, daß keines sterblichen Priesters Spruch, Gebet und Salbung mir des Himmels Thore aufthun kann." Daraus soll nach dem Verf. folgen, daß die Priester ganz überflüssig und auch Hr. D. B. entbehrlich sei. Es dient ihm hierauf zur Antwort, daß unsere Geistlichen eben dazu da sind, das Volk zu belehren; daß es, um ewig selig zu werden, auf nichts Anderes, als

als auf den eignen Glauben und die eigne thätige Liebe sich verlassen dürfe. Dadurch suchen wir die Christen auf dem Wege zum Heile zu erhalten; an Statt daß die katholische Geistlichkeit durch die Vorspiegelung von der Kraft ihrer Salbung und ihrer Fürbitte die Menschen leichtsinnig und zum Guten träge macht.

Wozu aber vieles Gerede? Der Tag macht die Sache klar. Wir Protestanten haben kein unmittelbares Interesse dabei, ob die katholische Kirche steht oder fällt; nur gegen ihre Eingriffe in unsere Rechte werden wir uns zu schützen wissen. Uebrigens geht sie ohne unser Zuthun einer Reformation entgegen; ihre eignen Mitglieder, so weit ihnen die Augen geöffnet sind, fordern sie schon längst. Ein Luther wird in ihr sich auch finden, und dann ist die Sache gemacht, Trotz des Bannfluches aus dem heiligen Vatikan, welcher sich schon ein Mal und wieder ein Mal, als der Ruf zur Glaubensfreiheit erschallte, ohnmächtig gezeigt hat. —

Hr. D. Bretschneider behandelt in seinem offnen Briefe Nr. 2. den Verf. als einen vornehmen Mann, dem es jedoch an gelehrter Kenntniß fehlt. Solche vornehme Männer gibt es jetzt in beiden Kirchen, welche sich in theologische Streitigkeiten mischen und meinen, daß sie als vornehme Herren ein Recht hätten, über die Angelegenheiten der Kirche zu entscheiden; obgleich sie gewöhnlich noch so viel Scheu haben, daß sie sich nicht nennen, um es in der Stille hinnehmen zu können, wenn sie mit Schande vom gelehrten Kampfplatze abziehen müssen, was ihnen nicht fehlen kann. — Gegen diesen vornehmen Mann thut nun Hr. D. B. dar, daß er die Hauptsache, um welche es sich im Freiherrn von Sandau handle, bei Seite habe liegen lassen, und sich bloß über Nebensachen ereifere, über welche ihm B. das Verständniß zu öffnen sucht. Sodann weist Hr. D. B. die Beschuldigung zurück, als

habe er Haß gegen die katholische Kirche predigen wollen, und antwortet dem Verf. von Nr. 1., welcher am Schlusse seiner Schrift zum Frieden zwischen beiden Kirchen ermahnt hat, mit folgenden Worten: „Soll aber wirklich Confessionsfriede unter uns Platz greifen, so muß vor allen Dingen gegenseitige Gerechtigkeit zwischen uns geübt werden, so müssen die Katholiken die ungerechte Forderung, daß alle Ehen gemischter Confession ihrer Kirche angehören sollen, aufgeben, sich von dem lieblosen Verdammungsurtheile, das Rom über uns als Ketzer ausgesprochen hat, unumwunden lossagen und uns als christliche Brüder ansehen und behandeln: so dürfen die Katholiken ferner nicht der päpstlichen Protestation gegen den westphälischen Frieden und gegen die deutsche Bundesacte anhängen, sich nicht durch Allocutionen, Breve's und Bullen, denen die Vorstellung zu Grunde liegt, daß wir verdammte Ketzer sind, irremachen lassen, nicht an den leidenschaftlichen Ergießungen eines Athanasius und anderer Ultrablätter gegen uns Antheil nehmen und nicht deßhalb, weil wir nicht an gewisse Legenden und Wunder der katholischen Kirche glauben können, uns als Rationalisten und Verächter alles Positiven verschreien, sondern sie müssen vielmehr von dem schroffen römischen Wesen alles Das, was den Confessionsfrieden unmöglich macht, nachlassen, — also eben Das, was in meinem Freiherrn verlangt wird." — Und so sei es!

Diesem offnen Briefe setzte der Verf. von Nr. 1. die folgende Schrift entgegen:

3. Anti-Bretschneider. Merkwürdige Nachrichten vom Selbstmordversuche eines bereits gerichteten Delinquenten; oder: Literarische Variationen auf das Thema: O si tacuisses! Von dem Doppelgänger

gänger des Verfassers des Freiherrn v. Sandau auf dem Richtplatze. München bei Hübschmann. 1840. 166 SS.

In dieser Schrift beliebte es dem Verf., sich noch ein Mal an dem literarischen Pranger auszustellen, damit man zur völligen Gnüge erfahre, wie sehr die katholische Welt in geistiger und sittlicher Bildung zurückgeblieben sei, und wie die Protestanten sich glücklich schätzen müssen, in einer bessern Schule erzogen zu werden. Er überbot in diesem zweiten Libell an Arroganz, Unverschämtheit und Geschmacklosigkeit sich selbst und gebrauchte gegen Br. die nämlichen Waffen wie in der ersten Schrift, nämlich die niedrigsten Witzeleien und pöbelhaftesten Verunglimpfungen. Er spottet darüber, daß ihn Br. für einen vornehmen Mann halte. Möge er nun ein vornehmer Mann, oder nur der Schreiber eines vornehmen Mannes, oder sonst Etwas oder Nichts seyn, ein gelehrter und gebildeter Mann ist er auf keine Weise. Zwar hat er es nicht an Citaten, an eingeschalteten lateinischen Auszügen, deutschen, französischen und italienischen Verschen, ja sogar an einigen griechischen Worten fehlen lassen; aber alle diese zusammengestoppelten und zusammengeborgten Flitter weisen ihm noch keine Stelle unter den Gelehrten an. Denn welcher wahrhaft gelehrte Mann würde sich entschließen können, in der Gemeinheit, in welcher sich der Verf. gefällt, vor dem Publicum aufzutreten? Das Schild, welches er ausgehängt, kann doch keinen andern Zweck haben, als den Pöbel zu dem Skandale einzuladen, das er anzurichten sucht. Die Ausleerungen seines Geistes nennt er Variationen auf das Thema: O si tacuisses, und überschreibt die eine derselben: Kreuzfideles Tempo. Was sonst kann man da erwarten, als die lustigen Sprünge eines Possenreißers. Zu dieser Rolle paßt denn auch das Meiste in dieser Schrift ganz vortrefflich. Aber was müßten wir von den Katholiken halten, wenn

wenn wir glauben könnten, daß sie Alle über dergleichen Sprünge lachen würden?

Es ist jedoch nicht bloß ein Possenreißer, mit dem wir es zu thun haben, sondern sogar ein Besessener. Denn der Verf. unterlag, wie er S. 9. sagt, nachdem er B's. offnen Brief mehrmals gelesen hatte, dem siegreichen Satyr, welcher ihn nun wie einen Besessenen ergriffen hat, ihm die Feder in die Hand zwingt und wider Willen zu einer Entgegnung des Briefes zwingt. Da wir keine Exorcisten sind, so können wir freilich ihm in seinem traurigen Zustande nicht helfen, sondern müssen ihn an seinen Beichtvater verweisen. Wird dieser den Dämon aus ihm getrieben haben, dann möge er zur Stärkung die Pülverchen verschlucken, die solchen Patienten gereicht zu werden pflegen.

Einem Besessenen kann man es freilich nicht hoch anrechnen, wenn er bisweilen den kleinen muthwilligen Jungen nachahmt. Er erzählt von sich S. 84.: „Ich trage also wirklich kein Gift bei mir und habe Nichts im Zorne gethan, wie man vermeint, (;) ich vergnüge mich nur, am Sumpfe der Alltäglichkeit kleine Steine zu sammeln, und wenn irgend ein rationalistischer Frosch mit heiserem Gequake auftaucht, demselben ein Lapidicillchen auf das Haupt zu senden. Es ergötzt mich, wenn die pfiffige Creatur sich schleunigst versenkt und unter dem Wasser hinwegrudernd an einer anderen Stelle die Glotzaugen aus dem Wasser von Neuem herausstreckt, um zu erkunden, ob die Luft wieder rein ist." Einem Besessenen kann man ja wohl solch' Kinderspiel zu Gute halten, auch dieß, wenn er sich einbildet, daß ein Frosch sich vor seinen Lapidicillchen gefürchtet habe. Wird er genesen seyn und dann auch noch mit Steinen um sich werfen, so möchte man ihn für einen ungezogenen Buben halten. Wenn er übrigens in seiner, so Gott will, vorübergehenden Geistesabwesenheit am Sumpfe der Alltäglich-

keit

keit rationalistische Frösche gesehen haben will, so hat er sich geirrt. Denn diese sitzen in reiner freier Luft unter grünem Laube. In seinem Irrthume hat er wohl den Thieren Unheil zugefügt, an welchen er Wohlgefallen hat, den Unken, welche immerfort ihre zwei kläglichen Töne wiederholen und den Kröten, welche aus ihren finsteren Höhlen Gift spritzen, wenn sie berührt werden, weil sie keine anderen Waffen haben, und auch zu träge sind, um sich davon zu machen.

Was nun den Inhalt dieser zweiten Schmähschrift betrifft: so wird zuvörderst die Beschuldigung wiederholt, D. B. habe durch seinen Freiherrn nur Haß gegen die Katholiken gepredigt. B. hatte in dem offenen Briefe entgegnet, das Publicum, welches sein Buch gelesen, werde an diese Beschuldigung nicht glauben. Es ist auch bekannt genug, daß verständige Katholiken die friedliche und versöhnende Absicht Br's. nicht verkannt haben. Der Verf. aber meint, daß „diese Meinung nur von Denen getheilt werde, welche in Glaubenssachen einer indifferenten Deisterei huldigen, in welche sie die Bibel zu übersetzen sich abquälen." Wir wissen das besser. Nicht Indifferentisten, denn diese haben sich um die vorliegenden Verhandlungen Wenig bekümmert, sondern religiöse Katholiken haben den Freiherrn mit Vergnügen gelesen, weil sie die Grundsätze der römischen Kirche über die gemischten Ehen und ähnliche Anmaßungen unchristlich und widersinnig finden. Ein gebildeter Katholik, welcher Nichts weniger als indifferent ist und welcher sich jetzt in einer gemischten Ehe wohl befindet, erzählte Ref., daß er in seiner Jugend wäre gelehrt worden, kein Protestant könne selig werden. Bei reiferem Verstande habe sich sein Gefühl gegen diesen Grundsatz empört, und als er einen geachteten katholischen Geistlichen gefragt, wie es um denselben stehe, zur Antwort erhalten, wenn der Glaube der Protestanten auf Ueberzeugung beruhe, so könnten sie auch selig werden. Solche Männer in der katholischen Kirche, nicht Indifferentisten und

Deisten

Deisten sind es, welche Hrn. D. B. Gerechtigkeit widerfahren lassen und zugeben, daß er ein Wort zum Frieden gesprochen habe. Aber die Römlinge, welche dem bessern Geiste unserer Zeit zum Trotze wie Besessene sich an dem Grundsatze vergnügen, daß außer ihrer Kirche kein Heil sei, nehmen Aergerniß an den Versuchen, Katholiken und Protestanten auszusöhnen.

Ebenso wiederholt der Verf. die Beschuldigung, gegen welche B. in seinem offenen Briefe protestirt hat, daß die neuere protestantische Theologie sich aus den Schriften Bahrdt's entwickelte. Es bleibt aber dabei, daß dem Verf., auch wenn er die Urtheile Menzel's und anderer Historiker, welche von der Theologie Nichts verstehen, für sich anführen kann, der große Unterschied zwischen dem sogenannten Rationalismus unserer Zeit und dem frivolen Systeme Bahrdt's gänzlich fremd geblieben ist. Er würde in den meisten Bibliotheken der jetzigen protestantischen Theologen Bahrdt's Schriften vergebens suchen.

Nach mancherlei Schimpfreden kommt der Verf. auf die Anklage Br's., daß er in seiner Schmähschrift sich nur auf Nebendinge eingelassen und die Hauptsache nicht herausgehoben habe, und legt folgendes Bekenntniß ab: „Vielleicht hat er (B.) erwartet, daß ich mit seinen Bibelhusaren in ein exegetisches Vorpostengefecht mich einlassen und meine Kräfte in einer Beleuchtung seiner Errungenschaft aus den zahllosen in das Verhör genommenen und nach angewandter Tortur zum Zeugnisse für ihn gezwungenen Bibelstellen vergeudete. Nein, mein Herr, so habe ich es nicht gemeint. Das Blut dieser gemarterten Zeugen schreit für sich selbst seine Unschuld an den erpreßten Geständnissen laut in alle Welt.." Hic haeret aqua. Der arme Mann will mit Theologen streiten; kann sich aber nicht in eine Erklärung der Bibelstellen einlassen. Darauf kam ja Alles an. Wer soll ihm denn auf's Wort glauben, daß B. den Sinn der Bibelstellen verdreht habe? Wie, wenn nun die

Leser des Freiherrn Br's. Erklärung der angezogenen Bibelstellen sehr begründet gefunden haben, werden sie sich durch des Verfs. Schimpfworte und Witzeleien bewegen lassen, B. für einen Verfälscher der Bibel zu halten? Aber so ist es. Die Katholiken lieben es nicht, aus der Bibel zu streiten, weil sie ihnen ein unbedeutendes und verschlossenes Buch ist. Ihre Weisheit nehmen sie von ihrem sichtbaren Oberhaupte, unbekümmert um Das, was das unsichtbare Oberhaupt geredet und verordnet hat.

Etwas Anderes also, als exegetische Untersuchungen, welche dem Verf. ein Gräuel sind, muß er nun als Hauptsache behandeln; und so will er zunächst B. zurechtweisen, welcher bei den Katholiken einen Unterschied zwischen Päpstlern und Nichtpäpstlern angenommen hat, indem er sagt: „Da überall in der katholischen Kirche ein Unterschied zwischen Päpstlern und Nichtpäpstlern gar nicht existirt, indem alle wirkliche Katholiken sogenannte Römlinge sind oder seyn müssen, indem die s. g. aufgeklärten Katholiken nichts Anderes als wenn auch nicht förmlich übergetretene Protestanten sind (aber eben, weil sie nicht übergetreten sind, bleiben sie Katholiken, ohne Römlinge zu seyn), weil man vom Katholicismus nicht ein Pünctchen aufgeben darf (o der unverbesserliche Katholicismus mit allen seinen Täuschungen!), wenn man nicht dem gänzlichen Abfalle entgegenrennen will, so ist die Unterscheidung zwischen Römlingen und anderen Katholiken grundfalsch." Wenn man diesen Satz zusammenzieht, so heißt er: Weil in der katholischen Kirche kein Unterschied zwischen Päpstlern und Nichtpäpstlern Statt findet, so ist die Unterscheidung grundfalsch. Wer kann wider solchen Schluß Etwas einwenden, wenn der Vordersatz richtig ist? Nun gibt es freilich eine Menge Katholiken, welche manches Pünctchen im römischen Katholicismus höchst anstößig finden; und so wie zur Zeit der Reformation ganze Völker von demselben abfielen, weil man kein Pünctchen auf-

geben wollte, so sind auch in neuerer Zeit einzelne Gemeinden abgefallen, um nicht mehr an willkürliche und verderbliche Pünctchen gebunden zu seyn. Und wenn man ferner kein Pünctchen aufgibt, obgleich man zur Zeit der Noth nicht so halsstarrig ist, so möchte der Abfall immer allgemeiner werden. — Daran fügt der Verf. das so oft von den römischen Katholiken angestimmte Lied, daß die protestantische Kirche immer mehr aufhöre, eine Kirche zu seyn; wobei er sich auf ein Zeugniß in der Zeitung für die elegante Welt beruft. Doch Trotz dem Verf. und dieser Zeitung steht unsere Kirche frisch und fröhlich da; und wie immer Ansichten und Meinungen in derselben mit einander streiten, so haben doch alle Protestanten einen vesten Halt- und Vereinigungspunct in ihrem Wahlspruche, sich nicht wieder unter ein menschliches Joch fangen zu lassen. Möge den Katholiken unser Verein noch so zerrissen scheinen, wir stehen Alle für Einen Mann, wenn es darauf ankommt, allen Spuk der Geistestyrannei von uns abzuwehren. Gern wollen wir zugeben, daß die römisch-katholische Kirche nicht ohne Papst bestehen kann; denn sie ist durch den Papst geschaffen und steht und fällt mit ihm. Wir bedürfen zu unserem Bestehen keines Papstes; denn unsere Kirche ist dagewesen, ehe an einen Papst gedacht ward. Sie ward durch die Päpste begraben, und ist wieder auferstanden, und verklärt sich von Tage zu Tage, während der Rost an der päpstlichen Kirche immer weiter um sich greift. Es kann uns also keineswegs beunruhigen, wenn der Verf. S. 65. sagt: „Die Vergeblichkeit (,) vom alten Glauben der evangelischen Kirche, welche nur durch die vom Katholicismus beibehaltenen Stücke geistliches Leben und Wirksamkeit entwickeln konnte, die auf dem Strome der Zeit umhertreibenden Trümmer zu retten und an denselben über der Sündfluth sich schwimmend zu erhalten, müßte doch dem Hrn. B. nachgerade einleuchtend geworden seyn." Zum Ersten hat die evangelische Kirche nicht

durch Das, was sie vom Katholicismus beibehalten hat, Leben bekommen, sondern durch die evangelische Wahrheit, welche sie wieder an das Licht zog. Was sie bei ihrem Entstehen leider vom Katholicismus noch beibehielt, war der Unrath, von welchem wir uns fort und fort zu reinigen suchen. Zum Andern hängt unser Bestehen gar nicht von den Trümmern des alten Glaubens ab, an welche sich unsere Schwächlinge anklammern. Wir fahren bereits auf einem neuen, wohlverwahrten Schiffe und geben die Trümmer den Wogen Preis. Der Verf. meint wohl, die Alt-Lutheraner würden von uns für die Retter aus Noth gehalten. Ach nein. Diese wollen mit Antiquitäten handeln, wie ihr mit Reliquien. Aus dergleichen Rumpelkammern nehmen wir nicht unsern Hausrath.

Nach einigen Variationen erinnert der Verf. S. 69. nochmals daran, daß er ein Besessener sei, indem er Hrn. D. B., wenn derselbe ihm nochmals Etwas entgegnen wolle, mit neuem Kampfe bedroht und spricht: „Im Nothfalle habe ich auch Beistand und werde als ausgetriebener Teufel, entweder mit 7 anderen Geistern, welche ärger sind denn ich selbst, oder mit einem Geiste, welcher Legion heißt, zurückkommen, um den vom Gegner besetzten Kampfplatz in meine Gewalt zu bekommen." Da diese wahnwitzige Drohung am Ende noch ein Mal und zwar in verstärktem Maße vorkommt, so wollen wir unsere Antwort bis dahin verschieben.

Nach dieser Drohung sucht der Verf. das Primat der römischen Bischöfe durch Argumente zu vertheidigen, welche beweisen, wie schlecht es um die vertheidigte Sache stehen muß. Aus der Apostelgeschichte soll Petrus Vorrang vor den übrigen Aposteln deutlich ersichtlich seyn, woraus gerade das Gegentheil erhellt. Einige unbestimmte Aeußerungen der Kirchenväter und die Achtung, welche Augustinus der römischen Kirche erklärt, sollen es außer Zweifel setzen, daß dem Bischofe von Rom die Herrschaft der Christenheit gebühre. Jenen Aeußerungen hilft

er

er durch eine ingeniöse Interpretation nach. Wenn Ignatius in einem Briefe an die Kirche zu Rom dieselbe nennt die Vorsteherin des Liebesbundes, eine geliebte und erleuchtete Kirche, welche im Lande der Römer den Vorsitz habe, so setzt der Verf. zu den unterstrichenen Worten in einer Note hinzu: Damals bekanntlich der Erdkreis. Folglich, folglich —. Der Verf. ist wenigstens ein consequenter Besessener. Darum erwähnte er auch Nichts davon, wie dem römischen Bischofe das Primat vom Anfange an streitig gemacht worden ist und wie er endlich durch beharrliche Anmaßung und durch Begünstigung der Fürsten und der Umstände dasselbe und doch nur über einen Theil der Christenheit errungen hat. — Wenn aber Hr. D. B. bemerkt hat, daß der Papst in seiner jetzigen wirklichen Glorie dem h. Petrus gar nicht ähnlich sehe, so findet der Verf. das ganz in der Ordnung. „Denn," sagt er, „welche Braut kann die von ihrer ersten Wärterin am Polterabende überreichten ersten Schuhe alsdann noch tragen? Sollte der Papst allein sich noch so ausnehmen wie im ersten Jahrhunderte, nachdem sich Alles um ihn her verändert hat? War denn Hr. B., da er an's Licht der Welt trat, schon ein fertiger Consistorialrath?" Auf ähnliche Art könnte man auch beweisen, die Braut Christi müsse jetzt eine Hure seyn, weil die Umstände und Zeiten sich geändert haben. Wie müssen sich die Katholiken freuen, einen so sinnreichen Vertheidiger gefunden zu haben!

Um darzuthun, daß die Beschuldigung, als habe die katholische Kirche viel unschuldiges Blut vergossen, auf die protestantische Kirche zurückfalle, erinnert uns der Verf. an die Hexenprocesse, an die Verfolgungen und Hinrichtungen auf unserer Seite. Abgerechnet, daß wir das Henkerhandwerk doch nicht so im Großen getrieben haben, als die Katholiken, so wollen wir unsere Sünden keineswegs ableugnen. Diese waren jedoch das leidige Erbtheil, welches wir aus der katholischen

Kirche

Kirche mit herübergenommen haben. Luther predigte gegen Ketzer und Hexen, wie gegen ihn gepredigt ward. Auf ein Mal konnten sich die Reformatoren nicht von allem Unrathe reinigen, unter dem sie in der katholischen Kirche aufgewachsen waren. Nach und nach haben wir uns gesäubert und gebessert und hoffen, die Katholiken werden uns hierin nachfolgen.

Wenn der Verf. sagt, ein Papst sei nöthig, denn Christus sei das Oberhaupt der unsichtbaren Kirche, der Papst aber das Oberhaupt der sichtbaren, so müssen wir nur bedauern, daß das sichtbare Oberhaupt Mehr gilt, als das unsichtbare, die Anordnungen des unsichtbaren nach Belieben reformirt und daß daher der unsichtbaren Kirche die nöthige Pflege sehr verkümmert wird. Wenn ferner die Disciplin der römischen Kirche gepriesen wird, so beneiden wir die Katholiken nicht um dieselbe. Der Pöbel hurt, stiehlt, betrügt, geht zum Beichtvater, läßt sich absolviren und treibt sein Wesen nach wie vor. Viele der höheren Classen bekümmern sich nicht mehr um die kirchliche Disciplin; halten keine Fasttage, gehen nicht zur Beichte und man muß sie gewähren lassen. Wo sind die Früchte der Disciplin in der katholischen Kirche?

Was die Jesuiten betrifft, deren sich der Verf. mit besonderer Liebe annimmt, so hat noch Niemand geleugnet, daß es in diesem Orden gelehrte und auch gutgesinnte Männer gegeben und daß diese Besseren nützlich gewirkt haben. Wenn aber ein allgemeiner Schrei über die verderblichen Einmischungen dieses Ordens in alle Staats- und Familienangelegenheiten den Papst nöthigte, denselben aufzuheben, so bedürfen wir keines weitern Zeugnisses über denselben. Ist er auch wieder aus seinem Grabe erstanden, so wird er doch nicht mehr großes Glück machen. Die Völker sind zu klug geworden, als daß sie sich von Jesuiten beherrschen ließen; und die Fürsten, welche durch sie die mittelalterliche Zeit zurückrufen möchten, werden in ihnen

nur

nur morsche Stützen finden. Alle Lobpreisungen des Verfs. sind daher verschwendet.

Auch seiner Persönlichkeit gedenkt der Verf. S. 27. hatte er gesagt: „Aus schuldiger Erwägung der Folgen kann ich gerade, ohne auf den Ruhm des großen Unbekannten Anspruch zu machen (daran thut er sehr wohl); mein Visir nicht öffnen." Die Folgen würden freilich keine anderen seyn, als eine Schmach vor dem Publicum, welches noch nie einen Schriftsteller geachtet hat, der sich in plebejen Schimpfreden und albernen Witzeleien gefällt. Wollte er sich nennen, so würde man mit Fingern auf ihn zeigen. Gleichwohl gebehrdet er sich. S. 121., als wollte er seinen jetzigen Wohnort, als welchen er Kassel bezeichnet, verrathen. Da ihm aber so Viel daran liegt, sein Visir nicht zu öffnen, so hat er wohl nur von der Erkundigung seines wahren Wohnorts ableiten wollen, indem er auf Kassel hinwies. Was liegt daran, einen Mann kennen zu lernen, welcher sich auf eine so verächtliche Weise in theologische Streitigkeiten gemischt hat und noch am Schlusse seiner zweiten Schrift mit unverschämter Prahlerei seinen Gegner herausfordert. Man höre! „Bei der leichten Mühe, welche mein Gegner mir gemacht hat, ihn von seinem theologischen kirchenhistorischen Regimente herabzuwerfen, habe ich natürlich aus Schonung nur leichtes Waffenwerk (Lapidiellchen, mit denen die Knaben auf den Gassen werfen) gegen ihn gehandhabt. Das schwere Geschütz blieb zur Deckung meiner Position hinter mir auf einer dieselbe beherrschenden Höhe. Diese Batterie ist stumm geblieben und ich werde sie aus ihrer Stellung abfahren lassen, wenn Hr. B. die Güte haben wird, mich mit weiteren Anfechtungen zu verschonen. Geht Hr. B. auf mein freundliches Anerbieten ein, sich der fernern Fehde zu enthalten, so werde ich meines Vorsatzes überhoben, auch seine anderen Productionen, soweit dieselben nicht rein wissenschaftlicher Art sind (freilich, solche Art ist nicht Jedermanns Sache), im

im Angesichte meiner drohenden, sicher stehenden Batterie die Heerschau passiren zu lassen und nach Befinden der Umstände hineinzudonnern. Bei dem Succurs, worauf ich im Nothfalle rechnen darf (kluge Leute können sich selbst helfen), würde die Fortsetzung des Krieges allerlei Unannehmlichkeiten zur Folge haben." — Wir zweifeln, daß Hr. D. B. diese Herausforderung annehmen wird. Daher ergeht an dessen Statt von unserer Seite die Aufforderung an jenen Polterer, sein grobes Geschütz abzufeuern und seinen Succurs vorrücken zu lassen. —

Novum Testamentum Vulgatae Editionis (,) juxta textum Clementis VIII. Romanum (,) ex typogr. Apost. Vatic. A. 1592 accurate expressum. Cum variantibus in margine lectionibus antiquissimi et praestantissimi codicis olim monasterii Montis Amiatae in Etruria, nunc Bibliothecae Florentinae Laurentianae Mediceae saec. VI. p. Chr. scripti. Praemissa est Commentatio de Codice Amiatino et versione latina vulgata. Edente *Ferdinando Florente Fleck*, Theol. Doctore et Professore Lips. Cum Facsimili inciso lapidi. Lipsiae (,) sumtibus et typis Caroli Tauchnitii. 1840. III u. pag. LXII; XIX u. pag. 414., in groß Duodez.

Daß die neutestamentliche Texteskritik noch lange nicht den Höhenpunct erreicht, noch lange nicht zu der Vollkommenheit gediehen ist, daß sie einen in allen seinen Theilen und unbestreitbar richtigen Bibeltext geschaffen hätte, ist eine bekannte Sache.

Sache. Jede Forschung, welche die Reinheit des Textes bezweckt und fördert, muß daher als ein dankenswerthes Streben angesehen und aufgenommen werden, um so mehr, wenn die Forschungen zu bisher unbekannten Resultaten führen, die nicht aus willkürlichen Einfällen und Launen, nicht aus der eiteln Sucht, sich durch Aufstellung gewagter Conjecturen den Schein eines scharfsinnigen Denkers zu erwerben, hervorgegangen sind, sondern auf das sorgfältigste Studium der ältesten und neu aufgefundenen Handschriften sich gründen. Freilich ist das Studium von Handschriften höchst mühevoll und kann nur von Denjenigen gehörig gewürdigt werden, welche selbst einem solchen Studium obgelegen haben, doch wird glücklicher Weise die Mühe reichlich durch den Gewinn aufgewogen, den ein solches Studium überhaupt in subjectiver und objectiver Hinsicht darbietet. Viele Handschriften mögen noch in den moderigen Räumen der Archive verborgen seyn, vielleicht noch lange den Blicken gelehrter Männer entgehen, welche, als Forscher, weder Zeit noch Kosten scheuen, sich mit den archivalischen Schätzen des In- und Auslandes bekannt zu machen. Was namentlich die Forschungen in ausländischen Archiven zur Förderung der biblischen Texteskritik betrifft, so haben bekanntlich die Bemühungen von Scholz und Rink viel Treffliches geleistet; an beide Männer schließt sich rühmlichst Hr. D. Fleck an, welcher sich neuerdings noch durch seine „Wissenschaftliche Reise durch das südliche Deutschland, Italien, Sicilien und Frankreich. Lpz. 1835—38.“ höchst vortheilhaft bekannt gemacht hat. Ihm gelang es, von dem ausgezeichneten, ältesten abendländischen neutestamentlichen Codex zu Florenz, welcher den Namen *Codex Amiatinus* führt, durch den Priester Ungharelli Kenntniß zu erhalten, — einem Codex, über welchen zwar (nach Fleck's Comment. pag. III.) der ehemalige Vorsteher der florentinischen Bibliothek, *Angelus Maria Bandini*, schon vor vielen Jahren Bericht erstattet hatte, der aber doch

den

den deutschen Gelehrten bisher unbekannt geblieben war. Ungharelli machte den Hrn. D. Fleck darauf aufmerksam, daß jener Codex ein höchst bedeutendes kritisches Hilfsmittel zur Verbesserung der lateinischen Version des Hieronymus darbiete, und dem Hrn. D. Fleck gelang es, bei seiner Rückkehr aus Unteritalien nach Florenz, durch die Vermittelung des preußischen Gesandten, von Schaffgotsch, daß ihm jener Codex zur Einsicht vorgelegt wurde. Er verglich den größten Theil der lateinischen Version des N. T. nach diesem Codex, sowie auch das Buch Tobiä. Leider hinderte ihn der Mangel an Zeit, die Vergleichungen der lateinischen Uebersetzung weiter auf das A. T. auszudehnen; er übergab daher die Vollendung seiner Arbeit einem evangelischen Geistlichen aus Nordamerika, Namens Farmer Jarvis, welchen er früher in Bologna kennen gelernt hatte. Jarvis hatte indeß die Arbeit nicht in der Art vollenden können, als es Hr. D. Fleck gewünscht hatte, namentlich waren noch einige Theile des N. T. unverglichen geblieben. Hr. D. Fleck hatte deßhalb an den Vorsteher der florentinischen Bibliothek, *Franciscus del Furia*, schriftlich sich gewendet, um das Fehlende zu ergänzen und dieser ließ durch einen in solchen Arbeiten gewandten Mann die von Hrn. D. Fleck begonnene kritische Vergleichung vollenden.

Die hohe Bedeutung und Wichtigkeit des Codex Amiatinus gaben dem Hrn. D. Fleck eine dringende Veranlassung, eine neue Ausgabe des N. T., nach dem Texte vom Papste Clemens VIII., zu veranstalten, und zwar eine solche (v. Comment. pag. VII.), quae et lucem afferret rationibus criticis exegeticisque bibliorum versionis latinae vulgatae, et arti etiam criticae in graeco textu factitandae insigni auxilio esset. Und in der That, wer möchte dem Herausgeber nicht unbedingt Recht geben, wenn er hierbei bemerkt: Philologi saepissime aut codicum multo levio-

rum

um juniorumque adjumento, aut sine omni novorum codicum subsidio novas editiones conficiunt. Quanto rectius hoc fit in Bibliis latinis, quae tot hominibus necessaria sunt, praesertim si primarii codicis facultatem habes! Der Codex Amiatinus ist wirklich bis jetzt der älteste unter allen lateinischen Bibelhandschriften, denn er gehört seinem Ursprunge nach in das 6. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung; er enthält vollständig das ganze A. und N. T. nach der Version des Hieronymus. Eine gleiche Vollkommenheit ist nur noch dem Codex des britischen Museums (Cod. A.) und dem vaticanischen Codex (Cod. B.) eigen. Nach Angabe des Hrn. D. Fleck ist unser Codex sehr schön mit römischen Uncialbuchstaben, nach alt-stichometrischer Weise, geschrieben. Unter der Regierung des ehemaligen hetrurischen Großherzogs Peter Leopold kam der Codex nach Florenz; im 16. Jahrhunderte wurde er bei der Herausgabe der sixtinischen Vulgata in Rom gebraucht, wo er dann eine sehr geraume Zeit hindurch unbeachtet liegen blieb. Die angegebene Zeit der Entstehung des Cod. Amiat. erhärtet Hr. D. Fleck in der vorangeschickten Comment. p. XI seq. nach äußeren und inneren Gründen, und p. XV. stellt er das Resultat auf: Ex his, quae disputavimus, argumentisque historicis ac diplomaticis evincere tentavimus, credibile est, *Servandum* senem; audita *Gregorii* pontificis electione, qui in apostolicam sedem ascendit a. 590 et ad diem XII. Martii a. 604 summa cum laude ecclesiae praeerat, hunc codicem biblicum dono ei misisse. Tantum munus tanto viro dignum fuit. Unde ab anno fere 1036 existimatio in mentes hominum irrepsit, librum propria *Gregorii* manu fuisse exaratum. Im Folgenden führt Hr. D. Fleck mehrere Zeugnisse aus älterer Zeit auf, welche sich über den hohen Werth des Codex Amiatinus aussprechen; in's Besondere erwähnt er ein Zeugniß vom Papste

Pius

Pius II.*), vom Augustiner Angelus Rocca, von Jac. le Long. Bei der Besorgung einer neuen Ausgabe des lateinischen

*) Mit welchem Rechte Hr. D. Fleck Pius II. bezeichnen konnte als „*vir* — — *rerum gerendarum dexteritate insignis*," kann Rec. nicht begreifen. Wir haben als Protestanten doch alle Ursache, besonders in unserer Zeit, einen vorgeblichen Statthalter Gottes und Christi auf Erden nicht durch leere Schmeicheleien zu erheben, sondern der historischen Wahrheit getreu, nicht mehr und nicht weniger von einem Papste zu sagen, als wirklich wahr ist. Wie kann Pius II. ein vir rerum gerendarum insignis gewesen seyn, wie kann man von ihm (wie Hr. D. Fleck auch angibt) sagen: cathedram Romanam *ornavit*, da er als Geistlicher auf dem Concil zu Basel gegen seinen Vater wegen der Zeugung eines Sohnes mit so unerhörter Schamlosigkeit sich rechtfertigte, daß er schrieb: Certe nec lapideum nec ferreum genuisti filium, cum esses tu carneus. Scis, qualis tu gallus fueris, ac nec ego castratus sum, neque ex frigidorum numero. Nec sum hypocrita, ut videri bonus, quam esse malim. Fateor ingenue meum erratum, quia nec sanctior sum David Rege, nec Salomone sapientior. Antiquum et vetus est hoc delictum, nec scio, quis eo careat. Late patet haec pestis (si pestis est, naturalibus uti), quamquam non video, cur tantopere damnari coitus debeat, cum natura, quae nihil perperam operatur, omnibus ingenuerit animantibus hunc appetitum; s. Gieseler Kirchengesch. II. Abth. 4. S. 260. Wie kann Pius II. ein vir rerum gerendarum insignis gewesen seyn, wie kann man von ihm behaupten: cathedram Romanam *ornavit*, da er, so lange er Aeneas Sylvius war, sich als einen eifrigen Anhänger des reformirenden basler Concils zu erkennen gab, dann aber, als er unter dem Namen Pius II. Papst wurde, in seinen Reden und Handlungen sich so ganz umwandelte, daß er nur noch politisch überlegte und berechnete, was sich thun lasse, um den verlöschenden Schimmer der päpstlichen Hohheit und Macht wieder herzustellen. Oder wüßte man nicht, daß er die Appellation vom Papste an ein allgemeines Concil als einen execrabilis usus verdammte und daß er andere

ischen Bibeltextes durch Sixtus V. und Clemens VIII. iente auch der Cod. Amiat., auf Veranlassung des Angeus Rocca, als ein vorzügliches kritisches Hilfsmittel; doch rachten die vaticanischen Kritiker von unserem Codex nicht den weckmäßigen Gebrauch, den sie für die Berichtigung ihres Textes hätten machen können und sollen. Deßungeachtet erhielt ie clementinische Ausgabe die Sanction und wurde zur Norm es lateinischen Bibeltextes für die römische Kirche erhoben.

Der Abschnitt der Comment. (p. XX—XXXIX.), in welchem sich Hr. D. Fleck über die lateinische Uebersetzung des N. T. und besonders über die innere Beschaffenheit des Cod. Amiat. ausspricht, nimmt unser Interesse ganz in Anspruch. Zunächst erörtert er das Verhältniß zwischen der sogenannten alten Itala vor Hieronymus und der Uebersetzung des Hieronymus, um die Benutzung der letztern für die Kritik des N. T. zu bestimmen. Wir sind darin ganz mit Hrn. D. Fleck einverstanden, daß man mit Unrecht von einer Itala vor Hieronymus spricht und weit richtiger „de versionibus italicis numero plurali," wofür besonders das Sprachidiom von entscheidendem Gewichte ist. Hieronymus unternahm es, mit Hilfe einiger alten und ausgezeichneten griechischen Handschriften die alte Version zu verbessern und eine neue zu geben; seine Arbeit

andere gewaltthätige Handlungen ähnlicher Art sich erlaubte? — Die Römlinge thun sich immer und überall Viel darauf zu Gute, daß sie stets von einem unmittelbaren Nachfolger Petri geleitet worden seien und geleitet würden. Wollen sie auch nicht einsehen, wie zu solcher Behauptung der historische Grund und Boden gänzlich fehlt, so möge ihnen wenigstens von Protestanten die Lebensweise ihrer Oberhäupter so vorgehalten werden, daß sie es anerkennen müssen, wie Wenig ihre Oberhäupter als wahre Nachfolger des Ap. Petrus gedacht und gehandelt haben. Am Wenigsten aber kann und darf, sei der Grund, welcher er wolle, ein unverdientes Lob einem geistlich-weltlichen Monarchen Roms gespendet werden.

Arbeit fand aber nicht allgemeinen kirchlichen Beifall, ja im 5. Jahrhunderte und späterhin noch gebrauchten Geistliche und Laien bald die alte, bald die neue Uebersetzung, bald corrigirte man die alte nach der neuen, bald die neue nach der alten und erst im Ablaufe einer langen Zeit konnte die Version des Hieronymus eine allgemein giltige Autorität erlangen. Die in der Uebersetzung des Hieronymus herrschende Latinität ist natürlich Theils durch das Sprachidiom des Zeitalters des Hieronymus, Theils durch die Begriffe des Urtextes, für welche oft neue Ausdrücke aufgestellt werden mußten, bedingt. In Beziehung auf die Kritik bietet nun die Uebersetzung des Hieronymus, verglichen mit dem Cod. Amiat., vielen Stoff zur Bearbeitung dar, doch wollte Hr. D. Fleck in seiner lateinischen Ausgabe des N. T. den clementinischen Text nicht nach dem Cod. Amiat. corrigiren, wodurch sich ein neuer lateinischer Text gestaltet haben würde, sondern nur der clementinischen Ausgabe des lateinischen N. T. einen solchen kritischen Apparat nach dem Cod. Amiat. beifügen (p. XXIV.), qui hominibus graece doctis materiam disquisitionum et emendationum praebere possit, in *graeco* inprimis textu; ja er hielt es nicht für erlaubt, von dem recepirten Texte abzuweichen, *qui sacrosanctus creditur nonnullis coetibus*, und seine Absicht ging deßhalb nur dahin (p. XXV.): discipulorum animos hac varietate lectionis, e praestantissimo codice, *pontificia adprobatione Sixti V. ornato*, in margine subjecta, erigere et movere, — ad Graeca evangelica et apostolica legenda iterumque perscrutanda, quibus studiis qui assidue et solerter se dederint, suis praeclaris fructibus non carebunt.

Es scheint uns daher, als ob Hr. D. Fleck seine Handausgabe des lateinischen N. T. vorzüglich für katholische Theologen bestimmt, oder doch von diesen die Anschaffung seiner Ausgabe hat erzielen wollen; dieß ist zwar nicht ausdrücklich

von

von Hrn. D. Fleck gesagt worden, aber es ergibt sich nicht bloß aus dem vorhin angeführten Zusatze: qui — — coetibus, sondern auch aus dem durch den Druck hervorgehobenen Satze: pontificia — — ornato; ja er behauptet sogar (p. XXV.): *Novam enim textus conformationem nemini in hac versione licitum est tentare ex antiquis ecclesiasticis legibus, quae sacrosanctae multis videntur.* Qui plura postulant, hoc ipso profitentur, se historiam hujus versionis, ejusque vim atque naturam a concilio inde Tridentino ignorare. Zwar gesteht Hr. D. Fleck zu, daß das hierher gehörige Decret des Tridentinums keine dogmatische Bestimmung, sondern nur ein Disciplinargesetz enthalte, daß es darum auch keine immerwährende Kraft habe, — aber was sollte hier das durch den Druck hervorgehobene Veto des Tridentinums, wenn der Herausgeber seine Ausgabe nicht vorzugsweise für katholische Theologen bestimmt hat? Was soll es hier und was soll es für Protestanten bedeuten, wenn Hr. D. Fleck versichert, jenes Decret sei nicht *perpetuae* obligationis, während er sich selbst unter diese obligatio stellt? Dieß Alles ist in der That nur aus der verborgen gehaltenen Absicht des Herausgebers erklärbar, daß seine Ausgabe des lateinischen N. T. vorzüglich darauf berechnet sei, katholischen Theologen, — die hier die Satzung dieser Kirche als ein unverletztes Gesetz gewahrt sehen — sich zu empfehlen, um von denselben gekauft zu werden, während die protestantischen Theologen sich an ihrem griechischen Texte des N. T. genügen lassen; und nur für protestantische Kritiker des N. T., deren Anzahl freilich sehr gering ist, kann die Ausgabe des Hrn. D. Fleck Werth haben, wie sie ihn auch wirklich und unbestreitbar hat. Offenbar mit Berücksichtigung jener Absicht legte daher Hr. D. Fleck in seiner Ausgabe des N. T. den clementinischen Text (— mit dem abermaligen Zusatze qui *receptus* est, und mit der abermaligen Lehre *a quo discedere nullo pacto*

licet,

licet, p. XXVI.) nach van Eß zu Grunde, mit Umänderung der argumenta capitum, wie van Eß sie ausgesprochen hatte und mit Hinzufügung der Varianten des Cod. Am. unter den Text.

Die Varianten des Cod. Amiat. sind allerdings an Zahl und innerem Gehalte von Bedeutung; in letzter Beziehung dürften sie der neutestamentlichen Kritik manchen wesentlichen Dienst erweisen und eben darum wird diese Handausgabe jeden Falls einen bleibenden hohen, kritischen Werth haben, um so mehr, als der Cod. Amiat. an kritischer Bedeutung und Autorität manche griechische Handschriften, die einer jüngern Zeit angehören, weit überwiegt. Daher vermag dieser Codex selbst oftmals den griechischen Text zu berichtigen und vestzustellen. Um die Zahl der Varianten im Cod. Amiat. anschaulich zu machen, theilt sie der Herausgeber in seiner vorangeschickten Comment. in verschiedene Classen. Die erste umfaßt transpositiones verborum et dicendi formularum, omissiones, insertionesque leviores. Versetzungen, Auslassungen und Einschiebungen kommen, besonders rücksichtlich der Partikeln, sehr häufig vor; wenn schon sie nicht immer dem Sinne einer Stelle wesentlich Eintrag thun, so ist doch gewiß, daß es auch gar viele Stellen gibt, in welchen die Stellung der Partikeln, deren Weglassung oder Hinzufügung von dem entschiedensten Gewichte und der größten Bedeutung ist, und ohne Zweifel ist hier das Wort Bengel's, wie auch der Herausgeber erklärt, sehr wahr: neque ulla varietas tam gravis est, ut inde religionis summa pendeat, neque tam levis ulla, ut veritas Apostolica non sit praeferenda vitiis librariorum. Ueber die zweite Classe sagt der Herausgeber: Mutationes casuum, numerorum in substantivis, temporum in verbis, compositorum in simplicia crebro reperiuntur, saepe quidem, imo plerumque contra elegantiam latinae orationis factae, sed ad veriorem indolem

lolem textus graeci aperiendam graves. Die dritte Classe umfaßt die Abweichungen in der Orthographie, die vierte genus lectionum, quae *praecipuo quodam sensu ad rem ipsam* pertinent, — und gerade in Beziehung auf diese Classe hat der Cod. Amiat. eine besondere und hochwichtige Bedeutung für die neutestamentliche Kritik. Es würde aber zu weit führen, hier noch Belege besonders anzuführen, denn der Herausgeber selbst theilt in s. Comment. p. XXIX. eine große Anzahl mit und außerdem bietet jede Seite unserer neuen Ausgabe des lateinischen Textes des N. T. sie ganz ungesucht dar.

Dem Texte selbst hat der Herausgeber noch vorangeschickt einen wörtlichen Abdruck des Decretes der Sess. V. des Tridentinums über die kanonischen Bücher der h. Schrift, über die Herausgabe und den Gebrauch der h. Schrift, dann Sixti V. Praefatio, ferner In Biblia Sacra Vulgatae Editionis, Romae, ex Typogr. Apostol. Vatic. 1592, Praefatio ad Lectorem, endlich die Praefatio Clementis VIII. Weßhalb Hr. D. Fleck jene tridentinischen Bestimmungen und diese Praefationes seiner Handausgabe noch beigefügt hat, darüber hat er selbst keinen Grund angegeben, ja es scheint ihm nicht ein Mal eine Ahnung beigekommen zu seyn, daß man hier nach einem Grunde fragen könne. Aber die Frage nach einem Grunde ist gewiß, da Hr. D. Fleck Protestant ist, die natürlichste, die es nur geben kann, um so mehr, da in jenen Decreten und Präfationen auf die Häretiker, zu denen bekanntlich von der röm. Kirche auch die Protestanten gerechnet werden, mancher finstere Seitenblick geworfen wird. Wir können den Grund jener Hinzufügungen auch nur darin finden, daß der Herausgeber auf diese Weise katholischen Theologen seine Ausgabe des lateinischen N. T. hat empfehlen wollen; aus derselben Absicht hat er auch wohl den Satz in der Praefatio Clementis VIII. (p. LXI.): ut nemo hanc sacrarum scripturarum editionem typis mandare praesumat, nisi habito prius exem-

plari in typographia vaticana excuso: cujus exemplaris forma, ne minima quidem particula de textu mutata, addita, vel ab eo detracta — — inviolabiliter observetur, mit gesperrter Schrift drucken lassen. Mochte der Herausgeber immerhin jene Absicht haben, so hätte er sie doch auf eine zweckmäßige Weise aussprechen können und müssen; hatte er aber jene Absicht nicht, so wäre es weit zweckmäßiger gewesen, wenn er den Abdruck des tridentinischen Decretes und der päpstlichen Präfationen weggelassen hätte, da sie dem Protestanten nur Zeugnisse der Unduldsamkeit und Willkür katholischer Oberhäupter, sogar im Gebrauche und in der Verbreitung des Bibeltextes, vergegenwärtigen.

Dem Schlusse des Werkes ist als Facsimile der Schrift im Cod. Amiat. die Stelle 1 Joh. 5, 3—8. beigegeben.

Die Stephan'sche Auswanderung nach Amerika. — Mit Actenstücken. — Von D. Karl Eduard Vehse. — Dresden, Verl. Exped. d. Dr. Wochenbl. 1840. kl. 8. 183 SS. 12 Gr.

Mag auch die vorliegende Schilderung eines Ereignisses, das zu seiner Zeit die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich zog, in Bezug auf die Vollständigkeit der Thatsachen die Erwartungen des Lesers nicht befriedigen: so nimmt sie doch durch ihre, wie es scheint, ganz unbezweifelbare Unparteilichkeit und Treue Jeden für sich ein, der in jenem Ereignisse das allgemein Interessante zu erkennen wußte, was für die Zeitgeschichte überhaupt und für die kirchliche insonderheit darin lag. Der Verf. gehörte früher zu den wärmsten und hingebendsten Freunden des berüchtigten P. Stephan und folgte ihm, wie so viele Andere, mit nach Amerika, um daselbst

selbst an den Segnungen des von ihm zu gründenden altlutherischen Kirchenstaates Theil zu nehmen, sagte sich aber an Ort und Stelle gleich mehrern Enttäuschten wieder von ihm los und kehrte in das leichtsinnig verlassene Vaterland zurück. Diese Verhältnisse hatten jedoch keinen Einfluß auf sein Urtheil über die Person und den sittlichen Werth seines erst so hochgestellten, in der Folge aber nicht nur aufgegebenen, sondern auch bekämpften Freundes, und dieß um so weniger, da der Verf. noch im Augenblicke des Schreibens immerfort die Sache vesthielt, deren würdigen Träger er einst in P. Stephan gefunden zu haben glaubte. Auch zeigt der ruhige und leidenschaftlose Ton, in welchem er von ihm und seinem Thun und Lassen spricht, sowie der unverhohlene innere Schmerz, den er über den tiefen Fall desselben äußert, deutlich, daß es ihm nicht daran liegt, dem Gefallenen durch üble Nachrede wehe zu thun, sondern daß er die lautere Wahrheit über ihn geben und in derselben die Rechtfertigungsgründe darlegen will, warum er mit so vielen Gleichdenkenden erst innig an ihm hing und späterhin ihm mit Verachtung den Rücken kehrte. Das, was nun an Darstellung rein geschichtlich ist, läuft ungefähr auf Folgendes hinaus:

Der Verf. schloß sich zum Behufe der Auswanderung dem P. Stephan mit einem großen Haufen anderer Altlutheraner an, weil er während seiner frühern Bekanntschaft mit demselben von seinen intellectualen und sittlichen Eigenschaften eine sehr hohe Meinung gefaßt hatte und der Ansicht war, daß er vermöge derselben vor jedem Andern geeignet sei, seinen religiösen und kirchlichen Ansichten als Vorsteher einer altlutherischen Kirche gerecht zu werden. Wie viel Selbsttäuschung aber dabei unterlaufen mochte, sieht man schon daraus, daß er ihm unter Anderem auch „sehr vorzügliche, selbst von seinen bittersten Feinden anerkannte Gaben als Kanzelredner" zuschreibt, während Männer, denen eine giltigere Stimme darüber zuzutrauen

iſt, nicht das Mindeſte davon an ihm finden konnten. Wir erinnern hier nur an das in dieſen Blättern ſelbſt über Stephan Bemerkte (V. Bd. 2. H. S. 358.), wo ein Augen- und Ohrenzeuge der homiletiſchen Leiſtungen deſſelben ſich dahin ausſprach: „Da kam (nämlich auf der Kanzel der böhmiſchen Kirche zu Dresden) ein ziemlich unbehobelter Mann zum Vorſcheine, welcher in Miene, Gebehrde und Organe weit mehr Abſtoßendes als Einnehmendes hatte, und ſpannte mich mit einer Predigt auf die Folter, die ſo geiſt- und herzlos in ihrem Inhalte, als durch den äußern Vortrag quälend für die Ohren war." Auch iſt über die im J. 1825 öffentlich erſchienenen Predigten dieſes Mannes nicht ein einziges Urtheil laut geworden, das ihnen etwas Anregendes für Geiſt und Herz nachgerühmt hätte. Wie es aber auch mit dieſer Selbſttäuſchung des Verfs. ſtehen mochte, Stephan ſelbſt ſorgte bald für Löſung derſelben und brachte es in kurzer Zeit dahin, daß er wie von dem Verf. ſo von ſeinen übrigen Anhängern in ſeiner ganzen Nichtswürdigkeit erkannt wurde. Der Verf. nennt ihn geradehin „einen geiſtlichen Betrüger" und ſetzt hinzu: „Man kann ſich in der That nicht genug über die Liſt und Verſchlagenheit und das beiſpielloſe Glück verwundern, mit dem dieſer Mann ſo eine lange Reihe von Jahren hindurch die geſpannteſte Aufmerkſamkeit von Freunden und Feinden täuſchen und den ſchärfſten Unterſuchungen der Behörden ſich entziehen konnte. Man weiß nicht, ob man mehr die Zulaſſung Gottes, mit der er ihn ſein geheimes Unweſen treiben ließ, oder die Kraft des allmächtigen Armes bewundern ſoll, womit er den grauen Sünder, gerade als er am Ziele ſeiner dunkeln Wünſche zu ſtehen ſchien, plötzlich zerbrach."

Dieſe allgemeinen Aeußerungen über Stephan werden durch folgende beſondere Angaben veranſchaulicht: Zwanzig Jahre lang hatte dieſer mit den ſeichteſten theologiſchen Kenntniſſen in's Predigtamt getretene ehemalige Webergeſelle ſein pietiſtiſch-

myſti-

mystisches Wesen unter dem Schutze des sonstigen Ministers v. Einsiedel in Dresden getrieben, als im J. 1830 der Sturz des Letztern und die geschärftere Aufmerksamkeit der Behörden auf sein geheimeres, eines schändlichen Umgangs mit verheuratheten und unverheuratheten Frauen seiner Partei verdächtig gewordenes Leben ihm den Entschluß eingab, nach Amerika zu gehen, wo er für sein persönliches Verhalten und für die Ausführung seiner „mittelalterlich=hierarchischen Plane" völlige Freiheit zu finden hoffte. Im Laufe dieser letzteren 10 Jahre schlossen sich nun nach und nach mehrere Personen, Geistliche, Candidaten und Laien des (In= und Auslandes) näher an ihn an, die er mit großer Feinheit und Hinterlist in seinen Plan: „in den Vereinigten Staaten ein Asyl für die lutherische Kirche zu suchen," einweihte. Jedoch nur erst im J. 1838, nachdem er in Folge einer polizeilichen Ueberrumpelung auf dem Weinberge bei Dresden, wo er seine nächtlichen Ausschweifungen trieb, von seinem Amte suspendirt und einer entehrenden Untersuchung anheimgefallen war, traf er die nöthigen Anstalten zur Ausführung seines Vorhabens, und die verblendeten Anhänger desselben kamen ihm dabei auf alle Weise förderlich entgegen. Es wurde eine (hier mitgetheilte) Auswanderungsordnung entworfen, eine gemeinsame Creditcasse zur Bestreitung der Reise= und ersten Einrichtungskosten errichtet und Alles so von ihm veranstaltet, daß „die Disposition über diese Casse ganz in seine Hände gerieth," und er somit über ein Capital von ungefähr 125,000 Thlrn. freies Schalten und Walten hatte. Das wußte er schon auf der Reise selbst „zur Befriedigung seiner Herrschsucht und Ueppigkeit" trefflich zu benutzen, indem er, ohne ein Glied der Gesellschaft zu befragen, sich die Erlaubniß nahm, einen prächtigen Reisewagen für sich ankaufen, sich darin mit vier Pferden nach Bremen transportiren zu lassen und bei seiner Ankunft daselbst vor der versammelten Reisegesellschaft so anmaßende Rücksichten für seine

seine Person und sein Amt zu fordern, daß schon damals „mehrere Personen Unrath merkten und umkehren wollten." So trieb er es auch auf dem Schiffe, das er am 18. November 1838 „mit seinem Generalstabe" bestieg. Denn nachdem er während eines schrecklichen Sturmes vom 23. — 29. Nov., der dem zweiten Wanderschiffe der Gesellschaft den Untergang auf offnem Meere brachte, sich so auf die feigste und glaubensloseste Weise benommen hatte, gab er bei wieder eingetretener glücklicher Fahrt sich einem so ausgelassenen Wohlleben hin, daß die anderen Passagiere darben mußten; der übrigen Sünden nicht zu gedenken, die er sich nicht nur mit seiner mitgenommenen Concubine, sondern auch mit anderen jungen weiblichen Personen der Gesellschaft unter dem Vorwande, für ihr geistliches und leibliches Heil Sorge tragen zu müssen, zu Schulden kommen ließ. „Dagegen bequemte er sich während der ganzen 64tägigen Ueberfahrt nur sehr wenige Male zum Predigen, Theils aus Faulheit, Theils um sich selten zu machen, und merkwürdig war, daß seine Predigten, seit er Dresden verlassen, schwach und trocken waren und auffallend immer schwächer und trockner wurden." Kurz vor der Ankunft in Neworleans wußte er es dahin zu bringen, daß er in Folge einer im Namen der übrigen Geistlichen (Löber, Keyl, Bürger und der beiden Walther) und Candidaten entworfenen Schrift, welcher sich zwölf andere Deputirte der Gesellschaft anschlossen, zum Bischofe derselben erklärt und ihm dadurch die völlige Oberhohheit über sie eingeräumt wurde. Der Bischofsornat war theilweise schon in Leipzig vorbereitet worden, in St. Louis aber, wo Stephan über zwei Monate bis Ende Aprils 1839 blieb, wurde das noch Fehlende hinzugefügt. „Massen von Stoffen in Wolle, Seide und Sammet, Goldtressen und anderer Staat zu Kirchengewändern wurden da für ihn und seine geistlichen Gehilfen eingekauft und unter der Aufsicht eines aus Leipzig mitgenommenen Schneiders mußten die weiblichen Personen, die

er

deßhalb in sein Haus zog, nach Zeichnungen, welche er von in der katholischen Kirche zu Dresden hatte machen ssen, diese Stoffe zu Amtsgewändern verarbeiten." — „Au- er diesen Gewändern wurde die Inful, die bischöfliche Mütze, er bischöfliche Krummstab und das bischöfliche Kreuz bestellt, elches letztere an einer so schweren Kette von purem Golde, ozu die Gemeindeglieder ihren Schmuck hergaben, hing, daß lbst der Goldschmied Vorstellungen dagegen machte, die der Bischof aber mit der Erklärung beseitigte: „„er müsse gerade eine Kette haben und im Nothfalle werde er sie von seinem Gelde sich machen lassen."" — Auch wurde bei Gelegenheit er Einweihung einer katholischen Kirche in St. Louis en Geistlichen und Candidaten die größte Aufmerksamkeit auf ie dabei Statt findenden Ceremonieen anbefohlen, um das Behufige bei der Einweihung der zu gründenden altlutherischen Episkopalkirche in der zu gründenden Niederlassung zu benutzen. — Die Unkosten aller dieser kirchlichen Vorbereitungen betrugen 3000 Thlr. preuß. und die für die Person und das Haus des Bischofs 4000 Thlr. Uebrigens ließ Stephan in Folge der ppigen Weise, wie er schon auf dem Schiffe und der ganzen Reise gelebt hatte, von St. Louis aus eine ganze Quantität von Kistchen der feinsten und theuersten Weine nach Perry County, die inmittelst angekaufte Besitzung für die Gesellschaft (ungefähr 100 engl. Meilen unterhalb St. Louis) und in die daselbst erbaute bischöfliche Interimswohnung schaffen, was selbst den Kaufleuten in St. Louis, die diese Sendung übernommen hatten, Anlaß gab, „sich über die ungewöhnlich starken Bedürfnisse des deutschen Bischofs zu verwundern." —

Diese Bedürfnisse hatte er aber schon in St. Louis selbst, wo am 19. Febr. 1839 die ganze Gesellschaft zusammentraf und wo er ein von den vorher eingetroffenen Geistlichen gemiethetes, prächtig verziertes und beteppichtes Quartier bezog. Er führte hier mit „seinem Hause," wie er die zweideutige

deutige Umgebung nannte, zu der er nach und nach immer mehr junge Frauenzimmer zog, ein wahres Prasserleben, so daß nicht nur achtungswürdige Frauen, die er Anstands halber mit in seine Wohnung aufgenommen hatte, dieselbe verließen, sondern daß auch „die im Puncte des Umgangs mit Frauen sehr strengen Amerikaner an des deutschen Bischofs Hause gewaltigen Anstoß nahmen.“ —

Hatte nun Stephan schon durch dieses Alles, sowie durch das erschlichene Bischofthum, Kraft dessen er sich als alleinigen Herrn nicht nur aller kirchlichen, sondern auch aller bürgerlichen und finanziellen Angelegenheiten der Gesellschaft gerirte und bei seinen musikalischen Soirées selbst den Handkuß als stehendes Ceremoniel einführte, sich die Gemüther vieler seiner Glaubensgenossen abwendig gemacht: so bedurfte es natürlich nur noch eines besondern Anlasses, um zwischen ihm und Jenen einen völligen Bruch herbeizuführen und ihn zum Opfer einer siegreichen Reaction zu machen. Und dieser Anlaß kam unerwartet schnell. Denn kaum war Stephan nach Perry County abgereist, als am Sonntage vor Himmelfahrt 1839 erst eins, dann aber mehrere junge Mädchen, und zwar ohne gegenseitige Verabredung, dem noch mit anderen Auswanderern in St. Louis verweilenden P. Löber die Entdeckung machten, daß sie von Stephan zu unzüchtigen Ausschweifungen gemißbraucht worden wären. „Ich habe,“ sagt der Verf., „die Protokolle über die Aussagen dieser Theils schuldigen, Theils unschuldigen Personen, die sie mit ausdrücklicher Verweisung auf eidliche Bestärkung derselben abgelegt haben, gelesen und kann versichern, daß es unerhört ist, wie dieser gottlose Mann selbst den heiligen Namen und das Wort Gottes gemißbraucht hat, um seine schändlichen Begierden zu befriedigen. Eins genügt zu wissen, daß er diese Schändlichkeiten in demselben Gemache, worin er mit seinem (von einer zahlreichen Familie in Dresden allein mitgenommenen) Sohne ge-

geschlafen, also geradezu unter dessen Augen auf der Reise im Schiffe vorgenommen. Der Sohn hatte daher selbst zu einem Freunde geäußert: „„Mit meinem Vater wird's ein schlechtes Ende nehmen; ihr werdet's in ganz kurzer Zeit erfahren."" —

Diese schrecklichen Entdeckungen brachten ein Paar Glieder der Gesellschaft erst auf den Gedanken, den Stephan von Perry County zurück nach St. Louis transportiren zu lassen und ihn hier dem weltlichen Arme zu überliefern. Da aber die darum befragten Magistratspersonen von St. Louis nicht nur den öffentlichen Skandal, sondern auch die Anwendung des Lynch-Gebrauchs von Seiten des empörten Volkes für Stephan fürchteten: so gaben sie den Rath, ihn aus der Auswanderer-Colonie zu Perry County über den Missisippi hinüber nach dem Staate Illinois und weiterhin zu entfernen. In Folge dieses Rathes schickte man einen jungen Geistlichen nach Perry County mit dem geheimen Auftrage ab, die dort schon mit Stephan verweilenden Auswanderer von dem Geschehenen zu unterrichten und für die gegen ihn beschlossene Maßregel zu gewinnen. Während dieser Zeit benahm sich aber der Verbrecher noch immer mit dem gewöhnlichen grenzenlosen Hochmuthe, drang vor dem Baue der Blockhäuser für die Armen auf den Bau seines bischöflichen Palastes von 70 Fuß Fronte; verweigerte Jenen selbst die einstweilige Beziehung der auf seiner schön gelegenen Privatbesitzung bereits erbauten Blockhäuser; predigte noch am Pfingstfeste und beharrte bis zum Ausbruche des über ihm schwebenden Gerichts in völliger Verblendung, obwohl er mitunter von einer „Verschwörung" sprach, die gegen ihn im Werke sei. —

Das Gericht brach los, als am 29. Mai 1840 die Auswanderer von St. Louis in Perry County eintrafen. Sie fanden am Landungsplatze die Concubine Stephan's vor, die ihrer

ihrer Vernehmung durch die Flucht in die Interimswohnung desselben sich entzog, Stephan selbst aber benahm sich noch mit vielem Trotze, verwarf das aus Geistlichen und Laien zusammengesetzte Concilium, das über sein Schicksal entscheiden sollte, trug sich wenigstens mit dem Gedanken, „eine veste Stellung gegen dasselbige zu nehmen,“ d. h. nach Zuerkennung eines ansehnlichen Abfindungsquantums freiwillig abzudanken, ergab sich aber bei der Wahrnehmung, daß die von ihm so sehr betrogene Masse Miene machte, gewaltsam einzugreifen, in das ihm zugedachte Schicksal, nachdem er vorher den Vertrag eingegangen war: „seine sämmtlichen Effecten der von ihm so gemißbrauchten Creditcasse zur Verfügung zu stellen, dagegen aber ein Geldquantum von 100 Piastern und eine anständige Ausstattung mit Wäsche, Kleidern und Hausgeräthe in Empfang zu nehmen.“ Bei Untersuchung seiner Effecten fand sich, Trotz seiner oft wiederholten frühern Armuthserklärung, eine Chatoulle „mit einer ansehnlichen Masse Gold und Seltenheiten aller Art,“ und in einem seiner Strümpfe 7 Friedrichsd'or vor; er selbst aber wurde mit seiner Concubine für die Nacht in ein Zelt am Missisippi gebracht, über den er am nächsten Morgen geschafft werden sollte. Das geschahe auch in der 11. Stunde desselben, nachdem er noch die einzige Bitte ausgesprochen hatte, „daß nur die Leute aus dem Wege gehen und er Niemandem begegnen möge.“ — „Unvergeßlich,“ sagt der Verf., „wird mir sein tief erschüttender Anblick bleiben, als ich ihn zur Fähre hinabbrachte. Er ging mit sichtbarer Bekümmerniß im Gesichte, in gebückter Stellung, eine Mütze auf dem grauen Kopfe, mit der Rechten auf einen Stock gestützt, einen andern unter'm linken Arme tragend und sich immerfort beklagend, „daß ihm Unrecht geschehe,“ dem Missisippi zu, um hinter einem Felsen in diesem großen Strome, der seiner merkwürdigen Form halber devil's backove (Teufels-Backofen) heißt, nahe am Ufer des Staates Illinois

auf

auf einer einsam liegenden Farm ein für ihn ermiethetes Zimmer zu bewohnen." In jenem Stocke unter dem linken Arme, den er sich schon früher ausgehöhlt machen ließ und von dem er sagte, daß Spione Depeschen darin befördern könnten, brachte er wahrscheinlich 700 andere Piaster mit hinweg, auch stand er im Verdachte, daß er oder seine Concubine noch überdieß 400 Piaster in Missouri-Banknoten, die der Creditcasse fehlten, an sich genommen habe. Nach wiederholten, versprechungswidrigen Versuchen, mit der Gesellschaft ein neues Verhältniß anzuknüpfen und nach Abweisung einer Klage auf Schadenersatz von 3000 Dollars, blieb er von der Gesellschaft ganz getrennt und der Verf. weiß von seinem fernern Schicksale Nichts weiter zu sagen, als daß er vor seinem Hause Holz machend gesehen würde und unter den Amerikanern der Nachbarschaft Freundschaft gefunden habe. Der Vorstand der engl. Episkopalkirche in St. Louis, dem diese Sache als ein großes Unglück für die Gesellschaft der Auswanderer mitgetheilt wurde, erwiederte sehr wahr: „Not only for You, it's a misfortune for us all, for the whole christianity." Der Vf. selbst aber setzt hinzu: „Dem einst so segensreichen (?), nun aber so tief gefallenenen Manne, der zwei Welttheilen ein unermeßliches Aergerniß gegeben, ist nur zu wünschen, daß er die Gnade Gottes in Jesu Christo, die allerdings noch weit unermeßlicher ist, noch erreichen könne durch eine rechtschaffene Buße im Staube und in der Asche, wie der König Manasse. Sein dereinstiges Gericht vor dem heiligen und gerechten Gott müßte ein schreckliches seyn. Dieser allmächtigen Gnade und Erbarmung empfehle auch ich ihn; er kann sie noch finden, wenn er sich nicht durch jene schreckliche Sünde, „„die nicht vergeben wird,"" von ihr selbst geschieden hat, was Gott allein weiß." —

Ref. setzt hinzu: Allerdings weiß das Gott allein; aber auch Menschen können aus unbezweifelten Thatsachen über die Gesinnung Anderer urtheilen, ohne gegen die christliche Liebe

zu

zu sündigen, wenn dieses Urtheil streng ausfällt. Und wie kann es anders über einen Mann ausfallen, der 30 Jahre hindurch vom Standpuncte einer beschränkten und unwissenschaftlichen Ansicht aus den Verketzerer erleuchteter Christen und Geistlichen spielte (man sehe seine Predigten, krit. Pred.-Bibl. VIII. Bd. 1. H, S. 70 ff.); der zwei Drittheile dieses Zeitraums hindurch den Stützpunct einer Partei machte, die in Verbindung mit einem gleichgesinnten politischen Gewalthaber ganz Sachsen zu ihren engherzigen und antiprotestantischen Religionsgrundsätzen zu bekehren suchte; der unter dem Nimbus der Rechtgläubigkeit und Heiligkeit noch weit mehrere Uebelthaten, als der Verf. berichtet, sich zu Schulden brachte; der durch seine Helfershelfer in allen umliegenden Ländern Werkzeuge für den schnöden Zweck werben ließ, sich auf ihre Kosten der wohlverdienten Strafe im Vaterlande zu entziehen und dafür in fremdem Lande einen Kirchenstaat zu gründen, worin er geistlicher und weltlicher Despot zugleich wäre; der bei Ausführung dieses Zweckes Hunderte von Betrogenen in Noth und Tod stürzte, ohne sich das mindeste Erbarmen mit ihnen an die Seele kommen zu lassen; der Religion, Predigt- und Beichtvateramt auf's Frechste mißbrauchte, um nach strafbarer Verlassung von Weib und Kindern seine Lüste wie ein türkischer Haremsherrscher zu befriedigen und den noch im Augenblicke des über ihn hereinbrechenden Strafgerichts an dem Vermögen einer Gesellschaft, auf deren Kosten er schon geraume Zeit hindurch geschwelgt hatte, zum Diebe wurde? Was soll man aber von den Verblendeten sagen, welche ihr Schicksal an das Schicksal dieses Elenden knüpften und sich dadurch zum größten Theile dem Verderben Preis gaben? Viele von ihnen sind um ihrer Einfalt willen gewiß herzlich zu bedauern; ein nicht geringer Theil derselben trägt aber, gleich Stephan selbst, die Strafe der verkehrten Ansichten, unlöblichen Gesinnungen und zweideutigen Bestrebungen nicht unverdient, die das beson-

besondere Eigenthum von Menschen sind, welche sich sectirerischem und separatistischem Unwesen hingeben. Vielleicht gibt es nicht Wenige unter ihnen, an denen unter dem Drucke des äußern Elendes, in welches sie ihr angebeteter Bischof führte, auch ihr inneres Bewußtseyn die schwerste Strafe für den Frevel übt, früherhin andersgläubige Mitchristen verachtet, erleuchtete Geistliche geschmäht, wohlwollende Regierungen verleumdet und das Glück einer ruhigen und friedlichen Lage in der Heimath undankbar von sich gestoßen zu haben. Und wen wird diese Strafe schwerer treffen, als die fanatischen Geistlichen, die nach Stephan's Sturze noch unter ihnen sind; die als seine glaubenseifrige Satelliten ihm einen großen Theil seiner Anhänger zuführten und deren amtlicher Glanz durch den tiefen Fall ihres Oberhauptes zugleich mit verblichen ist, so viel sie sich, wie der Verf. wiederholt andeutet, auch Mühe gaben, dem dadurch vorzubeugen, daß sie seine Missethaten zu verheimlichen und seinen Sturz aufzuhalten suchten? So vergeblich dieses sträfliche Vergehen war, so vergeblich wird nach den gemachten Erfahrungen auch das seyn, ganz im Geiste eines Stephan außer ihrer rein amtlichen Wirksamkeit irgend eine überwiegende Suprematie über die mit durch sie in's Unglück geführte Gesellschaft zu erringen und sich dadurch eine bessere Lage zu verschaffen, als sie im Vaterlande preisgaben. Denn eben die Schrift des Verfs. ist einem anderweitigen Theile derselben nach Beweis und Zeugniß dafür, daß mit und nach Stephan's Beseitigung die demokratischen Ideeen, denen der amerikanische Boden schon seiner Natur nach so günstig ist, in dem noch übrigen Haufen der Auswanderer eine Gewalt gewonnen haben, welche jenen Geistlichen dasselbe Schicksal droht, das alle Prediger jenes Freistaates haben, wo die Regierung sich nicht um kirchliche Dinge kümmert, zu geistlichen Dienstboten herabzusinken; über welche die Gemeinden allein mit schrankenloser Willkür verfügen.

Jener

Jener anderweitige Theil der Schrift führt den Titel: Oeffentliche Protestation gegen das falsche mittelalterlich-päpstliche und sectirerische Stephan'sche System des Kirchenregiments, und enthält außer den behufigen Documenten für die geschichtlichen Thatsachen, mehrere kleinere und größere Mittheilungen, worin im Namen der Gemeinde den noch unter ihr anwesenden Geistlichen in Bezug auf das von ihnen in Anspruch genommene Kirchenregiment der Fehdehandschuh hingeworfen wird. Ref. bemerkt darüber nur im Allgemeinen, daß die Gemeinde den mit jenen Geistlichen eröffneten Kampf mit vielem Glücke führt, weil die von ihr im demokratischsten Sinne des Wortes in Anspruch genommene Presbyterialverfassung in Amerika nicht nur die einzige ausführbare und haltbare ist, sondern weil auch die aus dem Buchstaben der Schrift und den symbolischen Büchern, sowie aus vielen Stellen der lutherischen Schriften hergenommenen Gründe von blinden Bibel-, Symbol- und Auctoritätsgläubigen, als jene Geistlichen selbst sind, auf keine Weise zurückgewiesen werden können. Diese Geistlichen ärnten somit die Frucht ihrer eignen Aussaat und sehen sich mit Waffen bekämpft, welche sie ihren früheren, so lenksamen Nachbetern selbst in die Hände gaben und die sich eben in den Händen derselben weit schärfer beweisen, als sie es damals waren, wo sie für ihre Person denkende Christgläubige und freie Bekenner des echten Protestantismus damit zu schlagen vermeinten. So waltet hier die Nemesis und die Herren Löber, Gruber, Keyl, Bürger und Walther, welche so viel Unheil in unserem Vaterlande stifteten, mögen nun zusehen, wie das über sie selbst gekommene abzuwenden stehe. Dieser protestirende Theil der Schrift enthält nebenbei noch manche andere geschichtliche Andeutungen, welche hier so wenig berührt werden können, wie die dem ersten Theile beigegebenen Bemerkungen über die Lage der kirchlichen Dinge in Amerika und die

ab-

abmahnenden Rathschläge, die der Verf. den an unheilbarer Auswanderungslust Leidenden als die Frucht seiner eignen bittern Erfahrung geben zu müssen glaubt. Diese Erfahrung hat ihn übrigens nun im Puncte seiner Ansichten über das thörigte Auswandern Derer, die für ihren altlutherischen Glauben keinen Raum in Deutschland zu haben meinen, zur Besserung gebracht; im Puncte dieses Glaubens selbst aber ist er, wie schon oben gedacht, von seiner Irrfahrt nach dem kirchlichen Eldorado als ein unverwüstlich Bester in die Heimath zurückgekehrt. Gereicht dieß nun auch seinem Charakter mehr zur Ehre, als seiner Einsicht, so wird ihn doch darüber Niemand in Anspruch nehmen, wenn er nur der Neigung seiner Partei entsagt, ihren Glauben als den alleinseligmachenden zu predigen und überall Unfrieden und Verwirrung zu stiften. Denn dieses Letztere war bisher durchgängig der Fall, wo die sogenannten Altlutheraner ihr Wesen trieben, und es geht aus der Natur einer religiösen Brüderschaft, welche sich Luthern zu ihrem Papste setzt und mit blindem Glauben an jedem seiner, sich nach Maßstabe seiner verschiedenen Bildungsstufen noch obendrein gar häufig selbst widersprechenden Worte hängt, so natürlich hervor, daß jene Erscheinung gar nichts Wunderbares, sondern vielmehr den Wirkungen des Papismus völlig analog ist. Möge uns daher der Himmel wenigstens im protestantischen Deutschlande von dieser Plage bald ganz befreien und Diejenigen, welche sie so recht methodisch herbeizuführen suchten, zu der Einsicht führen, wie übel sie daran thaten! —

Die Jesuiten und der Jesuitismus von D. Sylv. Jordan, Professor der Rechte zu Marburg. (Ein besonderer, mit Zusätzen vermehrter Abdruck

aus

aus dem Staatslexikon, herausgegeben von C. v. Rotteck und C. Welcker.) Altona und Leipzig, Verlag von Joh. Friedr. Hammerich. 1839. 18 Gr.

Die Moral und Politik der Jesuiten, nach den Schriften der vorzüglichsten theologischen Autoren dieses Ordens von J. Ellendorf. Motto: An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Darmstadt, Druck und Verlag von C. W. Leske. 1840. 1 Thlr. 12 Gr.

Je unleugbarer auch die neueren und neuesten Ereignisse auf dem Gebiete der Kirche beweisen, daß Rom, weit entfernt, von seinen hierarchischen Anmaßungen und Bestrebungen abzustehen, dieselben in unseren Tagen nur um so vester hält und um so rücksichtsloser verfolgt, je mehr es allerdings in mancher Hinsicht Ursache zu haben scheint, ein glückliches Resultat davon sich zu versprechen, — denn alle Mäßigung, die es hin und wieder zu Tage legte, war nur ein kluges Fügen in die Umstände und schlug sogleich wieder in die vorige Keckheit um, sobald die Verhältnisse sich geändert hatten —, um so mehr thut es Noth, daß alle des Kampfes fähige und mit hinreichender Sachkenntniß gerüstete Freunde des Lichtes und der Wahrheit jenen Anmaßungen und Bestrebungen sich opponiren, und durch Wort und Schrift auf die Gefahren hinweisen, mit denen der Protestantismus und mit diesem zugleich die Sache des wahren Christenthums von einer Kirche unablässig bedroht wird, in deren innerstem Wesen es nothwendig liegt, die Fortschritte geistiger Bildung auf jede mögliche Weise zu hemmen und an ihrer Stelle dem Reiche des Aberglaubens und der Finsterniß allen gedenkbaren Vorschub zu leisten; damit wir nicht einer verderblichen Sicherheit uns hingeben und meinen,

der

der alte Feind sei für immer gebunden und unschädlich gemacht, da er doch vielleicht um so gefährlicher ist, je mehr wir vor ihm geborgen zu seyn glauben. Waren nun aber und sind bekanntlich die Jesuiten die rüstigsten Kämpfer für die Interessen des römischen Papstthums, und hat sich zu allen Zeiten der Jesuitismus als das geeignetste und durchgreifendste Mittel ausgewiesen, die Zwecke desselben in jeder Hinsicht und nach allen Seiten hin zu fördern, so ist es unstreitig ein sehr verdienstliches Unternehmen, die äußere und innere Geschichte dieses Ordens mit strenger Wahrheitsliebe der Welt wiederholt zu erzählen, das Wesen desselben, so weit dieß möglich ist, immer wieder an das Licht des Tages zu ziehen und seine Tendenz von Neuem um so klarer und offener darzulegen, je unheilvoller in aller Beziehung sein Einfluß ist und je weiter er auch in dieser Zeit sich wieder zu verbreiten droht. Und dieß geschieht denn in den beiden oben bezeichneten Schriften, auf die wir eben deßhalb das Publicum, das von ihnen noch keine Kenntniß haben sollte, mit um so größerem Rechte aufmerksam machen zu müssen glauben, da es unbezweifelt beider Zweck ist, den verderblichen Plänen der Loyollisten entgegenzuarbeiten und vor den bald offenen, bald versteckten Bemühungen einer Gesellschaft zu warnen, die sich stets und überall eben so gefährlich gezeigt hat, als die Mittel und Grundsätze unsern ganzen Abscheu verdienen, durch welche sie das vorgesteckte und nie aus den Augen verlorene Ziel zu erreichen sucht. Der Verf. von

Nr. 1. thut dieß mehr auf dem historischen Wege, aber deßhalb nicht weniger wirksam und erfolgreich; indem er an der Hand der Geschichte und auf unleugbare Thatsachen gestützt, nachweist, nicht allein, welche Schicksale der Orden der Jesuiten von der Zeit seiner Entstehung an bis auf unsere Tage herab erfahren habe, sondern auch und hauptsächlich welche Verfassung und Regierungsform er sich gegeben habe, mit wel-

chen Rechten und Privilegien er für seine und die Zwecke der römisch-katholischen Kirche von verschiedenen Päpsten ausgestattet worden sei, welcher Mittel er sich zur Verwirklichung dieser Zwecke bediene, welche Grundsätze er befolge, von welchen Maximen er geleitet werde, und welche Fortschritte er seit seiner Wiederherstellung gemacht habe und heute noch mache. Zwar ist das Meiste von Dem, was er zur Sprache bringt, dem Sachverständigen bereits nicht unbekannt, wie denn die Geschichte der Jesuiten hier nicht zum ersten Male gedruckt erscheint, und der Geist dieser Gesellschaft schon durch mehrere Schriften den Augen der Welt enthüllt worden ist. Aber davon abgesehen, daß dieß wohl nie gedrängter und doch auch zugleich ausführlicher, nie mit größerer Klarheit und Schärfe, oder mit deutlicherer Hinweisung auf den zwar beklagenswerthen, aber aus der ganzen innern Verfassung des Ordens sich von selbst ergebenden Einfluß auf die höchsten und heiligsten Angelegenheiten der Menschheit, geschehen ist, als es der Verf. thut; so war es dennoch, wie gesagt, höchst nöthig, das zwar Bekannte, aber gewiß nicht immer gehörig Beachtete auf's Neue in ernste Erinnerung zu bringen und vor Gefahren zu warnen, die vielleicht um so bedrohlicher sind, je weniger sie die Geistescultur unserer Zeit als bedenklich erscheinen läßt; und wie wir die fragliche Schrift überhaupt nicht ohne große Theilnahme gelesen haben und, während wir es thaten, nicht wußten, ob wir mehr über die jede Rücksicht aus den Augen setzende Consequenz, Kraft und Vestigkeit erstaunen sollten, mit welchen die Jesuiten von Jeher ihre Zwecke verfolgten, oder über die Frechheit und Anmaßung, womit sie es thaten, oder über die Verblendung Derer, welche ihnen und ihren strafbaren Absichten jeden Vorschub leisteten, so ist es uns namentlich interessant gewesen, deutlich in ihr nachgewiesen zu finden, wie die Rückschritte, welche in unseren Tagen in Staate, Kirche und Schule versucht und theilweise auch erwirkt worden sind, dem Jesuitis-

mus

mus in und außer der römischen Kirche zur Last fallen, und wie derselbe auch in dem Mystiker- und Pietistenwesen der unsrigen seine Pläne der Verfinsterung und Verdummung verfolgt und auf diese Weise seine letzten Zwecke hie und da leider nur allzu glücklich zu erreichen versteht. Daher sei denn auch das höchst beachtenswerthe und von einer sehr geübten Feder geschriebene Werk allen Denen zu fleißiger Lectüre und zu ernster Beherzigung empfohlen, die zwar gegen die wichtigsten Interessen unseres Geschlechts nicht gleichgiltig sind, dieselben aber von Seiten Roms nicht weiter gefährdet glauben, und ob auch der Sache der evangelischen Kirche aufrichtig zugethan, diese doch vor jeder Einwirkung des mehrgestaltigen Jesuitismus gesichert wähnen, als ob seine Zeit vorüber wäre; sie werden das Buch nicht aus der Hand legen, ohne darüber eines Bessern belehrt zu seyn und sich selbst zu gestehen, daß es selbst im Schooße des Protestantismus nicht an solchen Widersachern desselben fehlt, welche den Jüngern Loyola's vielleicht ohne ihr Wissen in die Hände arbeiten, vielleicht auch absichtliche Gemeinschaft mit ihnen halten und wirkliche Jesuiten sind, wenn sie auch nicht in das äußere Gewand derselben gekleidet sind. Es würde uns zu weit führen, wenn wir dem Verf. Schritt vor Schritt folgen und im Einzelnen darthun wollten, wie trefflich es ihm gelungen ist, seine Aufgabe zu lösen, um damit die Sicheren zu warnen und namentlich alle Die zur prüfenden Erwägung aufzufordern, deren Stellung in politischer, kirchlicher und wissenschaftlicher Beziehung nicht ohne Einfluß ist. Daher genüge eine gedrängte Uebersicht der verschiedenen Theile des gehaltvollen Ganzen; und schon einige den mehrfachen Abschnitten des Buches entnommene Citate werden hinreichend seyn, zu zeigen, mit wie großer Sachkenntniß und Urtheilsfähigkeit und in welchem Sinne und Geiste überhaupt dasselbe geschrieben ist. In der Einleitung zum ersten Abschnitte, in welchem von der Entstehung des Jesuitenordens die Rede ist, wird der Wiederabdruck

abdruck der vorliegenden Schrift mit der wachsenden Gefährlichkeit dieses Ordens gerechtfertigt, indem es von ihm heißt: kein Orden war je berühmter und berüchtigter, keiner je offenkundiger und geheimer, keiner je verfolgter und protegirter, keiner je stolzer und demüthiger, keiner je herrschsüchtiger und unterthäniger und keiner je mehr Widerspruch und Einheit, als die Gesellschaft Jesu, deren Wahlspruch: Alles zur größern Ehre Gottes — selbst als ein Räthsel oder als eine Blasphemie erscheint, je nachdem man auf die Theorie oder die Praxis Rücksicht nimmt. Diese Gesellschaft ist ein Chamäleon, das alle Farben trägt, die zum Zwecke dienlich sind oder seyn können, und nur in der äußeren Unbeständigkeit die innere Beständigkeit beweist. Kein anderer Orden zeichnete sich je durch so glänzende Talente, durch eine so eiserne Willenskraft, durch so rastlose Thätigkeit, durch so ausgebreitete Wirksamkeit und ein so allgemeines Erfassen aller menschlichen Angelegenheiten aus, wie die Gesellschaft Jesu, der Nichts zu hoch und Nichts zu niedrig, Nichts zu heilig und Nichts zu profan, Nichts zu gut und Nichts zu schlecht war, um es nicht in ihr finsteres Gewebe zu verarbeiten und zu ihren Zwecken zu benutzen. Und weiter unten: Je inniger Staat, Kirche und Schule, diese drei großen Institute der Menschheit, mit einander verbunden sind, desto nothwendiger ist es auch, Harmonie und Eintracht und dadurch ein naturgemäßes Wechselleben zwischen diesen Instituten zu begründen und zu erhalten; aber eben so dringend nöthig erscheint es auch, die Feinde genau kennen zu lernen, welche sich in die heiligen Hallen derselben einschleichen, um ihre Grundvesten zu untergraben, das flammende Licht der Wahrheit auszulöschen und Thron, Altar und Katheder zu Fußschemeln für ihren Egoismus zusammenzuwerfen, oder mit ihnen ein loses Taschenspiel zu treiben. Die Geschichte der Gründung des Ordens selbst und seine ersten Anfänge sind hinreichend bekannt; nicht aber vielleicht in gleicher Weise die Summa der Rechte und

Be-

Befugnisse, die demselben verliehen wurden, und ihm eine Freiheit und Unabhängigkeit von aller Verantwortlichkeit selbst in Beziehung auf den Papst gaben, die von Seiten des Letztern kaum begreiflich seyn würde, wenn nicht sie allein die Gesellschaft in den Stand gesetzt hätte, in solchem Maße, wie es wirklich geschahe und geschieht, für die Zwecke der Hierarchie thätig zu seyn. Wir können den besondern Inhalt dieses Abschnittes nicht weiter namhaft machen und müssen es unseren Lesern selbst überlassen, davon Kenntniß zu nehmen. Wenn aber, wie aus den instit. soc. Jes. selbst erhellt, auch solche Personen dem Orden angehören können, die nicht gerade in denselben eingetreten sind, wer muß nicht schon deßhalb die Arglist und Heimtücke desselben fürchten; und wenn, wie dieselben Institute gestatten, es erlaubt war und ist, Alle und Jede, und selbst Solche, die mit einem Verbrechen belastet sind, in die Gesellschaft aufzunehmen, wer unterschreibt dann nicht die Bemerkung des Verfs., daß, da jeder Schurke Jesuit werden konnte und kann, auch der umgekehrte Fall ohne Zweifel vielfach eingetreten seyn werde? Im zweiten Abschnitte ist von der Verfassung des Jesuitenordens die Rede, und zwar zunächst von den verschiedenen Classen und dann von der Regierungsform der Gesellschaft. Wir heben aus ihm nur Das hervor, was für den Zweck der Schrift von besonderer Bedeutung seyn dürfte. Es gibt nämlich zwei Hauptclassen von Jesuiten; solche von der großen und solche von der kleinen Observanz, zu welcher letztern alle Die gehören, welche bloß durch das Gelübde des Gehorsams an die Oberen der Gesellschaft gebunden sind; und man begreift leicht, sagt der Verf., daß also Leute aus allen Ständen Jesuiten seyn können. Wie sehr aber gerade dieser Umstand dem Orden einen allseitigen Einfluß sichern und die Furchtbarkeit desselben erhöhen muß, leuchtet von selbst ein, und es bedarf dafür um so weniger eines Beweises, da es wirklich nicht an Beispielen fehlt, daß selbst hochgestellte Personen geheime

heime Mitglieder der Gesellschaft, sogenannte Affiliirte wurden, ohne deßhalb aus ihren amtlichen und sonstigen Verhältnissen herauszutreten. Wer müßte eine, zumal von Maximen, wie die der Jesuiten, geleitete Verbindung nicht fürchten, die überall ihre geheimen Genossen haben kann, welche für ihre Zwecke thätig sind, ohne daß man, eben weil man sie nicht kennt, ihnen entgegenzuwirken vermöchte? Mit vollem Rechte wird daher S. 31. gesagt: Niemand wußte besser, als die Jesuiten, den Werth einer der Welt unbekannten und daher unangreifbaren Kriegerschaar zu schätzen, welche, gleich einem unsichtbaren Corps Sappeurs, im Dunkeln Staat, Kirche und Schule unterminiren und die Eroberung dieser Institute erleichtern; sie erkannten nur zu gut, daß durch eine jede neue Aufnahme ein möglicher Feind für immer entwaffnet und ein wirklicher Freund für immer gewonnen ist; daß selbst Nullen, hinter Zahlen gereiht, bedeutsame Realitäten werden und daß ihr Institut seine unsichtbare Grundmauer in die Welt einsenken muß, wenn es als eine veste Burg bestehen und allen Stürmen zu trotzen vermögen soll. Die Regierungsform des Ordens ist nach Cap. 2. dieses Abschnitts eine Wahlmonarchie und die Herrschaft in demselben der absoluteste Despotismus. Denn da die Gesellschaft angeblich auf Christi eignen Befehl und nach der Anordnung desselben gestiftet worden ist, so ist ihr General Stellvertreter Christi und Gottes, und von dem ihm ein Mal gelobten Gehorsame kann Nichts in der Welt entbinden; so daß auch das größte Verbrechen, von ihm befohlen, ohne Weiteres vollbracht werden muß. Dazu kommt, daß die Glieder der verschiedenen Grade und Abstufungen stets unter geheimer Aufsicht stehen und ihr Verhalten durch fortwährende Berichte der Vorgesetzten zur steten Kenntniß des Generals gelangt, gegen dessen Ausspruch an keine höhere Behörde appellirt werden kann. Wie übrigens der Orden, und zwar mit steter Berücksichtigung seiner letzten Zwecke, in Assistenzen zerfalle, und diese wieder

mehr-

mehrere Provinzen in sich begreifen und in diesen abermals mehrere Profeßhäuser, Collegien, Prüfungshäuser, Seminarien und Convicte, Residenzen und Missionen sich befinden, dieß und Ähnliches übergehen wir als größten Theils bekannt, von wie großer Bedeutung es auch ist, um die weite Verzweigung, die innere Festigkeit, sowie die allumfassende Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu begreiflich zu finden. Aber sehr wahr und treffend bemerkt der Verf. auch hier: die Einrichtung des Ordens ist entschieden das Werk der umsichtigsten Klugheit, die alle menschliche Schwächen und Verhältnisse vollständig erwogen und mit mathematischer Genauigkeit überall in Anschlag gebracht, dabei auch wieder, sich gleichsam selbst mißtrauend, die möglich eintretenden Umstände berücksichtigt und sich dafür Auswege und Modificationen offengelassen oder reservirt hat. Eben diese Reservation aber, sowie die oft vorkommende Beziehung auf nicht erklärte, sondern nur nach den Umständen zu deutende Intentionen macht die Verfassung in ihren einzelnen Theilen wieder unbestimmt, unzuverlässig und gleichsam elastisch dehn- und zusammenziehbar, je nachdem der General das Eine oder das Andere für zweckdienlich erachtet. Der dritte Abschnitt stellt die Regierungsmaximen des Ordens dar; und wir machen auch hier nur das Hauptsächlichste namhaft, in wiefern es zur nähern Charakterisirung der Gesellschaft dienen kann. Diese Maximen sind nämlich Theils innere, und umfassen diejenigen Grundsätze, welche sich auf die innere Einheit der Gesellschaft beziehen; Theils äußere, nach welchen sie die Zwecke ihres Instituts zu realisiren strebt. Jene lassen sich ungefähr auf folgende Puncte reduciren: 1. Wer in den Orden tritt, entsagt der Welt und lebt allein für Christus. 2. Dieser ist in dem Generale und in jedem Obern personificirt, welchem denn auch, als Christo selbst, der unbedingteste Gehorsam geleistet werden muß. 3. Die Oberen müssen ihre Untergebenen genau kennen zu lernen suchen und sie darum unter beständiger

ständiger Controle halten, wozu a. die Beichte, b. die Jahresberichte, c. die jährlichen Kataloge und Informationen, d. die Visitationen und e. die Beaufsichtigung der Ordensglieder unter sich selbst dienen sollen. 4. Nicht ein großer Haufe von Menschen, sondern nur Auserwählte sind als Coadjutoren und Schüler beizubehalten. 5. Zur Arbeit auf dem Felde des Herrn sind nur Solche anzustellen, die im Gehorsame besonders geübt sind. 6. Zur Tugend des Gehorsams gehört auch die genaue Beobachtung des Subordinationsverhältnisses der Oberen unter sich und ein häufiger gegenseitiger Briefwechsel. 7. Jeder Störer der Einigkeit ist wie eine ansteckende Pest von der Gesellschaft auszuschließen. Noch wichtiger sind die äußeren Regierungsmaximen. Hier sind zu unterscheiden: der Zweck, die Mittel und die Grundsätze, nach denen diese Mittel zur Erreichung des Zwecks benutzt werden sollen. Zweck des Ordens ist 1. die Vertheidigung des Glaubens gegen Ketzer und Abtrünnige; 2. die Ausbreitung desselben unter Heiden und Ketzern; 3. die Plege der treu gebliebenen Heerde. Mittel dazu sind die Institutionen, zu denen a. die Missionen an die Heiden, Ketzer und Höfe, b. die Lehranstalten für Erziehung, Wissenschaft und freie Künste, c. die Predigten und Lectionen, d. die Beichten, e. der Unterricht der Knaben und Unwissenden außerhalb der Lehranstalten, f. die Spendung der Sacramente, namentlich der Messe, g. die geistlichen Uebungen (besonders die Congregationen) und h. die Werke der Liebe und Barmherzigkeit gehören. Die Art und Weise nun, wie diese Mittel angewendet werden sollen, bestimmt der oberste Grundsatz des Ordens; Alles ist erlaubt, was zum Zwecke führt; oder vielmehr: Alles ist geboten, was mittel- oder unmittelbar die Zwecke der Gesellschaft fördert. Denn weil diese Gesellschaft selbst Alles zur größern Ehre Gottes thut, so wird selbst eine Todsünde zur Tugend, wenn sie dem Zwecke derselben dient, und was an sich gut ist, wird böse, wenn es diesen Zweck hindert. Mit diesem

Grund-

Grundsatze ist denn zugleich die ganze scheußliche Tendenz des Jesuitismus gegeben und jede Gräuelthat, deren er beschuldigt wird, muß um seinetwillen als glaublich erscheinen. Und um dieß in ein noch helleres Licht zu setzen, verbreitet sich der Vf. unter besonderen Titeln über jedes einzelne der vorhin genannten Mittel, und nur ungern versagen wir es uns, ihn darüber ausführlicher zu vernehmen, da namentlich auch aus diesem Theile seiner Schrift der wahrhaft antichristliche Geist der Gesellschaft Jesu unverkennbar hervorgeht. Einiges jedoch können wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, z. B. S. 93. „Die ganze Methode des Arbeitens im Weinberge des Herrn (des Predigens und Ertheilens des Religionsunterrichts) ist darauf berechnet, das Nachdenken über Glaubenssätze als Sünde und Einflüsterung des Teufels darzustellen; den blinden Kirchenglauben als höchste Tugend zu empfehlen; mechanisches Befolgen kirchlicher Ceremonieen ohne Geist und Sinn als Gottesdienst und Frömmigkeit anzupreisen; kurz, die Menschen auf jede Weise zu hindern, geistig selbstständig zu werden und sie für immer in geistiger Schwachheit zu erhalten, damit sie der Führung und Pflege der frommen Väter nie entbehren können. Und solchen Leuten, welche (S. 95.) die Reliquien, die Verehrung der Heiligen, die Wallfahrten, die Ablässe, die Jubiläen, die Kerzen u. s. w. als vorzügliche Hilfsmittel der Frömmigkeit bezeichnen oder sich nicht entblöden zu sagen (S. 96.): um mit der Kirche völlig übereinstimmend zu seyn, müssen wir, wenn die Kirche bestimmt, daß Etwas, was unserem Auge als schwarz erscheint, weiß sei, geradezu aussprechen, daß es schwarz sei," solchen Leuten vertraut man noch heute die Bildung und Erziehung der christlichen Jugend an? Zu den Mitteln übrigens, alle Freiheit des Denkens und Wollens gänzlich auszurotten, gehören in den Händen der Jesuiten hauptsächlich die sogenannten Exercitien; und wir bitten unsere Leser, namentlich dieses Cap. mit besonderer Aufmerksamkeit durchzugehen. Ebenso ver-

verdient besondere Beachtung, was über die Grundsätze der jesuitischen Sittenlehre S. 132 u. f. gesagt wird, wovon jedoch unter Nr. 2. ein Mehreres, wenn es überhaupt noch eines Wortes darüber bedarf, daß dergleichen weltbekannte Grundsätze alle Sittlichkeit nothwendig untergraben und zerstören müssen. Der vierte Abschnitt erzählt die Aufhebung des Ordens und das Treiben der Exjesuiten. Nachdem man nämlich, sagt der Verf. S. 135., zu der Einsicht gekommen war, daß, wo diese Gesellschaft hause und die Karten mische, mit den heiligsten Angelegenheiten unseres Geschlechts ein loses Spiel getrieben werde, der Geist der Wissenschaft unter leerem Formalismus ersterbe, die Religion unter dem Pesthauche der Intoleranz, des Fanatismus, des Aberglaubens und eines herzlosen Ceremonieendienstes verdorre, die Frömmigkeit in Frömmelei umschlage, die Sittlichkeit zur bloßen Convenienz zugestutzt werde, Treue und Glaube völlig aufhören, selbst der Regent auf seinem Throne wanke und die bürgerliche Ordnung in ihren Grundvesten erschüttert werde —, beschlossen nach und nach die einzelnen Staaten, in denen die Jesuiten sich eingenistet hatten, diese Feinde alles Guten zu vertreiben; und es ist bekannt, wie endlich auch Papst Clemens XIV. nicht umhin konnte, im J. 1772 durch die Bulle „dominus ac redemptor noster" den Orden als für immer und ewig aufgehoben zu erklären. Aber auch, nachdem dieß geschehen war, hörten die nunmehrigen Exjesuiten, die in die Aufhebung ihrer Gesellschaft selbst niemals gewilligt haben, nicht auf, ihr Werk der Finsterniß im Stillen zu treiben; ja es ist begreiflich, daß sie nur um so gefährlicher waren, weil sie nicht mehr gefürchtet wurden; und was darüber S. 141—145. gesagt wird, gehört zu den interessantesten Partieen unserer Schrift. Der fünfte Abschnitt berichtet sodann die Wiederherstellung des Ordens der Jesuiten, jedoch nur in kurzen Umrissen; indem dieß Ereigniß, als der neuern Zeit angehörig, den Genossen derselben

an

an sich in leider nur allzu deutlicher Erinnerung ist. Die Frage aber muß sich jedem denkenden Leser unwillkürlich aufdringen: wie es doch geschehen sei, daß auch nicht eine von den Mächten, welche früher die Aufhebung des Ordens so ungestüm gefordert hatten, der Wiedereinführung desselben sich widersetzte; ja daß die meisten von ihnen seine Wiederherstellung als dringend nöthig und höchst ersprießlich gewünscht und erbeten haben? (Vergl. die Bulle: sollicitudo omnium etc.) Der letzte Abschnitt endlich beschäfftigt sich mit der Ausbreitung der Jesuiten seit der Wiederherstellung ihrer Gesellschaft und mit den Fortschritten, welche der Jesuitismus seitdem im Staate, in der Kirche und Schule gemacht hat; und es erscheint dieser Abschnitt sonach als der unstreitig wichtigste und beachtenswertheste der ganzen Schrift. Hier erfährt man nicht allein, wie unglaublich schnell die berüchtigte Gesellschaft in Italien, Frankreich, Spanien, England, Oesterreich, den Niederlanden, der Schweiz u. s. w. sich wieder verbreitet, vestgesetzt und den alten Einfluß gewonnen habe; sondern auch und namentlich, wie verderblich seine Wirksamkeit für Staat, Kirche und Wissenschaft geworden sei und heute noch werde und vermöge des den Orden beseelenden Geistes zu seyn nie aufhören könne, so lange es Jesuiten der einen oder der andern Art geben wird. Fürchteten wir nicht, den uns vergönnten Raum bereits überschritten zu haben, so würden wir wenigstens das Hauptsächlichste von Dem hier wiedergeben, was der Verf. in diesem Theile seines Buches über diese Angelegenheit zur allseitigen Warnung und Beherzigung niedergelegt hat. Er wiederholt es noch ein Mal: die Verwirklichung der absoluten Herrschaft der römischen Kirche auf der ganzen Erde, die unbedingte Unterwerfung aller Völker unter die päpstliche Hierarchie ist der letzte Zweck, den die Jesuiten verfolgen. Jene Herrschaft ist nur erreichbar durch den blinden Glauben an die Lehre der römischen Kirche, und dieser Glaube wieder nur zu erzielen durch

Ver-

Verzichtleistung auf Denkfreiheit und Vernunftgebrauch, durch vollständige Passivität des Menschen, die wieder durch den Absolutismus der bürgerlichen Herrschaft gefördert, erleichtert und unterstützt wird, da sich bürgerliche Freiheit mit blindem Kirchenglauben ebenso wenig verträgt, als politische Denkfreiheit und freie Wissenschaft. Der Jesuitismus in der weitern Bedeutung, als mittelbare oder unmittelbare Wirksamkeit für die Herrschaft der Hierarchie, ist demnach jede Thätigkeit für die Verfinsterung des Geistes, für die Entselbstständigung des Willens, für die Passivität des Menschen, und jeder Kampf gegen Licht und Wahrheit, gegen Vernunft und Denkfreiheit, gegen freie Forschung auf dem Gebiete der Wissenschaft, gegen politische und religiöse Freiheit; kurz er ist jedes Mittel zur Förderung des Absolutismus, des Servilismus und des Geisteszwanges. Und welche Früchte denn, weil er das ist, der Jesuitismus in jener dreifachen Hinsicht bis heute getragen habe; wie die sogenannte Restauration, das Zurückkehren zu dem staatlichen, kirchlichen und wissenschaftlichen Zustande, wie solcher vor der französischen und, nach der Intention der Jesuiten, vor dem Ausbruche der kirchlichen Revolution, der Reformation nämlich, war, von ihm ausgegangen sei; wie er nicht als ein bloß negatives Hemmen, sondern auch als ein positives Zerstören aller Fortschritte zum Bessern betrachtet werden müsse u. s. w. u. s. w., dieß Alles schildert und beschreibt der Verf. auf eine Weise, daß wir in der That nicht sagen können, ob wir mehr die Klarheit und Gediegenheit, oder die historische Genauigkeit und rücksichtslose Freimüthigkeit, womit es geschehen ist, achten und anerkennen sollen. Jede Seite der Schrift ist ein Beleg dafür; jedes Wort verdient beachtet zu werden; und wollten wir ja das Eine oder das Andere als besonders beherzigenswerth hervorheben, so dürfte es die S. 168 u. f. sich findende Bemerkung seyn, daß auch inmitten des Protestantismus der Jesuitismus an dem durch den Supernaturalis-

mus

mus erzeugten Mysticismus und Pietismus seine Helfershelfer habe, indem diese unbewußt oder absichtlich gleiche Zwecke mit jenem verfolgen und zu gleichen Resultaten führen. — Und so ist uns nur der Wunsch noch übrig, daß es dem wackern Verf. gelungen seyn möge, durch den Wiederabdruck und die dadurch unstreitig bewirkte weitere Verbreitung seiner trefflichen und gehaltreichen Schrift überall, wo es noch nicht zu spät ist, vor einer Verbindung zu warnen, welche es sich zum Ziele gesetzt hat, den Protestantismus und mit ihm die freie bürgerliche Verfassung, die Freiheit des Gewissens und die freie wissenschaftliche Forschung zu zerstören. Sollte es aber jedoch noch einer Verstärkung dieser Warnung bedürfen, obschon dieselbe bereits ernst genug ist; oder sollte Jemand durch die allerdings nur allgemeine und übersichtliche Hinweisung auf die sittlichen Grundsätze der Jesuiten und des Jesuitismus, welche das bisher besprochene Werk vermöge seiner bloß historischen Tendenz zu geben vermochte, noch nicht genug darüber in's Klare gekommen seyn, mit welchen Gefahren die heiligsten Interessen unseres Geschlechts von Seiten der Gesellschaft Jesu namentlich um jener Grundsätze willen fortdauernd bedroht werden, so empfehlen wir ihm die Schrift

Nr 2., deren Inhalt wo möglich noch den Abscheu vor einem geistlichen Orden erhöhen muß, der schamlos genug ist, vorzugeben, durch seine schändlichen Bestrebungen nur immer die größere Ehre Gottes befördern zu wollen. Denn allerdings enthält sie, wie es in der Vorrede heißt, die härteste und umfassendste Anklage gegen die Jesuiten, die je in Deutschland gegen sie erhoben worden ist; und je weniger an der Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit der beigebrachten Zeugnisse darum zu zweifeln ist, weil der Verf., wie er selbst versichert, wenigstens die vornehmsten und berüchtigtsten der jesuitischen Casuisten und Moralisten, z. B. Sanchez, Suarez, Valencia,

Es-

Escobar, Bauny, Busenbaum, Lossius, Tamburini, Mariana u. s. w. gelesen hat und überall die Quellen citirt, aus denen er schöpfte, um so gewichtiger ist diese Anklage und um so mehr geeignet, unser gerechtes Erstaunen darüber zu erregen, daß man eine Gesellschaft nicht bloß dulden, sondern sogar begünstigen kann, die vermöge ihrer moralischen Grundsätze als eine verheerende Pest da überall sich zeigen muß, wo sie eingedrungen ist. Hr. Ellendorf rechtfertigt zunächst die Veröffentlichung seiner Schrift mit dem Umstande, daß seit Jahrzehnten die Jesuiten von der ultramontanen Partei in Deutschland durch ihre Organe, namentlich durch die münchner historisch-politischen Blätter, durch die Sion, den Religions- und Kirchenfreund, die katholische Kirchenzeitung u. s. w. als geistliche Führer des Volkes angepriesen und empfohlen wurden und sagt unter Anderem: ich hielt es für meine Pflicht, offen vor unserem Volke zu reden und es zu warnen vor einem Orden, der uns droht, die innere Verdorbenheit und Fäulniß, die Spanien und Frankreich in denselben getragen, die entartete Deutsche genährt hatten, auf unsern vaterländischen Boden zu verpflanzen und zur giftigen Frucht heranzupflegen. Dann begegnet er mehreren Einwürfen, welche der Herausgabe seines Buchs vielleicht gemacht werden möchten. Wollte man nämlich sagen, es sei unnütz und wohl auch ungerecht, die Sünden des Ordens aufzudecken, die bereits durch den frühern Sturz desselben abgebüßt seien und deren Andenken die Zeit getilgt habe, so solle man bedenken, daß die neuen Jesuiten keine anderen seyn können, als die alten waren, weil bei der Wiederherstellung des Ordens die Verfassung desselben genau die nämliche geblieben sei. Wollte man ferner einwenden, daß die von einer gewissen Anzahl von Schriftstellern ausgesprochenen Grundsätze nicht der ganzen Gesellschaft zur Last fallen können, so solle man nicht vergessen, daß kein Mitglied derselben jemals ohne förmliche Approbation des Ordens Etwas habe drucken lassen dürfen;

es

seien daher diese Grundsätze das Gemeingut der ganzen Verbindung. Oder wollte man ihm vorwerfen, er habe Unrecht than, daß er ohne Hehl die entsetzlichsten Obscönitäten der suitischen Moraltheologie aufgedeckt habe, so sei das nicht seine Schuld, indem das Gift, welches sein Buch enthalte, eben suitisches Gift sei und um so mehr der Welt als solches habe gezeigt werden müssen, je mehr von den Ultramontanen Deutschlands die Jesuiten, jene furchtbaren Giftmischer, als Heilige nd als die geschicktesten Seelenärzte gepriesen würden. Auch önne ihm endlich nicht entgegnet werden, daß die Jesuiten ihre Grundsätze und deren Folgerungen bloß als Gegenstände der Uebung des Scharfsinnes, bloß für die Theorie und die Schule ufgestellt hätten. Denn es sei offenkundig, daß sie dieselben ls in der Praxis anwendbar empfohlen hätten, und daß sie elbst mit dem eignen Beispiele darin vorangegangen wären. Uebrigens hat nach unserem Dafürhalten der Verf. seine Schrift mit gutem Grunde in dieser Weise bevorwortet, weil ihm allerdings daran liegen mußte, jeden Verdacht eines unlautern Beweggrundes von sich abzuwenden und im Voraus den Einwürfen zu begegnen, mit denen die Freunde des Jesuitismus, die wir nicht näher bezeichnen zu müssen glauben, ein Görres und Consorten, unstreitig die von ihm gelieferten Actenstücke zu entkräftigen bemüht seyn werden. Wenden wir uns hierauf zu dem Inhalte der Schrift selbst, so ist derselbe allerdings von einer so umfangreichen und in das Einzelne eingehenden Mannigfaltigkeit, daß es kaum möglich ist, Eins oder das Andere der nähern Bezeichnung wegen hervorzuheben, oder an besonderen Beispielen den eigentlichen Geist der jesuitischen Moral und die Tendenz derselben nachzuweisen. Auch ergibt sich dieß zum großen Theile schon aus den Auszügen, die wir dem vorhin angezeigten Worte von Jordan in dieser Beziehung entnommen haben; und Hr. Ellendorf hat vor Jenem nur Das voraus, daß er die sittlichen Principien des Jesuitismus nicht bloß im

Allge-

Allgemeinen und nach ihren nothwendigen Resultaten aufgestellt, sondern auch und hauptsächlich mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt und in einer eben so begründeten als erschöpfenden Weise dargethan hat, welche Anwendung die ausgezeichnetsten Lehrer des Ordens auf die Gebote der Religion, der Sittlichkeit und selbst der (katholischen) Kirche von Jeher von ihnen gemacht haben; und wie gesagt, man erstaunt, man erschrickt über die Frechheit und Schamlosigkeit, womit diese ehrwürdigen Väter allen göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn zu sprechen sich nicht entblödet haben. Eine übersichtliche Inhaltsanzeige des Buches jedoch, sowie eine ungefähre Bezeichnung der Art und Weise, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt hat, glauben wir unseren Lesern schuldig zu seyn, und wir werden dabei zugleich Gelegenheit haben, sie hin und wieder wenigstens auf Einiges aufmerksam zu machen, als Andeutung Dessen, was sie sich von dem Ganzen zu versprechen haben. Die Schrift zerfällt in zwei Haupttheile. Der erste behandelt unter besonderen Abschnitten die Moral der Jesuiten und zwar so, daß zunächst die allgemeinen Grundsätze dieser Moral namhaft gemacht und durch zahlreiche, aus den Schriften verschiedener Casuisten gezogene Citate weiter entwickelt und näher erläutert werden. Zu diesen Grundsätzen gehört zuerst der Probabilismus, oder die Lehre von den wahrscheinlichen Meinungen, der zu Folge man auch eine unerlaubte Handlung begehen kann, sobald für ihre Rechtmäßigkeit irgend ein Grund der Wahrscheinlichkeit oder die Billigung eines jesuitischen Moralisten angeführt werden kann; ferner die methodus dirigendae intentionis, eine der sonderbarsten Ausgeburten grübelnder Spitzfindigkeit, vermöge welcher man jede böse That verüben kann, wenn man dadurch einen beliebigen erlaubten Zweck zu erreichen glaubt; und endlich die reservatio und restrictio mentalis, die Lehre vom Vorbehalte und von der zweideutigen Wortstellung. Wir sagten schon oben, daß jedes Wort über diese

mit

r Religion und Sittlichkeit in offnem Widerspruche stehende :rincipien überflüssig seyn würde; sie sind längst bekannt und s wirklich vorhanden erwiesen und ihr pestartiges Gift liegt r allzu sehr am Tage. Aber höchst interessant, wenn dieser usdruck hier gebraucht werden darf, ist es, zu lesen, welche nwendung die namhaftesten der jesuitischen Moraltheologen von esen Grundsätzen und zwar zuvörderst auf die einzelnen Gesetze des Dekalog gemacht haben. Denn dem Scharfsinne dieser Sittenlehrer ist es gelungen, augenfällig darzuthun, daß man B. Gott nur zu gewissen Zeiten zu lieben brauche; daß man nter besonderem Vorbehalte falsch schwören, die Wahrheit verugnen, die Lügen reden könne; daß Zusagen gebrochen und liehene Güter zurückbehalten werden dürfen; daß man den Sabbath unter diesen oder jenen Verhältnissen entweihen, die eltern verachten, bestehlen, verrathen, ihnen selbst den Tod ünschen könne; daß Rache, Unversöhnlichkeit und absichtlicher Mord unter besonderen Umständen gestattet seien; daß überaupt Pflicht und Tugend nur um des Nutzens willen geübt, Sünden und Laster dagegen höchstens nur um der damit verundenen Gefahren willen vermieden werden müßten u. s. w. Besonders verabscheuungswerth ist die Art und Weise, wie die esuitischen Casuisten über alle in das sechste Gebot einschlagende Fälle sich auslassen; und ekelhaft in der That ist das sichtliche Wohlbehagen, mit welchem sie den Schmutz der gemeinsten ind rohesten Sinnlichkeit durchwühlen, sowie es jedes noch nicht janz verdorbene Gemüth empören muß, wenn man jedes selbst thierische Verbrechen dieser Gattung unter irgend einer Voraussetzung höchstens als eine sehr erläßliche Sünde bezeichnet findet. Wer muß mit dem Verf. nicht ausrufen: Wehe der Jugend, die solchen Lehrern und Erziehern in die Hände fällt!? Den zweiten Abschnitt, in welchem von den Geboten der katholischen Kirche, oder vielmehr von den Ansichten die Rede ist, welche die Jesuiten vermöge ihrer moralischen Maximen von diesen

Geboten aufstellen, übergehen wir; indem diese letzteren natürlich nur für Katholiken von Interesse sind und es überdem leicht zu errathen ist, wie sie von dem Standpuncte der jesuitischen Sittenlehre aus erscheinen müssen. Bei Weitem wichtiger ist dagegen der dritte Abschnitt von der Sünde, oder von Dem, was nach der Lehre der Jesuiten von derselben zu halten sei; und sehr treffend charakterisirt der Verf. diese Lehre mit folgenden Worten: sie hat es sich zum Ziele gesetzt, alle Sünde aus der Welt zu schaffen, die Gewissen von jeder Angst zu befreien; und das haben sie dadurch erreicht, daß sie den Begriff einer schweren Sünde (denn die läßlichen Sünden sind den frommen Vätern kaum beachtenswerthe Kleinigkeiten) so stellen, daß es wirklich schwer wird, eine schwere Sünde zu begehen. Sie fordern nämlich dafür die vollkommene Einsicht und Erkenntniß des Verstandes und die völlige Zustimmung des Willens; und nun suchen sie durch allerlei Spitzfindigkeiten darzuthun, daß Beides nur in seltenen Fällen vorhanden seyn könne, und daß außerdem jedes Verbrechen, Mord, Ehebruch, Hurerei, Selbstbefleckung, Diebstahl, Meineid u. s. w. wenigstens für keine schwere Sünde zu halten sei. Bemerkenswerth ist hier besonders der sogenannte Quietismus, oder derjenige Zustand, in welchem man sich jeder fleischlichen Lust ohne Sünde hingeben kann, wenn nur der Wille nicht ausdrücklich beistimmt; und der Verf. verweist in dieser Hinsicht auf mehrere furchtbare Anklagen, die gegen jesuitische Lehrer und Beichtväter erhoben worden sind. Doch, wir wiederholen es, es gestattet dieß Alles keinen Auszug, und wir müssen es unseren Lesern überlassen, selbst nachzusehen, wie die bedeutendsten Lehrer der Gesellschaft über diese Dinge, sowie über die sogenannten sieben Hauptsünden, über die drei göttlichen Tugenden des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, über das Gebet und ähnliche Gegenstände, von denen gleichfalls in diesem Abschnitte gesprochen wird, gedacht und geurtheilt haben. Auch hinsichtlich Dessen, was

; sie von den Sacramenten, von denen im vierten Abschnitte andelt wird, halten und lehren, beschränken wir uns auf Bemerkung des Verfs.: Wie alles Heilige, wie die göttli- n und kirchlichen Gebote unter dem Gifthauche der Casuistik dorrt sind, so sind auch die Sacramente unter den Händen er großen Meister verkrüppelt, das Heiligste ist profanirt und eine Karrikatur verwandelt, und was Arznei und Stärkung die Seele seyn sollte, ist mordendes Gift geworden. Dieß : vorzüglich von der Beichte. Den frivolsten Muthwillen, t schnödesten Spott mit dem Heiligsten trieben jene Väter Gesellschaft Jesu, die von dem Christenthume nur die nackte rm, von seinem Stifter nur den ruhmvollen Namen geborgt ben; so daß also, setzen wir hinzu, Jedermann das Schluß- ort des ersten Haupttheils dieser Schrift unbedenklich unter- reiben wird: Die Jesuiten sind auch heute noch nicht im tande, Religion und Sittlichkeit wieder herzustellen, sondern nter ihren Händen würden beide nur noch mehr zu Grunde richtet werden; und der ganze Orden muß wegen der Gräuel r Casuistik, die er in seiner Mitte nicht bloß duldete, son- rn auch hegte, schützte und förderte, von Gottes, Kirche und Menschheit wegen für infam erklärt werden. — Im zweiten Haupttheile seiner Schrift unterwirft hierauf der Verf. die Po- tik der Jesuiten einer eben so parteilosen und umfassenden Kri- k, als er bisher die Moral derselben geprüft und in ihrer Verwerflichkeit dargestellt hat; und es läßt sich wohl vorausse- en, zu welchen Resultaten er dabei kommen mußte. Denn nit Recht sagt er S. 349.: „Die Jesuiten und ihre angese- ensten Schriftsteller haben allen Scharfsinn aufgeboten, um ie Sittlichkeit in dem Menschen zu zerstören und die Achtung gegen die Religion und die göttlichen Gesetze zu vernichten; hre Moral verdirbt den Menschen; daher muß der Staat, des- sen vesteste Grundlagen Religion und Sittlichkeit sind und seyn müssen, die Jesuiten, Statt von ihnen irgend ein Heil zu er-

warten, sie vielmehr fürchten und verabscheuen. Und um dieß deutlich nachzuweisen und über allen Zweifel zu erheben, beleuchtet er im ersten Abschnitte dieses Theils die jesuitische Lehre von der Volkssouveränität, nach welcher, wie dieß namentlich aus den Werken der Jesuiten Bellarmin, Mariana und Arnold dargethan wird, dem Volke das Recht vindicirt wird, seinem Fürsten den Gehorsam zu kündigen und ihn des Thrones für verlustig zu erklären, sobald es aus irgend einem Grunde mit ihm und seiner Regierung nicht zufrieden seyn zu können meint; und dann im zweiten die Lehre der Jesuiten, besonders des Spaniers Mariana, vom Tyrannenmorde, der zu Folge das Volk nicht allein berechtigt seyn soll, die Könige vor seinen Richterstuhl zu ziehen und ihnen nöthigen Falls das Todesurtheil zu sprechen, sondern auch, wenn dieß vielleicht nicht angehen könnte, Meuchelmörder auszusenden, um den vermeintlichen Tyrannen mit Gift und Dolche aus dem Wege zu schaffen. Und einer solchen Gesellschaft, welche solche Lehrer zu ihren angesehensten Mitgliedern zählt, will man die Führung des Volks anvertrauen, als ob einzig von ihnen die Befestigung wankender Throne und Fürstenstühle und die Wiederherstellung der gestörten Ruhe, Ordnung und Sicherheit der Staaten zu erwarten wäre?„ Wir haben uns, wie schon gesagt, vielleicht über die Gebühr bei der Anzeige der beiden vorliegenden Schriften aufgehalten, obschon wir hoffen dürfen, die Wichtigkeit derselben werde uns deßhalb entschuldigen; und wir können daher nicht mit dem Verf. in alle Einzelnheiten eingehen und nachweisen, wie er seine Behauptungen durch geschichtliche Thatsachen, z. B. durch die Ermordung Heinrichs IV., erhärtet und durch stete Bezugnahme auf die betreffenden Quellen stützt und begründet. Aber fragen müssen wir mit ihm: Hat unsere Zeit Ursache, sich vor den Jesuiten zu fürchten; sind Diejenigen, welche dieß thun, „Schwachköpfe,“ und zeugt die Jesuitenfurcht von einer „schafsmäßigen Stupidität,“ wie die

Ultra-

Ultramontanen, namentlich die münchner historisch-politischen Blätter behaupten? Wir halten in der That diese Furcht nach dem, wie die Verff. den Jesuitismus und die Moral und Politik desselben geschildert haben, für keine leere und eingebildete; obschon wir auch glauben und hoffen, daß die Bestrebungen des fraglichen Ordens, der heute noch ist, was er ehedem war, an der fortgeschrittenen Bildung der Zeit, namentlich an der ernsten Besonnenheit und an dem frommen Sinne unserer Volksgenossen, und an den in dieser Hinsicht bereits gemachten Erfahrungen zuletzt doch scheitern müssen und sind der Ueberzeugung, daß auch die beiden hier besprochenen Schriften, die wir aber deßhalb dem Publicum noch ein Mal bestens empfehlen, das Ihrige dazu beitragen werden. Als Anhang gibt Hr. Ellendorf noch eine Uebersetzung der beiden Bullen Clemens XIV. und Pius VII., von denen die erste bekanntlich die Aufhebung und die zweite die Wiedereinführung des Jesuitenordens betreffen, und wir zweifeln nicht, daß auch diese Uebersetzung den Lesern der Schrift eine in mehrfacher Hinsicht sehr interessante und selbst lehrreiche Zugabe seyn wird.

Weihestunden im Tempel des Herrn; Predigten für Freunde einer geläuterten Religionsbildung von Moritz Kolbenheyer, evangel. Prediger zu Eperies, und Gustav Steinacker, Director der städtischen weiblichen Erziehungsanstalt zu Debreczin. Pesth, bei Kilian. 1839. XL u. 342 SS. gr. 8.

Die vorliegende Sammlung will, nach dem Geständnisse der Herausgeber, nicht als Zweck, sondern als Mittel angesehen seyn, indem der Wunsch der Verff. dahin geht, „durch eine

eine gründliche, ob auch noch so strenge, öffentliche Beurtheilung derselben sich in ihrer homiletischen Ausbildung wesentlich gefördert zu sehen." Die eigentliche Veranlassung zur Herausgabe lag aber in der gemeinnützigen Absicht, den Ertrag Theils zum Fond eines evangel. Schullehrer-Seminars für Oberungarn, Theils für die durch die große Ueberschwemmung vom März 1838 verarmten Bewohner der Stadt Pesth zu verwenden. „Im Bewußtseyn dieser Absicht lehnen die Herausgeber jede Verdächtigung, als ob Dünkel oder Anmaßung sie zu ihrem Vorhaben gestachelt hätte, auf das Entschiedenste ab." Nach ihnen soll sich der Volksunterricht und die Volkserziehung in Ungarn theilweise in kläglichem Zustande befinden; indem es an tüchtigen Schullehrern und Schullehrer-Seminarien nur allzu sehr fehlt. Und darum war es löblich, daß die Verff. nicht bloß den Nothstand ihres Vaterlandes erkannten, sondern sich auch durch diese Wahrnehmung angetrieben fühlten, von ihrer Seite ein Scherflein zur Realisirung eines edlen Wunsches beizutragen. Die größere Hälfte des Ertrags ist daher einer zu errichtenden Pflanzschule gewidmet; die kleinere aber den unglücklichen Bewohnern Pesths. Die Herausgeber gedenken in der Vorrede mit lebhafter Freude der Theilnahme und Unterstützung, die ihrem Beginnen nahe und ferne, durch die thätige Bemühung einzelner, von edlem Gemeingeiste beseelter Männer und Frauen geworden ist. Das beigedruckte Pränumeranten-Verzeichniß ist allerdings ein schönes Zeichen des Anklanges, welchen das Unternehmen, besonders in Ungarn, gefunden. — Was nun den Inhalt und die Tendenz vorliegender Predigten betrifft, so sind dieselben, wie schon auf dem Titel bemerkt ist, für „Freunde einer geläuterten Religionsbildung" bestimmt. Wir finden daher nichts Mystisches, sondern nur Das, was das wahre Christenthum, von später hinzugekommenen Schlacken gereinigt, lehrt. Daher wirken die Verff. auf Belebung eines erleuchteten, mehr praktischen als theoreti-

schen

en Christenthums hin, so wenig sie auch die innere Bedeut-
nkeit des dogmatischen Elementes sonst verkennen. — Hin-
htlich der Anordnung, welche, bei der Reihenfolge der vorlie-
nden Predigten, befolgt worden ist, ist der Grundsatz im
uge behalten worden: das Gleichartige so viel als möglich
ben einander zu stellen, auf diese Weise einen Beitrag zur
rgleichenden Homiletik zu liefern und das Interesse für die
rschiedene Auffassung und Behandlung verwandter Stoffe
rch zwei von einander getrennt lebende, aber, wie es scheint,
nig befreundete Arbeiter im Weinberge des Herrn rege zu er-
lten. — Was endlich den Werth dieser Predigtsammlung
trifft, so können wir dieselbe mit Grunde den besseren Er-
ugnissen der neuern asketischen Literatur anreihen. Die Pre-
gten beider Herausgeber sind fast in ganz gleichem Geiste ge-
hrieben, ja selbst die Form unterscheidet sich nur wenig. Tie-
es, religiöses Gefühl finden wir überall und durchdacht ist
lles; der Text wird gewöhnlich fleißig benutzt; die Sprache ist
del, nur hier und da noch ein Wenig zu blümelnd und
oetisch. Das Letztere wird sich mit den Jahren geben, wenn
ie Vernunft über die Phantasie das Uebergewicht gewonnen
at. Auch ist zu bemerken, daß der jüngere Prediger, welcher
chon so trocken prosaisch, wie ein Alter, spricht, nie ein begei-
terter und begeisternder Prediger werden wird. — Die Haupt-
sätze sind interessant und oft nicht ohne Originalität; die Dis-
position in der Regel logisch. — Die erste Predigt, eine Neu-
jahrspredigt von Kolbenheyer über das gewöhnliche Evangel.
Luk. 2, 21. entwickelt aus dem sterilen Texte das Thema:
„Der Schmerz, des Lebens Begleiter." Der Uebergang vom
Texte zu dem Hauptsatze ist: „An der Schwelle des Lebens
empfing den Heiland der Schmerz. Indem er sich dem mo-
saischen Gesetze unterwarf, welches Mittels schmerzhaften Ge-
brauchs (!) die Söhne Israels in den Bund Jehovahs mit
Abraham aufnahm, gesellte sich zu ihm der Gefährte, welcher
un-

unzertrennlich durch das ganze Leben an seiner Seite gehen sollte — der Schmerz.“ Wie verschieden ist doch dieser Text schon angewendet worden! Warum nimmt man aber zu diesem Feste nicht lieber einen freien, zweckmäßigen Text der Bibel, da das Fest der Beschneidung gar keine Wichtigkeit für uns hat? Hr. K. disponirt diese Predigt so: „1. Ihr jungen Herzen, täuschet euch nicht! 2. Gebeugte Dulder, fasset Muth! 3. Die ihr genießet, haltet Maß! 4. Gott ist gerecht, erkennet es, Sünder! 5. Ihr müden Pilger hoffet Erlösung!“ Gegen diese Disposition läßt sich Manches sagen. Da das Thema „den Schmerz, des Lebens Begleiter“ zum Gegenstande hat, so mußte wohl im ersten Theile bewiesen werden, daß dieß der Fall sei; im zweiten Haupttheile kamen sodann die praktischen Folgen zur Sprache, wie wir sie von Theil 1—5. so eben angegeben haben. Uebrigens konnte Theil 2. und Theil 5. recht gut mit einander vereinigt werden, vielleicht auch Th. 1. und 3. — Am grünen Donnerstage bespricht Hr. Steinacker das Thema: „Der Christ im Drange verhängnißvoller Ereignisse.“ Wir billigen Hauptsätze, welche dem eigentlichen Festgegenstande so fern liegen, durchaus nicht. An dem Tage der Einsetzung des h. Abendmahls muß auch von diesem die Rede seyn, und wie nöthig ist dieß besonders in unseren Tagen, wo die heilige Handlung so Viel an ihrer Weihe und hohen Bedeutung für Viele verloren hat. Der Verf. fühlte selbst, daß er dem Feste nicht genuggethan hat und entschuldigt sich in der Vorrede mit den Worten: „Da seine (Steinacker's) bisherige pädagogische Wirksamkeit ihn einer bestimmten Gemeinde und Kanzel entbehren ließ, so konnte er nur zu Zeiten und zwar größten Theils an den kirchlichen Festen seiner Lieblingsneigung: das Wort des Herrn von h. Stätte zu verkünden, Genüge leisten. Seine meisten Reden sind daher Festbetrachtungen, in welchen jedoch durch den verzeihlichen Wunsch, auch anderweitige, ihm wichtig erscheinende Gegenstände zur

Sprache

Sprache zu bringen, die eigentliche Festbeziehung bisweilen mehr in den Hintergrund gedrängt wurde, als er selbst dieß gewünscht und unter anderen Verhältnissen auch gewiß erstrebt hätte." Demungeachtet bleiben wir bei unserer Behauptung stehen. — Die 3. Pred. von K. ist verwandt mit der zweiten. Sie hat das Thema: „Der Muth des Frommen im Augenblicke der Gefahr." Disposition: I. Worauf sich dieser Muth stütze? 1. auf ein gutes, schuldloses Bewußtseyn, 2. auf die Liebe zur Tugend, die größer ist, als die angeborne Liebe zum Leben; 3. auf tiefes Gottvertrauen. II. Worin (besser: wodurch) äußert sich dieser? 1. in dem Bestreben, nicht sowohl seine eigne Person, als vielmehr die Sache zu retten, zu der man von Gotte berufen ward; 2. in der unerschrockenen Vertheidigung der Wahrheit; 3. in kühner Heilighaltung der Ehre gegen die Ehrlosen; 4. durch ruhige Ergebung in eine höhere, göttliche Fügung." Die 3. Unterabtheilung des 1. Theils und die 4. des 2. Theiles fallen zusammen, so daß auf diese Weise das Gottvertrauen als Quelle und als Aeußerung des Muthes zugleich dargestellt wird. Besser wäre es gewiß auch bei dieser Predigt gewesen, im 1. Theile zu zeigen, daß der Fromme Muth habe, dann konnte gefragt werden (Th. 2.): worauf stützt sich dieser Muth? und Th. 3: wodurch äußert er sich? — Nicht ganz geschichtlich wahr ist es, wenn es in dieser Predigt von Christo heißt: „Meinet ihr, er habe gezagt, weil der Zeitpunct gekommen war, wo er der Uebermacht seiner Feinde erliegen und für den kühnen Angriff, den er auf verjährte Irrthümer gethan, den Tod erleiden sollte?" Allerdings zagte Jesus anfänglich, wie uns die Evangelisten berichten, als er sein ganzes Leiden überdachte. Er wußte also wohl, wie Viel er leiden würde, empfand es tief und dennoch ging er dann getrost den Schmerzen entgegen. Sein Zagen gereicht ihm als Menschen nicht zur Unehre, sondern es war in seiner Lage eine ganz natürliche Erscheinung. — Eine Uebertreibung enthält die

die Predigt von St.: „Die Aeußerungen christlicher Wahrheitsliebe.“ Da heißt es: „Verstellung, Heuchelei und Achselträgerei werden bereits weit eher in das Verzeichniß liebenswürdiger Eigenschaften, feiner Sitte und guten Tones, als in die Reihe unchristlicher, verwerflicher Sünden gerechnet.“ So weit sind wir denn doch noch nicht gekommen, daß der Heuchler, als solcher, liebenswürdig erscheint und daß man Verstellung zum guten Tone rechnet. Der Prediger muß sich vor Nichts mehr als vor Uebertreibungen hüten, da eine jede, auch noch so geringe doch eigentlich eine Unwahrheit ist. — In der 10. Predigt von St.: „Gott ist nahe einem Jeglichen unter uns,“ werden einige Hauptveranlassungen nachgewiesen, worin sich uns die Nähe des Herrn am Augenscheinlichsten beurkundet, nämlich „1. in den Stunden drohender Gefahr, 2. schwerer Heimsuchung, 3. frommer Weihe.“ Abgesehen davon, daß Th. 1. und 2. mit einander unschwer zu vereinigen waren, mußten hier besonders auch die Stunden besondern Glücks erwähnt werden, in welchen das fromme Gemüth gewiß die Nähe Gottes spüren wird. — Wenn Herr St. in einer Predigt am grünen Donnerstage sagt: „Wir mögen nach dem Vorgange unseres eifrigen, hierin vielleicht allzu strengen Luthers, bei'm Genusse des gesegneten Brodes und Weines eine wirkliche Gemeinschaft des Leibes und Blutes gläubig festhalten oder in jener feierlichen Handlung ein Symbol der innigsten, geistigen Vereinigung mit Christo, als dem Haupte der Kirche, anerkennen: immer wird doch das treue Gedächtniß seiner Liebe, seines Leidens und seiner Verdienste um unser Heil mit zu den wesentlichsten Bedingungen ihrer würdigen Vollziehung gehören,“ — so ist dieß ganz wahr und vernünftig; allein der Schwachen wegen, welche jede christliche Gemeinde in Stadt und Lande zählt, würden wir auf der Kanzel nicht sagen: Luther habe, allzu streng, eine wirkliche Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi angenommen, weil eine solche Bemerkung vielen

Scha-

Schaden thun kann. Eben weil es nicht die Hauptsache bei dem Abendmahle ist, ob man eine wirkliche Gemeinschaft annimmt oder nicht, lasse man Jeden hierin seines Glaubens leben und dringe nur auf Andacht und die rechte Gemüthsstimmung bei'm Genusse des h. Mahles. — In der Pred. von St.: „Der Christ bei Begründung seines sittlichen Urtheils über Andere" kommt die Stelle vor: „Keine Handlung ist an sich gut oder böse." Dieses Wort könnte zu manchem Irrthume Anlaß geben, ob es gleich wahr ist, daß bei allen Handlungen auf die Verhältnisse, unter denen sie geübt, auf die Absichten, in welchen sie gethan worden sind, sehr Viel ankommt. — Als Probe der poetischen Schreibart wählen wir eine Stelle aus einer Predigt von St.: „Das muntere Roß jagt fröhlich auf der saftigen Weide umher, die ihm zur Sättigung dient, und erfreut sich der Gemeinschaft mit anderen Wesen seiner Gattung; der Schmetterling entfaltet seine buntbemalten Schwingen und flattert kosend von einer Blüthe zu der andern; ja selbst die an den Boden gefesselte Blume, die ihm zum duftigen Schlummerkissen dient, streckt ihre grünen Blätter gleich Liebesarmen sehnend in die Lüfte und trinkt mit vollen Zügen den erquickenden Thau, den erfrischenden Regen, den milden, belebenden Sonnenschein." — Als weniger edel und der heiligen Stätte durchaus nicht würdig bezeichnen wir folgende Ausdrücke: „Unrath der Zeit fegen; Schlaukopf; Fastnachtsnarr." — Wenn es S. 36. in einer Predigt von K. heißt: „War doch der Herr selbst bösen Versuchungen ausgesetzt," so fragen wir, ob es denn auch gute Versuchungen gebe? —

Das

Das rationale Judenthum. Von D. J. A. Francolm. Breslau, in Commission bei Friedländer. 1840. 306 SS.

Es ist allerdings erfreulich, daß auch die jüdische Nation von ihrem langen Schlummer zu erwachen scheint und Versuche macht, das knöcherne Judenthum zu vergeistigen und zu idealisiren. Wird ein Gerippe mit einem köstlichen Mantel umhangen, so vergißt man, wie es gestaltet war und kann sich an seiner Hülle erfreuen. Die Katholiken halten hierin mit den Juden gleichen Schritt. Sie amüsiren sich einstweilen mit Idealisirung ihres profanen Systems, bis sie über dem Ideale den Knochenmann vergessen haben werden. So ist der Weltlauf. Ein altes Gebäude, in welchem man sich vestgesessen hat, übertüncht und übermalt man, bis die Balken zusammenbrechen und man sich genöthigt sieht, Hals über Kopf weiter zu wandern. Hr. Francolm hat einiger Maßen seine Zeit begriffen, die Zeit, in welcher man abgestorbene Stämme mit einer Krone von grünen Blättern malt, als wenn das so seyn müßte.

In der Vorrede äußert derselbe, daß es, um dem Judenthume aufzuhelfen, mit der Erbauung von Tempeln und der Einführung deutscher Gebete und Predigten nicht gethan sei, wenn der Eindruck feierlicher Gebräuche und religiöser Handlungen fehle. Er verspricht, im ersten Abschnitte seines Buchs eine Darstellung der verschiedenen Ansichten über das Judenthum und die Geschichte desselben — im zweiten aber eine Exposition der rationalistischen Lehre zu geben. Das 1. Capitel handelt von dem religiösen Principe und seinem Gegensatze. Das erstere soll seinen Grund darin haben, daß der Mensch Gott erkennt als das einzig Seiende, die Welt aber als die Aeußerung Gottes (Pantheismus?), die an und für sich als selbstständig gar nicht gedacht werden kann, die nur seyn kann,

in

sofern sie in Gott' und durch ihn begründet ist. „Das
ück des Menschen," sagt er, „kann nicht in der Welt, die
und für sich undenkbar ist, zu suchen seyn, es ist lediglich
Gotte gegründet. Wer demnach glücklich (glückselig) seyn
ll, muß sich von der Welt abwenden, darf von ihr Nichts
rlangen, Nichts begehren, sondern muß sich zu Gotte wen-
n. — Dem Gläubigen ist die Welt Nichts und Gott Alles.
- Das Princip, mit Aufhebung alles eignen, irdischen Wil-
ns den Willen Gottes zur Richtschnur seiner Handlungen zu
iachen, ist das religiöse Princip." Weiterhin gibt er
ı, daß der Mensch als Bewohner der Erde für seine Erhal-
ıng sorgen müsse; was seine Glaubensgenossen zum größten
Theile lieber vernehmen werden, als die Forderung, von der
Welt Nichts zu begehren. Schaden könnte es freilich nicht,
venn sie Weniger begehrten und durch des Verfs. Anleitung
nehr in Gotte selig seyn lernten. Er könnte sie aber dazu
anleiten, ohne ihnen einreden zu wollen, daß die Welt Nichts
sei, was sie ihm doch nicht glauben werden, eingedenk der Ver-
heißung: Auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der
Herr, dein Gott, geben wird; und in der sehnsuchtsvollen
Rückerinnerung an das Land, wo Milch und Honig fließt.

Das 2. Cap. handelt vom Rationalismus. Der Inhalt ist kurz dieser: „Wer den höchsten Grad der Erkenntniß erlangt hat, ist ein Prophet: wenn er die erkannte Wahrheit ausspricht, so offenbart er ein Geheimniß. Er hat aber seine Lehre nicht selbst gebildet; sie ist kein Menschenwerk, sondern göttlich; sie ist göttliche Offenbarung. Ein solcher Prophet war Mose; seine Lehre ist das wahre Wort Gottes, und die Bibel, in die er sie niedergelegt hat, enthält die positive Offenbarung. In sofern wir nun dieses als Gnadenthat Gottes und als Wunder, dennoch aber nur als ein innerhalb der Schranken der Natur gehaltenes und wenigstens als Entwickelung menschlicher Anlage er-

erklärliches Ereigniß betrachten, nennt man unsere Betrachtungsweise rational." — Der Widerspruch in diesen Worten ist zu auffallend, als daß Rec. nöthig hätte, ihn nachzuweisen. — Im folgenden Cap. wird der Supranaturalismus also geschildert: „In sofern nun die positive Offenbarung eine Wunderthat Gottes ist, die Mittels der menschlichen Vernunft keine Erklärung findet und nicht auf menschlichem Wege verrichtet seyn kann, sondern eine außerhalb der Naturgesetze liegende Mittheilung erforderte, nennt man diese Ansicht die supranaturalistische." Im 4. Cap. sucht der Verf. den Streit zwischen dem Rationalismus und Supranaturalismus auszugleichen, indem er den Supranaturalisten mit den Worten auszusöhnen meint: „Du hättest (mit den gemachten Einwendungen) Recht, wenn ich die Lehren der Bibel als solche betrachtete, die Mose durch Forschen und Nachdenken gefunden hat; allein ich behaupte, daß er angeschaut hat. Die Anschauung ist Das, was du dir versinnlichst, indem du sie Eingebung nennst. Sie entsteht nicht durch Ueberlegung, Nachdenken, sie ist da, ohne daß der Seher weiß, wie? Was Mose lehrte, ist also nicht Etwas, was er dachte, meinte, sondern was er schaute und ihm durch Anschauung klar wurde. Seine Lehre ist daher nicht sein selbstgeschaffenes Eigenthum, sondern das Wort Gottes." Das ist denn doch nichts Anderes, als dem Gegner Sand in die Augen streuen. Ebenso Folgendes: „Ich suche nicht die Gründe ihrer (der Offenbarung) Lehren, sondern ich vergleiche diese nur mit denen, die ich in meinem Innern bereits vorfinde, und sehe zu, ob jene mit diesen übereinstimmen." Ist denn das nicht eine Prüfung, und zwar die allerschärfste?

Im 5. Cap., welches den Einfluß beider Ansichten auf die Auffassung und Behandlung der Bibel bespricht, wird richtig bemerkt, daß der Supranaturalist jedes Wort der Bibel als göttliche Offenbarung und jedes Gesetz derselben

selben als unabänderlich ansehen müsse; der Rationalist aber den Geist der Offenbarung auffasse, das Wesentliche von dem Unwesentlichen trenne und das Locale und Temporäre von dem allgemein und ewig Giltigen. In beiden Ansichten findet der Verf. Consequens, aber Inconsequens in dem rationalen Supranaturalismus, welcher zwar die Offenbarung als factisch gelten läßt, ohne begreifen zu wollen, wie sie entstanden sei, aber Mittels der Vernunft ihren Inhalt prüft. Ref. hat diese Ansicht immer nur für ein Unding gehalten, mit welchem eine Zeitlang Diejenigen täuschen wollten, welche Bedenken trugen, sich öffentlich zum Rationalismus zu bekennen. — Im 7. Cap. folgt eine geschichtliche Nachweisung über den Ursprung des Rabbinismus, welcher außer dem Glauben an die Bibel auch den Glauben an die mündliche Ueberlieferung, wie sie in der Mischna und im Talmud niedergeschrieben worden, fordert; ferner eine Nachweisung über den Zweck und Geist des Talmud und der Kabbala. Dieses Cap. ist wohlgeordnet und instructiv. — Weil im Talmud die Ceremonialgesetze bei Weitem den größten Theil ausmachen, so pflegt der rabbinische Jude auf dieselben ein größeres Gewicht zu legen, als auf die sittlichen Vorschriften; daher entsteht eine Außenfrömmigkeit, welche im 8. Cap. gewürdigt wird. Im 9. werden die Gesetzverächter zurechtgewiesen, welche stolz auf eine falsche Aufklärung und aus Liebe zur Ungebundenheit den Vorschriften des Talmud den Gehorsam verweigern. — Wenn der Verf. im 10. Cap. fragt: Für welche Ansicht ist eine Verbesserung Bedürfniß? so fällt seine Antwort dahin aus, daß den übrigen allen eine Berichtigung noththue, der Rationalismus aber solche Gebräuche entbehre, welche seine Religiosität unterstützen könnten, da er von dem im Judenthume gebräuchlichen Cultus nicht ergriffen werde. Im 11. Cap., wo über die neueren Verbesserungsversuche genetheilt wird, spricht der Verf. denselben fast allen Werth ab, indem

indem er sagt, es komme bei dem öffentlichen Gottesdienste nicht sowohl darauf an, daß durch verständliche Gebete und Predigten der Mensch erbaut werde, sondern darauf, daß ein Symbol, wie sonst das Opfer, eine von Gotte in der Bibel vorgeschriebene Formel die ganze Gemeinde zur Gemeinschaft mit Gotte führe und ihr eine höhere Weihe gebe. Nur ein solcher symbolischer Gottesdienst, welcher auf einem Geheimnißvollen beruhe, sei ein echt jüdischer. Der Verf. befindet sich hier jeden Falls in einer großen Täuschung. Symbole und vorgeschriebene Formeln können nur dann Etwas wirken, wenn der Mensch in dieselbe einen Sinn zu legen vermag. Die große Menge vermag das nicht und wohnt denselben mechanisch bei, ohne von einem heiligenden Gefühle ergriffen zu werden; und meint er durch seine Theilnahme an denselben der Gnade Gottes versichert zu werden, so lähmt sie sogar sein Streben nach sittlicher Würde. Der gebildete Mensch aber findet in Symbolen und Formeln keine Erhebung; er sucht nur Das, was in ihm ein klares Bewußtseyn erzeugt. Es möchten daher die deutschen Gebete und Predigten sowohl für die rabbinischen, als auch die rationalistischen Juden heilsamer seyn, als der Verf. zugeben will. Ein jüdischer Gottesdienst, wie er ihn verlangt, möchte, wie bei den Christen der katholische, in einigen Gemüthern einen heiligen Schauer bewirken. Aber ein dunkles Gefühl bringt im Leben keine Frucht und geht vorüber, sobald der Mensch aus dem Tempel in das gewöhnliche Leben zurücktritt.

Der 2. Abschnitt dieser Schrift ist überschrieben: Die rationalistische Lehre. Im 1. Cap., dem 12. des Ganzen, werden Principien bei dem rationalistischen Verfahren zur Feststellung des Judenthums aufgestellt, welche darin bestehen, daß die sittlichen Gesetze als unveränderlich heilig geachtet werden, die Ceremonialgesetze aber nicht nach dem Buchstaben, sondern nur nach dem Geiste in

Anwen-

Anwendung kommen können, weil mehrere derselben auf bestimmte Local-Verhältnisse, welche nicht mehr vorhanden sind, berechnet waren; da hingegen die rabbinischen Theologen, welche sich die Orthodoxen nennen, eine buchstäbliche Beobachtung der Ceremonialgesetze fordern. — Im 13. Cap. sagt der Verf., daß weder die Bibel noch der Talmud den Glauben fordere, sondern nur den Gehorsam, womit denn das sklavische Verhältniß zu Gotte eingestanden wird, in welchem der Mosaismus seine Bekenner erhält. Jedoch faßt er das Bekenntniß der Juden in die vier Sätze zusammen: 1. Gott ist der Schöpfer der Welt, allmächtig u. s. w.; 2. Mose ist der Prophet Gottes, dem der Wille Gottes offenbart geworden ist; 3. die Seele des Menschen ist unsterblich; 4. Gott belohnt das Gute und bestraft das Böse. In diesen Sätzen ist aber nicht ein Mal von der göttlichen Vorsehung die Rede, welche doch im A. T. vielfältig gelehrt wird. — Nach allgemeinen Bemerkungen über die mosaischen Gesetze überhaupt im 14. Cap. folgt vom 15. Cap. an eine Erläuterung der einzelnen Gesetze; zunächst die Beschneidung der Knaben, die Ertheilung des Namens an die Mädchen, wodurch die Aufnahme in die jüdische Genossenschaft bestätigt wird, die Auslösung der Erstgeburt und den ersten Ausgang der Wöchnerinnen in die Synagoge betreffend. In allen diesen Fällen darf der Rationalismus Nichts ändern; die dabei gebrauchten Formeln müssen ebräisch angewendet werden. Man sieht, daß des Verfs. Rationalismus keinen großen Spielraum hat. — Das 16. Cap. handelt von den Priestern und Leviten, welche jetzt nur geringe Functionen haben; das 17. von der Synagoge und den bei derselben angestellten Beamten. Dabei kommt folgende Bemerkung vor: „Der Cantor spricht die Gebete am Betaltare in der recitirenden üblichen Melodie, ohne die Worte zu dehnen oder ihnen einen Ausdruck geben zu wollen. Denn er vollzieht hierbei nur ein ihm übertragenes priesterliches

Amt, er spricht die Worte, die als Symbol (?) das Opfer vertreten, und seine persönliche Empfindung darf dabei nicht laut werden." Ist denn solche mechanische Arbeit rationalistisch? — Im 18. Cap. ist die Rede vom Vorlesen. Daß dieß auch noch in der hebräischen Sprache geschieht, macht dem Verf. kein Bedenken; denn er spricht: „Die Gemeinde höre ehrerbietig schweigend zu und wer den ebräischen Text nicht versteht, bedenke, daß die Laute, die er vernimmt, einst unmittelbar in die Herzen einer nach dem göttlichen Worte dürstenden Menge drangen, daß sie die göttlichen Verkündigungen ertönen lassen, die das Heil der Welt begründeten, und werde dadurch angeregt ꝛc." Das ist doch zu Viel verlangt.

Im 19. Cap. wird die Form des Gottesdienstes an Werkeltagen, und im 20. die des Gottesdienstes am Sabbathe beschrieben. Die Hauptsache besteht dort und hier immer in Formeln, welche mechanisch wiederholt werden. Dasselbe gilt von dem Gottesdienste am Neumondsfeste (Cap. 21.) und am Neujahre (Cap. 22.). Von der Ertheilung des Segens durch die Priester heißt es Cap. 23.: „Der Synagogenvorstand muß dafür sorgen, daß einige Priester im Absingen des Segens nach den Ritualmelodieen geübt werden, so daß ihr Gesang tactmäßig unisono wird. Auf Wohllaut der Stimme kommt es aber dabei nicht an." — Vom 24. bis 29. Cap. werden einige besondere liturgische Formen bei den übrigen Festen angegeben. Das 31. Cap. soll die Frage beantworten: Was die alte Synagoge zugeben darf. Es ist in der That nur Weniges, was der Verf. dem Rabbinismus abdingen mag; denn auch in der neuen Synagoge ist doch immer noch viel zu viel Formelwerk, was vom Verf. sonderbarer Weise als ein Symbol des ehemaligen Opfers in Schutz genommen wird, obgleich er selbst S. 249. sagt: „Das gedankenlose Hersagen ist mehr Sünde als Verdienst, ertödtet die Andacht ꝛc." — Für die Ablegung eines Schwurs

wird

wird zwar eine Form empfohlen, jedoch hinzugesetzt, daß derselbe unter jeder Form, welche die Behörde vorschreibt, heilig sei. Im 33. Cap. sind die vorgeschriebenen **Gebete außerhalb der Synagoge** aufgeführt mit dem Zusatze: „Alle diese angeführten Gebete **müssen** gesprochen werden; es bleibt nicht der Willkür eines Jeden anheimgestellt, sondern die religiöse Pflicht gebietet hier." Diese aber gebietet wohl, zu beten; doch nicht, bei jeder Gelegenheit dieselben auswendig gelernten Worte zu beten. Hört denn der Jude auf, Jude zu seyn, wenn er aus dem Herzen betet? — Im 34. Cap. läßt sich der Verf. über den **Sabbath** als ein Rationalist vernehmen, indem er zugibt, daß das Gesetz, welches alle körperliche Beschäfftigung am Sabbathe verbietet, nur bei einem ganz einfachen Hirtenvolke, aber nicht in unseren jetzigen Verhältnissen buchstäblich anzuwenden sei. Den Vorschlag aber, den Sabbath auf den Sonntag zu verlegen, will der Verf. nicht billigen, weil der Ruhetag von Gotte vestgesetzt sei; wodurch er denn wieder den Rationalismus gänzlich verleugnet. — Im 36. Cap. von den **Gesetzen in Betreff auf (!) Ehebündnisse** will der Verf. die mosaischen Vorschriften wegen der Verwandtschaftsgrade beobachtet wissen, jedoch mit Ausnahme des Gesetzes der **Leviratsehe**, welches durchaus national sei. Die Aufhebung dieses Gesetzes sucht er dadurch zu rechtfertigen, daß er es für ein bürgerliches, nicht religiöses erklärt. Hat es denn mit dem Gesetze wegen der Verwandtschaftsgrade eine andere Bewandtniß? —

In Rücksicht auf die **religiöse Erziehung der Kinder** fordert der Verf., daß alle Kinder, besonders die Knaben, ebräisch lernen sollen und daß man ihnen die Glaubensartikel supranaturalistisch — die Ceremonialgesetze aber rationalistisch vortrage. — Am Schlusse der Schrift richtet der Verf. noch ein Wort an seine Leser und sucht die Rabbinisten, welche ihn der Heterodoxie beschuldigen möchten, durch die Vorstellung zu

versöhnen, daß er diejenigen Juden, welche sich mehr oder weniger vom mosaischen Gesetze und jüdischen Gottesdienste losgesagt, durch einige Zugeständnisse wieder für das Judenthum habe gewinnen wollen.

Ref. empfiehlt diese Schrift Denjenigen, welche sich mit dem Judenthume näher bekannt machen wollen, wenn sie auch vom Rationalismus nur seltene Spuren finden möchten. Der Verf. hütet sich, dem Rabbinismus zu nahe zu treten, und widerspricht sich lieber, als daß er einen Schatten auf den Talmud werfen sollte. Wer könnte Etwas dawider haben, wenn die Juden Juden bleiben wollen, so lange sie noch im Mosaismus die höchste Weisheit finden. Aber aus Achtung vor diesem sollten sie endlich sich aus den Fesseln des Rabbinismus loswinden, wozu freilich mehr Rationalismus nöthig seyn möchte, als der Verf. zu haben eingesteht.

Der Israelit des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Monatsblatt für die Kenntniß des israelitischen Lebens, besonders in religiös-kirchlicher Beziehung. Herausgegeben von D. M. Heß, Land-Rabbiner zu Stadtlengsfeld im Großherzogthume Sachsen-Weimar-Eisenach. Erster Jahrgang. 1839.

Diese jüdische Zeitschrift besteht nun länger als ein Jahr; sie erscheint als ein Organ zur Bekämpfung der alten thörigten, oft selbst wahnwitzigen talmudistischen Lehren, welche einer allgemein rationalen Auffassung des eigentlichen und wahren Mosaismus Platz machen sollen. In der That, hierzu wäre es endlich ein Mal an der Zeit, und jeden Falls wird sich der Gründer und Herausgeber dieses Blattes ein wesentliches Verdienst

dienst erwerben, wenn er durch sein Blatt für eine reinere religiöse Erkenntniß unter seinen Glaubensgenossen wirkt. Freilich wird die Saat, die er ausstreut, nur langsam aufgehen und Früchte bringen, doch ihn mag die Wahrheit trösten, daß alles Gute nur langsam reift. Anfeindungen von Seiten mystisch-orthodoxer Juden werden ihm nicht fehlen und haben ihm nicht gefehlt, wie mehrere Nummern der Zeitschrift beweisen; es ist ja aber überall und immer so gewesen, daß die Thorheit und Dummheit dem Verstande und der Ueberlegung entgegengewirkt haben! Sollen wir die Tendenz der Zeitschrift noch näher und bestimmter angeben, so kann dieß um so mehr mit den Worten des Herausgebers selbst geschehen, als wir in den verschiedenen Blättern die Richtung wirklich so vestgehalten finden, wie sie vom Herausgeber bezeichnet worden ist. „Dieses Blatt," sagt er in Nr. 2. S. 10., „soll sich zur Aufgabe setzen, jede höhere Lebensbewegung, die in der israelitischen Gemeinschaft hervorgetreten ist und noch hervortritt, zum klaren und lebendigen Bewußtseyn derselben zu bringen. Es soll insonders jeder Ansicht, die einen Fortschritt in der religiösen Erkenntniß enthält, und jedem Streben, das von einer solchen begleitet ist, durch die Macht der Wahrheit und die Kraft des begeisterten Wortes Geltung und Anerkennung verschaffen. Es soll aber auch von dem Truge und dem Irrthume die nöthige Notiz nehmen. Es soll das Vorurtheil enthüllen, die Heuchelei beschämen, den Widerstand gegen das Bessere bekämpfen und nicht schweigen, wo der Kern unserer heiligen Religion entstellt wird, wo der Sache Gottes Gefahr droht. Es soll mit Einem Worte den Israeliten der Gegenwart zum Bewußtseyn seiner selbst, zum Bewußtseyn seines ganzen sich offenbarenden Lebens, mit allen seinen Licht- und Schattenseiten, mit allen seinen Wahrheiten und Irrthümern, mit allen seinen guten und verwerflichen Bestrebungen bringen; aber zu einem solchen Bewußtseyn, mit welchem sich zugleich das Streben, das auf-

richtige

richtige und begeisterte Streben verbindet, die Irrthümer und die Schattenseiten zu verbannen und sich zu dem wahren Israeliten des neunzehnten Jahrhunderts zu erheben, zu einem solchen, der in der erleuchteten Auffassung und dem wahren Verständnisse seiner Religion sich Das, was das gegenwärtige Jahrhundert Großes und Heiliges geschaffen, was es für Menschenrecht und Glaubensfreiheit und Erhebung der Geister und Beseligung der Herzen gethan, angeeignet." — Mit Verwunderung ersieht man aber aus diesen Blättern, welch ein grasser Aberglaube selbst noch unter Rabbinern gefunden wird, und nicht ohne Widerwillen gewinnt man die Ueberzeugung, daß auch die Israeliten unserer Tage, wenige Lehrer unter ihnen ausgenommen, mit Strenge an ihren an Tollheit grenzenden talmudistischen Lehren hängen und im Ganzen noch immer eine sehr niedrige Stufe im religiös-kirchlichen Leben einnehmen. Um so mehr ist es zu loben, wenn einzelne Männer, zu welchen namentlich auch D. M. Heß gehört, die geistigen Interessen ihrer Glaubensgenossen zu reinigen, zu läutern und zu heben suchen. Nur mag sich der Herausgeber vor übertriebenen Lobpreisungen und vor einem übertriebenen Klagetone hüten; Beides erinnert zu sehr an die Aeußerungsweise gewöhnlicher Juden. Auch hat es uns mißfallen, daß der Herausgeber in seinem Worte an die Leser Viel von den Lobeserhebungen spricht, die ihm wegen seines Unternehmens zu Theil wurden, und lächerlich ist es, wenn er sagt: „Es würde ruhmrednerig klingen," wenn er die Lobeserhebungen näher bezeichnen wollte, aber deßungeachtet kann er nicht umhin, zu bemerken, wie ihm von mehrern Seiten gesagt worden sei, daß es scheine, als sei er dazu berufen, „dem unglücklichen Israel ein wohlthätiger Reformator zu werden und den Siegeskranz über die pharisäische Irrlehre zu schwingen." (!!) — Uebrigens ist diese Zeitschrift ein recht erfreuliches Zeichen der Zeit, und bei einer gehörigen Umsicht des Herausgebers

ausgebers kann sie nur wohlthätig für den Mosaismus wirken.

Biblische Betrachtungen auf alle Sonn- und Festtage des Jahres für den kirchlichen und häuslichen Gebrauch. Leipzig 1838. Verlag von Joh. Ambrosius Barth.

So wenig wir auch den ungenannten Verfassern dieser biblischen Betrachtungen darin Recht geben mögen, daß an dergleichen Sammlungen für den heutigen kirchlichen Gebrauch eher Mangel als Ueberfluß sei, indem wir ihnen so manche neuere Erscheinung auf dem Gebiete der homiletischen Literatur nennen könnten, die, gleich ihren Arbeiten, besonders zum Vorlesen in dem sonntäglichen Nachmittagsgottesdienste bestimmt sind und auch mehr oder weniger für diesen Zweck sich eignen; so wollen wir es doch keineswegs tadeln, sondern billigen es vielmehr, daß sie das vorliegende Werk durch den Druck veröffentlicht haben. Denn dankenswerth bleiben solche Gaben immer, vorausgesetzt, daß sie wirklich gut und zweckmäßig sind; was irgend das kirchliche Leben zu heben und die Sache christlicher Erbauung zu fördern vermag, wird jeder Freund des Christenthums stets willkommen heißen; und wie reichlich wir auch mit Predigtbänden und asketischen Schriften von allen Seiten her beschenkt werden, das Streben, zum weitern An- und Ausbaue des Reiches Gottes Etwas beizutragen, verdient stets Achtung und Anerkennung, und nie wird auch in dieser Beziehung des Guten jemals zu Viel gethan werden können. Es hätte daher der oben genannten, gewiß auch auf einem Irrthume beruhenden Voraussetzung nicht bedurft, um die gegenwärtigen Betrachtungen bei dem betreffenden Publicum einzuführen, und wir billigen, wie gesagt, ihre Bekanntmachung

um

um so mehr, da sie allerdings, ob sie auch nicht ohne Mäng und Tadel sind, doch im Allgemeinen eine solche Beschaffenh an sich tragen, daß sie in dem Kreise, für welchen sie geschri ben wurden, den beabsichtigten Nutzen wohl zu stiften i Stande sind. Sie sollen zunächst, wie schon erwähnt, al Vorlesungen in den Nachmittagsgottesdiensten gebraucht werden, besonders in den Fällen, wo der Schullehrer die Stelle des abwesenden Geistlichen zu vertreten hat. Und schon darum kann ihr Erscheinen nicht als überflüssig bezeichnet werden, ob es gleich nicht an ähnlichen Schriften fehlt, welche für denselben Zweck verfaßt sind. Denn daß hin und wieder die Gemeinden in den sogenannten Betstunden so dürftig abgespeist werden, daß ihnen eben nur ein Psalm oder sonst ein biblischer Abschnitt ohne weitere Erklärung und Anwendung vorgelesen wird, ist leider wohl eben so wahr, als es zu beklagen ist; und gesetzt auch, daß bisweilen an die Stelle solcher Vorlesungen kirchliche Katechisationen treten, so scheint es doch auch nicht räthlich zu seyn, die Nachmittagsgottesdienste allein zu solchen Unterredungen anzuwenden, indem, wenn sie der Geistliche nicht durchaus zweckgemäß und allgemein ansprechend und erbaulich einzurichten versteht, die Erwachsenen leicht auf den irrigen Gedanken kommen, daß sie Nichts angehe, was zunächst bloß die Schulkinder betrifft. Vorträge, wenn auch kürzer und gedrängter, als die eigentlichen Predigten, müssen deßhalb unseres Bedünkens stets mit ihnen abwechseln; und nicht leicht mag auch an ihrem Mangel die Schuld liegen, wenn irgend der kirchliche Sinn mehr und mehr verschwindet, und besonders die der öffentlichen Gottesverehrung bestimmten Nachmittagsstunden das Gotteshaus leer und verödet finden. Gesetzt also, daß der Geistliche sein Amt selbst zu verwalten verhindert ist, was freilich so selten wie möglich geschehen sollte, und für solche Fälle seine Function dem Schullehrer übertragen muß, oder daß es ihm unter gewissen Umständen an Zeit gebricht,

bricht, auch für die Betstunden sich gehörig anzuschicken, oder daß es ihm an der erforderlichen Tüchtigkeit gebricht, nöthigen Falls ohne weitere Vorbereitung einen freien Vortrag in erbaulicher Weise zu halten, so können wir die Arbeiten der Verff. als recht brauchbar für den genannten Zweck mit gutem Gewissen empfehlen, da sie mit einzelnen Ausnahmen die Eigenschaften besitzen, die man von religiösen Betrachtungen der Art verlangen muß. Zunächst nämlich ist es gewiß sehr beifallswerth, daß ihnen Texte zu Grunde liegen, welche einem großen Theile der biblischen Bücher A. und N. Ts. entnommen sind, schon deßhalb, weil auf diese Weise die Kenntniß der h. Schrift in ihren einzelnen Partieen erweitert und befördert wird. Ebenso kann es nur gebilligt werden, daß die jedesmaligen gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien die Wahl dieser Texte geleitet haben. Obgleich nämlich über diese Perikopen nicht immer und überall mehr gepredigt wird, so haben sie doch von ihrem alten Ansehen unter dem christlichen Volke noch Nichts verloren, und es läßt sich dasselbe gern an das ihm Bekannte und Werthe erinnern; und wenn sie der Vormittagspredigt zu Grunde lagen, so kann ein nochmaliges Zurückkommen auf die in ihnen enthaltenen Gedanken um so weniger überflüssig seyn, da auf diese Weise entweder das schon Gehörte nochmals zu Gemüthe geführt oder von einer andern Seite dargestellt oder sonst irgendwie noch erwecklicher und erbaulicher gemacht werden kann. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß die Verff. die Reminiscenzen an das Evangelium stärker hervorgehoben oder die Gedankenverbindung ihrer Texte mit diesen öfter und deutlicher nachgewiesen hätten, indem dieser wechselseitige Zusammenhang, wenn nicht dem aufmerksamen Leser, doch dem Zuhörer in vielen Fällen leicht entgehen wird. Nicht weniger hat es im Allgemeinen unsern Beifall, wie in diesen Betrachtungen die untergelegten Bibelstellen behandelt worden sind. Sie enthalten kein anhalt- und ordnungsloses

loses Reden über dieselben, wie es etwa die inliegenden Ideen an die Hand geben; sondern es wird immer gleich von Vorne herein ein Hauptsatz aufgestellt, und dieser wird in gedrängter Kürze zwar (vier bis fünf Octavseiten), aber meist stets in guter Ordnung durchgeführt; so daß es, wie es in der Vorrede heißt, den Zuhörern allerdings möglich wird, etwas Bleibendes mit nach Hause zu nehmen. Wenn die Verff. jedoch selbst sagen, daß die beschränkte Zeit des Nachmittagsgottesdienstes das allseitige Erschöpfen eines Gegenstandes nicht gestattet habe, so scheinen sie damit einen häufigen Fehler ihrer Arbeiten vertheidigen zu wollen, der doch sehr leicht hätte vermieden werden können. Denn freilich sind Gedanken, wie z. B. Wohl dem Frommen, Wehe dem Gottlosen! — Vertrauen auf Gott — Die Größe Gottes in der Natur — Rein sei der Christ wie im Aeußern, so im Innern — Die Stiftung des h. Abendmahls — Das Reich Gottes — Der verlorne Sohn — Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben — die Bekehrung des Saulus — Christus am Kreuze — u. a. m. nicht einmal in einer gehörig ausgearbeiteten Predigt, geschweige in einem kürzern Vortrage so aus- und durchzuführen, daß nicht allein nichts zur Sache Gehöriges unerwähnt bleibt, sondern daß namentlich und hauptsächlich auch in's Einzelne und Speciale eingegangen wird, als wodurch eigentlich erst die geistliche Rede wahrhaft praktisch und erbaulich werden kann. Weßhalb aber hat es den Verff. nicht beliebt, Statt der umfangreichen, wie die erwähnten, engere und weniger umfassende Sätze aufzustellen, welche eben deßhalb einer allseitigern und umfassendern Behandlung fähig gewesen wären? Sie hätten, wie gesagt, diesen Fehler ihrer Betrachtungen leicht vermeiden und sie auf die von uns bezeichnete Weise noch bei Weitem ansprechender und zweckmäßiger machen können. Den meisten Beifall jedoch verdienen ihre Arbeiten in sofern, als sie von allen den religiösen Irrthümern und antichristlichen Vorurtheilen

frei

frei sind, die, wie im Allgemeinen, so besonders auch in so manchen Predigtsammlungen auch unserer Tage leider noch immer ihr beklagenswerthes Wesen treiben. Dergleichen vernunft- und schriftwidrige Ansichten, wie wir sie im Sinne haben, näher zu bezeichnen, halten wir um so unnöthiger, je bekannter sie sind und je offner ihre verderblichen Wirkungen da und dort zu Tage liegen. Erfreut aber hat uns die echt christliche Tendenz und der helle, unbefangene Geist, der sich in diesen Betrachtungen überall zu erkennen gibt; sie sind uns ein neues Zeichen, daß neben dem durch menschlichen Aberwitz vielfach verunstalteten auch das lautere und unverfälschte Christenthum noch überall seine Freunde und Verkündiger hat; und besonders in dieser Beziehung wünschen wir ihnen einen häufigen Gebrauch und viele Erbauung suchende Leser; wenn wir auch nicht eben behaupten wollen, daß die Verff. auch ihren Amtsbrüdern damit in die Hände gearbeitet haben, indem wir den Geistlichen nur bedauern könnten, der nicht im Stande wäre, auch ohne längere und besondere Vorbereitung einen ähnlichen Vortrag zu halten, wie sie hier ihm dargeboten werden. Auch die Sprache endlich, in welcher sie geschrieben sind, ist dem Kreise angemessen, für den sie bestimmt wurden, würdig zwar und durchaus edel und gehoben, aber doch immer klar und allgemein verständlich; und die Verff. wußten ihnen also auch so eine Eigenschaft zu geben, die an so manchen sonst guten und selbst gefeierten Producten der Kanzelberedtsamkeit vermißt wird. Daß sie jedoch neben diesen Vorzügen auch manche Mängel an sich tragen, haben wir oben bereits erwähnt und schon Eines und das Andere der Art angedeutet; es sei uns erlaubt, noch auf Einiges in dieser Beziehung aufmerksam zu machen, was eine parteilose Kritik nicht verschweigen kann. Manche derselben haben uns nämlich deßhalb nicht angesprochen, weil sie kaum etwas Anderes sind, als Wiederholungen der einzelnen Textespartieen mit hinzugefügten kurzen Bemerkungen; ein Umstand,

stand, der Theils in der allzugroßen Länge der gewählten Bibelstelle, Theils wohl auch darin seinen Grund hat, daß mehrere Verff. Beiträge zu diesem Bande geliefert haben. Denn wollen wir es auch nicht tadeln, daß der Text Vers vor Vers durchgenommen und erläutert wird (wir würden vielleicht auf solche Erläuterungen noch mehr eingegangen seyn, da die kirchlichen Betstunden kaum besser, als zu populären Schrifterklärungen, verbunden mit den nöthigen Anwendungen, benutzt werden können), so kann es doch nur von geringem Vortheile seyn, wenn z. B. ein Psalm oder sonst ein längerer Bibelabschnitt auf wenigen Seiten so behandelt wird, daß nicht bloß das etwa Unverständliche interpretiert, sondern auch der ganze Inhalt desselben zu allerlei Ermunterungen, Warnungen, Tröstungen u. s. w. angewendet wird. Denn daß diese ganz kurz, allgemein und oberflächlich ausfallen müssen, ist sehr begreiflich; und wir würden deßhalb lieber stets nur wenige Textesworte gewählt haben, weil diese dann ausführlicher sowohl erklärt, als auch praktisch benutzt werden konnten. Neben diesem allgemeinen Tadel, den wir leicht an manchen Beispielen als begründet nachweisen könnten, wenn er auch nur den kleinern Theil der in Rede stehenden Betrachtungen betrifft, ist uns bei der Durchsicht derselben noch einiges Einzelne aufgestoßen, was bei näherer Prüfung in irgend einer Hinsicht als unrichtig sich darstellt. Z. B. Folgendes: In der 2. Betracht. am 1. Adventss. (für jeden Sonn- oder Festtag sind immer zwei Betrachtungen gegeben) heißt es S. 7.: „Daß die Ueberzeugung von der göttlichen Sendung Jesu namentlich uns Christen zur freudigsten Annahme und zur willigsten Befolgung seiner Lehre verpflichten müsse. Wer aber sonst, als eben nur der Christ, kann diese Verpflichtung haben, da ja der Nichtchrist weder von der Sendung Jesu, noch von seiner Lehre Etwas weiß? Die 2. Betr. am Weihnachtsfeste handelt nach 1 Joh. 3, 1—10. von der Herrlichkeit der Kinder Gottes. Von dieser Herrlichkeit ist aber

im

Texte gar nicht die Rede; und wenn sie dem 2. Theile zu
lge zu einem reinen und sündlosen Leben uns verpflichten
l, so ist dieß offenbar eine unrichtige Folgerung, indem die
errlichkeit der Kinder Gottes unter Anderem auch bereits in
iem solchen Leben besteht und dasselbe nicht erst zur Pflicht
achen kann. Nach S. 45. der 1. Neujahrbetr. sollen wir
otte danken für Alles, was durch die fliehende Zeit be-
rkt wird. In der Flucht der Zeit jedoch liegt weder eine be-
ndere Wirksamkeit derselben, noch kann sie eine besondere Auf-
rderung zum Danke gegen Gott enthalten. Die 1. Betr.
m 2. Epiphans. leitet aus Ps. 127. die Ermahnung ab:
lur mit Gotte wollen wir unser irdisches und himmlisches
Haus bauen. Abgesehen aber davon, daß der Ausdruck „unser
immlisches Haus" sehr dunkel und unbezeichnend ist, so liegt
uch in dem Texte ein ganz anderer Hauptgedanke, und das
„Haus bauen" ist auch Viel zu weit gefaßt, so daß bei dieser
Gelegenheit Manches zur Sprache gebracht wird, was nicht
hieher gehört. Das Thema der 1. Betr. am S. Oculi: „Frei
und öffentlich soll der Christ seinen Heiland bekennen," liegt
ebenfalls gar nicht im Texte Matth. 21, 10—16. Ganz
verfehlt scheint uns die 1. Betr. am Osterfeste: „Die Sorge
der Menschen um ihre Auferstehung" nach Matth. 22, 23
bis 33. So sollen z. B. die Sadducäer deßhalb die Unsterb-
lichkeitshoffnung verworfen haben, weil sie die Auferstehung der
Todten sich nicht hätten erklären können. So sollen wir die
Frage: Wie es mit dieser Auferstehung zugehen werde? gar
nicht aufwerfen, weil sie gar nicht zu beantworten sei und die
Wiederbelebung des Leibes lieber gläubig annehmen; welches
gläubige Annehmen christliche Demuth und gottgefällige Erge-
bung genannt wird. Statt dieser Zweifel und Sorgen sollen
wir vielmehr darauf bedacht seyn, daß wir der Auferstehung
würdig werden (wodurch? ist nicht gesagt) und — damit ist
die ganze Sache abgethan. Wie mag sich Jemand an solchen

schie-

schiefen Betrachtungen und allgemeinen Redensarten erbauen können? Nicht besser ist die 1. Betr. am Feste Mariä Verk. über Apstg. 16, 13—15.: „Die Verdienste des weiblichen Geschlechts um die Ausbreitung des Christenthums." Denn obgleich die Geschichte einzelne Beispiele erzählt, wo sich Frauen dieses Verdienst erworben haben, so sind diese doch sehr selten, und zugleich sehen wir nicht ein, was daraus für den Zweck christlicher Erbauung sich ergeben soll. Auch mag dieß der Verf. wohl selbst gefühlt haben, denn er redet mehr von dem Einflusse, den z. B. Mütter auf die christliche Erziehung der Kinder und somit auf die Beförderung wahren Christenthums haben können; und die Ermahnungen zu einer solchen Erziehung sind zwar recht gut und eindringlich, hier aber sicher nicht am gehörigen Orte. Und so könnten wir leicht noch mehrere Beispiele namhaft machen, aus denen hervorgeht, daß die Verff. wenigstens nicht immer mit dem nöthigen Fleiße und der erforderlichen Sorgfalt gearbeitet haben. Doch werden die angeführten hinreichen, sich selbst davon zu überzeugen. Zu den gelungensten Betrachtungen zählen wir übrigens die 1. am 3. Adventsf., die 1. am 6. Epiphansf., die 1. am Himmelfahrtsfeste, die 1. am 9. Trinitatisf., die 1. am Erscheinungsfeste, die 1. am 25. Trinitatisf. und die 1. am Aerntefeste; da hingegen die beiden Weihnachtsbetr., die 1. am 4. Epiphaniasf., die 2. am 6. Epiphaniasf., die 2. am S. Invocavit, die 1. Osterbetr., die 1. am S. Misercord. Domini und die 1. am Feste Mariä Heimsuchung entweder von der Sammlung hätten ausgeschlossen oder doch mit anderen zweckmäßigeren vertauscht werden sollen. Den Beschluß machen 16 Betrachtungen an solchen Sonntagen, an welchen in dem Vormittagsgottesdienste das h. Abendmahl gefeiert worden ist. Sie verdienen fast durchgängig besonders deßhalb gut und erbaulich genannt zu werden, weil sie eben die Abendmahlsfeier berücksichtigen und auf den mannigfachen praktischen Nutzen derselben

auf-

ufmerksam machen, wozu die Vormittagspredigt wohl nur
lten Veranlassung gibt. Die Verlagshandlung hat übrigens
s Aeußere des Werks beifallswerth ausgestattet.

Das Gewitter und das Symposion. Oder Protestanten und Katholiken seit dem Jahre 1837. Eine Novelle von August Schmeißer. Rudolstadt u. Leipzig bei Fröbel. 1840. 208 SS.

Das Gewitter hat in dieser Novelle weiter keine Bedeuung, als daß es mehrere Personen, welche sich vor demselben ergen wollen, in einem Gasthause zusammenführt. Sobald iese sich vereinigt und ein gemeinschaftliches Mahl genossen aben, beginnt die Unterhaltung über die jetzigen Zerwürfnisse n der christlichen Kirche und namentlich über den neu erwachen Streit zwischen den Protestanten und Katholiken. Die Sache der Letzteren führt ein unheimlicher Unbekannter, über velchen erst der Schluß der Novelle, von welcher hier weiter icht die Rede seyn soll, nähern Aufschluß gibt. Die Hauptache ist das Symposion, durch dessen Darstellung der Verf. eine nicht geringe Bekanntschaft der kirchlichen Zustände, sowie der neuesten Philosophie verrathen hat.

Nachdem von Seiten eines Protestanten in Erinnerung gebracht worden, wie vieles Wehe seiner Kirche von Seiten der katholischen zugefügt worden, ohne daß letztere sich über gleiche Beeinträchtigungen von Seiten der protestantischen Kirche zu beklagen hätte, geschieht der Anmaßung und Wortbrüchigkeit, deren sich die Erzbischöfe von Köln und Posen schuldig gemacht, Erwähnung. Sodann wird auf die bösen Früchte, welche der Katholicismus in den Ländern, in welchen er seine Herrschaft behauptete, getragen hat, hingewiesen. Der unbekannte

kannnte Katholik erwidert diese Anklagen mit einer beredten Lobpreisung seiner durch Alter und innere und äußere Würde geheiligten Kirche und rechnet der protestantischen Kirche zur Schande an, daß sie „die Religion, die uranfängliche, ewige Herrin zur Magd der Philosophie und überhaupt der Wissenschaften, und die Kirche zur Dienerin der Laien, zu einem Popanze und unterthänigen Gehilfen des weltlichen Regiments gemacht hat." Die Widersetzlichkeit des Erzbischofs von Köln findet er ganz in der Ordnung, denn — derselbe mußte seinem eigentlichen Herrn, dem Papste, Mehr gehorchen, als der weltlichen Behörde. In die Unterhaltung fällt dann ein Philosoph ein, welcher von der Gesellschaft ist, sich durch den Angriff des Katholiken auf die Philosophie gereizt gefühlt hatte und nun aus vollen Backen Hegel's Philosophie preist. Er findet jedoch in einem andern Gaste einen Gegner, welcher auseinander zu setzen sucht, daß Hegel's Philosophie hohl und die aus dem Christenthume entlehnte Terminologie Nichts als eine Täuschung sei. Diese Disputation kann für Manchen, welchem der Streit über Hegel's Philosophie bisher fremd geblieben ist, interessant seyn; möchte aber Anderen, welche nur eine Novelle zu lesen dachten, unerwartet kommen.

Eben dieser Gast, welcher die Blößen der hegel'schen Philosophie aufzudecken suchte, will nun das Gespräch in das rechte Gleis führen, indem er sagt: „Um in unserem Symposion stets klar zu bleiben, scheint es nur nothwendig, daß wir bei der Darstellung der katholischen Confession wohl scheiden den eigentlichen Romanismus, das stolze Prachtgebäude der Hierarchie, und die uralte, wahre katholische Lehre, sowie die poetischen Darstellungen dieser; ferner bei Darstellung der protestantischen Confession die erste Kirchenlehre, das Kind der Opposition gegen die katholische Kirche mit alle Dem, was es von der Mutter unbemerkt beibehalten, dann die mystische Darstellung, daneben die vernunftgemäße oder denkgläubige Auffassung

fung des protestantischen Princips, diese entfaltete Blüthe der ersten Knospe und endlich jene hastige, gewaltsame Aufblätterung der Knospe, welche gemüthlos mit allzu scharfem Messer den Farbensammet und Blüthenduft der zarten Himmelsblume zerstörte." Es werden nun die Gräuel, welche von der katholischen Hierarchie ausgegangen sind, mit lebhaften Farben geschildert und historisch nachgewiesen; dann ein ernstes Wort über die Abhängigkeit der protestantischen Kirche von weltlicher Macht gesprochen und über das Mönchthum verhandelt, bis sich das Gespräch auf den Athanasius von Görres wendet. Kräftig wird dieser Lästerer gerichtet. Es folgt dann eine Verhandlung über die gemischten Ehen, an welche sich eine Erzählung schließt, die es anschaulich macht, daß die Liebe sich durch die Verschiedenheit der Confessionen nicht binden läßt. Eine Darstellung der Religionswahrheiten, über welche beide Kirchen sich vereinigen könnten, schließt das Symposion. — Durch die Ankunft einer britischen Familie wird es offenbar, daß der Unbekannte als ein katholischer Priester eine Jungfrau in England verführt und verlassen hat, um unabhängig ehrgeizige Plane zu verfolgen. Reuevoll vereinigt er sich wieder mit der Betrogenen und gibt seinen Priesterstand auf.

Ref. hat nur mit wenigen Worten den Gang der Verhandlungen in dieser Schrift bezeichnet und ladet Diejenigen, welche an den neueren Kirchenstreitigkeiten Antheil nehmen, ein, sie selbst zu lesen. Sie hat denselben Zweck als der Freiherr von Sandau von Hrn. D. Bretschneider, nämlich die protestantische Kirche gegen die katholische in Schutz zu nehmen und zum Frieden zwischen beiden zu helfen. Manches von Dem, worüber der Verf. sich ausspricht, ist freilich in unseren Tagen vielfältig verhandelt worden; doch müssen wir bezeugen, daß der Verf. manche Gegenstände glücklicher und kräftiger beleuchtet hat, als es in ähnlichen Schriften ge-

schehen ist. Eine gebildete und lebendige Sprache gereicht seiner Schrift auch zur Empfehlung. Wie ganz anders klingt es hier, als in dem Anti-Bretschneider und ähnlichen aus der gemeinsten Gesinnung hervorgegangenen, rohen Libellen, mit denen katholische Schriftsteller uns aus dem Felde zu schlagen meinten.

Die vier Temperamente. Betrachtungen über Ev. Lucä Cap. 9, 51—62. in der Trinitatiszeit 1839 gehalten von Fr. Arndt, Prediger an der Parochialkirche zu Berlin. Magdeburg, bei W. Heinrichshofen. 1840.

Die sogenannten Temperamente in besonderen Predigten zu behandeln und also vom christlichen Standpuncte aus zu betrachten und darzustellen, war unstreitig ein guter Gedanke und ein zweckmäßiges Unternehmen, wenn man erwägt, welchen Einfluß das Temperament in sittlicher Beziehung auf uns äußert, wie in vielen Fällen das moralisch Gute, das wir üben, auf Rechnung desselben zu setzen ist, oder auch, daß wir unsere Fehler und Verirrungen gar gern mit diesen Naturanlagen zu entschuldigen pflegen. Freilich gehört dazu eine mehr als gewöhnliche, durch vielseitige Beobachtung und Erfahrung gewonnene Kenntniß des menschlichen Herzens; es kommt darauf an, das Temperament in seiner Mischung, in seinen mehrfachen Aeußerungen, sowie in seiner moralischen Bedeutung richtig aufzufassen; es gilt, die Entschuldigungen, welche von der großen Einwirkung desselben gewöhnlich hergenommen werden, in ihrer Nichtigkeit zu zeigen und nachzuweisen, Theils wie es der sittlich-freie Wille gewältigen, Theils welches Gegengewicht den aus ihm entspringenden Gefahren und Versuchungen gegenüber gestellt werden müsse, und namentlich darf die christliche Predigt

nicht

nicht versäumen, auch hierbei das religiöse Interesse in's Spiel zu ziehen und darzuthun, wie es unstreitig der Wille des weisen Schöpfers unserer Natur war, daß auch das uns verliehene Temperament in seiner Mannigfaltigkeit den höheren Zwecken unseres Daseyns dienen und unser sittliches Streben nicht hindern, sondern vielmehr fördern und erleichtern solle und könne. Eine gedrängte Darlegung des Verfahrens, welches der Verf. der gegenwärtigen Predigten eingeschlagen hat, sowie überhaupt eine kurze Beurtheilung derselben möge unseren Lesern zeigen, ob und in wieweit es ihm gelungen ist, seinen allerdings sehr wichtigen und interessanten Gegenstand auf zweckdienliche und wirklich erbauliche Weise zu behandeln. Die 1. Pred. betrachtet nach Luk. 9, 52—56. „das feurige oder cholerische Temperament" und zeigt, wie es beschaffen ist und wie es Jesus heiligt. Wollen wir aber auch zugeben, daß in den Worten, welche der Text dem Johannes in den Mund legt, wirklich das fragliche Temperament sich äußere, obschon sie füglich auch als Eingebung einer andern Gemüthsstimmung erklärt werden können, so ist es doch gar nicht zu verkennen, daß die genannte Disposition den reichhaltigen Gegenstand bei Weitem nicht erschöpft. Im 1. Theile wird die Licht- und Schattenseite des fraglichen Temperaments nachgewiesen und gezeigt, daß es in ersterer Beziehung als große Willens- und Thatkraft sich beurkunde, mit ausgezeichneter Geistesstärke, sowie mit schneller Auffassung, mit lebendiger Anschauung und mit glänzender Einbildungskraft verbunden sei, für alles Große und Erhabene leicht begeistert werden könne und nur für würdige Gegenstände, für Ehre, Freiheit u. s. w. sich interessire; in anderer Hinsicht aber auch zu Ehrgeize und Herrschsucht sich steigere, zum Jähzorne geneigt sei, selbst in Wuth und Grausamkeit ausarte und bezüglich der Religion nicht selten zum unsinnigen Zelotenwesen verführe. Ob diese Schilderung in ihren einzelnen Zügen empirisch und psychologisch begründet sei, wollen wir dahingestellt

seyn lassen, obwohl wir die Behauptung, daß der Choleriker um das Niedere und Gemeine sich nicht kümmere, nicht unterschreiben mögen. Fragt aber Jemand, wie denn solche Widersprüche in der Natur und dem Charakter eines Menschen möglich und genetisch erklärbar sind, unter welchen Bedingungen das in Rede stehende Temperament die eine oder die andere Richtung nimmt, oder wie und wodurch es uns gelingen könne, die Ausartungen und Verirrungen desselben zu verhüten, so bleibt der Verf. die Antwort auf diese Fragen, um die es sich doch eigentlich handelte, schuldig; und wenn es auch scheint, als ob er namentlich auf die zuletzt gestellte im 2. Theile — wie Jesus das cholerische Temperament heilige — sich einliefe, so ist doch auch die Auskunft, die er darüber gibt, sehr unvollständig und wenig befriedigend. Denn so wahr es auch seyn mag, daß der Herr durch die Worte: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? — den Geist der Liebe besonders auch durch die Hinweisung auf seine eigne Sünderliebe (der Menschensohn ist gekommen u. s. w.), sowie das christliche Ehrgefühl in dem Herzen des zornerfüllten Jüngers aufrufen und so das cholerische Temperament desselben in seine Schranken zurückweisen wollte, so ist damit doch noch lange nicht Alles gesagt, was nöthig war, um dem Choleriker einen hinlänglichen Aufschluß über sich selbst zu geben und ihn in den Stand zu setzen, die sittlichen Gefahren seines Temperaments zu vermeiden und dasselbe sogar als ein Beförderungsmittel seiner moralischen Veredlung, was es nach Gottes Willen unfehlbar seyn soll, zu gebrauchen. Uns wenigstens hat also die Art und Weise, wie der Verf. seinen Stoff behandelt hat, gar nicht befriedigen können. Und dasselbe gilt denn auch in dieser Beziehung von den übrigen Predigten, weil sie genau denselben Weg, wie die erste, einschlagen und darum eben so wenig, als diese, ihre Aufgabe gnügend lösen. In der 2. Pred. nämlich ist nach Luk. 9, 57. u. 58. „von dem sanguinischen Temperamente"

mente" die Rede und wird bezüglich der Merkmale und Äußerungen desselben behauptet, es sei zwar das liebenswürdigste und glücklichste, indem es, bei vorherrschendem Gefühle, für alles Wahre, Gute und Schöne empfänglich sei, Allem leicht eine heitere Seite abgewinne und überhaupt als ein sogenanntes gutes Herz sich zu erkennen gebe; aber auch eben so leicht zu Unbeständigkeit und Wankelmuthe, sowie zu Eitelkeit und Leichtsinne verleite, und weil es die Religion gleichfalls als Sache des Gefühls und des Genusses betrachte, dem Herrn das Wort des Heils am Meisten erschwere. Dann wird nachgewiesen, wie Jesus dieses Temperament dadurch heilige, daß er auf die mit seiner Nachfolge verbundenen Schwierigkeiten aufmerksam mache (die Füchse haben Gruben u. s. w.) und dem Sanguiniker also zu bedenken gebe, daß Gottes- und Weltdienst niemals zu vereinigen sind und daß nur in der Schule des Kreuzes sein Gemüth gebildet und veredelt werden könne. Wie gesagt, es läßt auch diese Predigt so manche wichtige und bedeutungsvolle Frage gänzlich unberücksichtigt, z. B. welcher Werth auf die schnelle Entschlossenheit des sanguinischen Temperaments zu allem Guten zu legen sei, wodurch das vorherrschende Gefühl desselben geleitet und gezügelt werden müsse, auf welche Weise es zu ernster Thatkraft erstarken könne u. s. w.; und wie es durch die Hinweisung auf die Hindernisse des Guten und auf die Mühseligkeiten, welche mit der Uebung desselben verbunden sind, geheiligt werden könne, ist gar nicht abzusehen. Kann das Gemüth des Sanguinikers nur in der Schule des Kreuzes gebildet werden, wie steht es dann um ihn, wenn er zufällig in diese Schule nicht kommen sollte? Ob übrigens der Schriftgelehrte, welcher dem Texte zu Folge sich bereit erklärt, Jesu nachzufolgen, durch diese Erklärung das fragliche Temperament zu Tage gelegt oder nicht vielleicht einen andern Beweggrund dazu gehabt habe, mag dahingestellt bleiben. Die 3. Pred. behandelt nach Luk. 9, 59. u. 60. „das phlegmatische Tem-

Temperament" ganz in derselben mangelhaften Weise. Zuvörderst ist nicht wohl einzusehen, wie der Mensch, der auf Jesu Aufforderung, ihm nachzufolgen, zur Antwort gab, er wolle zuvor seinen Vater begraben, eben durch diese Antwort als einen ruhigen Phlegmatiker sich gezeigt haben soll. Und wenn denn auch Jemand in der Schilderung dieses Temperaments, daß es zwar ruhig, bedachtsam, verständig, ordnungsliebend, geduldig, aber auch gleichgiltig, schwerfällig, ohne Ernst und Tiefe, ohne Wärme und Leben sei, sein eignes erkennen mag, so erfährt er doch nicht, wie er die gute Seite seines Naturells weise benutzen oder die Mängel desselben verbessern oder den damit verbundenen Gefahren ausweichen könne. Oder geschieht dieß vielleicht im 2. Theile dadurch, daß der Verf. zeigt, Jesus habe das Temperament des in Rede stehenden Phlegmatikers so zu einem Werkzeuge seiner Gnade geheiligt, daß er ihm darthat, wie er selbst um unsertwillen Alles hingegeben habe, so müßten auch wir um seinetwillen Alles zu opfern um so weniger ein Bedenken tragen, da jeder Aufschub, jedes Zögern in dieser Beziehung sehr gefährlich sei? Und so könnten wir denn die vierte Predigt ganz übergehen, indem sie an demselben Fehler leidet, wie die bisherigen. Warum soll der Mensch, der nach Luk. 9, 61. und 62. dem Herrn zwar nachfolgen, zuvor aber von den Seinigen Abschied nehmen will, deßhalb ein melancholisches Temperament gehabt haben? Oder wie kann dieses Temperament (1. Theil) bei seiner Gründlichkeit und Tiefe, bei seiner Ausdauer, bei seiner Liebe zur Einsamkeit, bei seiner Sehnsucht nach dem Uebersinnlichen, zugleich von Neid, Eifersucht, Geize, Hartherzigkeit, Menschenhasse, Rachsucht, Grausamkeit und Wahnsinne heimgesucht werden? Und wenn ihm dieß auch in seiner Ausartung geschehen könnte, wie mag es (2. Th.) durch die Mahnung zum standhaften Ausharren, zum steten Vorwärtsschreiten in allem Guten ganz besonders geheiligt werden, da diese Mahnung eine durchaus allgemeine und

von

von Allen zu beherzigende ist? Höchst auffallend ist es übrigens, daß Jesus wenigstens in den drei letzten der vorliegenden Fälle seinen Zweck gar nicht erreicht zu haben scheint, indem die evangelische Geschichte gänzlich darüber schweigt, ob auch nur Einer von Denen, welche dem Herrn nachfolgen sollten oder wollten, dieß denn auch wirklich gethan habe, ein Umstand, der, weit entfernt, dem göttlichen Meister zur Last zu fallen, vielmehr dem Verf. zum Vorwurfe gereicht, indem er offenbar beweist, daß er Beides, den Text und seine Gegenstände, falsch behandelt habe. Die 5. Pred. endlich läßt uns einen Rückblick auf das Ganze thun und dabei unser Auge Theils auf uns selbst, Theils auf den Herrn richten. In ersterer Beziehung wird nachgewiesen, daß selten in einem Menschen ein Temperament rein gefunden werde, sondern daß in den meisten Fällen eine Mischung des einen mit dem andern Statt finde und daß dieses oder jenes auf den verschiedenen Altersstufen vorherrschend sei; das cholerische nämlich, das in allen (?) Knaben und Mädchen sich äußere, gehe in dem Jünglinge und in der Jungfrau in das sanguinische über, und wenn bei dem Manne und der Frau unter den Mühen und Sorgen des Lebens das melancholische die Oberhand gewinne, so sei das phlegmatische der Grundzug des höhern Alters. Wir wollen die Richtigkeit dieser Bemerkungen nicht bestreiten, obschon es auch hierin gewiß viele Ausnahmen gibt und das ein Mal überwiegende Temperament auch in jedem Lebensalter als solches sich geben muß. Wie aber dem 2. Theile zu Folge die vier Antworten Jesu, in denen er uns auf die Hauptbedingung unserer Erlösung aufmerksam machen soll, die vier Temperamente heiligen und nachweisen mögen, wie gerade unser Temperament ein Zug des Vaters zum Sohne für uns werden könne, ist uns wenigstens durchaus unverständlich; und wollten wir auch zugeben, der Verf. habe an sich Recht mit dieser Behauptung, so hätte er dieß doch gewiß klarer und überzeugender darthun

müs-

müssen, als es wirklich geschehen ist. Und eben deßhalb möge er es uns auch nicht verargen, wenn wir ohne Weiteres erklären, daß er nach unserem Dafürhalten seine allerdings nicht leichte Aufgabe keineswegs auf eine befriedigende, erschöpfende und wahrhaft erbauliche Weise gelöst habe. — Seine Auffassung des Christenthums übrigens und namentlich seine Christologie, die er in der einzigen Stelle schon, wo er Jesum einen allwissenden Herrn nennt, hinlänglich verräth, bleibe hier unbestritten, denn man gewinnt und bessert damit Nichts; und eben so wenig wollen wir manche Sonderbarkeiten seiner Predigten rügen, z. B. den Schluß der zweiten: Meister, ich will dir nachfolgen, wohin du gehst, auf ebener und rauher Bahn, nach Golgatha und nach Jerusalem —, indem sie allerdings auch manche gute Eigenschaften in sich vereinigen, als da sind: eine edle und kräftige Sprache, ein genaues Anschließen an den freilich meist willkürlich gedeuteten Text, eine genaue Begriffsbestimmung, eine lebendige Darstellung u. s. w. Es war uns bei unserer Beurtheilung derselben, wie billig, nur um eine Hauptsache, nämlich um die richtige und zweckmäßige Behandlung der bezeichneten Gegenstände zu thun und diese müssen wir leider als zum großen Theile verfehlt bezeichnen.

Theo-

Theologisches Notizenblatt

1 8 4 0.

Nr. V.

I.

Zerstreute Notizen über Italiens Religiosität und Sittlichkeit aus dem Tagebuche eines der neuesten Reisenden.

II.

Obgleich der Italiener geistige Beschäfftigung nicht liebt und der Neapolitaner namentlich durch Nachdenken seiner Gesundheit zu schaden meint und das Sprichwort hat: „Viel denken macht alt:" so glaube ich doch, daß selbst bei dieser Gesinnung des Volkes der katholische Gottesdienst in Italien zu wenig geistigen Gehalt darbietet. Er beschränkt sich, mit Ausnahme der mehr theatralischen als religiösen Processionen und der nur an einzelnen Festtagen und während der Fastenzeit gehaltenen Predigten, größten Theils auf die lateinische und deßhalb unverständliche Messe und auf die in den Dom- und Klosterkirchen von Domherren und Mönchen aufgeführten, ebenfalls unverständlichen Gesänge. Der Italiener ist viel zu lebhaft, als daß ihn nicht ein seine Theilnahme so wenig in Anspruch nehmender und so einförmiger Gottesdienst bald in völlige Gedankenlosigkeit versetzen sollte. Indem überdieß den Bekennern des katholischen Glaubens an einer ganzen Reihe gewisser Altäre und in gewissen Kirchen nach einander eine gewisse Anzahl Gebete zu sprechen auferlegt wird, muß nothwendig in ihnen der Gedanke entstehen, daß es mehr auf die äußere Form, als die innere

innere Gesinnung ankomme. Tritt man daher z. B. in Neapel in eine Kirche, so wird gewiß keine der vielen auf den Knieen liegenden Frauen während des Betens nur einen Augenblick vergessen, den selbst einer geringern Neapolitanerin nie fehlenden Fächer beständig nach dem Busen und dem Gesichte zu bewegen, und der Anblick einer so bunten und bewegten Menge läßt sich am Beßten mit einem im Sonnenscheine seine Flügel bewegenden Schmetterlinge vergleichen. Einen Beweis, wie gedankenlos gewöhnlich die Italiener in der Kirche seyn mögen, geben auch die weiblichen Personen, welche man ganz schwarz gekleidet und den ganzen Kopf und das Gesicht mit einem dicken, schwarzen Tuche verhängt in den Kirchen knieen sieht. Auf meine Frage nach dem Grunde dieser sonderbaren Vermummung erhielt ich zur Antwort, daß dieses bloß geschehe, um Zerstreuung zu verhindern. Der ganze Ritus deutet überhaupt weniger auf ein Anbeten im Geiste und in der Wahrheit, als durch äußere Ceremonieen hin, und die Gottheit erscheint wie in dem heidnischen Glauben als ein menschliches Wesen, mit menschlichen Neigungen und Wünschen begabt. Wie wunderlich nehmen sich z. B. die vielen Complimente aus, welche in den Kirchen vor den Heiligen, namentlich vor den privilegirten Altären gemacht werden, wenn betagte Geistliche in priesterlichem Ornate gegangen kommen, schüchtern ihre Käppchen abnehmen und sich bis zur Erde verneigen. Maria ist nach einer solchen Vorstellung immer eine sehr eitle Dame, welche bunte Bänder und anderen Putz liebt und an einer reichen Garderobe großen Gefallen hat; denn überall findet man sie damit geschmückt und behangen.

Ostern und andere große Feste werden wie die Geburtstage irdischer Fürsten mit Feuerwerke, Illumination, Kanonenschüssen und kleinem Gewehrfeuer, rauschender Musik und anderem Spectakel gefeiert. An dem Sonnabende vor Ostern ist es, als ob die wilde Jagd durch Rom zöge, und man ist

bei

bei einem Gange durch die Stadt keinen Augenblick sicher, nicht durch ein aus den Portierstuben losgeschossenes Gewehr oder durch die mitten auf den Straßen von den Gassenbuben losgebrannten Kanonenschläge verletzt zu werden. — Von zahlreichem Militär und 6000 Mönchen begleitet wurde in Palermo die Puppe eines Heiligen in feierlicher Procession herumgetragen und in Pisa werden an dem höchsten Festtage der Pisaner bei dem Brückenspiele (Giuoco del ponte), nachdem die beiden Stadtviertel der heil. Maria und des heil. Anton sich förmlich bekriegt und eine Partie den Sieg davon getragen hat, die Puppen der Maria und des h. Anton von der Geistlichkeit in Procession auf die Brücke getragen und dort eine Versöhnung derselben dargestellt, indem der Heilige sich vor der Jungfrau niederläßt und diese mit dem Kopfe nickt. Man kann dergleichen Dinge nicht mit ansehen, ohne es lebhaft zu empfinden, daß hierbei der Geist des Christenthums durch das Gepränge heidnischer Gebräuche verdrängt worden ist. Die katholischen Feste sind nämlich, wie die Feste des Alterthums, mehr Volksfeste und Spiele, als religiöse Feiertage. Wer denkt bei den Processionen nicht an die feierliche pompa der Römer, in welcher sie vor dem Beginne ihrer Spiele die Götterbilder auf Wagen herumfuhren? Wem fällt bei der Benediction des Papstes, wo das ganze römische Volk und Militär versammelt ist und Vergebung seiner Sünden erhält, nicht das feierliche Reinigungsopfer ein, welches nach angestelltem Census gehalten wurde? Und wer wird nicht das heidnische Sühnungsopfer für eine frömmere Einrichtung halten, als die päpstliche Anmaßung, welche in der Benediction liegt? Die Darstellung der heidnischen Götter und der katholischen Heiligen durch lebende Personen, das Einmauern der unkeuschen Vestalinnen und der Nonnen, das Hinaufrutschen auf den Knieen auf der zu dem Capitol führenden Treppe im alten und auf der heiligen Treppe bei dem Lateran im heutigen Rom, die Fasten

im

im alten und im neuern Rom, die bullae der alten und die Amulete der jetzigen Italiener, die vota und so hundert Dinge mehr beweisen zur Gnüge, daß man die katholische Religion mit dem erborgten Putze des Heidenthums vielfach aufgestutzt hat *). Muß man sich nicht ganz in das Alterthum versetzt glauben, wenn man sieht, daß jede Stadt, jedes Stadtviertel seinen Schutzpatron, jeder Stand seinen Heiligen hat und daß für jede Krankheit und für jede Verlegenheit im Leben ein bestimmter Heiliger besonders hülfreich ist? Wenn man von der schwarzen und von der weißen Maria und, was weiß ich von wie vielen anderen heiligen Muttergottesbildern hört, muß man da nicht an die Mythologie der alten Römer denken, welche auch jede einem Gotte beigelegte Eigenschaft gleichsam wieder zu einem Gotte machten und die Juno Regina, Pronuba, Matrona, Moneta gleichsam als besondere Göttinnen verehrten? Daß man alte Tempel in christliche Kirchen umgewandelt hat, ist wohl weniger zu tadeln, eher noch daß man antike Statuen in christliche Heilige umtaufte. So soll selbst die Statue des h. Petrus in der Peterskirche, von welcher die Gläubigen bereits die Zehen des vorgestreckten linken Fußes weggeküßt haben, die antike Statue eines römischen Senators seyn. Leider ließ sich der Fuß nicht beschuhen, wie man dieses an der berühmten Statue des Heilandes von Michel Angelo in der Kirche Maria sopra Minerva thun mußte, an welcher sich bereits ebenfalls der große Kuß- und Glaubenseifer zerstörend bewährt hatte. So anmaßende und eingebildete Sieger der unterworfenen Völker die alten Römer in der späteren Zeit auch waren, so gingen sie doch gewiß in ihrem Uebermuthe und Stolze nicht so weit, daß sie gehofft hätten, daß nach 2000 Jahren fortschreitender Bildung und Aufklärung

*) Die bekannten Schriften Middleton's und Blunt's weisen dieß ausführlich nach und alle classisch gebildete Reisende stimmen darin überein.

rung kein gläubiger Katholik die Peterskirche besuchen werde, ohne der Statue eines ihrer vielleicht ganz unbedeutenden Senatoren den Fuß zu küssen und zum Zeichen seiner völligen (geistigen?) Knechtschaft seinen Kopf an den Fuß der Statue zu legen.

Mit dem Herabziehen des Göttlichen in's Gemeine oder mit der heidnischen Auffassung der Gottheit als menschliches Wesen und der Verwandlung kirchlicher Feierlichkeiten in lärmende Volksfeste hängt es auch zusammen, daß man in den italienischen Kirchen während des Gottesdienstes nicht selten lustige Opern- und Tanzmusik hört; daß Bänkelsänger das Lob der Maria und der Heiligen, wie anderswo Raub- und Mordgeschichten absingen; daß die Dudelsackspfeifer (pifferari) an Festtagen der Madonna und der Heiligen vor ihren Kapellen Ständchen bringen, und daß man auf dem Theater kirchliche Stücke aufführt und umgekehrt in der Kirche Theater spielt.

Es wird vielleicht die Leser interessiren, wenigstens von einem solchen kirchlichen Schauspiele einen kurzen Bericht zu erhalten, welches alle Jahre am Charfreitage von der Brüderschaft der Immaculata in der Hospitalkirche zu Bobbio, einem Städtchen in den Apenninen, in der Nähe von Genua, aufgeführt wird. Das Chor der Kirche wird zu einem Theater eingerichtet, dessen Coulissen mit der Leidensgeschichte bemalt sind. In dem Hintergrunde stehen 3 Kreuze, an deren mittelstem und größtem Christus hängt. Der Himmel des Theaters ist mit papiernen, ausgeschnittenen und bemalten Engeln angefüllt und auf der vordern linken Seite in der Nähe des Orchesters steht ein großer Sarg und an dessen beiden Enden der h. Joseph und Nikodemus von Pappe und in menschlicher Größe. Nachdem das Orchester eine Musik aufgeführt hat, während welcher die Engel sich bewegen, erscheint ein Geistlicher und nimmt auf einem auf der rechten Seite der Bühne hinter einem Tische stehenden Sessel Platz und predigt ungefähr eine

halbe

halbe Stunde. Ist die Predigt beendigt, so beginnt die am Fuße des gekreuzigten Christus aufgestellte Brüderschaft einen Gesang, während dessen zwei Mitglieder desselben Christus vom Kreuze abnehmen und auf eine Bahre legen. Nun ordnen sich die Anwesenden zu einem Zuge. Voran gehen ein Flötenbläser und ein Tambour; dann kommt ein Mann im Traueranzuge mit Haarbeutel und Degen, welcher eine große schwarze Fahne trägt; hierauf folgt die Brüderschaft zwei Mann hoch in langen, grauen Gewändern, eine Art Domino's, welche zugleich den Kopf bedecken und für die Augen nur zwei Oeffnungen lassen. Der Brüderschaft folgt die Bahre, von Mitgliedern der Brüderschaft getragen; dann die Geistlichen und die Beamteten des Ortes; dann eine h. Jungfrau, getragen und umringt von den jungen und weißgekleideten Mädchen von Bobbio. Alle Theilnehmer des Zuges tragen Wachslichter, deren geschmolzenes und herabträufelndes Wachs von daneben laufenden Gassenbuben aufgefangen wird. Der Zug geht durch die meisten Straßen der Stadt und hält bei einigen Kirchen stille, wo das Orchester eine Musik aufführt und die Brüderschaft Gesänge anstimmt, und kehrt endlich in die Kirche zurück, wo die Bahre bei dem Sarge niedergelassen wird, der heilige papierne Joseph und Nikodemus sich verneigen und Mittels hinter ihnen verborgener Leute Christus in den Sarg legen. Eine Trauermusik beendigt das Ganze *).

Am Abende der Festtage bieten auch die Läden der Wurst- und Speckhändler einen heitern Anblick dar. Der Heilige des Tages aus Fette, oft von jungen geschickten Künstlern recht gut

*) Wer denkt hierbei nicht an die jährlichen wiederholten theatralischen Aufführungen der Leidensgeschichte im baierischen Oberammergau, welche Tausende von Zuschauern aus der Nähe und Ferne herbeiziehen und Wanderungen veranlassen, welche etwas ganz Anderes, als fromme Erbauung, zum Zwecke und Erfolge haben? —

gut ausgeführt, ist darin aufgestellt, mit Hunderten von Lichtern erleuchtet, mit Laub' aufgeputzt und mit Guirlanden von Würsten geschmückt. Hier und da sind Springbrunnen angebracht, welche durch große, mit Wasser angefüllte, mit einer Federspuhle versehene und mit einem Steine zusammengepreßte Blasen gebildet werden. Das Volk steht in dichten Haufen um diese Läden und freut sich über die schönen Heiligen. Unter die Volksfeste religiösen Ursprungs gehört auch das Fest der Befana in Pisa, welches der Erzählung seinen Ursprung verdankt, daß die Tochter des Herodes die drei Könige aus dem Morgenlande bei ihrer Rückkehr von der Krippe habe sehen wollen, in ihrer Erwartung aber getäuscht worden sei. Am Abende vor dem Tage der drei Könige stellen nun die Pisaner geputzte große Puppen von Lichtern umgeben an die Fenster und junge Leute ziehen in Schaaren durch die Straßen und verhöhnen diese, die Tochter des Herodes vorstellende Puppen, weil sie vergebens die drei Könige erwarte. — Die Schüler in Scanzano haben an dem Tage des h. Nikolaus das Recht, alle Hühner und Kapaune, welche sie auf der Straße finden, todtzuschlagen, und die Studenten in Pisa halten an demselben Tage alle Juden auf der Straße vest, bis sie sich durch einige Pfund Confect wieder loskaufen. —

Geht man in Venedig über den großen und kleinen Marcusplatz die schöne Straße dei Schiavoni am Ufer des Meeres entlang, so erblickt man unter dem bewegten Leben, welches sich hier findet, zwischen den Trödelbuden, Taschenspielern und Marionettentheatern auch eine an der Ecke eines Hauses befindliche Bude gar eigner Art, welche täglich von einem alten Manne geöffnet wird. Die Bude stellt nämlich, sobald die beiden Flügelthüren aus einander geklappt sind, eine Art Kapelle vor, in welcher eine, wie es schien, sehr heilig gehaltene Madonna aufgehängt war. Keine Person geringern Standes ging vorüber, ohne die Madonna durch Abnehmen des Hutes oder

einen

einen Knix zu grüßen; beständig brannten eine Menge Lichter, welche die ärmeren Leute von dem vielleicht kurz vorher erst erbettelten Gelde von dem Inhaber der Bude gekauft und dann geopfert hatten; die Frauen und Mädchen küßten die an die Flügelthüren der Bude angeklebten Bilder der Heiligen und der Handel mit Heiligenbildern schien in dieser Bude sehr gut zu gehen. In derselben Straße sahe ich auch einen Taschenspieler, welcher nebenbei einen Handel mit Fleckseife und Madonnenmedaillen gegen die Pest trieb. Hatte er seine Kunststückchen beendigt, so hielt er eine lange, salbungsvolle Rede über die Wirksamkeit seiner Medaillen, welche er in großer Menge, einzeln zum Umhängen an Schnürchen bevestigt, in der Hand hielt. Zur Beglaubigung seiner Aussage wies er einen auf ein Quartblatt geschriebenen und besiegelten Schein eines Geistlichen vor. Seesoldaten und Matrosen kauften diese Medaillen eifrig. — An den Straßenecken haben Bettler und Gassenbuben Rosenkränze und Heiligenbilder aufgehängt und bitten den Fremden, mit der Hand nach diesen Dingen weisend, für die Madonna um ein Almosen.

Von diesem Herabziehen des Göttlichen in's Gemeine trägt vorzüglich die Geistlichkeit die Schuld, welche überall, oft an sehr unpassendem Orte, Kreuze und Heilige anbringt, wie denn z. B. der Papst sogar auf seinen Pantoffeln ein rothsammtnes Kreuz trägt. — Das Volk betet zu den Heiligen wie zu Menschen, trägt ihnen seine Wünsche vor, verspricht allerhand Dinge für den Fall der Erfüllung zu thun, opfert auch Lichter und schmückt die Altäre mit Blumen, wenn dieses geschieht und ist unwillig und schimpft auf die Heiligen, wenn das Gegentheil eintritt. — Eine Bauerfrau, welche Milch nach Rom trug, war unterwegs genöthigt, bei Seite zu gehen und setzte ihren Korb mit den Milchflaschen einstweilen in eine am Wege stehende Kapelle unter den Schutz der Madonna. Ein Spaßvogel kam dazu, beschmierte den Mund der Madonna

mit

mit Milch und goß die übrige zum Theil' bei Seite. Als die Bauerfrau zurückkam, erhob sie ein großes Geschrei, schimpfte und fluchte über die Madonna und nannte sie eine alte Milchschlappe, welcher sie nie wieder Etwas anvertrauen werde. — Auf dem berühmten Gemälde der Hölle in der sixtinischen Kapelle befindet sich in der linken unteren Ecke mitten in den Flammen, den ganzen Leib furchtbar von einer Schlange umstrickt, das wohlgetroffene Bild eines zu Michael Angelo's Zeit lebenden Cardinals. Dieser machte dem Künstler mancherlei Aergernisse und Verdruß und Michael Angelo rächte sich durch das in die Hölle versetzte Bildniß seines Gegners. Kaum hatte dieser Kunde davon erhalten, als er sich bei dem Papste beschwerte und dringend auf Aenderung drang. Allein Michael Angelo erwiderte auf alle Vorstellungen des Papstes, daß er keine Aenderung vornehmen könne. Wäre der Cardinal bloß in dem purgatorium, so wäre Aenderung gestattet; allein ihn aus der Hölle zu befreien, stehe nicht in seiner Macht. — Zu Rom in dem Palaste Corsini befindet sich in der Bibliothek ein von einem Geistlichen gefertigtes Buch, welches alle Mitglieder (ich weiß nicht mehr von welchem Orden) enthält, welche sich dem Teufel ergeben haben, und zugleich eine sehr genaue Beschreibung von dem Hause des Teufels. — Die Spielereien mit dem Jesuskindlein und Christus als Himmelsbräutigam sind bekannt. In Turin in der Kirche der heil. Therese stellt das Gemälde des Hochaltars von Guglielmo Caccia Christus als Amor vor, welcher der heil. Therese einen Pfeil in das Herz schießen will. Die heil. Jungfrau lächelt wohlgefällig dazu. — In manchen Kirchen befinden sich Grotten, das Grab Christi vorstellend, oder Särge, in welchen Christus in blutrothe Tücher eingehüllt liegt; ja es sollen sogar Privatpersonen, namentlich ältere Damen, dergleichen besitzen und an ihnen ihre täglichen häuslichen Andachten verrichten. — In Venedig besuchte ich eine an dem Kanale della Ghiudecca

gelegenes Kloster, um einige in der Kirche befindliche Gemälde zu sehen. Der Bruder Pförtner führte mich zuerst in den Klosterhof zu einer Grotte, in welcher ein Heiliger, der Stifter des Ordens, in schauerlicher Umgebung aufgestellt war. Dann zeigte er mir in der Sacristei die sorgfältig in Wachs gemachten Köpfe der gestorbenen Mönche seines Klosters. Es machten diese beiden Dinge einen so unangenehmen Eindruck auf mich, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, dem Mönche die erwarteten Lobsprüche und Ausdrücke meiner Bewunderung zu spenden. Als ich nun in die Kirche eintrat, der Mönch seine Hand in den Weihkessel tauchte und mir seine Fingerspitzen hinhielt, um durch deren Berührung auch meine Hand mit Weihwasser zu benetzen, und ich ablehnend still mich verneigte, wurde er so unwillig über den Ketzer, daß er sogleich wegging und mir einen Klosterknecht zur Besichtigung der Kirche schickte. — Nach dem Vorbilde des heil. Franciscus pflegen auch geringere Leute, wie die Wilden, Arme und andere Theile des Körpers zu punctiren und zwar mit Bildern ihrer Heiligen. Es geschieht dieses durch Nadelstiche, deren frische Wunden mit einem blauen, scharfen Safte eingerieben werden. — Zu dem bizarren Geschmacke, wovon das Gesagte bereits Beispiele darbietet, gehören auch die Katakomben, welche sich in einem Kloster bei Palermo befinden. Es sind dieses unterirdische, aber noch durch das Tageslicht erleuchtete Gewölbe, in welchen sich gegen 6000 Leichname befinden, die Frauen in ihren gewöhnlichen, im Leben getragenen buntseidenen Kleidern, die Männer in schwarzen Mönchskutten, alle wie Bücher in Repositorien der Reihe nach aufgestellt. Sobald eine Leiche in das Kloster gebracht wird, was nur bei denen vornehmerer Leute geschieht, wird dieselbe in ein ebenfalls in diesen Kellern befindliches Gemach über Kalk gelegt und die Thür der Kammer wieder zugemauert. Nach 4 bis 6 Wochen ist der Leichnam ganz ausgetrocknet, die Kammer wird wieder geöffnet, der Leichnam mit

[...]er den Namen und Todestag des Verstorbenen enthaltenden [...]fel versehen und in Reihe und Glied mit den übrigen auf[...]stellt. —

Zu den unnatürlichen Dingen, welche sich in der katholi[...]en Religion finden, gehören auch außer der Einrichtung der [...]öster überhaupt die zu strengen, alles menschliche Gefühl [...]letzenden Ordensregeln einzelner Klöster. So besteht noch [...]t in Neapel ein Frauenkloster, in welchem die Nonnen [...] strengsten Sinne des Wortes bürgerlich todt sind. Sie [...]rfen nämlich nicht bloß das Kloster nie wieder verlassen, [...]e wieder Einen ihrer Angehörigen sehen oder sprechen, son[...]rn es ist ihnen sogar streng verboten, nach weltlichen Din[...]en, z. B. nach dem Befinden ihrer nächsten Verwandten, [...]b diese noch leben oder nicht, zu fragen. Ebenso erfah[...]en aber auch die Verwandten nicht, ob die ihnen verwandte [...]Nonne noch lebt oder gestorben ist. Mit Rührung erzählten [...]nir Katholiken, daß vor einiger Zeit wohlhabende Aeltern ver[...]gebens ihre einzige sehr geliebte Tochter von dem, wahrscheinlich [...]durch ihren Beichtvater eingeflößten Gedanken, in dieses Kloster [...]zu gehen, zurückzubringen versucht hätten und daß der Vater [...]kurze Zeit nach Aufnahme seiner Tochter in das Kloster gestorben sei.

Die Festlichkeiten, welche an großen Festtagen z. B. zu Ostern in der Peterskirche zu Rom angestellt werden, zeichnen sich allerdings durch eine gewisse ernste Würde aus, obgleich auch sie durch den dabei verschwendeten Pomp eine mehr theatralische als religiöse Wirkung thun und von dem Volke auch als bloße glänzende Schauspiele angesehen werden. An die ursprüngliche Veranlassung dieser Feierlichkeiten darf man nicht denken, wenn sich nicht eine zum Nachtheile der jetzigen Feierlichkeit auffallende Vergleichung aufdrängen soll. So z. B. am grünen Donnerstage die Fußwaschung und Speisung der Apostel und des Heilandes, denn auch dieser wird durch eine

dreizehnte Person vertreten. In dem Theile der ein Kreuz bildenden Peterskirche, welcher von dem Mittelpuncte, dem Grabe des h. Petrus, den nach dem Hochaltare Sehenden zur rechten Hand ist, sind an diesem Tage Estraden für die Fremden von Distinction und am Ende derselben ein Thron für den Papst errichtet. Dieser erscheint von den Cardinälen, den höchsten Prälaten der katholischen Kirche und einem großen Gefolge begleitet und nimmt auf dem Throne Platz. Nach mehrern mir unverständlichen und unbedeutend scheinenden Ceremonien und nachdem ihm die Bibel einige Male zum Küssen hingereicht worden ist, legt der Papst sein Obergewand ab, thut ein weißes Schürzchen um und beginnt, den auf der rechten Seite von ihm in einer Reihe sitzenden und in weiße Gewänder gekleideten Figuranten der Apostel und des Heilandes die Füße zu waschen, selbst wiederum bedient von der höhern Geistlichkeit. — Noch weniger möchte die Speisung der Apostel, welche gleich nach der Fußwaschung in einem zu der Peterskirche gehörenden Saale vorgenommen wird, den Geist ihrer Entstehung an sich tragen. Der Papst reicht hier allerdings den als Apostel figurirenden Mönchen die Speisen hin, empfängt diese aber erst von hohen Geistlichen, welche ihm jede Schüssel knieend überreichen. Der Saal ist dabei so mit Menschen angefüllt, daß an eine ernste Stimmung der Zuschauer nicht zu denken ist und ich wenigstens habe außer den durch das fürchterliche Gedränge veranlaßten Späßen nur scherzhafte Ausrufungen der Verwunderung über die große Zahl der aufgetragenen Gerichte und den guten Appetit der speisenden Mönche gehört *). —

Am

*) Ein anderer glaubwürdiger Reisender erzählte zum Beweise der bei dieser Art von Feierlichkeit herrschenden Andacht Folgendes: „Als der Papst auf seinem Tragsessel vorüber getragen wurde, um die Palmen in der Peterskirche zu weihen, stand ich neben einem jungen Römer, eingekeilt in das Gedränge, welches der

na-

Am Abende desselben Tages findet auch in dem Kloster der Pilgrime (convento dei pelegrini) die Speisung der aus den katholischen Ländern zu dem Osterfeste nach Rom gekommenen Pilger Statt. Diese Pilger kamen in früheren Zeiten in weit größerer Anzahl aus den entferntesten Ländern der Erde; jetzt aber hat der Eifer ziemlich abgenommen, weil unter dem frommen Pilgergewande nicht selten Räuber und Diebe steckten und dadurch die Regierungen zu größerer Aufsicht der Pilger veranlaßt worden sind. In diesem Jahre war, wenn ich nicht irre, Bonn die entfernteste deutsche Stadt, aus welcher Pilger in Rom waren. Die Speisung fand in dem genannten Kloster und zwar die der Pilger in zwei großen Sälen zur ebenen Erde, die der Pilgerinnen im ersten Stocke Statt. An den Wänden waren die Schenkungen angeschrieben, welche von frommen Leuten zur Unterhaltung dieser Speisung gemacht worden waren. Die Pilgerinnen wurden von vornehmen Römerinnen, die Pilger von Mönchen und angesehenen Römern bedient, welche ebenfalls eine Art Mönchskutte angezogen hatten und vor dem Beginne der Tafel scherzend gleichsam in einem Maskenanzuge in den Sälen auf- und abgingen. Unter ihnen wurde mir auch ein junger römischer Principe gezeigt, welcher als einer der ersten Wollüstlinge Roms bekannt war. Die Damen hatten ihren Dienst schneller beendigt, so daß ihnen noch Zeit blieb, die im ersten Stocke befindlichen und nach den Sälen zu gehenden Gitterfenster zu öffnen und unter Scherzen und Lachen dem Treiben der Männer zuzusehen, da es Frauen nicht erlaubt war, sich unter die in den Speisesälen wogende Menge

nahende Papst verursachte, wie ein Stein in eine Mauer. So wie nun der Papst mit seiner weißen Hand auch uns den Segen ertheilte, „brummte jener Nachbar ziemlich verständlich in den Bart: „„Heiliger Vater, ich bin in großer Noth; da unten beißt mich ein Floh, und ich kann mich nicht rühren, ihn zu fangen!““

Menge zu mischen. Ein junger Geistlicher las während des Essens von einer Kanzel herab Gebete vor. —

Den zweiten Osterfeiertag findet in der neben der Basilica St. Giovanni in Laterano befindlichen Taufkapelle die feierliche Taufe eines Heiden und Juden Statt, wobei hohe Prälaten Pathenstelle vertreten und ihren Pathen auch ein Geschenk in Gelde (ich glaube von 10 Scudi) machen. Die böse Welt erzählt, daß man im Nothfalle dieselben Personen mehrere Jahre nach einander taufe, da durchaus getauft werden muß.

Während der heil. Woche werden auch (ob in allen Städten von Italien, ist mir nicht bekannt, doch wahrscheinlich) in vielen Städten die Häuser geweiht. Jeder Hausbesitzer erhält hierüber einen Schein, welchen er seinem Beichtvater zustellen muß, und wer dieses nicht thut oder sein Haus nicht weihen läßt und keinen Schein aufweisen kann, wird excommunicirt *).

An dem Feste des heil. Antonius werden in der Kapelle dieses Heiligen die Thiere gesegnet und geweiht. Das Fest dauert einige Tage, weil jeder Römer, von dem Papste bis zu dem geringsten Bauer seine Hausthiere, Pferde, Maulthiere und Esel, ja sogar auch einzelne Engländer ihre Pferde und Hunde für einige Paoli mit geweihtem Wasser besprengen und dem Schutze des Heiligen anempfehlen lassen. — Daß auch ökonomische Geräthschaften und Gefäße an Festtagen der Heiligen mit in die Kirchen genommen und geweiht werden, habe ich bei dem Feste der Maria del Arco bereits erwähnt. —

Haben die bisher mitgetheilten einzelnen Züge von dem katholischen Aberglauben in Italien dem Leser vielleicht ein mit-

leidi-

*) Jouy in seiner Schrift: L'Hermite en Italie gibt folgende Copie eines solchen Scheins:

Commun. pasch. paroeciae Regalis abbatiae
Sancti Colombani civitatis Bobii.
Pro anno 1800.

leidiges Lächeln entlockt, so möchte dieses weniger der Fall seyn, wenn wir bedenken, daß dieser Aberglaube nur zu oft der Sittlichkeit hindernd entgegentritt und zu viele und leichte Mittel an die Hand gibt, jede begangene Schlechtigkeit wieder gut zu machen. Die katholische Religion ermuntert gleichsam ihre Bekenner zu einem bösen und lasterhaften Leben, indem sie ihnen zuruft, daß die Religion tausend Wege besitze, um dergleichen Flecken mit dem Mantel der Heuchelei und des Aberglaubens zuzudecken. Ein Römer braucht nur bei Oeffnung einer Gnadenpforte in einer der sieben Hauptkirchen von Rom durch diese hindurchzugehen oder das Kreuz im Colosseum oder eine andere Reliquie zu küssen, einen Gesang bei einem Feste mitzusingen *), oder an dem oder jenem Altare eine gewisse Zahl Gebete zu sprechen und er erhält gleich auf 25 oder 50 Jahre Ablaß und Vergebung seiner Sünden. Wozu also den mühsamen Pfad der Rechtlichkeit und Sittlichkeit wandeln, da ja fast an jeder Kirche mit großer Schrift Indulgentia plenaria geschrieben steht? Man kann recht gut ein schlechter Mensch und dabei doch ein guter katholischer Christ seyn, wie die Geschichte früherer und neuerer Zeit unzählige Beispiele darbietet. So ist bekannt, daß Galeazzo Visconti der Erbauer des Doms in Mailand und der Karthause bei Pavia sowohl durch seine katholische Frömmigkeit wie durch seine Verbrechen als Kron-

*) Man vergleiche die Schrift: Laudes in festo corporis Christi, continue alternatim recitandae, dum sanctissimum sacramentum a pontificio Vaticano sacello in basilicam principis Apostolorum solemni supplicationis ritu circumfertur. Romae 1835. Ex typographia Rev. Camerae Apostolicae. In dieser Schrift heißt es: Indulgentia: Sanctissimus Dominus noster Gregorius, divina providentia Papa decimus sextus, pie religioseque processioni interessentibus et sequentes hymnos et psalmos recitantibus *Quinquaginta annos et totidem quadragenes* (?) *de vera indulgentia in consueta Ecclesiae forma concedit.*

Kronräuber und Mörder seiner nächsten Verwandten sich ausgezeichnet habe. Er war bei allen Bischöfen der Lombardei so beliebt, daß ihn, als er sein Schloß verließ, um den Grundstein zur Karthause zu legen, die Bischöfe von Pavia, Novara, Feltre und Vicenza und eine große Schaar anderer Geistlichen begleiteten. — Wie jeder geringere Italiener stets seinen Rosenkranz, so führt er auch stets seinen Dolch bei sich, oft beide in derselben Tasche friedlich bei einander. Von dem Geistlichen in Scabiesa, einem Dorfe in Piacenza, erzählt man, daß er zur Zeit von Napoleons Feldzuge in Italien, als seine Gemeinde mit den benachbarten Ortschaften Unruhen anfing, einen Dolch und eine Pistole in dem Tabernakel verborgen gehalten habe.

Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, daß in Italien die schändlichsten Verbrechen in großer Zahl vorkommen und Straßenräuberei in Rom selbst eine gewöhnliche Sache ist. Auf dem Wege von Bologna bis Rom begegnete ich bei Sinigaglia und bei Spoleto ganzen Transporten von Banditen und kurz vor meiner Ankunft in Rom war daselbst, um wenigstens ein bestimmtes Beispiel anzuführen, D. Abeken, der Bruder des preußischen Gesandtschaftspredigers, ganz nahe bei dem Corso, der bevölkertsten Straße Roms, ausgeplündert worden. Gewöhnlich treten zwei Banditen plötzlich auf die ausersehene Beute zu, und während der Eine dem Angegriffenen den gezückten Dolch auf die Brust setzt, nimmt der Andere, ohne ein Wort zu sagen, ruhig, was ihm gefällt. Das ganze Manöver dauert nur einige Minuten und wird oft ganz nahe bei den bevölkertsten Straßen Roms ausgeführt. Denn nur ein Zeichen, nur ein Wort des Widerstandes, und der Bandit stößt zu. Wegen einer solchen Beraubung der Behörde Anzeige zu machen, würde dem Beraubten nur eine Menge Wege verursachen und viel Zeit kosten, gewiß aber ihm nicht wieder zu den geraubten Sachen verhelfen. — Ein Freund, wel-

welcher mich in meiner Wohnung in der strada Trattina zwischen dem Corso und dem spanischen Platze, also in dem besuchtesten Theile Roms, besuchte, erzählte mir, daß er vor 8 Monaten von meiner Stube aus, welche damals ebenfalls ein Freund von ihm bewohnt habe, es mit angesehen, wie ein Mann gegen Abend in der Straße auf- und abgegangen und plötzlich auf einen aus dem gegenüber befindlichen schlechten Kaffeehause tretenden, von ihm wahrscheinlich erwarteten Mann gestürzt sei und diesen mit einem Stoße getödtet habe. Mehrere Leute waren in der Straße, aber Niemand machte auch nur Miene, den davon eilenden Mörder aufzuhalten, von dem auch keine nähere Kunde bekannt wurde. — Die meisten Verbrechen entstehen aus Eifersucht und aus Rache. Sich zu rächen, hält kein Italiener für unerlaubt, wie denn überhaupt die christliche Religion in Italien den Charakter aller Liebe und Duldung verloren hat. Eine verheurathete Frau ging mit ihrem Liebhaber aus, um mit ihm in einer der vielen in Rom existirenden Garküchen zu essen. Unterwegs entsteht Zank und Streit. Man vereinigt sich jedoch wieder, wenigstens scheinbar, und der Vorsatz wird ausgeführt. Nach eingenommenem Essen tritt die Frau mit ihrem Geliebten, als ob sie ihm Etwas vertrauen wolle, aus der Küche vor das Haus und sticht ihn plötzlich mit einer von den eine Spanne langen Nadeln, welche die römischen gemeinen Frauen wie einen Kranz in den Haaren tragen, durch die Kehle, so daß er gleich zusammenstürzt. — Die Polizei, sowie fast alle Behörden sind in einem traurigen Zustande. Auf der Post kann man nicht wagen, Geld zu verschicken, und ein Bekannter von mir mußte wegen 10 von Neapel nach Rom zu schickender Scudi sich von dem Bankier einen Wechsel geben lassen. Die in das Ausland gehenden Briefe wurden wegen des bis an die Grenze bezahlten Porto's in solcher Masse unterschlagen, daß die Gesandten, namentlich der östreichische, endlich laute Klage führten und die päpstliche

Re-

Regierung sich einen österreichischen Postbeamten erbat, um die eingerissene Unordnung Etwas zu hemmen. — Die katholischen Geistlichen mischen sich in Alles, in öffentliche wie in häusliche Angelegenheiten, sie hindern durch ihre Einflüsterungen den Gang der Gerechtigkeit und stören den häuslichen Frieden. Wie kann Treue und Glauben in dem Volke herrschen, wenn man es sogar für nöthig hält, den Leuten durch einen Schein zu attestiren, daß sie gebeichtet und communicirt haben? — Doch das führt zu allgemeinen Betrachtungen, und ich will bloß von Italien sprechen. —

Als ich auf der Reise von Venedig nach Rom bei dem Städtchen Francolino über den Po setzte, begrüßte eine am Ufer harrende Schaar Bettler die ankommende Post. Denn hier beginnt das Gebiet des heil. Vaters und mit ihm Armuth und Elend. Unter den Bettlern befanden sich auch die beiden päpstlichen Dragoner, welche nebst einem Infanteristen wegen der ebenfalls mit dem päpstlichen Gebiete beginnenden Banditen von nun an die Post von Station zu Station begleiteten. Während der Polizeibeamte zu dem Visiren unserer Pässe fast eine Stunde Zeit bedurfte, bemühten sich die in zerrissene Uniform und schmutzige braune Mäntel gekleideten Ritter lange vergebens, ihre Rosse zu besteigen, kamen, als ihnen dieses endlich gelungen war, an den Postwagen herangeritten und baten um eine Bouteille (bottiglia) und leerten diese, noch ehe der Zug sich in Bewegung setzte.

Eine Reise durch das päpstliche Gebiet erfüllt mit denselben Empfindungen, welche nach dem Berichte der Geschichtschreiber den edlen Tiberius Gracchus ergriffen, als er durch die fruchtbaren, aber verödeten Gefilde Etruriens reiste. Handel und Gewerbe liegen noch jetzt darnieder und werden, wenn gleich sie dem Bürger nicht mehr durch ein bestimmtes Gesetz untersagt sind, wie zu der Zeit der römischen Republik, doch durch das

Rie-

Niederdrücken jedes freien Keimes gehemmt. Die Verhältnisse der Ländereien, für welche Gracchus seine Stimme erhob und sein Leben hingab, haben sich zwar geändert, aber nicht gebessert. Die Ländereien gehören in großen Strecken (possessioni) einzelnen Patronen, welche sie durch ihre Verwalter (fattori) an die Landleute (contadini) auf eine Reihe von Jahren gegen die Hälfte verpachten, d. h. von der Aernte wird erst die Aussaat des nächsten Jahres abgezogen und dann der Rest zwischen dem Patrone und Bauer getheilt. Die Verwalter drücken die Bauern und betrügen die um ihre Besitzungen sich fast gar nicht kümmernden Patrone. — Den traurigsten Anblick gewährt die römische Campagne, welche in einem Umkreise von 3 bis 4 Stunden Rom umgibt und in welcher kein Baum, keine Hütte, kein angebautes Feld das Auge erfreut, nur selten eine einsame Heerde das Vorhandenseyn lebendiger Wesen andeutet. Eine giftige und schwüle, zum Theil' allerdings aus den Verhältnissen des vulcanischen Bodens, zum größten Theil' aber aus dem Mangel aller Cultur und Bäume entstehende Luft ruht auf diesen einst blühenden Gefilden, wie auf Rom selbst, dem Sitze des heil. Vaters. — Die römische Campagne gehört einigen römischen Fürsten, Verwandten früherer Päpste, welche die Zeit ihres Pontificats benutzt haben, ihre Verwandten zu bereichern. Da, so lange diese Aecker wüste und unbebaut liegen bleiben und nur als Trift benutzt werden, keine Steuer entrichtet zu werden braucht, so ist bei der Schlaffheit und Trägheit der Römer kein weiterer Beweggrund nöthig, um ihnen den geringen, aber mühelosen Ertrag einem vielfachen, aber nur mit Thätigkeit zu gewinnenden Vortheile vorziehen zu lassen.

Zu allen diesen, für den gemeinen Mann ohnedieß drückenden Verhältnissen kommen aber noch die kirchlichen Einrichtungen und Vorurtheile, durch welche Müßiggang und Faulheit

heit und Betteléi gleichsam eine religiöse Sanction erhält. Ich will hier nicht von der großen Zahl der Feste reden, welche wenigstens den dritten Theil des Jahres der Arbeit entziehen, nicht von den täglich zu verrichtenden, die Arbeit störenden Gebeten, sondern von jener Unzahl Mönche und Priester, welche dem fleißigen Landmanne und Bürger noch den letzten Pfennig wie Blutegel aussaugen, obgleich bereits in dem heidnischen Rom Cicero seine Stimme gegen die beständigen Einsammlungen der Brüderschaften erhob (de legibus II, 9. §. 22.). Diese Einsammlungen sind nicht bloß nachtheilig für Diejenigen, welche das mühsam Erworbene als Almosen hingeben, sondern noch mehr für Diejenigen, welche dasselbe wieder aus den Klöstern erhalten, und überhaupt durch den geistigen Einfluß, welchen sie auf die Gesinnung des Volkes ausüben. Das Betteln ist in Italien keine Schande, da die Gottheit selbst und Maria und alle Heiligen durch ihre irdischen Vertreter um Almosen bitten. Die vornehmsten Leute fahren zu gewissen Zeiten in glänzenden Equipagen in Rom herum und betteln für die Maria; die Cardinäle nehmen oft ihre Bedienten auf die Trinkgelder an, welche sie von den ihre Herren besuchenden Fremden erbetteln; und Niemand hat bei dem heil. Vater eine Audienz, bei dem nicht die famiglia pontificia den nächsten Tag erschiene, um ein Trinkgeld abzuholen. — Als ich mit einigen deutschen Malern nach Tivoli fuhr und wir die Höhe vor der Stadt zu Fuße erstiegen, begegneten uns gut gekleidete Landmädchen, unter welchen sich eine durch ihre Schönheit und ihren Putz auszeichnete. Kaum war aber Einer der Künstler stehen geblieben und hatte scherzend uns una bella ragazza (ein schönes Mädchen) zugerufen, als diese sogleich auf ihn zuging und die Hand hinhaltend rief: Signore date qualche cosa (Herr, schenken Sie mir Etwas). Von einem einzigen Kloster in Palermo wurde mir erzählt, daß darin täglich 3—400, ja bisweilen 600 Leute Speise erhielten,

ten. Während meiner Anwesenheit in demselben erschienen gut gekleidete Bürgermädchen, um Suppe und Brod in Empfang zu nehmen, und der Lohnbediente antwortete, als ich hierüber verwundert war, ganz ruhig, daß dieses ja gar keine Schande sei. Das dolce far niente ist dem Südländer Viel zu angenehm, als daß es nicht viele Leute geben sollte, welche sich lieber ernähren lassen, Statt selbst zu arbeiten und den Erwerb wieder für Andere hinzugeben. Die Sorge um die Wohnung macht das südliche Klimat unnöthig, und daß es zur Kleidung nur nothdürftiger Bedeckung bedarf, beweisen die bereits auf den ersten Stufen zur Heiligkeit stehenden Kapuziner. —

Der Italiener ist geizig, habsüchtig und egoistisch. Verschmäht er auch jeden Beruf, welcher Arbeit und Thätigkeit erfordert, so sucht er doch auf jede bequeme Weise Geld zu verdienen, und die Menge der in Italien reisenden Fremden erleichtert dieß sehr. Die hier und da sich findenden guten Kaufleute, thätigen Bankiers, reinlichen und ordentlichen Wirthe, Künstler und Handwerker sind größten Theils Ausländer, Deutsche, namentlich Schweizer und Franzosen, während die Italiener vorzüglich Lohnbediente, Kaffeewirthe, Lohnkutscher, Ciceroni, Aufseher von Museen, Barcarolen, Lastträger u. s. w. sind. Die Liebe zum Gelde ist in dem Italiener groß und die Geistlichkeit geht mit unlöblichem Beispiele voran. In den größeren Kirchen sahe ich sehr oft einen Geistlichen in einem Beichtstuhle sitzen, die bestellten Messen in ein Geschäfftsbuch eintragen und das Geld dafür einnehmen. Mit der Douane und der Polizei wird in Rom und Neapel förmlich gehandelt. Von Rom bis Neapel hatte ich drei neapolitanische Douanen zu passiren, und bei jeder stieg der Conducteur ab und begann zu accordiren, wie Viel für den Kopf (à testa) bezahlt werden solle, wenn man nicht visitire. Kurz, mit

mit Gelde kann man in Italien Alles erreichen, selbst die ewige Seligkeit erkaufen. —

Nimmt man nun dieses Alles zusammen, so begreift sich's leicht, wie verblendet derjenige Theil der christlichen Welt, der von dem heil. Vater zu Rom Nichts wissen will, gegen die Segnungen ist, welche von ihm und seiner Kirche ausströmen, und wie ganz anders sich die Ketzer befinden würden, über deren verstockten Unglauben er in seinen Allocutionen und Hirtenbriefen oft so rührende Klage führt, wenn sie sich bewegen ließen, in den beseligenden Schooß der Mutter zurückzukehren, deren Milde und Freundlichkeit er in so salbungsvollen Worten zu rühmen weiß.

2.

Die Lage der protestantischen Kirche in Frankreich.

Schon im Jahre 1813 bestand in Lyon eine kleine pietistische Gemeinde. Seitdem hat sich nach dem Muster der genfer Société evangelique eine ähnliche in Paris gebildet. In allen größeren Städten hat sie, oft durch geistig sehr arme, aber thätige und zähe Leute Filiale gebildet, sich, wo es möglich war, in die Nationalkirche gedrängt, im entgegengesetzten Falle Kapellen errichtet. Der von Vinet in Lausanne redigirte, in Paris erscheinende Semeur, ein mit vielem Geiste redigirtes Blatt, ist seit langer Zeit ihr leises, die früher in anderm Sinne redigirten Archives du Christianisme sind ihr lautes Organ. Ein Versuch, die Herzogin von Orleans für diese Richtung zu gewinnen, mißlang. Die Gesellschaft war nun

verset

vester constituirt und bedient sich jetzt einer Hierarchie von Agenten (agents) in vier Graden: 1. studirter, durch Händeauflegen geweihter, zur Ertheilung von Taufe und Abendmahle berechtigter Prediger (ministres de la parole de Dieu); 2. ungelehrter Prediger (évangelistes); 3. der Schullehrer (instituteurs); 4. der Hausirer mit Tractätlein (colporteurs). Die denselben mitgetheilte Instruction ist mit großer Klugheit abgefaßt; sie ermahnt zu Behutsamkeit und zum Enthalten von jeder anderen Thätigkeit, als der Verkündigung der Gnade Gottes in der Erlösung. Daneben besteht aber eine geheime Instruction. So hat der Verein überall eine Menge protestantischer Kapellen oder kleiner Kirchen, mit denen in der Regel eine Schule verbunden ist, gebildet. Der geistreichste Prediger dieser Richtung ist Adolph Monod, jetzt Professor an der protestantischen Facultät zu Montauban. Der alten protestantischen Nationalkirche kam natürlich der neue Sauerteig gar nicht bequem. Die Consistorien, größten Theils aus den Laien und aus den begütertsten Mitgliedern der Gemeinde zusammengesetzt, hatten sich seit lange gewöhnt, der römischen Kirche allerlei Zugeständnisse zu machen und in bequemer Ruhe sich mit dem Sprüchlein: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist," oder: „Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit," von dem Kampfplatze fern gehalten. Jetzt aber wird die Sache anders. Der Katholicismus wirft alte Protestanten und neue Evangelische in eine Masse zusammen und fällt darüber her. Die Dissidenten werden, je weiter sie um sich greifen, um so kühner. Sie fangen an, von jedem anzustellenden Prediger die Verpflichtung auf das alte Glaubensbekenntniß von la Rochelle vom J. 1571 zu fordern, ja sie begehren, daß sich die Kirche unabhängig von dem Staate stelle, zunächst also dem Staatsgehalte entsage. Nun regen sich die Herren Geistlichen der Nationalkirche und Fontanes in Nismes, Uebersetzer von Neander's „Verbreitung des Christenthums,"

schritt

schritt vor einigen Jahren zur Herausgabe des Evangeliste, als einer Gegenzeitung der Archives. Man berief im Elsaß, in der Gegend von Mömpelgard, in Nismes die Prediger zu größeren Versammlungen; aber endlich entschloß man sich, eine Société d'évangelisation pour les protestans disséminés zu gründen und eine Correspondenz nach Art der Dissidenten zu unterhalten. Bis jetzt sind gegen hundert Geistliche Empfänger und thätige Theilnehmer. Sie berichten, indem die Nahewohnenden einen Centralpunct unter sich bestimmen, ihre Collectivbemerkungen nach Nismes, und von dort aus verbreiten sich Vorschläge, Wünsche und hauptsächlich Nachrichten in gedrängter Kürze, von Fontanes meisterhaft besorgt, nach allen Richtungen Frankreichs. Beschlüsse will man absichtlich darin nicht fassen, sowie man auch vor allen zu energischen und folglich zu gewagten Maßregeln warnt.

Kritische

Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Vicepräsidenten des Oberconsistoriums, Oberhofprediger und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

Ein und zwanzigster Band. Sechstes Heft.

Neustadt a. d. Orla,
bei Johann Karl Gottfried Wagner.
1840.

Die Rechtfertigungslehre der evangelischen Kirche, in ihren Hauptmomenten dargestellt und gegen die auf sie gerichteten Angriffe des Herrn Dr. Möhler vertheidigt. Nebst zwei Anhängen. Von Dr. Adam Theod. Alb. Fr. Lehmus, königl. baier. protest. Kirchenrathe, Stadtpfarrer und bisherigem Dekan in Ansbach. Nürnberg, bei Otto, VIII u. 164 SS. gr. 8. 16 Gr.

Der Verf. dieser noch in den nun bereits beinahe vergessenen Möhler'schen Symbolstreit gehörenden und in denselben eingreifen bestimmten Schrift ist zwar bald nach Abfassung derselben zu einem höhern Wirkungskreise abberufen worden, und nimmt jetzt einen über unsere Kritik erhabenen geistigen Standpunct ein; gleichwohl halten wir die Einverleibung dieser unserer verspäteten Anzeige in dieser kritischen Zeitschrift nicht für überflüssig, da auch jetzt noch, zumal im Königreiche Baiern, unter dem Einflusse des Ultramontanismus, die protestantischen Reactionsmänner im Sinne und Geiste unseres verewigten Vfs. die Pilze aus der Erde emporschießen.

Die Kluft, welche zwischen den Glaubenssätzen (denn ganz anders verhält es sich mit den Grundsätzen) der symbolischen Bücher und deren biblischer Grundlage Statt findet, ist so groß, daß sie sich nicht ein Mal den Augen der Reactionsmänner gänzlich zu entziehen vermag, obschon diese selbst-

süchtig und verstockt genug sind, die ihnen durch den Geist der fortgeschrittenen Zeit aufgedrungene bessere Ueberzeugung nicht frei und offen zu bekennen. Ein Streit um diese Glaubenssätze in ihrer ursprünglichen, buchstäblichen und scholastisch scharf fixirten Fassung mit katholischen Polemikern kann daher in unserer Zeit dem freisinnigen Theologen kaum ein anderes, als historisches Interesse gewähren, wie er denn größten Theils auch nur auf dem Boden der reactionären Fraction unserer heutigen protestantischen Theologie geführt worden ist, und selbst hier konnten die namhaftesten Stimmführer nicht umhin, wenigstens theilweise von der strengen Fassung des Dogma unvermerkt abzugehen, vom Buchstaben desselben zum Geiste, wenn auch nicht immer zum reinen und freien Geiste, sich zu erheben. Soll eine Beurtheilung katholischer Angriffe auf die Glaubenssätze unserer symbolischen Bücher von wissenschaftlichem Gewinne seyn, so darf sie nicht, wie dieß größten Theils in der Polemik mit Möhler der Fall war, von der unprotestantischen Voraussetzung der absoluten Wahrheit und biblischen Richtigkeit der Kirchenlehre ausgehen, sondern sie muß wesentlich historisch- oder exegetisch-kritischer und philosophischer Art seyn; d. h. man hat sich entweder so viel als möglich in den Sinn und Geist der Reformatoren selbst zu versetzen, und zu zeigen, wie dieselben unter den damaligen Zeitumständen, in ihrer Stellung zur katholischen Kirche, auf ihrem beschränkten hermeneutischen und historischen Standpuncte, kaum eine andere Fassung der Dogmen gewinnen konnten, als welche in den symbolischen Büchern niedergelegt ist, wie aber diese Auffassung für die damalige Zeit und noch lange nachher vom heilsamsten Einflusse selbst da gewesen sei, wo die katholische Kirche anscheinend freisinniger und vernunftgemäßer lehrte, z. B. in den Dogmen von der Inspiration, der Erbsünde und theilweise in dem Dogma von der Rechtfertigung; wie endlich in jener Stellung und auf jenem Standpuncte der Reformatoren selbst die mei-

meisten übertriebenen Behauptungen derselben ihre gerechte Entschuldigung finden, und nur als excentrischer Ausdruck einer innigen und tiefen Religiosität erscheinen. Bei solcher Behandlung kann es natürlich auch nicht fehlen, daß absichtliches Ignoriren, ungerechte Anschuldigungen, Uebertretungen, Entstellung und Fälschung der Quellen, wie sie hier und da der selige Möhler gegen die protestantische Kirchenlehre sich erlaubte, in ihrem wahren Lichte sich zeigen. Oder aber man sucht auf exegetischem und philosophischem Wege über dem Gegensatze der beiden Kirchenlehren die höhere biblische und vernunftgemäße Einheit zu gewinnen, indem man auf die gemeinsame biblische Grundlage zurückgeht (vorausgesetzt nämlich, daß das in Frage gezogene katholische Dogma eine solche hat), die Abweichung jeder der beiden Kirchen vom biblischen Grunde nachweist, und endlich das von seiner temporalen und localen Hülle gelöste allgemeine religiöse Moment des Dogma aufsucht. So stimmen z. B., was das in vorliegendem Buche behandelte Dogma betrifft, beide Kirchen sowohl unter sich, als mit der Bibel darin überein, daß sie dem Glauben rechtfertigende Kraft beilegen, weichen aber in Bestimmung beider Begriffe, des Glaubens und der Rechtfertigung, von einander ab. Die protestantische Kirche schreibt bekanntlich der fides *specialis* oder der vesten Ueberzeugung von der Wahrheit und Kraft des durch den Gottmenschen als solchen (form. concord. p. 696.) in seinem Tode der Gottheit dargebrachten stellvertretenden Sühnopfers, oder nach der Formula Concordiae der durch seinen thätigen und leidenden Gehorsam geleisteten stellvertretenden Genugthuung, rechtfertigende Kraft zu, und versteht unter Rechtfertigung einen bloß richterlichen Act Gottes, durch welchen derselbe dem gläubigen Menschen das Verdienst Christi anrechnet, also nur das Verhältniß des Menschen zu sich, nicht den Menschen selbst ändert; mithin ihn bloß für gerecht erklärt, nicht aber gerecht macht. Die Heiligung und Erneuerung

neuerung des Menschen dagegen ist erst eine Folge der Rechtfertigung. — Die katholische Kirchenlehre dagegen verlangt als Bedingung der Rechtfertigung die fides *generalis*, oder die Ueberzeugung von der Wahrheit des Gesammtinhaltes der göttlichen Offenbarung, und stellt die Rechtfertigung nicht als blosse Zurechnung des Verdienstes Christi, sondern zugleich auch als wirkliche Mittheilung desselben, als Eingiessung von Liebe und sittlicher Kraft dar; sie macht demnach zwischen Rechtfertigung und Heiligung keinen Unterschied. Nach wiederholten Bestimmungen der protestantischen Kirchenlehre ist der seligmachende Glaube kein blosses Erkennen, kein historisches Fürwahrhalten, sondern zugleich energetisches Princip, welches alle Adern des geistigen Menschen durchdringt, und nicht umhin kann, sich in Gotte wohlgefälligen Handlungen zu offenbaren, gleich wie ein guter Baum nicht arge Früchte trägt, eine süsse Quelle nicht bitteres Wasser gibt und Feuer nicht ohne Licht und Wärme gedacht werden kann. Die guten Werke sind demnach eine nothwendige Folge des Glaubens, und ein Glaube ohne Werke oder ein todter Glaube, fides informis der Katholiken, ist der protestantischen Kirchenlehre, sobald sie sich selbst völlig consequent seyn will, eine Condradictio in adjecto. Die katholische Kirche dagegen fasst den Glauben als solchen mehr als blosse Erkenntniss und Ueberzeugung auf, die zwar auch dem Unsittlichen bleibt, aber doch erst durch die Liebe Gestalt und Leben empfängt (fides formata der Scholastiker). Sehen wir nun bei Vergleichung dieser Dogmen mit der Bibellehre ganz davon ab, dass der Begriff eines stellvertretenden Sühnopfers der eigenen Lehre Christi völlig widerstreitet, in's Besondere den Parabeln vom verlornen Sohne, vom Pharisäer und Zöllner, vom grossen Schuldner (wie leicht wäre es in letzterer gewesen, auf dem historischen Grunde derselben die Person eines Bürgen mit aufzuführen zur Symbolisirung des stellvertretenden Mittlers, wenn Christus selbst seinem Tode die

Kraft

Kraft eines stellvertretenden Sühnopfers beigelegt hätte!), in den apostolischen Schriften aber nicht so schroff fixirt ist, wie in der Kirchenlehre, sondern mehr als Ausdruck frommer Gefühlsanschauung erscheint: so läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die protestantische Beschränkung des Glaubens auf das stellvertretende Sühnopfer einseitig ist, und biblisch nicht gerechtfertigt werden kann. Denn nur in der einzigen Stelle Röm. 3, 25. erscheint als Object des seligmachenden Glaubens das Sühnopfer des Todes Christi. In allen übrigen Stellen fordert Paulus Glauben an Christum überhaupt (*πίστιν Ἰησοῦ Χριστοῦ*), d. h. veste und innige Ueberzeugung von der messianischen Würde und innigen Verbindung Christi mit Gotte und seinem gesammten Verdienste um die Menschheit (Röm. 3, 22. Gal. 2, 16. 3, 26. Eph. 3, 12.), und nur da, wo es der Gedankenzusammenhang mit sich bringt, bezieht er denselben auf ein einzelnes Moment im Leben Christi, wie in der genannten Stelle, Röm. 3, 25., auf den Sühnopfertod, oder auf die durch göttliche Allmacht bewirkte Auferstehung Jesu von den Todten, als durch welche derselbe als Messias am Augenscheinlichsten beglaubigt wurde, und welche dem Christen Unterpfand seiner eigenen Unsterblichkeit, sowie Symbol der Verpflichtung zu einem neuen sittlichen Leben seyn soll: Röm. 4, 24. 10, 9. Kol. 2, 12. Nirgends dagegen leitet Paulus die Rechtfertigung vom religiösen Glauben im Allgemeinen, oder der Ueberzeugung von der Realität einer übersinnlichen Welt und deren Verhältnisse zur sichtbaren Ordnung der Dinge ab (überhaupt gedenkt er dieses generalen Glaubens nur Ein Mal, 2 Kor. 5, 7., im Gegensatze zum Schauen); wohl aber geschieht dieß vom Verfasser des Briefs an die Hebräer. Denn nachdem dieser Cap. 11, 1. den Glauben als *ἐλπιζομένων ὑπόστασις, πραγμάτων ἔλεγχος οὐ βλεπομένων* bestimmt und darunter in V. 3. die Ueberzeugung von der Erschaffung der Welt durch Gottes Wort subsumirt, hierauf einige Beispiele

von

von Glaubenshelden aus dem A. T. angeführt hat, fährt er V. 6. fort: χωρὶς δὲ πίστεως ἀδύνατον εὐαρεστῆσαι sc. θεῷ (ein treffliches Scholion zu dem paulinischen δικαιοῦσθαι), πιστεῦσαι γὰρ δεῖ τὸν προσερχόμενον τῷ θεῷ, ὅτι ἔστι καὶ τοῖς ἐκζητοῦσιν αὐτὸν μισθαποδότης γίνεται); indem also die katholische Kirchenlehre die Rechtfertigung von der fides *generalis* ableitet und darunter den Glauben an Christus subsumirt, ist sie biblisch weit besser begründet, als die der Protestanten. Was dagegen den Begriff der Rechtfertigung als actus Dei forensis betrifft, so hat unsere Kirche allerdings den Buchstaben der heil. Schrift auf ihrer Seite. Denn obgleich δικαιοῦν nach Analogie der Verba auf όω (wie z. B. τελειόω, δουλόω) zunächst bedeutet: Jemanden zu einem δίκαιος machen, vgl. Ps. 73, 13.: ἐδικαίωσα τὴν καρδίαν μου = זִכִּיתִי לְבָבִי: so entscheidet doch der parallele Ausdruck ἡ πίστις λογίζεται ὡς δικαιοσύνην in Röm. 4, 3. 5. 22. für die andere Bedeutung: für gerecht halten, als solchen erklären, nach Analogie von ἀξιόω, ὁμοιόω u. a. In genauere Bestimmungen über das Verhältniß des Glaubens zu den Werken haben sich die heiligen Schriftsteller des N. Ts. nicht eingelassen. Gewöhnlich denkt sich zwar sowohl Paulus seine fides in Christum, als auch der Verf. des Briefs an die Hebräer seinen allgemeinen Glauben als lebendiges und thatkräftiges, durch die Liebe wirksames Princip (Gal. 5, 6.), als Quelle des sittlichen Heroismus, wie ihn der Verf. des Briefs an die Hebräer, Cap. 11. an einer langen Reihe von Beispielen veranschaulicht. Indessen nimmt doch auch Paulus die Möglichkeit eines Glaubens ohne Liebe an, 1 Kor. 13, 2., eines religiösen Fürwahrhaltens ohne Sittlichkeit, Röm. 2, 17 ff., wie es auch wirklich die Erfahrung in unzähligen Beispielen darbietet; er nähert sich folglich hierin dem Jakobus, nach dessen Aeußerung in Cap. 2, 22. der Glaube erst durch die Liebe vollendet wird.

Es

Es liegt am Tage und ist schon oft genug erörtert worden, daß im Gegensatze zu der Werkheiligkeit, der Lehre vom Verdienste der Heiligen, dem Ceremonieendienste und allen übrigen, alles wahrhaft religiöse und sittliche Leben ertödtenden Mißbräuchen des Katholicismus der ältere Protestantismus mit seiner Geltendmachung des Dogmas von der Rechtfertigung durch den Glauben im Rechte, wenn auch nur im relativen Rechte war, daß aber dieses Dogma in seiner älteren Fassung und Beschränkung auf die stellvertretende Genugthuung Christi nach Aufgabe des Dogmas von der Erbsünde und der darauf gegründeten Lehre vom stellvertretenden Verdienste Christi von Seiten aller Fractionen der freisinnigen und wissenschaftlichen Theologie von selbst seine Geltung verliert, daß aber die Grundlage dieses Dogma in voller Wahrheit beruht, und das Fundament aller Religion und Sittlichkeit bildet, sobald nur der Begriff des Glaubens im weitern Sinne des Apostels Paulus und im allgemeinsten Sinne des Hebräerbriefs gefaßt wird. Wir sagen: auch im paulinischen Sinne als fides in Christum. Zwar ist Christus und sein Werk eine historische Erscheinung, und der Glaube hat, im Gegensatze zu dem Wissen, als der Erkenntniß des Empirischen und Historischen, die übersinnliche Welt zu seinem Objecte. Es kann daher scheinen, als ob von einem Glauben an Christus eigentlich keine Rede seyn könne. Aber der Lehrsatz: „Christus ist nach Gottes ewigem Plane Erlöser der Menschheit; in ihm hat sich die Gottheit geoffenbart,“ ist ein Ausdruck der religiösen Weltansicht, oder derjenigen Betrachtung der Dinge, nach welcher die Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben, mit Ausnahme des Sittlichbösen, auf den letzten Urquell alles Seyns, die Gottheit selbst, zurückgeführt werden. Nun offenbart sich zwar und wirkt die Gottheit überall, sie ist Alles in Allem, und es kann, die Sache vom rein metaphysischen Standpuncte angesehen, in ihrer Wirksamkeit und Offenbarung

barung kein Plus und Minus geben. Indessen je erhabener und großartiger eine Erscheinung ist: mit um so größerer Kraft drängt sich uns in ihr die religiöse Weltansicht vor der verstandesmäßigen auf, mit um so größerer Klarheit und Herrlichkeit erscheint uns in ihr die göttliche Wirksamkeit. Hierin aber ist für die religiöse Sprachweise der Ausdruck einer außerordentlichen Offenbarung Gottes, und für die christliche Ueberzeugung die Behauptung der vollkommensten Offenbarung Gottes in Christo und durch Christum und die eminente Bezeichnung dieser Ueberzeugung durch Glaube an Christus gerechtfertigt.

Mit vollem Rechte ist ferner von der neueren Theologie, sowohl vom Rationalismus, als auch von der schleiermacher'schen und hegel'schen Schule, die schroffe Scheidung des älteren Protestantismus zwischen Rechtfertigung und Heiligung getadelt worden. Man hat eingesehen, daß dieselbe nur durch übertriebene Polemik gegen das katholische Dogma veranlaßt ist, und nicht ein Mal im Sinne des altorthodoxen Systems selbst sich rechtfertigen läßt. Denn da nach durchgängiger Lehre unserer symbolischen Bücher der Glaube ein lebendiges, den ganzen innern Menschen ergreifendes und begeisterndes Princip ist und vom heiligen Geiste selbst gewirkt wird: so ist ja bereits vor der Rechtfertigung durch göttliche Wirksamkeit eine Umwandlung im Menschen vorgegangen und das neue Leben in Christo hat bereits seinen Anfang genommen.

Einen schroffen Gegensatz zu vorstehender, nur im äußersten Umrisse gehaltenen Beurtheilung des Dogma von der Rechtfertigung durch den Glauben bildet die Apologie desselben in vorliegender Schrift. Der Verf. derselben ist der grassesten Orthodoxie zugethan, und sucht daher die buchstäbliche Auffassung des Dogma gegen Möhler's Angriffe zu vertheidigen, wobei es ihm aber wie vielen Anderen seines Gelichters begegnet, daß er sich bisweilen in seinem orthodoxen Eifer zu ketzerischen Behauptungen hinreißen läßt, wie S. 3. u. S. 41.:

„das

„das ursprüngliche Wesen" der Erstgeschaffenen habe im göttlichen Ebenbilde bestanden, und sei nicht Accidenz gewesen! Die altprotestantischen Theologen lehrten dagegen dem Sinne der symbolischen Bücher getreu: das göttliche Ebenbild sei den ersten Menschen zwar anerschaffen (concreta, im Gegensatze zu dem katholischen Begriffe von donum superadditum) und mit deren Natur auf's Engste verwachsen (naturalis) gewesen, aber nicht als nothwendige und wesentliche (substantialis), sondern als zufällige (accidentalis) Eigenschaft, indem diese Theologen recht wohl erkannten, daß, bei der entgegengesetzten Annahme, der unser Verf. zugethan ist, mit dem Verluste des göttlichen Ebenbildes auch der Begriff Mensch verloren gegangen seyn würde. —. Wir wollen keineswegs verkennen, daß der Verf. auf seinem Standpuncte manche Angriffe Möhler's geschickt abwehrt: dennoch aber reicht seine Polemik nicht aus, um die schwachen Seiten des protestantischen Dogma gehörig zu decken; und so wenig er es auch eingestehen will, vermag er sich doch nicht der theilweisen Wahrheit im gegnerischen Dogma zu entziehen. Denn S. 34. bemerkt er: Der (die) fides sola justificat ist kein(e) fides solitaria; im Gegentheile ist ein thatloser, von der Liebe evacuirter Glaube nicht der wahre, und also auch nicht der seligmachende Glaube; Rechtfertigung und Heiligung sind zwar dem Begriffe nach unterschieden, aber nicht geschieden, oder sich entgegengesetzt; denn in ihrer concreten Erscheinung sind sie Eins, und es gilt auch hier die Regel, daß der Mensch nicht scheiden soll, was Gott zusammengefügt hat." An biblisch-theologische Untersuchungen in historisch-kritischem Geiste ist bei unserem Verf. nicht zu denken, und dieselben können durch eine bloße Aneinanderreihung von Bibelsprüchen in der Weise einer Corallenschnur, S. 24 ff., durchaus nicht ersetzt werden. — In der Schlußbemerkung S. 94 ff. nimmt der Verf. auch noch Gelegenheit, seine Galle über den Rationalismus auszuschütten, indem

indem er natürlich die Verwandtschaft desselben mit dem Katholicismus in der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben nicht unbemerkt läßt, sucht aber dabei, wahrscheinlich aus Delicatesse gegen die baierischen Ultramontanen, dem Mißverständnisse vorzubeugen, als ob er Katholicismus und Rationalismus identificiren wolle, indem er nicht undeutlich zu verstehen gibt, daß nach seiner Ansicht der Rationalismus tief unter dem Katholicismus stehe und des Charakters der Christlichkeit ermangele!

Haben wir den Verf. im Bisherigen als einen starren Orthodoxen kennen gelernt, so zeigt sich derselbe in dem ersten Anhange: „Was ist Wahrheit und wie gelangt der Mensch zur Erkenntniß der Wahrheit?" (S. 101—148.) auch noch als einen Hegelianer, natürlich nur als einen Hegelianer von der sogenannten rechten Seite, welcher nur die Formeln der hegel'schen Dialektik benutzt zur Vertheidigung der Kirchenlehre, ohne den Satzungen derselben einen speculativ=pantheistischen Sinn unterzuschieben, wie dieß vom sogenannten Centrum und theilweise von der linken Seite der hegel'schen Sippschaft zu geschehen pflegt, daher er auch bescheiden genug ist, um S. 109. zuzugeben, daß die Erkenntniß Gottes unerschöpflich sei und zu keiner Zeit und von keinem Menschen als völlig gelöst betrachtet werden könne. Die Abhandlung selbst ist ohne allen wissenschaftlichen Werth, wir vernehmen in derselben fast Nichts, als verworrene Gedanken in hegel'schem Phrasengeklingel. Der Verf. verwirft die gewöhnliche Erklärung des Begriffs Wahrheit: „die Uebereinstimmung der Vorstellung des Subjects mit dem Gegenstande seiner Vorstellung," aus folgendem Grunde, weil „hier erstlich der Gegenstand oder die Wahrheit selber nicht an und für sich oder nicht in ihrer Unabhängigkeit von dem sie sich vorstellenden Subjecte betrachtet werde," und weil „zweitens bei der Vorstellung das Subject dem Objecte, sowie das Object dem Subjecte nur ge-

gen-

genüberſteht, oder dieſes jenes, dem Worte gemäß, nur vor ſich hinſtellt, ohne es zu begreifen und von ihm ergriffen zu ſeyn," und weil ferner die Uebereinſtimmung nur eine Conformität zwiſchen dem Subjecte und dem Objecte, wie ſie etwa zwiſchen dem Originale und der Copie deſſelben Statt finde, nicht aber ein Leben des Subjectes in dem Objecte bezeichne" und endlich, weil dieſe gewöhnliche Erklärung „in dem weiten Kreiſe der begreiflichen Allgemeinheit ſich bewege" und deßhalb „das Gepräge der Unbeſtimmtheit an ſich trage, wodurch ſie eben aufhöre, eine eigentliche und befriedigende Erklärung zu ſeyn." „Nur das abſolute Weſen ſei die Wahrheit" (S. 106.), und „Wahrheit erkennen" ſei ſo Viel, als: „Gott erkennen, wie er iſt." Das Wort Wahrheit will der Verf. nur von göttlichen Dingen prädicirt wiſſen; von weltlichen Dingen dagegen den Ausdruck Richtigkeit, weil auch in der heiligen Schrift das Wort Wahrheit immer nur jenen eingeſchränkteren Sinn habe. Allein dieß geſchieht ja aus dem einfachen Grunde, weil die heil. Schrift keine Belehrungen über weltliche Gegenſtände gibt und geben will. — Auch in dieſer Abhandlung fehlt es nicht an Ausfällen gegen den Rationalismus, der S. 109. eine „widerchriſtliche Vorſtellungsweiſe" geſcholten, und dem ebendaſelbſt der Vorwurf gemacht wird, daß er, „um die göttliche Liebe, Gnade und Erbarmung hervorzuheben, die Heiligkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes in den Hintergrund ſtelle oder gar ignorire!!" Des Vfs. Verſtand muß wirklich ſchadhaft geweſen ſeyn, da er, um die Menſchwerdung Gottes in Chriſto zu beweiſen, S. 116. ſich unter Anderem darauf beruft, daß der „abſolut Erhabene zugleich auch der abſolut Demüthige, oder daß die Erhabenheit nur in der Einheit mit dem Niedrigen wirklich erhaben, in der Abſtraction von demſelben aber hohl und dem Lächerlichen nahe ſei." Nun der abſoluten Demuth Gottes wäre es wohl angemeſſener geweſen, die Natur eines Wurmes anzunehmen, als

als die eines Menschen, dem doch auch die Orthodoxen selbst nach Adams Falle den Vorzug des erhabensten Wesens der Schöpfung zugestehen. Wußte denn der Verf. nicht, daß Demuth nur bei'm Bewußtseyn der Schwäche und Unvollkommenheit einem Höheren gegenüber Statt findet, Gott aber als das höchste Wesen nichts Höheres über sich hat?

Der zweite Anhang enthält „eine aphoristische Reflexion über religiöse Erziehung, veranlaßt durch die Ankündigung eines geistigen Findelhauses" (S. 151—164.).

Das Aeußere der Schrift ist sehr schön. Die Druckfehler sind am Ende angezeigt. Der Verf. schreibt Mißstickuns, anonim u. dgl.

Geistliche Amtsreden bei besonderen Fällen gehalten von Franz Georg Ferdinand Schläger, Senior ministerii und Pastor prim. zu Hameln. Sechstes Bändchen. Beicht- und Communionreden. Mit Bemerkungen über die Buße und einigen Bußtags- und Abendmahlspredigten. Weimar, 1840. Druck und Verlag von Bernh. Fr. Voigt. XVI u. 260 SS. 8. 16 Gr.

Der Hr. Verf., der in den Vorreden mehrerer früheren Bändchen seiner geistlichen Amtsreden mit nicht undeutlichen Worten die Ueberzeugung aussprach, daß dieselben „denjenigen, welche als angehende Prediger in Verlegenheit sich fühlen, wie sie einen vorliegenden Fall behandeln sollen," als wahrhaft instructive Bildungsmittel dienen dürften (denn er forderte dort jüngere Amtsbrüder geradezu, und wiederholt und dringlich auf, seine Reden „zu studiren, ihren Bau zu beachten und die feineren Beziehungen zu entdecken"), erklärt, daß er seine Arbeiten „nicht als Muster darstellen, sondern nur

zeigen

igen wolle, wie er die verschiedensten Fälle behandelt habe;" iß Das, was er gegeben, „auf Vollendung keinen Anspruch iache;" und wir mögen ihm darin nicht widersprechen. Zwar kennen wir den Fleiß, welchen der Herausgeber auf die Aus- rbeitung des größeren Theils dieser geistlichen Vorträge verwen- et hat (es befinden sich darunter aber auch eine Anzahl bloßer Skizzen), gern an; lassen seiner durchweg hervorleuchtenden, eläuterten und würdigen christlichen Gesinnung und theologi- hen Denkart volle Gerechtigkeit widerfahren; können des sitt- chen Ernstes, der seinen religiösen Erinnerungen und Anmah- ungen zu Grunde liegt, nicht anders, als ehrende Erwähnung hun; räumen ein, daß manche Gaben der Sammlung eine ewisse casuale Färbung haben und daß endlich die Sprache des Berks eine leicht dahinfließende und gewandte ist, mithin diese Beicht- und Communionreden der Veröffentlichung durch den Druck wohl werth waren: indessen konnte Rec. ganz besonders hervorstechende und ausgezeichnete Eigenthümlichkeiten derselben, welche die Aufmerksamkeit des betreffenden Lesepublicums in vorzüglichem Grade auf sich zu ziehen geeignet wären, nicht ntdecken. Die von dem Verf. ausgesprochenen und durchge- führten Gedanken erheben sich nicht über das Gewöhnliche; es geht ihnen zudem in der Regel eine gewisse Kraft und Energie ab, die gerade bei dieser Gattung von Reden unerläßlich sind. Wir weisen unter Anderem auf die achte Rede über die Worte Matth. 11, 27—30. hin, wo die Einladung Jesu: Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid ꝛc., den Com- municanten an's Herz gelegt werden soll, dieß aber in so ober- flächlicher, matter Weise geschieht, daß ein recht lebendiger Ein- druck schwerlich erzielt worden seyn mag. Der Redner um- schreibt nämlich jene Worte folgendermaßen (S. 75.): Nehmet nur meine Lehre an, die ich euch verkündige; befolget nur die Gebote, denen ich mich selbst unterwerfe; vernachlässiget nicht eueren unsterblichen Geist; lasset die Gelegenheit, Gutes zu

wir-

wirken, nicht ungenützt entfliehen; wachset täglich in der Demuth und in der Liebe — so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele. Ihr sehet ja, will er sagen, wie sehr ich bemüht bin, der Welt vorzuleuchten; wie ich die größten Beschwerden gern erdulde und mich in kindlichem Vertrauen zu meinem Vater wende; ihr sehet ja, wie liebevoll ich mit Allen umgehe und wie ich mich so recht herzlich freue, das Reich der Wahrheit und der Tugend ausbreiten zu können rc." In ähnlicher Art sind die meisten, an sich höchst zweckmäßigen und von dem Verf. nirgends außer Acht gelassenen Ermunterungen, dem Beispiele Jesu nachzufolgen, gehalten. — Dieselben Gedanken kehren häufig wieder; so der, daß das heil. Abendmahl den ganzen Inhalt unseres Glaubens in sich vereinige (s. die 14. und 18. Rede). Die Wahrheiten, daß die Abendmahlsfeier eine gründliche Prüfung unseres Seelenzustandes, aufrichtige Reue und Besserung verlange, daß derselben eine erhebende und tröstende Kraft innewohne u. s. w., werden, wie es nicht anders seyn durfte, durchgängig hervorgehoben: es wäre aber zu wünschen gewesen, daß diese Ideeen tiefer aufgefaßt, gründlicher ausgeführt und mannigfaltiger behandelt worden wären, als es gemeiniglich bei dem Verf. der Fall ist. — Darf auch am Wenigsten eine Casualrede die ihr gesteckten Schranken überschreiten, so sind doch viele hier vorliegende, vornehmlich die besonderen Anlässen gehaltenen, offenbar zu kurz ausgefallen, z. B. die 24., 30., 31., 32., 33., 35. und 36. Auch auf ungenaue und verfehlte Ausdrücke sind wir nicht selten gestoßen: so heißt es z. E. in der 12. Beichtrede, S. 86.: „Ihr wollet durch die Vergegenwärtigung der großen, verhängnißvollen Augenblicke, wo rc.;" ferner S. 103.: „Wer könnte sein Auge auf Jesum lenken, ohne von der Schönheit seines Wesens — sich angezogen zu fühlen;" — „von Strömen irdischer Güter umrauscht" (S. 120.); „mit unserem Leibe und in unseren irdischen Angelegenheiten

sind

d wir fremden Gewaltthaten unterthan" (S. 92.), dgl. Zu den besseren Reden der Sammlung möchten die . (in einer öffentlichen Strafanstalt gehalten), 22., 25. (im tockhause), worin auf die besonderen Umstände, unter weln die Communion der Betheiligten Statt fand, recht gut ücksicht genommen ist, namentlich aber die 27., 28., 36. d 38. zu zählen seyn. Unter den Privatcommunionreden inden sich auch solche, die bei außergewöhnlichen Veranlasigen vorgetragen worden sind; so z. B. die 23. an einen ann gerichtete, der seines Vagabondirens wegen in's Gefäng: geführt worden war und der bei seiner Entlassung vor sei: Abreise nach Amerika das Abendmahl genießen wollte; die . bei einem Ehepaare am Krankenbette. „Das ganze Haus," nerkt der Verf. in einer kurzen Vorerinnerung, „war schon einem Typhus ausgestorben, der Hunderte hinweggerafft tte. Ein Kind hatte eben die Augen geschlossen und der ann rang auch schon mit dem Tode." „Ich hatte," fährt . Schläger, auf sich selbst kommend, fort, „in dieser verngnißvollen Zeit mir eine kleine silberne Büchse machen und se, die inwendig stark vergoldet war [— warum diese überssigen Einzelnheiten? Rec. —], mit sehr scharfem Essige len lassen. Diese öffnete ich unbemerkt, hielt sie in der lin Hand (!), und es strömte so viel Sauerstoff hervor, daß ine Atmospäre um mich rein wurde. Zudem pflegte ich, nn ich in Stuben treten mußte, wo mehrere Kranke dieser t lagen, gewöhnlich nach dem Essen sie zu besuchen. Es r die sogenannte Kribbelkrankheit, die meistens schon nach Stunden dem Leben ein Ende machte. Das Kind lag t in demselben Zimmer und es hielt sehr schwer, Wärter bekommen. Der Prediger muß nur getrost und ohne Furcht nes Amtes warten, dann beschirmt ihn der Herr." So tenswerth des Hrn. Verfs. Amtseifer auch ist, so klingt doch fast wie Ostentation, wenn er hinzusetzt: „Wohin

Niemand, auch selbst der Arzt kaum wollte, da bin ich gegangen." Mindestens unnöthig war es, die von ihm beobachtete Vorsichtsmaßregel, daß, ehe er zu den Seinigen zurückgekehrt sei, er „alles Oberzeug abgelegt und es im Freien habe auslüften lassen," zu referiren; denn glaubte er dieselbe nicht deßwegen hervorheben zu müssen, um sie Amtsbrüdern in vorkommenden Fällen zur Nachachtung zu empfehlen, so entgegnen wir ihm, daß wohl jedem Seelsorger die Besonnenheit zuzutrauen ist, von selbst ein Gleiches zu thun. — Gar zu viel erzählt der Verf. in einer ähnlichen Vorbemerkung zu der 3. Communionrede bei einem Manne, „der durch einen (?) Zufall die Nase und die Oberlippe verloren hatte," im höchsten Grade ekelhafte Nebenumstände. Die Art und Weise, wie sich der Prediger bei dem berichteten widrigen Falle benommen hat, verdient gewiß alles Lob. — Bei einer ganz besonders merkwürdigen Veranlassung ist die 35. Rede und zwar am Krankenbette einer Frau gesprochen worden, welche beichtete, sie habe ihren Mann mit Hilfe ihres früheren Knechtes, ihres jetzigen Mannes, vergiftet. Die näheren Umstände werden in folgenden Worten angegeben: „Sie (die Frau) litt am Nervenfieber. Ich (der Verf.) wußte mich nicht gleich zu fassen und erklärte, die Sache sei zu wichtig; sie könne das heil. Abendmahl noch nicht genießen; sie müsse sich vorher sorgfältig prüfen, und ihr Verbrechen auch ernstlich bereuen. Ich wolle am andern Tage wieder kommen x. Am Abende nahm ich einen erfahrenen Beamten, welcher gerade mich besuchte, in Rath. Dieser war der Ansicht, da die Frau wahrscheinlich bald sterben würde, ihr Mann aber lebe, so dürfe ich das Verbrechen nicht verschweigen. Er entschloß sich, mich zu begleiten, da er die Familie sehr wohl kenne. Ich fragte die Frau, ob sie ihre Schuld herzlich bereue? Sie antwortete: Ja. Ich sagte ihr, sie müsse dieß beweisen, wenn sie erlaube, daß N. N. ebenfalls ihr Bekenntniß vernähme. Sie hatte Nichts dawider und mein Freund

Ein

m herein, vor welchem sie ihr begangenes Verbrechen erzählte.
un entfernte sich N. N. und die Frau erhielt das heil. Abend-
ahl. Was wir nicht erwartet hatten, das geschah. Sie
ard wieder besser. Als nun mein Freund die Anzeige zu ei-
r Criminaluntersuchung machte — so wurde von der Frau
lles geleugnet und von ihr behauptet, sie habe Alles ohne
ewußtseyn gesprochen. Der vor mehreren Jahren begrabene
Mann wurde wieder ausgegraben und in dem noch ziemlich un-
rsehrten Magen wollte man noch Fliegenstein entdecken, der
ich kurz vor dem Tode aus der Apotheke geholt worden war.
ver Umgebung ging nun ein Licht auf, wie der Mann, den
r Schlag gerührt haben sollte, so schnell verstorben sei. Die
ntersuchung hatte das Resultat, daß beide Verbrecher, wie
) glaube (die Frau gehörte nicht zur Gemeinde des Verfs.),
benslänglich der Freiheit beraubt wurden." Der Redner hat
ndringlich gesprochen, aber doch die Sache zu schnell abge-
jan. In der 36. Rede, am Krankenlager eines Mannes,
en sein Gewissen trieb, zu bekennen, er habe durch einen fal-
hen Eid eine Summe Geldes an sich gebracht, heißt es, in
er Statt habenden Verbindung, Etwas sonderbar: „Erst nach-
em du durch unsern Heiland Jesum Christum ausgesöhnt bist
nit Gotte, wirst du ruhig in deiner Seele und getrost wie
in Löwe!" — Zwei nicht minder Ekel erregende Fälle wie
er oben angeführte, werden Nr. 37. und 38. zur Sprache
ebracht. Von dem letzteren lesen wir (S. 179.): „Die Frau
itt schrecklich am Mutterkrebse und das Zimmer war so ver-
vestet, daß ich, als ich eintrat, keinen Athem holen konnte.
Ich ließ ein Becken mit glühenden Kohlen bringen und darauf
Wachholderbeeren werfen. Ich stellte das Becken zwischen die
Frau und mich, weil ich in Gefahr schwebte, in Ohnmacht zu
fallen. Mein Gemüth war ungemein verstimmt. Denn das
Haus, in welchem die Kranke zur Miethe wohnte, war ein
öffentliches Haus, wo zum Aergernisse aller keuschen Seelen

der ärgste Unfug getrieben wurde. An die Stube der Kranken stieß ein Zimmer, in das, geöffnet, ich bei'm Vorübergehen blickte, das mit schönen Meublen und Teppichen versehen war. Die höchste Noth lag an der Wand, deren andere Seite sehen mußte, daß die heiligsten Gesetze mit Füßen getreten wurden. Ich ruhte nicht eher, als bis das öffentliche Sündennest zerstört ward und errang bei der höchsten Instanz erst den Sieg." — Mehrere Gebete nach der Predigt für die Communicanten, eine Reihe von Anreden an dieselben — die füglich hätten ungedruckt bleiben können, wenigstens nicht würden vermißt worden seyn, wenn sie gefehlt hätten —, einige Bußtags- und Abendmahlspredigten, woran wir nichts Erhebliches auszusetzen fanden, und eine Anzahl gut gewählter Materialien zu Beichtreden, machen den Beschluß.

Nicht ohne Werth sind die den Reden vorangestellten, Sammlergeschick- und Fleiß verrathenden, Bemerkungen über die Buße; nur wäre zu wünschen gewesen, daß dieselben geordneter vorgetragen worden wären, als es geschehen ist.

Ueber die Vernachlässigung der Hermeneutik in der protestantischen Kirche. Von F. H. Germar, Doctor der Theologie und Hofprediger. Aus dem Journale für Prediger besonders abgedruckt. Halle, bei Karl August Kümmel. 1837. 66 SS. 8.

Hr. Dr. Germar hat sich bereits durch mehrere, auch in diesen Blättern recensirte Schriften, bekannt gemacht, in welchen er die grammatisch-historische (richtiger philologisch-historische, weil das lexikalische Moment mit bezeichnet werden muß) Erklärungsmethode als mangelhaft und unzulänglich darzustellen und an deren Stelle eine neue zu empfehlen sucht,

welche

welche er die panharmonische nennt. Wir wollen nun gleich ehrlich und offen gestehen, daß wir den Inhalt dieser Schriften nur aus fremden Relationen, besonders aus Recensionen kennen, welche uns aber nicht veranlassen konnten, durch die Lectüre jener Schriften die uns sparsam zugemessene Zeit nothwendigeren und nützlicheren Studien zu entziehen, um so weniger, als uns die fast durchgängige Einstimmigkeit jener Referenten über das Wesen und den Werth der panharmonischen Erklärung vergewissern mußte, daß sie die Meinung des Vfs. richtig erfaßt und mitgetheilt hätten. Wir glauben daher auch dem Verf. und seiner Theorie kein Unrecht zu thun, wenn wir dem Auftrage der verehrlichen Redaction gemäß der Beurtheilung vorliegenden Schriftchens uns unterziehen.

Das Wesentliche der vom Verf. empfohlenen panharmonischen Interpretation besteht nämlich darin, daß der Ausleger sich nicht bloß damit begnügen soll, Mittels der Sprachkunde den Gedanken aus den Worten des Schriftstellers zu eruiren, sondern daß er zugleich auch die Wahrheit des Gedankens prüfe, und dabei den Grundsatz vesthalte, daß der Schriftsteller weder einen mit seinen sonstigen eigenen Vorstellungen, noch mit der religiös-sittlichen Wahrheit überhaupt in Widerspruche stehenden Gedanken vortrage (daß er wahr reden könne und wolle); sobald aber eine solche Uebereinstimmung sich nicht auffinden lasse, die Schuld entweder in einer Corruption des Textes oder in fehlerhafter Darstellung des Referenten (der Verf. denkt vorzugsweise an die Evangelisten in Mittheilung der Reden Jesu), oder endlich in der eigenen (des Auslegers) Ungeschicklichkeit liege.

Das Schriftchen zerfällt in vier Theile: I. „Beweis," nämlich von der im Titel ausgesprochenen Thatsache (S. 1 bis 6.); II. „Ursachen" (S. 6—30.); III. „Abhilfe durch Reform" (S. 30—40.); IV. „Folgen einer solchen Reform" (S. 40—66.).

Den

Den „Beweis" entlehnt der Verf. besonders aus dem beinahe gänzlichen Mangel an Vorlesungen über Hermeneutik auf Universitäten. Noch vor einem Menschenalter seien dieselben überall üblich gewesen, später aber seien sie außer Gebrauch gekommen, und jetzt gehöre es zu den seltenen Ausnahmen, wenn ein Collegium über Hermeneutik nur angekündigt werde, ganz davon abgesehen, ob es wirklich zu Stande komme. Dem sel. Schott, welcher auf diese Vorlesungen vorzüglichen Fleiß verwendet, habe es zu nicht geringem Verdrusse gereicht, bei den Studirenden so wenig Empfänglichkeit und Liebe dafür zu finden. (S. 4.) Den Grund der Abnahme dieses Interesse findet der Verf. in den geringen Erfolgen der zeitherigen Hermeneutik, welche keineswegs im Stande gewesen sei, den Zwiespalt der Exegeten zu heben, weßhalb er im 3. Abschnitte die „Abhilfe" nur in der panharmonischen Methode sucht.

Die gänzliche Vernachlässigung des Studiums der biblischen Hermeneutik auf den meisten Universitäten läßt sich leider nicht in Abrede stellen, und sie ist um so mehr zu beklagen, je weniger eine von dem Gymnasium mitgebrachte und selbst auf der Universität erweiterte tüchtige classische Bildung für sich allein ausreicht zu einem gedeihlichen Studium der biblischen Exegese. Wer daran noch zweifeln könnte, der möchte durch das schlagende Beispiel in des großen Philologen Hermann Versuche, den Sinn der drei ersten Capitel des Galaterbriefs zu entwickeln, sich überzeugen lassen. Und wie sollte dieß auch anders seyn? Ist ja doch die Sprache Ausdruck und Abspiegelung des Denkens und jede einzelne Sprache Ausdruck einer individualen Volksthümlichkeit, der orientalische Geist aber und seine Anschauungsweise in der individualen Form des Hebraismus und Judaismus, sowie die neue Schöpfung des christlichen Geistes wesentlich verschieden von der Eigenthümlichkeit des occidentalischen Geistes im griechischen und römischen Alterthume. Je seltener nun zumal eine tüchtige classisch-philologi-

logische Bildung bei der Mehrzahl der Studirenden sich findet, um so kläglicher muß es um die exegetischen Studien auf den Universitäten aussehen. Wollte man sagen, fortgesetzte Uebung werde schon die nöthige Fertigkeit im Exegesiren gewähren und das Studium der Hermeneutik ersetzen, so können wir dieß nur in Betreff' der aufgeweckteren Köpfe zugeben; denn bei der größeren Mehrzahl wird es ohne die veste Grundlage hermeneutischer Studien niemals zu einiger Sicherheit und Uebung im Selbstinterpretiren und in Beurtheilung fremder Erklärungen kommen; daher auch die Erfahrung lehrt, daß so viele praktische Geistliche bei ihren Versuchen wissenschaftlicher Erklärung biblischer Stellen meistens einen Sinn einlegen, welcher der modernen Denkweise am Meisten zusagt, und von dem sich die bequemste und passendste Anwendung im Volksunterrichte machen läßt. Besondere Befehle der Prüfungscommissionen zum Besuche hermeneutischer Vorträge auf Universitäten würden dem Uebel auch nicht wesentlich abhelfen, da die Studirenden dergleichen Befehle auf mancherlei Weise zu eludiren wissen. Fruchtbar würde nur dadurch eingegriffen werden, wenn, wie auch unser Verf. sehr richtig bemerkt, die Hermeneutik nebst Anwendung ihrer Grundsätze unter die Gegenstände der Staatsprüfung aufgenommen würde.

Bei Erörterung der „Ursachen“ jenes Verfalls der hermeneutischen Studien auf den Universitäten ist der Verf. zu sehr im Interesse für seine eigene hermeneutische Theorie befangen, als daß wir ihm beipflichten könnten. Rec. kann die Erfolge der rein historisch-philologischen Interpretation keinesweges so gering anschlagen, wie Hr. Dr. Germar thut. Ist doch die Zeit längst vorüber, in welcher man die entgegengesetztesten dogmatischen Theorieen durch den Buchstaben der heil. Schrift zu vertheidigen suchte. Wie sehr auch in zahllosen Einzelheiten, über welche der Streit niemals aufhören wird, die Meinungen der Exegeten noch immer divergiren; wie Viel auch

noch

noch immer vom sogenannten „christlichen Bewußtseyn“ der Pietisten (welches Dr. Strauß mit Recht durch ein „mulier taceat in ecclesia“ zur Ruhe zu verweisen sucht) bei Erklärung der heil. Schrift gefaselt, und mehr eingelegt, als ausgelegt wird: so ist man doch im Ganzen und Großen weit mehr, als früherhin, über den Sinn der Bibel einverstanden. Der Streit dreht sich nur um die Frage, welche unter den exegetisch ermittelten Lehren und Vorstellungen als wesentliche und allgemeingiltige, und welche als temporale und locale anzusehen seien; dieser Streit ist aber gar kein exegetischer, sondern ein dogmatischer. Selbst die zahlreiche Stabilitäts- und Reactionspartei der evangelischen Kirche vermag die Kluft, welche zwischen Bibel- und Kirchen-Lehre bevestigt ist, nicht mehr zu verkennen, daher sie, um die Wahrheit der kirchlich-traditionellen Satzungen, wenn auch nur unter gewissen Einschränkungen und mit „geistlicher Unterscheidungsgabe“ (wie man in Berlin sich ausdrückt, um sich für die eigene wohlbewußte Heterodoxie ein Hinterthürchen offen zu lassen), noch jetzt zu vertheidigen, mehr oder minder eingeständlich zu dem katholischen Principe einer fortgehenden Entwickelung der Kirchenlehre im Laufe der Jahrhunderte unter Einwirkung des heil. Geistes ihre Zuflucht nimmt. Des Recn. eigene Erfahrung reicht nicht so weit zurück, um beurtheilen zu können, ob und in wie weit Form und Inhalt der hermeneutischen Vorlesungen zum Verfalle des Studiums dieser Wissenschaft auf den Universitäten beigetragen habe; seine akademischen Studien fielen in eine Zeit, wo die Hermeneutik aus den Lectionskatalogen längst verschwunden war. Rec. sollte aber meinen, daß diese Wissenschaft, wenn sie nicht mit ganz besonderer Lebendigkeit und Anschaulichkeit und von einem Lehrer vorgetragen wird, welchem aus langjährigen exegetischen Studien eine Fülle von Beispielen zur Veranschaulichung der Theorie zu Gebote steht, und wenn nicht praktische Uebungen, sowie die Hauptmomente aus der Geschichte

schichte der Bibelauslegung, damit verbunden werden, durch ihre anscheinende Trockenheit leicht ermüdet. Denn es verhält sich mit ihr ganz ähnlich wie mit der Logik, deren Hörsäle längst eben so verödet seyn würden, wenn nicht ein Zeugniß über den Besuch derselben die Conditio sine qua non der Zulassung zum Examen in allen Zweigen des Staatsdienstes wäre.

Was aber das Wesen und den Werth der panharmonischen Interpretation betrifft, so ist Rec. auch nicht durch das deßfallsige Räsonnement des Hrn. Verfs. in vorliegender Schrift überzeugt worden, und es bedarf keiner weiteren Beweisführung, daß eine solche Theorie das Grab aller echten Interpretation seyn würde. Denn was berechtigt mich zu der Voraussetzung, daß die Gedanken der biblischen Schriftsteller durchgängig sowohl mit sich selbst, als mit der religiösen Wahrheit übereinstimmen? Ist dieß nicht ein wahres ὕστερον πρότερον, oder auch die alte Inspirationstheorie in modernem Gewande? Wird damit nicht aller Willkür Thür und Thor geöffnet, da die Stimmen über Das, was religiös-sittliche Wahrheit sei, gar nicht einig sind? Weit entfernt also, daß durch des Verfs. Theorie, wie derselbe hofft, der Zwiespalt der Exegeten gehoben würde, würde vielmehr der Streit der dogmatischen Systeme in weit höherem Maße, als es bisher der Fall war, auf den Boden der Exegese verpflanzt werden, und an eine Schlichtung des Kampfes zwischen Rationalismus und Supernaturalismus, wie ihn der Verf. unter den gesegneten Folgen seiner Reform mit aufführt, würde nicht im Entferntesten zu denken seyn. Offenbar ist das Geschäfft des Exegeten, als solches, beendigt, sobald er den Sinn seines Schriftstellers erörtert hat. Ob dieser Sinn Wahrheit enthalte oder nicht, darüber hat nicht die Exegese, sondern die philosophische Kritik des Dogmatikers zu entscheiden. Vergebens hofft der Verf. S. 20., seine Gegner durch folgende Anekdote zu beschämen: „Die

„Die Kaiserin Katharina II. gab den Befehl, daß einem gewissen N. N. die Haut abgezogen und diese ausgestopft werden solle. Der Beauftragte begab sich zu dem Herrn dieses Namens, der natürlich, jedoch Anfangs ohne Erfolg, gegen diese unbegreifliche Grausamkeit protestirte. Endlich gelang es ihm, Aufschub zu erlangen; und so ergab sich, daß ein damals gestorbener Lieblingshund der Kaiserin, welcher den nämlichen Namen führte, gemeint war." „Unstreitig," ruft nun Hr. G. im Siegsgefühle aus, „unstreitig wäre der Unglückliche nach der rein grammatischen Interpretation und ihren Behauptungen vom gegebenen Sinne, von der Macht des Buchstabens u. s. w., besonders aber nach dem saubern Satze, daß die Kritik der Gedanken und des Autors den Interpreten als solchen gar nicht angehe, von dem Beauftragten mit vollem Rechte geschunden worden." Allerdings! Allein die vom Verf. als unzulänglich bestrittene Interpretation nennt sich ja nicht die grammatische schlechthin, sondern die grammatisch-historische: und den Grundsätzen der historischen Interpretation gemäß hätten die Vollstrecker des kaiserl. Befehls fragen müssen: welches von den N. N. genannten Subjecten von der Kaiserin gemeint sei? — Wie kann aber die grammatisch-historische Interpretation für die Vernachlässigung ihrer Grundsätze verantwortlich gemacht werden! Endlich bezieht sich Alles, was der Verf. zu Gunsten seiner hermeneutischen Theorie sagt, nur auf die in den Evangelien überlieferten Reden Christi, und es ist uns nicht klar geworden, wie es derselbe mit den eigentlich erzählenden Theilen der Evangelien, wie mit den apostolischen Briefen, wie mit der Apokalypse gehalten wissen wolle. Mit seinen Anforderungen (S. 45 ff.), in Betreff der Aussprüche Christi zu prüfen, ob dieselben sowohl unter sich selbst, als auch mit der religiös-sittlichen Wahrheit überhaupt im Einklange stehen, oder ob eine Modification derselben durch die Referenten anzunehmen sei, sind wir zwar vollkommen einverstanden,

können

können aber diese Prüfung nicht für Sache der Exegese, sondern nur für solche der historischen und philosophischen Kritik halten. Und wenn auch die Exegeten dieser Anforderung sich nicht ganz entziehen, so thun sie dieß aus sehr natürlichem Interesse an der Sache, ohne eben als Exegeten dazu verpflichtet zu seyn. Auch können wir den Wunsch nicht bergen, daß der Verf. die Sache durch einige Beispiele veranschaulicht haben möge, damit uns klar würde, in wie weit derselbe eine Alteration der Aussprüche Christi durch die Referenten zuzugestehen geneigt sei, oder ob er sich mehr bestrebe, die sich widersprechenden Aeußerungen Christi auf exegetischem Wege auszugleichen. Wenn z. B. Christus bei Luk. 17, 20 f. mit der größten Entschiedenheit versichert, das Reich Gottes komme nicht in äußerlich fühlbarer Weise, dagegen in den prophetischen Reden bei Matth. Cap. 24. u. 25. und in den Parallelstellen eine sichtbare Wiederkunft seiner Person zur Abhaltung des allgemeinen Weltgerichtes und zur feierlichen Inauguration des messianischen Reiches als noch innerhalb eines Menschenalters (Matth. 24, 34. Luk. 21, 32.), bei Matth. 24, 32. unmittelbar nach der Zerstörung Jerusalems, bei Luk. 21, 24. einige Zeit darauf erfolgend verheißt; wenn er endlich in den johanneischen Abschiedsreden nur von einer unsichtbaren Wiederkunft in der Wirksamkeit des heiligen Geistes spricht, so ist wohl klar, daß diese verschiedenen Aussprüche sich gegenseitig ausschließen, daß wir aber den contradictorischen Gegensatz zwischen sichtbarer und unsichtbarer Ankunft des göttlichen Reiches am Wenigsten bei Christus statuiren können; es ist klar, daß seinem hocherleuchteten Geiste nur die Reden von der Unsichtbarkeit des göttlichen Reiches angemessen sind. Nimmt nun Hr. Dr. Germar, um diesen Widerspruch auszugleichen, bei den prophetischen Reden Matth. Cap. 24. und 25. zur allegorischen Interpretation seine Zuflucht, oder statuirt er eine Modification der Aussprüche Christi durch die Auffassung der Apostel und durch die mancherlei Ver-

mittelungen, welche diese Reden in der mündlichen Tradition durchlaufen haben?

Im Uebrigen lassen wir dem freisinnigen und für vernunftgemäße Auffassung des Christenthums begeisterten Verf. vollkommene Anerkennung widerfahren; und dieß um so mehr, als derselbe, seiner eigenen Aeußerung in dieser Schrift zu Folge, bereits im höheren Alter steht, und doch noch so lebhaftes Interesse an den theologischen Fragen der Gegenwart nimmt.

Die Geissler (,) namentlich die grosse Geisselfahrt nach Strassburg im Jahre 1349. Frei nach dem Französischen des *L. Schneegans* bearbeitet von *Const. Tischendorf*, Licentiat der Theologie. Doctor der Philosophie, Mitgliede der hist. theol. Gesellschaft zu Leipzig. Daselbst, Verlag von C. L. Fritzsche. 1840. VIII u. 64 SS. 8. br. 9 Gr.

In dem Vorberichte zu dem zur Anzeige vorliegenden Schriftchen bemerkt Hr. Tischendorf, daß die Hauptansicht über die Erscheinung der Geißler, wie sie besonders am Anfange und am Ende seiner Arbeit sich vorfinde, keine Uebersetzung enthalte; auch in historischer Beziehung und in der Anordnung habe er Mancherlei, doch von geringer Bedeutung, geändert. Was nun die erwähnte „Hauptansicht" anbetrifft, so ist selbige geistreich motivirt und gut dargestellt, und giebt in der Kürze die bezüglichen vornehmsten Erklärungsmomente an die Hand. — Ganz richtig geht der Bearbeiter, indem er zuvörderst den „allgemeinen Gesichtspunct" gewinnen wollte, aus dem die merkwürdige Erscheinung jener Schwärmer, über

die

die so Vieles schon geschrieben worden ist, „in der gesammten Religionsgeschichte, so wie in der christlichen Kirchengeschichte, füglich aufgefaßt werden kann," auf die, schon frühe bei Einzelnen, „reicher an Phantasie und Gefühle, als an Verstande und Besonnenheit," sich herausstellende „einseitige Uebertreibung" der durch das Christenthum gebotenen „sittlichen Lebensstrenge," wie sie Theils in der „Ausbildung mancher gnostischen Systeme, Theils in der Entfaltung der Mönchsinstitute," dem Anachoretenthume hervortrat, zurück; wie denn auch mit Recht' darauf hingewiesen wird, daß die „allmälig ausgebildete Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke exaltirten Frommen eine neue Anregung gegeben habe, die in der Kirche gesetzlichen Bußübungen auf die Spitze zu treiben." Daß namentlich aus einem „ernsten Zorne gegen die gewissenlose Kirchenpraxis in der Sündenvergebung (Ablaßkram) der Gebrauch freiwilliger Geißelungen, durch die der beleidigten Gerechtigkeit Gottes genug gethan werden sollte," entstanden sei, ist nicht weniger einleuchtend. Treffend wird auch hervorgehoben, daß und in wiefern zwischen Mystikern und Geißlern — so „überraschend" diese Zusammenstellung auf den ersten Anblick erscheinen könnte — eine enge Verwandtschaft Statt finde, die „in der, aus einem redlichen Eifer gebildeten, Opposition gegen die Unredlichkeit, die in der Verwaltung der heiligsten Angelegenheiten der Kirche eingerissen war," zu suchen ist. „Nur prägten" — setzt Hr. T. bezeichnend hinzu — „Beide diese Opposition durch entgegengesetzte Extreme aus; die Einen gingen innerlich, die Andern äußerlich zu Werke; die Mystiker suchten ihr Heil im tiefen Borne des Gefühls, durch eine gemüthliche Versenkung in's Heiligthum des Glaubens, die Geißler suchten es in heldenmüthiger oder auch grausamer Peinigung ihrer Leiber, auf dem Schauplatze unnatürlicher Bußübung."

Die näheren Anlässe, durch welche die Erscheinung der Geißler hervorgerufen wurde, möchten aber wohl vorzüglich in den

den Zeitereignissen des 11ten, 12ten und der folgenden Jahrhunderte und in dem Geiste jener Zeit überhaupt, welcher ein gewisser „melancholischer Zug religiöser Schwärmerei" eigen war, der „sich desto freier und lebendiger entfaltete, weil er mit Mangel an Aufklärung und an Geistesbildung zusammentraf," zu suchen seyn, wie der Bearbeiter (S. 5 fg.) überzeugend auseinandersetzt. In Italien fanden, wie bekannt, die ersten eigentlichen Geißlerprocessionen Statt, welchen im Jahre 1260 auf besonderes Anstiften des Einsiedlers Rainer von Perugia geräuschvollere folgten. Nachdem diese Flagellanten, die unter Hohen und Niedrigen, Gelehrten und Ungelehrten, Mönchen, Priestern und Aebten, selbst Bischöfen Anhänger fanden, Italien durchzogen hatten, gingen sie über die Alpen nach Deutschland, wo sie durch das Ungewohnte ihrer Erscheinung und die „noch fremde Art der Büßung" überall Staunen erregten. „Nach und nach durchwanderten sie Krain, Kärnthen, Steiermark, Baiern; durchstreiften Oberdeutschland und drangen bis zum Rheine vor; Oestreich, Böhmen, Mähren, Ungarn, Polen erfüllten sie hintereinander mit ihren Klag- und Trauerliedern." Gegen Mitte des 14. Jahrhunderts erwachte in der großen Geißelfahrt der Kreuzbrüder in Deutschland von Neuem „eine glühende Begeisterung, daß sie dem Bußeifer von 1260 wenigstens gleich kam." Die fürchterliche, damals in Europa herrschende und drei Jahre lang wüthende Seuche, der schwarze Tod genannt, „versenkte die Menschheit in einen Abgrund von Verzweiflung und Elend." Wie bei allen großen Trübsalen „wollte man jetzt die Hand Gottes erkennen, welche über die Menschen für ihre Lasterhaftigkeit und Entartung eine gerechte Strafe verhängt habe. Ueberall verbreitete sich der Lärm von der bevorstehenden Ankunft des Heilandes zum jüngsten Gerichte. Da fühlten die Frömmsten sich als Sünder und eilten Buße zu thun und den Zorn Gottes zu besänftigen." — „Die phantastischen Lehren des Mittelalters,

welche

welche Leiden und Qualen des Fleisches als Bußmittel aufgestellt hatten, mochten" — wie S. 19. hinzugesetzt wird — „wohl auch dazu beitragen, daß man die Geißel ergriff, daß man in grausamen Zergeißelungen das verscherzte Heil wieder zu gewinnen suchte." Gegen die Juden, „welche der Tod zu verschonen schien," und die der unwissende Pöbel beschuldigte, „die Quellen und Brunnen vergiftet zu haben," wütheten vorzugsweise eben diese bußfertigen Geißler. — Was von S. 19. an von der besonderen Geißelfahrt nach Straßburg im Jahre 1349 erzählt wird, müssen wir unsere Leser in dem Schriftchen selbst nachzusehen bitten. Welche Theilnahme übrigens diese Geißlerhaufen in genannter Stadt fanden, zeigt der Umstand, daß mehr als tausend Einwohner sich in ihre Brüderschaft aufnehmen ließen. „Die Aufregung, die Begeisterung," fährt der Verf. (S. 43. fg.) fort, „kannte keine Grenzen. Niemand arbeitete mehr; alle Handwerke feierten; alle Tage waren Festtage; man dachte nur an die Gesänge der Geißler und folgte ihnen immer dahin, wo sie ihre Bußübungen vornahmen. Auch gewann ihre Anzahl einen so bedeutenden Zuwachs, daß sie sich genöthigt sahen, sich in zwei Haufen zu theilen, deren jeder die Hälfte der Oberen hatte und einen entgegengesetzten Weg einschlug. Die Einen zogen den Rhein hinab, die Anderen den Fluß hinauf. Während die Geißelfahrt in ihrer vollen Stärke war, verging keine Woche, ohne daß eine neue Schaar nach Straßburg kam ꝛc. Der große Bußeifer ergriff sogar die Frauen, die Mädchen, die Jünglinge und die Kinder. Auch sie veranstalteten Processionen nach Art ihrer Männer und Väter." Einer der Gesänge, die bei ihnen den Namen Leis oder Leich führten (wahrscheinlich eine üblich gewordene Abkürzung der Worte Kyrie eleison), lautet so (S. 20.):

Nu ist die bettevart so her,
Crist reit selber gen iherusalem,

Er

Er fürt ein krütze an siner hant,
Nu helf uns der heilant.
Nu ist die bettevart so gut,
Hilf uns herre durch din heiliges Blut,
Daz du an dem krütze vergoßen hast,
Unn uns in dem ellende geloßen hast.
Nu ist die stroße also breit,
Die uns zu unsere lieben frowen treit,
In unsere liebe frowen lant,
Nu helfe uns der heilant.
Wir süllent die buße an uns nemen,
Daz wir gote deste bas gezemen,
Albort in seines vatters rich,
Des bitten wir dich sünder alle gelich.
So bitten wir den vil heiligen Crist,
Der alle der welte gewaltig ist.

Ein besonderer Vers, den sie anstimmten, nachdem sie auf die Erde gefallen waren und sich dann wieder auf die Knie erhoben hatten, heißt:

Nu hebend uf die üwern hende,
Daz got dis groſe sterben wende;
Nu hebend uf die üwern arme,
Daz sich got über uns erbarme.
Ihesus durch diener namen drie,
Du mach uns herre von sünden fri.
Ihesus durch dine wunden rot,
Behüt uns vor dem gehen tot.

Merkwürdig ist auch der in Closner's Chronik im Deutschen aufbewahrte Brief, welchen sie nach den Geißelungen dem Volke vorlasen, und der die Ueberschrift führt: Der Geischeler Bredie (S. 30—39.). „Wenn derselbe vorgelesen war, zogen die Geißler bei'm Geläute der Glocken, unter Wiederholung ihrer Lieder und in derselben Ordnung, die sie bei'm Auszuge beobachtet hatten, nach Straßburg zurück. Hier begaben sie sich in die Kathedrale, wo sie von Neuem auf ihre Kniee fielen, und von da ging Jeder heim mit seinem

Wirthe,

irthe, der glücklich war, einen so ausgezeichnet frommen Bü-
r in sein Haus zu führen (S. 40 fg.). Allein — „die
egeisterung, welche die Kreuzbrüder Anfangs erregt hatten,
: grenzenlose Hochachtung und Verehrung, die ihnen das
olk Anfangs geschenkt hatte, wandelten sich endlich um
Verachtung und Ueberdruß. Die straßburger Bürger wur-
n dieser, anfänglich so wohl verpflegten, Gäste dergestalt
üde und satt, daß sie die Glocken nicht mehr läuteten, wenn
: Brüderschaft sich versammeln sollte, daß sie keine Collecten
ehr veranstalteten und ihnen auch keine Gastfreundschaft mehr
enkten ꝛc. Die Geißler sahen sich vom Volke verlassen, ver-
ssen von eben Denjenigen, auf deren Leichtgläubigkeit sie ihre
edeutsamkeit gegründet hatten; da mußten sie sich zurückzie-
n und verschwinden. Was aber ganz besonders dazu beitrug,
ese Gleichgiltigkeit unter den Massen hervorzurufen und die
auberkraft, welche die Geißler ausübten, zu vernichten: das
aren die Verfolgungen, welche diese Secte von Seiten der
irche und der weltlichen Herren zu erleiden hatte ꝛc." (S.
5 fg.) — „Freilich war" — mit diesen Worten schließt der
erausgeber das gehaltreiche Schriftchen — „die Geißlerschwär-
ierei eine Verdüsterung des christlichen Glaubens; die schlum-
iernde Religion erwachte als eine kranke; das Evangelium der
iebe erklang nicht, um zu besänftigen den Sturm in der Brust
iefer Selbstpeiniger. Allein" — fragt er, — „konnte denn
ne Zeit der gewaltsamen Betäubung zum klaren Lichte der
hristlichen Wahrheit leiten? Konnte sie namentlich Diejenigen
ahin leiten, die in gedankenloser Rohheit aufgewachsen und
on schläfrigen Seelenhirten gepflegt worden waren? — Das
Volk hatte das Gefühl eines unbefriedigten Bedürfnisses; da-
er bildete es einen Gegensatz gegen das ungenügende Beste-
ende; es suchte seine Gnüge und glaubte sie zu finden in der
rausamen Geißelbuße, die eben so seiner rohen Unwissenheit,
vie dem gewaltigen Drange seines Gemüths entsprechend war.

So ärnteten den Fluch von der allgemeinen Verdunkelung der Wahrheit selbst Diejenigen, die mit Emsigkeit zum Lichte zurückzukehren strebten; der rechte Weg lag ihren Augen verborgen rc."

In einem Anhange wird noch das alte Geißlerlied nach Förstemann's und Hoffmann's Textgestaltung, wie auch die erste gelungene deutsche Uebertragung des berühmten Stabat mater etc. (das nach neueren Untersuchungen [vgl. Illgen's Zeitschr. f. die histor. Theologie 1837. 2. H. S. 41] „höchst wahrscheinlich weder Gregor den Großen, noch den Franziscaner Jacobus de Benedictis, sondern den heiligen Bernhard" zum Verfasser hat), Hoffmann (Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit rc. Breslau 1832) aus der Nürnberger Uebersetzung des *Hortulus animae*. 1503. 12. hat abdrucken lassen, mitgetheilt.

Die Quellen, woraus der Bearbeiter geschöpft hat, gibt die Vorrede gewissenhaft an, als da sind unter andern, außer Förstemann's bekannter Schrift: Die Geißlergesellschaften. Halle 1828, dessen: Neue Mittheilungen aus dem Gebiete antiquarischer Forschungen. B. 2. H. 1. Illgen's Zeitschr. f. die histor. Theologie. 3. Bd. 2. St. 1833. S. 245 — 273, woselbst ein gründlicher Aufsatz von Mohnike „über die Geißlergesellschaften rc." sich befindet; die schon angeführte Schrift von Hoffmann: Geschichte des deutschen Kirchenliedes rc., und Theologische Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit. 1837. 4. H. S. 889 — 911.

Neuere

Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte. Von Karl Adolph Menzel, K. Pr. Cons. u. Schul-Rathe. — Siebenter Band. Von der Schlacht auf dem weißen Berge bis zum Prager Frieden. 1620—1635. Breslau, bei Graß rc. 1837. 474 SS. 2 Thlr. 8 Gr.

Oder:

Geschichte des dreißigjährigen Krieges in Deutschland rc. Zweiter Band. —

Desselben Werkes Achter Band. Die Zeit Ferdinands III. und die Anfänge Leopolds I. 1839. Breslau, bei Graß rc. 534 SS. 2 Thlr. 12 Gr.

Oder:

Geschichte des dreißigjährigen Krieges rc. Dritter Band.

Die früheren sechs Bände dieses ausgezeichneten Werks sind zu seiner Zeit mit einer Ausführlichkeit von uns angezeigt worden, welche uns jetzt der Mühe überhebt, die besondere Eigenthümlichkeit desselben auf's Neue hervorzuheben. Sie bestand, wie sich die Leser erinnern werden, in einer leichten und übersichtlichen Anordnung des Stoffes, in einer klaren und gründlichen Ausführung desselben und in einer Unparteilichkeit des Urtheils, welcher man zwar im Allgemeinen Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, die aber im Besondern nicht selten auf eine Spitze gestellt wird, wo sie in das gerade Gegentheil umzuschlagen und namentlich der kirchlichen Confession, welcher der Verf. selbst angehört, nebst den Vertretern derselben in der Vergangenheit mehr oder weniger Unrecht zu thun scheint.

Für dieses Letztere sind in den Anzeigen jener Bände so viele Beweise beigebracht worden, daß wir nicht nöthig haben, bei dem vorliegenden näher darauf einzugehen. Wir bemerken daher Ein für alle Male, daß der Verf. überall bemüht ist, die kirchlichen Reactionsversuche oder vielmehr die gewaltsamen kirchlichen Restitutions-Maßregeln, welche das östreichische Kaiserhaus während des ihm günstigen Verlaufes des 30jährigen Krieges sich erlaubte, mit dem angeblichen dießfallsigen Vorgange der protestantischen Fürsten und mit dem zuerst von ihnen aufgestellten und in dem Religionsfrieden vom J. 1555 förmlich anerkannten Grundsatze von der unumschränkten fürstl. Obergewalt in religiösen Dingen zu entschuldigen. Dagegen möchte aber zu erinnern seyn, daß der Fall nicht ein ganz gleicher war und daß wenigstens zwischen dem anfänglichen Verfahren der protestantischen Fürsten und zwischen dem spätern Verfahren der katholischen ein großer Unterschied vorwaltete. Denn wenn Jene den Protestantismus in ihren Landesgebieten als allgemeines Bekenntniß derselben einführten, so geschahe das nicht nur auf Anlaß der ihn laut und unzweideutig fordernden Gesammtstimme des Volkes, über welches sie herrschten, und in nicht länger zu umgehender Folgsamkeit gegen dieselbe, sondern auch nach Berathung und im Einverständnisse mit den damaligen Vertretern dieses Volks oder mit den Landständen und Gemeinheiten desselben und mit Zurückweisung der fremden geistlichen Obergewalt, welche sich seit Jahrhunderten von Rom aus als alleingebietende Schiedsrichterin über alle kirchlichen Dinge in die einzelnen europäischen Länder eingedrängt hatte. Sie machten dabei, mit Einem Worte, von dem seit Kaiser Friedrichs II. Zeiten nach und nach errungenen Landeshohheits-Rechte Gebrauch, wornach sie in Vereinigung mit ihren Unterthanen und nach Maßgabe der damaligen gesetzlichen Formen wie alle, so auch die Glaubensangelegenheiten im Bereiche ihres Gebietes nach bester Einsicht ein-

richten

richten und regeln konnten, ohne dabei von irgend einer auswärtigen geistlichen oder weltlichen Macht sich Etwas vorschreiben lassen zu dürfen. Wenn sie dabei den protestantischen Grundsatz der christlichen Glaubens- und Gewissensfreiheit noch nicht, wie späterhin der Kurfürst Gebhard von Köln oder noch später der Kurfürst Sigismund von Brandenburg, so klar und hell aufgefaßt hatten, daß sie auch den Gliedern einer andern christlichen Confession freie Religionsübung in ihren Territorien, sondern nur die Erlaubniß zugestanden, ohne Beeinträchtigung ihrer irdischen Habe auszuwandern, so war dieß freilich eine sehr traurige, aber aus der bisherigen Gewöhnung an die Praxis der alleinseligmachenden römisch-katholischen Kirche leicht erklärbare Beschränktheit ihrer Ansichten von jener Glaubens- und Gewissensfreiheit. Wenn dagegen das östreichische Kaiserhaus schon vor dem Anfange des 30jährigen Krieges, gestützt auf sein Landeshohheitsrecht, in den ihm unterworfenen Provinzen und Ländern (wie in Inneröstreich und Steiermark), die auf Verlangen des Volks und der Stände einheimisch gewordene protestantische Confession in Verbindung mit Rom und seinen Jesuiten zu verdrängen und auszurotten suchte; wenn es während des 30jährigen Krieges von seinem anfänglichen Glücke dazu Gebrauch machte, Dasselbe wider die feierlichsten Zusagen und Tractate (wie in Böhmen und Schlesien) zu thun, ja selbst im ganzen deutschen ihm nie landeshohheitsrechtlich unterworfen gewesenen Reiche und besonders in den protestantischen Bestandtheilen desselben den vor der Reformation bestandenen altkirchlichen Zustand der Dinge, ohne Einwilligung der betheiligten Fürsten und Stände wieder herzustellen: so war das ein Act der schreiendsten Ungerechtigkeit und wurde als solcher, wie überhaupt, so in's Besondere in dem bekannten Restitutions-Edicte von protestantischer Seite auch so tief empfunden, daß man Alles aufbot, um Gewalt mit Gewalt

walt zu vertreiben und jenes seit Karl V. die unerträglichste Anmaßung übende Fürstenhaus in seine Schranken zurückzuweisen. Auf ähnliche Weise verhält es sich überall, wo der Verf. die von der katholischen Partei gegen die protestantische Kirche geltend gemachten Ansichten oder verübten Unbilden dadurch zu beschönigen sucht, daß er der letztern Aehnliches nachweißt. Denn wenn sich das auch wirklich thun läßt, wie kein unparteiischer Geschichtskenner leugnen wird, so wird der Verf. doch oft darin ungerecht gegen diese Kirche, daß er die Sache immer so darstellt, als sei dieselbe hierin die Lehrerin jener Partei gewesen, während doch Nichts klarer am Tage liegt, als daß gerade der umgekehrte Fall Statt fand, oder daß alles unprotestantische Wesen in der protestantischen Kirche seinen letzten Grund in den Ansichten und Maximen der katholischen hatte, von denen sich jene auch nach ihrer Losreißung von dieser nicht sogleich entwöhnen konnte, oder zu denen sie ihrer polemischen Stellung halber nur allzu leicht wieder zurückkehrte, nachdem sie vom Anfange an die großartigsten protestantischen Grundsätze geltend gemacht hatte. Mit diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir uns das besondere Eingehen auf die besondern Fälle ersparen, wo der Verf. nicht die gebührende Billigkeit gegen unsere Kirche zu üben scheint, und uns jetzt nur an die Thatsachen halten, welche er in diesen zwei inhaltreichen Bänden mittheilt.

In den ersten zehn Capiteln des siebenten Bandes führt der Verf. die Geschichte des 30jährigen Krieges von der Schlacht am weißen Berge, welche dem böhmischen Schattenkönigthume Friedrichs V. von der Pfalz ein Ende machte, bis zur Erscheinung des kaiserlichen Restitutions-Edictes aus. Neben dem ganz unentschuldbar harten und despotischen Verfahren Oestreichs und seines ganz von Jesuiten geleiteten Ferdinands II. gegen das unglückliche besiegte Böhmen und das damit verbundene Schlesien, tritt hier vornehmlich die traurige Rolle hervor,

vor, welche Sachsen, seinen ewig trunkenen und von dem lutherischen Fanatiker Hoë v. Hohenegg geleiteten Georg I. an der Spitze, zu Gunsten Oestreichs spielte. Denn nicht genug, daß Sachsen schon zu seines Vorgängers, August's I. Zeit, nach Unterdrückung des sogenannten Kryptocalvinismus, der als ein Product der freisinnigen melanchthon'schen Schule zuletzt eine auch politisch wichtige Verbindung beider protestantischen Confessionen herbeigeführt haben würde, ein Lutherthum geltend machte, das durch seine sectirerische Starrheit gegen das reformirte Bekenntniß die Widerstandskraft der protestantischen Union gegen das Haus Oestreich bis auf Nichts herabbrachte: so leistete auch dasselbe diesem Hause bei der Bekämpfung jener Union den entschiedensten Beistand und that, wie aus dem gedachten Grunde, so aus politischen Vergrößerungsabsichten mittelbar und unmittelbar weit Mehr für die Reactionszwecke desselben, als selbst der fanatische Maximilian I. von Baiern. Sogar bei der grausenvollen, vom Verf. durch Berufung auf ähnliche Acte der Barbarei so mild als möglich dargestellten, Hinrichtung von 48 bei dem Aufstande gegen den Kaiser am Meisten betheiligten Böhmen, die sich größten Theils mit dem erhebendsten Glaubensmuthe dabei benahmen, paradirte sächsische Reiterei und Fußvolk zur ungehinderten Sicherung dieses Blutwerkes und wie der erwähnte Hoë bei Gelegenheit der neuen Huldigung Schlesiens, die sein Herr als kaiserlicher Commissarius in Breslau annahm, Ferdinand II. als ein Muster von Gerechtigkeits- und Friedensliebe, von Huld und Gnade pries, so bot auch dieser Herr selbst Alles auf, die härtesten Unterwerfungs-Plane Oestreichs gegen dieses Land zu gedeihlicher Ausführung bringen zu helfen. In Böhmen wußte Ferdinand II. allein seine reactionären Zwecke auf die schonungsloseste Weise zu erreichen, da der einstweilen vor dem bekannten Mannsfeld, Markgrafen Georg Friedrich von Baden und Herzoge Christian von Braunschweig in schlechtester

Weise

Weise fortgesetzte Raubkrieg ihn daran nicht hindern konnte, und da die allmälig von Sachsen bei'm Kaiser eingelegten Fürbitten der Natur der Sache nach um so weniger fruchteten, je leichter diesem mit der abgetretenen Lausitz der Mund gestopft war. Als man aber mit Böhmen am Ziele war und allem dort einheimisch gewordenen Protestantismus in dem Maße ein Ende gemacht hatte, daß über 30,000 ihm angehörige Familien und unter ihnen 185 Geschlechter des Herren- und Ritterstandes auswandern, auch in dem Nebenlande Mähren die Glieder der Brüderunität (die ehemaligen Reste der strengen Hussiten oder Taboriten) mit ihrem Prediger Johann Amos Comenius ihr Schicksal theilen mußten: ging Ferdinand II. mit seinem, von den Jesuiten, seinem Beichtvater Lamormain und dem päpstlichen Nuntius Caraffa beschwichtigten Gewissen gar leicht daran, auch in dem eigentlichen Oestreich den Protestantismus, der dort unter Maximilian II. sich weit verbreitet hatte, gewaltsam auszurotten. Merkwürdig ist hierbei die Art, wie der Verf. das bedauernde Urtheil des nationalen böhmischen Geschichtschreibers Pelzel über die Vernichtung des Protestantismus und der Selbstständigkeit seines Vaterlandes zu berichtigen sucht (S. 110 f.). Er läßt sich nämlich nur darauf ein, in Hinsicht dieser Selbstständigkeit zu bemerken, daß es besser sei, wenn die ehemaligen ständischen Körperschaften jetzt als Unterthanen großer Monarchen die geräuschlose Bahn bürgerlicher Beschränkung und Gesittung wandeln, läßt aber die Klage, daß das im Jahre 1620 noch ganz protestantische Böhmen bei Ferdinand des III. Tode wenigstens dem Scheine nach wieder ganz katholisch war, völlig unberührt, gleich als ob der Protestantismus diesem unglückseligen Lande nicht eine ganz andere Gestalt gegeben haben würde, als es leider jetzt hat, wo es fast nur um seines Hopfens, seines Glases und seiner Fasanen willen noch unter andern Ländern genannt wird. Diejenigen Maßregeln hingegen, welche Ferdinand

nand II. in Ober-Oestreich gegen den Protestantismus ergriff, nennt der Verf. selbst hart, und erzählt mit Mißbilligung, wie herrisch und barbarisch gegen die ihm anhängenden Stände daselbst und gegen die durch den baierischen Statthalter Herbersdorf zum Aufruhre gereizten Bauern verfahren wurde, obwohl er auch hier dem Kaiser zu Gunsten das freilich Etwas „über die Gebühr ausgedehnte" Reformationsrecht geltend zu machen sucht. Dasselbe geschieht bei Erwähnung der Maßregeln, die von Ferdinand II. gegen den Protestantismus in Nieder-Oestreich ergriffen wurden; doch legt der Vf. hier auch das offene Geständniß ab, daß der wahre Grund derselben „die Abneigung jenes Kaisers gegen das unkatholische Kirchenthum und die in seiner Seele vestgewurzelte Ueberzeugung war, daß dasselbe eine Secte sei, welche er in einem seiner unmittelbaren Erbherrschaft unterworfenen Lande nicht dulden dürfe, ohne sein und seiner Unterthanen ewiges Heil zu beeinträchtigen." Daß er bei dieser Ueberzeugung auch in Schlesien dem Katholicismus durch die schonungslosesten Maßregeln so viel als möglich Terrain zu verschaffen suchte, lag um so mehr in der Natur der Sache, als gerade damals das Waffenglück seines Feldherrn Wallenstein seine politische Macht von Tage zu Tage höher hob, und als er durch dasselbe zu dem kühnen Gedanken getrieben wurde, das in seinen eignen Ländern Versuchte auch auf das ganze deutsche Reich überzutragen oder doch den Zustand der Dinge, der in ihm durch den Religionsfrieden vestgesetzt worden war, wieder herzustellen. Die Folge davon war das am 6. März 1629 erlassene kaiserliche Restitutions-Edict, welches der vornehmste Anlaß wurde, daß „der bereits eilfjährige Krieg von Neuem entbrannte, noch neunzehn Jahre dauerte und durch Einmischung fremder Völker eine für das Volk und Reich der Deutschen eben so schmähliche als verderbliche Wendung erhielt." Die Erwähnung und Mittheilung dieses Edictes nach seinem wesentlichen Inhalte leitet

tet der Verf. mit der Bemerkung ein, daß es doch wohl nicht bloß aus dem Interesse des Kaisers für den Katholicismus, sondern auch aus „dem Streben desselben nach Machtvergrößerung" in seiner Stellung „als Reichsoberhaupt" hervorgegangen seyn möge. Um aber ein richtiges Urtheil darüber zu vermitteln, wählt er einen doppelten Standpunct, den rechtlichen und den praktischen. Von jenem Standpuncte aus hält er das Edict für schwerlich anfechtbar, von diesem aber, meint er, könne es zwar unsere „in der Bildung um zwei Jahrhunderte fortgeschrittene Zeit nicht billigen, nur habe leider Ferdinand II. nicht auf diesem Standpuncte gestanden." Wie Wenig damit gesagt sei, braucht kaum bemerkt zu werden, und wenn der Verf. bei Beleuchtung der rechtlichen Seite des Edicts die Aeußerung thut; „der Richter habe sich nicht um den Widersinn gekümmert, wornach der Religionsfriede den protestantischen Reichsständen zwar Befugniß zugestand, die augsburgische Confession einzuführen, nicht aber die weltlichen Güter und Gerechtsame der katholischen Fürsten, Stände und Körperschaften zu beeinträchtigen," so tritt wohl klar genug hervor, daß es auch um die Rechtlichkeit der Sache zweideutig genug stand.

Vom eilften bis zum funfzehnten Capitel schildert der Verf. die Wirkungen, welche das Restitutions-Edict nach sich zog, das Benehmen der Reichsfürsten dabei, die Hinwirkung derselben und der Priesterpartei auf den Sturz Wallenstein's, und das Auftreten Gustav Adolph's in Deutschland. Jenen Wirkungen wußte man zum schlimmen Zeugnisse für die wahren Zwecke des Edicts die Richtung auf's ausschließende Interesse des kaiserlichen Hauses zu geben und wenn das dadurch enttäuschte Sachsen vergeblich dagegen vorstellte, daß „der Kaiser zur Auslegung des Religionsfriedens ohne Zuthun der sämmtlichen Kurfürsten und Stände des Reiches nicht berechtigt sei," so wurde es gerechter Weise schon jetzt inne,

wel-

welchen Dank es sich durch seine bisherige antinationale und anticonfessionale Politik bei Ferdinand II. verdient habe. Um so verächtlicher war aber das Verhalten desselben in sofern, als es bei Gelegenheit des ersten Jubelfestes der augsburgischen Confession durch Hoë v. Hohenegg den Katholicismus auf's Aergste angreifen ließ, während es dem Kaiser selbst auf's Niedrigste schmeichelte, obwohl auch andere Reichsfürsten, z. B. der Kurfürst von Brandenburg, Trotz des immer weitern Umgreifens der kaiserlichen Macht in Norddeutschland und der Entsetzung des Herzogs von Mecklenburg zu Gunsten Wallenstein's, sich nicht weiser und volksthümlicher benahmen. Glücklicher Weise war Ferdinand II. der Mann nicht, der von der „kläglichen Unkraft" dieser confessionalen Gegner zur Herstellung eines unabhängigen und selbstständigen Kaiserthums Vortheil zu ziehen wußte, und wenn er sich sogar von der Priesterpartei seines Hofes und auch vom baierischen Maximilian gegen den ihm dazu ganz unentbehrlichen Mann, den Oberfeldherrn Wallenstein, der mit seiner kirchlichen Indifferenz in den Augen jener Partei dem mönchischen Tilly weit nachstand, so sehr einnehmen ließ, daß der Sturz desselben auf dem Reichstage zu Regensburg etwas sehr Leichtes war, so läßt sich wohl darin das Walten einer gerechten Nemesis nicht verkennen. Der Verf. benutzt diesen Anlaß zu der eben so grundlosen als bekannten Klage, daß hiermit der günstigste Zeitpunct zur Herstellung der nationalen Einheit und Größe, zu welcher England und Frankreich gelangten, für das „durch den Kirchenstreit getrennte" Deutschland verfehlt worden sei. Er bedenkt aber nicht, daß diese Trennung nicht nur weit älter war, als der sie allerdings unterhaltende und bevestigende Kirchenstreit, sondern daß sie auch unendlich Viel zur geistigen Ausbildung Deutschlands beitrug und noch beiträgt. Wie würde es um die heiligsten Güter der Menschheit in Deutschland aussehen, wenn die kirchlichen und religiösen Regierungsmaximen

Dest-

Oestreichs je allgemein in ihm geworden wären und wenn jene Hüter nicht an den protestantischen Reichsgliedern desselben ihre Vertreter und Förderer gefunden hätten? Was England betrifft, so ist bekannt genug, daß es Das, was es ist, gerade durch die ungehemmte Durchführung der Reformation in seinem Gebiete wurde, und hätte Frankreich derselben Reformation Raum gegeben, nicht aber sie durch seinen bloß „die Einheit der Staatskraft“ erstrebenden Richelieu gewaltsam unterdrückt, so würde es sich seine spätere Revolution erspart haben und nicht bis zu dem jetzigen Augenblicke der Spielball bürgerlicher Unruhen seyn. Der Kürze halber mag der Zustand Spaniens, Portugals, Italiens und aller katholisch gebliebenen Länder unerwähnt bleiben. Ein Geschichtschreiber, wie der Verf., sollte aber doch wohl auf das Alles Rücksicht nehmen, ehe er es für bedauernswerth erklärt, daß ein Ferdinand II. den rechten und einzigen Moment, „seinem Kaisertitel Wesenheit zu geben,“ unbenutzt ließ. — Das Urtheil des Verfs. über den Mann, der so Vieles beitrug, dieß auch von Außen her zu verhindern, über den jetzt auf den Schauplatz tretenden Gustav Adolph von Schweden, wird dagegen jeder Leser gern zu dem seinigen machen, obgleich dasselbe andern wackern protestantischen Fürsten, z. B. einem Philipp von Hessen, Eintrag zu thun scheint. „In diesem Schwedenkönige,“ heißt es, „trat für den Protestantismus nach mehr als hundertjähriger Dauer desselben zum ersten Male ein Fürst auf, der mit den Eigenschaften des Helden die liebenswürdigen Tugenden des Menschen und mit der Wärme für den evangelischen Glauben so viel Freiheit des Geistes verband, um die Form dieses Glaubens nicht für die einzige Bedingung des christlichen Lebens, nicht für das ausschließliche Band der Liebe und Hoffnung zu halten. Zwar galten in Schweden strenge Gesetze gegen den katholischen Glauben und Gottesdienst; — mit dem eigenen freien Geiste hatte sich jedoch

doch Gustav Adolph über das politisch-kirchliche Gesetz sei-
ner Krone erhoben, so daß er, der Retter des deutschen Pro-
testantismus, zugleich den engherzigen Sectengeist desselben be-
schämte. — Kaiser Maximilian II. war mit der Ueber-
zeugung, daß beide Religionen in einem und demselben Lande
neben einander bestehen könnten, zu früh gekommen und zu
Tode geärgert worden; aber funfzig Jahre später war die Welt
für diese Ueberzeugung schon empfänglicher und ein allgemeines
dunkles Gefühl der Sehnsucht kam dem Wiederbringer dersel-
ben entgegen, der eine so ganz andere Fürstenweise, als Fer-
dinand II., Maximilian von Baiern, Johann Georg
von Sachsen in ihrer kirchlichen Beschränktheit und steifen Förm-
lichkeit, ein so ganz anderes Feldherren- und Heldenthum, als
Wallenstein und Tilly in ihrer angeborenen Verschlossen-
heit, in ihrer aus der niederländisch-spanischen Kriegsschule an-
genommenen Härte und Schroffheit an den Tag legten." An-
deres zum Vortheile des Helden Gesagte und selbst aus un-
parteiischen katholischen Schriftstellern Beigebrachte müssen wir
hier übergehen.

Im sechszehnten bis zum fünf und zwanzigsten
Capitel hält sich der Verf. vornehmlich an die Beschreibung
der durch Gustav Adolph eine ganz andere Wendung neh-
menden Kriegsereignisse auf deutschem Boden, und wir deuten
hierin nur auf Dasjenige hin, worüber sich derselbe in eigen-
thümlicher Weise ausspricht. Er beginnt mit den Verhandlun-
gen, welche die durch das Restitutions-Edict so sehr bedräng-
ten evangelischen Reichsstände (am 29. Dec. 1630) zu Leipzig
pflogen und deren Ergebniß auf gegenseitigen Schutz gegen das-
selbe und gegen die bisherige Kriegsnoth hinauslief, womit sich
ein erfolgloser Unionsversuch zwischen den lutherischen und re-
formirten Theologen verknüpfte. Es erfreut, den Verf. über
jene Verhandlungen mit Bezug auf das wahre Verhältniß je-
ner Reichsstände zu einem Kaiser, der sein Glück und seine
Macht

Macht gegen dieselben kecklich mißbrauchen wollte, S. 284 ff. rechtfertigend sprechen zu hören und das mit dem oben Angeführten nicht im Einklange stehende Geständniß zu vernehmen, daß, „ob man gleich vor dem Namen des Reichs und dem Scheine des Kaiserthums sich noch von Seiten der Fürsten beugte, doch diese in der That als Führer und Vertreter unabhängiger Staaten, wie etwa heut Mindermächtige den Großmächtigen, dem Kaiser zur Seite standen." Es wird dabei bemerkt, daß die Fürsten in dieser Sache am Volke, besonders an dem norddeutschen, eine große Stütze hatten, weil das Benehmen der kaiserlichen Feldherren und Heere dasselbe zum glühendsten Hasse gegen den Kaiser getrieben hatte; diese Bemerkung aber wird durch Hindeutung auf die furchtbar rohe Soldateska erläutert, welcher Deutschland nun schon seit zwölf Jahren zur Beute und Verwüstung hingegeben war. Hierzu kam, daß das schwedische Heer, das diese Soldateska zu bekämpfen gekommen war, damals das gerade Widerspiel derselben ausmachte und nur erst dann in gleichem Maße ausartete, als es seinen edlen Führer nicht mehr hatte und durch die von andern Fahnen ihm zulaufenden Truppen ergänzt wurde. Bei dem traurigen, durch die verzögerte Verbindung des Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen mit Gustav Adolph veranlaßten Falle Magdeburgs, („dieses glühenden Herdes eines Feuereifers für die evangelische Sache, wie er nirgends in Deutschland gefunden wurde") spricht der Verf. die Behauptung aus, daß die Stadt nicht ohne ihre theilweise Schuld dieses Schicksal erlitten habe, und daß angezogene glaubwürdige Geschichtschreiber die kalte und schonungslose Zulassung der von den verwilderten Kriegshorden daselbst begangenen Gräuel von Seiten Tilly's nicht wahrscheinlich machen. Mit der Bemerkung, daß „oft das Unwahrscheinlichste den meisten Glauben finde," wird der Verdacht erwähnt, Gustav Adolph habe Magdeburg absichtlich Preis gegeben, „um den vornehmen pro-

:otestantischen Ständen die Folgen ihrer Unentschiedenheit vor
ugen zu stellen, und sie durch den Anblick Dessen, was allen
vangelischen bevorstehe, zur offenen Erklärung für die evange-
'che Sache zu bestimmen." Wir übergehen die Schlachten
i Breitenfeld und Lützen nebst ihren ungeheuern Folgen
ır die evangelische Sache, und erwähnen nur, daß der Verf.
i Beurtheilung derselben Schiller'n mehr als ein Mal
cht ohne Grund widerspricht und sich in Darstellung dieser
ınzen Geschichtsperiode sehr unparteiisch zeigt. Dahin gehört
ıch das Endurtheil über Gustav Adolphs Wesen, Wollen
ıd Streben; die Schilderung des elenden Benehmens Sach-
ns gegen Schweden; die unverhohlene Mißbilligung der Behand-
ng katholischer Länder und Priester, welche sich Herzog Bern-
ard von Sachsen zu Schulden kommen ließ, und mehreres
ndere dieser Art. Besonders aber gehört dahin die Beurthei-
ıng Wallensteins, seiner eigentlichen Plane und des zwei-
:utigen Verhaltens, das ihm zu Eger sein tragisches Schick-
ıl bereitete. Wir erinnern uns nicht, unter Allem, was hier-
ber in neuerer Zeit geschrieben wurde, etwas so allseitig Ab-
:wogenes gelesen zu haben. „Jeden Falls," sagt der Verf.
nter Anderem, „ist Wallensteins Handlungsweise gegen
:inen Gebieter von Unredlichkeit nicht frei zu sprechen, wenn
leich auf der andern Seite das heimtückische Verfahren und
ie Habgier seiner Ankläger und treulosen Freunde mit gerech-
:m Unwillen erfüllt und die Art, wie der Hof in dieser Sache
ı Werke gegangen ist, auf ein verborgenes, jetzt schwerlich
ıehr ganz zu enthüllendes Spiel der Intriguen in den Um-
ebungen des Kaisers zurückweist," welcher „einen im Geiste
er damaligen Justiz ausgefertigten Befehl, den Hochverräther
:bend oder todt zu ergreifen, unterzeichnete, ohne Besorgniß,
iermit ein Unrecht zu begehen." Merkwürdig ist, daß „ge-
ade die Jesuiten zu einer Zeit, wo kein Anderer in den kai-
:rlichen Staaten Etwas zur Vertheidigung des Ermordeten zu

sagen

sagen wagte, seine Unschuld behauptet haben." Auf eben so beifallswerthe Weise spricht der Verf. über die Folgen der traurigen Schlacht bei Nördlingen für die Evangelischen; über das Verkehrte und Schädliche ihrer gegenseitigen Eifersucht, und über den prager Frieden, durch welchen Sachsen der gemeinsamen Sache auf's Neue den empfindlichsten Stoß versetzte und gegen den selbst die sächsischen Landstände die schwersten Bedenken äußerten.

Der achte Band dieses Werks führt in den ersten zehn Capiteln die Geschichte des 30jährigen Krieges bis zum Schlusse desselben und dem westphälischen Frieden. Das Wesentliche von jener dreht sich von der Schlacht bei Wittstock an, worin die von den Schweden besiegten Sachsen für die politischen Mißgriffe ihres Kurfürsten zunächst zu büßen hatten, um die Angabe der meist für die Schweden günstigen Wechselfälle des Krieges; um die Schilderung des grenzenlosen Elendes, das an sich selbst und im Gefolge der durch die Ausgesogenheit der einzelnen Länder nothwendig gewordenen Hin- und Herzüge der streitenden Heere über Deutschland kam; um die Mittheilung der Maßnahmen, wodurch Friedrich Wilhelm von Brandenburg sich zu der von Sachsen verschmähten Würde eines Beschützers des Protestantismus emporzuschwingen wußte, und um die traurige Rolle, welche ihm und Schweden gegenüber Baiern und Oestreich bis zu den letzten vor Prag fallenden Schüssen spielten. In diesem inhaltreichen Ganzen deuten wir nur auf einige interessante Einzelnheiten hin, welche der Verf. in dasselbe verwebte. So benutzt er die Erwähnung des 1637 erfolgten Todes von Ferdinand II. zu einem Endurtheile über ihn, das trotz aller entschuldigenden Wendungen zuletzt doch gerecht und billig genannt werden muß, da es die Gefährlichkeit des von ihm befolgten Grundsatzes hervorhebt, die Aufrechthaltung und Wiedereinführung einer Kirchenform, die

ihm

i die ausschließliche Bedingung der Seligkeit und nebenbei
tisch heilsam zu seyn schien, durch äußere Gewaltmittel zu
irken; eines Grundsatzes, den sein Nachfolger Ferdinand
. wo möglich noch strenger und rücksichtsloser zu verwirkli-
i suchte. Die Folge davon war besonders nach Herzog
rnhards Tode (18. Jul. 1639), mit welchem der Ver-
: von Elsaß und Lothringen für Deutschland schon im Vor-
s so gut als entschieden war, die tägliche Vergrößerung des
: diesem lastenden Kriegsjammers, zu dessen Veranschauli-
ng die Worte des Verfs. hinreichen: „Während bloß über
i (schon im J. 1639 getroffenen) Einleitungen zur Frie-
isunterhandlung Jahre vergingen und die Unterhandlung
bst nachher einen wahren Schneckengang schlich, herrschte
che Hungersnoth in Sachsen, Hessen, am Rheine und im
saß, daß man Fleisch vom Schindanger nicht verschmähte,
ehängte vom Galgen herabschnitt, die Kirchhöfe umwühlte,
: Bruder die Leiche der Schwester, die Tochter die der Mut-
: verzehrte, Aeltern ihre Kinder schlachteten und ganze Ban-
n sich zusammenthaten, um Jagd auf Menschen wie auf
lde Thiere zu machen. Es war diese Hungersnoth die na-
rliche Folge der methodischen Verwüstung der Länder, welche
n den durchziehenden Armeen verübt wurde, um ihren Geg-
rn das Bestehen unmöglich zu machen. Hand in Hand gin-
n mit dem Hunger ansteckende Seuchen und die Soldaten
lbst erlagen denselben zu Tausenden. — Schlimmer als diese
loth waren die Schändlichkeiten, welche die armen Menschen
i erleiden hatten, wenn die zuchtlosen, in den vieljährigen Feld-
igen verwilderten Kriegshorden in die Dörfer oder unverwahr-
n Städte brachen. Da wurden Leute bei angemachten Feuern
ter in Backofen gebraten, die Augen ihnen ausgestochen, die
löpfe zum Aufspringen eingeschraubt, Riemen aus dem Rü-
len geschnitten, Nasen und Ohren, Arme und Beine und säu-
ende Brüste abgehauen, Kien und Schwefel unter die Nägel

oder in die Oeffnungen des Körpers gesteckt und angezündet, Mistjauche und Urin in den Hals geschüttet, die Fußsohlen aufgeschnitten und mit Salze bestreut, die Männer verstümmelt, an Pferdeschweife gebunden, zu Zielscheiben für Schießübungen aufgestellt, die Kinder den Aeltern weggerissen, in Stücke gehauen, an die Wände geworfen, an Spieße gesteckt und gebraten, die Weiber und Jungfrauen vor den Augen der Männer und Aeltern auf öffentlichen Straßen, in Kirchen und wohin sie immer flüchten mochten, geschändet und nachher nicht selten verstümmelt oder ermordet." Die Belege dazu werden in einer Anmerkung aus gleichzeitigen Schriften: The lamentations of Germany, aus Venator's Epistola de misero Germaniae etc. statu und Andern mitgetheilt. — Einem andern Gräuel dieser Zeit widmet der Verf. ein eigenthümliches Capitel, dem damals allgemein gangbaren der Hexenprocesse, der auf dem, durch die Reformation in Folge ihres Offenbarungsbegriffes nicht erschütterten, Glauben an die unmittelbare Einwirkung des Teufels auf Menschenseelen beruhte und in der Form der Bulle Innocenz VIII. und des Hexenhammers executirt wurde. Die Schaaren, welche hierdurch unter allen Classen und Ständen massenweise ihren Untergang auf dem Scheiterhaufen fanden, stiegen zu einer unglaublichen Zahl und Höhe und das Urtheil der weniger Vernünftigen, welche sich dagegen erklärten, vermochte Nichts gegen die Unvernunft, womit die Universitäten, die politischen Gewalthaber und ihre bei der Vermögenseinziehung der Verurtheilten gewinnenden Gerichtsbehörden anderthalb Jahrhunderte hindurch jene Hexenprocesse schützten und förderten. Ein einziger deutscher Fürst, der Erzbischof von Mainz (Joh. Philipp v. Schönborn) ließ sich durch die vom Jesuiten Spee (1631) dagegen gerichtete Schrift (Cautio criminalis s. de processibus contra sagas liber ad magistratus Germaniae) bewegen, dieselben in seinem Gebiete abzuschaffen; für

alle

lle Uebrige war aber die strafende Aeußerung dieses Spee erloren: „Wenn die großen Herren um ihre Landwirthschaft, falkenbaizen und Hirschjagden selbst sich bekümmern und diesen Gegenständen oft große Aufmerksamkeit schenken: so sollten sie s auch nicht für Beeinträchtigung ihrer Majestät halten, aus olchen Höhen in die niedern Gegenden herunter zu steigen und edenken, wie sie dereinst im Gerichte Gottes sich verantworten verden, so sorglos und so unbekümmert um Vergießung so ieles Menschenblutes gewesen zu seyn." Unter den Erklärunen der Möglichkeit, daß so Viele des angeschuldigten Bundes mit dem Teufel eingeständig waren, entscheidet sich der Verf. nit Recht für die meisten Fälle für die: daß die Hingerichteen durch die unmenschliche Härte des Proceßverfahrens dahin gebracht wurden, jenen teuflischen Verkehr zu erdichten, um uf dem Scheiterhaufen den größeren Qualen der Folter zu ntgehen, wobei nicht ausgeschlossen bleibt, daß krankhafte Zuände des Körpers und der Seele bei Einigen der Angeklagten ich in befremdenden Erscheinungen äußerten, welche der stupide Teufelsglaube der Zeit zu seinem Gunsten auszudeuten wußte. Wären Die, die diesen Teufelsglauben jetzt mit aller Macht u erneuern suchen, nur einiger Maßen belehrbar: so würde hnen dieser ganze Abschnitt zu besonderer Beherzigung anzumpfehlen seyn. Für unsere Leser mag nur das Schlußwort desselben hier stehen: „Niemand darf meinen, daß die Vernunft stark genug sei, irgend einem Zeitalter gegen das plötziche Hervortreten der finstern, im Hintergrunde des menschlihen Daseyns lauernden Gestalten des Irrwahns sichere Bürgschaft zu leisten, sobald dieselben einer neuen Form der Bethörung sich zu bemächtigen wissen," und (möchte hinzuzusetzen seyn) wie damals von Oben her gefördert werden. Noch deuten wir auf Das hin, was der Verf. von der mächtigen Wirkung der Schrift des pseudonymen Hippolithus a Lapide (wahrscheinlich des Kanzlars Chemnitz in Schleßwig) in die-

ser Zeit, und von dem Religionsgespräche zu Thorn sagt. Der im Wesentlichen mitgetheilte Inhalt jener Schrift lief darauf hinaus, auf geschichtlichem und rechtlichem Wege den deutschen Reichsfürsten ihre souveräne Selbstständigkeit gegen die angemaßte Reichssouverainetè des östreichschen Kaiserhauses zu vindiciren und zur Beseitigung aller durch die letztere veranlaßter bürgerlicher Unruhen und religiöser Wirren die Herstellung einer Reichsverfassung vorzuschlagen, wie sie etwa jetzt als deutsche Bundesverfassung besteht. Der Verf. kann nicht leugnen, daß Oestreich jene Reichssouverainetè bisher in Anspruch genommen und dadurch namentlich in dem 30jährigen Kriege unsägliches Uebel über Deutschland gebracht hatte; sucht aber doch auch das Verfahren desselben dadurch in ein milderes Licht zu stellen, daß er bemerkt, kein Kaiser aus diesem Hause habe Kraft und Muth genug gehabt, durch Zertrümmerung der ihren Ansprüchen entgegenstehenden Reichsverfassungsformen diese Ansprüche vollständig durchzusetzen. Der Schluß jener Schrift, der den schon vom Gothenkönige Theodat geltend gemachten Grundsatz auf's Neue einschärft: es müsse zwischen den verschiedenen christlichen Confessionen in Deutschland vollständige Gleichheit Statt finden und keine durfe vor der andern bevorzugt werden, ist für jene Zeit um so merkwürdiger, da er heut' zu Tage durch die wiener Bundesacte zwar förmlich anerkannt, aber immer noch nicht zur gehörigen Verwirklichung gekommen ist. Um so weniger kann es denn auch Wunder nehmen, daß die bei dem Religionsgespräche zu Thorn (1645) vom polnischen Könige Wladislaus IV. beabsichtigte Verwirklichung desselben durch die confessionarische Hartnäckigkeit besonders der Katholiken und Lutheraner (Calov, Hülsemann) vereitelt wurde, und es erscheint in den mitgetheilten Verhandlungen darüber Nichts weiter anziehend, als das nach Sinn' und Geiste unaussprechlich wohlthuende Schreiben, das jener König zu dem Religionsgespräche erließ, sowie die

In-

nsichten und Grundsätze, welche der dazu mitberufene, von
n Lutheranern als Synkretist verketzerte, große Calixt im
aufe desselben aussprach. Auch hier galt es Wahrheiten,
elche die jetzige Zeit und ihre theologischen Parteien noch im-
er nicht anerkennen wollen, daß „man sich nämlich weniger
rgfältig um Dasjenige kümmere, was man nach dem Willen
nd der deutlichen Vorschrift Gottes thun solle, sondern daß
an weit mehr neugierig gewesen sei, wie Gott von Ewigkeit,
s er uns erwählet, gehandelt oder wie er in der Zeit handelt,
enn er den heilbringenden Glauben, die Hoffnung und die
iebe uns mittheilt." — „Wir sollten," setzte Calixt
nzu, „dem Evangelium gehorchen und das Gute thun, an
Statt die Art der göttlichen Wirksamkeit und ihre
Verbindung mit unseren Kräften, aus welcher zu-
ächst unsere Handlungen hervorgehen, zu untersuchen.
Wenn von Sokrates gerühmt wird, daß er die Philosophie
om Himmel auf die Erde herabgeführt habe, so ist auch
ie Theologie von den überflüssigen und müßigen Specu-
ationen und Subtilitäten abzurufen, um in den zur
Seligkeit nöthigen Lehren den Weg des Geistes und in der
Heiligung zu zeigen, ohne welche Niemand Gott schauen
ann." Dieses und Aehnliches predigte Calixt damals um-
onst; würde es ihm aber unseren altlutherischen und kirch-
ich-philosophischen Dogmatikern gegenüber jetzt besser er-
gehen? —

Vom eilften bis zum sechszehnten Capitel hat es
der Verf. vornehmlich mit den westphälischen Friedens-
verhandlungen zu thun, und wenn er in der Vorrede zu
diesem Bande darauf Anspruch macht, „diesen Stoff lesbar ge-
macht und Licht in manche der Gegenwart verdunkelte Regio-
nen geworfen zu haben," so wird ihm das der unparteiische
Leser gern zugestehen. Bei der unendlichen Masse dieses
Stof-

Stoffes würden wir aber die Grenzen dieser Anzeige ganz ungebürlich überschreiten, wenn wir nur auf das Hauptsächliche desselben umständlicher eingehen wollten. Wir bemerken also nur, daß das Interesse unserer Leser vorzugsweise von dem dreizehnten Capitel in Anspruch genommen werden dürfte, wo von den Bestimmungen des westphälischen Friedens über die Religionsangelegenheiten Deutschlands im Allgemeinen und über das Reformationsrecht der Fürsten und die Religionsfreiheit der Unterthanen in's Besondere die Rede ist. Es ergibt sich hieraus, daß die darüber getroffenen Bestsetzungen sowohl nach ihrem bestätigenden als beschränkenden Theile die Engherzigkeit der damaligen Zeitbegriffe noch vielfach an sich trugen. Diese Engherzigkeit scheint aber der Verf. da, wo er von dem Grundsatze einer „fortschreitenden Reformation" spricht, der lutherischen Kirche mehr aufzubürden, als nachzuweisen (S. 210.). Denn wenn er spricht, daß sie bei ihrer Ansicht, „daß die Schrift die vollständige und deutliche Wahrheit enthalte, jede Ausdeutung und weitere Entwickelung Dessen gänzlich zurückweise, was nach dem von den ersten Reformatoren genommenen Standpuncte in der Lehre und den Gebräuchen der Kirche das Schriftmäßige war:" so vergißt er, daß jene Ansicht nach den deutlichsten Erklärungen ihrer symbolischen Schriften selbst nur „der wohlverstandenen und richtig erklärten heil. Schrift" galt und daß sie dadurch das Recht und die Befugniß ausdrücklich in Schutz nahm, in den Sinn derselben immer besser einzudringen und also auch die Lehren und Gebräuche der Kirche nach Maßgabe dessen immer schriftgemäßer zu entwickeln und vestzustellen. Was er von Luthern hinzusetzt, daß er „seinen Standpunct nicht nur im Gegensatze gegen die römische Kirche, sondern auch im Gegensatze gegen jedwede weitere über seine Ansichten hinausgehende Neuerung behauptet habe," kann höchstens von der seinen reformatorischen Grundsätzen oft zuwiderlaufenden Praxis desselben gelten,

nicht

nicht aber von diesen Grundsätzen selbst. Denn es läßt sich bekanntlich durch eine Wolke von Zeugnissen darthun, daß er die Wahrheit durchaus nicht allein und für immer erforscht zu haben glaubte, sondern daß er Denen, die nach ihm kämen, die weitere Erforschung derselben auf's Freisinnigste zugestand, ja ihnen dieselbe zur heiligsten Pflicht machte. Damit wird nicht geleugnet, daß Die, die nach ihm kamen, aus confessionarischem Servilismus die Verbindlichkeit dieser Pflicht ganz verkannten und durch ihre dogmatische Stabilität den Charakter ihrer Kirche als einer protestantischen durchaus vernichteten. Nur lag das in den Grundsätzen dieser Kirche selbst nicht, wie der Verf. behauptet, und auch die Beispiele, welche er in Namhaftmachung der Pfalz, Hessens, Anhalts und Bremens in Bezug' auf die Annahme einer schriftmäßigern Lehr- und Kirchen-Form anzieht, zeugen dafür. — Auf die Protestation des Papstes gegen den westphälischen Frieden, der die Alleinherrschaft der katholischen Kirche in Deutschland aufhob und die Säcularisation von einer Menge Bisthümern und geistlichen Stiftungen herbeiführte, soll hier nur darum hingewiesen seyn, weil diese Protestation eben den Verlust jener Kirche an zeitlichen Gütern ganz besonders in Klage stellte, ohne zu ahnen, daß 150—160 Jahre später das damals noch davon Uebrigbleibende Trotz neuer Protestationen dagegen bis auf den letzten Rest verschwinden sollte. Jedoch auch darum ist jene Protestation erwähnenswerth, weil sie von den Friede schließenden Mächten verworfen wurde, ehe sie noch erschien, indem Die, „die sich der Vollziehung des Friedens widersetzten, sie seien geistlich oder weltlich, der Strafe des Friedensbruches nach Recht' und That verfallen sollten." — Wenn übrigens der Verf. zu verstehen gibt, daß das Reformations-Recht der protestantischen Fürsten in seiner Beschränkung durch das Normaljahr 1624 zu Folge dieses Friedens auch innerhalb ihrer eignen Kirche als fortbestehend gedacht werden könne und müsse: so

möchte

möchte wohl sein dahin gehöriges Raisonnement durch die Bemerkung zu ergänzen seyn, daß der todte Buchstabe dieses Friedens gegen den Geist des seit Ch. M. Pfaff's Zeiten in das lebendige Bewußtseyn des deutschen Volkes eingetretenen protestantischen Kirchenrechts, nach welchem die gesetzgebende Gewalt in der Kirche selbst und ihren gesetzlichen Vertretern, bei den Fürsten aber nur die vollziehende ruht, Nichts vermöge; und dieß um so weniger, da nur auf solche Weise die protestantische Kirche in Bezug auf die Stellung der Fürsten zu ihr in gleiches Verhältniß mit der katholischen tritt, welche auch ihrer Seits, wie der Verf. S. 205 selbst bemerkt, die gesetzgebende Gewalt in ihr nicht Jenen, ja nicht einmal ihren Kirchenhäuptern, sondern nur einem allgemeinen Concile zugesteht. Hätte man dieß in neuester Zeit gehörigen Orts beachtet, so würde man nicht Zeuge der widersprechenden Erscheinung gewesen seyn, daß man auf der Einen Seite das vermeintliche Reformationsrecht in der protestantischen Kirche ganz rücksichtslos übte, auf der andern aber die katholische Kirche sich bis zur nahen Ueberflüglung der Staatsgewalt ganz ruhig über den Kopf wachsen ließ. — Die sich an den westphälischen Frieden, welcher den katholischen Fürsten auf Reichstagen die Stimmenmehrheit gab, unmittelbar anschließende Errichtung des sogenannten Corpus Evangelicorum, sowie ihre Einwirkung auf die deutschen Kirchenangelegenheiten fertigt der Verf. mit ungebürlicher Kürze ab. Er bemerkt darüber wenig Mehr, als daß Sachsen nach Maßgabe seiner vielgeübten antiprotestantischen Hauspolitik, „aus Furcht, dem Kaiser zu missfallen, Anfangs dagegen war und das ihm angetragene Directorium ablehnte, daß es aber zuletzt durch Eifersucht auf Brandenburg, welches sich um diese Vorstandschaft bewarb, zur Annahme derselben bewogen wurde." Der übrige Theil des Capitels, worin davon die Rede ist (des sechszehnten), erzählt, wie keck sich Oestreich über die Stipulationen des Friedens gleich

nach

nach demselben durch Aufstellung einer Reductionscommission in Schlesien hinwegsetzte und wie der Kurfürst von Brandenburg selbst Waffengewalt in Anwendung bringen mußte, um das ungerechte Verfahren derselben zu zügeln.

Im siebzehnten bis einundzwanzigsten Capitel geht der Verf. mehr auf einzelne Gegenstände ein, welche von der kirchlichen und religiösen Lage der Dinge des damaligen Deutschlands eine anschauliche Vorstellung geben, ohne einen Ueberblick der fortschreitenden politischen Angelegenheiten auszuschließen. Bei der für uns nothwendigen Beschränkung auf jene bemerken wir, daß er zunächst den damals häufiger werdenden Uebertritt von gelehrten und fürstlichen Personen zur römischen Kirche in Erwähnung bringt und die Veranlassung dazu in den Grundsätzen der calixtinischen Schule zu Helmstädt sucht, welche der dießfallsigen Wirksamkeit der Jesuiten in die Hände arbeiteten, wozu auch noch die ziemlich gleichen Ansichten des Hugo Grotius kamen. Dabei dürfte jedoch die eigne Aeußerung des Verfs. streng festzuhalten seyn, daß diese Grundsätze und Ansichten nur bei sehr Wenigen solche Frucht trugen, zumal da die Urheber derselben ihrem protestantischen Bekenntnisse selbst treu blieben und es erkennbar genug machten, daß sie die katholische Kirche, von welcher sie eine mildere Ansicht aussprachen, immer nur „in der Idee," nicht aber in der Wirklichkeit nahmen. Was man lange Zeit hindurch von einer spätern Mitwirkung Leibnitzens bei Vereinigung der katholischen und protestantischen Kirche durch einen dahin zielenden schriftlichen Unions-Entwurf behauptet hat, wird kurz und bündig in das Reich der Fabel verwiesen. Dem Uebertritte mehrerer fürstlichen Personen lagen Trotz aller Bemäntelung desselben sehr unlautere Absichten zu Grunde, wenn sie nicht bloß aus unklaren und verwirrten Religionsansichten, wie bei dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, oder aus Schwärmerei und Liebe zum Sonderbaren hervorgingen, wie

bei

bei der Königin Christine von Schweden. Dem Erzbischofe von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, welcher als Katholik sich von allem Fanatismus desselben losgemacht hatte, die Grundsätze christlicher Duldung predigte und übte und schon damals für die Herstellung des Episkopal-Systems in Deutschland thätig war, läßt der Verf. alle Gerechtigkeit widerfahren. Wenn er aber hinzusetzt, daß den „regen und vorurtheilsfreien Geist desselben nur die Unkunde der Späteren für eine nothwendige und ausschließliche Wirkung des Protestantismus gehalten habe," so vergißt er, daß der Katholicismus als solcher ihn noch weit weniger hervorrufen konnte und daß, wenn, wie bekannt, die Denkart des Protestantismus lange vor der protestantischen Kirche vorhanden war, sie noch weit leichter durch dieselbe einem durch seine eigne Natur dafür empfänglichen Geiste zugänglich werden konnte. Auch dieses Urtheil des Verfs. scheint aus seiner schon früher gerügten Verwechslung des Protestantismus mit dem Afterbruder desselben, dem Lutherthume, hervorgegangen zu seyn. In die Auseinandersetzung der politischen Lage Deutschlands, vornehmlich unter dem Kaiser Leopold (v. 1657 an) können wir dem Verf. nicht folgen, so interessant er auch die Wirkungen der unter ihm eintretenden Stabilität und dadurch bedingten Unbedeutenheit des deutschen Reichstages und die von Tage zu Tage anwachsende Staatsgewalt der Reichsfürsten zu schildern weiß, wovon zuletzt die Unterdrückung der bis dahin bestehenden Landstände, das daran geknüpfte Aufkommen des Adels und das drückende Uebergewicht desselben über den bürgerlichen Mittelstand die Folge war. Nur die Eine Bemerkung des Verfs. sei angezogen, daß, seit die Glieder des Adels nicht mehr durch zahlreiche geistliche Pfründen versorgt werden konnten, sie sich zu allen Staats- und Kriegsämtern drängten. „Die nähere Verbindung der Familien mit den Höfen der Fürsten bahnte ihnen hiezu kürzere Wege, als den Abkömmlingen des

Ge-

Gelehrten- und Bürgerstandes, der im Jahrhunderte der Reformation eine so bedeutende Rolle gespielt hatte. Ein Mal von ihren bevorzugten Nebenbuhlern zurückgedrängt, wurden die Söhne der Gelehrten und Bürger — auf die unteren Staats- und Stadtämter verwiesen: denn auch der höheren Stellen in den bedeutenderen Städten und namentlich in den Reichsstädten, hatten längst schon die Patricierfamilien sich bemächtigt. Nur die Predigt- und Lehrämter an den evangelischen Kirchen und Schulen verblieben den Bürgerlichen. Die größten Theils ohnehin ärmliche Ausstattung derselben wurde aber durch das Kriegselend, welches bei dem Durchzuge der kaiserlichen Heere im stärksten Maße die evangelischen Geistlichen traf, noch tiefer heruntergebracht." Auch in den katholischen Ländern trat die Hierarchie mit der hohen Aristokratie in immer engere Verbindung und die Bischöfe und Domcapitel errichteten förmliche Statuten zur Ausschließung der Bürgerlichen.

Das hiermit zur Sprache Gebrachte gehört bereits der eigenthümlichen Behandlungsweise an, welcher der Verf. die deutsche Geschichte von da an unterwerfen zu müssen glaubte, wo das Aufhören einer eigentlichen Reichsgewalt Statt fand, und welche er in ihrer mehr der Beschreibung der innern Zustände, als der äußerlichen Beziehungen und Händel unseres Vaterlandes zugewandten Richtung in der Vorrede mit sehr trifftigen Gründen zu rechtfertigen weiß. Und gewiß wird jeder verständige Leser Das, was der Verf. aus der Geschichte einzelner deutscher Länder und Provinzen zur Charakteristik des Bildungszustandes Deutschlands beibringt, weit lieber lesen, als eine trockene und unerbauliche Erzählung der politischen Machinationen und Operationen von Seiten der damaligen dominirenden Mächte, und auch wir gestehen, höchlich davon ergriffen und befriedigt worden zu seyn. Wir wollen nicht erwähnen, wie anziehend der Verf. im zwei und zwanzigsten Capitel die Schilderung der Zustände und Angelegenheiten

ten einzelner Städte (Münster, Erfurt, Magdeburg, Bremen, Lübeck), oder im drei und zwanzigsten die Händel, in welche der Kurfürst von der Pfalz durch Geltendmachung des sogenannten Wildfangsrechtes gerieth, zu machen weiß; aber auf das große Interesse müssen wir hinweisen, welches im vier und zwanzigsten die Schilderung der confessionalen Bewegungen hat, in welche Preußen unter seinem großen Kurfürsten gerieth und wobei sich Letzterer seinen stocklutherischen Theologen gegenüber mit eben so viel Weisheit als energischem Großsinne benahm. Schon der einzige Zug von ihm, daß er die polnische Königskrone aus Anhänglichkeit an den protestantischen Glauben zwei Mal mit der Erklärung zurückwies: Er werde niemals um Ehre und Vortheils willen Das, was er in der Religion im Herzen für wahr halte, mit Mund' und Geberden verleugnen, nimmt höchlich für ihn ein und die Maßregeln, welche er zur Beseitigung des so sehr gemißbrauchten sogenannten Elenchus auf den lutherischen Kanzeln oder richtiger des Schmähens und Verdammens der reformirten Kirche ergriff, könnten im Wesentlichen noch heut' zu Tage zum Muster dienen, wenn es gilt, die überall neu aufgetauchten lutherischen Zionswächter zu zügeln. In einem ganz andern Lichte erscheinen dagegen die sächsischen Georg e, mit denen es der Verf. im vier und zwanzigsten Capitel zu thun hat. Denn außerdem, daß sie durch die Theilung ihrer Lande im Verhältnisse zu dem immer mehr erstarkenden Brandenburg sich politisch auf die unklugste Weise schwächten, ließen sie sich auch die Macht der Adelsaristokratie ungehindert und bis dahin über den Kopf wachsen, daß diese im J. 1682 die Forderung zu stellen wagte, die Landesschule zu Meißen ihren Söhnen ausschließlich eingeräumt zu sehen. Das starre Lutherthum, das in Sachsen herrschte und das nahe daran war, den berüchtigten Consensus repetitus ecclesiae Lutheranae zu einem neuen symbolischen Buche zu erheben und dadurch unter Anderem dem

Ste-

Seligmachenden des Glaubens den Stab zu brechen, in sofern er in guten Werken thätig und lebendig sei, stellt der Verf. die bessere Gestaltung des religiösen und kirchlichen Zustandes in den ernestinischen Ländern entgegen und hebt besonders die Verdienste Ernst des Frommen von Gotha um denselben lobpreisend hervor. Die Bemühungen Spener's um eine fruchtbringendere Theologie werden im sechs und zwanzigsten Capitel gerecht gewürdigt und dabei das Bedenkliche und Gefährliche der Auswüchse, welche der von ihm in's Daseyn gerufene sogenannte Pietismus, besonders von seiner separatistischen Seite hatte, nicht verschwiegen. Wir können nicht umhin, die hierauf bezüglichen Aeußerungen des Verfs. am Schlusse des Capitels kürzlich anzuziehen. Er spricht: „Faßt man den weichlichen Charakter und die trübe Gestalt des Pietismus in seinem Verhältnisse zu der dem Leben der Nationen gestellten Aufgabe in's Auge, so muß man es für ein Glück erachten, daß derselbe das strenge Lutherthum zu mildern, nicht aber sich an dessen Stelle zu setzen vermochte. Der Gedanke an Gott und göttliche Dinge soll das Leben durchdringen und äußerlich zur Kirche gestaltet, die Welt umfassen und zu Gotte zurückführen; nicht aber, innerlich bleibend oder in engen Genossenschaften stockend, der Welt, dem Werke Gottes, als einer von Gott' abgefallenen und unrettbar verlornen Macht sich feindlich gegenüberstellen. Auch die Kirche unterscheidet Gläubige und Ungläubige, wie das Gesetz Gerechte und Ungerechte, und ihr Stifter hat verkündigt, daß wer nicht von Neuem geboren werde, in das Reich Gottes nicht kommen könne. Aber ihre Bahn führt nicht durch verborgne Schlupfwinkel, ihre Mittel der Unterweisung und Heiligung sind Allen geöffnet, und das Erkennungszeichen der in ihr geförderten Wiedergeburt ist der in der Liebe thätige Glaube. Daher hat der in der Kirche waltende Geist, der die ganze Christenheit auf Erden beruft, sammelt und erleuchtet, in der einfachen Denkungs- und Hand-

lungs-

kungsweise edler Seelen nicht minder, als in den großartigsten Gestalten der Kunst, der Wissenschaft und des christlichen Heldenthums unbefangen und des eignen Werthes fast unbewußt sich geoffenbart, während der Pietismus in seinen Kirchlein der christlichen Frömmigkeit, auch wenn sie den innern Hochmuth des Sectengeistes überwindet, wenigstens eine äußere Verzerrung mittheilt und in der Kopfhängerei einen trübseligen Gegensatz zur Lebensfrische, in der scheuen Abwendung von den Erzeugnissen des dichtenden, bildenden und forschenden Geistes eine Beschränktheit an den Tag gelegt hat, deren Aufnahme in den Nationalcharakter das deutsche Leben aller eigenthümlichen Heiterkeit, Kräftigkeit und Wissenschaftlichkeit entkleidet haben würde." Daß diese Farbe des Pietismus von Spenern selbst ausging, wird in einer Anmerkung dargethan und dadurch erwiesen, daß dieser sonst so ehrwürdige Mann dem einen Extreme durch ein anderes abzuhelfen suchte und somit sein eigentliches Verdienst nur in der Bekämpfung und Milderung einer für Geist und Herz ganz unfruchtbaren lutherescholastischen Theologie hatte. Wie fern stehen ihm also schon in diesem Bezuge Diejenigen, welche die Repristination dieser Theologie mit seinem Pietismus zu verbinden streben! — Im letzten Capitel beschäfftigt sich der Verf. vornehmlich mit dem kirchlichen Zustande Schlesiens und den Bedrängnissen, welche dasselbe Trotz der Bestimmungen des westphälischen Friedens von Seiten Oestreichs erfahren mußte und wogegen die Reclamationen Schwedens, Sachsens und der evangelischen Reichsstände in Regensburg Nichts fruchteten. Zum Schlusse wirft der Verf. noch einen Blick auf die traurige Lage unseres Vaterlandes zu dieser Zeit überhaupt, und macht es als die Aufgabe der übrigen Bände seines Werkes namhaft, zu zeigen: „durch welche Kräfte und in welcher Weise die Deutschen aus so tiefer Versunkenheit in geistige Knechtschaft sich zum Bewußtseyn menschlicher und bürgerlicher Würde wieder empor-

gear-

zearbeitet haben." — Eine vorangestellte ausführlichere Inhaltsanzeige der einzelnen Capitel erleichtert den Gebrauch des Werkes in der vom Verf. beabsichtigten Weise allerdings und das versprochene Schlußregister wird es noch mehr thun. Aber die große Unbequemlichkeit, welche dabei der Mangel an Columnentiteln mit sich führt, wird bei der ein Mal getroffenen äußeren Einrichtung desselben immer bleiben.

Aphorismen zur Verständigung über den sogenannten alten und neuen Glauben. Der evangelisch-protestantischen Kirche namentlich in Sachsen als Beitrag zur Jubelfreude des Jahres 1839 dargebracht von K. G. W. Theile, D. und Prof. d. Theol. in Leipzig. Leipzig 1839, bei Eisenach. 116 SS. kl. 8. 12 Gr.

Auch Hr. D. Th. hat sich Mühe gegeben, zwei einander entgegengesetzte Parteien zu vereinigen, obgleich eine solche Vereinigung anders nicht möglich scheint, als dadurch, daß die eine zu der andern herübergezogen wird; was jedoch Hr. Th. nicht beabsichtigt. Er meint durch Zugeständnisse, welche er beiden Parteien macht, beide einander näher zu bringen; doch mit dergleichen wird keine Partei sich zufriedenstellen lassen, da sie durch die Principien, von welchen sie ausgehen, auf immer getrennt bleiben. Unter dem alten Glauben versteht der Verf. die Ansicht, nach welcher die Offenbarung und die Erscheinung Christi ein Wunderbares ist (Supernaturalismus); und unter dem neuen die Ansicht, nach welcher Beides auf natürlichem Wege, obwohl unter Gottes Leitung sich gestaltet hat (Rationalismus). „Hier wird es nun gleich schwer," sagt der Verf. S. X der Einleitung, „all' das Wunderwesen

vest

vest zu halten, womit die Kirche nach und nach ihren Stifter umgeben hat, als die Wunder alle fallen zu lassen, ohne welche doch die Kirche nicht gestiftet und ihr Glaube nicht zur Geltung gelangt seyn würde. — Hier, heißt es weiter, sollen die Aphorismen vermittelnd eingreifen. Sie sollen es fühlbar machen, daß das Wunder als solches dem Sittlichen weder entgegensteht, noch nothwendig Eintrag thut." Mit diesem Zugeständnisse, welches dem alten Glauben gemacht wird, ist demselben um so weniger geholfen, je entschiedener dasselbe durch die Zugeständnisse, welche weiterhin dem neuen Glauben gemacht werden, aufgehoben wird; denn wir werden im Verfolge unseres Berichts sehen, daß der Verf. von dem Wunderbaren nur scheinbar Etwas stehen läßt. Die Supernaturalisten sind nicht so genügsam, daß sie mit der Erklärung, das Wunder thue dem Sittlichen nicht Eintrag, abgefunden werden könnten.

In dem 1. Cap. über **Wesen und Entwickelungen der Religion** nimmt der Verf. an, daß der Mensch mit dem Fetischismus begonnen, dann zum Polytheismus, weiterhin zum Dualismus und endlich zum Monotheismus fortgeschritten sei. Dem widerspricht aber die folgende Behauptung, **daß ein besonderes Eingreifen Gottes bei den ersten Menschen unumgänglich erscheine.** Dieses Eingreifen soll zwar, psychologisch genommen, weder wahrscheinlich noch erweislich seyn; vom philosophisch-historischen Standpuncte aus erscheine jedoch eine Uroffenbarung nicht bloß annehmbar, sondern nothwendig. Diese Sätze weiß Ref. um so weniger zu vereinigen, da der Verf. eine Uroffenbarung auch psychologisch zu vertheidigen sucht, indem er sagt, daß, wenn gleich die ersten Menschen als Kinder gedacht werden müßten, sie doch erwachsen gewesen wären, ihr Geist also auch mehr Kraft gehabt habe, als der Geist der Kinder, folglich die erste Anregung der geistigen und somit auch religiösen Anlagen auf eigenthümliche Weise Statt gefunden habe und auf Gott zurückzuführen

hren sei. Man sollte aber meinen, daß wenn der Geist der ken Menschen nicht mehr kindisch war, sie einer eigenthümli- m wunderbaren Einwirkung Gottes weniger bedurft hätten. er Hr. Verf. scheint eine frühere Erklärung des Hrn. D. retschneider, daß er nicht Rationalist sei, weil er eine roffenbarung annehme, welche sich jedoch in der Folgezeit auf atürliche Weise weiter entwickelt habe, in seine Ansicht aufge- ommen zu haben. Ref. ist der Meinung, daß diese Voraus- tzung weder psychologisch, noch philosophisch-historisch begrün- et werden könne. Und hätte sie Grund, wie hätte der Verf. igen können, daß der Mensch mit dem Fetischismus begonnen abe, welcher doch nicht die Eingebung einer Uroffenbarung seyn ann. Wenn nun einmal bei den Untersuchungen über den Irsprung der religiösen Ideeen auf die Mythen im 1. Buche Mose nicht Rücksicht genommen werden kann, so sieht man nicht ein, wie die Geschichte zu dem Glauben an eine Uroffen- barung führen solle. Auf philosophischem Standpuncte er- scheint aber eine solche gar nicht nothwendig. Der Fetischis- mus entstand ohne Offenbarung. War aber dieser da, so konnten sich aus dieser die anderen Religionsformen auch ohne Offenbarung entwickeln. Entweder der Mensch ist fähig, Ideeen zu bilden, und dann kann er zur Religion gelangen ohne Of- fenbarung; oder er ist dazu unfähig, und dann kann ihm durch keine Offenbarung Religion eingeimpft werden.

In dem Abschnitte über das Verhältniß des Na- türlichen und Uebernatürlichen in der Offenba- rung stellt der Verf. den Satz voraus: Die Offenbarung ist als ein Wunder nur an Wundern zu erkennen; sodann bemerkt er, daß die Möglichkeit der Wunder überhaupt, sowie das Wunder der Inspiration in's Besondere a priori nicht abgeleugnet werden könne, denn Gott sei nicht nothwen- dig den Naturgesetzen unterworfen. Wenn aber Gott die Na- turgesetze gemacht hat, so sind sie gewiß so geordnet, daß er nicht

nicht von denselben abzuweichen braucht. Zwar meint der Vf., ein Hinausgehen über die Naturgesetze, ein momentanes Wirken außerhalb des Causalnexus, so weit es wirklich nicht abgehen könnte ohne eine das Ganze störende Aufhebung, ließe sich durch eine alsbaldige unmittelbare Wiederherstellung ausgleichen. Mit diesem Flickwerke kann es ihm um so weniger ein Ernst seyn, je mehr er weiterhin die Wunder, von welchen die heil. Geschichte erzählt, in die Reihe natürlicher Begebenheiten stellt. Ueberhaupt ist das Meiste, was er in diesem Abschnitte vorträgt, schwankend und in sich widersprechend. So heißt es z. B. S. 16.: „Ein übervernünftiger übernatürlicher Ursprung wird unleugbar überzeugender und einleuchtender wirken. Die Nothwendigkeit wird sich jedoch auch hier nicht aufzeigen lassen, da Theils eine strenge Scheidung unmöglich, Theils im göttlichen Wirken das Natürliche und Mittelbare nie ausgeschlossen ist, besonders für religiöse Zwecke, wo die Religion vor Allem zum Eigenthume des menschlichen Geistes gemacht werden muß." Und S. 15.: „Allerdings fehlt ein zwingendes Kriterium, durch welches im bestimmten einzelnen Falle das Wunder vom Nichtwunder mit Sicherheit unterschieden werden könnte." Das Folgende hat Ref. gar nicht verstanden: „Allein das berechtigt nicht zu dem Schlusse: Gott hat kein sicheres Erkennungszeichen des Wunders gegeben, also das Wunder selbst nicht gewollt, weil, wer die Sache (welche?) will, auch das nothwendige Mittel wollen muß; denn eben die Nothwendigkeit dieses Mittels steht, wenn auch nicht für die Theorie, doch für die Praxis zu bezweifeln. Auch ohne dasselbe ist der praktische Eindruck des Wunders gesichert, und diese praktische Wirksamkeit ist rücksichtlich des Zweckes, den ein Wunder haben kann, die Hauptsache." Wie kann aber ein Wunder, bevor es als solches anerkannt ist, eine praktische Wirksamkeit haben? S. 18. sagt der Verf.: „Die innere Ausrüstung (einer Persönlichkeit, durch welche eine Kirche gebildet

wird)

wird) erhält durch die äußere Beglaubigung, namentlich auch durch sogenannte Wunder, eine sehr wirksame Unterstützung." Sogleich setzt er aber hinzu: „Zu solcher Beglaubigung bedarf es aber nicht gerade absoluter Wunder, d. h. solcher Thatsachen, die zu keiner Zeit und unter keiner Bedingung durch Naturkräfte herbeigeführt werden können und deßhalb über allen Zweifel erhaben sind." Also Wunder, so lange die Menschen geneigt sind, sie dafür zu halten. Wenn aber der Verf. sagt: „Die Offenbarung darf sich der Vernunftprüfung nicht entziehen;" und: „Die Offenbarung darf sich nicht zur Vernunftreligion in Gegensatz stellen;" so stimmt Ref., welcher meint, daß das Wesentliche in jeder Religion nur Vernunftreligion seyn könne, mit ihm gern überein. Aber zur Beglaubigung solcher Religion bedarf es nicht der Wunder.

Im 4. Abschnitte: Das Christenthum als positive Religions- und Heilsanstalt, wird gesagt, der alte Bund habe sich Mittels der nöthigen Vergeistigung zu einem neuen Baue erhoben auf dem Grunde eines unleugbaren Opfertodes und des darauf folgenden neuen Lebens seines Stifters. Damit ist aber das Wesentliche des neuen Bundes keineswegs bezeichnet. Das Christenthum hat seinen Grund in der Realisirung der Messiasidee. Die Einladung in das Himmelreich und die Aufforderung zum Glauben an Jesum als den verheißenen Messias ist der Grundcharakter desselben. Alles Andere ist Nebensache, oder Mittel zum Zwecke. Und eben die Verheißung eines glückseligen Messiasreiches hatte die große Anziehungskraft, daß viele Juden und Heiden derselben sich hingaben und zur Versicherung ihres Antheils an diesem Reiche sich taufen ließen, ohne von den christlichen Grundsätzen, wie sie sich nach und nach ausbildeten, schon durchdrungen zu seyn. Es waren also nicht zunächst die sittlichen Mittel, wie der Verf. sagt, durch welche Jesus den Sieg errang. Die schönsten und kräftigsten Vorträge Jesu sind zwar von Man-

chen mit Wohlgefallen gehört worden; doch diese haben die christliche Kirche nicht gestiftet. Wenn auch uns das Christenthum wegen seiner sittlichen Würde heilig ist, so stand doch bei den ersten Christen etwas Anderes höher. Erst nachdem die Apostel glaublich gemacht hatten, Christus sei im Besitze himmlischer Herrlichkeit und werde wiederkommen, um die Gläubigen zu sich zu nehmen, sammelten sich diese in eine Gemeinde des Herrn.

Nachdem im 5. Abschn., welcher überschrieben ist: **Die Beglaubigung des Christenthums durch Weissagungen und Wunder**, gesagt worden, daß der ausgezeichnete Eintritt des Christenthums in die Welt unleugbar durch die Weissagungen und Wunder vermittelt worden, wird hinzugesetzt: „Jedoch reichen dieselben, besonders in der Gestalt, in welcher sie vorliegen, keineswegs aus, einen zwingenden Beweis für den von Seiten der christlichen Kirche in Anspruch genommenen wunderhaften unmittelbar-göttlichen Ursprung zu führen." Weiterhin wird jedoch der Auferstehung Jesu eine entschiedene Beweiskraft beigelegt, mit dem Zusatze: „weßhalb gerade hier weder der Rationalismus die Möglichkeit einer übernatürlichen Causalität, noch der Supranaturalismus die Beschränkung einer solchen Causalität auf dieses Factum ohne Weiteres von der Hand weisen sollte." Darauf möchten die Rationalisten antworten: War die Wiederbelebung des Lazarus und des Jünglings zu Nain kein Wunder, warum soll die Wiederbelebung Jesu allein ein Wunder seyn? Und die Supranaturalisten —: War die Auferstehung Jesu ein Wunder, warum soll alles Andere, was als Wunder dargestellt ist, natürlich erfolgt seyn? Mit solcher Ausgleichung ist gewiß keine Partei zufrieden. Wenn man doch endlich an jeder Ausgleichung verzweifeln und beide Parteien neben einander gehen lassen wollte, ohne vergeblich den Punct zu suchen, auf welchem sie zusammentreffen sollen! — Wie viel bedenklicher steht es

aber

aber mit dem Versuche des Hrn. Verfs., beide Parteien zu vereinigen, wenn er zu Gunsten der Rationalisten hinzufügt, daß die Möglichkeit, Jesus sei auf natürliche Weise wieder zum Leben gelangt, nicht abgeleugnet werden könne; und dann zu Gunsten der Supranaturalisten —, daß auch im nichtwunderhaften Hergange das Wunder der göttlichen Providenz und seine Beglaubigung bestehe; denn das Zusammentreffen der Umstände bei der natürlich erfolgten Wiederbelebung Jesu sei kein geringeres Wunder, als die übernatürliche unmittelbare Erweckung. Hatte denn der Verf. vergessen, welche Erklärung er vorher vom Wunder gegeben hatte? Und will er denn den Supranaturalisten zumuthen, für Wunder zu halten, was einen natürlichen Causalnexus hat?

Im 6. Abschn.: Begründung des Christenthums durch den Tod Jesu, steht der Verf. im Allgemeinen auf der Seite der Rationalisten, und das Wenige, was er Etwas unklar, so daß es ihm nicht von Herzen zu gehen scheint, zur Beruhigung der Supranaturalisten beibringt, werden ihm diese nicht danken. Nachdem er die sittliche Wirkung des Todes Jesu, welcher eine unter den gegebenen Umständen unvermeidliche Aufopferung genannt wird, hervorgehoben und bestimmt behauptet hat, daß von einer Stellvertretung und Genugthuung nicht die Rede seyn könne, setzt er hinzu: „Die Auffassung des Versöhnungstodes als stellvertretende Genugthuung ist eine durch die Rechtfertigungslehre des Apostels Paulus dargebotene, sittlichen Zwecken dienende weitere Entwickelung." „Das Opfer Jesu wurde vermöge seines auf Hebung der Sünde gehenden Zweckes zum Sündopfer; als solches zunächst zwar nur gleichsam stellvertretend und gleichsam genugthuend, hatte es doch factisch, im Bewußtseyn und Leben der ersten Christen, dergestalt einen Sünde und Schuld wirklich und gleichsam unmittelbar ausgleichenden Einfluß gehabt, daß man sich gedrungen fühlte, die wirkliche Stellvertretung und Genugthuung auch

dog-

dogmatisch aus der Idee des Gottmenschen abzuleiten.“ Dieses gleichsam schiebt der Verf. auch in die Stellen ein, in welchen Jesus selbst sagt, daß er sein Leben lasse als ein Lösegeld u. s. w. Welcher Partei soll damit gedient seyn? — Ref. ist der Ueberzeugung, Jesus und seine Apostel haben es im Ernste gemeint, daß der Tod Jesu bei den Gläubigen alle vorhergegangene Schuld aufhebe, welche Meinung sehr natürlich aus der Messiasidee hervorging. Nur das hat weder Jesus noch ein Apostel gelehrt, daß durch Jesu Tod auch die künftige Schuld getilgt werde; vielmehr sollten die gläubig Gewordenen und Begnadigten nicht mehr sündigen, unsträflich seyn, widrigen Falls sie förder kein anderes Opfer mehr für die Sünde hätten (Ebr. 10, 26. Vergl. 6, 4—6.).

Weil bei dieser Gelegenheit des Gottmenschen Erwähnung geschah, so spricht sich der Verf. über die Natur Christi, obgleich nicht entschieden, aus. Das Nächste wäre, spricht er, ihn mit den Ebioniten als einen Menschen zu denken, den Gott mit außerordentlichen Kräften begabte und wunderbar unterstützte. Da sich jedoch mit dieser Ansicht die Aeußerungen Jesu über sich selbst und die Aussprüche der Apostel nicht vereinigen ließen, ebenso wenig die socinianische und arianische Ansicht haltbar sei, so sei Nichts übriggeblieben, als das athanasianische Dogma, Gott selbst sei Mensch geworden; die kirchlich sanctionirte Formel vom Vater, Sohn und Geiste sei keinesweges eine der weniger sich empfehlenden. Durch Das aber, was der Verf. zur Empfehlung anführt, möchte schwerlich Etwas gewonnen seyn. Er sagt: „In der Stellung der zweiten und dritten Person kann auch die Schwierigkeit eine Lösung finden, welche rücksichtlich des Verhältnisses Gottes zur Welt darin liegt, daß ein auch räumlich allgegenwärtiger Geist neben einer räumlich unendlichen Materie, und ein zeitlicher Anfang dieser räumlich unendlichen Materie unbeschadet der absoluten

Un-

Unveränderlichkeit und Zeitlosigkeit jenes Geistes gedacht werden soll." Wie soll das zugehen?

In Ansehung der Gnadenwirkungen, von welchen im 7. Abschn. die Rede ist, erklärt sich der Verf. dahin, daß sie nicht unmittelbar wären, daß aber doch nicht alles Uebernatürliche in denselben abzuleugnen sei. Dieses Uebernatürliche, namentlich bei dem Abendmahle, will der Verf. daraus erweisen, daß das Gnadenmittel als solches nicht bloß auf den Geist, sondern zugleich auf die Sinnlichkeit berechnet seyn muß, daher es auch in Form einer symbolischen Handlung erscheint; daß hier gleichfalls eine geheimnißvolle Verbindung zwischen Leib und Seele vorliegt, die bisher weder die Physiologie noch die Psychologie genügend zu erklären vermocht hat, die aber doch Niemand in Zweifel zu stellen wagt; daß mithin im für die so zusammengesetzte Natur berechneten Mittel, sollte es anders seinem Zwecke genügen, eine gleiche geheimnißvolle Verbindung von etwas Sinnlichem und Uebersinnlichem nöthig war." Damit ist aber weiter Nichts gesagt, als daß die sinnlichen Gegenstände bei dem Abendmahle den Geist anregen können und sollen. Das Uebernatürliche darin ist nicht nachgewiesen. Denn wenn wir auch nicht erklären können, auf welche Weise die sinnliche Wahrnehmung den Geist afficirt, so bleibt doch die Einwirkung jener auf diesen etwas Natürliches.

Im 8. Abschn., überschrieben: **Vermittelung der christlichen Gnadenwirkung durch das Wort Gottes**, wird zwar scheinbar eine Inspiration zugegeben, doch nur in sofern, daß Gott bei Abfassung der h. Schriften Irrthümern vorgebeugt habe. Jedoch gibt er selbst zu, daß manche Relationen im N. T. einander widersprechen. „Die inspirirende Einwirkung," sagt er, „wird nicht sowohl als einzeln mittheilend und enthüllend, sondern als im Ganzen erziehend gedacht werden müssen." Das heißt: Gott hat die Verfasser der h. Schriften eine solche religiöse Bildung finden lassen, daß

sie geschickt wurden, die heil. Wahrheiten zu lehren. Sonst würde von der eigentlichen Inspiration nicht die Rede seyn; womit die Rationalisten, nicht aber die Supranaturalisten, welche letztere der Verf. doch auch zufriedenstellen wollte, einverstanden seyn werden.

Ueber die symbolischen Bücher spricht sich der Verf. im 9. und letzten Abschn. umständlich aus. Er findet sie nöthig, fordert Achtung gegen dieselben von Seiten der Prediger, welche sie nicht öffentlich bestreiten sollen, läßt jedoch denselben frei, aus denselben nur Das zu lehren, was sie für wahr und schriftgemäß erkannt haben, und gestattet den protestantischen Lehrern völlige Glaubensfreiheit, jedoch mit der Beschränkung, daß sie sich zu der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben bekennen müssen, wenn sie mit gutem Gewissen Diener der protestantischen Kirche seyn wollen. Diese Lehre modificirt er aber auf eine Weise, daß er den Supranaturalisten anstößig werden muß, indem er sagt: „Ebenso mag dem Protestanten des 19. Jahrh., ohne deßhalb der Kirche untreu werden zu müssen, die Beschränkung des rechtfertigenden Glaubens auf den Tod Jesu zu enge, und die Auffassung dieses Todes als stellvertretend, sowie die Begründung dieser Stellvertretung durch die Gottmenschheit zu äußerlich-juridisch und problematisch, vielleicht auch biblisch nicht genug begründet vorkommen. Nur muß ihm feststehen, daß nur die gläubige Zuversicht zu Gotte wahrhaft beselige und zum Guten befähige, und daß diese Zuversicht im Christenthume nur durch Christus, und dann vorzugsweise durch seinen Tod vermittelt werde."

Ref. verkennt nicht die gute Absicht des Hrn. Verfs. bei Abfassung dieser Schrift, muß aber zweifeln, daß er sie erreichen werde. Damit, daß er manche Gegenstände in der Schwebe gehalten hat, ist Nichts entschieden, nachdem die beiden gegenüberstehenden Parteien sich bestimmt und unumwunden ausgesprochen haben. Uebrigens wollen wir dem Hrn. Verf.

Verf. nicht verbergen, daß die Unklarheit vieler Stellen seiner Schrift uns die Lection derselben Etwas beschwerlich gemacht hat.

Die gemischten Ehen, namentlich der Katholiken und Protestanten, nach den Ansichten des Christenthums, der Geschichte des Rechts und der Sittlichkeit, mit besonderer Rücksicht auf das religiöse Zeitbedürfniß, dargestellt von D. Christoph Friedrich v. Ammon, Vicepräsidenten, geh. Kirchenrathe und Oberhofprediger zu Dresden. 2. Aufl. Dresden und Leipzig b. Arnold. 1839. 1 Thlr. 4 Gr.

Die 2. Aufl. dieser Schrift ist so bald nöthig geworden, daß dem Hrn. Verf. nicht vergönnt war, derselben Mehr als einige kleine Zusätze beizufügen. Mit welcher Umsicht und Fülle von Gelehrsamkeit derselbe den vorliegenden Gegenstand behandelt habe, ist bereits zur Gnüge bekannt; daher Ref. sich auf eine kurze Anzeige der 2. Aufl. beschränken kann.

In der Vorrede zu derselben begegnet Hr. v. Ammon dem Einwurfe, welcher ihm gemacht worden ist, „es hätten die gemischten Ehen selbst nur auf christliche Bekenntnisse eingeschränkt werden sollen,“ mit den Worten: „Es schien aber nicht angemessen, christlicher seyn zu wollen, als das N. T., welches ursprünglich auch die Ehen mit Juden und Heiden gestattete, oder als ein berühmter Kirchenvater, welcher sehr richtig bemerkt, daß die wahren Christen nicht geboren und gefirmelt, sondern erzogen und gebildet werden. Da nun die Ehe nach den Grundsätzen des Christenthums eine Schule der Sittlichkeit, der Eintracht und des Friedens seyn soll; so müssen

sich

sich würdige Gatten von selbst berufen fühlen, das Heil ihrer Seele weder in Jerusalem, noch Samarien, weder in Rom, noch Wittenberg, sondern in der Gemeinschaft mit dem Geiste der Wahrheit zu suchen, der ihnen vorzugsweise in unserer Religion verheißen ist." Abgesehen davon, daß das Moment, welches in der Berufung auf einen Kirchenvater und die angeknüpfte Bemerkung hier haben soll, nicht ersichtlich ist, so hat es Refn. ebenfalls geschienen, als ob der Hr. Verf. in der Bearbeitung des Gegenstandes Etwas zu Viel gethan habe, wenn gleich auch derjenige Abschnitt der Schrift, welchen man für entbehrlich halten möchte, des Lehrreichen nicht Wenig enthält. Was im 1. Abschn. über die gemischten Ehen nach der h. Schrift des A. T. erörtert worden, möchte wohl für die Entscheidung über die gemischten Ehen unter Christen von keinem Gewichte seyn; da der Hr. Verf. selbst bemerkt, daß die Juden aus Nationalstolze die eheliche Verbindung mit Heiden verschmähten, und da eine solche Verbindung von ganz anderer Art gewesen wäre, als diejenige zwischen zwei christlichen Parteien, namentlich zwischen Katholiken und Protestanten. Aber auch die Praxis in der ersten christlichen Kirche, so weit sie aus dem N. T. bekannt ist und von welcher im 2. Abschn. gehandelt wird, entscheidet Nichts. Denn wenn Paulus den Korinthern schreibt, ein christlicher Mann sei nicht genöthigt, seine heidnische Ehefrau zu entlassen, so folgt daraus noch nicht, daß ein Christ eine Ungläubige heurathen dürfe. Nur das ein Mal bestehende Eheband sollte nicht aufgelöst werden, weil die Frau durch den Mann geheiligt werde, und umgekehrt die Ehe als eine christliche gelte, wenn auch nur der eine Theil gläubig geworden. Das Uebrige, was der Hr. Verf. aus dem N. T. beibringt, hat wohl nur Mittels einer künstlichen Interpretation hier eine Stelle gefunden.

Aus dem 3. Abschn.: Stimmen der Kirchväter

über

über die gemischten Ehen, ist nur so Viel ersichtlich, daß die Kirchväter verschiedener Meinung sind und zum Theil sich nicht bestimmt erklären. Im 4. Abschn. werden die Beschlüsse der Concilien über die vermischten Ehen, welche die Ehe mit Ungläubigen und Häretikern für verdammlich erklären, referirt. Wenn jedoch diese Beschlüsse, welche aus blindem Eifer hervorgegangen sind, für uns keine Autorität seyn können, so möchte man fast den Fleiß bedauern, welchen der Hr. Verf. auf die ziemlich weitläufige Relation derselben verwendet hat. Näher zur Sache führend ist der 6. Abschn., welcher die Ansichten der katholischen Dogmatik und Sittenlehre über die gemischten Ehen auf eine sehr belehrende Weise darlegt, und das Hauptargument, welches die Katholiken gegen die gemischten Ehen, weil die Ehe ein Sacrament seyn soll, vorbringen, glücklich bekämpft. Nachdem im 8. Abschn. der Hr. Verf. die Verschiedenheit und Unzulänglichkeit der gesetzlichen Bestimmungen, welche in neuerer Zeit in den verschiedenen Staaten über die gemischten Ehen und die Erziehung der in denselben erzeugten Kinder gegeben worden, nachgewiesen hat, spricht er im 9. und 10. Abschn. seine eignen Ansichten über die Zulässigkeit und Gültigkeit der gemischten Ehen aus; daher diese beiden Abschnitte für den Leser das meiste Interesse haben. In dem 9. werden dergleichen Ehen aus dem Gesichtspuncte der Humanität beurtheilt; und obgleich der Hr. Verf. nicht verkennt, daß denselben vielfache Bedenklichkeiten entgegenstehen, so weist er doch mit Recht nach, daß kein sittlicher Grund sie verbiete und daß es Zeitbedürfniß sei, sie zu dulden und zu schonen. Wir würden von den trefflichen Worten, welche diesen Abschn. zieren, Manches mittheilen, wenn wir uns nicht erinnern müßten, daß wir eine 2. Aufl. anzuzeigen haben. Ref. erinnert sich bei dieser Gelegenheit des Geständnisses eines Katholiken, welcher in gemischter Ehe lebt: ihn habe man in

seiner

seiner Jugend gelehrt, daß kein Protestant selig werden könne; späterhin sei er darüber bedenklich geworden und habe einen würdigen katholischen Geistlichen gefragt, ob sich die Sache also verhalte, welcher ihm geantwortet: wenn der Glaube eines Protestanten auf Ueberzeugung beruhe, so könne derselbe auch selig werden. — Wenn erst alle katholische Geistliche eine so vernünftige Ansicht gewonnen hätten, so hätte es mit den gemischten Ehen nicht mehr Noth. Ohne Gewissensscrupel und ohne Bekehrungssucht würden Eheleute verschiedener Confession mit einander leben, welches der Fall bei jenem Katholiken ist. Möge also die katholische Kirche aufhören, sich mit der Lehre von ihrer alleinseligmachenden Kirche lächerlich zu machen, dann wird der Streit über die gemischten Ehen ein Ende nehmen, welche nun einmal nicht mehr zu vermeiden sind, da in vielen Ländern Katholiken und Protestanten unter einander leben und die Liebe eheluftiger Personen nicht zuerst nach dem Glauben des geliebten Gegenstandes zu fragen pflegt. Der Katholik, von welchem die Rede war, ist so wenig als seine protestantische Gattin in Glaubenssachen indifferent; aber sie leben glücklich mit einander in der Ueberzeugung, daß sie Beide selig werden können. Dergleichen Fälle werden immer häufiger werden, je mehr sich das religiöse Bedürfniß über das kirchliche erhebt, wozu der Hr. Verf. in dem 10. Abschn. die Aussicht eröffnet. Denn wenn die Menschen ihren Glauben nicht mehr von den Lehren ihrer Kirche, sondern von eigner Prüfung abhängig machen, so werden sie, obgleich in verschiedenen Kirchen erzogen, in dem Rein-Vernünftigen zusammentreffen. Eine große Zahl von Protestanten und Katholiken steht bereits auf dieser Höhe: sie haben eine christliche Religion, die weder katholisch, noch lutherisch, noch calvinisch ist; diese leben mit einander in Eintracht, wenn sie auch durch die Geburt verschiedenen Kirchen angehören und äußerlich mit ihren Kirchen verbunden bleiben, weil sie mit einer andern Kirche ebenso

wenig

wenig als mit der, in welcher sie geboren sind, ganz harmoniren.

Gewiß hat die vorliegende Schrift schon in der ersten Auflage Viel dazu beigetragen, die Ansichten über die gemischten Ehen zu berichtigen. Möge sie auch in der zweiten segensreich wirken! Denjenigen Personen, welche sich über das Verhältniß der Katholiken zu den Protestanten auf eine angenehm unterhaltende Weise belehren wollen, empfehlen wir außer dem weit verbreiteten Freiherrn von Sandau von D. Bretschneider auch das Gewitter und das Symposion. Oder Protestanten und Katholiken seit dem Jahre 1837. Eine Novelle von Aug. Schmeisser. Rudolstadt bei Fröbel. 1840. (s. vor. Heft S. 921.)

M. Johannes Huß der Vorbote der Kirchenverbesserung, oder der Tod für Wahrheit und Christenthum. Ein Blick in die Vergangenheit zur Beachtung für die Gegenwart. (Mit dem Motto: „Amore et studio elucidandae veritatis." Luther.) Darmstadt, Verlag von C. W. Leske. 1839. IV u. 111 SS. br. 8. 10 Gr.

Der ungenannte Verf. vorliegender Broschüre erklärt als Zweck derselben (Vorr. S. III.), Huß's Leben, Wirken und Lehre, „welche er als Blutzeuge durch einen qualvollen Tod besiegelte, in einer umfassenden und wahrheitsgetreuen Darstellung wiederzugeben;" und wir finden hier nicht etwa eine trockene, auf Zahlen und Data gestützte Biographie dieses berühmten Vorläufers unseres Luther, sondern eine lebenvolle Schilderung seines Strebens und Wirkens, eine treffend motivirte

virte Entwickelung Dessen, was er that und litt für die heil. Sache der lauteren evangelischen Wahrheit. —

Daß er die Aufgabe, die er sich gestellt, richtig in's Auge zu fassen verstanden habe, gibt der Verf. in den Worten derselben Vorrede zu erkennen, wenn er sagt: „Eine vorausgehende kurze Charakteristik des sittlichen und kirchlichen Zustandes jenes Zeitalters hielten wir für sachgemäß, damit keine Begebenheit vereinzelt und unerklärlich dastehe, sondern mit ihrer Ursache in folgerechtem Zusammenhange erscheine;“ denn in Wahrheit, nur erst wenn wir uns mit dem geschichtlichen Boden bekannt gemacht haben, in welchem die Erscheinung eines solchen Mannes, wie Huß war, wurzelt, wird uns diese selbst ganz klar und begreiflich.

In dieser Absicht führt uns der Verf. in den zwei ersten Capiteln in die Geschichte der Kirche zu den Zeiten vor der Reformation zurück und weist die in ihr liegende Nothwendigkeit einer Reform an Haupt und Gliedern nach; gedenkt der unglaublichen Verderbtheit des Klerus, der unerhörten Anmaßungen der Päpste, des ärgerlichen Beispiels, das von Beiden ausging und der vom Geiste der reinen Christusreligion so unendlich weit entfernten Gottesverehrung jener Zeit, die fast lediglich „in äußerem Gepränge, Anbetung der Bilder und Heiligen und in einer an Unsinn grenzenden Verehrung der Reliquien“ bestand. „Es ist beinahe unglaublich,“ setzt der Verf. hinzu, „bis zu welchem Grade man hierbei die Leichtgläubigkeit und Unwissenheit des Volkes mißbrauchte. — So brachte man aus Palästina zwölf Haare von dem Haupte der Jungfrau Maria; eins davon erhielt Anselmus, Erzbischof von Canterbury, die übrigen wurden der Kirche zu Rouen geschenkt, welchen letzteren man in feierlicher Procession entgegenzog und sie einholte,“ u. dergl. m. Kein Wunder, daß diese und ähnliche Dinge schon damals bei allen Einsichtsvolleren und Besseren heftigen, obwohl noch einzeln dastehenden

Tadel

Tadel fanden, wie die merkwürdigen Worte des gelehrten und berühmten Bernhard, Abtes von Clairvaux, beweisen (S. 1.): „Alles Recht ist vernichtet! Ihr (er meint den Papst Eugen), bestimmt zu Hirten der Seelen, gehet einher, bedeckt mit Golde, in mannigfacher Kleiderpracht! — Und was erhalten euere Heerden? — Das paßt mehr, möchte ich sagen, für einen Hirten von Teufeln, als von Schafen. So erschien, so zeigte sich Paulus nicht. Ihr stehet an Petri Stelle, und von ihm liest man nirgends, daß er einhergegangen mit Edelsteinen, Seide, Soldaten und Dienertrosse. — Aber es schleicht heutiges Tages eine faule Seuche durch den ganzen Kirchenkörper; je weiter, desto verzweifelter; je tiefer in's Innere dringend, desto gefährlicher; Diener Christi nennen sie sich — Diener des Antichrists sind sie." — Diese, durch das mit den schamlosesten Intriguen und Schlechtigkeiten verknüpfte Streben nach dem der ungeistlichen Herrschbegier so wünschenswerth gewordenen römischen Stuhle, durch die der Christenheit das größte Aergerniß gebenden Zänkereien der oft erwählten Gegenpäpste, durch die Demoralisation des bei so bewandten Umständen haltlos schwebenden Volkes immer mehr zunehmende Verderbniß der Kirche stellt der Verf. wahrheitsgetreu als die allgemeine Ursache des von so vielen Seiten gewünschten und geforderten Concils zu Kostnitz dar, während näher die anstößige Existenz dreier Gegenpäpste, deren Einer, der berüchtigte Johann XXIII. „den Zeugnissen der Schriftsteller seiner Zeit und den wider ihn auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz erhobenen Anklagen zu Folge, seinen Vorgänger, Alexander V., durch Gift ermordet hatte," den letzten dringenden Anstoß dazu gab. Genanntes Concil, welches durch die Entsetzung dieses Papstes (der der Verbrechen der Giftmischerei, des Ehebruchs, der Blutschande, Verkaufs der Kirchenämter und Bullen ꝛc. überführt wurde) der Christenheit die

besten

besten Hoffnungen gab, zeigte — wie der Vf. S. 14. des Weitern darthut — jedoch bald, daß von ihm eine durchgreifende Reform nicht zu erwarten sei. „Nur zu bald,“ sagt der Verf. a. a. O., „offenbarte es sich, daß es dem Concilium nicht in gleicher Weise um Ausrottung der Sittenlosigkeit unter den Geistlichen selbst, um Reinigung der Religion von den Mißbräuchen und um Beschränkung der päpstlichen Macht zu thun war; wir staunen, wenn wir in der Folge erfahren, was das Concilium eigentlich als Ketzerei und Irrlehre erklärte. In ersterer Beziehung bot es, wie wir aus den Urkunden ersehen, eben keinen erfreulichen Anblick dar; es war mit Possenreißern, Buhlerinnen und öffentlichen Dirnen überfüllt, und viele Mitglieder desselben führten daselbst eben keinen erbaulichen Wandel;“ ja, ein Mitglied des Concils selbst (der Bischof von Lodi), sahe sich gedrungen, das Geständniß abzulegen: „An Statt daß wir dem Volke Beispiel geben sollten, so wird es bald so weit kommen, daß uns das Volk wird Beispiel geben müssen, wie wir leben sollen. Sieht man nicht bei den Weltlichen mehr Eingezogenheit, Sittlichkeit und Hochachtung gegen die Kirche, als bei den Geistlichen? Man muß sich demnach nicht wundern, wenn uns die weltlichen Fürsten entkleiden, verachten, aushöhnen. Dieses ist Gottes gerechte Strafe, welche so lange über unserem Nacken hängen wird, als wir sie nicht durch eine ernstliche Lebensbesserung von uns abwenden,“ und ein Augustiner-Mönch aus dem mainzischen Kirchensprengel redete in ähnlicher Weise zu dem Concil: „Ich erblicke an den Geistlichen nichts Anderes, als einen lebendigen Inbegriff aller Laster, des Stolzes, des Ehrgeizes, des Neides, der Verschwendung, des Luxus, der Unzucht, der Weichlichkeit und des Müßiggangs.“ — „Mit Bedauern gewahren wir,“ läßt sich der Verf. S. 15. vernehmen, — „wie das Concil alle Erkenntniß des Bessern, die sich ihm aufdrang, trotzig von sich stieß und einen Geistes-

und

und Glaubenszwang herbeizuführen strebte, wie er kaum zuvor bestand."

Im dritten Capitel führt uns der Verf. nach einer vorausgeschickten übersichtlichen Darlegung der Lehrsätze D. Johann Wiclefs, welche Huß ausführlicher entwickelte und weiter verbreitete, auf die Geschichte dieses ehrwürdigen und unerschrockenen Kämpfers für die reine Wahrheit selbst über und macht uns, nach einer kurzen Erzählung seines frühern Lebens, mit seinem ersten kräftigen Auftreten gegen das Papstthum, namentlich zunächst gegen die schändliche Ablaßkrämerei unter dem Papste Bonifacius IX. gerichtet, wogegen er „mit gewohnter Freimüthigkeit redete, lehrte und schrieb, wohl einsehend, worin dieser und andere Mißbräuche ihre Wurzeln schlugen," bekannt. „Wie einst Wiclef, so eiferte auch Huß gegen den Hochmuth, die Tyrannei, das gotteslästerliche und unzüchtige Leben der ungeistlichen Pfaffen; namentlich lehrte er: „„der Papst sei nicht höher, als ein anderer Bischof oder Diener der Kirche; die Messen für die Seelen im Fegefeuer seien eine Kunst, den Leuten das Geld aus dem Beutel zu zaubern; durch Fasten und Kasteiung könne man weder den Himmel verdienen, noch verlieren; die Firmung und letzte Oelung seien keine Sacramente; die Ohrenbeichte nütze zu Nichts; die Meßgewande, Chorröcke, Caseln, Kelche, Altäre, das andere Kirchengeräthe und die Bilder seien nur eine Zierde der Kirche; wolle man aber die Bilder anbeten, so seien sie darin nicht zu dulden; Todsünde und Unzucht mache die Geistlichen untüchtig und unfähig zu ihrem Amte; die Pfarrer sollten keine Herren seyn, sondern es stünde ihnen besser an, die unnützen Kosten anzuwenden zu Almosen und Unterstützung der Hausarmen; den Orden der Bettelmönche hätte der Teufel erdacht; es sei auch thörigt, sich in die Klöster abzusperren, da doch Christus gelehrt: Gehet hin in alle Welt

und lehret alle Völker; man solle das Abendmahl nicht in einerlei, sondern nach den Einsetzungsworten Christi in zweierlei Gestalt reichen."" (S. 21.)

Eine unbefangene Darlegung der Beziehung der philosophischen Streitigkeiten der Realisten und Nominalisten auf die christliche Dogmatik im Allgemeinen und der Folgen dieser Streitigkeiten für die Universität Prag in's Besondere (Huß war dem Systeme der Realisten zugethan und suchte in seinem Eifer die Partei der Nominalisten, welche in Prag die überwiegende Mehrzahl bildeten und zu denen fast alle daselbst studirende Deutschen gehörten, nach Kräften zu unterdrücken) folgt hierauf im vierten Capitel des Schriftchens. Nicht unwichtig aber sind die hier beschriebenen Verhältnisse, vor Allem der augenblickliche Sieg, den die Partei der Realisten, hauptsächlich durch Huß's thätige Mitwirkung, über die der Nominalisten errang, auf des Letztern späteres Schicksal, indem diese (die Nominalisten) „sich in der Folge auf dem Concilium zu Kostnitz für diese ihre Niederlage um so empfindlicher rächten." Denn „die Mitglieder dieses Concils und namentlich die Häupter derselben (Joh. v. Gerson u. A.) bestanden fast ausschließlich aus Nominalisten, und ihr Ansehen und Einfluß hatten keinen geringen Antheil an dem grausamen und schmählichen Tode der Realisten Joh. Huß und Hieronymus von Prag." — „Die Nominalisten" — fügt der Verf. in einer Note S. 28. bei — „gestehen auch selbst offen ein, Huß und Hieronymus von Prag seien auf dem Concilium zu Kostnitz hauptsächlich durch die Waffen ihrer Partei gefallen. In ihrem an den König Ludwig von Frankreich gerichteten Schreiben heißt es in dieser Beziehung: „„Suscitavit Deus doctores catholicos, *Petrum de Allyaco*, *Joh. de Gersono* et alios quam plures doctissimos viros Nominales, qui convocati ad concilium Constantiense, ad quod citati fuerant haeretici, et nominatim *Hieronymus*

nymus et *Johannes* (*Huss*), — — dictos haereticos per quadraginta dies disputando superaverunt.""

Die der Reise Huß's nach Kostnitz vorhergehenden und sie mit veranlassenden Streitigkeiten desselben insonderheit mit dem Erzbischofe von Prag, Zbynko von Hasenberg, „einem blinden Eiferer und abgesagten Feinde jeder kirchlichen Verbesserung" (der, „durch den Beifall, welchen Huß's Lehre immer mehr gewann, gereizt," diesen vor das den 15. Juli 1410 zusammenberufene Capitel lud und von ihm in harten Worten begehrte, „von Wiclef's Ketzereien abzustehen und hinfort, wie es einem gehorsamen Diener und Unterthan der Kirche gebühre, nicht mehr das Ansehen des Papstes und kirchlicher Gebräuche, wie er gethan, anzutasten,") das Verfahren des römischen Stuhles gegen Huß, der nach Rom geladen und, da er nicht erscheint, in den Bann gethan wird, sein ferneres freimüthiges Predigen gegen die Anmaßungen des Papstes und in's Besondere gegen den, von demselben gegen Ladislaus, König von Neapel, der Christenheit angesonnenen Kreuzzug und deßhalb verheißenen Ablaß, die Streitigkeiten und Zerwürfnisse unter des Papstes und Huß's Anhängern in Böhmen, die Hinrichtung dreier Hussiten, die Folgen hiervon, Huß's abermalige Ladung nach Rom, seine Erklärung, auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Kostnitz erscheinen und seine Lehre vertheidigen zu wollen, seine im Vertrauen auf seine gute Sache und auf des Kaisers Sigismund ihm ausgestellten Geleitsbrief angetretene Reise — bringen das fünfte und sechste Capitel umständlicher zur Sprache.

Im siebenten Capitel sehen wir Huß vor dem Concile, von dessen wüthender Erbitterung er weder ein regelmäßiges Verhör, noch eine unparteiische Prüfung seiner Lehrsätze erwarten durfte. Seine persönlichen Feinde sind seine Ankläger; er wird auf Betrieb derselben aus dem Sitzungshause in vestern Gewahrsam gebracht. Der schwache Kaiser, der „zwar An-

fangs erzürnt war, daß die feierliche Zusage, die er Huß für seine freie Hinreise nach Kostnitz, ungefährdeten Aufenthalt daselbst und die ungehinderte Rückkehr in sein Vaterland gegeben hatte, von den Vätern des Concils so anmaßend und eigenmächtig war mißachtet worden," wankt, von den Bitten und Vorstellungen einer glaubenswüthigen Klerisei bestürmt, die ihn darauf aufmerksam machte, wie es sich hier um sein (des Kaisers) eignes Seelenheil handle, wenn er sein einem verfluchten Ketzer gegebenes Wort halte oder gar sich seiner annehme, — und fügt sich zu seiner Schmach den Anforderungen und Geboten des Conciliums. „Um sich als reumüthigen und gehorsamen Sohn der Kirche zu zeigen, begab er sich am folgenden Tage, dem heil. Christtage (25. Dec. 1414), in die Frühmette, wo der Papst das Amt hielt, legte seinen kaiserlichen Ornat ab, zog einen Chorrock an und sang in Demuth das Evangelium: „„Es begab sich aber, daß ein Gebot vom Kaiser Augusto ausging ꝛc."" (Luk. 2, 1 fg.) — Auch Huß's getreuer Jünger und Freund, Hieronymus von Prag, der den geliebten Lehrer und Freund „in den Tagen der Trübsal nicht verlassen, sondern das Mögliche versuchen wollte, ob er Etwas für dessen Erleichterung oder Rettung thun könne," und sich daher nach Kostnitz begab, wurde in's Gefängniß geworfen, später aber in erträglichere Haft gebracht. — Interessant und rührend sind die (S. 53 fg.) mitgetheilten Briefe Huß's, die er „standhaft und todesmuthig" von dem Kerker aus an seine Freunde und Anhänger in Böhmen schrieb, um sie „in ihrem Glauben zu erhalten und in der Wahrheit zu bestärken." In einem derselben heißt es (S. 57.): „O wie wünschte ich, alle Bosheiten der Kirchenvorsteher, die ich sehr wohl einsehe, auch euch, meine Lieben, deutlich anzuzeigen und der ganzen Welt in ihrer Blöße vor Augen zu legen! Solches würde sehr nützlich seyn, weil hierdurch die getreuen Diener des Herrn sich vor derselben zu hüten wissen würden. — Ich hoffe aber

zu

zu Gotte, daß er nach meinem Tode viel tüchtigere Männer, als ich war, auserwählen werde, welche den Gräuel des Antichrists ganz offenbar aufdecken sollen. — Es ist zwar zu befürchten, daß sie um der göttlichen Wahrheit willen Vieles, wohl den Tod werden ausstehen müssen! — Doch unser Herr Jesus Christus wird den Verlust dieser sterblichen Hülle reichlich ersetzen, da ich getrost hoffe, daß er sowohl ihnen als mir und euch die Freuden des ewigen Lebens zutheilen wird. Um dieses bitte ich ihn stündlich, und um dieses müsset auch ihr, meine Lieben, ihn anflehen."

Im achten Capitel wird des vergeblichen Bemühens der Anhänger Huß's unter dem böhmischen und polnischen Adel Erwähnung gethan, das Concil zu einem gerechtern Verfahren gegen den Gefangenen zu nöthigen. Zur Verurtheilung desselben ward die Kirchenversammlung, außer den schon oben angeführten Gründen, vorzüglich durch die Furcht vor dem Ansehen und der außerordentlichen Wirksamkeit dieses Mannes, der durch „Wort und Schrift bei'm Volke einen unglaublichen Haß gegen den Papst und die zucht- und sittenlosen Geistlichen, sowie gegen ihre ärgerlichen und unchristlichen Lehren erregt hatte," bewogen. Am 6. Juni 1415 zum ersten Male öffentlich in unordentlicher und rechtloser Weise verhört, „weigerte er sich auf das Hartnäckigste, seine auf das Ansehen der heil. Schrift gestützten Lehren und Behauptungen als Irrthümer und Ketzereien zu erkennen und sie als solche zu verfluchen und abzuschwören. Statt blinder Machtsprüche verlangte er Widerlegung und Gegenbeweis und erklärte unumwunden, er halte weder den Papst noch auch ein Concilium für unfehlbar, da sie so oft geirrt, sich selbst widersprochen und entgegen gewesen seien." — „Man sieht augenscheinlich," bemerkt hierzu sehr treffend der Verf. (S. 65.), „daß, wenn ein solcher Mann, der durch Nichts in seinem Kampfe für Recht und Wahrheit geschreckt oder erschüttert werden konnte, wieder in sein Vater-

land

land zurückkäme und in seinem bisherigen Wirken fortführe, es um das Ansehen des Klerus vollends geschehen sei. Ein solcher Widersacher mußte um jeden Preis unschädlich gemacht und zur Ruhe gebracht werden. — Wo man ihn daher nicht widerlegen konnte, überschriee man ihn und suchte ihn so zu verhindern, den ehrwürdigen Vätern verhaßte und gefährlich scheinende Wahrheiten öffentlich und laut zu verkündigen." So konnte auch das zweite Verhör (ihm wohnte auch der Kaiser bei), dessen Nichts sagende und unpassende Anklagepuncte (sie sind S. 66—75. verzeichnet) die Vernünftigkeit der Lehrartikel Huß's nur noch mehr in's Licht stellen, nur mit der Verurtheilung H's. zum Tode enden. Der Hergang bei derselben wird genau und mit vielen anziehenden Notizen untermischt im neunten Capitel beschrieben. Sie erfolgte, nachdem man H. zum Widerrufe zu bewegen wiederholt, aber vergeblich versucht hatte. Der 6. Juli 1415 wurde zur Vollziehung des gegen ihn als Ketzer vorbereiteten Urtheils bestimmt. „Als die Verlesung der für ketzerisch erklärten Lehrsätze H's. geendigt war," heißt es S. 81 fg., „so verlas man auch die Aussagen und Zeugnisse seiner Feinde wider ihn. Unter andern unwahren und lächerlichen Anschuldigungen gegen Huß brachte man auch die vor: er habe sich für die vierte Person in der Gottheit ausgegeben; ferner: er habe des Papstes Bann verachtet. — Als Huß in Betreff des ersten Punctes zu wissen verlangte, wer eine solche ungereimte und gotteslästerliche Beschuldigung gegen ihn vorgebracht habe, antwortete man ihm, es sei irgend ein Doctor gewesen; und als H. den Namen desselben zu wissen verlangte, antwortete man ihm kurzweg: „„Es ist jetzt nicht vonnöthen!"" — In Betreff des zweiten Punctes entgegnete er: „„Ich habe gegen einen unrechten Bann an einen höhern Richter appellirt. Drei Mal habe ich an den Papst geschickt, meine Sache zu vertheidigen oder mich eines Bessern belehren zu lassen, und da ich

dieses

rses nicht erlangen konnte, so bin ich auf dieses Concilium kommen mit einem freien, sichern Geleite des römischen Kaisers, welcher hier zugegen ist, in der vesten Hoffnung, s würde mir keine Gewalt geschehen, sondern mir verstattet erden, meine Unschuld zu erweisen."" — Als er dieses gte, sahe er den Kaiser Sigismund stark an, welcher vor Schaam blutroth wurde *) und den Blick zu Boden schlug." — „Nach Verlesung des schrecklichen Urtheils (das ihn zum euertode verdammte) fiel Huß auf seine Kniee, blickte gen Himmel und betete laut: „„Ach, Herr, Gott! ich bitte ich herzlich durch deine grundlose Barmherzigeit, du wollest Solches meinen Feinden verzeien; denn du weißt wohl, daß ich falsch angeklagt, urch falsche Zeugen mit erdichtetem Irrthume, uch unbillig verurtheilt bin. Darum bitte ich ich durch deine unaussprechliche Barmherzigkeit, u wollest es ihnen nicht zumessen!"" Als Huß für eine Feinde also gebetet," fährt der Vf. S. 83. fort, „sahen sich die Bischöfe einander an; einige schwiegen, andere lachten." — „Aber unter mehrern Rittern und Edeln erregte ein solches Verfahren gegen Huß Missfallen und Unwillen. Selbst des Kaisers Kanzler, Graf Kaspar Schlick (sein Name verdient der Nachwelt aufbewahrt zu werden), ein gelehrter, verständiger und frommer Mann, als er das Urtheil gehört, ging aus der Kirche und protestirte öffentlich, daß er bei einer solch' ungerechten und übereilten Verurtheilung mit gutem Gewissen nicht seyn könne." Die Entweihung H's. und Ausstoßung

*) „Hierauf beziehen sich," wie der Verf. in einer Anmerkung S. 82. beifügt, „Karls V. Worte auf dem Reichstage zu Worms, als der päpstliche Legat und die Bischöfe in ihn drangen, dem D. Luther, weil man einem Ketzer kein Wort zu halten brauche, das Geleite zu brechen: „„Ich will nicht, wie vordem Sigismund, vor mir selbst erröthen rc.""

sung desselben aus dem Priesterstande, ingleichen die näheren Umstände seines Märtyrertodes werden S. 84 fg. erzählt. „So duldete" — ruft der Verf. am Schlusse des Capitels S. 90. aus — „der Glaubensheld! — so starb der Gerechte! — Heilig sei uns sein Andenken! Denn die Flamme seines Scheiterhaufens wurde die Morgenröthe der beginnenden bessern Zeit!"

Im zehnten Capitel wird noch die Erzählung der Verurtheilung und Hinrichtung des Hieronymus von Prag und der an das Concil gerichteten scharfen Protestation der böhmischen Reichsstände und der prager Universität gegen jeden Glaubenszwang hinzugefügt, sowie der Folgen gedacht, welche der Tod jener beiden Glaubenszeugen nach sich zog und die ganz anders sich gestalteten, „als die Väter des kostnitzischen Concils beabsichtigten und ahneten." „Sie hatten in ihrer Befangenheit und Verblendung die Stimme der Wahrheit durch die Gewalt des Schreckens dämpfen wollen; — aber jetzt verbreitete sie sich allgewaltig in allen Landen und gewann überall für sich die Besseren der Menschen. Der gerade und redliche Sinn der Deutschen erwachte, und sie beklagten es tief, daß Sigismund zu solchem Frevel die Hand geboten." Wie wenig demnach das Verfahren des Concils gedient, um die Lehre Huß's zu unterdrücken, wird in den Worten (S. 104) bezeichnend hervorgehoben: „Die Protestationsbriefe der Böhmen, welche auch in Deutschland in vielen tausend Abschriften sich verbreiteten, erregten überall das größte Aufsehen; man sahe ein, daß mit dem Märtyrertode des Joh. Huß und Hieronymus von Prag, Wiclef's Nachfolgern in der christlichen Glaubenslehre, das große Werk der Kirchenverbesserung der That nach schon begonnen und daß das kostnitzische Concil durch seine grausamen Maßregeln gerade das geeignetste Mittel gewählt habe, die Kraft seiner eignen Beschlüsse zu vernichten,

das

das Ansehen des römischen Stuhles herabzusetzen und den Glauben an seine Unfehlbarkeit wankend zu machen rc."

Neben der, aus der ganzen Schilderung des großen Glaubenshelden und seiner Zeit hervorleuchtenden geschickten, klaren und umfassenden Behandlung des würdigen Gegenstandes, womit das Werkchen des Verfs. es zu thun hat, stoßen wir auch auf ein gründliches Studium der Schriften Huß's und seiner Freunde nicht minder, als derjenigen seiner Gegner, die wider ihn schrieben, und der Schriften und Urkunden überhaupt, die die Geschichte des unsterblichen Mannes betreffen. — Die bekannten, von dem Verf. (S. 87.) aufgenommenen, längst jedoch als ungeschichtlich erwiesenen Worte, die Huß auf dem Scheiterhaufen mit prophetischem Geiste gesprochen haben soll: „Heute bratet ihr eine Gans, über hundert Jahre aber wird ein Schwan kommen, den werdet ihr nicht verbrennen können," möchten, ihrem allgemeinen Sinne nach, dem philosophischen, in die Geschichte der unaufhaltsamen religiösen Entwickelung des Menschengeistes gewiß tiefe Blicke gethan habenden Verstande H's. zwar wohl zuzutrauen seyn, sind aber doch immer nur als eine geistreiche Fiction zu betrachten und hätten von dem Verf. wenigstens nicht ohne eine Bemerkung ihrer bezweifelten Echtheit wiedergegeben werden dürfen.

Wir schließen unsere Anzeige des werthvollen, jedem Gebildeten dringend zu empfehlenden Schriftchens mit den Worten der Vorrede (S. II.): „Dankbar erinnere sich die Nachwelt Derer, welche gestrebt und gerungen, daß es besser geworden ist, und welche ihn muthig gekämpft den Kampf für Wahrheit, Menschenwürde und Glaubensfreiheit; ihr Leben, Wirken und ihre Aufopferung bilden in den Jahrbüchern der Weltgeschichte Lichtpuncte, auf welche das Auge gern blickt und welche das Herz mit Bewunderung und Liebe erfüllen. Unter diesen Glaubenshelden aber verdient M. Johannes Huß gewiß nicht

nicht die letzte Stelle; er kann gewissermaßen als der Beginn der Kirchenverbesserung betrachtet werden."

Die protestantische Kirche und die symbolischen Bücher zunächst in Beziehung auf Hamburg. Von H. Schleiden, Dr. Bevorwortet durch ein Sendschreiben an den Herrn Pastor H. Mumssen. Hamburg bei Hoffmann u. Campe. 1840. 259 SS. 20 Gr.

Hamburg hat in neuerer Zeit eine unglückliche Celebrität erlangt durch den Parteikampf zwischen den Anhängern des Kirchenglaubens, wie er durch die symbolischen Bücher festgestellt worden, und den Freunden einer vernunftgemäßen Entwickelung der reinen Bibellehre. Daß man Männer der letztern Partei zu den ersten geistlichen Stellen berufen hat, muß als Beweis gelten, daß diejenigen Männer, welche an der Spitze der Geschäffte stehen, eine fortschreitende Ausbildung des chr.,...,en Lehrsystems begünstigen; daher man Hamburg nicht zu den Staaten rechnen kann, in welchen Alles darauf angelegt wird, die freie Forschung in Religionssachen niederzuhalten und der protestantischen Kirche dieselbe Form wiederzugeben, welche sie bei ihrem Beginne gehabt hat. Jedoch hat es auch in Hamburg nicht an Menschen gefehlt, welche an der neuern Gestaltung unserer Kirche und an der wissenschaftlichen Sichtung ihrer Lehren großes Aergerniß nahmen und in ihrer Befangenheit meinten, das Christenthum sei in Gefahr, wenn es nicht mehr ebenso gelehrt werde, als sie es gelernt hatten. Manche Prediger, und namentlich einige Candidaten, welche sich im neuevangelischen Eifer breit machen wollten, zündeten ein Feuer an gegen die sogenannten Rationalisten, um sich an

dem-

demselben zu wärmen. Zu diesen gesellte sich auch der Pastor Mumssen zu Ham, welcher in einer Schrift, die besonders gegen den Predigtamtscandidat D. Schleiden gerichtet war, behauptete, daß alle Prediger, welche nicht den symbolischen Büchern gemäß lehrten, Meineidige — und daß die Rationalisten keine Christen wären. Diesen Vorwürfen begegnet nun Hr. Schleiden in dem seiner Schrift vorausgeschickten Sendschreiben von S. 1 bis 34., welches von seiner wissenschaftlichen Bildung und seiner würdigen Denkungsart ein gutes Zeugniß gibt. Daß er seine Ansichten, die er durch gewissenhafte Prüfung und mit Liebe zur heiligen Sache gewonnen hat, freimüthig darlegt, müssen wir ihm um so mehr zur Ehre rechnen, je mehr viele unserer jungen Theologen den Mantel nach dem Winde hängen, um nur glücklich in ein Amt einzulaufen. Das sind denn aber nur die schwachen Brüder, welche sich auf keinem Felde mit Ehren behaupten können und durch den Schein der Rechtgläubigkeit ihre geistige Armuth zuzudecken suchen. — Rec. geht nun zu des Verfs. Abhandlung, die protestantische Kirche und die symbolischen Bücher betreffend, über.

In Rücksicht auf die erstere erinnert er, daß in Folge der Reformation, durch welche die Urheber derselben sich von ihren früheren Eiden und Verpflichtungen losgesprochen, eine fortwährende Bewegung in die protestantische Kirche eingetreten sei, wodurch eine große Verschiedenheit der Glaubensmeinungen habe entstehen müssen, welche in jetziger Zeit nicht bloß unter den Gelehrten, sondern auch unter den Ungelehrten Statt finde. Er stellt zwei Reihen von namhaften Theologen, welche in ihren Ansichten weit von einander abweichen, einander gegenüber und führt dann Mehrere derjenigen Partei auf, die sich die rechtgläubige nennt, welchen nachgewiesen worden, daß sie in ihren Meinungen ebenfalls mehr oder weniger von den symbolischen Büchern abweichen. Zu dessen Beweise stellt der Verf. ein

ein Examen an über die drei Symbole, das apostolische, athanasianische und nicenische, und fragt in Betreffe des ersten, wie die Lehre, daß der Vater Schöpfer der Welt sei, mit dem Glauben der Orthodoxen, daß der Sohn die Welt erschaffen habe, vereinigt werden könne; ferner: was Christus nach dem zweiten Artikel sei, da er weder als Gott, noch als ein göttlicher Mensch, sondern als ein Göttersohn, wie die Heroen der alten Welt, bezeichnet werde; weiter: wie Viele wohl noch an die immaculata conceptio virginis Mariae glaubten oder an die Höllenfahrt Christi, oder an die Auferstehung des Fleisches, wie Luther sich dieselbe gedacht. — In Betreff des athanasianischen Symbols fragt er, wer sich wohl getraue, die darin befindliche Lehre von der Dreieinigkeit als eine durchaus biblische zu rechtfertigen. — Er erwähnt dann die Aeußerungen Luthers über den Bund, in welchem manche Menschen mit dem Teufel stehen sollten, und über die Hexen; die Lehre der Concordienformel von dem gänzlichen Unvermögen des Menschen in geistlichen und göttlichen Dingen, von der Verdammniß der Kinder, welche nicht getauft worden, sowie der Nichtchristen. In allen diesen Beziehungen haben auch die rechtgläubigen Theologen und Laien Meinungen, welche von den Lehren der symbolischen Bücher abweichen. Daß selbst in den Principien keine Uebereinstimmung sei, fügt der Verf. hinzu, denn was wirklich als Wort Gottes gelten solle, sei streitig. Luther habe gefordert, der Schriftsinn müsse aus der Historie und Grammatik erforscht werden, sei aber selbst von diesem Grundsatze abgewichen, indem er manche Stellen nach seinem Glauben gedeutet habe.

Nachdem der Verf. gezeigt hat, wie im siebzehnten Jahrhunderte ein sogenanntes orthodoxes System sich ausgebildet und behauptet, dasselbe aber im achtzehnten mit solchem Erfolge bekämpft worden, daß jetzt nur noch ein Häuflein Alt-Lutheraner als Anhänger desselben gelten könnten, wirft er die Frage auf:

auf: „Soll die protestantische Kirche sich in so viele verschiedene Kirchlein auflösen, als verschiedene Lehrmeinungen in ihr sich finden; oder soll sie bei bewußter und zugestandener Verschiedenheit der Lehre durch das Band der Kirchengemeinschaft diese verschiedenen Elemente zusammenhaken, also daß innerhalb der Kirche selbst der Kampf der Ueberzeugungen durchgefochten wird, versteht sich auf wissenschaftlichem Gebiete, während Jeder seine Ueberzeugung für die ihm anvertraute Gemeinde so nützlich und segensreich als möglich zu machen sucht?" Die Art, wie der Verf. diese Frage beantwortet, hat viel Ansprechendes und zeugt von einem durch ernstes Studium gereiften Urtheile. Seine Rathschläge schließen sich an Neander's treffliche Worte in dessen Leben Jesu an: „Wir stehen an der Grenze zwischen einer alten und zwischen einer neuen Welt, welche durch das ewig alte und ewig neue Evangelium in das Daseyn wird gerufen werden. Zum vierten Male bereitet sich eine neue Lebensepoche der Wahrheit durch das Christenthum vor. Daher können wir in jeder Hinsicht nur Vorarbeiten geben für die Zeit der neuen Schöpfung." Diesem gemäß fordert der Verf., wir sollen unsere Zeit als eine Uebergangsperiode erkennen und die Blüthen dieser Zeit pflegen. Von Denen, welche die Zeit nicht begreifen, sagt er: „Statt dessen sind die Meisten bemüht, ein nothdürftiges consequentes System von religiösen Vorstellungen als die alleinseligmachende Wahrheit durch Gründe und Beweise, die im Grunde Nichts beweisen, einzutrichtern, von jeder andern mit ihrem Systeme streitenden Ansicht, als einer vom Teufel erfundenen und unabweislich in die Hölle führenden abzuschrecken. Sie meinen, wer an ihren Begriffen rüttle, taste das religiöse Leben selbst an, wer nicht alle Dogmen so fasse, wie sie, sei kein Christ. Daher ist denn mit diesen Leuten kein Friede, keine Einigkeit im Geiste möglich." „Wollen wir nun," so schließt der Verf. dieses Cap., „in Kirchengemeinschaft mit einander bleiben, so müssen wir das

Recht

Recht der Ueberzeugung voll und ganz anerkennen, so annehmen, daß sie sich mit Freiheit darlegen und bewegen — so anerkennen, daß die giftige Rede von Heuchelei und Meineide nie mit einem Scheine des Rechts in der Gemeinde umherschleichen kann; wir müssen die Frage entscheiden unzweideutig, klar, bestimmt: „*Gelten die symbolischen Bücher noch als Richtschnur des Glaubens und der Lehre, oder nicht? Gelten sie unbedingt oder eingeschränkt? Und wenn das Letztere, in welcher Weise ist denn diese Einschränkung gemeint?*“

Nachdem der Verf. eine Uebersicht über die symbolischen Bücher, ihre Entstehung, ihren Zweck und die in denselben aufgestellten Grundsätze von Gewissensfreiheit und dem Rechte der freien Schriftauslegung gegeben, zieht er die Folgerung, „daß bei immer weiter gehender Differenz zwischen den Lehren der symbolischen Bücher und der evangelischen Wahrheit, wie sich dieselbe nach reinem und von keiner Autorität beschränkten Verstande der Bibel ergeben möchte, diese Schriften in ihrer Bedeutung als Bekenntnißschriften der Kirche, ihren eigenen Grundsätzen gemäß, verändert oder gänzlich umgestaltet werden können und die Kirche doch dabei dieselbe bliebe.“. Von S. 138 bis 182. gibt der Verf. eine Geschichte der bürgerlich-kirchlichen Gesetzgebung in Hamburg in Beziehung auf die symbolischen Bücher, worin er zeigt, daß bei Einführung der Reformation in dieser Stadt von einer Verpflichtung auf die symbolischen Bücher nicht die Rede gewesen, nach entstandenen Religionsstreitigkeiten aber der Rath die Prediger angewiesen habe, Nichts gegen dieselben zu lehren, und endlich ein Receß abgefaßt worden sei, nach welchem Rath und Beisitzer, sämmtliche Geistliche und Kirchendiener, Professoren und Candidaten zur Beihaltung der evangelischen Lehre, sowie sie in den symbolischen Büchern der protestantischen Kirche und dieser Stadt dargelegt ist, *unbedingt verpflichtet* werden. Diesem noch jetzt be-

stehenden Gesetze gegenüber hat sich jedoch, wie der Verf. im
genden Abschnitte zeigt, durch die kirchliche Praxis ein Ge-
hnheitsrecht gebildet, dessen Giltigkeit einstweilen anerkannt
rden müsse, bis das Gesetz selbst zeitgemäß abgeändert würde.
ı dieser Rücksicht führt er an, daß das neue Gesangbuch
d der seit 1818 eingeführte Katechismus mit den symboli-
en Büchern nicht übereinstimmen; daß seit 1833 die Pro-
soren an den Gymnasien nicht mehr auf die symbolischen
icher verpflichtet werden; daß Geistliche, welche in ihren An-
)ten offenkundig von den symbolischen Büchern abweichen,
:rlich in ihr Amt eingeführt worden sind. Aus dieser facti-
en Aufhebung der früheren Verordnungen folgert der Verf.,
ß der Verpflichtung auf die symbolischen Bücher jetzt eine
dere Bedeutung untergelegt sei, weil eine kirchliche Behörde
) unverzeihlichen Vergehens schuldig machen würde, wenn sie
manden einen Eid schwören ließe, von dem sie wüßte, daß
ein Meineid sei.

Im letzten Abschnitte dieser Schrift werden die Gründe
: und gegen die Beibehaltung des Eides auf die symbolischen
ücher abgewogen. Gegen dieselbe führt der Verf. an: Die
:setze, welche die Verpflichtung gebieten, haben sich überall
s unwirksam erwiesen, da durch sie die Einigkeit des Glau-
ns nicht gesichert worden ist; sie fordern etwas Unmögliches,
il Niemand dafür stehen kann, daß er immer dieselbe Ueber-
ıgung haben werde; sie würden, wenn sie ausführbar wären,
ıe verderbliche und trostlose Einerleiheit des Buchstabens her-
iführen; sie räumen der weltlichen Macht einen Einfluß ein,
:lcher der Kirche zum Verderben gereichen muß; sie fordern
ı Gelübde, welches von den Meisten ohne Sünde nicht kann
halten werden und das daher in sich nichtig ist; sie sind auch
protestantisch, da sie an Menschensatzungen binden. Die
ründe für die Beibehaltung des Eides werden befriedigend
seitigt. Endlich zählt der Verf. diejenigen Länder auf, in
wel-

welchen der Eid entweder ganz aufgehoben, oder doch modificirt worden ist. Ref. wünscht, daß Hamburg hierin bald nachfolgen möge, um nicht länger redliche Gemüther durch ein Gesetz zu ärgern, auf welches selbst Diejenigen, welche es handhaben sollen, kein Gewicht mehr legen. Soll dieses Gesetz noch nicht ganz aufgehoben werden, so ist ja durch eine kleine Abänderung das Aergerniß zu beseitigen, wenn nämlich, wie es anderwärts bereits geschieht, die Geistlichen auf die symbolischen Bücher verpflichtet werden, **soweit** sie mit der hl. Schrift übereinstimmen.

Hierzu fügt noch Ref. ein Geständniß. Er hat bei seinem Eintritte in ein geistliches Amt auch die symbolischen Bücher unterschrieben; aber, obgleich seine Ansichten von denselben nicht Wenig abweichen, sich doch darüber niemals Unruhe gemacht. Er ward ja nur verpflichtet, als Prediger Nichts gegen die symbolischen Bücher zu lehren, und seine Gemeinden haben ihm nie den Vorwurf gemacht, daß er den Kirchenglauben umstoße. Sie sahen, daß es ihm mit Dem, was er lehrte, Ernst war und vermißten Das nicht, was er nicht zu berühren für gut fand. Wo würde es denn noch gefordert, daß der Prediger alle Capitel der augsburg'schen Confession behandeln solle? Er hat also seinen Eid gehalten, ohne in seinem Glauben gebunden zu seyn. Durch diesen Eid hielt er sich aber nur verpflichtet als Inhaber des Amtes, für welches er den Eid leisten mußte. Als Gelehrter bei literarischen Arbeiten, bei welchen es auf eine freie Untersuchung ankam, war er durch keinen Eid gebunden, und hatte er keine Rücksicht auf die symbolischen Bücher zu nehmen. Dann konnte er unbedenklich aussprechen, was nicht vor die Gemeinde, welche erbaut seyn wollte, gehörte.

Der

Der Kampf aus dem Glauben und die religiösen Parteien unserer Zeit von Ludwig Pelt, Doctor und Professor der Theologie (in Kiel). Eine vermittelnde Betrachtung veranlaßt durch die zweite Ausgabe von Strauß's Leben Jesu und v. Ammon's Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Kiel, Univ.=Buchhandl. 1837. VIII und 100 SS. 8.

Jeder mit religiösem Ernste und Liebe zur Wahrheit in dem Kampfe für das Reich der Wahrheit und Gottseligkeit tretende Mann hat einen begründeten Anspruch auf die Achtung der Mitkämpfer für diese hochheiligen Interessen der Menschheit. Auch dem Vf. darf sie nicht versagt werden, indem er hier in der, nach seinem eignen Geständnisse (S. V.) schwierigen, Stelle als Vermittler auftritt. Rec. will sich den Versuchen dieser Art auch nicht durchaus abhold erklären. Auf rein wissenschaftlichem Gebiete hat freilich das Vermittlungsverfahren mehr gegen als für sich; denn hier kann es dabei nur auf Zweierlei herauskommen: entweder soll von einem wohlgeprüften Principe Etwas abgedungen, oder es sollen Grenzpfähle eingeschlagen werden, über welche, in das vom Gegner besetzte Gebiet hinaus, auch der siegende Kämpfer seine Fahnen nicht tragen dürfe. Beides will sich die Wissenschaft nicht gefallen lassen. Ein Anderes ist es im religiösen Bereiche, wo das Leben vielseitiger als in den theologischen Schulen sich gestaltet und die Bedürfnisse nicht überall rein wissenschaftlicher Art sind. Dort treten die Verschiedenheiten der Ansichten in einem weniger grellen Lichte hervor oder werden, wie es auch recht ist, über der Uebereinstimmung in Dem, was Allen gemeinsam ist, vergessen. Ein dem Rationalismus zugethaner Prediger kann recht wohl in amtsbrüderlicher Liebe und Eintracht neben seinem supernaturalistischen Collegen stehen und sich mit ihm herz-

 lich

sich verbunden fühlen um des Werks willen, das Beide treiben, und wegen der Beiden gemeinschaftlichen Ueberzeugung von dem Segen des Christenthums, das Beide in ihrer Gemeinde wirklich zu fördern bemüht sind. „Mit der Bibel in der Hand," sagt Goguel (Idées sur le ministère evangelique. Paris 1834.), „wollen wir überall um uns her Liebe zum Evangelium, zu Gotte und den Menschen verbreiten. — Auch werden wir besonders auf Einheit (unité) hinarbeiten, jedoch ohne die tödtliche Auctorität irgend einer besondern Kirche oder eines besondern Glaubens, der den Völkern ein eisernes Joch auf den Nacken legt, zu verkündigen. — Achtend das Ansehen und die Unabhängigkeit der Vernunft, möchten wir die große Einheit der christlichen Kirche in's Leben treten sehen, nicht aber jene falsche und gewaltsam erzwungene Einheit, welche einen Kreis von Erz oder Feuer um irgend individuale Ansichten zieht und mit Stolz' Alles, was auch nur im Mindesten sich davon entfernt, verdammt. Diese Einheit wollen wir nicht! Wir wollen die wahre Einheit des Lichts und der Liebe, welche die göttliche Offenbarung unter den verschiedenen Gesichtspuncten, denen zu Folge Gott gewollt hat, daß sie den Menschen erscheinen sollte, dankbar annimmt."

Auf diesem Gebiete kann dann auch die vermittelnde Stimme gehört werden, welche an die religiösen Parteien unserer Zeit ergeht, und wir wollen glauben, daß der Mann, der sie erhebt, auch in seiner Stellung, als Professor, in welcher er Religionslehrer für die christliche Gemeinde erzieht, nicht unterlassen werde, seine Zuhörer vor einer Parteisucht zu warnen, die er selbst als verderblich bezeichnet, sondern vielmehr dahin strebe, daß nicht, wie leider aus seiner Schrift theilweise hervorzugehen scheint, aus seiner „Schule eine Partei werde, die über ihr Verfahren nicht selten das Bewußtseyn so sehr verliert, daß sie praktisch zu dem Grundsatze sich zu bekennen scheint, daß der Zweck die Mittel heilige" (S. 42.). Wir

hätte

ätte er zur Bewährung dessen nicht mit Urtheilen herausfahren
ollen, wie S. 56. zu lesen sind; zumal da ihm die Gabe nicht
ersagt ist, einen Tadel mit milden Worten auszusprechen, wie
nan S. 87. sieht. In so verschiedenem Tone sollte der Frie-
enstifter nicht sprechen, denn da begegnet es ihm, was ihm,
nut seiner Versicherung, selbst nicht behagt (S. 43.), daß die
Personen anfangen, um der Sache willen zu gelten. Offenbar
teht D. Pelt auf Einer Seite und zwar auf der, welche in
en Mitarbeitern der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung
„achtungswerthe Organe der streng kirchlichen Denkweise“ er-
ennt; in Tholuck's Sicherstellung der Glaubwürdigkeit der
iblischen Geschichte jenen Glaubensmuth findet, welcher, des
Sieges der göttlichen Sache gewiß, sich nicht scheut, auf Alles
inzugehen, was eingeräumt werden muß, und das Verdienst
er Hegel'schen Philosophie um die Theologie besonders zu
ühmen weiß.

Zur Abfassung seiner Schrift gaben dem Vf. Ammon's
und besonders Strauß's bekannte Werke Veranlassung und
zwar vornehmlich die Art, wie sie aufgenommen worden, worin
er „ein merkwürdiges Symptom für den geistigen Gesundheits-
oder vielmehr Krankheitszustand unseres Zeitalters“ erblickt.
Die gegen beide Werke erhobene Polemik soll ihm Gelegenheit
geben, wozu es ihm gerade Zeit zu seyn scheint, an dem
Charakter der gegenwärtigen Glaubenskämpfe
das Wesen einer echtchristlichen Bekämpfung ent-
gegenstehender Richtungen zu klarem Bewußtseyn
zu bringen. Dieß ist das von ihm selbst (S. 5.) ausge-
sprochene Ziel, zu welchem hin die Abhandlung steuert. Ref.
will von dem Gange, den sie nimmt, Rechenschaft geben.

Die Reihe der sechs Abschnitte, in welche die Schrift
zerfällt, beginnt mit einem Klaglibell, welches „die Glau-
bensschwäche unserer Zeit“ belangt. D. P. geht aus
von den durch die Reformation auf religiösem und durch

Descartes auf wissenschaftlichem (philosophischem) Gebiete entstandenen Bewegungen, wodurch „nicht nur das Joch menschlichen Ansehens in Glaubensangelegenheiten, sondern auch die durch Menschen vermittelte göttliche Auctorität abgeschüttelt ward und wobei die Entzweiung so weit ging, daß zuletzt das Bewußtseyn, sich sogar mit sich selbst in Widerspruche sehend, alle Gewißheit aufhob und in völligem Skepticismus endigte." „Man glaubte endlich Niemand mehr, nicht Christo, nicht den Aposteln, nicht Gotte, nicht der Vernunft, nicht ihren Verächtern; eine völlige Anarchie auf dem Gebiete des Geistes" trat ein. Nachdem eine durch den Völkerkrieg geweckte Begeisterung schnell vorübergegangen; nachdem bei'm Reformationsjubiläum alle alte und neue Richtungen, zum Theil scharf ausgesprochen, sich wieder offenbart und noch bestimmter ausgeprägt worden; so stehen jetzt Schulen und Parteien in leidenschaftlich schroffer Einseitigkeit im Kampfe oder in widernatürlichen Bündnissen und vielfachen, trüben Mischungen einander gegenüber, und die irregemachten Glieder der Gemeinde, die nicht mehr wissen, was sie glauben sollen, befinden sich in dem Zustande des Schwebens zwischen Glauben und Unglauben, welchen Diderot, jener seufzende Apostel des Unglaubens, mit Verkennung der tiefsten Bedürfnisse der Menschheit, als den für das Glück und die Sittlichkeit des Menschen angemessensten gepriesen hat, und sind damit der Welt verfallen, welche sie immer tiefer in ihre Netze zieht, daß sie zu keiner rechten Freudigkeit des Lebens gelangen können." „Das Uebel des Unglaubens zieht sich wie eine schleichende Pest durch unser ganzes öffentliches fast noch bedenklicher, als durch das häusliche Leben hin und bricht hier und da hervor, furchtbare Zerrüttung anrichtend;" und auch da, „wo es besser ist, auch wo sich die Gemeinde noch in die Kirche drängt und das Bewußtseyn der Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi nicht verschwunden, sondern in Vielen kräftig ist, fehlt es häufig an

zuver-

zuversichtlichem und vestem Glauben; ja es steht oft damit so schlimm, daß selbst die Gläubigen das Wort des Glaubens von einem Gegentheile nicht zu unterscheiden wissen." Und so steht als Thatsache vest: „einer neuen, kräftigen Wiedergeburt aus dem Geiste bedarf die Kirche, bedürfen die Meisten ihrer Glieder, damit die Zuversicht zur Wahrheit wiederkehre und damit das Seyn und Wirken der Einzelnen vom begeisterten Glauben getragen und gehoben werde."

Nach solcher Schilderung war Rec. begierig, im zweiten Abschnitte die „Symptome dieser Schlaffheit im Glaubenskampfe der Gegenwart" kennen zu lernen und fand selbige angegeben in der neuern Polemik gegen die angeführten Schriften von Ammon und Strauß. Der plötzliche Schreckensruf, den in's Besondere des Letztern Werk erweckt, sollte aus Kleingläubigkeit und Schwäche hervorgegangen seyn. In den Widerlegungen sei die innere Unsicherheit vielfach hervorgetreten: manche Gegner hätten eben so ängstlich gesprochen, wie die ersten Aufgeschreckten; Andere seien zornig aufgefahren; noch Andere hätten das Gorgonenhaupt eines starren Systems entgegengehalten; und das Alles aus Glaubensschwäche. — Rec. kann hier nicht einstimmen; er will gern einräumen, daß die Strauß'schen Hypothesen Vielen bedenklicher vorgekommen, als sie wirklich sind; aber daß die dagegen laut gewordenen Stimmen, die den historischen Christus und das äußerlich Ueberlieferte nicht fallen lassen wollen, den Charakter der Glaubensschwäche tragen, kann er unmöglich gelten lassen. Soll man Alles gehen lassen und sprechen: „„Wir wollen unbekümmert seyn und den Herrn der Kirche sorgen lassen?"" (S. 29.) Dieß hieße nach unserem Dafürhalten eine Thorheit, denn die Wahrheit bedarf, wenn ihr zu nahe getreten wird, der Vertheidigung und diese haben die Gegner des Strauß'schen Buchs, Jeder von seinem Standpuncte aus, unternommen; sie haben ihren Speer in den Kampf getragen, voll

voll Muths für die Sache, die ihnen theuer und heilig war. Von einer andern Seite kann Rec. sich auch nicht von den großen Nachtheilen überzeugen, die das genannte Werk hervorgebracht haben soll. Er hat sich ein besonderes Geschäft daraus gemacht, einer namhaften Zahl seiner geistlichen Amtsgenossen die Frage vorzulegen, ob ihnen in ihrer speciellen Erfahrung ein Fall vorgekommen, in welchem man sagen müsse: Hier hat das Buch Jemanden irregemacht!? und immer die Antwort erhalten, es sei ihnen dergleichen nicht begegnet. Man hat wohl hier und dort, zumal da Unterhaltungsblätter den Gegenstand in ein Publikum gebracht, wohin er nicht gehörte, von dem tübinger Biographen gesprochen; allein der Umfang, die Gelehrsamkeit und der Preis des Werks hat es nicht zu einer verderblichen Lectüre werden lassen, und die verständigen Laien, denen es um eine rechte Ansicht zu thun war, haben sich Raths erholt bei einem theologischen Freunde und da hat sich selbst eine vorgefaßte falsche Meinung leicht berichtigen lassen.

D. Pelt ist auch selbst der Ansicht, es sei das strausssche Buch mit Nichten ein verderbliches. Er will ihm nicht überall das Wort reden und tadelt, was der Verf. sich mit Unrecht als ein Hauptverdienst anrechnet, die mythische Auffassung consequent auf die gesammte evangelische Erzählung angewandt zu haben; er sticht es ihm auf, nach der Weise eines geschickten Advocaten das Wider in's vortheilhafteste Licht gestellt, und wo es an bestimmten Gründen fehlte, durch einen Einfall sich geholfen zu haben, und rügt, daß auf diese Weise die ganze Beweisführung mehr scheinbar und witzig, als tief ausgefallen sei. Aber er erklärt sich auch über das Verdienstliche des Unternehmens S. 35., wo es heißt: „Hier ist nun zu fragen, was denn das bleibende Moment in dieser Kritik seyn dürfte, wenn es der dogmatische Inhalt, welcher hinter denselben liegt, nicht seyn kann; und hier bleibt nichts Anderes übrig

als

[a]ls daß in dieser Schrift einer der vielen Versuche aus neuerer [Z]eit vorliege, das Christenthum in seiner Wahrheit als unabhängig von seiner historischen Erscheinung, als wirklich mit der tiefsten philosophischen Wahrheit im Einklange stehend, aufzuweisen. Ein solcher Versuch, wenn er mit Geist und Kraft unternommen wird, bleibt allerdings etwas Verdienstliches und Gefahr ist davon schon deßwegen nicht zu besorgen, weil der aus dem Kampfe gewonnene unabhängige Begriff des Christenthums, wie es in der Natur desselben liegt, immer wieder in die Geschichte und zur Rettung ihrer Wahrheit zurückführen wird. Die innere Erfahrung derselben ist hier die immer neukräftige Vermittlung zur Wiedererweckung des christlichen Lebens." Mit dieser und ähnlichen Aeußerungen, wie S. 92. z. "Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß der Glaube überhaupt auf keinerlei Art von historischer Begründung, sondern nur auf sich selbst, oder, was davon nicht verschieden ist, auf dem innern, göttlichen Zeugnisse ruhen kann," tritt er aber zu der Ansicht hinüber, welche Strauß in seiner Schlußabhandlung geltend zu machen sucht, wo er nämlich bemüht ist, das dem Glauben kritisch Entrissene philosophisch demselben, wenn es sich thun lassen will, zu restituiren; und so erklärt sich auch die Behauptung, daß dieß Werk an dem Verdienste Theil nehme, welches sich die hegel'sche Philosophie unstreitig um die Theologie erworben habe und noch immer zu erwerben fortfahre; daß es kein geringes Verdienst derselben sei, den durchgeführten Versuch gemacht zu haben, die Wahrheit aus sich selbst zu rechtfertigen." — Dieser Satz klingt nun zwar sehr schön; allein es gibt gewisse Vehikel der Wahrheit, concrete Fälle, in denen sie desto anschaulicher und eben darum desto wirksamer wird, und davon haben wir in dem N. T. einen herrlichen Schatz. Der christliche Religionslehrer wird und kann es sich nicht gefallen lassen, daß ihm an die Stelle heiliger Geschichte, worin die Wahrheit in der faßlichsten, einnehmendsten Gestalt und im

er=

erwecklichsten Beispiele erscheint, eine Philosophie geschoben werde, die, wie Neander sie kurz charakterisirt, das Christenthum in eine leere Abstraction zu verwandeln bemüht ist, und die Polemik, welche sich dagegen hervormachte, kann keineswegs, wie D. Pelt meint, als Symptom der Glaubensschwäche betrachtet werden.

Jetzt beginnt der dritte Abschnitt: „Die Parteien in der Kirche und der wahre Glaube" überschrieben. Die Parteien, „welche nirgends fehlen, wo frisches Leben ist, wie jeder ausgezeichnete Geist es in seinem Kreise hervorruft," werden bis zu dem oben schon berührten Mißbrauche gebilligt, „der Zwecke durchführen, Gegner bekämpfen will und leicht aus der natürlichen Verbindung der Gleichgesinnten ein Schutz- und Trutzbündniß für Recht und Unrecht mache." Er bemerkt, daß die beiden Parteinamen des Supernaturalismus und Rationalismus zu einer so schwankenden Bezeichnung geworden seien, daß man selbst bei Solchen, die in sich tüchtig und consequent sind, nicht wisse, wohin man sie rechnen solle. Diejenigen, welche man sonst starre Orthodoxe oder Buchstabengläubige genannt, seien fast ganz verschwunden, und es gebe unter ihnen wohl kaum noch Solche, welche nicht, obgleich an der symbolischen Orthodoxie vesthaltend, zugleich die Elemente in sich aufgenommen hätten, welche einst von der orthodoxen Partei als Pietismus und Mysticismus auf das Härteste angefeindet worden; sie wären vor 150 Jahren ohne Zweifel insgesammt als Pietisten oder doch jeden Falls als Irrgläubige heftig angefochten worden. Den angeblichen Wortgläubigen seien nicht gänzlich entgegenzusetzen die Mystiker und Pietisten unserer Tage: „Es findet sich auch in unserer Zeit eine besonders von Lavater ausgegangene und in ihm repräsentirte liebenswürdige Verbindung von symbolischer Frömmigkeit und Herzensmystik, welche, aus den innersten Tiefen des Gemüths mächtig hervorquellend, Adern eines reichen Lebens eröffnet, die

bald

bald zeigen, daß es hier nicht an innerer Einheit fehlt" (S. 47.). Auch könne man noch mehrere Gestaltungen des kirchlichen oder mystischen Supernaturalismus aufzeigen, wovon indeß nur noch die „ausgezeichnet klare, aber wenig verbreitete Gestalt der kirchlichen Orthodoxie, als deren bedeutendster Repräsentant Sartorius gelten kann," erwähnt wird. — Den entschiedensten Gegensatz bilde nun die rationale Weise, den Glauben zu behandeln, „fast immer mit denselben Mitteln wirkend und mit ähnlichen Waffen kämpfend," und wenn der Verf. dem Rationalismus „die großen Wirkungen, die er unleugbar gehabt, die zahlreichen Erzeugnisse, welche er hervorgebracht und denen man eine große Bedeutung nicht absprechen kann," mit Recht ein positives Element beilegt und das Unrecht nicht gelten lassen will, welches dem Rationalismus von Tholuck (Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte S. I.) angethan wird, der ihn nicht anders, als in der vor Jahren schon verlassenen Durchgangsperiode betrachtet, in welcher er der Natur der Sache nach mehr negirend, als affirmirend zu Werke gehen mußte: so meint er doch, daß die namentlich von Strauß sehr oft ausgesprochene Behauptung, der Rationalismus sei eine abgestandene Richtung und repräsentire einen ganz veralteten und abgelebten Standpunct, „wohl das Wahre haben dürfe, daß jene Richtung im Uebergange zu einer neuen Gestaltung derselben begriffen sei, die auch wohl einen neuen Namen werde annehmen müssen." Dieser Ansicht können wir nicht beipflichten. Wenn ein auf seinem Bildungsgange, den er in der Jugend betrat, rüstig fortgeschrittener und an Erfahrung reicher gewordener Mann, wie es natürlich, Vollkommneres, als in der Jugend mit noch nicht vielseitig geprüfter Kraft, zu leisten im Stande ist, so gibt er darum seinen Namen nicht auf, darf sich auch seiner früheren Werke nicht schämen, wiewohl er jetzt Vollendeteres vollbringt, und so wollen wir, so wenig wir die rationale Richtung aufgaben, keineswegs den

Namen

Namen derselben fallen lassen. Aber als vorwärts schreitende Partei wollen wir sie bezeichnen, die, wie neulich Gieseler in der Gratulationsschrift an seinen würdigen Vater trefflich erklärte, „die Forschungen der Vorgänger im 18. Jahrh. zwar immer noch neuer Prüfung bedürftig, aber doch als die anzuerkennende Grundlage des weitern Forschens betrachtet." So sehen wir auch an, was das erste Drittheil des 19. Jahrh. an Forschung und Zurechtstellung der Begriffe in allen Disciplinen der Wissenschaft hervorgebracht hat, als die rationale Richtung fördernd, die gern alle Elemente des Wahren und Guten aufnimmt; die das fromme Gefühl, das gläubige Herz ehrt, für jedes leuchtende und erwärmende Licht, das im Menschengeiste aufgeht, dem Vater des Lichts dankt, dasselbe aber auch pflegt und sich jedes Zuwachses freut, der in diesem Lichte aus gutem Boden und gutem Saamen fruchtbringend hervorkeimt; die aber auch vom wuchernden Unkraute ihren Acker säubert, mag dieses aus kirchlichem oder philosophischem Boden aufschießen. Das ist das anhaltende Bestreben dieser Blätter gewesen, welche auch als eine fortwährende Erläuterung und weiter führende Berichtigung der „Briefe über den Rationalismus" angesehen werden können, über deren Nichterscheinung in einer neuen Auflage der Verf. sich S. 58. bei einem so vielbeschäfftigten Manne, als der Hr. Herausgeber ist, nicht zu wundern gehabt hätte.

„Beide Parteien, die Supernaturalisten und Rationalisten," fährt nun unser Verf. fort, „vereinigen sich, eine Reihe von philosophischen Theologen oder theologischen Philosophen zu verurtheilen, welche ihrer Seits behaupten, daß die Gegner vernichtet seien, seit ein höherer Standpunct gefunden worden, von welchem aus beide als Einseitigkeit erscheinen;" und wenn er nun diese neutralisirenden Theologen oder Philosophen sprechen läßt, „dieselbe religiöse Wahrheit werde zuerst mit dem Gefühle aufgenommen (Supernatu-

lismus); dann mit dem Verstande dialektisch verarbeitet
nd in ihre Gegensätze zerlegt (Rationalismus); endlich in-
em die Gegensätze Mittels der Vernunft in eine höhere Ein-
it aufgelöst würden, begriffen (speculative Theologie), wo-
i natürlich die Einseitigkeiten der beiden ersten Auffassungen
gestreift werden sollen;" so ist dieß ja eben die Aufgabe,
elche der echte Rationalismus für die seinige erkennt und die
zu lösen schon lange gestrebt hat, nämlich, überall der
Wahrheit Freund, diese zu suchen, sie aufzunehmen, klar
machen und in das Verständniß derselben immer weiter und
efer einzudringen, Einseitigkeiten untergeordneter Standpuncte
gen den freiern Geistesblick auf überragenden Höhen zu ver-
uschen und alles Gewonnene, Ueberschaute und Geordnete
raktisch zu benutzen. Wo nun christliche Theologen diese
Aufgaben zu lösen redlich bemüht sind, da ist es gut bestellt
it der Kirche; da bedarf es, um die christliche, freimachende
nd beseligende Wahrheit zu erkennen, nicht der Brille eines
Hegelismus, welche, wie es mit schlecht geschliffenen Gläsern
u geschehen pflegt, Dem Kopfschmerz verursacht und die Au-
en verdirbt, der sie trägt. Daß aber Hegel es sei, vor dem
ie Theologen ihr Haupt neigen und sprechen sollen: Meister,
u hast uns die Schrift eröffnet, darauf führt der vierte
Abschnitt hin, der die Vermittlungsversuche von
Seiten der Philosophie beschreibt. Wir wollen hier nur
ürzlich referiren, weil Das, worin wir dem Verf. widerspre-
hen müßten, den Lesern der kr. Pr.-Bibl., in der es zum
Oeftern besprochen wurde, von selbst beigehen wird und weil
ei der superciliösen Vornehmheit der theologischen Hegelinger
ede Gegenrede für den Verf. selbst doch vergeblich seyn würde.

Es war, berichtet der Verf., wie er dasselbe schon im
rsten Abschn. erwähnt, der menschliche Geist, bei dem Stre-
ben, aller Fesseln sich zu entledigen, auf die Ueberspannung ge-
rathen, keine Auctorität anzuerkennen, auch nicht ein Mal die

der

der Wahrheit; daher die Erscheinung der Freigeister. Die edleren Philosophen wollten die Wahrheit des angefochtenen Christenthums aus ihrem Systeme erweisen: so die Popularphilosophen aus der wolf'schen Schule und der allgemeinen deutschen Bibliothek. Selbst die noch bestehende Auctorität des eignen Verstandes hatte Locke, Berkeley und Hume untergraben und Kant setzte der haltungslosen Skepsis dadurch Grenzen, daß er den Thatsachen des sittlichen Bewußtseyns unmittelbare Gewißheit zuschrieb und die Religion dadurch begründete, daß er die Hauptsätze derselben für Postulate der praktischen Vernunft erklärte, wodurch er für die Theologie bedeutend ward; denn dadurch wurde die Glaubenslehre von der Sittenlehre dependent gemacht, was früherhin in der protestantischen Kirche umgekehrt gewesen. Fortbauend auf kantischen Ideeen entwickelte Fries seine Weltzwecklehre, in welcher die Religionsphilosophie mit der Aesthetik verbunden erscheint, eine Ansicht und Verbindung, die auch de Wette aufnahm. Aus der Mischung des Kantianismus mit dem „geschwächten Dogmatismus der Popularphilosophen aus der wolf'schen Schule" bildete sich die Ansicht, „welche eigentlich als Rationalismus bezeichnet werden muß, häufig jedoch diesen Ursprung verleugnete, indem er sich lieber auf den gesunden Menschenverstand, als auf irgend ein philosophisches System zu berufen pflegte." — Hierauf folgt Fichte, deßwegen für die Theologie von Einflusse, weil er behauptete, die Religion, die er als Glaube an eine moralische Weltordnung erklärte, könne nicht anders als ursprünglich mit dem Gefühle aufgenommen werden, und Schelling's Schule gab die Möglichkeit, „die wichtigsten kirchlichen Lehren, wie die vom Sündenfalle, der Erbsünde, vom Gottmenschen, von der Trinität, durch philosophische Construction zu unterstützen, was um so wichtiger war, da selbst kirchliche Theologen der Zeit diese eigenthümlich christlichen Lehren zum Theil ganz aufgegeben, zum Theil wenig-

stens so verallgemeinert und verflacht hatten, daß ihnen nur
h der Schein davon blieb." Fast gleichzeitig mit Schelling
tte Schleiermacher in seinen Reden über die Religion
die Gebildeten unter ihren Verächtern der Religion wieder
einenthümliches Gebiet (das Gefühl, das weder das intel-
tuale noch praktische Interesse berührt??) vindicirt und damit
die Nothwendigkeit einer völligen Umgestaltung derselben gege-
n, welche eben dieser große und vielseitige Denker und Theo-
mit jener Schöpferkraft und Meisterschaft durchführte, wo-
rch er in allen Gebieten, denen er seine Thätigkeit zuwandte,
nen durchgreifenden Einfluß ausübte." So kam ein kräfti-
s Element der Frömmigkeit auch in diejenigen Gestalten der
helling'schen Philosophie, deren Schulauffassung etwas
antheistisches hatte. „Merkwürdig war es dabei, daß eben
iejenigen, denen es um das Eigenthümliche des christlichen
bens am Wenigsten zu thun war, am Lautesten das Geschrei
er Pantheismus erhoben; als seien bei diesem Kirche und
ittlichkeit in der größten Gefahr, während die ernstesten und
efsten frommen Gemüther sich demselben zum Theil zuwand-
n," und „eben Schleiermacher war der Erste, der nach
r geistigen Aufregung des Befreiungskriegs eine kräftigere
Durchbildung des positiven christlichen Princips in der Wissen-
haft unternahm." Jetzt folgt Hegel's Eingreifen in die
heologischen Zeitbestrebungen, welche auf drei Puncte reducirt
verden: 1. Er habe nicht nur gewisse tiefere, von der Auf-
klärung längst als antiquirt verworfene Ideen des Christen-
hums kräftig wieder in Schutz genommen; sondern auch noch
nehr in der durch ihn zum Theil bewirkten Wiederherstellung
es Vertrauens zur Wahrheit und zur Möglichkeit, zu derselben
uf wissenschaftlichem Wege zu gelangen, welche die idea-
istische Gestaltung der Philosophie seit Kant denjenigen Zeit-
genossen geraubt hatte, die nicht in einem eignen Systeme
inen vesten Halt hatten. 2. Er habe eine immer allgemeinere
Ver-

Verbreitung einer gewissen, leicht faßlichen und anwendbaren philosophischen Methodik veranlaßt, die eben so bequem zu handhaben sei, wie ihrer Zeit die kant'schen Kategorieen. J. Er habe die Lehre von der Immanenz Gottes in der Welt verbreitet; das soll aber nicht der Pantheismus seyn, der behauptet habe, daß Alles (Einzelne) Gott ist, sondern der sagt, daß Gott das All ist; mit dem die Frömmigkeit, als auf dem Gefühle ruhend, sehr wohl bestehen könne, wie ja auch Spinoza durch tiefe Frömmigkeit ausgezeichnet war. Hegel selbst habe übrigens die Behauptung des pantheistischen Charakters seines Systems in jedem Sinne zurückgewiesen, — aber wie dem auch sei, seiner und der schelling'schen Schule Verdienst bleibe es jeden Falls, eine wesentliche Seite des christlichen Lebens, die Grundlage der echten (?) Mystik wieder zu allgemeiner Anerkennung gebracht zu haben.

So weit über die Einwirkung der philosophischen Schulen auf die Religion. Der Verf. bahnt sich durch seine Darstellung den Weg zu der Frage, ob durch die Philosophie eine genügende Vermittlung zwischen den Parteien wenigstens eingeleitet und theilweise hervorgebracht sei? Ja! antwortet er. Keins der philosophischen Systeme ist spurlos verschwunden; sie haben ihren Beitrag gegeben zu endlicher Verständigung, durch die zuletzt auch eine Ausgleichung der Parteiunterschiede immer mehr wird herbeigeführt werden.

Die Nothwendigkeit des Kampfes wird aber im fünften Abschnitte zugestanden, bis das Werk der Vermittlung vollendet worden; denn keine Bestrebung, sowie sie in's äußere Leben hinausgetreten, könne der Nöthigung sich entziehen, sich gegen Angriffe zu vertheidigen und gegen Mißbräuche und Schlaffheit sich kräftig geltend zu machen; ferner hätten in dem Entwickelungsgange des religiösen Lebens Glaubenskämpfe ihre nothwendige Stelle, nur käme es darauf an, daß dabei auf die rechte Weise verfahren werde; und so lehrt denn der

fünfte

nste Abschnitt die christliche Gestalt des Glau-
n Kampfes: Zuerst klare und sichere Ausmittlung des bei-
seitigen Standpunctes; dann die richtige Beziehung des
treits zum Evangelium; dann Besitz der Mittel, den Kampf
führen (exegetisches, historisches und dogmatisches Wissen,
ftiges Urtheil, philosophische Bildung und reine Wahrheits-
e). Hier wendet der Verf. sich zu Strauß zurück und
cht seinem Verfahren in dem Kampfe über den Glauben
verdienten Vorwurf, daß er constatirte Thatsachen durch
fstellung entgegenstehender Möglichkeiten wankend zu machen
sucht habe. Wegen des wunderhaften Inhalts seien die
eisten Erzählungen in das Gebiet der Mythen verwiesen
d die übrigen ihnen dann nachgeschickt, wobei er sich, wie
on oben angeführt, wo es an bestimmten Gründen gefehlt,
rch einen Einfall ausgeholfen habe. Wenn dann noch
ründlichkeit und genaues Eindringen in alle ein-
lne Bestimmungen als nothwendige Requisite zur Füh-
ng des Glaubenskampfes gefordert werden, so spricht Hr.
P. Etwas mystisch, daß für ein gründliches Auffassen nichts
nderes übrigbleibe, als von Innen auszugehen. „Gestalten
h von jenem Standpuncte aus die verworrenen Fäden des
bens zu einem schönen und vesten Gewebe, wird dadurch das
isher Dunkle erhellt, das bisher noch Unverstandene erklärt,
Wissenschaft in sich und mit dem Leben in Einklang ge-
acht, so darf man vermuthen, daß jene innere Zuversicht,
r Geist Gottes sei das leitende Princip, nicht ohne wahren
rund sei. Das beste Zeugniß für das Wirken des Geistes
Innern ist die Offenbarung desselben nach Außen; Erfah-
ng allein kann den Menschen gewiß machen, denselben em-
angen zu haben." — Hinsichtlich jenes letzten Erfordernis-
s, eines tiefen Eindringens, setzt er in der Sprache, die seine
hilosophische Schule redet, hinzu: „Was die Anhänger der
ueren Philosophie oft wiederholt haben, die Wissenschaft ver-
lange

lange von ihren Jüngern, daß sie das Kreuz des Begriffs auf sich nehmen, das gilt auch von der christlichen Einheit, welche eine lebendige Einheit der Geschichte und des Gedankens ist, welche die Wissenschaft von derselben auch zu rechtfertigen die Aufgabe hat: Das Kreuz Christi ist ihr zugleich das Kreuz des Begriffs." In dieser Beziehung liegt eigentlich Alles, was die Gestalt des christlichen Glaubenskampfes bestimmt, und daß alle Streitigkeiten aus dem Glauben von Bewußtseyn der christlichen Wahrheit und Einheit aus geführt werden sollen. Da nun aber endlich als die Grundtriebfeder der christlichen Polemik die Liebe erwähnt wird, die wie mit Hasse oder Bitterkeit zurechtweist, so wollen auch wir uns dem Verdachte nicht aussetzen, als würden wir nicht von jener Liebe getrieben. Wir wollen in dieser vermittelnden Betrachtung gern den guten Willen ehren, der zur Vereinigung auf dem heiligsten Gebiete der menschlichen Angelegenheiten, der Religion, die Getrennten einladet, da er selbst erinnert: „Wir dürfen nie vergessen, daß wir unseren Gegnern gegenüber nicht immer im ungetheilten Besitze der Wahrheit, sondern selbst nach einer oder der andern Seite hin in einseitiger Auffassung derselben begriffen sind." — Aber das können wir uns nicht entbrechen hinzuzusetzen, daß Aussprüche, wie die vorhin angeführten, zu jenen schwer verständlichen Formeln gehören, welche „wohlfeilen Kaufs ein gewisses philosophisches Ansehen" geben, S. 72, vor denen man aber zu bekennen sich geneigt fühlt: dieß Erkenntniß ist mir zu hoch und zu wunderlich. Nach unserer von keiner theologischen oder philosophischen Schule präoccupirten Ansicht wird es die biblische Theologie, welche auf den Standpunct einer historischen Wissenschaft besonders durch v. Cölln's Werk erhoben worden, vorzüglich seyn, die das Werk der Vermittlung zwischen den streitenden Parteien glücklich und ersprießlich fördern werde; denn die Bibel ist der Grund des christlichen Glaubens und die Lehren der biblischen

Theo-

ologie sind die Lehren des echten Christenthums, wobei frei- nicht vergessen werden darf, was der schon angezogne Gie- r in der Jubelschrift zu Ehren des Oberconsistorialraths s Pott bemerkt, wo er die grammatisch-historische Inter- ation als die allein richtige bezeichnet und spricht: *quam deserit non interpretatur amplius, sed delirat.*

Der protestantische Gottesdienst und die Kunst in ihrem gegenseitigen Verhältnisse. St. Gallen u. Bern, Verlag von Huber u. Comp. 1840. 103 SS. in 8.

Der in der Vorrede als Pfarrer Ritter in Linthal terzeichnete Verf. bringt in dieser Schrift einen Gegenstand : Sprache, der des allgemeinen Interesses nicht entbehrt. nn auch der Pfarrer des Kirchleins und der Liturg der ge- gsten Landgemeinde soll sich des Verhältnisses bewußt seyn, welchem Cultus und Kunst bei den verschiedenen Parteien einander standen, noch heute stehen und überhaupt stehen lten. Der Verf. hat mehr nur Aphorismen, als eine logisch re und wohlgeordnete Darstellung gegeben. Auch scheint die leiermacher'sche Schule, als deren Anhänger er sich bekennt, iigen, nicht eben vortheilhaften, Einfluß auf Styl und Sprache habt zu haben. Indessen ist er wieder zu sehr gesunder und äftiger Schweizer, als daß er nicht jene Selbstständigkeit des rtheils wie der Darstellung sich bewahrt haben sollte, die es acht, daß man ihm dennoch gern folgt und wenigstens Anre- ıng gewinnt, wo man seine Meinung auch nicht geradezu nterschreibt. Vom protestantischen Gottesdienste redend beginnt : mit der der Kunst feindlichern reformirten Kirche und bemerkt, aß die Union in Deutschland als nothwendige Folge eine bedeu- nde Veränderung bewirkte, nämlich die allmälige Aufnahme

der Kunst in den reformirten Cultus. „Hier in der Schweiz," fährt er fort, „wo die Ausgleichung mit den Lutheranern nur in der liebevollen anerkennenden Gesinnung, nicht in äußern, von den Kirchenbehörden ausgehenden Anordnungen bestehen kann, muß sich dieselbe nothwendig als eine selbstständige Neuerung darstellen und als solche gewiß manchen Widerspruch finden. Dieß Widersprechen hat ein gutes Recht für sich, das historisch bestehende. Das allgemeine Verlangen nach Veränderung dagegen tritt mit den in jedes Menschen eignem Wesen wurzelnden Ansprüchen des Naturrechts auf und wird nicht können bei Seite geschoben, sondern muß mit jenem in ein höheres vereinigt werden." — Geschichtlich deutet er an, daß auch die Reformatoren beider Kirchen schon im richtigen Tacte factisch Manches vesthielten, was nach ihrer hier wie dort der Kunst abholden Theorie nicht zu rechtfertigen war. Von den äußern Ceremonieen, die sie zu bekämpfen hatten, drängte sich bei ihnen Alles auf die Lehre als den Mittelpunct des religiösen Lebens, und selbst die wenigen Vertheidiger der Kunst bei den Reformirten hatten nichts Anderes für dieselbe vorzubringen, als daß sie lehren könne. So vertheidigte Zwingli die Bilder, daß man doch wenigstens „die Gliedmaßen und das Aeußerliche der Geschichten aus den Gemälden erlernet," und erklärte: „Das walte Gott, daß die Bilder sollten seyn Stäb' oder Stecken der Blöden. Hätten die unnützen Pfaffen und Bischöfe das Evangelium, so ihnen befohlen war, recht trieben, so wär' es nie darzu kommen, daß das arme Volk hätte müssen Christum nur ab der Wand und aus den Briefen kennen lernen." Bei dieser Lehrhaftigkeit und Geistigkeit des Cultus hätte consequenter Weise Alles exterminirt werden müssen, was noch ein Aeußerliches war. Indessen sind auch die Stifter der reformirten Gemeinschaft nie so weit gegangen, und wie bei ihnen Gebet, Gesang und Sacrament durch eine eigenthümliche Gewalt alter Liebe sich erhielten, indem ihnen der lehr-

hafte Charakter aufgedrückt wurde, wie die Freiheitscocarde einem beliebten Edelmanne; so erhielten diese Uebungen sich auch bei ihrer Partei immer fort, ja bald genug durch ihren eignen Werth, ohne scheinen zu müssen, was sie nicht waren. Ja, es kehrten auch bald die Orgeln in die Kirchen zurück und das Geläute vertrat nicht mehr bloß den Einlader zum Gottesdienste. Man hörte wieder feierliches Grabgeläute, die Betglocken, das Samstags- und Sylvestergeläute. Die goldenen und silbernen Gefäße kehrten an vielen Orten wieder, ohne das hellere Gold ihres Inhaltes zu verdunkeln. Gemalte Scheiben hatte man meist stehen lassen, jetzt wurden sie wieder gesucht. Wo man mit den Katholiken gemeinsame Kirchen hatte, brauchten sich ihre Altäre und Bilder nicht mehr hinter Vorhängen und Schranken zu verbergen." — So näherte man sich in Bezug' auf die Kunst den anderen Parteien wieder, wiewohl man den Gegensatz gegen den Katholicismus bewahrte und mit den Lutheranern noch lange nicht auf Einem Boden stand. Sinnreich erklärt sich der Verf. über Luther. Nicht in seiner Worterklärung, die gewiß gegen die reformirte zurückstehen müsse, spreche sich der Kern der lutherischen Abendmahlslehre, sondern in seiner Ansicht von der Kirche aus, die dem Bedürfnisse der menschlichen Natur weit eher entspreche, als die reformirte. Nur hätte auch diese sich nicht abschließen und erstarren dürfen, sondern sich zeitgemäß fort entwickeln müssen. „Luther ging aus von einem persönlichen Gotte, der mit den Menschen ein gegenseitiges Verhältniß eingehe, indem er im Sacramente sich mit ihm vereinige. Diese Herablassung Gottes zum sündigen Menschen müsse freilich dem letztern ein Sporn seyn, Gotte zu dienen in einem heiligen Leben; aber wie Gott sich zu uns nahe — ohne daß wir von unserer Seite schon rein seyn müßten — und durch dieß Nahen uns reinige; so dürften wir uns auch ihm nahen und ihm auch unvollkommene Opfer bringen, die darum ihm doch wohlge-

fällig seyn könnten. Daher kommt die Heiterkeit Luther's bei der ernstesten Ueberzeugung vom menschlichen Verderben." Daraus, fährt der Verf. fort, habe man sich's zu erklären, daß auch der lutherische Cultus mit dem der Reformirten seine größere Heiterkeit gewonnen und die Kunst bereitwilliger in Dienst genommen habe, als jener. — Dem katholischen Cultus gesteht der Verf. allerdings die ergreifendste Wirkung auf das menschliche Gemüth zu, aber, verständig genug, nur unter Einer Bedingung. Für den Augenblick nämlich, wo man so ergriffen sei, müsse man wirklich katholisch seyn. Ohne den Glauben an das Dogma sei alle Kunst nur eine große Unwahrheit, und herübernehmen lasse sich Nichts. „Was im katholischen Gottesdienste das Erhabenste ist, wäre bei uns lächerlich und abgeschmackt. Meyer, Verhältniß der Kunst zum Cultus, sagt: „„Fürchtet euch nicht, das Gute zu nehmen, wo ihr es findet, bei Katholiken oder Türken."" Ist aber unser reformirtes Dogma wahr, so glaube ich, wir brauchen keine Türken und Katholiken dazu, es wird sich in demselben die entsprechende Darstellung selbst entwickeln; ist es nicht wahr, so müssen wir eben Katholiken oder Türken werden. „„Nur kein Ragout aus Anderer Schmause."" Alles, was wir aus fremden Gebieten herübernehmen wollten, müßte nothwendig entweder das fremde Leben behalten und unser eignes aufzehren, oder selbst ersterben und als ein todter Ballast auch wieder nur störend wirken. So ist es nicht Zufall, daß mit der preußischen Agende auch der mehr priesterliche Charakter der Geistlichen und des Episkopates gekommen ist, und — daß es so selten eine Kirche in Preußen gibt, wo das Volk an der Agende lebhaften Antheil nimmt. Man betrachtet sie vielmehr als ein Vorspiel, während dessen man zusammenkommt." — Wo aber jene Erfahrung von der Macht des fremden äußern Cultus bei einem Menschen war, der nicht zugleich den hohen religiösen und sittlichen Gehalt der christlichen Lehre kannte, da

sei

sei oft Haß gegen das ganze Christenthum entstanden. „So sehen wir," sagt der Verf., „selbst einen Schiller, der doch im höchsten Grade selbst ausübender Künstler war, sich verzehren in einer thörigten Sehnsucht nach einer zurückgelegten Stufe der religiösen Entwicklung und der Kunst, die dort bloß wahr war, wo sie den Kreis der jenen Völkern eignen religiösen Gefühle und Gedanken ausdrückte, einen selbstständigen Werth zuschreiben. Er verwechselte die Kunst mit der Religion, sie sollte die Kraft haben, das Herz zu reinigen, während gerade er sich bereden ließ, wegen der herrlichen Formen, die die Kunst ihnen gab, die frivolsten unsittlichsten Dinge, namentlich bei Göthe, gut zu heißen, ja mit Begeisterung zu loben, und dagegen durch die Trockenheit der Formen, in der sie ihm mochte gezeigt worden seyn, sich abstoßen ließ von der erhabenen Wahrheit der christlichen Religion, die, wenn irgend Etwas, den edelsten Stoff der Kunst darbietet." Ob der Vf. hier unserem Schiller nicht einiger Maßen Unrecht that, wollen wir dahingestellt seyn lassen. Der Dichter hatte das Recht, den katholischen Cultus wie Griechenlands Götter objectiv in ihrer imposanten Gewalt und plastischen Schönheit zu schildern, ohne darum für seine Person mehr Heide als Christ und mehr Katholik als Evangelischer zu seyn, um so mehr, als er auch dem Christenthume, freilich nicht gerade dem orthodox-kirchlichen seiner Jugendzeit, sein Recht widerfahren und die erhebendsten Gedanken wie die zartesten Gefühle christlichen Lebens und Glaubens in seinen Werken vielfach dichterisch zur Erscheinung kommen ließ. Mehr einverstanden sind wir im Urtheile über Göthe, dessen egoistischer Definition von Kunst der Vf. die seinige entgegenstellt, daß sie nämlich „ein innerlich Eignes darstelle für Gott, für den Nächsten oder für den Darstellenden selbst." Was Göthe, heißt es da, als das Ideal des Künstlers hinstellt, ist gerade, was ihn hemmte, den Segen zu stiften, den sein außerordentliches Talent verhieß: „Denn um

um den Künstler allein, erklärt Göthe, ist es zu thun, daß er keine Seligkeit des Lebens fühlt, als in seiner Kunst, daß, in sein Instrument versunken, er mit allen seinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publicum, ob das, wenn es ausgegafft hat, sich Rechenschaft geben kann, warum es gaffte, oder nicht, was liegt an dem?" Weiter unten heißt es in Bezug' auf diesen göthe'schen Egoismus: „Ich kenne keinen Dichter, dessen Kunst ich über Göthe's stellte. Der Johann von Feisole ist mir bei dem Kleinlichen, das er manch Mal hat, lieber, als Einer, der mit Göthe abschließen möchte. Johann von Feisole warf sich jedes Mal, ehe er malte, auf die Kniee, und sein Malen sollte nach seiner eignen Ansicht ein Gottesdienst seyn. Darum schaut auch der Gott, der die Liebe ist, aus jedem seiner Werke hervor und sie zeugen laut und lebendig, daß, wer ihn sieht, Frieden findet." — Unter den Kunstformen, die dem Cultus dienen, geht der Vf. zunächst die der stabilen Complexion durch, wie er es nennt, nämlich Architektur, Skulptur und Malerei. Er bringt hier manches Interessante. „Gewisse Gebäude haben etwas Räthselhaftes, wunderbar Spannendes, was Einem ordentlich unheimlich macht z. B. die Doganda in Venedig. Andere treten uns so klar und frei entgegen, daß ihr Zweck sogleich einleuchtet, so mehrere Paläste und Kirchen. Oft wiederholt muß dieß auf den Charakter des Lebens, das sich in diesen Localen bewegt, großen Einfluß haben. Oder sollte es zufällig seyn, daß sich in der Geschichte der religiösen Baukunst eine so merkwürdige Uebereinstimmung ergibt mit der Geschichte der theologischen Systeme und den Richtungen der Kirche?" — Die Basiliken seien nicht aus dem Christenthume hervorgegangen. Schon lange als Gerichtshöfe bestehend wurden sie den christlichen Gemeinden übergeben, darin ihren Gottesdienst zu halten. Nichts special Christliches konnten also diese Gebäude ausdrücken, nur das Bewußtseyn der

Oeffent-

Oeffentlichkeit, der Gemeinschaft des Volks. — Wie sich die Lehre mehr abrundete und ein geschlossenes Ganze für sich zu bilden strebte, also folgten ihr auch die Künstler in dem Bestreben, ihr eine entsprechende Heimath zu verschaffen. Die Einheit und Abrundung stellten sie dar in Gebäuden, die in sich vollendet durch Kuppeln und runde Form der Mauern und selbst der Verzierungen immer in sich selbst zurückwiesen. Nichts Neues darf da mehr hinzutreten, das Auge sucht auch nichts Anderes, sondern es ist volle Befriedigung. Die Kirche bildet eine eigne geweihte und weihende Welt. Was der Künstler ahnete, vielleicht oft sagen wollte, das hat die Christenheit verwirklicht im Katholicismus. — Als dieser verderbter wurde, konnte auch diese Einheit der Kirche nicht mehr befriedigen. Die Fenster und Verzierungen ziehen sich allmälig in Zuspitzung, die Gewölbe ziehen nicht mehr so befriedigend über alle hin. Sie wollen nicht mehr der Himmel seyn und die Säulen wollen keinen mehr tragen. Als wäre in einem Augenblicke der geistigen Armuth den Menschen ein neues Licht vom Himmel, eine neue, bessere Aussicht erschienen, so strebt nun Alles nach Oben. Nichts will mehr für sich Etwas bedeuten, Alles geht auf in dem Hinweisen nach Vollendung. Am Reinsten erscheint dieser Spitzbogenstyl in Deutschland am Dome zu Köln 1248. Das Campo Santo in Pisa stammt vom J. 1158. Der Vf. bemerkt in einer Anmerkung, wie wenig D. Hase in seiner Kirchengeschichte den Sinn jener Meister treffe, wenn er behaupte, daß in diesem Style „die Kirche erscheinen solle als ein Bild der Welt mit allen ihren Kindern, über die sich der Himmel wölbe," das Bild aber „vom Tempel Salomo's," womit Hase erläutern wolle, könne noch weniger Aufschluß geben. Die Deutung unseres Vfs. ist gewiß wenigstens die sinnreichere. — Wie aber jenes Streben durch den Abschluß des Katholicismus hindurch sich aus dem verschrieenen Mittelalter datire? „Allerdings," sagt der Vf., „das

„das finstere Mittelalter war es. Darum haben die Herrn der Aufklärung diesen Styl verachtet und in ihren Opernhäusern, die sie Kirchen nannten, geschimpft über die düstern Münster, „„da selbst das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht."" Wohl war das Mittelalter trüb; aber wie die Nacht von Sternen durchstrahlt ist, so sehen wir in dieser Finsterniß Propheten auftreten, und wahrlich, wenig Zeiten haben deren größere, als das Mittelalter." In künstlerisch frommer Begeisterung zählt der Vf. zu diesen den edlen Erwin von Steinbach, zu den „Wächtern, die einen neuen Tag verkünden, den Tag, da das Evangelium wieder als die rechte Sonne die Völker erleuchtete und die Kirche als am Tage, auch ihre Construction, ihre Grundlage und ihr Material offen darlegen mußte, wie der gothische Bau." Wie wenig wenigstens der römische Katholicismus Ursache habe, diese Gebäude aus dem ihm dienstbaren Geiste herzuleiten, beweisen unter Anderem auch die beißenden Satyren, deren sich die Schöpfer jener großartigen Werke selbst an den heiligen Mauern nicht enthalten konnten. Unter diesen Zeugnissen führt der Vf. auf, daß im Hauptwerke dieses Styls, im straßburger Münster, eine Verzierung in Stein an der Wand vorkam, in welcher ein Bock und ein Schwein einen schlafenden Fuchs in Procession herumtragen, ein Bär mit einem Kreuze und ein Wolf mit einer brennenden Fackel folgen und hinten ein Esel am Altare Messe singt. In Basel sind in den Verzierungen am Münster eine Menge Mönche als Katzen, Tiger, Hunde dargestellt. Ueber dem Münsterportale in Bern steht St. Petrus, sogar dem h. Vater, dem Papste, den Eingang in den Himmel wehrend. Aehnliches sei in diesen Gebäuden nicht selten, und daß in Straßburg sich die Hütte der Maurer zu einer kosmopolitisch religiösen Gesellschaft ausgebildet habe, nimmt der Verf. wohl mit Unrecht als einen Grund dafür, von welchem Geiste dort die Werkmeister beseelt gewesen, und

wie

wie sehr sie über das Bestehende hinaus der ersehnten Freiheit des Protestantismus entgegengetragen worden seien. — Der Vf. kommt auf die kostbaren Tempel, die nach der Reformation namentlich durch die Jesuiten entstanden sind, und die man häufig im Dienste der Behauptung anführe, wie groß und christlich der bauende Geist in der katholischen Kirche noch immer sei. Er kann's nicht finden. „Man sehe diese Kirchen — man sieht nur einen verkleideten Jesuiten, der Allen Alles wird, nicht damit er Alle, sondern Alles gewinne, der mit den Wollüstlingen buhlt und mit den Zerknirschten betet, dem aber Keiner in's Herz sieht. Diese Jesuitenkirchen, bald mehr dem einen, bald mehr dem andern Style sich nahend, gewöhnlich der römische oder italienische Styl genannt, verdienen gar nicht den Namen eines Styls; es sind Fetzen, aus allen zusammengetragen und mit großem Reichthume an Golde, Silber, Gemälden die Armuth verdeckend." — In gleicher Strenge züchtigt der Verf. indessen auch die Ausartung des Protestantismus, der zu der Zeit, wo seine Dogmen noch enger abgeschlossen waren, als der Katholicismus, nur noch Hörsäle mit bequemen gepolsterten Sitzen bauete. Auf die Frage aber, welche Form nun für uns die rechte sei, hält der Verf. wie billig die entscheidende Antwort zurück. Seine Vorliebe für den gothischen Styl empfiehlt wohl diesen, versteht sich erneuert und anders gestaltet. „Für die neue Schöpfung aber, sagt er, ist nicht das Wort, sondern der eigenthümliche Sinn des Meisters." Und freilich solche Meister müssen geboren werden. — Nachdem der Verf. Skulptur und Malerei kürzer berührt hat, geht er S. 72. auf das Gebiet der vergehenden Kunstformen über, der Rede, der Musik und der Mimik, welche letztere jedoch für den Cultus bis zum Kunstgebiete sich noch nicht erhoben habe. Hat der Vf. vergessen, daß wir in Deutschland berühmte Redner haben, die vor dem Spiegel probiren, und Kanzelbischöfe, die bei den Histrionen lernten? — Bei der

Kunst-

Kunstform der h. Rede hat der Vf. nicht sowohl das subjective Wort der Predigt, als vielmehr das objectiv heilige und liturgische Wort im Auge. Hier fordert er mit Recht, daß es nicht neumodig sei, nicht modernisire. „Gegen diese Regel, die mir in der Sache selbst gegründet scheint, hat man in der neuesten Zeit am Meisten gefehlt; den Kunstschatz, den die Kirche sich zu sammeln bemüht gewesen, hat man ignorirt und Neues, meist Fabrikarbeit von Commissionen, in die Agenden aufgenommen. Das Bewußtseyn der Kirche sollte aber nichts Anderes repräsentiren können, als was sich der Kirche bewährt hat und von ihr angenommen ist; im Gemeindegebete sollte man nicht erst mehr lernen. Man könnte einwenden: so hätte nie ein Gemeindegebet entstehen können, wenn man immer ein altes gefordert hätte. Bei vielen wäre es wirklich besser gewesen, sie wären nicht entstanden, andere haben sich erst privatim in einem großen Kreise bewährt, ehe sie aufgenommen wurden; die besten aber sind bei neuen Entwickelungen des kirchlichen Gemeindebewußtseyns mit diesem von einzelnen Säulen der Kirche ausgegangen. Luther, wie von ihm aus das neue Leben des Glaubens ging, konnte, in diesem Glauben Eins seiend mit der ganzen großen Gemeinde, mit Allen beten, und wenn wieder ein solcher Bote Gottes käme für unsere Zeit, in dem die Richtungen der Zeit sich concentrirten wie ein philosophisches System in seinem Meister, so müßte der gewiß wieder im Namen Aller beten können. Er brauchte dann nicht erst den Auftrag der Kirchenbehörden, die heut' zu Tage sich Viel zu oft mit der Kirche selbst verwechseln." Es wäre hier am Orte gewesen zu wiederholen, was der Verf. oben bei Gelegenheit seiner Ansicht von dem Ergreifenden des katholischen Cultus sagte, daß nämlich ohne den Glauben an das Dogma alle Kunst nur eine große Unwahrheit sei. Um im alten Kirchenstyle zu reden, hat mancher neuerdings mit Agenden und Liturgieen Beauftragte auch das

alte

te Dogma beibehalten und so recht eigentlich mit der Kunst ines Wortes den Leuten Glaubenslügen auf die Lippe gelegt. ist aber an die Stelle des alten das neue Dogma wirklich etreten, dann darf nicht nur, sondern muß auch die Sprache en werden und Luther hat sich, Trotz allem Geschreie, daß sie odern und nicht altkirchlich sei, die seine geschaffen. — Zwischen der Ansicht, die den Gesang für einen Ausdruck der höchsten Andacht erklärt, die „unwillkürlich in lyrischen Erguß und Musik übergehe," und jener, nach welcher er eigentlich nur „ein Zusammensprechen der Gemeinde" ist, liegt die des Vfs. mitten inne. „Ich erkläre mir," sagt er, „den Gesang als ein durch Besinnung vermitteltes Darstellen des innerlich Empfundenen an einem gegebenen möglichst entsprechenden Stoffe der Worte und Töne, wobei mehr Befriedigung zu finden ist, als bei einer andern Form der Darstellung, weil der Inhalt und die begleitenden Gefühle hier nie getrennt von einander dargestellt werden. Es ist im Gesange ein ruhiges, wohlthuendes Verweilen auf dem Inhalte, das eine gewisse klare Erkenntniß Dessen, was man ausspricht, Theils voraussetzt, Theils möglich macht. Der Gesang durchdringt den ganzen Menschen und das Verweilen macht es möglich, daß Vorstellungen, die bei'm gewöhnlichen Aussprechen völlig übergangen worden wären, durch Hilfe Derer, die dann im Bewußtseyn sind, sich erheben und ausgleichen, daß die angeregten Gefühle zugleich wahrer und intensiver werden." Bei dieser verständigen Ansicht vom Wesen und der Bedeutung des Gesanges werden van selbst jene Anforderungen Derer ermäßigt, die im Kirchenliede nur die Ode und im Gesange der Gemeinde nur die Dithyrambe ihrer Wahnbegeisterung haben wollen und deßhalb alle Strophen, die nicht Himmel und Hölle bewegen, als kalt, nüchtern, modern und fad verschreien. — Sehr wahr wird im Capitel von der Musik unter Anderem bemerkt, wie sehr bei Chören und Einzelnpartieen der nicht

kirch-

kirchliche Charakter der Sänger oder Sängervereine der Andacht Eintrag thun. „Kaum in Klöstern würden wir," sagt der Vf., „das Personal für ein kirchliches Solo oder Duo finden. Der priesterliche Charakter des Liturgen ist bei uns ziemlich verschwunden und ich wünsche ihn nicht zurück; wie sollte aber ein solcher Nimbus den gedungenen Sänger umgeben und bewirken, daß man seine Person über seinen Functionen vergäße?" In einer Note wird noch bemerkt: „Nichts stört in Dresden und an den Festen in Berlin so sehr, als wenn in der Messe Opernsänger oder Sängervereine sich hören lassen, die zudem bisweilen nicht katholisch sind, wo also vorausgesetzt werden muß, daß die Darstellung nicht eine selbstempfundene sei. Von den Castraten in Dresden zu schweigen." — Das Büchlein schließt mit der Frage, wie es anzufangen sei, daß unser Cultus mit der Kunst im Bunde besser werde? In Preußen ist die Sache von Oben her angeordnet worden, und obwohl man einige Berechtigung des Volkes in solchen Dingen anerkannte, so sind doch die Generalsynoden, die die Sache behandeln sollten, nicht zu Stande gekommen. Der Zweck wurde erreicht, aber nicht in der Art, daß das Volk nun auch nur ein rechtes Organ seines eignen Gottesbewußtseyns in dieser neuen Weise des Gottesdienstes finden könnte, geschweige daß es völlig darin lebte." Ein besseres Gelingen sei von gemischten Synoden und der Zuziehung kunstverständiger Laien zu hoffen. — Ein Trostwort für den Amtsbruder im Kirchlein ist in der Bemerkung S. 102. enthalten: „Noch schwieriger wird seyn, daß, was in einer Stadt herrlich seyn kann, auf dem Dorfe bei geringen Mitteln zu leisten nicht möglich, oder wenn man es doch will, lächerlich ist." Man solle deßwegen nicht zu Viel wollen. Es sei genug, wenn er die Theilnehmenden erbaue.

Preu=

Preußisches Provinzial-Kirchenblatt, herausgegeben von Joh. Aug. Ed. Oesterreich, Consistorialrathe und Hofprediger; und D. Johannes Karl Lehnerdt, Prof. und Superintendenten. Erster Jahrg. 1—4. Heft. Zweiter Jahrg. 1. Heft. Königsberg, 1840. In Commission bei J. H. Bon.

Mit den vorliegenden Heften tritt eine neue kirchliche Zeitrift in's Leben, die jedoch nur zum Theil von allgemeinem Interesse ist. Sie soll nämlich, laut der Ankündigung, nach n beiden Seiten des Pastorallebens, der innern und äußern, ien zwiefachen Inhalt haben und zwar zunächst mehr oder eniger ausführliche Aufsätze geben, hauptsächlich Synodalabndlungen, welche über Alles sich verbreiten, was den evanlischen Geistlichen interessiren kann; also über Kirchengeschichtes mit besonderer Berücksichtigung der Provinz Preußen, der Schrift und Schriftlehre in ihrer praktischen Beziehung, der Homiletisches, Katechetisches, Kirchenrechtliches u. s. w., doch mit Ausschließung eigentlicher Predigten und Katechesen. nd in dieser Hinsicht nimmt sie also, wie gesagt, die Theilnahme r evangelischen Geistlichkeit im Allgemeinen für sich in Anruch, indem dergleichen Aufsätze und Abhandlungen, sofern sie ur, wenn auch das rein Wissenschaftliche ausschließend, doch as Gepräge wissenschaftlicher Bildung an sich tragend, immer twas zur Sprache bringen müssen und werden, was mit dem rchlichen Leben, in welchem der Geistliche sich bewegt, in irend einer Verbindung steht. Ob und in wieweit dieß von en betreffenden Mittheilungen der bis jetzt erschienenen Hefte esagt werden könne, wird sich nachher ergeben. Nächstdem oll das gegenwärtige Kirchenblatt gleichsam ein fortlaufendes berfichtliches Repertorium von Circularverfügungen seyn und damit

damit zugleich eine Sammlung interessanter kirchlicher Notizen verbinden, als: Nachrichten über neuerbaute Kirchen, Todesfälle und Versetzungen der Geistlichen, Prüfungen und Anstellungen der Candidaten, sowie Mittheilungen über literarische Erscheinungen, über Angelegenheiten der theolog. Facultät in Königsberg u. s. w.; und in dieser Beziehung kann freilich, da sich die eben erwähnten Notizen, wie ausdrücklich vorbehalten wird, nur auf die oben genannte Provinz erstrecken sollen, hauptsächlich auch nur die Geistlichen jener Gegend angehen; wenn auch hin und wieder Einiges von umfassenderer Bedeutung seyn möchte. Eine übersichtliche Nachweisung des Inhalts der vorliegenden Hefte mit einigen Bemerkungen begleitet wird hinreichen, unsere Leser selbst darüber urtheilen zu lassen, ob und in wiefern die Herausgeber bis jetzt den Anforderungen entsprochen haben, die ihrer eignen Ankündigung zu Folge an die von ihnen redigirte Zeitschrift gestellt werden müssen.

Das erste Heft enthält in seiner ersten Abtheilung (denn nur auf diese werden wir immer hauptsächlich unsere Anzeige beschränken) vier Abhandlungen. 1. Mittheilungen eines Königsberger Geistlichen über den von ihm ertheilten Confirmandenunterricht. Man ersieht aus diesen Mittheilungen, daß der Vf. dabei einen Weg einschlägt, mit dessen Richtigkeit und Zweckmäßigkeit wir nicht wohl einverstanden seyn können. Doch sehen wir auch davon ab, so herrscht in der ganzen Abhandlung ein Buchstaben- und Symbolenglaube, der nicht eben viel Wissenschaftlichkeit verräth und namentlich die bei einer gewissen Partei so sehr beliebte Meinung von der gänzlichen Verdorbenheit der menschlichen Natur, mit deren Widerlegung wir uns hier nicht weiter befassen mögen. — Die zweite Abhandlung verbreitet sich gleichfalls in wenig wissenschaftlicher Weise über die homiletische Behandlung der alttestamentlichen Geschichte. Der Vf. sucht zunächst zu beweisen, was sich von selbst versteht, daß nämlich die fragliche Geschichte homiletisch

be-

behandelt werden könne; zeigt sodann die Zweckmäßigkeit dieser Behandlung als in der Nothwendigkeit begründet, eine umfassendere Bibelkenntniß unter dem christlichen Volke zu verbreiten; und stellt endlich mehrere derartige Dispositionen auf, in denen sich eben kein besonderes homiletisches Geschick beurkundet, indem zugleich der Zusammenhang, in welchen sie mit den gewöhnlichen evangelischen Perikopen gebracht werden sollen, als ziemlich locker entweder oder als höchst gezwungen erscheint. — Die dritte Abhandlung — Andeutungen über die Stellung des praktischen Geistlichen zwischen der theolog. Wissenschaft und dem kirchlichen Leben, mit besonderer Beziehung auf die dermaligen Wirren im Gebiete der Kirche und Theologie — von einem der Herausgeber verspricht dieser Ueberschrift zu Folge Viel, hält aber Wenig, und hätte recht interessant werden können, wenn ihr Gegenstand eine andere und besonders eine gründlichere und durchgreifendere Behandlung erfahren hätte. Das Klagen über die dermaligen Wirren auf dem Gebiete der Theologie und Kirche, die nicht weiter bezeichnet werden, die Ermahnung zum frommen Gottvertrauen, und die Aufforderung, die Brücke der Wissenschaft zu passiren (der Vf. bildert gern und Viel), doch aber durch ihre Altklugheit und durch die Decrete ihrer Neuerungssucht sich nicht imponiren und in dem guten alten Glauben stören zu lassen, diese Dinge wenigstens thun es nicht, wenn von so ernsten Sachen die Rede ist; und wir können nicht sagen, was das Ganze soll, wenn nicht das bequeme Festhalten des Buchstabens empfehlen. — Die vierte Abhandlung beschäfftigt sich mit der Pensionirung der Geistlichen und gibt zu dem Ende sehr zweckdienliche Rathschläge, sowie eine ganz genaue Procentrechnung, aus welcher hervorgeht, daß die Sache bei sonstigem gutem Willen und unter anderweitigen günstigen Umständen wohl in's Werk zu setzen seyn dürfte. Vorläufig wird sie freilich, wie so manches Andere, noch ein pium desiderium bleiben. Die zweite

Ab-

Abtheilung des Heftes enthält, wie oben bereits bemerkt worden ist, durchaus nur Locales, was den größten Theil der Leser nicht interessiren kann.

Das II. Heft enthält fünf Abhandlungen von mehr oder weniger Bedeutung. Die erste schildert in kurzen Umrissen das Leben des pomesanischen Bischofs, Georg von Venedig (Georgius Venetus), eines wohl kaum dem Kirchenhistoriker näher bekannten Mannes, dessen Name für das theol. Publicum höchstens deßhalb einiges Interesse hat, weil er in dem bekannten osiander'schen Streite einige Male genannt wird. Was er in diesen Blättern soll, läßt sich nicht wohl begreifen. Bei Weitem wichtiger ist die zweite Abhandlung mit dem Etwas unbestimmten Titel: Ueber den Umgang des Geistlichen. Der Vf. zeichnet das Bild eines wahrhaft würdigen Geistlichen in dreifacher Hinsicht, nämlich in Absicht auf seinen seelsorgerischen, theologischen oder wissenschäftlichen und socialen Umgang in sehr treffenden Zügen; und wenn sich auch gegen Das, was er in ersterer Beziehung sagt, wohl Manches, dem damaligen Zeitgeiste Entnommenes, einwenden ließe, so sind doch seine Worte im Allgemeinen sehr beherzigenswerth; und es würde um den Stand und die Wirksamkeit des Geistlichen gewiß besser bestellt seyn, als es da und dort wohl der Fall seyn mag, wenn Jeder, der sich einen solchen nennt, auch in seinem äußern Leben den Anforderungen entspräche, welche hier an ihn gemacht werden. Die dritte Abhandlung „über die öffentlichen kirchlichen Katechisationen" sucht die drei Fragen zu beantworten: Was ist der Zweck dieser Katechisationen — wie sind sie dermalen in der Provinz (des Vfs.) beschaffen — und wie sind sie zweckmäßiger einzurichten? Mit keiner der gegebenen Antworten aber können wir zufrieden seyn. Denn wenn jener Zweck darein gesetzt wird, daß dabei die erwachsene Jugend von ihrem Wachsthume im Glauben Rechenschaft ablegen solle, so ist das gewiß sehr einseitig, indem unstreitig auch die kirch-

lichen

:n Katechisationen hauptsächlich ebenso wie die Predigten, nur
och mehr specialer Weise, als es in dieser möglich ist, beleh-
und erbauen sollen. Wenn ferner die Beantwortung der
ten Frage für eine künftig zu haltende Synode vorbehalten
den soll, die dritte also auch vor der Hand nicht weiter er-
t werden konnte, und der Vf. nur erzählt, wie es ihm
und nach gelungen sei, kirchliche Katechisationen in seiner
neinde einzuführen, so ist kaum abzusehen, weßhalb die
ze Angelegenheit zur Sprache gebracht worden ist, da
Aufsatz eben weiter Nichts enthält, als einige historische
izen und einzelne allgemeine und ziemlich oberflächliche Be-
kungen. — Die vierte Abhandlung will zeigen, welche
elle der christlichen Sittenlehre anzuweisen sei im Ganzen
christlichen Religionsunterrichts? — Der Vf. entscheidet sich
einigem nicht eben besonders gründlichen Hin- und Her-
n über Gesetz und Evangelium, über Moses und Christus,
in, daß in dem katechetischen Unterrichte das Gesetz dem
gma vorausgehen solle, weil Luther's Katechismus dieß so
schreibe und der Stoff eine andere Behandlung nicht zulasse;
der Predigt aber das umgekehrte Verfahren Statt finden
sse, weil diese Alles zu halten lehren soll, was uns der
rr geboten hat. Wir können uns einer Widerlegung dieser
samen Gründe um so mehr überheben, da ihre Nichtigkeit
sich offen zu Tage liegt, und bemerken nur, daß unseres
afürhaltens die Glaubens- und Sittenlehre stets in die ge-
ueste Verbindung gebracht, und wenn ja von einer Absonde-
ng beider die Rede ist, unstreitig jene dieser in allen Fällen
rangestellt werden muß. Die fünfte Abhandlung endlich
)t einen Beitrag (dergleichen Beiträge sollen in den folgenden
eften fortgesetzt werden) zur preußischen Kirchengeschichte, näm-
h die Berufung Osiander's nach Königsberg, welche für die
eurtheilung jener Zeit in kirchlicher Hinsicht nicht ohne In-
teresse ist.

In dem III. Hefte finden sich wieder fünf Abhandlungen, von denen wir die erste über den Bischofshof in Königsberg als höchst unbedeutend billig übergehen. Die zweite beantwortet nach einer ziemlich breiten Darlegung des historischen Ursprungs der Confirmation die Frage: ob auch Taubstumme, Blödsinnige oder Andere, die das Christenthum nicht kennen, confirmirt werden sollen? natürlich mit Nein und gestattet dagegen bloß eine kirchliche Einsegnung solcher Personen. Aber eben, weil sich das von selbst versteht, war der Aufsatz wohl überflüssig. Die dritte Abhandlung enthält „Gedanken über Einheit, Reinheit und Freiheit der Lehre innerhalb der Kirche, und über das Eine, was in dieser Hinsicht nöthig ist." Nach einer Etwas wortreichen Verbreitung über das scheinbar Paradoxe in manchen Aussprüchen Jesu und seiner Apostel, über Höhe und Tiefe des Evangeliums, über Gnosis und Pistis, über Analogie des Glaubens und der Schrift und dergleichen Dinge mehr, setzt der Vf. jene Einheit in das Erkennen, daß wir Alle Sünder sind und der Gnade in Christo bedürfen, zu welchem Erkennen noch die Liebe kommen müsse. Darin einverstanden könne die Freiheit sonstiger Glaubensmeinungen freigegeben werden; die echte Glaubensreinheit aber träte nicht so überall an's Licht, und nur der Geist der Wahrheit könne sie durchschauen. So schließt die ganze Untersuchung, die sicher Niemandem über die fraglichen Gegenstände das Verständniß öffnen wird, der nicht vorher schon über sie im Klaren ist. Die vierte Abhandlung stellt die Frage auf: Woher es kommen möge, daß die Kirchenkatechisationen nicht überall den von ihnen erwarteten Nutzen stiften, und gibt dafür einen sechsfachen Grund an. Läßt sich auch nicht gerade etwas Erhebliches dagegen einwenden, so möchten wir doch zweifeln, ob die Abhandlung mit ihren allgemeinen Bemerkungen und Rathschlägen dazu beitragen könne, die kirchlichen Katechisationen zweckmäßiger und fruchtbarer zu machen, als sie wohl hin und

wie-

wieder seyn mögen. In der fünften Abhandlung endlich werden die im vorigen Hefte angefangenen Beiträge zur preußischen Kirchengeschichte fortgesetzt, und der Vf. erzählt die Theilnahme eines gewissen Matthias Lauterwald an dem osiander'schen Streite. Es sind, wie gesagt, dergleichen einzelne Partieen der Kirchenhistorie besonders in sofern nicht ohne Bedeutung, als sie über die allmälige Ausbildung und Befestellung gewisser Dogmen ein richtiges Urtheil fällen lassen und zugleich Gelegenheit geben, zwischen Sonst und Jetzt eine interessante Vergleichung anzustellen.

Das IV. Heft liefert vier Abhandlungen, und zwar zunächst eine Beantwortung der Frage: Ob die biblische Versöhnungslehre einen durch die Sünde in Gotte entstandenen Gegensatz von Liebe und Gerechtigkeit nothwendig voraussetze. Der Vf. hält im Allgemeinen die alt=orthodoxe Versöhnungstheorie vest, der zu Folge Gott von Ewigkeit her beschlossen haben soll, die Sünde des ganzen Menschengeschlechts an dem einzigen Schuldlosen zu strafen und so eines Theils seiner Gerechtigkeit genugzuthun, andern Theils aber auch seiner Liebe es möglich zu machen, die Sünde vergeben zu können. So wenig daher in Gotte, dem Ewigen, ein wirklicher Gegensatz denkbar sei, ebenso wenig verletze die Sündenvergebung seine Gerechtigkeit, weil der Heiland und Erlöser die Sündenstrafe auf sich genommen habe; und wieder thue es auch seiner Liebe keinen Eintrag, daß der Unschuldige für den Schuldigen gelitten habe, weil dieß nicht für jenen, wohl aber für diese eine Strafe gewesen sei, indem die Letzteren durch den Anblick des für sie schuldlos Leidenden sich eben am Härtesten gestraft fühlen müßten. Weil uns daher Gott durch den Tod seines Sohnes für hinlänglich bestraft halte, so wolle er auch nicht weiter strafen, sondern durch den Glauben an Christum würden wir gerecht, von Gotte losgesprochen, und mit ihm versöhnt. Wir erfahren also hier außer der Etwas seltsamen Meinung, daß das

Leiden Christi für den Sünder eine sehr harte Strafe sei, durchaus nur längst Bekanntes, worüber wir uns jeder bestreitenden Bemerkung wohl enthalten können. Würde man sich von kirchlichen Vorurtheilen endlich so weit frei machen können, daß man Jes. 53. nicht mehr von dem Leiden und Sterben Jesu Christi deutete und die Aussprüche der Apostel über den Opfertod ihres Meisters und der dadurch bewirkt seyn sollenden Sündenvergebung für Das hielte, was sie nach den Forderungen der Vernunft und nach den Ergebnissen einer gesunden Exegese nothwendig seyn müssen, so würden wir auch nicht mehr mit Behauptungen behelligt werden, die mit einer geläuterten Gotteserkenntniß in offnem Widerspruche stehen. Eben so wenig Rühmliches können wir von der zweiten Abhandlung: „Über den Zweck des evangelischen Predigtamtes" sagen. Der Vf. verlangt, der Geistliche solle weiter Nichts predigen, als daß wir Alle arme, verlorne Sünder sind, die nur durch den Glauben an Christum vor Gotte gerecht und selig werden können; ohne zu bedenken, daß der göttliche Meister selbst davon gar Nichts gelehrt hat, oder daß das ewige Wiederholen ein und desselben Gegenstandes am Ende zu einem geisttödtenden Mechanismus werden müßte. Wie übrigens die Ermahnungen: der Geistliche solle zunächst seine eigne Unwürdigkeit fühlen, vor dem Geize sich hüten, von den üblichen Vergnügen der Welt sich zurückziehen und einen guten Wandel führen — zu den Zwecken des Predigtamts gehören, können wir wenigstens nicht einsehen. Sehr interessant ist dagegen die dritte Abhandlung: „Ein Blick in die Zukunft der Kirche;" obschon wir bei Weitem nicht alle Ansichten ihres Vfs. in dieser Beziehung unterschreiben wollen. Mit sehr übel angewandtem Witze persiflirt er die Schrift: „Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion," und wendet sich dann in gleicher Weise zu dem alle wahre Religion aufhebenden Hegelismus und der Philosophie des jungen Deutschlands, und schließt, zu sächsischen

mäßem Ernste zurückkehrend, mit der Hoffnung, daß das Christenthum, allen feindlichen Bestrebungen zum Trotze, sich dennoch fort und fort behaupten und die Verheißung seines erhabenen Stifters: „Himmel und Erde werden vergehen u. s. w.“ ihre Erfüllung finden werde. Auch wir hegen die Hoffnung, daß das einfach-lautere Evangelium allen Wechsel philosophischer Systeme überdauern werde; wenn wir auch nicht glauben, daß, wie gewiß auch immer die veralteten kirchlichen Formen vor der fortschreitenden Geistescultur nach und nach fallen werden, die religiösen Ideen des Christenthums aller Hülle und jedes Symbols jemals werden entbehren können. Der vierte Aufsatz endlich enthält Mittheilungen über Union und Agende, in der wohlgemeinten Absicht niedergeschrieben, um die durch diese beiden Angelegenheiten gereizten Gemüther zu beruhigen und allen deßfallsigen Mißdeutungen zu begegnen. Ob namentlich die Agende an allen durch sie erregten Bewegungen wirklich unschuldig sei, wollen wir hier nicht untersuchen, da diese Angelegenheit zu seiner Zeit vielfach besprochen worden ist. Was jedoch der Vf. darüber sagt, ist allerdings gut und vermittelnd; entbehrt aber alles besondern, namentlich wissenschaftlichen Interesses, worauf es doch hier hauptsächlich hätte abgesehen seyn sollen. In seiner zweiten Abtheilung faßt auch dieses Heft amtliche Verordnungen, Miscellen, kirchliche und persönliche Nachrichten in sich, die für das größere Publicum von keiner Bedeutung sind.

In dem I. Hefte des zweiten Jahrganges lesen wir zuvörderst eine ziemlich gelehrt geschriebene Abhandlung: „Ueber das Verhältniß der Kirche zur Theologie,“ über die sich Manches erinnern ließe, wenn wir uns auf eine nähere Untersuchung der allerdings wichtigen Angelegenheit weiter einlassen wollten. Der Vf. (wenn wir ihn recht verstanden haben, denn er schreibt Etwas dunkel) sucht zu zeigen, wie die Kirche, auf unmittelbare Offenbarung gegründet, in der frühesten Zeit keiner

aller Erfahrung zu Folge ist Nichts schwerer zu bekämpfen und zu überwinden, als religiöse Vorurtheile.

Die Offenbarung Johannis durch Einleitung, Uebersetzung und Erklärung Allen verständlich gemacht von D. J. G. Tinius, Verfasser des „jüngsten Tages." Leipzig, 1839. In Commission bei L. Fort. VIII u. 295 SS. gr. 8.

Es wäre kein kleines Verdienst, wenn es dem Vf. gelungen wäre, alle sieben Siegel des genannten biblischen Buchs zu lösen, woran sich schon der menschliche Scharfsinn so oft versucht hat. Rec. aber kann sich auch bei dem besten Willen nicht zu Denen zählen, welchen durch ihn jeder Nebelschleier, der darüber gezogen ist, von den Augen hinweggenommen worden wäre. Sogar des eigentlich Neuen, was noch nie in irgend einem Erklärungsversuche des Buches vorgelegen hätte, dürfte nicht Viel in diesem Werke anzutreffen seyn, obwohl seine Tendenz und seine Ausführung in mancher Hinsicht als lobenswerth anzuerkennen ist.

Der Vf. will nämlich sein in der Schrift „vom jüngsten Tage" gegebenes Versprechen, eine Erklärung der Offenbarung Johannis herauszugeben, lösen und indem seine Absicht dahin geht, christliche Bibelfreunde über Inhalt, Zweck und Werth dieses Buches richtiger urtheilen zu lehren und abergläubischen Ausdeutungen desselben, „die noch unter dem Volke herrschen und, wie Unkräuter, durch wiederholte Auflagen mit neuem mystischem Zuwachse fortgepflanzt werden," zu begegnen, hofft er, daß eine verständliche und zugleich sinnrichtige Erklärung, die für Jedermann lesbar und ohne Täuschung unterrichtend ist, kein unnützes Unternehmen seyn werde. Und für gebildete Laien hat der Vf. wirklich ein nützliches Handbuch geliefert, indem

indem nicht leicht ein Bild, ein Ausdruck in dem Offenbarungsbuche vorkommen dürfte, worüber nicht eine verständige und brauchbare, wenn gleich nicht immer für Jedermann vollgenügende und zweifellose Erklärung gegeben worden wäre. Auch möchte Rec. darinnen, und daß der Vf. jedweder spielenden und allzu mystischen Deutelei kräftig und sicher entgegenzutreten versteht, das Hauptverdienst des Buches suchen, während es für Gelehrte offenbar zu viel Ueberflüssiges enthält, durch welches sich hindurchzuarbeiten nicht Jedermann Lust und Zeit haben dürfte. Hätten daher dem Vf. nicht andere Rücksichten gerathen, dem Buche eine umfangreichere Gestalt zu geben, so würde er unstreitig besser gethan haben, nur allein bei Abfassung seines Werkes die gebildeteren Laien im Blicke zu behalten und eine Art Volksbuch zu schreiben; seine wissenschaftlichen Ansichten und Forschungen dagegen irgend einer theologischen Zeitschrift anzuvertrauen, wodurch sie der literärischen Welt genießbarer und zugänglicher geworden wären, namentlich da der Vf. aus guten Quellen geschöpft und auch die größten Schwierigkeiten auf wissenschaftliche Weise und mit gutem Tacte aufzuklären und seine Ansichten, wenn auch nicht zur vollen Evidenz, doch immer bis zu einem gewissen Grade der Wahrscheinlichkeit zu erheben gewußt hat.

Doch wir nehmen das Buch, wie es vorliegt und da haben wir es denn zuvörderst mit der Uebersetzung des Textes zu thun, welche der Vf. geben zu müssen geglaubt hat. Er stellt sich selbst in dieser Beziehung folgende Gesetze: „Die Uebersetzung soll dem Originale vollkommen entsprechen, d. h. einfach, klar und bündig seyn, ohne Schwulst und Hochklang in Worten; denn Johannes schreibt als Referent im historischen Tone und erzählt, wie in einem Recitative, was er gesehen und gehört hat. Die Sprache der Gottheit, der Engel und himmlischen Chöre hebt sich zwar Etwas höher, bleibt aber doch in der mittlern Region stehen und die Erhabenheit liegt

weni-

weniger im Style der Sprache, als vielmehr in der Darstellung der Sachen und der sie bezeichnenden Bilder." Wir schlagen zur Probe das 13. Cap. auf und sehen uns nach Beweisen für das Gesagte um, sowie wir zugleich auf die Lesarten, deren es bekanntlich in der Apokalypse eine große Menge gibt, achten, welchen der Vf. gefolgt ist. Wenn er nun das 13. Cap. mit dem 18. Verse des 12. Cap. beginnt und mit Recht ἐςάθην für ἐςάθη liest, so hätte dagegen doch namentlich für Laien angegeben werden sollen, warum der letzte Vers des vorigen Cap. mit zu diesem herübergezogen werden sei. Auch ist dieser Vers doch nicht ganz treu übersetzt: „Als ich hernach am Sandufer des Meeres stand" (καὶ ἐςάθην ἐπὶ τὴν ἄμμον τῆς θαλάσσης), weil die Worte „als ich hernach" mehr auf ein gelegentliches, freiwilliges Hingehen deuten, als darauf, daß der Seher im Geiste hinversetzt worden sei. V. 3. ist dagegen gut übersetzt: „Worüber alle Welt erstaunt war und dem Thiere nachlief," indem das ὀπίσω richtig auf τοῦ θηρίου bezogen und gehörig hervorgehoben wird, sowie auch V. 8. das ἀπὸ καταβολῆς κόσμου richtig eingeschaltet wird und V. 18. das χάραγμα χξς' Mehr für sich als χις' hat. Allein V. 10. scheint der Vf. die schwerere und darum wohl auch richtigere Lesart: εἴ τις αἰχμαλωσίαν συνάγει mit der leichtern εἴ τις εἰς αἰχμαλωσίαν ἀπάγει vertauscht zu haben, wenn er übersetzt: „Wer Jemanden in's Gefängniß bringt, muß u. s. w." Auch wäre wohl schon um 17, 3. willen im ersten V. für ὄνομα lieber ὀνόματα zu lesen gewesen, — und V. 18. endlich sieht man nicht ein, warum er die Worte: ἀριθμὸς γὰρ ἀνθρώπου ἐστί, in der Uebersetzung ganz ausgelassen hat. Es würde den Raum dieser Blätter überschreiten, wenn noch mehrere Capitel vergleichend durchgegangen werden sollten, doch geht schon aus diesem hervor, daß sich die größten Theils richtige, fast immer die besseren Lesarten wählende, obgleich nicht ganz wörtliche Uebersetzung zwar gut und fließend lesen lasse, jedoch

auf

f die vorher gerühmte Vollkommenheit nicht Anspruch machen
nne, wobei wir nur noch nebenbei bemerken wollen, daß wir
8. κιθάραν gewiß nicht durch Guitarre übersetzt haben
rrden. — Daß übrigens der Vf. die Apokalypse nicht rythsch übersetzt habe, auch die Chöre nicht, weßhalb er sich entulbigt, wird gewiß jeder Leser sehr zweckmäßig finden, sowie ch daß er im Ganzen genommen die gewohnte Abtheilung der apitel und Verse beibehalten.

Der wichtigere Theil des Werkes ist natürlich der Comentar darüber, welchen wir Theils in der 70 Seiten langen inleitung, Theils in den fortlaufenden, fast jedem einzelnen extverse untergesetzten Anmerkungen finden. Wir beginnen mit r Einleitung.

Nachdem hier im 1. §. die Ueberschrift des Buches erklärt orden, beschäfftigt sich der 2. §. mit Dem, was wahrscheinch Veranlassung zu dieser merkwürdigen Schrift gegeben haben önne, sowie mit dem eigentlichen Zwecke derselben. Die Vernlassung zu dieser sogenannten Offenbarung sucht der Vf. in er Rückerinnerung an die Verfolgung der Christen unter Nero. Doch sei von dieser Verfolgung und ihrer Ursache in der Offenbarung Johannis selbst keine Rede, sondern von der zweien, ungefähr 26 Jahre später unter Domitian, diese wiederholte Verfolgung, nach welcher noch mehrere zu fürchten gewesen, habe die Besorgniß erregt, daß durch sie die Christen zum Abfalle bewogen werden möchten. Daher „der Versuch Christi (?)", durch diese Weissagung des Johannes die verfolgten Christen zur Vesthaltung ihres Glaubens an ihn, den Messias, zu bewegen. Also nicht Weissagung der mancherlei Schicksale der Kirche bis an's Ende der Welt, nicht Schilderung des Sieges, welchen das Christenthum über das Juden- und Heidenthum davontragen werde; sondern die möglichste Ermuthigung der Christen zur Vesthaltung am Glauben sei die leitende Grundidee dieser Offenbarung, sei ihr Zweck; die Zukunft Christi

Christi dagegen das Mittel, um solchen Zweck zu erreichen. Zugleich wird bemerkt, daß nur ein zu bestrafendes Volk vorkomme, nämlich die Heiden, die Römer, indem der Vf. der Offenbarung die evangelischen Ansichten (Matth. 23, 34—38. Luk. 19, 41—44.) nicht theile und zu günstig für sein Stammvolk gestimmt sei, deßhalb auch sein Buch ganz jüdisch ausgestattet habe. Gott und Jesus theilen sich in das zu haltende vierfache (?) Gericht auf folgende Art: Gott, der Richter über Alle, hält nach Cap. 4—18. das Strafgericht über Rom, als Bluträcher der Märtyrer 6, 9. 10. 4—18. und das allgemeine Weltgericht 20, 11—15.; Jesus, der Messias, führt das Sittengericht über seine Gemeinden, Cap. 2. 3., und das Siegsgericht über die gegen ihn auftretenden feindlichen Mächte aus (Cap. 19.), auch wohl 20, 7—9. gegen die letzten Feinde, zugleich hält er nach der ersten Auferstehung sein Gericht mit den Märtyrern (20, 4—6.), da ihm doch auch (?) im 4. Verse ein Richterstuhl beigelegt wird (2 Kor. 5, 10.), und stiftet sein Reich für seine seligen Bekenner.

Der 3. §. beschäfftigt sich mit der Form dieses biblischen Buches und der Vf. kommt hier unter Anderem auf den Gebrauch der heiligen Zahlen, welche als ein „besonderer Zweig der symbolischen und kabbalistischen Weisheit gleichsam für hieroglyphische Zeichen anzusehen" seien, gibt verständliche Nachweisungen über die hierher gehörigen Zahlen 3, 3½, 4 und 7, und hat es dann besonders mit der berühmten Geheimzahl 666 zu thun. Es wird zuvörderst gezeigt, wie in dieser Geheimzahl das Zahlwort der Achte liege, wobei sich der Vf. jedoch stets lateinischer Buchstaben bedient:

O	k	t	a	v	o	s	
70	20	300	1	6	70	200	= 666. I.

Statt des griechischen υ wird nämlich das ebräische ו gezählt, α, I, bezeichne das erste Thier, sowie das a nach ebräischer

Schreib-

:hreibart auch ganz weggelassen worden seyn könne, um die ne Zahl 666 herauszubringen. — Der zweite in jener Zahl zende Name sei Kaiser Nero:

:echisch: N e r o o n K' s a r
50 5 100 70 70 50 20 200 1 100 = 666.

.wei kleine o im Griechischen nämlich wären in dem großen enthalten und ae setze Johannes als Ebräer für ein langes unter k.) — Die Variante 616 könne in folgenden Wor- ı zu finden seyn (mit Beibehaltung des kleinen o Statt des oßen):

y p o l i s R o m y
8 80 70 30 10 200 100 70 40 8 = 616;

wie in der Bezeichnung des ersten Thieres:

t o th y r i o n
300 70 9 8 100 10 70 50 = 616. I.

Im 4. §. wird, wie schon in den vorhergehenden ange- eutet worden, die Zeit der Abfassung nochmals ausführlicher u bestimmen gesucht. Der Vf. zählt die römischen Kaiser von Augustus an, läßt jedoch Galba, Otho und Vitellius ganz nberücksichtigt (wie auch manche Andere thun) auf Tacitus und Sueton (Vespas. c. 1.) sich berufend, und wenn nun Johan- es fünf Kaiser als gefallen nennt, so wird Vespasian der echste und Titus der, welcher nur kurze Zeit regieren soll; Domitian aber folgt, als der achte, der als das wiederkehrende Thier dargestellt wird, denn es hatte sich damals die Sage ver- reitet, daß Nero noch am Leben, von seiner Wunde geheilt und auf der Rückkehr nach Rom begriffen sei. Die Abfassung wird in den Jahren 69—79 für möglich gehalten. Man könne aber auch den Johannes so verstehen, daß er, da ihm an der Siebenzahl gelegen gewesen, nach Nero's Falle, mit welchem die Cäsars-Familie ausgestorben, von Galba an bis Nerva sieben Kaiser zähle, und, da ihn Domitian nach Pat- mos verwiesen hatte, wenn er dort spricht: „Einer ist," eben

diesen

diesen meint und seinen Nachfolger Nerva „den Andern" nach ihm nennt. Auf diese Art falle die Offenbarung und ihre dazu passende Geschichte in die von Irenäus bezeugte Zeit (das vorletzte Regierungsjahr Domitians, 96 n. Chr.) und der achte Kaiser Nero sei bloß ein Schattenkaiser aus dem Abgrunde des Todtenreichs, um die Verfolgung des Domitian als eine neronische darzustellen. Jeden Falls aber nimmt der Vf. an, daß Jerusalem zur Zeit der Abfassung des Buchs längst zerstört gewesen sei, denn gerade darum werde die Sehnsucht nach Strafgerichten für die Heiden gesteigert. Hr. D. T. gehört also zu den Antipoden Herder's, welcher bekanntlich die gesammelten derartigen Schilderungen und Bezeichnungen auf den Fall Jerusalems und dessen nähere geschichtliche Umstände bezog.

Hinsichtlich des Ortes läßt sich der 5. §. bloß dahin aus, daß das Buch wahrscheinlich nicht in Asien geschrieben worden sei, vielmehr in Alexandrien, oder vielleicht in Rom, und im 6. §. wird dargethan, daß der Verfasser der Apokalypse ein gelehrter Juden-Christ aus der rabbinisch-kabbalistischen Schule und eben darum nicht Johannes, der Apostel, gewesen sei. Dann werden noch §. 7. die Eigenthümlichkeiten auseinandergesetzt, wodurch sich dieses biblische Buch vor allen andern, namentlich den johanneischen, unterscheide. Der 8. §. macht auf den Werth aufmerksam, welchen das so oft verkannte Buch in Hinsicht auf Geschichte, auf Dogmatik und auf Moral habe und lehrt es auch aus dem Gesichtspuncte der Aesthetik, sowie der Gelehrsamkeit oder kabbalistischen Geheimweisheit achten. Endlich schließt der Vf., nachdem er noch §. 10. über die Auslegung der Apokalypse das Nöthige geschichtlich beigebracht und erörtert, auch im 11. §. sich recht umsichtlich und belehrend über den Gebrauch des Buches in unseren Tagen ausgesprochen hat, — im 12. §. mit der beachtungswerthen Schlußbemerkung: „Wir haben die Wahrheit wieder erkannt mit dem neuen

Auf-

gange des Lichtes der Welt und die Wahrheit Jesu hat, frei gemacht. Es ist aber nöthig, darin zu bestehen und)t den Vogelheerd des listigen Fängers zu betreten, daß sein s über uns zusammenschlage. Ihr müsset gehaßt werden meines Namens willen, sagte der Herr; dieser Haß hat h nicht nachgelassen, also auch die Nützlichkeit der Offenba ig Johannis noch nicht aufgehört. Die Zeiten sind verän lich wie die Moden und kehren, wenn auch in veränderter stalt, zurück. Die Offenbarung Joh. ist eine medicinische lanze, die immerfort in Bereitschaft dasteht, den bedrückten) bis auf den Tod verfolgten Christen eine Stärkung des uthes und der Glaubenstreue zu gewähren, wenn etwa che Zeiten wiederkommen, wie damals und späterhin die un igen Religionskriege mit ihren Grausamkeiten in der Geschichte Beispiele vor Augen stehen. Was geschehen ist, sagt der ise Prediger 1, 9., kann auch wieder geschehen und die ffenb. Johannis nach unseren Zeiten noch ihre Kraft bewei 1, was zwar nicht zu wünschen, aber auch nicht zu verbür n ist."

Mit so sichtbarem Fleiße und guter Umsicht aber auch der f. diese seine Ansicht, wie wir sie in gedrängter Kürze wie rgegeben, durch allerhand Belege zu unterstützen und in man en Puncten bis zur Wahrscheinlichkeit klar und faßlich zu heben gewußt hat: so möchten doch immer noch nicht alle weifel gelöst seyn und es möchte sogar für manche als bewie n hingestellte Hauptsachen der Beweis noch immer nicht evi nt genug gegeben seyn. Bekannter Maßen kommt, während dwede Auffassungsansicht auch ihre eigenthümlich veränderte lamen- und Bilderdeutung verfolgt, das Hauptsächlichste bei rklärung dieses Buches auf die Zeit, und namentlich darauf n, ob die Verabfassung desselben vor oder nach der Zerstörung Jerusalems gedacht werde. Und hier möchte wohl nicht jeder Zweifel gehoben seyn. Zwar meint der Vf. das Rufen der

Mär-

Märtyrer, welche lange Zeit schon keine Genugthuung von Gotte erhalten hätten, die Verweisung der eben noch Sterbenden zur Geduld, der bereits erfolgte Tod der Apostel, die Warnung vor Anbetung des Bildes, unter welchem nicht das des längst verschollenen (?) Nero verstanden werden könne (warum nur nicht?), — Alles dieß weise auf eine längere Zeit nach Nero's Tode hin; allein außerdem daß diese Gründe noch keineswegs schlagend sind, gibt es doch auch im Grunde keine einzige Stelle in der Offenb. Joh., die uns nöthigte, den Untergang Jerusalems als bereits geschehen anzunehmen, ja, der Zeitraum von einigen und zwanzig Jahren ist viel zu kurz, als daß sich das Andenken an diese fürchterliche Katastrophe noch obendrein bei einem eifrigen und mit Vorliebe für sein Volk erfüllten gelehrten Juden-Christen (wofür ihn der Vf. selbst hält), so weit verloren haben sollte, um sich nicht bei Schilderung so schauerlicher Gerichtsscenen wieder aufzufrischen und durch irgend ein Bild und dergleichen zu verrathen, auch ist es kaum denkbar, daß ein mit den Evangelien vertrauter Mann, der zugleich Christo zu Liebe selbst unter Verfolgungen gelitten hatte, dennoch auch wieder bloß aus Rücksicht für sein Stammvolk, die Weissagung Christi von seiner Zukunft, welche offenbar mit der Zerstörung Jerusalems im Zusammenhange gedacht ward, ganz umgehen und, Troz der ausdrücklichsten Hinweisungen des Herrn, alles Gericht bloß auf Rom und das römische Kaiserreich hätte beziehen sollen. Unter solchen Umständen gewinnen denn auch die Stellen 11, 1. 2. und 1, 7. an Bedeutung. Nach ersterer Stelle soll offenbar der wirkliche Tempel und nicht ein in einem Gesichte bloß vorgestellter, wie bei Ezechiel 40 fg., als auf welche Stelle sich der Vf. beruft, gemessen werden, um den Vorhof den Heiden zur Zerstörung zu überlassen, das Heiligthum selbst aber, wo nicht zu schirmen, doch auf irgend eine Weise zum Vorbilde einer höhern und himmlischen Verklärung erst zu bestimmen; die andere

Stelle

Stelle aber weist gar zu deutlich auf die in Jerusalem vollzo- ene Hinrichtung Jesu und auf die dafür zu erwartende Strafe in, die kein Unbefangener als bloß den Römern geltend und var bloß darum diesem Volke vom Verf. d. Offenb. als zu- :kannt erachten wird, weil es zufällig ein röm. Soldat gewe- n, welcher den Leichnam Jesu am Kreuze mit dem Speere erwundete, indem ja vielmehr in der ganzen heil. Schrift der Vorwurf laut wiederhallt, daß das jüdische Volk den Tod Jesu om röm. Landpfleger gewisser Maßen erzwungen habe. Stand ber der Tempel noch und war das Unwetter, welches die Auf- isung des jüdischen Staats bewirkte, noch im Aufziehen be- riffen: so würden die messianischen Gerichte auch nicht bloß uf die Heiden, sondern auch auf die Juden zu beziehen seyn, amentlich da ja Christen keineswegs bloß von Römern, wie dr. T. behauptet, als Märtyrer hingerichtet worden waren, ondern auch vom jüdischen Volke; ja, es lehrt uns auch Ap. , 3—8., wo mehrere Tausende aus den jüdischen Stämmen ls Knechte Gottes, d. i. als Christen, versiegelt werden, ganz unzweideutig, daß die übrigen Juden dem Strafgerichte entge- enzusehen hatten, denn sonst hätte jene Auswahl nicht versie- elt zu werden gebraucht.

So kann man sich denn unbedenklich noch Denen anschlie- ßen, welche die Gerichtsscenen in der Apokalypse sowohl auf Jerusalem, als nachher auf des üppigen Roms Tyrannei be- iehen, auch ließe sich dann wohl die nächste Veranlassung zur lbfassung des merkwürdigen Buches noch Etwas anders auf- assen und bestimmen. Schon hatten nämlich die Christen, Ju- en- und Heiden-Christen, der Trübsale manche, besonders un- er Nero, erduldet, die Märtyrer aber schienen ihr Blut um- onst verspritzt zu haben, denn der Herr wollte noch immer nicht n seiner Herrlichkeit erscheinen, ob man gleich diese Parusie vergl. Pauli Briefe an die Thessalonicher) sich längst als ganz nahe gedacht hatte. Selbst die Weissagung des Herrn von

Jerusalem war noch nicht in Erfüllung gegangen und viele Bekenner des Christenthums wurden lau und fielen von ihrem Glauben und der frühern strengen Sittenreinheit ab. Da macht denn der fromme Dichter seine Glaubensgenossen aufmerksam, wie gar manche andere Trübsale immer noch bevorständen, wie aber immer unterdessen die Entscheidung vorbereitet werde und schildert ihnen das nahende Messiasgericht über die Feinde des Lamms (Juden und Heiden) mit allen möglichen Farben orientalischer Pracht, läßt alle Gedrückten und Zweifelnden sehen, wie auch die bisherigen Märtyrer schon inb für droben großer Seligkeit sich freuen könnten, bis denn endlich der Herr kommen und die heilvolle messianische Regierung anheben werde. Ja, zur Beruhigung läßt er alle Zagenden die tröstende und ermuthigende Stimme Christi selbst vernehmen: siehe, ich komme bald, selig ist, der hält die Worte der Weissagung in diesem Buche! Die neronische Verfolgung im dunkeln Hintergrunde, die Weissagungen des Herrn im Herzen, die kriegerischen Unruhen in der Gegenwart, vielleicht in der nächsten Umgebung: Alles dieses konnte wohl zu solcher Dichtung begeistern und hatte das Buch also eine wirkliche historische Grundlage, denn schon wird der Vorhof des Tempels für die Heiden weggemessen. Allein der Blick des begeisterten Sehers verliert sich zuletzt in's Ueberschwengliche und Unendliche, er schildert auch die Auferstehung, den zweiten Tod, das himmlische Jerusalem, die volle Ewigkeit. Daher wird denn die Zeichen- und Zahlen-Geheimnisse nicht ein Mal gerechnet, das Schwebende und Schwankende im ganzen Buche nur noch erklärlicher.

Wir gehen jetzt zu den dem übersetzten Texte beigegebenen Anmerkungen über, können uns jedoch hierbei desto kürzer fassen, da sie bei Hauptsachen das in der Einleitung bereits Gegebene nur genauer an Ort und Stelle nachzuweisen suchen. Im Ganzen genommen, muß man dem belesenen Verf. das

Zeug-

zniß geben, daß wohl kaum ein Wort, ein Bild, ein druck ihm entgangen seyn dürfte, worüber er sich nicht kreud ausgelassen hätte. Nur das möchte an diesen An- kungen auszusetzen seyn, daß er, wenn nicht sogar für ichen Laien zu Viel erklärt worden ist, mit seinen Erklä- gen sich bisweilen in's Wunderliche und Ungehörige verloren e. So erinnert er z. B. zu 6, 13. wieder an die Stern- uppen, wodurch ja der Leser offenbar von der Erhabenheit dortigen Schilderung mehr abgezogen, als auf dieselbe hin- riesen wird. Sodann gibt er zu 13, 15. sich Mühe zu er- ren, wie das andere Thier dem Bildnisse des ersten einen endigen Geist und die Gabe zu reden habe mittheilen kön- , und zwar auf folgende Art: „Die Menschenstimme im gelwerke singt und spricht auch durch die Windlade und Griffe Orgelspielers. Solche Täuschungen, als wenn leblose Sta- en menschlich handeln und denken könnten, oder ihnen blu- e Thränen aus den Augen fallen (fielen), hat man durch neingesteckte Zwerge, wie in Kempelens Schachspielmaschine Wien, vor etwa 50 Jahren, oder eingefülltes blutiges Was- bis an die Augen, mit kleinen Fischen, welche das Wasser Bewegung setzen u. s. w. zu bewirken gesucht" u. s. w. — uweilen läßt sich auch der Verf. in der Sprache gehen, so ß mitunter triviale Ausdrücke vorkommen, z. B. S. 2., wo von Johannes, der später in der unechten Offenbarung die Beinamen des „heiligen Apostels und Evangelisten" erhalten, eißt: „er war also bis dahin avancirt und nicht nur ein be- onderer Heiliger geworden, sondern" u. s. w. Oder S. 18., wo von einigen Erklärungsversuchen des Thierzahlennamens ge- agt wird, daß sie zu weit und allgemein, nicht aber special und nahe genug seien, „um dem Thiere direct auf den Leib u kommen." — Sprachliche Unrichtigkeiten, wie S. V: „dem Gelehrten ansprechen;" oder S. VII: „dem Leser se- hen lassen," sind wohl nur Druckfehler, von welchen jedoch

 kein

kein Verzeichniß beigegeben ist. — Druck und Papier sind anständig.

Die letzte Stunde, oder: Der Tod von allen Seiten betrachtet. Beruhigung für Alle, welche sich der Auflösung nahe fühlen und für Die, welche an den Gräbern ihrer Lieben weilen. Von Ch. Th. B. Saal, Pfarrern zu Oberweimar. Weimar, 1840. Druck und Verlag von Bernhard Fr. Voigt.

Der Verf. dieser Schrift sagt in der Vorrede, daß er zwar zunächst von der Verlagshandlung selbst zur Abfassung derselben aufgefordert worden sei, daß er aber dieser Aufforderung um so lieber entsprochen habe, je größer sein eigenes Interesse an dem abgehandelten Gegenstande sei; und wie wenig er auch auf den Beifall der offenbar Ungläubigen oder der überspannten Mystiker rechne, doch hege er die Hoffnung, manche im Angesichte des Todes zagende Seele zu stärken, und manche redliche, um ihre Zukunft jenseits des Grabes bekümmerte Gemüther im frommen Glauben zu bevestigen. Ob nun und in wiefern diese Hoffnung gegründet sei, das wird sich aus einer unparteiischen Prüfung Dessen, was er für den bezeichneten Zweck gethan hat, leicht von selbst ergeben. —

Die Schrift zerfällt in sieben Abschnitte, denen als Anhang mehrere Gedichte über Tod, Grab, Unsterblichkeit und Wiedersehen beigefügt sind. Der erste Abschnitt enthält „Allgemeines über den Tod und die Trostgründe dagegen.“ Dieses Allgemeine besteht in einer Schilderung des Todes und seiner Wirkungen, die aber nicht geeignet seyn kann, ängstliche Gemüther mit demselben zu befreunden; von Trostgründen aber haben wir, außer einigen betreffenden Aussprüchen griechischer

und

römischer Weisen, von denen wir den des Aristoteles, der
nbaren Fatalismus enthält, lieber weggelassen haben wür-
, Nichts gefunden. Dagegen verbreitet sich der Verf., hier
hl am unrechten Orte, über die Ursachen, weßhalb so Viele
: dem Tode zittern, und findet dieselben Theils in dem la-
:haften Leben, Theils in dem religiösen Unglauben nicht we-
ier Menschen, als dessen Quelle eine gänzliche Unbekannt-
aft mit den Lehren des Christenthums, oder ein überwiegen-
: Hang zur Sinnlichkeit, oder auch eine falsche Aufklärung
iannt werden. Wir möchten also nicht behaupten, daß der
erf. durch diese erste Betrachtung für seinen Zweck Etwas
wonnen hätte, zumal da der Gleichmuth, mit welchem von
inzelnen vielleicht der Tod betrachtet wird, leicht aus beson-
en Umständen und Verhältnissen, nicht aber aus allgemein
ltigen Gründen hervorgehen mag. — Mehr beschäfftigt sich
r zweite Abschnitt „Wesen und Wohlthaten des Todes"
it Ansichten und Vorstellungen, welche die allzu ängstliche
odesfurcht bekämpfen helfen sollen; obschon es uns dünkt,
ls dürfe auch durch sie nicht eben Viel ausgerichtet werden.
Denn der Gedanke, daß selbst der Leib im Tode nicht ganz
erschwindet, sondern nur in seine Urstoffe zerfällt und dann
n andere Naturgegenstände übergeht, kann für den Sterben-
en durchaus nichts Beruhigendes haben. Eben so wenig er-
cheint der Tod in einem freundlicheren Lichte, weil er die
cheinbaren Ungerechtigkeiten des Lebens aufhebt und alle Men-
chen einander gleichstellt. Denn der Arme und Niedere liebt
as Leben nicht minder, als der Reiche und Hochgestellte, und
vohl höchst selten ist es Jemandem mit dem Wunsche zu
terben ein rechter Ernst. Die Behauptung ferner, daß ohne
ie Gewißheit des Todes die sogenannten Erdengüter unendlich
m Preise steigen müßten, und daß dann Die, welche sie be-
sitzen, zu der größten Härte und zu den schreiendsten Gewalt-
thaten verleitet werden würden, hat Wenig für sich, da die
mei-

meisten Menschen auf die genannten Güter demnach den größten Werth legen und durch sie nicht selten zu den schändlichsten Dingen verleitet werden, obschon sie wissen, daß sie sterben müssen; und so wahr es auch ist, daß der Tod, und oft nur erst dieser, so manchem traurigen und mühseligen Leben ein Ende macht, und daß er nothwendig ist, weil ein Geschlecht dem andern weichen und das abtretende auch dem nachfolgenden das Glück des Daseyns gönnen muß, so kann doch das Eine immer nur dem Unglücklichen einigen Trost gewähren, und das Andere bleibt stets wenigstens eine harte Nothwendigkeit für Den, der nun ein Mal über die allen Lebendigen so natürliche Todesfurcht sich nicht erheben kann. — Auch von Dem, was der Verf. im dritten Abschnitte — Fortdauer nach dem Tode auf der Erde — zur Sprache bringt, dürfte kaum etwas Nachhältiges für seinen Zweck zu erwarten seyn. Er redet nämlich hier von derjenigen Unsterblichkeit, welche der Mensch durch einen weisen Lebensgebrauch und durch sein redliches Mitwirken für das allgemeine Beste in der Art sich erwerben könne, daß er seinem Namen ein rühmliches Gedächtniß stiftet. Aber davon abgesehen, daß mancher Verdienstvolle schon während seines Lebens übersehen und vergessen wird, so ist es auch nur Wenigen vergönnt, ihren Namen auf die Nachwelt zu bringen; und die Fälle sind nicht eben häufig, daß der Enkel das Andenken seines Vorfahren in Ehren hält. Jeden Falls gehört eine bei Weitem nicht Allen eigene Geistesstärke dazu, um des Nachruhmes willen dem Tode ruhig in's Auge zu schauen, so sehr auch das Bewußtseyn eines gut und nützlich angewendeten Lebens das Sterben erleichtern mag. — Im vierten Abschnitte sucht der Verf. das Vorhandenseyn einer für sich bestehenden Seele, als Bedingung der Fortdauer in einem künftigen Leben, zu beweisen; und gern sind wir, einige unhaltbare Meinungen abgerechnet, mit den dafür angegebenen Gründen einverstanden; so wie wir

ihm

auch die im fünften Abschnitte beigebrachten, allgemein nten und auch größten Theils als zureichend angenomme- Unsterblichkeitsbeweise nicht bestreiten mögen; obschon wir Sachverständigen nicht erst zu sagen brauchen, mit wel- Gegengründen dieß wohl hin und wieder geschehen könnte. recht aber hat er offenbar gethan, daß er den von dem Glau- an die Persönlichkeit Gottes und an das weise und heilige alten desselben hergenommenen Beweis zuletzt genannt hat, dieser doch allen anderen voranstehen muß; indem alle übrige f ihm allein beruhen und ohne ihn als nichtig in sich selbst zu- nmenfallen, wie dieß die hegel'sche Philosophie sattsam beur- ndet. Nur das religiöse Argument, wie es von dem Chri- athume aufgestellt wird, kann auf allgemeine und zuverläs- e Giltigkeit Anspruch machen; und wo der religiöse Glaube tern Grund und Boden gewonnen hat, da bedarf es irgend es andern Beweises der Art um so weniger, weil alle, die an außerdem geltend gemacht hat, mit diesem Glauben be- its gegeben sind. So gern indeß und mit wie gutem Grunde ir auch der Hoffnung unserer persönlichen Fortdauer in einem ndern Leben uns überlassen, doch verliert darum der Tod das m namentlich unter besondern Umständen eigenthümliche Bit- re und Schreckhafte nicht; und es fehlt Viel, daß die vor- egende Schrift alles dahin Einschlagende beseitigt hätte, weil ie dazu zu wenig erschöpfend ist. — Der sechste Abschnitt andelt vom Wiedersehen in jenem Leben; und es werden darin Theils unrichtige und unwürdige Vorstellungen zurückgewiesen, Theils die Art und Weise, wie, und die Bedingungen, unter enen ein solches Wiedersehen Statt finden kann, dargelegt. Unstreitig ist es ein schöner Gedanke, Die dort wiederzufinden, die uns auf Erden theuer waren. Aber daß die Sache ihre unauflöslichen Schwierigkeiten hat, leidet dessen ungeachtet kei- nen Zweifel; und jeden Falls ist sie nur dem frommen Glau- ben anheim zu geben. — Im siebenten Abschnitte endlich

„das

„das Vertrautwerden mit dem Tode" betreffend, werden mehrere Beispiele von Menschen angeführt, welche dem Tode mit ruhiger Fassung und mit unerschrockenem Muthe entgegengesehen haben; und man liest dergleichen Beispiele allerdings mit Interesse. Doch wird der Vf. zugeben müssen, daß eine solche Todesverachtung entweder überhaupt nur eine seltene Erscheinung ist, oder nur unter besondern Verhältnissen unwillkürlich gewonnen wird, und selbst aus falschen und verwerflichen Ansichten und Meinungen hervorgehen und hin und wieder wohl auch zu sittlichen Verirrungen und Thorheiten verleiten kann. Jeden Falls darf ihr das religiös-christliche Moment nicht fehlen; was denn auch näher hätte bezeichnet werden müssen. —

Der Anhang enthält Ergüsse eines frommen und gläubigen Gemüths über Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen, in denen uns diese ernsten Gegenstände in einem anziehenden Gewande und in dichterischen Schmuck gekleidet vorgestellt werden. Trotz der gemachten Ausstellungen erkennen wir aber jeden Falls das Nützliche und Brauchbare dieser Schrift für alle die Leser an, die sich über den behandelten Gegenstand aus einem besondern Herzensbedürfnisse belehren lassen wollen.

Wie nehmen die Dogmen ein Ende? Aus dem Französischen übersetzt, gefunden unter den hinterlassenen Papieren des sel. Herrn Ludwig Rahn, Pfr. in Windisch. Liestal, bei Honegger. 1839.

Vom Sohne des verstorbenen Uebersetzers ward dieß Schriftchen aus dessen Nachlasse herausgegeben. Veranlassung zur Herausgabe waren ihm die Kämpfe in seinem Vaterlande, von denen er im Vorworte sagt: „Schwerlich wird ein Verständi-

ge

ger meinen, daß die dogmatischen Fragen unserer Zeit nun durch die am 6. Septbr. 1839 zu Zürich Statt gefundenen Ereignisse gelöst seien. Der Sieg einer heiligen Sache gehört keinem einzelnen Tage und keiner einzelnen Nacht dieser Zeit an und wird am Wenigsten im Sturmgeläute erstritten." In der Antwort auf die dort erhobene Titelfrage glaubte der Herausgeber eine Schilderung gefunden zu haben, in der recht eigentlich das Bild der Gegenwart, gleichsam mit prophetischem Griffel entworfen sei. Darum meinte er, auch der Gegenwart vor Augen stellen zu dürfen, was lange vorher von einem Beobachter der menschlichen Dinge von ihr geschrieben sei, und das Alte De te fabula narratur ihren Kindern in Erinnerung bringen zu müssen. Wir wollen die leitenden Gedanken der Schrift, die wir vielleicht nicht unpassend eine psychologische Geschichte nennen dürften, hervorheben, und bemerken nur noch, daß der Vf., der den Franzosen nicht verleugnet, unter Dogmen nicht die allein versteht, von denen uns die eigentlich sogenannte Dogmengeschichte berichtet, sondern daß er vom Lebenslaufe der Dogmen überhaupt, der politischen und moralischen, wie der religiösen, handelt. — Wenn ein Dogma, beginnt der Verf., dem Ende seiner Herrschaft nahe ist, so sieht man zuerst eine tiefe Gleichgiltigkeit für (gegen) den angenommenen Glauben entstehen. Diese Gleichgiltigkeit ist nicht der Zweifel, man fährt fort zu glauben; sie ist nicht ein Mal die Neigung zum Zweifel, sondern sie ist das Eigenthümliche eines Glaubens, der kein Leben mehr hat. Nun erhebt sich der Geist der Untersuchung. Keine feindliche Absicht ist dabei thätig, sondern der gesunde Menschenverstand. Die, in welchen dieser Geist der Untersuchung sich entwickelt, folgen ihm als einem Bedürfnisse der Vernunft. Aber das Dogma bietet ihnen nicht dar, was sie suchen. Aus der Wahrheit ist es zur Formel geworden. „Tausend Irrthümer," heißt es S. 7., „tausend aufgestutzte Abgeschmacktheiten, eigennützige Lügen

Lügen treten also vor die Augen Derer, die die erste Untersuchung anstellen; und da sie sittlich gut und vernünftig sind, so hören sie auf zu glauben, was falsch ist, so hören sie auf zu achten, was verächtlich ist. Von Nun an erhebt sich in ihrem Geiste ein neuer Glaube auf den Trümmern des alten. Dieser neue Glaube hat nichts Positives: er ist nur die Verneinung des Herkömmlichen, die Ueberzeugung von dessen Grundlosigkeit. Aber diese Ueberzeugung ist lebendig, weil sie unerwartet ist; sie ist lebendig, weil sie das Erwachen der menschlichen Vernunft ist nach einer Jahrhunderte langen Betäubung, und weil die Wahrheit voll innerer Schönheit Diejenigen mächtig aufregt, die sie zum ersten Male fühlen; sie ist lebendig, weil man fühlt, daß in ihr eine Umwälzung liegt." — Die Forscher können nun auch die Verkündigung ihres Fundes nicht zurückhalten. Jene Klugheit oder jene Heuchelei, welche die Wahrheit vergräbt, ist nicht ihre Sache. Das Volk horcht bereitwillig auf und wird gewahr, daß es nicht geglaubt oder wenigstens geglaubt habe, ohne zu wissen warum. „Nicht so ist es mit Denen, welche im Namen des alten Glaubens herrschen und davon leben. Diese haben im Frieden einer langen Herrschaft die Arbeiten vergessen, wodurch sie gegründet ward, sie haben die Möglichkeit einer Veränderung aus dem Auge verloren. Auch sie wachen aus der allgemeinen Betäubung auf; sie sehen sich bedroht, aber überrascht und entwaffnet, denn die Sorglosigkeit hat sie schlaff gemacht; auch kennen sie den Sinn ihrer Dogmen nicht mehr, sie wissen nicht mehr, warum und wie sie wahr sind. Jetzt, wo die Vernunft sie fragt, verstümmeln sie dieselben, sie zerstören ihren Sinn, sie wandeln sie in leere Worte um. Der Wahrheit, die sie drängt, setzen sie nur den Gebrauch, das Ansehen, den Kirchenglauben entgegen, oder vielmehr sie wollen nicht antworten, sie verachten alle Gründe. Als Herren der Gewalt, die sie für ihr Eigenthum halten,

stolz

auf ihre alte Oberherrschaft, die sie als unerschütterlich be-
)ten, verachten sie ihre Gegner, und sie sind mehr empört
: deren Kühnheit, als erschrecken über deren Gewalt. Sie
itten keine Untersuchung mit ihnen — sie tödten sie; sie
en das Volk nicht auf über die Wahrheit ihrer Dogmen —
drohen jedem Abtrünnigen den Tod. So ist der erste
npf, der Untersuchungsgeist auf der einen, das Ansehen auf
anderen Seite; die Philosophie und die Berufung auf die
rnunft bei Jenen, die Berufung auf das Herkommen bei
sen; dort eine rein sittliche, hier eine durchaus materiale
walt." — Aber das Blut der ersten Märtyrer
gt an, das Volk zur Theilnahme an dem Streite zu
en. Die Stärke theilt sich und das alte Dogma wird nicht
in der öffentlichen Meinung erschüttert, es fängt an, in
rem materialen Daseyn bedroht zu werden. — Nun müs-
sich die Inhaber der Dogmen nothgedrungen nach anderen
affen umsehen und vor einen Richterstuhl treten, den sie
iher nicht anerkennen wollten. Dieß ist der Zeitpunct des
ernunftkampfes zwischen beiden Lehren. Aber in diesem
ampfe hat der eine Gegner gegen den andern den unermeßli-
en Vortheil, daß er Nichts zu vertheidigen hat. Der An-
re steht im Nachtheile, weil er gezwungen ist, alle Theile
es Gemisches zu behaupten, in welches das Falsche sich ein-
drungen und so mit dem Wahren sich verknüpft hat, daß
an jenes nicht fahren lassen kann, ohne auch dieses Preis zu
ben. Dazu kommt noch, daß die Verfechter des veralteten
)ogma es nicht mehr verstehen, oder seine ursprüngliche Aus-
gung, die wahr war, nicht in Einklang mit ihrer neuen brin-
en können, die nicht wahr ist. Auf der einen Seite spricht
an also die Sprache des gesunden Menschenverstandes, die
edermann versteht; auf der andern Seite ist man genöthigt,
ch in eine Fluth von Gelehrsamkeit zu versenken, aus welcher
ichts Annehmliches, nichts Bündiges für das Volk zu gewin-
nen

nen ist. Man fühlt es, und die gereizte Schwäche wird zornig, erhitzt sich und Trugschlüsse und Schimpfworte müssen Gründe ersetzen. So raubt man sich das Zutrauen und verliert seine Sache. Zuerst wurde das alte Dogma verurtheilt, weil es auf die Vernunftgründe nur durch seine Herrschergewalt antwortete; jetzt wird es verurtheilt, weil es guten Gründen nur Spitzfindigkeiten und Leidenschaften entgegenstellte." — Alsbald wird das Dogma lächerlich und es beginnt *die Zeit des Spottes*. Desto mehr steigt die Wuth seiner Vertheidiger. Der Eigennutz hält sie zusammen. „In diesem Bunde, dessen Seele die Furcht ist, handelt es sich nicht mehr um Glauben und Meinungen, nur das Interesse knüpft die Bande. Dennoch bedeckt man diese niedrigen Triebfedern mit den schönen Worten Moral, Religion, Ordnung, Legitimität und schmückt sie mit allem Schönen und Ehrwürdigen der alten Zeiten." —

Daß jedoch hier ein kritischer Wendepunct auch für die Verkündiger der neuen Lehre eintrete, verhehlt der unparteiische Vf. nicht. Bis jetzt dachte man nicht an's *Aufbauen*, und doch bedarf das Volk und die Vernunft etwas Festes, wenn sie sich halten können. Bei'm Sturze des abgenuzten Dogma ist Anfangs dessen ernste redliche Verneinung auch ein Glaube; denn man glaubt Etwas, wenn man glaubt, daß eine früher befolgte Lehre falsch sei. Dieser Glaube aber ist nicht der befriedigende. Der Vf. sagt es selbst: „Bei jeder Umwälzung von Ideeen hat die Zweifelsucht ihre Zeit. Sie kommt, um zu zerstören und sie überlebt ihr Opfer. Aber sie kann sich nicht lange halten. Das Glauben ist uns Bedürfniß, weil wir wissen, daß es Wahrheit gibt. Und ist der Wahn zerstört, dann wollen wir Wahrheit. *Aber es ist nicht leicht, sie zu finden.* Es entstehen Systeme. Die siegende Partei war einig bei'm Zerstören und *trennt sich bei'm Aufbauen*. Nun weiß das Volk nicht mehr, was es glauben soll. Aber

der neue Angriff, den die alten Gebieter, den Zeitpunct benutzend, wagen, rüttelt es auf und zieht es in den Streit. „Lange und im Stillen hatten diese ihre Kräfte gesammelt. Jetzt brechen sie los und zeigen ihre langverstellte Rache. Alle Erinnerungen an ihre Niederlage, ihre Schmach, ihre ausgestandene Gefahr entflammen ihre Erbitterung. Sie sind grausam, wie die gedemüthigte Schwäche, rachsüchtig, wie die Heuchelei; blutige Hinrichtungen befreien sie von ihren Feinden und bereiten einen mißtrauischen Despotismus, der engherzig ist, wie die Furcht. Sie eilen sich einzurichten. Durch ihre Unfälle belehrt, denken sie vor Allem daran, den verderblichen Geist der Untersuchung zu ersticken, der ihre Herrschaft so nahe bedrohte, und jene heilige Sittlichkeit, die so gern Dem huldigt, was wahr scheint. Sie ersticken also mit den Einsichten auch den Glauben an die Tugend; sie setzen an seine Stelle den Aberglauben und Formeln und äußere Worte, deren Deutung sie sich vorbehalten." — Diese Zeiten sind schrecklich, sagt der Vf., und er scheint sie mit erlebt zu haben. „Richtet man seine Blicke," fährt er fort, „auf die Macht, welche diese herabgewürdigte Gesellschaft regiert, so sieht man gewandte, verdorbene, heuchlerische Männer, welche Zöglinge bilden zu Schwärmern ohne Tugend, denen sie ihre Geschicklichkeit, ihre Gleichgiltigkeit über die Mittel beibringen, so jedoch, daß man ihnen verhehlt, es sei Alles gut, was zu einem für heilig gehaltenen Zwecke diene. In der Hand dieser furchtbaren Meister — wer erkennt hier nicht das Portrait der Jesuiten — liegt eine mächtige Brüderschaft, die das ganze Land mit einem immer vester werdenden Netze bedeckt. Allenthalben wird jeder entgegengesetzten Lehre das Wort entrissen und den Dienern der Macht ertheilt. Alle Hoffnung verschwindet, daß solche Fesseln zerbrochen, daß so fürchterliche Fortschritte des Despotismus, der Erniedrigung, der Unwürdigkeit ein Ende haben werden." — Doch, heißt

es

es weiter, könne das nur *Krise* und zwar die letzte und *heilsame* seyn, aus welcher die Gesundheit des Lichts kommen. „Fasset Vertrauen," ruft der Vf., „ihr Alle, die die Vorsehung in diesen traurigen Tagen leben läßt. Ein Keim der Zukunft und des Lebens gährt im Schooße dieser Verderbniß, und was ihr für Tod haltet, ist nur eine Verwandlung." Zwar, sagt der Vf. weiter, werde wohl das Geschlecht Derer, welche für den bessern Glauben kämpften, als *vorübergehen müssen*, aber fruchtlos seien ihre Kämpfe nicht gewesen. „Sie haben den Zauber gelöst und nie wird er wieder die *jungen, aufgeklärten Gemüther* befangen können, die sie erzogen haben. Mag das alte Regiment immer herrschen, seine Falschheit ist am Tage. Seine Nichtigkeit ist ihm selbst nicht verborgen, es kann nicht fühlen, was es nur gezwungen zur Schau trägt, und das Unvermögen, seinen Lehren zu glauben, ertödtet alle seine Worte und mit ihnen jede Kraft zum Guten. — Ein *neues Geschlecht* erhebt sich, das im Schooße des Skepticismus geboren ward, als beide Partien das Wort hatten. Es hatte aufgehorcht und begriffen. Für dasselbe hat das alte Dogma kein Ansehen; in seinen Augen hat der Skepticismus Recht gegen das Dogma, aber Unrecht gegen sich selbst, denn als es zerstörte, blieb Nichts übrig. Schon sind diese Söhne weiter vorgerückt, als ihre Väter und fühlten das Leere ihrer Lehren. Ein neuer Glaube ist vor ihre Seelen getreten. Mit Enthusiasmus, mit lebendiger Ueberzeugung, mit ernstem Entschlusse halten sie sich an der entzückenden Aussicht. Die Hoffnung neuer Tage ist in ihrem Innern, sie sind ihre vorherbestimmten Apostel, in ihren Händen liegt das Heil der Welt." — *Wie* diese Zeit kommen werde, von der man sagen müsse: Nun fängt die *legitime Herrschaft der Wahrheit* an? Der Vf. gibt zum Schlusse darauf Antwort, indem er sagt: „Das bleibt dem Sterblichen verborgen und es wird nicht die Wirkung

einer

r einzigen Ursache seyn. Bald wird die Gewalt sich selbst ösen und das Feld Dem freilassen, der regieren will. Bald ein äußeres Ereigniß sie drängen und die Offenbarung der hrheit bestimmen. Bald führt etwas Gewöhnliches, schein- Unbedeutendes einen Mann auf die Bühne, der spricht, dieser Funke entzündet den Brand. Person, Ort, Augen- !, Gelegenheit thun dabei Nichts, sondern die Macht der ige, oder vielmehr die Vorsehung. Sie hat Alles vor- eitet, sie wirft die Hindernisse nieder, damit Nichts diese e Verkündigung der Wahrheit hemme."

Man sieht, daß in dieser Geschichte vom Endenehmen der gmen Manches local, temporal und subjectiv, sowie auch, i das politische das eigentliche Feld des Vfs. ist. Des Theo- ischen aber und jenes Objectiven, das in allen Ländern und allen Zeiten wahr und dasselbe ist, wird der Leser gleich- ls eine nicht geringe Summe zu Nutz und Frommen finden, d wir glaubten deßhalb auf das Schriftchen aufmerksam ichen zu müssen.

Gebete, Lieder und Gedichte. Beiträge zur Erbauung in Kirche, Schule und Haus(se) von F. F. Franke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1839.

Die vorliegende Sammlung, deren Veröffentlichung, wie r pseudonyme Vf. derselben versichert, zunächst nur die Un- rstützung eines jungen Malertalentes zum Zwecke hatte, er- eute sich gleich bei ihrem ersten Erscheinen einer so günstigen ufnahme und Beurtheilung, daß der genannte Zweck in kaum hofftem Maße erreicht und eine zweite Auflage nöthig wurde; nd es würde daher fast unnöthig seyn, hier noch Etwas über den

den Werth und Gehalt dieser Dichtungen zu sagen, wenn wir voraussetzen dürften, daß sie schon allen Lesern dieser Blätter hinreichend bekannt sind, oder unbedingt und in jeder Beziehung in das Lob einstimmen könnten, das ihnen von mehrern kritischen Zeitschriften in beinahe übertriebener Weise ertheilt worden ist. Deßhalb wollen wir wenigstens den Inhalt des Bandes in übersichtlichen Bezeichnungen namhaft machen, und jedem Abschnitte unser kurzgefaßtes Urtheil je nach dem Eindrucke beifügen, den die poetischen Herzensergüsse des Vf. auf uns gemacht haben. Der erste Abschnitt mit der Ueberschrift: „Religiöses" enthält 31 Gedichte, die zwar nicht alle von gleicher Güte, im Allgemeinen jedoch von einer solchen Beschaffenheit sind, daß sie das unverkennbare Talent verrathen, das sie erzeugte, und verwandte Gemüther sehr wohlthätig ansprechen. Folgende dürften namentlich hervorzuheben seyn: Das Gebet des Herrn, eine kraft- und geistvolle Umarbeitung des V. U. in Klopstock'scher Manier, und selbst mit einigen Anklängen aus der betreffenden Dichtung desselben; dann das Lied von der Liebe der Menschen, ein herrlicher Gesang, den nicht leicht Jemand lesen wird, ohne zu fühlen und zu erkennen, weßhalb und in welchem Sinne die Schrift das Gebot der Liebe für das größte und vornehmste erklärt; ferner das Gedicht — Glaube, Liebe, Hoffnung — zu dessen näherer Bezeichnung der Vers dienen mag, in welchem von der Liebe gesagt wird:

Die andere Farbe wie Rosenblut
Schloß innig sich an die Lilienblüthen.
In ihrem Schein' hat der Säugling geruht,
Von ihr die Wangen der Bräute glühten.
Des stillen Dulders umnachteten Pfad'
Ist sie mit ihren Rosen genaht;
Und die Pforten des Morgens und Abends glänzen
Von ihren lieblichen Purpurkränzen —;

endlich

ch die Naturvesper im Lauterbrunnenthale, vier Gedichte, n letztes z. B. anhebt:

Amme der Erdenwesen, o Ruh',
Wehe mit rosigem Palmenfächer
Allen müden Geschöpfen des Thals
Duftende Blüthen der Andacht zu u. s. w.

Morgen- und Abendklänge, welche ebenfalls zu diesem Ab-itte gehören, sind kleinere Naturschilderungen voll tiefen ühls und mit religiösen Mahnungen verbunden, welche, da nach Kirchenmelodieen eingerichtet sind, als Kirchenlieder il gebraucht werden können. Das beigegebene Schulgebet wohl für seinen Zweck Etwas zu hoch gehalten. Der zweite chnitt hat den Titel: „Gottesgröße," und liefert dichterische trachtungen über einzelne Bibelsprüche, die gleichfalls mehr r weniger ein echt poetisches Gepräge an sich tragen und 1 Leser manchen trefflichen Gedanken in schöner Form zu müthe führen. Nur steht ihr Inhalt mit den überschriebe-1 Schriftstellen oft nur in sehr lockerer Verbindung, und h einigen unpassenden Bildern und schwer verständlichen Aus-icken sind wir hin und wieder begegnet, z. B. S. 139. — ar er mit Trost' nicht und mit Hilfe nah' u. s. w., wenn e Hüll' umschloß die reinen Wonnen, die er wie Perlen spät : Haft entließ, damit wir sollten froher drin uns sonnen? — er S. 141. — Du zagst, daß rings die Nacht dich schwarz nstehet, da dir die Sonne nur durch's Ruhgemach mit Mut-lächeln still entgegengehet? u. s. w. — Uebrigens sind auch ese Gedichte, wie die Morgen- und Abendklänge, größten heils an Naturerscheinungen geknüpft; wie denn der Vf. über-upt in der ganzen Sammlung eine sinnige und gemüthvolle ebe zur Natur und eine tiefe Beobachtung derselben in ihren annigfachen Gestalten beurkundet; und unstreitig ist dieß um mehr zu billigen, da ja eben die Schöpfung gleichsam die eiter ist, auf welcher der Menschengeist zu dem Schöpfer em-

emporsteigt. Der dritte Abschnitt enthält eigentliche Kirchenlieder, durch welche diese zweite Auflage vermehrt worden ist, und die entweder wirkliche Originale, oder Uebersetzungen alter lateinischer Kirchengesänge, z. B. des „Stabat mater," des „dies irae," aus dem bekannten Requiem und einiger Weihnachts- und Osterlieder dieser Art sind. Diese Dichtungen haben uns, namentlich so weit sie ursprüngliches Eigenthum des Vfs. sind, am Wenigsten angesprochen. Denn Theils dürften sie wohl dem Verständnisse des gemeinen Mannes nicht überall angemessen seyn; Theils verfallen sie nicht selten in einen trockenen Lehrton, und eine gewisse Mattigkeit, an der sie da und dort leiden, läßt natürlich den Leser kalt und theilnahmlos. Am Wenigsten würden wir das Pfingstlied in eine Sammlung kirchlicher Gesänge aufnehmen; denn so wahr und beherzigenswerth auch an sich der Inhalt desselben seyn mag, so schmeckt es doch allzusehr nach einer sogenannten Strafpredigt, als daß es mit wirklicher Erhebung und Erbauung gesungen werden könnte. Auch paßt die jedesmalige neunte Strophe des Osterliedes, welches nach der Melodie: „Wachet auf, ruft uns die Stimme" gedichtet ist, nicht zu dieser Melodie, weil sie durchgängig drei Sylben zu viel enthält. Die Uebersetzungen hingegen können meist als gelungen bezeichnet werden, besonders wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten dergleichen Uebertragungen, wenn sie zugleich sinn- und wortgetreu seyn sollen, verbunden zu seyn pflegen. An sie schließt sich ein deutscher Psalm, welcher den trefflichsten der biblischen Sammlung Nichts nachgibt, ohne die nationalen Mängel derselben zu theilen; und eine Dichtung in Prosa — der Peter-Paulstag, ein Traum im Pantheon —, welche, wie es scheint, die religiöse Fortbildung des Menschengeschlechts darstellt, und die Priester des Brahma, des Ormuzd, des Jehovah u. s. w. ihre religiösen Ansichten und Meinungen in wahrhaft poetischen Strophen aussprechen läßt. Der vierte Abschnitt endlich gibt unter der

Ueber-

erschrift: „Verschiedenes" vierzehn längere oder kürzere Ge-
:te mannigfachen Inhalts, die wir meist mit theilnehmendem
iteresse gelesen haben; und zum Schlusse eine Reihe gereim-
Sentenzen, welche manchen hübschen Gedanken enthalten.
:s besonders ansprechend bezeichnen wir Nr. 3. und 4. —
: junge — und der alte Mönch —, in deren erstem das
nsüchtige Verlangen eines Gefesselten nach Thaten, Ruhm
id Liebe, sowie in dem zweiten eine tief empfundene Weh-
uth über ein verlornes Leben in ergreifenden Worten sich zu
age legen. Sehr zart und sinnig ist ferner Nr. 6. — das
chicksal —, und Nr. 7. — der Sonnenuntergang auf der
lbbrücke in Dresden —. Dagegen ist uns Nr. 12. — die
lacht und die Schwermuth und die Sonne — ziemlich un-
erständlich geblieben. Denn wenn wir auch einsehen, daß unter
en beiden auf schwarzgemähnten Rossen durch die Welt rei-
nden Frauen (ein, wie uns dünkt, nicht eben anziehendes
Bild) die Nacht und die Schwermuth und unter dem Rosen-
lter die Sonne gemeint sei, so begreifen wir doch nicht recht,
velches eigentlich der Sinn des Ganzen seyn soll. Oder sollte
er ganz gewöhnliche Gedanke zu Grunde liegen, daß die Sonne
es Tages die Schatten der Nacht und der Schwermuth zu
erstreuen pflegt? Auch fehlt es namentlich in dieser Abtheilung
es Bandes nicht an poetischen Auswüchsen und Mißgriffen,
velche den denkenden und gebildeten Leser unangenehm berüh-
en, z. B. S. 257. — Laß (o Knabe) in bunten Schmelz
getaucht nur die Seifenblase fallen: deine kleine Schöpfung
raucht nicht den Stern in Himmelshallen. Trägst in deinen
ignen Augen deine Sonne, deinen Mond, und von selbst die
Blasen saugen Licht, wo Licht und Leben wohnt —. Was soll
amit eigentlich gesagt seyn? S. 260. — Nun, so tobe, wilder
Strom! Bächlein, singe durch die Auen! Gott hört's in dem
Sternendom', Gott will Lebenstrieb nur schauen. Mensch,
aß drum Ruinen fallen, halt' nur die Gesinnung vest, die,

 ein

ein Stern in Himmelshallen, dich in keiner Nacht verläßt —. Wie viel matte und unnütze Worte für einen ganz ordinären Gedanken! Unter den vorhin genannten Sentenzen S. 286. Das Vöglein nährt sich hier, und fliegt zu wärmerem Strande: Suchst du den Frühling auch im andern Vaterlande? Wenn uns das letzte Mal das Vöglein hier verläßt, baut's dort in Himmelshöh'n sich auch ein andres Nest? Was soll diese seltsame Frage und das nicht ein Mal ganz edle Bild in der letzten Strophe? — Es konnte freilich nicht fehlen, daß nicht in einer so großen und mannigfaltigen Menge von poetischen Erzeugnissen auch manches weniger Gute und Gelungene hätte mit unterlaufen sollen; aber wir würden dieß dann lieber von der Sammlung ausgeschlossen haben, da es ja damit nicht sowohl auf den extensiven Umfang, als vielmehr auf den intensiven Gehalt abgesehen seyn mußte. Ueberhaupt scheint sich das an sich unleugbare Talent des Vfs. vorzugsweise für die dichterische Darstellung des Lyrischen, Großartigen und Erhabenen zu eignen; und es war kaum zu erwarten, daß seine Leistungen in den verschiedenen Dichtungsarten, in denen er sich versucht hat, gleich gelungen und beifallswerth ausfallen konnten. Druck und Papier stehen zu dem Inhalte des Bandes in angemessenem Verhältnisse; aber das Druckfehlerverzeichniß ist noch ziemlich unvollständig. —

Geistliche Lieder auf alle Feste des Kirchenjahres, größten Theils nach den Evangelien bearbeitet. Eine Festgabe für häusliche Erbauung für Bürger und Landmann, herausgegeben von Herm. Döhlert, Candidaten des Predigtamtes. Leipzig, Verlag von Schumann. 1839. 199 SS.

Geistliche Lieder, „bearbeitet," wie der Titel sagt, dürften schon kein günstiges Vorurtheil in Bezug auf ihren poeti-

schen

schen Werth erwecken. Welcher Dichter wird Lieder bearbeiten! Behauptet Göthe schon von der „Absicht," daß sie bei einem Kunstwerke verstimme, so würde man hier mit noch größerem Rechte sagen müssen: „Man merkt die Mühe, und man ist verstimmt." Poetischer erscheint uns der Vf., wenn wir den Titel seines Buches von einer anderen Seite betrachten. In dichterischer Ungenauigkeit, bei welcher man nicht ein Mal weiß, ob er wirklich der Vf. oder nur der Herausgeber sei, verspricht er eine „Festgabe," und man erfährt doch nicht, welchem Feste zu Ehren. Will man aber die Festgabe davon herleiten, daß die Lieder als auf „alle Feste des Kirchenjahres" bearbeitet angekündigt werden, so führt das abermals auf eine poetische Nachlässigkeit und zwar deßhalb, weil auch die sämmtlichen Sonntage ihr Theil bekamen und diese die Zahl der Feste überwiegen. Indessen wollen wir das Buch nicht nach dem Titel beurtheilen. Gehen wir zur Vorrede über. Sie spricht eine sehr löbliche Absicht aus. Der Vf. hatte bei seinen „Besuchen auf dem Lande die erfreuliche Bemerkung gemacht, wie mancher fromme Landmann in würdiger Vorbereitung auf den sonntäglichen Gottesdienst den zu behandelnden evangel. Abschnitt andächtig durchlas, um sich mit dem Sinne desselben vertrauter zu machen." Um nun solchen „einfach frommen Gemüthern die Hauptwahrheiten der Evangelien im Gewande eines schlichten Kirchenliedes lebhafter vor die Seele treten zu lassen," gab er seine Sammlung heraus. Auch der Schule sollten sie als Eingangsgesänge bei Erklärung der Evangelien dienen. Das Alles ist löbliche Absicht. Nur scheint die Ansicht des Vfs. nicht die richtige, wenn er weiter von seinem Büchlein sagt: „Da dasselbe für den Bürger und Landmann bestimmt ist und da die darin enthaltenen Lieder zugleich die Eigenschaften kirchlicher Lieder an sich tragen sollen, so wird man keineswegs einen hohen, dichterischen Schwung bei den Liedern voraussetzen, sondern sie bewegen sich in einem populär gemüthlichen Tone fort."

fort." Wer hat denn dem Vf. gesagt, daß man von einem Liede darum, weil es Kirchenlied seyn wolle, keinen dichterischen Schwung erwarte? Und nicht Viel kleiner ist der andere Irrthum, daß der einfache Bürger und Landmann mit Poesie vorliebnehme, die keine ist. Gereimte Prosa ist noch nie zum Volksliede geworden. — Wir kommen durch Titel und Vorrede zum Inhalte und können hier den Leser selbst urtheilen lassen. Das Epiphaniasfest, das mit seinem Sterne schon manchen Dichter begeisterte, feiert der Vf. mit dem moralischen Liede über den erschreckenden Herodes: „Der Lasterhafte fürchtet sich, das ist des Lasters Fluch, Angst quält ihn, wenn ihn fürchterlich je sein Gewissen schlug." V. 2. „Furcht hält ihn von dem Guten fern." V. 3. „Er fürchtet auch der Bösen Rath." V. 4. „Sich selbst blickt voller Furcht er an." V. 5. „Er fürchtet selbst des Zufalls Macht." V. 6. „Mit Furcht gedenket er an Gott." Diese Sätze finden in je ihrem Verse die Ausführung, und daß auch Tod und Weltgericht nicht fehlen, versteht sich von selbst. Es scheint aber, als ob der Dichter nicht das schöne lebensvolle Evangelium, sondern irgend eine, einen einzelnen Gedanken aus ihm herausgreifende Predigt nach ihrer Disposition bearbeitet habe. Das ist uns anderwärts noch deutlicher geworden. So im Liede auf den 12. S. n. Tr. über das Evangelium vom Taubstummen. Hier singt nach der Melodie: Herr, wie du willt, so schick's mit mir, der Vf.: „Herr, meiner Sprache hohen Werth Laß mich mit Ernst' beachten." V. 2. „Die Sprache zeuget für den Geist, den du mir gabst von Oben." V. 3. „Die Sprache ist das zarte Band, das Menschen sich verbindet." V. 4. „Des Lebens heiteren Genuß vermag sie zu vermehren." Daß wir nun vor Mißbrauche der Sprache uns hüten, zum Heile der Brüder reden und den Geber der Sprache preisen sollen, führen die übrigen Verse aus. Die

Dis-

sposition klang uns bekannt. Wir schlugen die Predigt von [ ] h r auf: Es ist ein Großes, daß der Mensch spre[chen] kann, und fanden den Weg, den der Dichter genommen [hat]te. Hätte er nur das schöne Wort Herder's, das der [Re]dner in jener Predigt anführt, dichterisch erwogen, er hätte [ei]n eigen geistlich Lied auf die Sprache gewiß ungedruckt ge[lass]en: Herder singt von ihr:

Heil dir, unsichtbar Kind des Menschenhauchs,
Der Engel Schwester, süße Sprache du,
Ohn' deren treuen Dienst das volle Herz
Erläge unter der Empfindung Last.
Kein Lied von Alters her besuchte je
Ein menschlich Ohr; die Vorwelt wäre stumm,
Verhallt des Menschen, wie des Thieres Tritt,
Des Weisen Herz auch seiner Liebe Grab.

Daß diese herder'schen Strophen dem Verständnisse des [„s]chlichten Landmanns," wie ihn der Vf. im Sinne hatte, [zu] hoch seien, wollen wir zugeben, nicht aber Das, daß eine [in] Reime umgesetzte Predigt-Disposition denselben dichterisch [er]baue. — Anderwärts hat der Vf. allerdings auch, wie es [un]s scheint, unabhängiger und ansprechender gearbeitet, wie [z.] B. am 24. S. n. Tr.: „Das Mägdlein schläft, ist [n]icht gestorben," wo die wiederkehrenden Strophen: „Ach, [w]ie erscheint der Tod so milde, Herr, in des Schlafes süßem [B]ilde," eine gute Wirkung thun und auch die Mel.: Wie [w]ohl ist mir, o Freund der Seelen, dem Inhalte Mehr ent[sp]richt. Nur im 4. V.: „Darf schlafend ich die Tod[te]n denken?" sinkt die Lyrik zur Reflexion herab und liegt [au]ßerdem ein Sprachfehler in dem „schlafend," das eben so [gu]t auf den Dichter, wie auf die Todten bezogen werden kann. [Z]u den ansprechenden Liedern rechnen wir auch das: Weine [n]icht! am 16. S. n. Tr. Solche Evangelien, die an sich [s]chon eine poetische Situation gewähren, hatte der Vf. vielleicht [z]uerst bearbeitet. Er wollte dann Vollständigkeit eines Jahr-

ganges

ganges und erlag, so theur. Stoffe. Dem Leser wie dem V. glauben wir indessen, nach obigen Bruchstücken die Wiedergabe auch eines vollständigen Liedes schuldig zu seyn, und wir wählen keins der schlechtesten.

Grüner Donnerstag. Nach 1 Kor. 11, 23—29.

In deiner letzten Leidensnacht hast du noch liebend mein gedacht, Herr, durch dein Mahl der Liebe. Voll Andacht will ich oft und gern dich darum preisen, meinen Herrn, mit frommem Dankestriebe.

So oft ich deinem Tisch will nah'n, soll ich, was du für mich gethan, du willst es, Herr, verkünden. Ja, deine Schmerzen, deinen Tod will ich verkünden, o mein Gott (? wohl nur um des Reimes willen; die Dogmatik ist aber dennoch ungereimt,) du Retter von den Sünden.

Ernst soll ich prüfen dann mein Thun, nicht mehr in meinen Sünden ruh'n, auch das ist, Herr, dein Wille. O stärke mich in deiner Kraft, daß ich hinfort gewissenhaft ihn jeder Zeit erfülle.

Und weil du für uns Alle starbst, uns Allen, Herr, das Heil erwarbst, soll ich die Brüder lieben. O mache durch dein Mahl mich neu, daß ich von Hasse fern stets sei und Keinen mag betrüben.

Nur so schafft Segen mir dein Mahl und Himmelsfreuden ohne Zahl, drum laß mich's recht genießen, daß nicht, wie ernst dein Wort, Herr, spricht, es je mir werde zum Gericht', ich einst dafür muß büßen.

Schließlich wünschen wir dem Vf. bald eine Pfarre. Sein Sinn für Textbenutzung und Disposition wird dort mehr Anerkennung finden, als auf dem Parnasse. Nur vor Declamationen nehme er sich in Acht.

Theo-

Theologisches Notizenblatt

1 8 4 0.

Nr. VI.

1.

Gedanken eines Reisenden bei'm Anblicke eines Wallfahrts=Zuges in .....n.

„Ein an uns vorüberziehender Trupp Wallfahrer, aus zerlumpten Männern und Frauen, sowie Kindern jeglichen Alters aus beiden Geschlechtern bestehend, führte unsere Gedankenrichtung einem andern Gegenstande zu. —

Was ist dieß für eine christliche Lebens= und Weltanschauung, sagte ich, die sich in den Umzügen dieses katholischen Proletarismus darstellt? Diese armseligen Menschen verlassen ihre Hütten, um wochen=, ja monatelang im Lande umherzuziehen, vor den an den Landstraßen und in zweideutigen Kapellen stehenden Muttergottes=Bildern sinn= und geistlose, aller wahren christlichen Intensität entbehrende Litaneien herzuplappern und sich zu guter Letzt an einem sogenannten Wallfahrtsorte zu versammeln, wo sancta Maria ihr frommes Wesen treibt, deren es in dem päpstlich gesegneten .....n eine ganze Legion gibt.

Welches Leben auf solchen Versammlungspuncten von diesen Heil suchenden Christen geführt wird, ist hinlänglich bekannt. Sie befleißigen sich naturzuständlicher Beziehungen und Connexionen, sei es auch nur, um in solcher Weise sich einen Vorschmack der himmlischen Seligkeit zu verschaffen, und lassen in ihren dießfallsigen Bestrebungen unsere protestantischen

tischen Pietisten jeden Falls sowohl förmlich als wesentlich hinter sich zurück, da Letztere ihre heidnische Mythologie nur innerhalb des Conventikels und so zu sagen unter Controle interpretiren, während Jene die Aussaat des Heils nicht selten unter freiem Himmel am Fuße eines steinernen Kreuzes oder in der Kapelle im Betstuhle besorgen, eine Aussaat, die nach neun Monaten fast regelmäßig ihre Früchte trägt.

Und wenn wir vollends, ganz absehend von dieser materiellen Aeußerlichkeit, die Schaale dieses unsaubern Treibens durchschneiden: welch' ein roher, wüster, stinkender Kern!

Diese Geschöpfe, an Leib' und Seele gemein und dem Thiere zumeist viel näher, als dem Menschen stehend, glauben in der That, ihr tägliches Geplärre und Herunterleiern des Rosenkranzes bilde die sichere Leiter zur himmlischen Seligkeit, zu einem lustigen Jenseitsleben!

Bei allen zwölf Aposteln! Solche Gesellschaft im christlichen Jenseits zu finden, wäre Grundes genug für jeden Ehrenmann von Erziehung, gutem Geschmacke und Tone, auf alle Verheißungen des geoffenbarten Christianismus zu verzichten, alles Weiterleben im positiv-christlichen Sinne Preis zu geben.

Denn eine Religion, nicht verlangend einen Cultus, der unsere Herzen klärt, unsere Geister kräftigt, unsere Leiber reinigt vom rohen Schlamme der Sinnlichkeit; die vielmehr des Herzens Dumpfheit, des Geistes Blödsinn und des Leibes Gemeinheit gleichsam sanctionirt und sie zu Bedingungen des Wohlgefallens vor Gottes Throne macht; um es kurz zu sagen, eine Religion, wie die christliche, dafern sie sich in der verfälschten Ausgabe des römischen Katholicismus oder in den schmählichen Corruptionen der protestantischen Sectirerei offenbart, eine solche Religion ist ein Hohn auf das edlere Bewußtseyn der Menschheit, auf den Gott, der in unseren Busen treibt, auf den Stoff der Unvergänglichkeit, der in der

sitt-

sittlichen Schöne unserer Seele, im höhern durchgebildeten Besitzthume unseres Geistes sitzt und glüht.

Das eben ist der über die Menschheit sich ausschattende Fluch des römischen Katholicismus, daß er, indem er die Sätze der wahren Christuslehre trügerisch verstümmelte, zugleich die hohe Sendschaft des Christianismus fälschte und ihm Ziele anwies, die, an Statt die Menschheit aus der Kruste brutaler Sinnlichkeit zu selbsteignem, freiem, durchgeistigtem Leben herauszuheben und sie vom finstern Absolutismus der Diesseits- und Jenseits-Mächte zu emancipiren, gerade das Gegentheil bewirkt und uns tiefer in die jämmerliche Nacht der Geistesknechtschaft und des leiblichen Schmutzes hineinwirkt, aus welcher uns das reine Christenthum erretten wollte.

Daher jene gerechte Entrüstung der modernen Wissenschaft und Aufklärung wider ein Institut, dessen Heillosigkeit in der Geschichte der Vergangenheit die brennendsten Merkmale zurückließ und das noch in der täglichen Gegenwart die giftigen Motive seiner Wesenheit beurkundet.

Die weltliche Macht bedient sich seiner, um die menschliche Schöpfung tiefer zu beknechten, die Geister darniederzuhalten und dem Gemüthe jeden Aufschwung zu verkümmern.

Nicht über eine Welt von Menschen will der römische Despotismus herrschen, sondern über eine Welt von Automaten, die aus Bein' und Fleische zusammengesetzt sind, die sich aller Willkür seiner Laune sklavisch fügen, deren Habe, Gut und Blut nur zu seinen, Roms Zwecken und Genüssen, vorhanden ist.

Mit dem ersten Aufleuchten reformatorischer Ideen im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte, die sodann in Luther's Auftreten einen concentrirten Durchbruch fanden, wurde freilich die römische Nacht durchwettert und die Blitze, die in sie hineinbrachen, gingen in lohe nachhaltige Flammen auf.

Die

Die Flammen fraßen bisher mit unablässiger Geschäftigkeit am falschen Riesenbaue der Hierarchie; doch weil er sich stützt auf den fanatisch-starken Arm menschlicher Dummheit, die allen Schrecken des Himmels und der Erde in sinnlos blindem Eifer trotzt, ist er nicht allein noch nicht zum Falle gekommen, sondern droht vielmehr in unserer Zeit zu seiner alten Macht und Herrlichkeit zurückzukehren.

Wär' es nicht die Dummheits-Brutalität unseres noch unter alleinigem pfäffischen Einflusse großgezogenen katholischen Pöbels, an welcher schon so manche Ideeen des deutschen Fortschrittes scheiterten: so würden wir längst eine selbstständige deutsch-katholische Kirche unter der rechtmäßigen Vormundschaft des Staates haben und Rom läge mit seinem Antlitze von Falsch und Lüge zerschmettert hinter uns.

Wie aber die Sachen jetzt stehen, ist die Realisation jener Idee, wonach das katholische Deutschland vom römischen Joche sich für immer emancipirte, mehr als je in weite Ferne gerückt.

(Eine deutsche Macht) hat sich die Zerwürfnisse mit dem römischen Stuhle nicht zu Nutze gemacht, um von protestantischer Seite einen entscheidenden Schritt gegen den römischen Uebermuth zu thun. Doch die einschlagenden Verhältnisse, Bezüge und Stimmungen im wahren Lichte betrachtet, waren ihr auch durch politische Klugheit die Hände gebunden. Durch den angedeuteten Schritt hätte sie die ganze Hefe des katholischen Deutschlands wider sich mit Stein und Koth gewaffnet; (ein anderes) Kabinet würde der Verbündete Roms gewesen seyn, und von (einem gewissen Lande) aus hätten neue Kreuzzüge und zwar gegen den Protestantismus begonnen. Denn vornehmlich aus diesem Lande hervor wird der Herstellungsproceß der unbeschränkten römischen Machtvollkommenheit im katholischen Deutschland betrieben. Alles wird dort je mehr und mehr auf den alten pfäffischen Fuß zurückgeführt. Die

ein-

bornen Ideeen des freien Geisterrechts werden in grobem
erialismus erstickt und alle echte Religiosität von jämmer-
: Götzendienerei zu Grabe getragen.

Jegliches Heil soll wieder ausgehen von den Klöstern
Missionsvereinen, die überall gestiftet werden; allge-
e Wallfahrten reproduciren thatsächlich das erste Jahrtau-
unserer Zeitrechnung mit der ganzen Rohheit seiner reli-
n Träume, Hoffnungen und Anschauungen. —

Wir sprechen von Aufklärung, wir sprechen von einer
n Zeit, durch welche Lüge und Dummheit demaskirt
en; allein fürwahr, was wir mit Recht' mögen Aufklärung
ten, das ist in fast ausschließlichem Besitze protestantischer
senschaft und Gesinnung, nur zum Theil' hat die neue Zeit
Deutschland auch die Wurzel katholischer Weltanschauung in
Boden durchgebildeter Vernunfterkenntniß gesetzt. Bevor
: Solches nicht wird allgemein Statt gefunden haben; so
ge deutscher und außerdeutscher Katholicismus in den be-
htenden Banden römischer Satzungen verharren: so lange
d von einer Theilnahme desselben an den Ideeen und Ent-
lelungen der neuen Zeit nicht können die Rede seyn und
den die Rückwirkungen der letzteren auf jenen sich nur immer
Charakter eines Kampfes besonnener Klugheit wider tollkühne
schränktheit offenbaren.

Wie ein alle Schachten und Höhlen erleuchtender Blitz
ß das Licht eines hellern und freiern Bewußtseyns in den
tholicismus hineinfahren, wenn er einer rationalen Weltan-
uung gewonnen werden soll. Die einzelnen Leuchtkugeln
erer protestantischen Einflüsse reichen unter keinen Verhält-
en zur Durchdringung aller Schatten der römischen Finster-
aus.

Indem ich zugebe, daß zwar mit Luther's hervorragender
rsönlichkeit die praktische Reformation des Christenthums be-
nnen, so bin ich hingegen der Meinung, daß dieselbe erst

werde

werde **vollendet** werden durch einen zweiten neuen Reformator; der, alles Licht neuzeitlicher Bildung mit wahrhaft christlich religiöser Begeisterung und lutherischer Charakter vereinigend, über den einseitigen Grundlagen der ersten Reformatoren das Gerüste eines **neuen, durch vernünftige Anschauungen dogmatisch gereinigten Christianismus** aufführt; welcher, angethan mit dem Feuer urevangelischer Glaubenskraft, zugleich einläuft in die Schaale des modernen Gedankens; der das auf die All-Güte des Weltschöpfers gestützte Hoffen des Gemüthes nicht außerhalb der Controle des Geistes läßt, des **Geistes**, der den Trug des Herzens zu dem Erfolge beseitigt, daß das **wahrhaft** und kann nicht an die Scholle der Endlichkeit gebundene **Menschliche** desto weiter in die Ewigkeit hineinreiche." —

Bei einem andern Anlasse äußert derselbige Reisende folgendes hieher Gehörige:

„Wenn es wahr ist, daß die **Reformation** sich in dem Leben der Völker kaum in ihren ersten vernünftigen **Anfängen** ausgesprochen, daß uns sonach bis diesen Augenblick ihre wichtigsten **Folgerungen** vorenthalten sind: so wird auch nicht bestritten werden können, daß die **Hierarchie**, als der Reformation scharf geprägter Gegensatz, in dem Maße altern und ihrem Grabe zueilen wird, in welchem die Entwicklungen der Reformation fortschreiten werden. Aber in der sanguinischen Stimmung neuzeitlicher Excentricität anzunehmen, die Hierarchie liege schon in ihren letzten Krämpfen und der Protestantismus habe den Sarg des Papismus schon fast zu Ende gezimmert, ist lächerlich.

Vielmehr jubeln die Geister des letzteren im Stillen ob der Hoffnungen, die ihnen aus den Venen **des in sich selbst zerfallenden, in eine Anzahl von Secten sich spaltenden Protestantismus** zugeführt werden, dessen edelste Wurzeln mehr und mehr **vom Gifte** religiöser

pression und Indifferenz zerfressen werden, je wei- die Arme greifen, welche die politische und religiöse ... scuration neuerdings über den Erdball ausstreckt." —

Was damit gemeint sei, versteht sich von selbst, geht aber ... h bestimmter aus den Aeußerungen hervor, welche der Vf. ... er die Obscurations-Bestrebungen eines bekannten deutschen ... erconsistoriums thut, „dessen Geschöpfe auf fast allen pro- ... antischen Kanzeln .....uns einen kopfhängenden servi- ... n Protestantismus predigen, einen Protestantismus, ... s dem die Mannheit herausgeschnitten ist; der mit seinen ... issen verkehrten Augen zum Himmel stiert, als wolle ihn ... en Augenblick von dort her ein Blitz des Ewigen zerschmet- ... n; einen Protestantismus, der sich alltäglich des jüngsten ... ges versieht und in solcher Erwartung sich jeden Anhalts ... istiger Stützpuncte begeben hat." —

„Sich lossagend von den Consequenzen der Refor- ... ation, wie sie sich im Verlaufe vernunftgemäßer Fortbil- ... ung ergaben, ja auf dieselben hinsehend, wie auf die Worte ... s bösen Feindes, der durch den Hochmuth der neuen Aufklä- ... ung die Welt am Nachhaltigsten berückte, wurzelt dieser ca- ... tirte Protestantismus fast einzig in dem von Luther zu ... euem Gewichte gebrachten augustinischen Lehrsatze, der den ... Menschen zu einem Klotze, wo nicht zu einem Teufel macht. ... Dieser Lehrsatz behauptet, der Mensch sei von Natur durch und ... urch verdorben, für gar keine gute Handlung fähig, vermöge ... ur zu sündigen und könne sich die Seligkeit nur durch den ... Glauben an das versöhnende Blut Christi verschaffen.

Dieser augustinische Lehrsatz, zugleich die Wurzel bildend ... nes sogenannten Alt-Lutheranismus, der in seiner ... Schiefheit und Verstocktheit die verächtlichste und hochmüthigste ... lbart der modernen Sectirerei ist, dummhochmüthig um des- ... illen, weil er wirklich glaubt, die Reformation in ihrer rein- ... en Quelle zu besitzen: dieser Lehrsatz, der das Christenthum

ge-

geradezu vernichtet und uns weit unter das Heidenthum der alten Völker stellt, uns, die wir doch geglaubt, vor zwei Jahrtausenden aus götzendienerischer Knechtschaft zur freien Anschauung des einzig wahren Gottes und zu eigner Freiheit durchgedrungen zu seyn: dieses augustinische Dogma mit seiner grosen Fähigkeit, dem Katholicismus sich anzuschliesen, ist der amtliche Inhalt des .....schen Protestantismus geworden, der, in solcher Entartung auf den meisten Puncten nur noch ein läppischer und saloppes Pietismus, mit jedem Tage zu einer vollkommenen Verschmelzung mit dem römischen Katholicismus in derselben Progression fähiger wird, als es der weltlichen Macht gelingt, (seine Zwecke auf andere Weise zu fördern).

Auf katholischer Seite liegt das Werk der Erziehung (in ....n) in den Händen der hierarchischen Propaganda, und protestantischer Seits wurde bisher das Möglichste consequent und in allen Theilen durchgeführt, um den Lehrstuhl in niederen und höheren Schulen mit dem blödsinnigen und geisteknechtischen Pietismus zu recrutiren."

2.

Etwas zur Vertheidigung des Missionswerkes.

In des XXI. Bandes erstem Hefte der krit. Pred.-Bibl. dieses Jahres ist ein Auszug aus einem englischen öffentlichen Blatte eingerückt, welcher das englische Missionswesen „schlimmerer Fehler beschuldigt, als alle frühere" von Zeit zu Zeit aufgetretenen Feinde. Hiergegen möge gegenwärtige kurze Erwiderung erlassen seyn, damit dem — audiatur et altera pars — Genüge geschehe.

Der fragliche englische Aufsatz ist schon im „Auslande" und in der „Allgemeinen (augsburger) Zeitung" Nr. 55. an

24.

Februar ganz erschienen und hat eine höchst vollständige,)liche Widerlegung gefunden in derselben (Allgemeinen) Zei-, unter dem 10. und 11. Mai, Beilage; — und in Be- auf diese Angelegenheit ist im „Auslande" unter dem 25. us (Nr. 177.) ein kleiner Aufsatz vom Redacteur selbst ılten, worin gesagt wird: „Fern sei es von uns, die Be- ıngen wahrhaft frommer und gottesfürchtiger Männer zu ;chtigen oder uns auch nur im Geringsten an die Form, in e ihre Frömmigkeit einmal gekleidet ist, zu stoßen." Und iner andern Stelle sagt er: „Deutschland hat keine Colo- ı. Deutsche Missionäre haben also keine Colonial-Inter- unter dem Deckmantel der Religion zu verfolgen und wir n im Laufe unserer ziemlich ausgebreiteten Lectüre mehr- ; zu bemerken Gelegenheit gefunden, daß die Mitglieder ;cher Missionsgesellschaften wegen ihrer Uneigennützigkeit besonders guten Aufnahme sich zu erfreuen hatten." ın daher, — welches jedoch klar erweislich nicht der Fall — die englischen Missionsgesellschaften mercantilische In- sen verfolgen, oder ihren Missionären zu viel Gehalt und heit bewilligen, oder sich von ihnen hintergehen lassen, so „die Missionäre sich das bequemste und üppigste Familien- ı zu bereiten" im Stande sind, so können wir Deutsche)ts dagegen haben. Die Engländer können ihr Geld ja enden wie sie wollen, aber sie haben Umsicht, praktischen t und Erfahrung genug, und werden wohl wissen, ı sie thun und wie sie ihr Geld verwenden.

Die Fehler, die sie in der Führung des Missionswerkes hen, — seien diese nun wirklich oder imaginär, in Deutsch- ı bekannt zu machen, wäre daher im besten Falle nur in ın nützlich, daß deutsche Missionsgesellschaften gegen diesel- oder ähnliche Fehler gewarnt und in den Stand gesetzt den, ihr wichtiges, schwieriges Werk desto erfolgreicher zu eiben.

Doch ich schreite nun zur Beleuchtung der Anklagen selbst. Es hat sich bekanntlich unter englischen Kaufleuten und Speculatoren vor einiger Zeit eine Gesellschaft gebildet, Neuseeland zu colonisiren, aber da die dortigen Missionäre den Colonisten hinderlich seyn würden, die Insulaner durch Branntwein, Kartätschenkugeln und andere Mittel aufzureiben und sich ihres Landes nach Gefallen zu bemächtigen, wie es leider! anderwärts nur zu allgemein geschehen ist, so erhebt nun diese Colonisationsgesellschaft heftige Anklagen gegen die Missionsgesellschaften, und wer sich die Mühe geben will, die oben erwähnte Vertheidigung in der allgemeinen Zeitung aufmerksam durchzulesen oder auch nur — sollte jene Zeitung nicht zur Hand seyn, — einen kurzen Aufsatz im **Auslande** unter dem 21. Juni 1840, dem muß es, sollte ich meinen, klar werden, daß jener englische Aufsatz Nichts weniger als Liebe zu den Menschen und zur Wahrheit verräth und aus einer unreinen Quelle geflossen seyn muß.

Die in jenen deutschen Blättern enthaltene Vertheidigung hier zu wiederholen, würde überflüssig seyn, aber ich kann nicht umhin, den Inhalt eines später nach Deutschland gekommenen Documents den Lesern der krit. Pred.-Bibl. mitzutheilen. Es ist dieß die Rede, die ein ausgezeichneter, in der öffentlichen Achtung sehr hochstehender englischer Prediger und Schriftsteller (Cunningham zu Harrow in der Nachbarschaft von London) in der großen Jahresversammlung der kirchlichen Missionsgesellschaft (Amerik-Missionary-Society) im Mai dieses Jahres, wo Tausende gegenwärtig waren, gehalten hat, und man kann aus derselben die wahre Lage der Dinge wohl unstreitig am Besten erkennen. Die ganzen Verhandlungen dieser Jahresversammlung sind in einem öffentlichen englischen Blatt (the Record) gedruckt, und ich nehme mir die Freiheit, Ew. H. M. dasselbe zur eignen Durchsicht hiermit zuzusenden und bin erbötig, es auch jedem Andern mitzutheilen, welcher wünscht,

zu

einer klaren, unparteiischen Ansicht dieser Angelegenheit zu ngen. —

Der Redner sagt, die Comité habe vestgesetzt, für jeden [illegible] eines Missionärs in Neuseeland bei Erreichung seines Lebensjahres 50 Pfd. Sterling zu bewilligen, um ihn da bei irgend einem Handwerker in die Lehre zu geben. Da nach 20 Jahren die Zahl der Kinder der Missionäre sich 122 belaufen habe und die Missionäre geschrieben hätten, es unmöglich sei, so Viele in Neuseeland als Lehrlinge rzubringen außer etwa zum Kriegshandwerke, so habe die nité ihnen den Vorschlag gemacht, für die 50 Pfd. Land kaufen, damit diejenigen ihrer Kinder, welche sich zum ssionären-Amte nicht eigneten, den Landbau erlernen und christlich erzogene Colonisten zur Civilisation und Bekehrung Neuseeländer das Ihrige beitragen möchten, denn es sei bestreitbar, daß das Beispiel frommer Famil-n oft eben so Viel (— ja wohl noch mehr —) nützte, Predigten. — Die Frage war nun, wie viel Land jedes Kind gekauft werden solle. Dieselbe Frage wäre vor Regierung von Holland (Neuholland ohne Zweifel) gekom-n und sie habe entschieden, das Geringste für den Unterhalt es Kindes sei 1200 Morgen Landes und einige Missionäre ten — er glaube, mit Ehrlichkeit — erklärt, daß 1000 orgen Landes, welches sie in Neuseeland besäßen, nicht so l werth wäre als 5 Morgen in England *).

Dddd 2 „Aber,"

*) Wenn man bedenkt, daß viele Strecken Landes in der Nähe von Missionsniederlassungen nicht die fruchtbarsten sind, da die Wahl der Missionsstationen nicht von der Fruchtbarkeit des Landes, sondern von der Geneigtheit der Einwohner eines Districts, sich unterrichten zu lassen, abhängt, wenn man bedenkt, daß dieß ganz unbebaute, wilde Landstriche sind, deren Fruchtbarmachung sehr langsam vor sich geht und viel Mühe und Unkosten erfordert,

„Aber," fährt der Redner fort, „man wird euch wieder und wieder in die Ohren rufen: Manche Missionäre besitzen 3—4000 Morgen Landes! Wohl; Herr Williams (einer der Missionäre) hat 11 Kinder, und wenn das mit 1200 multiplicirt wird, so kommt eine viel größere Summe heraus, als 4000. Und doch war dieß die Zahl der Morgen, die ihm zuerkannt wurde von Denen, welche, wie man sich wohl vorstellen kann, die Sache am Beßten zu beurtheilen vermochten. Aber nun kommt ein Fall vor, daß ein Mitglied der Mission auf Gesuch anderer Missionäre der Besitzer einer viel größeren Strecke Landes wird, um welches zwei Parteien der Native sich zankten und welches keine Partei der andern zugestehen wollte, welches aber Beide den Missionären überlassen wollten. Herr Färburn (Fairburn) wurde Besitzer dieses Landes, und Umstände traten ein, daß er eine Abneigung zeigte, einen Theil dieses Landes der Gesellschaft abzutreten, und auch in andern Rücksichten fand die Comité Ursache, mit dem Besitze dieses Landes unzufrieden zu seyn. Die Angelegenheit war vollständig vor der Comité und dieselbe hat eine Comité von Missionären, die wenig Land besitzen, gewählt, Herrn Färburn's Sache zu untersuchen und zu entscheiden; — will er nicht ihrem Urtheile gemäß einen Theil des Landes abgeben — kurz, will er sich nicht den von der Comité gewählten Auctoritäten unterwerfen, so hat die Comité mit Bestimmtheit erklärt, daß sie Herrn

dert, und wenn man bedenkt, daß aus Mangel an Landstraßen 2c. die Feldfrüchte nicht zu Gelde gemacht, noch andere Lebensbedürfnisse erlangt werden können, so wird man obige Behauptung wohl begreiflich finden. Manche Missionäre und ihre Kinder, als Colonisten, sind in der Mitte ihrer großen wüsten Strecken Landes nicht besser daran, als die Einwohner der abgelegenen Dörfer des thüringer Waldes. Zu essen mögen sie wohl haben — aber üppiges Familienleben — das ist eine andere Sache.

Anm. des Einsenders.

rn Färburn's Verbindung mit der Gesellschaft völlig auf- a will. — Wenn dieß nicht entschieden gesprochen ist, so ß ich nicht, was man so nennen kann. Könnet ihr Mehr arten, als daß die Comité vorsichtig, langsam und bedacht- . in einer Angelegenheit verfahren solle, die in der Entfer- ıg einer Hemisphäre von ihr vorgefallen ist?" u. s. w. So t Cunningham.

Dieß ist nun die Thatsache, um welche sich das Ganze ht und aus welcher die Parteigänger der neuseeländischen lonisationsgesellschaft die Anklagen herausgesponnen haben, ß die Missionäre die Geldmittel der Gesellschaft unangemessen wendet und ihren religiösen Einfluß auf die Eingebornen be- ht hätten, um persönlichen Gewinn zu machen, und daß durch viele Stämme ihr ganzes Besitzthum verkauft hät- ı und andere Stämme zu bekriegen gezwungen worden wä- ı, um ein neues Gebiet zu ihrem Aufenthalte zu erwerben, ıd daß folglich die Zahl der Insulaner in der Nachbarschaft : Missionen rasch abnehme. — Ich übergehe jetzt alle die erzeugenden Thatsachen und Beweisgründe, die zur Verthei- gung der Missionäre in der Allgemeinen Zeitung angeführt ıd und andere, die ich noch hinzufügen könnte, und wollte e Leser der krit. Pred.-Bibl. bloß darauf aufmerksam machen, ıß die Anklage sich selbst widerlegt. Denn wenn die Mis- onäre ihren religiösen Einfluß benutzen konnten, so muß- n sie doch durch ihren Wandel und christlichen Charakter die chtung der Insulaner und zwar „vieler Stämme" er- ngt haben, aber wenn dieselben Missionäre wieder so eigen- ützig sind, um persönlichen Gewinn zu machen und diese ändereien für einen Spottpreis den Insulanern abzunehmen, wie im Auslande Nr. 177. ausdrücklich behauptet wird), so ätten sie ja dadurch mit einem Schlage wieder alle Achtung ei den Insulanern verlieren müssen, so daß diese, Statt mit anderen Stämmen einen Kampf auf Leben und Tod zu be- ginnen,

ginnen, gewiß lieber über die wehrlose Handvoll von Missionären hergefallen und ihr verschleudertes Land, wenigstens theilweise, wieder eingenommen haben würden. Und wie hätten die Missionäre sich vertheidigen oder woher Hilfe und Schutz bekommen können, als eben von den europäischen Colonisten, die gerade ihre größten Feinde sind und die vielmehr die Insulaner gegen die Missionäre aufgehetzt und mit Kriegsmunition versehen haben würden?

Aber so lange noch die Missionäre in jenen Seeen dem abscheulichen Opium- und Branntweinhandel, den weitkundigen viehischen Ausschweifungen der Colonisten und Matrosen mit den Insulanerinnen und anderen Unthaten Widerstand leisten werden, so lange werden auch Verleumdungen gegen die Missionäre gedruckt und verbreitet werden.

D. B. Schmid,
Missionär.

3.

Der Volksunterricht in Frankreich am Ende des Jahres 1840.

Ueber den jetzigen Zustand des Volksunterrichts ist neulich eine gehaltreiche Uebersicht von Boulay de la Meurthe erschienen, als Anhang zu seinem letzten Berichte über die Arbeiten des freien Vereins zur Beförderung des Elementarunterrichts. Der Vf. beginnt diese Uebersicht mit der Epoche des Kaiserthums und bedauert, daß Napoleon nicht die erforderliche Zeit gefunden habe, um den Volksunterricht zu begründen. Jedoch wurde auf seinen Befehl durch Cuvier und Noel jene Untersuchung des Elementarunterrichts in Holland vorgenommen, welche einen Bericht zur Folge hatte, den man als

den

den Keim der jetzigen Einrichtungen in Frankreich betrachten kann. Sogar die Restauration hatte einige gute Augenblicke und erließ bekanntlich die Ordonnanz vom 29. Febr. 1816, welche Unterrichtscomités anordnete.

Seit der Julirevolution ist ein Gesetz über den öffentlichen Unterricht zu Stande gekommen, so unvollkommen es auch noch ist, so ist es doch schon Viel; denn man kann es als die magna Charta des Elementarunterrichts betrachten. Dieses Gesetz nämlich sanctionirt die Freiheit des Unterrichts und behält doch dem Staate sein Recht vor; es hat Hilfsquellen eröffnet, die Comités begründet, Normalschulen und Prüfungscommissionen eingesetzt. Seit zehn Jahren sind 8500 Gemeinden mit Schulen versehen worden, man zählt eine Million Schüler mehr, als zuvor; 6—600 Gemeinden haben Schulgebäude erhalten, und es sind für Unterrichtszwecke 30—35 Millionen Francs ausgegeben worden. 61 Normalschulen sind gestiftet, ihnen ist es zu verdanken, daß sich das Personal der Schullehrer verbessert hat; die Arondissementscomités und die Prüfungscommissionen haben ihren Nutzen bewährt, es gibt keine Departements mehr, denen man eine Steuer zum Behufe des Volksunterrichts von Staatswegen aufzulegen hat; endlich hat man Inspectoren und Unterinspectoren angestellt, welche über den Unterricht zu wachen haben. Mich dünkt, eine Revolution, aus welcher so viel Gutes hervorgegangen, wenn sie auch sonst gar keine Staatseinrichtung befördert hätte, verdiente wohl, daß sich ihre Feinde mit ihr aussöhnten, wenn ihnen anders das Wohl des Volkes am Herzen liegt. Aber freilich ist Frankreich von einem befriedigenden Zustande des Volksunterrichts noch weit entfernt und dieß verhehlt Boulay de la Meurthe keineswegs. Zwei Millionen Kinder, sagt er, könnten die Kleinkinderschulen von 38,000 Gemeinden besuchen; es sind aber nur 575 Kleinkinderschulen in 321 Gemeinden vorhanden, welche von weniger als 50,000 Kindern besucht wer-

werden. Fünf Millionen Knaben und Mädchen sollen zu Schule gehen; es gehen aber nur drei Millionen im Winter und kaum 1,800,000 im Sommer hin. Mehr als die Hälfte der Mädchen bekommt gar keinen Unterricht. Vierzehn Millionen Erwachsene können weder lesen noch schreiben. Man zählt nicht mehr als 50,000 erwachsene Schüler in weniger als 2000 Classen, die ihnen offenstehen. Fügt man nun auch ungefähr 50—60,000 Unteroffiziere und Soldaten hinzu, welche die Regimentsschulen besuchen, so hat man doch nicht mehr als Etwas über 100,000 erwachsene Schüler. Mehr als 56,000 Gemeinden mangelt es noch immer an Elementarschulen, 87 haben noch keine höhere Schule, wie es ihnen das Gesetz zur Pflicht macht; mehr als 21,000 haben nur eine einzige Schule für beiderlei Geschlechter, mehr als 20,000 besitzen nicht selbst die Häuser, worin ihre Schulen gehalten werden. Um diese Häuser zu bauen oder anzukaufen, wird man mehr als 72 Mill. Fr. verwenden müssen. Unter den Schulen, welche den Gemeinden angehören, gibt es wenige helle, geräumige, gesunde und ihrer Bestimmung angemessene und noch weniger mit dem nöthigen Zubehöre versehene; die meisten sind in erbärmlichem Zustande. Die 74 vorhandenen Normalschulen zur Bildung der Volksschullehrer können dem Mangel an hinlänglichen Subjecten lange nicht abhelfen. Man braucht beinahe 1500 Schullehrer jährlich und die Normalschulen liefern nicht einmal 900. Was die Normalschulen für Volkslehrerinnen betrifft, so gibt es deren kaum 2 oder 3. Es ist noch gar keine öffentliche Anstalt zur Bildung der Vorsteherinnen von Näh- und Kleinkinderschulen vorhanden. Schullehrervereine gibt es nur wenige und sie scheinen eher ab- als zuzunehmen. Der Staat, welcher bis zum J. 1829 nur 50,000 Fr., in jenem Jahre aber 100,000 Fr. für den Volksunterricht hergab, hat im Budget für's J. 1841 den Posten auf 1,800,000 Fr. erhöht, wozu die Kammer der Deputirten

200,000 Fr. zugelegt hat, um zum Anlegen von Kleinerschulen aufzumuntern. Das Personal der Mauthverwal- bemerkt Boulay de la Meurthe, kostet eben so viel, die stlichkeit ⅔ mehr, ohne das zufällige Einkommen mitzurech-, das Kriegswesen kommt in Friedenszeiten, Algier nicht zerechnet, zwölf Mal mehr. Zuletzt bemerkte Boulay de la urthe noch, daß die Schulen, welche von geistlichen Brüchaften gehalten werden, jetzt in stärkerem Verhältnisse zumen, als die von weltlichen Schullehrern gehaltenen. Wie scheint, befördert die legitimistische Opposition diese Anstalt Parteigeiste; in manchen Gegenden Frankreichs herrscht noch zotterie, und die geistlichen Brüder werden allen anderen Leh- deßhalb vorgezogen, weil sie ihre Schüler fleißig zu Anhtsübungen anhalten. Da sie kein Schulgeld nehmen, weil ihnen ihre Ordensstatuten verbieten, so mag dieß ein Grund iter seyn, weßhalb sie von manchen Gemeinden berufen wer- und die Schullehrer der Armen geworden sind. Sie vergen bloß, daß die Gemeinden für ein Schulgebäude und für en Unterhalt sorgen, und oft leisten sie auf Beides Verzicht, nn die Gemeindevorsteher sich in die Leitung ihrer Schulen schen wollen. Boulay de la Meurthe fragt, wie diese Brü- denn bestehen können? Wahrscheinlich durch Beiträge von ußen und von Innen, durch Vermächtnisse, heimliche Gan u. s. w. Diese geistlichen Brüderschaften hängen alle zummen und stehen in Einverständnisse mit dem römischen Hofe. urch sie sucht die Curie auf's französische Volk zu wirken nd wirkt auch in einem gewissen Grade auf dasselbe. Die legierung wird wohlthun, wenn sie dem schnellen Wachsthume ieser Brüderschaften nachspürt und untersucht, woher es kommt, aß geistliche Schulen so leicht emporkommen, indeß sie mit en Bürgerschulen so große Noth hat.

---

4. Der

4.

Der Volksunterricht in England am Ende des Jahres 1839.

Die Klagen über den tiefen Verfall der Volkserziehung in England sind alt; ganz anders ist es in Schottland, wo die seit dem Anfange des 17. Jahrh. unter der Pflege des Presbyterianismus gestifteten Kirchspielschulen auf allgemeine Volksbildung die wohlthätigsten Wirkungen gehabt haben. Die kirchliche Reformation in England unterscheidet sich auch darin von der Reformation in Deutschland, die in Kirche und Schule zugleich ihre Lichtstrahlen sandte, daß sie für die Verbesserung des Unterrichts Nichts gethan hat. Oxford und Cambridge tragen noch die Mönchskutte, trotz neuen Verbesserungen; und nicht viel anders ist es in den älteren höheren Lehranstalten, den Colleges, die um 100 Jahre hinter den deutschen Gymnasien in Lehrweise und Schulzucht zurückgeblieben sind. Später, meist im 18. Jahrh., machte man einzelne Versuche, die halbe, die alten Mißbräuche schonende. Wo kräftig eingegriffen werden sollte, zeigte sich Widerstand der kirchlichen Obern. Es ist bekannt, wie Brougham in den Jahren seiner kräftigsten Thätigkeit mit seinem Plane, aus den todten und gemißbrauchten Schätzen von Bildungsstiftungen Mittel für Volkserziehung zu gewinnen, an der Klippe des bischöflichen Widerstandes scheiterte. Man hat in Anerkennung des dringenden Bedürfnisses Vereine gestiftet, die zum Theil auch Gutes gewirkt haben, wie der Nationalverein und die britische und ausländische Schulgesellschaft, deren Wirksamkeit sich hauptsächlich auf Stiftung und Unterstützung von Schulen beschränkt. Die letztgenannte Gesellschaft nennt sich ausländisch nur in Beziehung auf Colonieen und außereuropäische Länder, denn pädagogische Apostel, wie im Mittelalter, auf das europäische Festland zu senden, wird den Engländern bei der eignen Anerkennung ihrer heimi-

schen

n Mängel nicht einfallen. Einem Bedürfnisse aber, dem
igendsten, wurde durch diese Bemühungen nicht abgeholfen,
Bildung eines Lehrerstandes für Volksschulen. England
keine öffentlichen Schullehrerseminarien. Diesem Mängel
uhelfen, war der Hauptzweck des von der Regierung vorge-
agenen Planes, gegen dessen Einzelnheiten deutsche Pädago-
freilich mit vollem Rechte Viel einwenden werden. Aber
Grundgedanke war gut und ist hoffentlich ein Keim, der
ichte tragen wird, Trotz der Wuth der Eiferer, die bei die-
Gelegenheit, durch die dreistesten Entstellungen jenes Pla-
s, durch die unverhohlenste Ankündigung von Bigoterie und
uldsamkeit abermals gezeigt haben, daß die durch Parla-
ntsacten gegründete Hierarchie ihrem ursprünglichen Cha-
ter treubleiben will. Ich lege Ihnen einige schlagende Be-
ise vor, woraus hervorgeht, wie es in reichen Gegenden des
ndes mit der Erziehung der unteren Volksclassen steht. Ich
öpfe aus den Berichten der statistischen Gesellschaft in Man-
ster, die durch einige ihrer Mitglieder die Volksschulen in
Gegend von Manchester und Liverpool untersuchen ließ.
gegeben, daß sich in Fabrikgegenden der Erziehung der un-
en Volksclassen manche Hindernisse entgegenstellen, so ist
h offenbar, daß bei den Gräueln, die hier aufgedeckt werden,
hilfe des Grundübels, des Mangels an tüchtigen Lehrern,
ngend nothwendig ist. Die Schulen sind gewöhnlich in sehr
mutzigen, ungesunden Räumen, oft in dumpfigen Kellern, in
fallenen Dachstuben. In einer Schulstube fand man eilf
nder; ein Kind der Schulmeisterin lag maserkrank im Bette,
anderes war wenige Tage vorher in derselben Stube ge-
rben, und von den gewöhnlich die Schule besuchenden Kin-
n lagen nicht weniger als 30 zu Hause an den Masern
nk. In den meisten Schulen fand man nur zwei bis drei
cher für alle Schüler, in manchen gar keins, wenn nicht
a ein Schüler ein Buch oder ein Buchbruchstück von Hause
mit-

mitbrachte. Eine der besten Schulen wurde von einem blinden Manne geleitet, der seinen Schülern das Gelesene schlicht und verständig erklärte, aber in seinen Arbeiten oft unterbrochen wurde, weil seine Frau eine Wäschmangel hielt, die er drehen mußte. Eine Schule von vierzig Kindern war in einem 10 F. langen und 9 F. breiten Gemache, wo auf einer Stange ein krähender Hahn mit zwei Hennen saß und neben einer alten Bettstelle eine Hundehütte mit drei Dachshunden stand, deren Gebell in den Lärm der Kinder einstimmte, als die fremden Besucher hereintraten. In vielen Schulen gibt es weder Bänke noch Stühle; die Kinder sitzen auf der Erde mit untergeschlagenen Beinen, wie die Hinduknaben, die aber wahrscheinlich besser unterrichtet werden; in einer andern Schulstube diente ein alter Bettkasten, der auf Ziegeln stand, zum Sitze, und die Tische, ein seltenes Geräth, sind gewöhnlich so klein, daß nur einige Kinder zu gleicher Zeit daran schreiben können. In dem traurigsten Zustande sind die von Weibern gehaltenen Schulen (Dame schools) in den ärmeren Stadttheilen von Liverpool. Ueber 40 derselben sind in Kellern. Die Berichterstatter sagen, es sei kaum möglich, sich einen Begriff von der Unsauberkeit dieser fast nie gelüfteten, von Gerüchen aller Art verpesteten Schulstuben zu machen. Masern, Scharlachfieber, Augenkrankheiten werden hier fortdauernd erzeugt, und gewöhnlich leidet die Hälfte der Schulkinder gleichzeitig an solchen Uebeln. In Liverpool und in anderen Orten ist Wohlfeilheit die Hauptempfehlung einer Schule bei den Aeltern. Die Folge davon ist, daß oft bessere Lehrer ihre Schulen aufgeben, weil sie mit den schlechtern die Mitbewerbung nicht aushalten können. Die Lehrer und die Lehrerinnen sind in den meisten Fällen eben so unfähig als in ihrem Wandel anstößig. Ein Lehrer einer Tagschule z. B. saß zuweilen mehrere Tage in der Schenke, während die Kinder in der Dachstube spielten. Unter den Schulmeisterinnen in Liverpool waren zehn Almosenempfängerinnen,

die

e zum Theil' auf Lohnarbeit gingen, während sie einem Nachbarkinde die Aufsicht über ihre Zöglinge überließen, auch wohl i der Schulstube selbst Wäsche wuschen und trockneten. Der Religionsunterricht ist armselig und beschränkt sich meist auf Auswendiglernen des Katechismus. An moralischen Unterricht t nicht zu denken. „Moral!" sagte ein Lehrer, „wie soll ich iese da Moral lehren?" In einer andern Schule, wo angeblich Moral gelehrt wurde, fragte der Besucher ein Kind: „Kannst u mir sagen, worin die Pflicht gegen deine Aeltern besteht?" „Nein!" antwortete das Kind. „Nun," fiel die Schulmeisterin ein, „kannst du nicht sagen: Nein, mein Herr! Ich ebe mir viel Mühe," fuhr sie fort, „den Kindern Moral eizubringen, aber Sie sehen, es hält so schwer, ehe sie sich uch nur gewöhnen, mein Herr! zu sagen!" Die Mitglieder er statistischen Gesellschaft fanden es sehr schwierig, die Zahl er Kinder in den Weiberschulen zu erfahren, weil die Schulmeisterinnen eine abergläubische Scheu vor dem Zählen haben. „Sie werde sich wohl hüten, die Zahl der Kinder auszumitteln," sagte eine Lehrerin, „man wisse ja, wie es David ergangen sei, als er die Kinder Israels gezählt habe."

5.

Aberglaube, Unglaube, Glaube.

(Zur dankbaren Erinnerung an einen geliebten Lehrer.)

Ich trat hinein in die bestaubten Säle
Beklomm'nen Sinn's, als wär's geweihter Ort.
Hier wollt' ich finden, was dem Herzen fehle;
Und für das alte, dunkle Räthselwort,
Das mich so tief, so tief im Innern quäle,
Hofft' endlich ich die volle Lösung dort.
Du schöner Wahn! Du wundersüßes Träumen!
O, daß ich fern geblieben jenen Räumen!

Wohl

Wohl traten sie als heilige Propheten
Gar feierlich auf die geweihten Stühle,
Wohl strömten aus dem Munde, dem beredten,
Erhabne, dunkelprächtige Gefühle;
Doch jener Trank, um den ich heiß gebeten,
Daß er die wilde Gluth des Zweifels kühle,
Blieb ewig mir versagt. Die glüh'nden Flammen,
Hoch schlugen sie empor. — Der Glaube fiel zusammen.

Da faßte mich ein wildes Fieberbeben,
Und vor den Augen schwamm's im wirren Schein';
Und in der Sinne wildempörtes Leben
Trieb mich die Angst, die innere, hinein.
„Vergessen" war mein ewigtäglich Streben,
Doch nimmer wich der centnerschwere Stein
Vom Herzen mir. Fast war's gebrochen;
Da hat der Herr durch dich zu mir gesprochen.

Wohl hast du mir auf ewig nun entschieden
Den Glaubensweg, den ich hinfort soll schreiten.
Dein „Unterricht," wohl soll er mich hienieden,
Wo Wolken ewig mit der Sonne streiten,
Durch Nacht zum Licht', durch heißen Kampf zum Frieden,
Hinüber mich in's Land des Schauens leiten.
Du greiser Held, im Kampf der Ewigjunge!
Laut dankt das Herz, doch wortlos ist die Zunge.

S.....

Register

über

die sämmtlichen im einundzwanzigsten Bande der krit. Prediger-Bibliothek recensirten Schriften.

Bret-

Ger-

Saal,

Theologisches Notizenblatt.

Be-

Bekanntmachungsblatt

der

kritischen Prediger-Bibliothek.

VI.

Bei Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Dinter's, D. G. F., sämmtliche Schriften. Erster Band, zweite Abtheilung. Enthält: Die vorzüglichsten Regeln der Katechetik als Leitfaden bei'm Unterrichte künftiger Lehrer in Bürger- und Landschulen, nebst kurzgefaßter Glaubens- und Sittenlehre. 8. 1841. sonst 11½ Sgr., jetzt nur 7½ Sgr.

Ferner erschien im Verlage des Unterzeichneten:

Schuderoff, D. J., vier Predigten vom Gutenbergs- bis zum Amtsjubelfeste 1840. 8. 1841. geh. 7½ Sgr.

Neustadt a. d. Orla, d. 1. Febr. 1841.

J. K. G. Wagner.

Bei C. P. Melzer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Amtliches Gutachten über eine Sammlung biblischer Abschnitte in vier Jahrgängen, welche der evangelischen Geistlichkeit des Königreichs Sachsen im Jahre 1836 zur Prüfung und Benutzung vorgelegt, von nun an die Grundlage

lage eines neuen Perikopenbuches derselben bilden soll. Von M. H. A. E. Wagner, Pf. zu Leulitz. gr. 8. br. Preis 8 Gr.

Im Verlage von C. F. Osiander in Tübingen und F. H. Köhler in Stuttgart ist erschienen:

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von D. David Friedrich Strauß. Erster Band. gr. 8. 46 Bogen. 5 fl. 24 kr.

Die Verlagshandlung übergibt hiermit dem Publicum ein neues Werk des berühmten Verfassers des Lebens Jesu, welches mit Begier erwartet wurde. — Der zweite und letzte Theil wird im Laufe des Jahres 1841 erscheinen.

Bei C. F. Osiander in Tübingen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Strauß, D. D. F., das Leben Jesu, kritisch bearbeitet. 2 Bände. Vierte Auflage. 6 Rthlr. 8 Gr. oder 10 fl. 48 kr.

Das Werk, welches, obwohl gegen den ursprünglichen Plan des Vfs., der es nur für Theologen geschrieben hatte, durch die Wichtigkeit seines Gegenstandes und seiner ansprechenden Form in die Hände von Lesern aus allen Ständen gekommen ist, bieten wir diesen hier in einer auf's Neue sorgfältig durchgesehenen Auflage zum ersten Male auch mit deutschen Lettern gedruckt, so daß sich nun an dasselbe die in der gleichen Verlagshandlung früher erschienenen „Streitschriften" in ganz gleichem Drucke und Formate anschließen. Letztere, welche in 3 Lieferungen die Widerlegung von Steudel, Eschenmayer, Menzel, der evangelischen Kirchenzeitung, der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik und der theologischen Studien und Kritiken enthalten, bilden ein nothwendiges Supplement zu dem Hauptwerke und kosten zusammen 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Sig=

Sigwart, D. H. C. W., das Problem des Bösen oder die Theodice. gr. 8. 1 Thlr. 3. Gr. oder 1 fl. 48 kr.

Vorliegende Abhandlung schließt sich genau an die früher erschienene: Das Problem von der Freiheit oder Unfreiheit des menschlichen Willens, an. In letzterer hat der Herr Verf. mit Rücksicht auf die sogenannte speculative Zeitphilosophie die Frage gestellt: Wie sich die Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Wollens in demjenigen Systeme ausnehme, welches Gott als die ewige persönliche Vernunft, die Welt als Schöpfung dieser Vernunft, den menschlichen Geist als unsterbliches Wesen anerkennt und von dem Ernste der sittlichen Idee durchdrungen ist. In derselben wurde die Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Wollens selbst dargestellt und in obiger, das Problem des Bösen oder die Theodice, wird der andere Theil der Frage behandelt. Die Wichtigkeit der hier beleuchteten philosophischen Lehre möchte dem Werke wohl allgemeines Interesse zuwenden.

Religiöse Festgabe.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1841. Herausgegeben, in Verbindung mit Anderen, von Albert Knapp. Mit 6 Stahlstichen. 12. Eleg. gebunden mit Goldschnitt und in Futteral 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Haben die früheren 8 Jahrgänge durch ihre Gediegenheit dem Almanach nah' und fern einen großen Leserkreis gewonnen, so dürfte dem obigen noch ein größeres Interesse geschenkt werden, da die Reihe der geschätzten bisherigen Mitarbeiter noch durch einige gefeierte Namen erweitert worden ist, und aus der Feder des Herrn Herausgebers dieß Mal mehr Beiträge geflossen sind, als demselben in den letzten Jahren zu geben möglich war.

Der Verleger erlaubt sich noch, die Uebersicht des Inhalts hier folgen zu lassen:

Harriet Bradford Stewart. Einfacher Umriß ihrer Lebensgeschichte. Von D. Chr. G. Barth. — Naturbilder aus der Schweiz. Von Abel Burkhardt. — Saul unter den Propheten. Von D. Eduard Eyth. — Gedichte von J. E. Lange. — Die Zeichen des Lebens. Von D. G. H. v. Schubert. — Sprüche der Väter. Von Ebendemselben. — Gedichte von Ernst Moritz Arndt. — Die drei Freunde. Von L. Vogel. — Gedichte von D. Heinrich Puchta.

Puchta. — Schweizerische Wasserfälle. Von J. C. Lange. — Der Weihnachtsabend. Von D. Franz Theremin. — Die Bernsteinhexe. Proben aus einer ungedruckten Erzählung. Von Wilhelm Meinhold. — Vermischte Gedichte. Vom Herausgeber. — Aus dem Leben der Herzogin Magdalena Sibylla von Würtemberg. Vom Herausgeber. — Gedichte der verborgenen Christin. Von Ebendemselben. — Gedichte von D. J. F. v. Meyer. — Dienst und Gegendienst. Eine Erzählung nach amerikanischen Quellen. Von D. Chr. G. Barth. — Gedichte von Julius Krais.

Für evangelische Geistliche, in's Besondere in den preußischen Staaten.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Nothwendigkeit
und
zweckmäßigste Einrichtung einer
Verbindung der Consistorialverfassung
mit der
Presbyterial= und Synodalordnung
in der evangelischen Kirche.

Ein kirchenrechtliches Gutachten, mit besonderer Rücksicht auf die Kirchenverfassung in den östlichen Provinzen des preußischen Staates. Verfaßt von Klameriides. gr. 8. geh.
Preis 25 Sgr.

Bei mir ist so eben erschienen:

Söltl, Prof. D., der Religionskrieg in Deutschland. Auch u. d. T.: Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrichs V. von der Pfalz. 2 Thle. gr. 12. geh. 4 Thlr.

Für Historiker, wie für alle Freunde der Geschichte von gleichem Interesse.

Hamburg, Januar 1841.

Joh. Aug. Meißner.